Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Stanford University Libraries
3 6105 128 962 615

Digitized by Google

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung

Herausgegeben von Otto Janke
Zweiundfünfzigster Jahrgang 1915

Unbefugter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitung ist untersagt

Erster Band

Verlag von Otto Janke * Berlin SW 11

Digitized by Google

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
JUN

AP30
D378
V.52
pt.1-2

Digitized by Google

Inhalt des ersten Bandes

Romane

Die Meistergeige. Roman von Hans Werder, Seite: 1—14, 37—45, 69—77, 93—101, 117—124, 141—151, 165—175.

Die blaue Blume. Roman von Bruno Wölfing. Seite: 15—26, 46—57, 78—86, 102—110 125—133, 152—158, 175—182, 198—207, 222—230, 246—254, 270—278, 294—302, 318—326.

Die Reise nach Meran. Roman von Else Rema. Seite: 189—197, 213—221, 237—245, 261—269, 285—293, 309—317.

Beiblatt

	Seite
Kriegsfreiwilliger. Gedicht von Erich Janke	27
Wachtmeister Browka. Von Freiherr von Schlicht	27
Bangende Liebe. Gedicht von Bernhard Schäfer	31
Der Lanzenreiter. Skizze von Hans Herbert Ulrich	31
Friede mit den weißen Schwingen. Gedicht von Eugen Stangen	33
Das tote Dorf. Skizze von Helmuth Unger	34
Abend. Gedicht von Helene Brauer	58
Gloria Viktoria. Von Hans Werder	58
Der Taugenichts. Von Otto Bojarzin	66
An den künftigen Frühling. Gedicht von Florentine Gebhardt	87
Ganz wie vor 44 Jahren. Von Marcello Rogge	87
Du großes Leben. Gedicht von Helmuth Unger	90
Das fallende Laub und sein Lied. Von Käte Damm	90
Die Ersten. Gedicht von Erich Janke	111
Der Fahnenträger. Novelle von Helmuth Unger	111
Patrouillengang durch Lüttich. Gedicht von Hans Herbert Ulrich	113
Kanonen. Studie von von Alfred Richard Meyer	113
Ruhetag im Felde. Gedicht von Thilo Kieser	115
Freundschaft. Von Wanda West	116
Später Herbsttag ohne Sonne. Gedicht von Leo Heller	134
Unter dem Roten Kreuz. Von Johanna Weiskirch	134
Frage. Gedicht von Wanda West	138
In der Nähe. Skizze von Rose Raunau	139
Fremde Abendglocken. Gedicht von H. H. Ulrich	140
Siegesahnung. Gedicht von Hedwig Forstreuter	159
Im Krug von Wreczolenka. Von Hanns Gisbert	159
Singende Arbeiter. Gedicht von Otto Doderer	162
Eine deutsche Mutter. Skizze von M. von Rentz	162
Zwischen Sumpf und See. Gedicht von Florentine Gebhardt	164
Sonnenaufgang. Gedicht von Emma Janssen von Belitzka	183
Die Kula. Von Dietrich Darenberg	183
Der Herbst. Gedicht von Karl Pries	187
In solcher Nacht. Gedicht von Bernhard Schäfer	208
Ruhetag. Skizze von Helmuth Unger	208
Dem Vaterland. Gedicht von El. von Peßler	210
Trost. Von Rose Raunau	210
Dämmerung. Gedicht von Isa M. Schulze	231
Türkische Derwische. Von Dr. Erich Janke	231
Beim Abschied. Gedicht von Fred Hein	233
Ein schwieriger Fall. Von Friedrich Uhlenhorst	233, 258
Soldatenmutter. Gedicht von Erich Janke	255
Der Ueberfall. Von Leo N. Tolstoi	253, 279
Den Frauen. Gedicht von Paul Friedrich	257
Das Mutterherz. Gedicht von Walter Flex	279
Ahnung. Gedicht von El. von Peßler	281
Ein Truppenverbandplatz in Belgien. Von Stabsarzt Dr. F. Loeplitz	281
Eine schwarze Perle. Von Werner Ritter	282

60ST2 005 82 53 XL Digitized by Google 2184

Seite

Siegestag. Gedicht von Hans Herbert Ulrich . . 303
Wie die Danziger den König von England fingen. Von Reinhold von Werner 303
Zu seinen Söhnen spricht der Heimatgrund. Gedicht von Hedwig Forstreuter 306
Feierabend. Gedicht von Fritz Alfred Zimmer . . 327
Fritz. Eine Weihnachtsgeschichte von J. Berger . 327
Stoßgebet. Gedicht von Walter Flex 330

Bücherbesprechungen.

Neue Bücher 140, 188, 212
Nibelungen. Siegfriedsage von W. Jordans . . . 35
1813. Ein Zyklus von Ernst Lissauer 35
Meine Erlebnisse im Russisch-Japanischen Kriege. Von W. Weressájew 35
Neue Kriegs-Postkarten 92
Ruhe ist die erste Bürgerpflicht. Von Willibald Alexis 116
Der Fels von Erz. Von A. E. Brachvogel . . . 116
Fahrten und Abenteuer eines deutschen Seeoffiziers. Von Philipp Emrich 116
Die Materie. Von The Svedberg 212
Pflanzenleben. Von A. Kerner von Marilaun . . 212
Moderne Philosophie. Von Wilhelm Ostwald . . 212
Der Zweck. Von Rudolf Eisler 236
Helden. Von Alfred Richard Meyer 284
Der Krieg. Ein Flugblatt 284
Ueber den modernen Monismus. Von Bruno Erdmann 284
Für unsere tapferen Soldaten 284
Die Meistergeige. Von Hans Werder 284
Erbsünde. Von Agnes Harder 284
Rittergut Hohensalchow. Von Fritz Skowronnek . 307
Der rote Forst. Von Franz Wichmann 307
Weihnachtsgaben für Kinder 307
Unsere Feinde 307

Seite

Soldatenbilderbuch 307
Der Teddy-Bär und seine Freunde 307
Allerhand Durcheinand 307
Sonnenmärchen 307
Meinem Nesthäkchen 307
Allerhand Spielzeug zum Selbstherstellen 307
Volks- und heimatkundlichen Bauhefte 307
Deutsche Burg 307
Sorbischer Rundling 307
Schreibers Klebebilder 307
Ein lustiges Scheibenschießen 307
Kriegserinnerungen. Von Florian Kühnhauser . . 331
Düppel. Von Johannes Dose 331
Konstantinopel. Von Detlev Stern 331
Das Geheimnis des Schneefeldes. Von Salvatore Farina 331
Liebe um Liebe. Von Otto Oberhof 331
Die Stadt der Wahnsinnigen und andere Erzählungen. Von E. Gregorovius 331
Sibirien. Von Fritjof Nansen 331
Garben und Kränze. Von Heinrich Korray . . . 331
Karl Friedrich Beckers Erzählungen aus der alten Welt. Von Professor Dr. Reinhold Hofmann . 332
Satire und Einfälle 332

Vermischtes.

Schopenhauer über den Krieg 36
Wirschkowitzer Fundationspredigt 36
Das Theater und der Krieg 187
Drei Kosakengräber 188
Im November 307
Das Alter der Stadt Mecheln 308

Briefkasten.

Seite 36

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek

1915 Heft 1

Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Die Meistergeige / Roman von Hans Werder

1. Kapitel.

Die Musik wanderte durch den Weltenraum. Es war zu der Zeit, als Sonne und Sterne geschaffen wurden. Das Weltall erbebte, da es die Stimme des Schöpfers vernahm. Es widerhallte von dem allgewaltigen Klang, von einem Ende des Raumes bis zum andern. Des grenzenlosen Raumes. Und der Widerhall pflanzte sich fort von Gestirn zu Gestirn — jenen Riesenwelten, die ihre vorgeschriebene Reise vollenden mit Donnergang. Sie nahmen den Jubellaut auf, und es erbrauste der Lobgesang der Morgensterne zu des Schöpfers Ehren. Er erscholl in Harmonien, so rein, und an Klang so herrlich, wie der Morgensterne Glanz. Das war das Echo von des Weltenschöpfers Stimme. Es war die Sphärenmusik. Sie zog durch die Weiten der Himmel, selber einer Gottheit ähnlich. Jeder ihrer Schritte berührte einen der zahllosen Sterne und Sonnen, und jeder Schritt war Musik, so wie das Licht sich ausstrahlt in ungezählte Strahlen von Licht.

Als dann auch die Erde sich gefestigt hatte aus ihrem glühenden, fließenden Kern, — jener rastlos wandernde Stern, der unsere Heimat bedeutet, — als seine Wasser sich gesammelt hatten zu Meeren und auf dem trocknen Lande die Pflanzen wuchsen, und die Tiere erschienen, und dann der Mensch, — da glitt auch auf diesen Stern herab einer jener kristallgleichen Akkorde der Sphärenharmonie. Die Musik setzte ihren Fuß auf unsere Erde.

Wie lange mag das her sein? Wir wissen es nicht. In unvordenklichen Zeiten ist es gewesen. Und wer unter den Menschen zuerst jenen Sphärenklang aufgefangen hat und ihn weitergesungen — auch darüber wissen wir nichts. Einen Mann mit Namen Jubal nennt uns die biblische Sage, — der der Vater wurde aller Sänger, Pfeifer und Geiger. War es ein Halbgott? War es derselbe, der dann Apoll hieß, — viel, viel später bei dem kunstbegnadeten Griechenvolk? Niemand kann es sagen.

Aber die Sage erzählt von der Insel Atlantis, die, wie ein Paradies im Meere gelegen, die Heimat war der blonden, weißen Sonnensöhne, — und aller Kunst und Weisheit und Herrlichkeit. Dann muß es auch dort wohl sein, wo die Musik zuerst gewohnt hat. Als aber die Sonnensöhne entarteten, ihr Sinn irdisch und sündhaft wurde, da nahm die Sintflut sie hinweg, und die Wogen des Weltmeeres fluteten über die Stätte, wo einst die Atlantis lag. Was sich gerettet von dem blonden, blauäugigen Herrengeschlecht hie und da auf dem Festlande, — das zog gen Norden und wiederum über die himmelhohen Berge, in ein sonnenheißes Land, das Indien hieß, — wo nun aufs neue Kunst und Weisheit erblühten, so leuchtend und hehr, daß die Spuren davon heraufreichen bis in unsere heutige Zeit. Dort auch wohnte die Musik.

Und wie die Zeit dann weiter wanderte, Jahrtausende lang, — und das Licht des Geisteslebens herüberzog in unser Abendland und hier dauernde Wurzel schlug, da kam auch die Musik herüber, und hier wohnt sie noch, am liebsten und schönsten vom ganzen Erdenrund. Wohl denen, die ihr nachschauen dürfen, Jubel im Herzen. Denn der Anblick ist beglückend, wie Frühling und Morgenlicht.

In den fließenden Falten ihres Gewandes blüht es wie Blumen. Oder sind es Perlen? Ist es Duften oder ist es ein Klingen, wenn sie schreitet? Lang wallt das Gewand, Lerchen und

Digitized by Google

Amseln tragen ihr den Saum der Schleppe. Auf ihrer Schulter sitzt die Nachtigall und schmiegt das Köpfchen in die Flut ihres Haares, nahe an der Göttin Ohr, nahe ihrer zarten Kehle, und lauscht ihrer Stimme — und lauscht. Woher wüßte sonst die Nachtigall ihre herzbetörenden Lieder?

Wie lichtes Gold schimmert dieses Haar. Wie das Gold der Sonne. Denn eine Sonne ist auch jener Stern, von dem sie zu uns herniederkam. Die Augen aber in dem wunderzarten Antlitz dieser Göttin sind dunkel wie die Nacht. Wohl leuchtet es in ihrer Tiefe sternengleich. Aber so unergründlich ist die Tiefe, daß kein Blick sie ermißt, daß sie dunkel erscheint, wie der Abgrund des Meeres, wie die Tiefe der Ewigkeit.

Tagessonne ihr Haar. Nächtiges Dunkel ihr Auge.

Zwei Länder sind es auch, die sie am besten kennt, die Göttin Musik, und am meisten liebt.

Welschland heißt das eine, südlich der Alpen gelegen. Das Land ist sonnenwarm; und blau das Meer an seinen Küsten. In den blauen Himmel aufragen die dunklen Zypressen und der rosa blühende Mandelbaum. Hier weht am lichtesten der Göttin goldnes Haar. Das sind die singenden, klingenden, die weichen und süßen Melodien, die in den Blütentälern Toskanas und am blauen Golf von Napoli die schwarzäugigen Knaben und Mädchen zur Mandoline trällern, — die einst in herzbestrickenden Zaubertönen Corellis und Paganinis Geige sang.

Und das andere dieser Länder liegt nördlich der Alpenkette. Hier ziehen Wolken über den Himmel. Eichenwälder rauschen und große Ströme eilen dem nordischen und baltischen Meere zu. Hier haust seit jenen sagenhaften Urzeiten ein Stamm des blonden, blauäugigen Herrenvolkes. Und hier blickt die hehre Göttin am liebsten und am tiefsten umher mit ihren nachtdunklen Augen. Keine sonnigen, klingenden Melodien sind es, die sie hier erweckt, sonder etwas wie Glockengetön von frohlockender Höhe, oder aus feierlicher Tiefe. Und manch einer ist es von diesem blonden Geschlecht, dem ihre dunklen Augen bis ans Herz geblickt, und der sie anschauen durfte und groß und glücklich werden, so daß sein Name lebendig ward und unsterblich. Walter von der Vogelweide — und Johann Sebastian Bach, — Ludwig van Beethoven — und Richard Wagner — so lauten die Namen solcher Auserwählten.

— — — — — — — — — —

Einstmals vor vielen hundert Jahren geschah es, bei einer Sonnenwendfeier in nordischen Landen, als die Feuer auf den Höhen brannten und die Burschen und Mädel sich zu den Klängen der Laute bei frohem Gesang im Reigen schwangen — daß der Sturm- und Donnergott mit Blitzen und Gewitter heraufzog und die holde, goldhaarige Frau Musika erblickte. Da loderte sein Herz in Flammen auf, und stürmisch begehrte er, die Herrliche zu ergreifen und auf seinen Sturmrossen mit sich zu entführen. Die Göttin aber entsetzte sich vor dem Schrecklichen und es gelang ihr, zu entfliehen. Ein säuselnder Westwind, der es liebte, wenn unter seinem Hauch die Aolsharfen erklangen, bot ihr seine Hilfe an. Auf seinen feuchten Schwingen trug er sie fort, weit über die schneebedeckten Gipfel der Alpen, an deren südöstlichen Abhängen er sie sanft zur Erde gleiten ließ. „Leb wohl, weiter kann ich für heute nicht, an diesen Felsenwänden bricht sich meine Macht", sagte der West und rüstete sich zur Umkehr.

Die Göttin dankte ihm, doch eilte sie weiter, flüchtigen Fußes, denn sie wußte wohl, daß der Sturmwind nicht so leicht selbst vor Alpenschroffen zurückschreckte. Bald aber umfing sie mit nächtig dunklen Schatten ein Tannenwald. Riesenhoch, schlank und gerade standen die Stämme, von silberweißem Geäder überzogen. Den Säulen einer ungeheuren Tempelhalle glichen sie. Und hoch droben schlossen sich die Nadelzweige zusammen zu einem undurchdringlichen Dach.

Schwarze Nacht war hier unten. Durch die Zweige aber ging ein Rauschen und Raunen. Ahnten sie wer das war, diese zauberhafte Fee, die sich unter ihren Schutz geflüchtet? Angstvoll, regungslos stand sie und lauschte. Da plötzlich ward das Rauschen stärker, und es wuchs zum brausenden Getöse an. Die Wipfel bogen sich und ächzten, die Nadeln klirrten und zischten wie in Wut. Ja, es war kein Zweifel, der Sturmwind war über die Alpen gekommen, und da raste er suchend, brüllend über ihrem Haupte hin, und wehe, wenn er sie erspähte.

Digitized by Google

Zitternd umschlang sie den Stamm einer Riesentanne. Und die breitete um sie, wie schützende Flügel, wie einen Mantel ihr dichtes, schwarzes Nadelgezweig. Kein Auge, kein Lichtstrahl, noch so fein, vermochte hier einzudringen. Machtlos brauste der Sturmwind weiter. Und als der Morgen heraufzog, kühl und klar, die Wolken und Schatten hinwegräumend vor der Ankunft des sieghaften Taggestirns, — da standen in Tannenwipfel in stolzer Ruhe, — und die zart aufschimmernde Morgenröte lächelte der Göttin zu, ermutigend, verheißungsvoll. Die Gefahr war vorüber.

Nun schied Frau Musika mit liebevollem Dankeswort von dem Walde, der sie so treu beschirmt. An dem silbrigen Stamm der Edeltanne, die sie in ihrem Mantel von Nadelgezweig umhegt und geborgen, strich liebkosend ihre weiße Götterhand herab, und ihre Lippen flüsterten einen Dank und einen Segen.

Da lief ein Beben durch den Stamm. Es rann durch sein innerstes Mark ein Zittern und ein Klingen, ein Leben so ganz eigner und absonderlicher Art, wie es keinen Baum und keiner Pflanze auf dieser Erde noch beschieden war. Ein Strom von Musik war es, der als Dank der Göttin durch die Lebensadern der Tanne floß.

— — — — — — — — — —

Der hohe Karst — so hieß dieser Wald. Uralt waren die Tannen. Langsam gewachsen, langsam gehärtet, ein feiner Jahresring an den andern gefügt, so wie es nur den Bäumen geschehen kann, die mühsam ihre Lebensnahrung schöpfen aus dem Feldgestein der Alpen, in festem, bewußtem Kampf, und das Ergebnis war ein feines, hartes Holz. Stämme wie Säulen, die eines Tempels Gewölbe tragen. Welcher Gottheit opfert man wohl in diesen schweigenden Tempelhallen? —

Durch den hohen Karst wanderte ein Mann. Er war hoch gewachsen, seine Haltung ein wenig geneigt, wie die eines Mannes, der arbeitet und sinnt, über sein Werk gebeugt, daran drechselt und feilt, und wendet und schafft, sei es mit Augen und mit Gedanken, mit der Feder, mit Feile und Bohrer. Welcher Art mochte die Arbeit sein, die dieses Mannes Rücken gebeugt, seine Augen so wunderbar geschärft? Seine Hände wiesen Spuren der Arbeit, — seine Stirn, die hoch emporstieg, trug die Zifferschrift grübelnder Gedanken in Fülle, — in seinen Augen aber wohnte ein Leben und Leuchten, eine sehnsuchtsvolle Lebensfreude. Es waren die Augen eines Künstlers.

Einen kleinen Hammer trug der Mann in seiner Hand, damit schlug er zuweilen leicht gegen den Stamm eines Baumes, bald hier, bald dort, bald höher, bald tiefer. Jetzt kam er an einer Riesenedeltanne vorüber, da schaute er zurück und hemmte den Schritt. Sein Hammer schlug an den silbergeaderten Stamm. Welch ein Klingen. Noch nie, so schien es ihm, hatte aus dem Holz eines Baumes solcher Ton gezittert. Er schlug noch einmal und noch einmal. Die schwarzen Augen des Mannes leuchteten vor Glück. Er hob seinen weichen, breitrandigen Hut, so daß sein dunkellockiges Haar sichtbar wurde, das von Silberfäden durchzogen, die Stirn umwallte. Und er schwenkte winkend den Hut seinen Gefährten zu, die in einiger Entfernung ihm folgten, Äxte in der Hand. „Fällt mir diese Tanne hier," rief er ihnen zu, „kein Stamm im ganzen Walde ist von solchem Holz!"

Da fällten sie den mächtigen Baum. Und als er krachend stürzte, erklang es nicht wie ein Todesschrei, nicht wie ein Schmerz. Nein, wie ein Siegesruf. Die Edeltanne mußte, — es wartete ihrer nach dem Tode ein Leben voller Schönheit, voll Musik, voll unvergänglichen Ruhmes. Es wartete ihrer die Unsterblichkeit.

— — — — — — — — — —

In Cremona, an der Piazza San Domenico stand das Haus. Zwei Stock und darüber ein Dach mit einer Loggia oben darauf. Hier wohnte der Mann mit den Arbeitshänden und den Künstleraugen. Er hieß Antonio Stradivari. Der große Meister, der die Geigen baute, wie sie schöner und klangreicher niemals weder vor noch nach ihm ein anderer vollbracht. Noch nicht gar alt war die Geigenmacherkunst zu jener Zeit. Ein Instrument mit Saiten bespannt, denen der Bogen die Töne entlockte, war in jenen uralten Zeiten vom alten Indien nach Deutschland herübergekommen. Unvollkommen noch, und schwer zu handhaben. Doch gewiß voll kräftigen Klanges. So hatte Volker, der burgundische Recke, der ziere Fiedelspieler mit seinem Bogen gewaltig den Sterbegesang auf seiner Fiedel gegeigt, in jener Nacht im Hunnenlande, als die

Digitized by Google

Burgunderkönige erschlagen wurden, und dann er selber, und dann Hagen, sein Freund.

Als das Instrument in Welschland seinen Einzug hielt, begann es gefügigere Formen anzunehmen. Aber schließlich war es doch ein Deutscher, Kaspar Tiefenbrucker, welcher der italienischen Viola die zierlichere Form gab und den feineren Ton, den das Violino daraus schuf.

Frau Musika, die Göttin mit den Sonnengoldhaaren, tat einen tiefen Atemzug und hob ihre Hände segnend über den Meister, über die Stadt und das Land, wo das Violino erstanden war. Die Violine. Die Geige. Denn ein neuer Lebensabschnitt begann in ihrem Reiche. Wann jemals zuvor hatten die Pfeifen, Posaunen, Flöten und Zymbeln das gekonnt, was die Violine vermochte? Solche Klänge. Solch ein Erinnern an die Strahlentöne der Sphärenharmonie. Wann hätte es je zuvor auf dieser Erde seine Verkündigung gefunden? Niemals. Bis die Violine, die Geige kam und ihre Stimme erhob.

In Brescia und Cremona lebten die Meister, die fort und fort den Bau dieses feinen Geschöpfes fördern und ausgestalten sollten. — Gasparo da Salò hieß der eine, der auf jenen ersten Meister folgte. Und dann Maggini, der den Instrumenten einen mächtig tönenden Klang verlieh. Immer schöner wurden sie also, immer voller die Musik. Bis Nicolo Amati anders als alle seine Vorgänger eine große, neue Erkenntnis gewann. Nicht nur tönen und klingen, — nein, singen sollte die Geige. Singen mit zauberssüßer Stimme, wie es nur selten begnadete Menschen bisher vermocht. So baute Amati seine Geigen, und sie sangen, wie er es ihnen eingeflößt.

Unter seinen Schülern war einer, dem schien es nicht genug, daß die Geige in süßen Liebestönen sang. Er wollte, daß sie Herrschaft übe im Reiche der Musik. Daß in der Süße und Weichheit, die Amati geschaffen, auch die volltönende Kraft Magginis wohnen müßte, die da jubelt und triumphiert. Er wollte, daß ihre Stimme Siegeslieder sänge. Und er begann seine Geigen zu bauen. Als Amati, der Altmeister, das Zeitliche gesegnet, eröffnete sein großer Schüler die eigene Werkstatt und schuf die Geigen, die das höchste erreichten an irdischem Klang, dessen Herkunft aus den seligen Harmonien der Sphärenmusik sie verkündeten.

Es war Antonio Stradivari, der dies vollbracht, der geniale Meister seiner Kunst.

Da saß er in der Loggia oben auf dem Dache seines Hauses und hielt in den Händen das wunderfeine Instrument, das er soeben vollendet. Aus schön geflammtem Ahorn bestand der Boden, und die Decke aus dem allerfeinsten und härtesten Resonnanzholz von jener Tanne aus dem hohen Karst, die Frau Musika zu ihrem Dienst gesegnet. In edelsten Linien war die Form geschnitten, die F-Löcher schwungvoll, die Schnecke frei und vollendet in ihrer Rundung, mit feinster Einlage von Ebenholz und Elfenbein verziert. Ein Vogelköpfchen zwischen zierlichen Ranken. Bedeutete das die Nachtigall, die auf der Schulter der Frau Musika selber ihre große Künstlerschaft erlernt hatte? —

Mit einem goldroten Lack von wunderbarem Feuer hat der Meister das feine Gebild überzogen. Und nun ist es fertig. Er hängt es mit sorgsamer Hand frei zum Trocknen auf, hier oben, an der warmen, luftigen Stätte, die nicht günstiger gedacht werden kann für diesen Zweck. Wann wird es ertönen, dieses Violino? Wie wird seine Stimme klingen. So wie der Meister den Klang im Ohre gefühlt, während seine Hand an den feinen Hölzern feilte. Ja, wer weiß es. Das Instrument hat eine Seele, die ein Abglanz seiner eigenen ist. Und wenn es seine Stimme erheben wird, — dann wird er sie hören — die Seele, die aus der Geige redet.

Meister Antonio Stradivari horchte auf. Er ließ sich nicht gerne stören, wenn er hier oben allein unter seinen Geigen hantierte. Drunten in der großen Werkstatt unter seinen Schülern und Gesellen, da konnte es ja nicht anders sein. Da gab es von selber Störung genug. Doch hier oben in seinem freien, offenen Heiligtum, hier wagte schon niemand so leicht einzudringen. Und doch lauschte er nun. Pferdegetrappel war die Straße heraufgekommen. Und jetzt, vor seinem Hause ein kurzer Befehlsruf: „Halt!" und der Reitertrupp hielt gerade vor seiner Tür. Und eine gebieterische Männerstimme fragte nach Meister Stradivari. Man gab Antwort da unten, es entstand ein Unterhandeln hin und her. Dann nahten sich Schritte die Treppe herauf, ein fester, sporenklingender und ein leichter, fliegen-

Digitized by Google

der. Die Tür ward nach hastigem Pochen geöffnet und Carlo Bergonzi schaute herein, des Meisters begabtester Schüler. Wenn einer, dann konnte schon dieser es wagen, hier einzudringen.

„Maestro, der Messer Lorenzo dei Medici aus Florenz ist hier und begehrt Euch zu sprechen. — Maestro — er ist schon auf der Treppe —" stieß der Jüngling hastig, halblaut hervor.

„Das war nun nicht nötig!" mit dieser ruhigen Entgegnung hatte der Meister sich umgewandt, „warum riefst du mich nicht? So eilig wird es der Herr doch nicht haben?"

Dieser aber stand schon auf der Schwelle, mit seinem Degenknauf sachte die Tür weiter aufschiebend. „Vergebt mein keckes Eindringen, ehrwürdiger Meister. Ich weiß, es ist ein großer Vorzug, den ich mir errungen. Laßt mich nicht dafür büßen, indem Ihr mich wieder hinausweiset. Euer Schüler sagte es Euch schon, ich bin Lorenzo dei Medici."

Er verneigte sich tief bei diesen Worten. Wann hätte es ein Medici verabsäumt, in dem Künstler die Kunst zu ehren?

Der Meister gab in würdiger Form die höfliche Begrüßung zurück. „Ich weiß wohl, wen ich vor mir habe, edler Herr. Ein Neffe des Großherzogs von Florenz, wer kennte den nicht? — Ich habe ja für Großherzog Cosimo selber eine Violine arbeiten dürfen und brachte sie ihm auf seine gnädige Einladung nach Florenz, weilte als Gast im Palazzo Pitti. Was mit diesen Erinnerungen verknüpft ist, das bleibt unvergeßlich für alle Zeiten!"

„Also auch ich?" lachte der Medici. „Maestro, Ihr ehrt mich hoch! Aber natürlich weiß ich doch das alles. Ich sah Euch in Florenz bei dem Gastmahl, das der Großherzog Euch zu Ehren in seiner Villa bei Fiesole veranstaltete. Immer bin ich nicht zu seinen Festen geladen. Aber diesmal genoß ich den Vorzug. — Ihr erinnert Euch? Wirklich? Kaum denkbar, Maestro. Alle die Gesichter waren Euch fremd. Mir aber war Euer Anblick wichtig, denn ich spiele selber die Geige und besitze keine, die mir völlig zusagt. Jene nun habe ich einmal gehört. Meister Corelli spielt sie —"

„Meister Corelli spielt auf meiner Violine?" rief Stradivari, „hätte ich das mit angehört. Das wäre ein Lohn für jahrelange Mühe!"

Der Medici blickte ihn aufmerksam an. „Oh, ich verstehe, Maestro. Ihr haucht diesen wunderbaren Instrumenten Eure Seele ein. Aber sie bleibt stumm, — bis einer ihre Stimme weckt. Und wenn das einer ist, dessen Seele Ihr der Euren ebenbürtig wißt, — ja, dann ist eine Stunde des Glückes für Euch gekommen."

Antonio Stradivari neigte langsam, ausdrucksvoll den Kopf. So — ganz so mochte es wohl sein. Aber woher wußte das dieser schmucke, lebensfrohe Kavalier?

„Verlassen wir nun diesen unwirtlichen Aufenthalt, edler Herr", sagte er ablenkend. „Folgt mir hinunter in ein wohnlicheres Gemach. „Nehmt von meiner Hausfrau einen Willkommenstrunk entgegen. Alsdann könnt Ihr mir ja mitteilen, was Euch zu mir geführt hat."

Zögernd — mit einem sehnsüchtigen Blick auf die schöne, frischlackierte Geige, die dort hing, folgte der Fremde seinem Wirt in dessen Wohnräume hinunter. In dem großen, kühlen Gemach, an dem holzgeschnitzten Tische saß er ihm alsbald gegenüber, und Carlo Bergonzi ließ es sich nicht nehmen, die Pokale vor jene beiden hinzustellen und mit goldig funkelndem Falernerwein zu füllen. Dann setzte er sich auf einen Schemel in der Fensternische und betrachtete die beiden. Wie schön der Fremde war. Schlank und geschmeidig, von stolzer Haltung, das Antlitz schmal und dunkel, die Augen von einem tiefen Feuer glühend. Ob er musikalisch war? Wirklich so tief musikalisch, um des Meisters herrliche Schöpfungen nach ihrem ganzen Werte zu würdigen und die Stimme zu erwecken, die in ihren Saiten schlummerte, — in ihrer ganzen Schöne? Carlo Bergonzi zweifelte daran, er wußte selber nicht, weshalb. „Daß Ihr's nur wißt, Maestro, ich bin ein Schüler Meister Corellis", hörte er jetzt den Medici sagen. „All mein Können, all meine Kunst hab' ich von ihm. Eine neue Welt ist es, die der Unvergleichliche mir eröffnet hat. Die Abgrundtiefen und die Himmelshöhen seiner Kunst. Der Kunst überhaupt. Wenn ich Euch das sage, werdet Ihr mich nicht für würdig halten, eines Eurer Meisterwerke zu besitzen?"

Wieder ging so ein sinnendes Lächeln über Stradivaris Antlitz. „Ich sagte ja gar nicht, daß ich daran zweifelte, edler Herr! Aber freilich, lieber sehe ich immer meine Geigen, meine Kin-

Digitized by Google

der, in den Händen von Künstlern, als von —" Er brach ab.

„Von Stümpern", vollendete der Gast. „Das kann ich Euch nachfühlen, Maestro. Wollet mir einen Eurer Schätze anvertrauen, für eine Viertelstunde nur, damit Ihr Euch überzeugen könnt, wie viel oder wenig ich vermag!"

„Mit Freuden, edler Herr! — Carlo, hole die Geige her, die für Ferrara bestimmt war. Ich denke, mit der können wir uns sehen lassen, wenn der Herr sie versuchen will."

Lorenzo dei Medici sprang auf und nahm aus den Händen des Jünglings Violine und Bogen. Er schraubte an den Saiten, versuchte und zog langsam, mit einem vollen, breiten Strich den Bogen über die Saiten hin. Wie sie erschauerten, — gleichsam in Lust und Weh. — Es klang wie der Ton aus einer Menschenbrust, die im Sturm der Gefühle nicht weiß, wohin mit all ihrem Empfinden. Dann aber folgten die Töne sich rascher und gestalteten sich zu einer Weise von wunderbarer Klarheit und Tiefe. Es war eine Kanzone von Corelli. Stradivari kannte sie wohl. Er saß mit vorgebeugtem Haupt und lauschte andachtsvoll. O ja — er konnte etwas! Er konnte geigen, dieser schöne Fremde.

Mit einem vollen Harpaggien-Akkord schloß und verstummte die Weise. Der Geiger ließ Instrument und Bogen sinken und blickte voll Erwartung den Meister an.

„Nun, Maestro, vermag ich Euch zum Herzen zu reden, mit der Stimme, wie Ihr sie hören mögt von Eurer Geige? Dann gönnt mir den Vorzug, eine zu besitzen. Die Goldrote mit dem Vogelkopf unter den Blätterranken, die Ihr in Händen hieltet da oben, als ich kam."

„Die ist noch nicht fertig, edler Herr. Noch nicht trocken ist sie, und selbst, wenn sie trocken sein wird, — doch noch allzu neu. Ganz unerprobt. Nehmt diese hier. Dem Herzog von Ferrara scheint unser Handel leid geworden, und Euch gefiel sie vielleicht?"

„Freilich, aber ich will meinen Freund Este nicht berauben. Gönnt ihm seine Geige und hört mir zu. Ich bin jetzt auf der Reise nach Mailand. Dem Sforza gilt mein Besuch. Einige Wochen, Monate können darüber hingehen. Wenn ich zurückkehre, spreche ich wieder bei Euch vor. Dann wird sie trocken sein, die Goldrote dort oben. Ihr Anblick schon hat es mir angetan!"

— — — — — — — — — —

Der Fremde war fort, und Meister Antonio blickte täglich mit einem Schatten von Sorge in den Augen auf seine jüngst vollendete Geige, die goldrote mit dem Vogelköpfchen. Sollte er sie fortschaffen? Sie verbergen? — Nicht doch, das wäre unwürdig. Aber er hätte sie ihm so gern vorenthalten, dem schönen Medici mit den dunklen Strahlenaugen. Wohl bewunderte er dessen Spiel, die glänzende Leichtigkeit, das Feuer und den breiten, sicheren Strich. Aber etwas fehlte darin. Die Seele, die er seinem Kinde eingehaucht, die Seele, die in dem wunderfeinen Holzwerk schlummerte, die wußte der Medici nicht zu wecken. Nicht so, wie es der Meister empfunden und gewollt. Er wußte es selber kaum recht zu sagen, aber es fehlte da etwas, und dieser Mangel tat ihm weh. Und doch übte der Mann einen Zauber auf ihn aus. Der sonst so willensstarke Meister fürchtete sich vor seiner Wiederkehr. Er fürchtete, daß er seine Geige nicht würde vor ihm retten können.

„Was meinst du, Carlo", redete er seinen Lieblingsschüler an. „Wird der Messer Lorenzo würdig sein, unsere goldrote Geige zu besitzen? Die mit dem Vogelköpfchen?"

„Mit dem Nachtigallenköpfchen", verbesserte Carlo. „Nein, Maestro, geht sie ihm nicht, ich fürchte mich vor ihm. Und das Violino fürchtet sich. Die Nachtigall. Aber sein Spiel ist schön. Oder meint Ihr nicht so, Maestro?"

„Ja, sein Spiel ist schön, Knabe. Es entzückt das Ohr und ergötzt das Herz. Aber in der Seele ein Winkel, der bleibt leer, eine Saite, die bleibt stumm."

Und doch kam es so, wie Meister und Schüler gefürchtet. Mit seinem glänzenden Troß kehrte der Medici wieder. Lange hatte er in Mailand am Hofe des Sforza ein Leben der Feste und des Frohsinns geführt. Aber den Meister von Cremona und seine Geige hatte er nicht vergessen. Das Geschick war ihm günstig. Der Herzog von Ferrara hatte inzwischen jene für ihn bestimmte abgeholt, eine andere vollendete wollte dem Verwöhnten nicht gefallen. Die Goldrote begehrte er. Und er entfaltete seine ganze Beredtsamkeit, seinen ganzen Zauber und noch einmal alles Feuer seines Spiels. So be-

Digitized by Google

förte er binnen kurzem Carlo Bergonzis, dann auch des Meisters Herz — und der Sieg war sein. In klingendem Golde zahlte er vierhundert Dukaten auf den Tisch und zog mit der Geige von dannen.

---

2. Kapitel.

Im Palazzo Pitti zu Florenz, Brunelleschis Meisterwerk, das wie eine Zwingburg der Königsmacht in den Gärten jenseits des Arno sich trotzig aufreckt, — hielt sein Hoflager der Großherzog von Toskana, Cosimo dei Medici. Der Zweig dieses glänzenden Hauses, welcher der Stadt seit Jahrhunderten seine Schützer und Herrscher gegeben, war dem Aussterben nah. Doch wachten die Herren mit Strenge darüber, daß nur eben dieser Zweig als die Herzogsfamilie gälte. Die Nebenlinie sollte nicht ebenbürtig sein. Einstweilen nicht. Später, sollte es erforderlich werden, konnte man sich ihrer immer noch erinnern. Einstweilen war es besser, sie blieb im Halbdunkel angemessener Entfernung.

Solches Halbdunkel aber behagte dem jetzigen Haupte jener Nebenlinie keineswegs. Messer Lorenzo war jung und schön und glänzend und fühlte die ganze Begabung in sich, hervorzuragen und zu herrschen, — die Begabung und das Können, durch die sein Geschlecht so mächtig und so berühmt geworden.

Schon sah die männliche Jugend von Florenz ihren Führer in ihm. Und die Frauen? Ja, unzweifelhaft, — wenn nur einige wahr und wirklich waren von den Geschichten, die man sich zuraunte, von den Gerüchten, die in der Luft schwirrten, — dann waren seine Erfolge unbestritten. Dann war er der Gefährliche, Unwiderstehliche.

Sein kleiner Palazzo in der Via Tornabuoni war keine Königsburg, wie der Pitti, in dem sein Vetter, der Großherzog, Hof hielt. Aber er war ein Schmuckkästchen an Lebensverfeinerung und künstlerischem Geschmack, nicht minder als jener eines Medici würdig.

In dem hochlehnigen, geschnitzten Sessel, mit dem golddurchwirkten Seidenpolster ruhte die schlanke, geschmeidige Gestalt des jungen Hausherrn. Auf dem Tisch vor ihm, in einem offenen Kasten von dunkelpoliertem Holz, auf blauer Samtdecke aber lag die Geige, die er sich von Cremona mitgebracht, und sein Auge leuchtete, in ihrem Anschauen versunken.

Sein Freund saß ihm gegenüber, Messer Alfonso Masetti. Und auch dessen Augen strahlten, aber das sah man nicht so deutlich, denn sie waren nicht dunkel, groß und ausdrucksvoll. Der ganze Mann wirkte unscheinbar neben dem glänzenden Freunde. „Ach Lorenzo," sagte er mit leichtem Seufzer, „ohnehin schon flogen dir alle Herzen zu und keines vermochte dir zu widerstehen. Wie vielmehr wird das jetzt der Fall sein, wenn du auf dieser himmlischen Geige deine ganze göttliche Kunst entfaltest!"

„Du sprichst so gern von meiner Unwiderstehlichkeit, guter Alfonso", lächelte der Medici. „Im allgemeinen verbietet mir die Bescheidenheit, selber daran zu glauben. Aber dies eine Mal, ja, da habe ich sie mir ausgeprobt. Meister Stradivari gegenüber, dem großen Geigenbauer von Cremona. Er wollte mir dieses Meisterwerk nicht gönnen. Ich weiß nicht, warum. Und sein Schüler desgleichen war widerhaarig und bestärkte den Alten. Da gab ich mir Mühe, sie zu betören, erst den Jungen, dann den Alten. Und es gelang! Heil mir! Da liegt die Geige und ist mein Eigentum!"

„Ja, heil dir! Und nun bitte komm zu uns, sobald du kannst, damit Giulia dich hören kann. Sie brennt darauf, und ich gönne es ihr."

Ein Lächeln zuckte um Lorenzos Lippen. So rasch, so blitzartig — man sah es kaum — schon war es vorüber. Er lehnte den Kopf zurück gegen das feine Schnitzwerk mit den sieben Kugeln des Mediciwappens und schloß träge die Augen.

„Da also — fürchtest du meine Unwiderstehlichkeit nicht?"

„Ach, Lorenzo, — fürchten sollte ich — dich?"

„Mich nicht, — aber meine Unwiderstehlichkeit!"

„Nein, bis jetzt noch nicht!" Welch einen milden, zuversichtlichen Ausdruck zeigten Alfonsos wohlgebildete Züge. Wie angenehm sah er aus, wie männlich und wie gut.

Nun wohlan, so lege mich deiner Herrin zu Füßen. Heute bin ich zum Großherzog befohlen. Ich soll wohl Bericht erstatten über das, was ich in Mailand gesehen und erlebt. Aber morgen — werde ich kommen."

Digitized by Google

„Morgen — morgen wird er kommen", zischte Donna Giulia leise vor sich hin, immer wieder. Don Alfonso Masettis Gemahlin, eine Venezianerin aus dem Hause der Contarini, die im goldenen Buche der Stadt verzeichnet stehen. Sie war schön. Das dunkelbraune Haar von metallisch roten Lichtern überglänzt, das Wahrzeichen der Venezianerinnen, kannte man nicht in Florenz, und das Fremdartige wirkte hier wie überall doppelt anziehend. In ihren Augen lag derselbe rötliche Schimmer, gleich dem Samt der Aurikeln. Sie waren schmachtend und sehnsuchtsvoll. Die Gestalt des jungen Weibes, obwohl biegsam und geschmeidig, neigte zur Weichheit und Fülle.

„Morgen —" dieser Tag war nun da. Ihre Dienerin hatte das rotbraune Haar der Herrin aufgesteckt und mit Schnüren von aufgereihten, hellblauen Türkisen durchwunden. Zu dem blauen Samtmieder die bauschigen gelben Atlasärmel, das Überkleid aus weichem, hellblauem Tuch, unter dem der geldseidene Rock herausfiel in langfließender Schleppe, dazu trug sie Türkisen und Bernsteinperlen, — es war eine auffallende Tracht, nicht jede Frau hätte sie wagen dürfen. Aber Donna Giulia kleideten diese Farben, sie wußte es genau, und wohlgefällig spielten ihre weißen Finger an der Spitze, die das Mieder umgab. Solcher Spitzen konnte nur eine Tochter Venezias sich rühmen.

„Don Lorenzo dei Medici wünscht Euer Gnaden aufzuwarten", meldete ihr ein Diener, sobald sie ihr Ankleidezimmer verlassen. Sie nickte nur flüchtig. Sie wußte es ja schon — hatte ihn erwartet. Wie lange hatte sie diesmal warten müssen! Diese Reise nach Mailand, oh, wie hatte sie darüber gezürnt, und doch nichts, gar nichts daran ändern können. Nun endlich, endlich war er wieder da! —

Er stand vor ihr, das Lächeln um die Lippen, das ihr wie die Heiterkeit des Sonnengottes erschien. Er küßte ihre Hände, sprach aber kein Wort, und auch ihre Lippen, aus denen die Farbe gewichen, blieben stumm.

Don Alfonso kam, und die drei saßen bei Tisch zusammen. Es waren keine Gäste weiter zugegen, und sie genossen die Vertrautheit dieser Enge im ungetrübten Freundesverständnis. Das heißt, die beiden Männer genossen sie. Donna Giulia war schweigsam und mußte sorgfältig acht geben, daß auf ihrer weißen Stirn sich keine verräterischen Falten zeigten. Qualvoll waren ihr die nicht enden wollenden Gespräche über Mailand und was Lorenzo dort erlebt. Die schönen Frauen im Hause der Sforza und Gonzaga. Als ob sie nicht ohnehin genug gelitten, ihn dort zu wissen. Gelitten, daß er überhaupt hingegangen war, ihrem Wunsche entgegen. Gefaßt war sie darauf gewesen, ihn wiederkehren zu sehen mit einer Braut, so schön wie sie selber. Unendliches Glück war es, daß dies wenigstens nicht geschehen. Aber nun auch genug von diesen Schreckgespenstern. Jetzt hatte sie ihn wieder. Und was immer er dort erlebt und gefühlt haben mochte, — jetzt, bei ihr, da sollte er es vergessen — vergessen.

Wie lange die Mahlzeit dauerte. Und nun Alfonsos Geschwätz über die neue Geige, über Corellische Tondichtungen, die ihr Lorenzo darauf vorspielen würde. All ihr Heiligen, was ging sie das an, wenn nur endlich — — —

Ja — nun war es Zeit. Sie hob die Tafel auf. Alfonso trat zärtlich an ihre Seite. „Giulia, Geliebte, warum diese Schatten auf deiner Stirn? Bist du nicht auch ein wenig froh, den Freund endlich wieder hier zu haben? Gönnst du mir nicht diese große, große Freude?"

Unsanft entriß sie ihm die Hand und wandte sich fort. „Narr", schrie es in ihrem Herzen auf. Und Don Alfonso blickte enttäuscht und traurig seiner Gattin nach, wie sie hinwegschritt von ihm. Er war immer wieder enttäuscht und wurde niemals klug. Warum ließ er sie nicht, wie sie es wollte?

Don Lorenzo beobachtete das kleine Zwischenspiel, und jenes rasche Lächeln zuckte um seine Lippen, das wie ein Blitz kam und ging, so viel zu sagen hatte und doch so viel verschwieg. „Armer Alfonso!" soviel nur sagte es jetzt, und alles andere verschwieg es.

An dem hohen Fenster, das die künstlerisch geschmiedeten Eisenstäbe vergitterten, wie es üblich war in den Palästen der Renaissance — saß Giulia, das Haupt zurückgelehnt, die Hände im Schoße krampfhaft verschlungen, — und schien zu lauschen. Doch nicht auf das, was sie eigentlich hören sollte, sondern auf die ruhelose Stimme in ihrer eigenen Brust. Aber der andere, ihr Gatte, ja, der lauschte. Ein echtes musikalisches Zuhören war das, jeden Ton, jeden Strich in sich

Digitized by Google

hineintrinkend mit Hochgenuß. Ein Zuhören, wie es für den, der die Gabe der Kunst zu spenden berufen ist, an sich selber schon einen Genuß bedeutet, ein Steigern des eigenen Könnens, ein Nehmen und Geben, das in sich verdoppelte Wirkung bedeutet.

An die Wand gelehnt, unweit des Fensters, durch das der helle Abendschein über ihn hinfiel und seine dunkle Gestalt mit Lichtschimmer zu umkleiden suchte, — stand Lorenzo dei Medici, die Geige im Arm und spielte. Seine eigenen musikalischen Gedanken waren es, denen er folgte. Trennungsweh wogte darin und Wiedersehensglück. Verstand sie es nicht, die Frau, der er huldigte in diesen verlockenden Tönen?

Nein, nichts. Ihr Auge hing dürstend an seinem Antlitz, streifte auf und nieder an der schlanken Mannesgestalt, heftete sich auf die Hand, die so meisterlich den Bogen führte. Aber von dem, was die Töne unter dieses Bogens Führung redeten, wußte sie nichts und wünschte nur, ihnen Schweigen zu gebieten.

Endlich ward Don Alfonso abgerufen. Irgendein Gast, irgendein Begehr trat an ihn heran, und er verließ das Zimmer. Die Tür schloß sich hinter ihm.

Da flog Giulia von ihrem Sessel auf. „Jetzt endlich werft den Bogen hin — ich k a n n es nicht mehr ertragen!"

„Was, Donna Giulia? Was könnt Ihr nicht ertragen?" Er hatte die Geige sinken lassen, und seine Augen lächelten tief in die ihrigen hinein.

„Oh, Lorenzo, — ist das alles, was Ihr mir zu bieten habt — nach dieser Trennung? Das öde Geklingel dieser Violine — und nichts für mein Herz? Nicht ein Wort, nicht ein —" Sie hielt inne. Zu viel, ach, viel zu viel war das schon für die Lippen der stolzen Frau, die umworben sein wollte, nicht selber werben.

Er legte die Violine, sein neues Kleinod, auf den Tisch, sorgfältig, das sah sie mit einem Stich im Herzen. Dann aber breitete er seine Arme aus, mit einer stürmischen Bewegung, und sie stürzte sich hinein, willenlos und gewaltsam zugleich. So lag sie an seinem Herzen, aufschluchzend in Wonne und Weh, und er preßte sie an sich und küßte sie mit Glut.

„Donna Giulia — in ganz Mailand ist nicht eine einzige so wie du! Giulia, mein Leben, meine Süße — meine Einzige!" Ihr Ohr trank die Worte und den Ton — sie schloß die Augen, und er küßte, küßte sie.

Es war ein wilder Traum, der vorüberrauschte, nur allzu schnell. Eine Tür ward irgendwo geöffnet, und Schritte ertönten. Giulia fühlte, daß er sie freigab und wandte sich hastig ab. Ans Fenster trat sie und blieb dort stehen, und schaute unverwandt hinaus, noch immer, als schon ihr Gatte längst wieder im Zimmer war und mit Don Lorenzo sprach über die Botschaft, die man ihm inzwischen mitgeteilt. Dann aber besann er sich: „Du hast dein Spiel unterbrochen, Lorenzo? Doch nicht meinetwegen? Es wäre schrecklich, wenn der wundervolle Gedankengang durchschnitten wäre, von dem die Töne erzählten."

Da wandte sich Giulia herum. Sie war nun wieder ruhig geworden, nur in ihren Augen flackerte noch ein Licht, das seine Sprache redete, für den, der hier zu lesen begehrte.

„Eure Gedankengänge müssen doch endlich mal ein Ende nehmen, — die sich immer nur um die Violine drehen! Ich kann Euch da nicht folgen. Ich muß auch zuweilen in menschlichen Worten reden können. Aber ihr sucht beide etwas darin, mir das unmöglich zu machen, wie mir scheint!"

„Vergebt mir, Donna Giulia," lächelte der Medici, „ihr wißt, dieses herrliche Kleinod, das ich mir mit heimgebracht, ist ihm und mir noch etwas so Neues, es verwirrt uns noch ein wenig die Sinne, so sehr beschäftigt es uns!"

„Ja, das sehe ich", erwiderte sie kalt und herb.

Als sie gegangen war, und die beiden Freunde allein in dem matt erleuchteten Gemach beisammen saßen, bettete Lorenzo mit sorgsamer Hand seine Geige in ihre blauen Samtkissen. „Du meintest, sie würde mich unwiderstehlich machen, diese berückende Zauberin", sagte er leise dabei. „Aber du siehst, das Gegenteil ist der Fall. Ganz unerträglich findet mich Donna Giulia, sowie ich nur die Zauberin berühre." Er sagte nicht dabei, daß Donna Giulia eben nur allein die einzige Zauberin für ihn sein und keine Nebenbuhlerin dulden wollte, welcher Art immer sie wäre. Und Don Alfonso seufzte tief bekümmert dabei: „Ja — sie ist nicht musikalisch!" — Dies war für ihn die erschöpfende Erklärung.

Digitized by Google

Und so kam es immer wieder. Don Lorenzo schwelgte in seiner Kunst und seiner Zauberin, Alfonso lauschte ihm hingerissen, und Giulia litt darunter.

Das erzürnte Lorenzo. Er mochte nicht mehr spielen in ihrer Gegenwart. Es kam ihm vor, als würde sein Spiel dadurch herabgewürdigt und seine Geige. Er brachte sie nicht mehr mit in den Palazzo am Lung Arno. Mochte Alfonso zu ihm kommen, wenn er ihn hören wollte.

Don Alfonso war verreist, auf einer Fahrt nach Bologna begriffen, die ihn für eine Reihe von Tagen fern hielt von Florenz. Auch jetzt kam Lorenzo täglich in sein Haus. Zu später Abendstunde oft, wenn der Schleier der Dunkelheit freundlich verhüllte, was besser ungesehen blieb vor den Augen der Menschen. Mit ernstverschlossener Miene ließ Antonio, der würdige Haushofmeister, den Freund seines Herrn hinein in die Gemächer der schönen, einsamen Frau. Ungern sah er diese Besuche. Doch besser noch so, mit seinem Wissen, als —

Donna Giulia saß in ihrem Gemach. Das Fenster mit dem kunstvollen Eisengitter verhüllte ein schwerer Vorhang von blauem Tuch, mit silbernen Lilien gestickt. Auf den hohen, bronzenen Adlerleuchtern brannten die Wachskerzen in hellgoldenem Schein. Der lag so weich auf den rotbraunen Wellen ihres Haares, in den rotbraunen Tiefen ihrer sehnsuchtsvollen Augen.

„Wenn ich Euch so anschaue, Giulia," sagte Lorenzo, der in seiner lässigen Anmut vor ihr lehnte, — „wie Ihr hold und poesievoll anzusehen seid, als wäret Ihr ein Bild, von Meister Lionardo gemalt —"

„Ich könnte doch immer nur von Tiziano gemalt sein, als echte Tochter Venezias", schalkete sie stolz dazwischen.

„Nun gut, also von Tizian, mit Euren rötlichen Haaren. Immerhin wie ein schönes, märchenhaftes Bildnis, — dann wundert es mich immer, daß so ganz der Sinn für die Kunst Euch mangelt. ‚Sie ist nicht musikalisch', — Ihr wißt, das ist Alfonsos kummervolle Erklärung für diese Ablehnung, die ihr zeigt, und die uns beide betrübt."

„Betrübt sie Euch?" Giulia erhob sich und trat an den Kamin aus hellgelbem Marmelstein, in dem die dürren Olivenzweige in leicht züngelnder Flamme knackten. Sie hielt ihre Hände davor und freute sich, wie der Widerschein in den Edelsteinen an ihren Fingern blitzte und Glanzlichter auf den goldgelben Atlas ihres Kleides zeichnete.

„Wer weiß, ob ich so unmusikalisch bin, Lorenzo, wie sich's Don Alfonso in den Kopf gesetzt zu haben glaubt. Meint Ihr vielleicht, er kennte mich? Bildet Ihr Euch ein, ich hätte schon jemals ihm einen Einblick gewährt in das, was ich fühle und denke? Ihr — solltet mich besser kennen."

Es tat ihm weh, das zu hören, denn niemals war sein Gewissen ruhig dem Freunde gegenüber, der ihm so tief vertraute.

„Ihr zweifelt, ob Ihr unmusikalisch seid, wie er es meint," fragte er nur als Entgegnung zurück. Da flammte es wie Zorn in ihren Augen auf.

„Ja, vielleicht verlange ich nur mehr wie er mit seiner blinden Anbetung für Eure Kunst. Mich läßt sie kalt, daß Ihr's nur wißt, nicht nur, weil überhaupt die Musik meinem Herzen fern steht. Einmal, einmal — hat sie mich doch schon gerührt. Damals — wißt Ihr noch, als Maestro Corelli hier war und beim Großherzog spielte — jenen Abend im Palazzo bei Fiesole. Seine eigene Tondichtung auf der Stradivarigeige. Da hörtet Ihr eine solche zuerst und setztet es Euch in den Kopf, Ihr müßtet eine gleiche haben. Den Abend saht Ihr mich weinen vor Entzücken über Corellis Spiel. Wißt Ihr es noch? Es lag ein Zauber darin, wie Blumenduft, wie Sternenschein in der Sommernacht. Es lag seine Seele in dem Spiel. Und ich fühle, ich ahne es, — die Seele des Künstlers muß singen und klingen in seiner Kunst, — sonst ist es umsonst, was er erstrebt. — — —

„Und Eure Seele, Lorenzo, liegt nicht in Eurem Spiel. Wo ist sie? Ich suche nach ihr, ich horche, ich lausche, — ich taste mit den Händen, — ich finde sie nicht!"

Giulia sank auf den Sessel nieder, der neben dem Feuer stand. Sie hatte die Hände wie tastend ausgestreckt und schlug sie nun vor ihr Antlitz in ausbrechendem Weinen.

Schweigend hatte Don Lorenzo diesen Strom über sich ergehen lassen. Schweigend stand er da, als sie längst schon geendet. Es war ihm zumute, als bräche ein Steg unter seinen Füßen ein, den er für felsensicher gehalten, und

Digitized by Google

er stürzte in eine Tiefe, von deren Dunkelheiten er nichts geahnt. Seinem Spiel, seiner Kunst sprach sie das Höchste, das Beste ab, die Seele, das Leben? Giulia, diese unmusikalische Frau? So hoch stellte sie Corelli, seinen Meister, über ihn, — solch einen Unterschied wollte sie herausgefühlt haben zwischen ihnen — es war ja nicht möglich. Wie in Zorn fuhr er aus seinem Schweigen auf. Dicht vor sie hin trat er, faßte ihre Hände an den feinen Gelenken und zog sie von ihren Augen fort.

„Meine Seele suchst du, — nach der rufst du, Giulia? Nun — findest du sie nicht in meinem Geigenspiel, — lebt sie nicht in meiner Kunst, — dann habe ich keine!"

Giulia hob den Blick zu ihm auf. Die Tränen standen quellend, schimmernd in ihren Augen. Keine Seele hatte er? Ach, sie wußte es längst. Wie hätte sie sonst nach ihr gesucht und gerufen?

„Keine Seele hast du, Lorenzo?" flüsterte sie mit tiefem Weh in Stimme und Blick. „Und sprichst doch zu mir von Liebe — von ewiger Liebe —"

Er beugte sich nieder zu ihr und richtete ihr Antlitz empor. Ein grausames Licht stand in seinen Augen.

„Warum sollte ich dir nicht von Liebe sprechen, Giulia?" sagte er mit leisem Lachen. „Braucht man dazu eine Seele? Hast du sie schon jemals vermißt, wenn mein Arm dich umschloß, wenn mein Mund dich küßte? Hast du da je an meiner Liebe gezweifelt und je nach meiner Seele gefragt?"

Giulia erzitterte unter seinem Blick und unter seinem Lachen. Ach, sie fühlte es mit wehvollem Entsetzen, er würde sie büßen lassen für das, was sie ihm heute angetan. Was sie in seiner Kunst vermißt, — in seiner Liebe würde sie es nimmermehr spüren dürfen. Und doch vermochte sie nicht, ihm zu widerstehen, nicht dem Zauber, den er ausübte auf sie, auf Alfonso, auf jeden, wann immer es ihm gefiel. Sie preßte ihr Antlitz in seine Hände und ließ es geschehen, daß er ihre Tränen spürte und darüber lächelte.

— — — — — — — — —

Don Alfonso kehrte von seiner Fahrt zurück. Einen oder zwei Tage früher vielleicht, als er gedacht und angekündigt hatte.

Giuseppe, der Hausmeister, empfing ihn. Sonst aber machte das Haus einen so stillen, dunklen Eindruck. Es war so leer. Und die Leere fiel dem Heimkehrenden aufs Herz mit schwerer Bangigkeit.

„Wo ist Donna Giulia?" fragte er, ohne Giuseppe anzusehen.

Der räusperte sich ein klein wenig, ehe er antwortete. „Ihre Exzellenza wäre im Theater", meinte er.

Don Alfonso fragte nicht weiter, sondern bestellte einen Imbiß für sich allein in sein Gemach. Giuseppe trug ihn auf mit aller Sorgfalt. Alfonso aber saß träumerisch davor und starrte hinaus durch das offene Fenster in die blaudunkle Sommernacht. Jenseits des Arno blitzten einzelne Lichter, die spiegelten sich als zitternde goldene Streifen in dem stillen, schwarzen Wasser des Stromes. Wie Seufzen klang es herauf, todestraurig.

Don Alfonso erhob sich endlich. Er warf einen Mantel um die Schultern und schritt in die Nacht hinaus. Still waren die Straßen. Menschenleer. Er hörte seinen eigenen Schritt so deutlich, daß ihm war, als wandelte jemand neben ihm, ein zweiter, ein dritter, der mit ihm zu sprechen begehrte, ihn zu warnen. Doch — was sollte das? In Alfonsos Seele wohnte weder Zweifel noch Arg, was sollte ihm Rat oder Warnung? Zu Don Lorenzos, seines Freundes Hause wanderte er wohlgemut und raschen, ruhigen Schrittes. Ein Fenster droben schimmerte hell, er wußte, das war seines Freundes Wohngemach. Auf das laute Pochen des schmiedeeisernen Klopfers wurde ihm geöffnet.

„Don Alfonso —" rief ihm Antonio, der Hausmeister des Medici, mit einem Ausdruck des Schreckens entgegen.

Alfonso warf ihm seinen Mantel in den Arm und schritt der Marmortreppe zu. „Don Lorenzo ist oben, wie ich sehe."

Antonio stürzte ihm nach und suchte ihn aufzuhalten. Er stammelte etwas, es klang wie eine Beschwörung, wie ein Warnen und Flehen.

„Antonio, bist du närrisch? Da — ich höre Don Lorenzos Geige sogar. Willst du mir meines Freundes Tür verschließen?"

Er eilte weiter, ohne noch auf den andern zu achten. Im Vorzimmer aber blieb er unwillkürlich stehen und lauschte auf das Spiel, das

Digitized by Google

plötzlich da drinnen begonnen. Wunderbar, es klang nicht wie das Spiel eines Einsamen, der seinem Sinnen und Empfinden in Tönen Ausdruck verleiht. Es lag etwas Hastiges, Gereiztes darin, als spräche die Geige zu jemandem zornige Worte. Doch nein, nicht zornige. Werbend klangen sie, heftig, eindringlich. Töne eines überreizten, sinnlichen Gefühls. Und plötzlich zerrissen sie, wie mit einem triumphierenden Schrei.

Ein tiefes Staunen zog durch Alfonsos Herz. Etwas wie eine plötzlich erwachende Angst. Der Wunsch überkam ihn, zu entfliehen. Doch zugleich die verwunderte Frage: Weshalb? Was sollte mich fliehen machen von meines treuen Freundes Tür? Habe ich Zweifel, habe ich Angste, — er wird sie mir lösen. Mit festem Schritt ging er auf die Tür zu, — rüttelte einmal daran und öffnete sie dann. Auf der Schwelle blieb er stehen und schaute hinein in das Gemach. Verständnislos erst — dann starren Blickes, in dem es aufdämmerte wie unfaßbares Grauen. Und das Grauen wurde Erkenntnis.

Er schlug die Tür wieder zu.

— — — — — — — — —

Dunkel und schwer lag die Nacht auf den Hügeln von Fiesole. Der Wind rauschte in den Wipfeln der Zypressen, einem Flüstern gleich, als hätte er eine Frage getan. Dann verstummte er wieder. Ein Mann schritt im Dunkel der Schatten auf und nieder, in seinen Mantel gehüllt, die Arme über der Brust verschränkt, das Haupt gesenkt. Ruhelos war sein Schritt — und sein Antlitz schimmerte bleich, das einzig Weiße in der Finsternis.

Zwei andere lehnten ein wenig entfernt von ihm an der felsigen Hügelwand. Zuweilen raunten sie im Flüsterton miteinander.

Wieder strich der Windhauch über sie hin, frischer, herber als zuvor. Es war, als höbe er die schweren Falten des Schleiers, den die Nacht über die Höhen gebreitet. Ein frostiges Hellgrau stieg am Himmele über Fiesole herauf. Drunten in der großen Stadt Florenz blitzten hie und da verstohlene Lichter. Immer heller ward das Grau, ein Schimmer von Rosa mischte sich hinein. Auf der Straße von Florenz tönte ein Klappern auf Steingeröll, wie vorsichtigen Rosses Tritt.

Die beiden Männer an der Hügelwand richteten sich auf und spähten hinab. Dann näherten sie sich dem schweigsam auf und nieder Wandelnden.

„Don Alfonso, er ist da." — — —

Und Don Alfonso richtete sich straff empor. Er tat einen tiefen Atemzug. Darin zitterte all das namenlose Herzeleid, das er durchlebt in diesen Stunden. Don Lorenzo war es, sein Herzensfreund. Den erwartete er hier zum Kampf auf Tod und Leben. Und nun war er da.

— — — — — — — — —

Durch den dämmernden Morgen, die Straße von Fiesole nach Florenz hinunter bewegte sich ein stiller Zug.

Auf einer Bahre ausgestreckt, in seinen Mantel gehüllt, lag Don Alfonso dei Masetti. Die Todeswunde in der Brust. Sein Freund war es, Lorenzo dei Medici, der ihn erschlagen.

In sein Haus am Lung Arno trugen sie ihn und betteten ihn still auf sein Lager. Noch war das Leben nicht entflohen. Der Arzt hatte den Verband angelegt. Das Bewußtsein war geschwunden, kaum hörbar, mit leisem Röcheln ging der Atem.

Die beiden Freunde, die ihm auf seinem Todeswege das Geleit gegeben und ihn dann in sein Haus zurückgebracht, — waren still hinweggegangen. Nun saß nur Giuseppe, der Hausmeister an dem Lager seines Herrn, überwältigt von Schmerz und Entsetzen, versunken in seinem Anblick.

Mit vorsichtigem Druck öffnete und schloß sich die Tür, ein weicher Schritt kam über den Estrich. Donna Giulia trat an das Lager ihres Gatten. Giuseppe war aufgesprungen, wie von Grauen erfaßt. Mit einer sanften, doch bestimmten Handbewegung deutete sie zur Tür, und Giuseppe entfernte sich schweigend.

Allein war Giulia mit dem totwunden Manne. Starr, die gefalteten Hände herabhängend, stand sie da und schaute ihn an, schaute in das wachsbleiche Antlitz mit dem Ausdruck unnennbaren Seelenleids, wie hineingeprägt in jeden seiner Züge.

Wie geht doch die alte Sage? Wenn der Mörder an die Leiche des Erschlagenen tritt, so beginnt die Wunde aufs neue zu bluten. Ja, war sie denn sein Mörder? — Der Erschlagene regte sich ein wenig. Namenloses Entsetzen

Digitized by Google

durchschüttelte die Frau, doch entfloh sie nicht. Unverwandt starrte sie ihn an. Und jetzt schlug er langsam die Augen auf. Ja, so mußte es sein, wenn eine Wunde, eine tief geschlagene Herzenswunde zu bluten anfängt, — so wie dieser Blick, der langsam, widerstrebend und doch unabwendbar über sie hinging. Über die Frau, die ihm — das — angetan.

„Giulia — du — hier?" flüsterten die bläulichen Lippen.

Mit einem Stöhnen sank sie in die Knie. „Alfonso, vergib mir. Hab' Erbarmen! Das — das — hab' ich nicht gewollt!"

„Nicht gewollt — aber doch getan hast du es. Getan. — Treulos — ehrlos. Das hätte ich nicht gedacht. — Aber nun — es ist ja gut. Mein Blut — ist geflossen — hat gesühnt — da fließt es hin —" er machte eine hastige Bewegung. Giulia ergriff seine Hand und hielt sie fest. Sie preßte ihre Lippen darauf. Vergib mir, Alfonso — es ist mir furchtbar. Ich wollte nicht, daß du es jemals ahnen solltest. Es war wie ein Zauber, der mich umstrickt hielt, unzerreißbar. Aber mit der Zeit — hätt' ich ihn — doch — zerrissen!"

„Niemals" — flüsterte Alfonso. „Es hat ihm noch keiner widerstanden, wenn er wollte. Und er wollte — dich. Seine Kunst, sein Spiel — vollendete den Zauber. Und nun — diese süße Geige."

„Nein, nein," schrie Giulia auf, „ich hasse diese Geige. Ich hasse seine seelenlose Kunst. Er hat keine Seele! Ich hasse auch ihn. Er hat Unglück, Unglück über mich gebracht! Ich war seinem Zauber verfallen — ja! Aber das ist nun vorbei, das ist vernichtet — zerstört —"

„Nicht — wenn er es will!" Die blasse Hand tastete mühsam nach ihrem Scheitel und blieb darauf ruhen. „Armes Kind! Ich habe dich sehr geliebt. Du — konntest es nicht. Nun — ist es gut so! Ich — bin müde —" Seine Stimme erlosch. Die welke Hand ruhte schwer auf ihrem Scheitel. Und Giulia wagte nicht, sich zu rühren. Es strömte von dieser Hand durch ihr Hirn und all ihre Nerven bis in die Fingerspitzen hinein ein unaussprechliches Grauen, eine lähmende Kälte, die ihr alle Lebenskräfte zu erstarren drohte. Endlich vermochte sie es, sich zu befreien von diesem Druck. Sie erhob sich, zitternd an allen Gliedern.

Alfonso lag mit geschlossenen Augen, stoßweise, kaum hörbar ging sein Atem. Und so lag er viele Stunden lang. Bis die Sonne wieder versunken war, deren frühstes Dämmern am Morgen zu dem tötlichen Kampf unter den Zypressen von Fiesole den matten Schimmer geliehen.

— — — — — — — — —

Diesen ganzen Tag lang in seinen Gemächern eingeschlossen, in dumpfes Brüten versunken, saß Don Lorenzo dei Medici. Furchtbar war es, was er getan. Verraten hatte er den Freund, der ihm vertraut, sein Weib ihm geraubt und dann ihn im Zweikampf erschlagen. Er lebte noch, so hatte der Arzt ihm gesagt, und vielleicht würde es gelingen, ihn am Leben zu erhalten. Aber daran glaubte er nicht. O nein, Alfonso starb, er wußte es; so genau wußte er das, wie man eben den ehernen Tritt des Schicksals spürt, auch wenn man von seinen Kundgebungen nicht zu hören oder zu sehen vermag. Er saß und wartete auf die Kunde — und wartete.

Endlich nahte der leichte Schritt, den er kannte. War das möglich, — Giulia heute hier? Ja, da flog sie herein, hastig, irr, wie im Fieber. Den schwarzen Schleier, der ihr Haupt verhüllte, warf sie zurück, totenblaß, verzerrt schaute ihr Antlitz darunter hervor. „Er ist tot — tot! Lorenzo — du hast ihn erschlagen! Nein — ich, ich!" — Sie warf sich zu Boden und brach in ein wildes Schluchzen aus.

Lorenzo stand und sah auf sie nieder. Weh war ihm ums Herz. „Giulia, warum bist du gekommen?" fragte er in Beklommenheit.

Da fuhr sie auf; sie stand vor ihm. Mit einem Schlage waren ihre Tränen getrocknet. Ihre Augen blitzten. „Warum ich gekommen bin —" sie wiederholte es leise und langsam. „Weil ich nun auf der Welt nichts mehr habe als dich. Als dich, meinen Mitverräter. Dich, den Mörder. Ach, nein — ich bin es ja selbst. Alles ist gemordet, — mein ganzes Leben. Nur — du. Ich will wissen, was du mir nun gibst — für das alles! Ob du dennoch — einen Funken in deinem Herzen hast. Eine Seele."

Lorenzo strich mit gequältem Ausdruck das schön gelockte Haar von der Stirn zurück. „Warum zweifelst du an mir, Giulia? — Du weißt, es war mir immer schwer, das Bewußt-

Digitized by Google

sein, ihn zu hintergehen. Diesen Ausgang hätte ich nie für möglich gehalten; kann mir auch keine Schuld daran zusprechen. Es war ein Unglück. Ich hätte ja ebenso gut fallen können."

„Keine Schuld, Lorenzo, — ja, wer trägt sie denn? Willst du sie etwa mir allein aufbürden? — Wer sonst trägt die gräßliche Schuld?" Ihr Auge irrte im Zimmer umher, und blieb urplötzlich wie erschreckt auf der Geige haften. Die lag in ihrem Kasten auf dem blauen Samtpolster, der Bogen daneben. Sie tat einen Schritt darauf zu.

„Diese Geige", rief sie schrillen Tones. „Er liebte sie, wenn du sie spieltest. Er glaubte, so spielte nur ein Mensch von goldreiner Seele, wie seine eigene. Er hörte es nicht, daß keine Seele darin war. Kalter, herzloser Teufelszauber, mit dem du mich um meine Sinne gebracht. Sie — sie trägt die Schuld — und nie wieder soll der verruchte Klang —" jetzt packte sie die Geige mit wütendem Griff. Da stürzte Lorenzo herzu mit einem Fluch, und faßte sie am Arm. Roh war die Faust des glänzenden, höfischen Ritters. Ohne eine Spur von Zartheit, noch Ritterlichkeit. Er entwand ihr sein kostbares Eigentum und drückte es an sich.

Giulia war zurückgetaumelt von seinem Stoß. Jetzt stand sie da — im dämmerigen Hintergrunde des Zimmers, regungslos, und starrte ihn an. Der Arm tat ihr weh von seinem Griff, und sie dachte an Alfonso. An seine zarte Liebe, seine unerschöpfliche Güte. Der war nun tot. Und diesem hier war sie fortan ausgeliefert. Doch — nein, er stieß sie ja von sich. Die Geige rettete er vor ihr, die schloß er in die Arme, indem er Giulia fortstieß. Er hatte sich also entschieden. Und das war seine Liebe, um die sie Alfonso geopfert. — Klar und kalt zogen diese Erwägungen durch ihr Hirn, ohne daß sie irgendein Gefühl dabei spürte. Es gab ja nichts mehr zu fühlen. Es war ja alles zerbrochen, und öde und tot. Tot. Kein Herzschlag. Keine Seele. Was stand sie denn noch hier?

Sie bückte sich und hob ihren Schleier vom Boden auf. Sie schlang ihn um ihr Haar, um ihr verstörtes Angesicht. Und so ging sie hinaus, wortlos. Die Tür schloß sich mit einem scharfen Laut. Lorenzo schrak auf mit einer Bewegung, als ob er ihr folgen wollte. Doch er folgte ihr nicht. Rastlos wanderte er in seinem Gemach auf und nieder, auf und nieder. Tot war sein Freund. Wirklich, unwiderruflich. Unerbittlich. Wie ein Stein lag es auf seiner Seele. Der konnte sich niemals wieder heben, nie wieder einen freien Atemzug ihm gönnen. Entsetzlich war das. Und warum? Was quälte ihn denn so? Dies war doch wahrlich nicht das erste Menschenleben, dem sein Schwert den Garaus gemacht. Nein — aber sein Freund — der ihm vertraute — und den er verraten.

Mit einem Stöhnen warf sich Lorenzo in den Sessel, den Kopf in beiden Händen vergraben, und so verblieb er. Vom Glockenturm her dröhnten durch die Stille zwölf Schläge, feierlich und schwer. Mitternacht. Es durchrieselte ihn kalt. Der Kopf ward ihm so schwer, er sank auf die Brust herab. Wie Blei lag es ihm in den Gliedern. Mit mattem Schein nur erfüllte die Lampe, die an bronzenen Ketten über dem Schreibtisch hing, das tiefe Gemach.

Nahte nicht ein Schritt? — nein, kein Schritt, kein Laut. Nur ein Schatten ward sichtbar. Nein — kein Schatten. Eine Gestalt war hereingetreten, schlank, erhobenen Hauptes. Und stille, tote Augen sahen ihn an aus wachsbleichem Antlitz. Was war das, begann sie nicht zu reden? Ja, Lorenzo hörte es, und er kannte die Stimme.

„Du hast mich erschlagen, Lorenzo. Sieh hier die Wunde in meiner Brust. Sie begann zu bluten, da Giulia an mein Lager trat. Sie hast du mir geraubt, hast sie mir bezaubert. Ich glaubte an dich. Ich meinte, wer so spielte wie du, dessen Seele müsse goldrein sein, so wie meine eigne. Goldrein — wie die Geige selber. Bist du es nicht, so darfst du nicht wieder darauf spielen — niemals. So — hör mir zu."

(Fortsetzung folgt.)

Anmerkung: Der Roman „Die Meistergeige" von Hans Werder erscheint auch als Buch im Verlage von Otto Janke, Berlin SW 11, und ist durch alle Buchhandlungen oder vom Verlag zu beziehen.

Digitized by Google

Die blaue Blume / Roman von Bruno Wölfing

Erstes Buch.

1. Kapitel.

Mitten in Berlin, in einem der lebhaftesten Viertel, wo durch die Straßen die dunkle Menge der Menschen und Wagen tagaus, tagein wie ein ununterbrochener Strom vorüberflutet und selbst des Nachts kaum stockt, wenn zwischen den schwarzen Häusermassen die elektrischen Monde glimmen, dort befand sich der Klubraum jener jungen Leute, die den Verein „Die blaue Blume" bildeten. Das Vereinslokal war ein mäßig großes Zimmer, im ersten Stockwerk über einem eleganten Weinrestaurant gelegen, zu welchem es gehörte. Offenbar war man jedoch sorglich bemüht gewesen, diesem Raume möglichst den Charakter eines komfortablen, stilvollen Privatsalons zu verleihen. Die Wände waren mit tiefroten, ganz einfachen Tapeten bedeckt, die Möbel zeigten die steifgraziösen Linien des eben aufkommenden neuen Stils, und die Bilder einiger moderner Dichter und Denker verrieten, welcher Ton hier herrschen sollte. Ein Pianino, ein breiter Schrank, der die Bücherei des Vereins enthielt, ein großer Eckdivan und ein mächtiger runder Tisch davor, auf dem meist Zeitschriften literarischen und künstlerischen Inhalts auslagen zur Einsicht für die Klubmitglieder, bildeten die Haupteinrichtung. Stand man an einem der Fenster, so konnte man hinabsehen auf das Wogen des großstädtischen Lebens; waren jedoch die Scheiben geschlossen und die Jalousien niedergelassen, so vernahm man kaum mehr etwas vom Lärme der Straßen. Dann konnte man meinen, man befände sich hier auf einsamer Insel, an welche nur von ferne das Leben heranbrandete, und wenn man hier auf den bequemen Sesseln saß und seine Zigarette rauchte, so konnte man vortrefflich reden über alle Dinge der Welt, über Kunst, Kultur und alles übrige, ohne sich um die Wirklichkeit und ihre Schranken zu kümmern. Und es gab wenig Dinge unter der Sonne, über welche hier nicht allwöchentlich, sei es mit schöner Überlegenheit oder trotzigem Kampfesmut, der Stab gebrochen wurde.

Hier also war es, wo sie sich zusammenfanden, Ernst Jörgens und Max Stern, Frithjof Alexander Möninghoff und Pan Kryzonowski, Käthe Arendt und das schöne Fräulein Laskowska, Abel, der Mystiker, und Rex, der die Welt glaubte umstürzen zu können, und die andern alle, von denen diese Geschichte handeln wird. . . .

An jenem Abend, da unsere Erzählung beginnt, war um die angesetzte Stunde erst eines der Klubmitglieder vertreten. Ein junger Mann im Alter von etwa zwanzig Jahren war's, dessen frisches, noch etwas knabenhaft rundes Gesicht nicht passen wollte zu seinem übrigen Aussehen. Denn er trug das dunkelblonde Haar ziemlich lang, den Kragen umspannte eine hohe, schwarze Biedermeierkrawatte, und der hechtgraue Rock war auffallend in Schnitt und Farbe.

Nachdem der junge Mann schon eine Zeitlang in den auf dem Tische liegenden Revuen geblättert und schon mehrmals nach der Uhr gesehen hatte, stand er endlich auf und begann ungeduldig im Zimmer auf und ab zu gehen.

Da, halb neun war schon lange vorüber, sprang die Türe etwas hastig auf, und eine Dame erschien. Sie sah ein wenig abenteuerlich aus in ihrem dunkelblauen Kape und dem Federhut, der ihr etwas schief über dem Ohre saß. Mit raschen Schritten ging sie auf den jungen Mann im hechtgrauen Rocke und der Biedermeierkrawatte zu, streckte ihm die Hand hin und sagte in eigentümlich hastiger Sprechweise: „Guten Abend, Herr Jörgens! Sie sind also wieder einmal, wie gewöhnlich, der pünktlichste. Ich dachte schon, ich käme zu spät."

„Diese Gefahr ist in der ‚blauen Blume' niemals sehr groß", erwiderte Jörgens, während die Dame ihren Umhang abwarf, ihn an einen Nagel hing und sich dann mit mehr Bequemlichkeit als Anmut auf den Eckdivan fallen ließ.

„Ha!" sagte sie und mimte dabei mit den Händen, „ich bin noch einmal die ganze Leipziger und Friedrichstraße abgelaufen. Das heißt, ich habe mich treiben lassen von dem Strom. Ich liebe das, so mich treiben lassen! Es liegt ein Zauber darin, eine Wollust, möchte ich beinahe

Digitized by Google

sagen, ja, eine Wollust! So bloß eine Welle zu sein im großen Strome, und zu denken, daß keiner von den Tausenden einen kennt! Bloß sich mitreißen lassen vom Leben! Finden Sie nicht auch, daß man jetzt das Leben spürt, wenn man an diesen Sonntagen vor Weihnachten durch die Straßen kommt? Alle die Läden und Wagen und Menschen und die großstädtisch nächtliche Beleuchtung über allem! Oh, ich kann da immer nur schauen! Es liegt etwas so Bezauberndes, Faszinierendes, manchmal Unheimliches darin, in diesem Leben! Oh, wie ich das Leben liebe! Ich glaube, nie hat jemand das Leben so geliebt wie ich." Ihre unsteten, dunklen Augen hatten sich bei den letzten Worten auf Jörgens geheftet, als erwarteten sie von ihm eine Bestätigung. Die Sprecherin mochte etwa siebenundzwanzig Jahre alt sein, sie war nicht schön, ihre Gesichtsfarbe war gelblich und fahl, und trotz aller nervösen Unrast in den Zügen lag doch eine müde Falte um ihren Mund.

Jörgens, der noch immer mitten im Zimmer stand und beide Hände in die Taschen gesteckt hatte, lachte, als die andre ausgesprochen hatte, ein herzliches, knabenhaftes Lachen. „Nun es ist doch eine platonische Liebe die zu dem Leben, Fräulein Arendt?" fragte er und sah der aufgeregten Dame kühl ins Gesicht.

Fräulein Arendt verdrehte einen Augenblick die Augen. „Meinen Sie?" fragte sie beinahe beleidigt. Dann aber lehnte sie sich wie müde zurück. „Aber vielleicht haben Sie ja recht, Herr Jörgens! Vielleicht hatte mich das Schicksal einmal bestimmt, große Abenteuer, gewaltige Stürme und Leidenschaften zu bestehen, vielleicht wollte es einmal eine große Weltdame aus mir machen, die mit Herzen spielt wie mit Tennisbällen, vielleicht eine große Kurtisane, eine Ninon de l'Enclos, eine Dubarry, und dann hat es mich in einer schlimmen Laune zur Lehrerin gemacht. Ja, so ist es! Statt große Dinge zu erleben, nach denen mein Herz verschmachtet, muß ich zehnjährige Mädchen unterrichten, um nur existieren zu können! Oh, wenn ich reich wäre!" rief sie aus und hob wie flehend beide Arme empor, „oder wenn ich schön wäre, wie wollte ich leben, leben! Oh, Sie wissen gar nicht, wie gut Sie es haben, Herr Jörgens, daß Sie sich in kein Berufsjoch zu spannen brauchen! Sie ahnen nicht, wie das alle Bewegungen hemmt und selbst die Seele lähmt, wenn sie auch noch so frei ist."

„Nun, dann werden Sie sich wohl wundern, Fräulein Arendt," sagte Jörgens, nachdem er erst lächelnd ihrem exaltierten Wesen zugesehen hatte, jetzt plötzlich ganz ernst, „wenn ich Ihnen sage, daß ich heute fester als je entschlossen bin, einen bürgerlichen Beruf zu ergreifen. Jawohl, einen wirklichen Beruf mit ganz regelmäßiger Arbeit! Schließlich wird einem das Tändeln und Naschen in all den bequemen Wissenschaften, wie ich es bisher getrieben habe, auch einmal über." Er zog bei diesen Worten einen Sessel heran und setzte sich ebenfalls an den Tisch.

Fräulein Arendt lächelte ungläubig. „Ach, Sie scherzen!" sagte sie, „Sie haben es ja gut! Sie können sich ausleben, Sie und Möninghoff und all die andern, weil Sie reich sind! Oh, wenn ich reich wäre! Vielleicht meinen Sie, weil ich in verwaschenen Blusen und verschabten Handschuhen herumlaufe, ich hätte keinen Sinn für Eleganz? Ha, Sie sollten sehen, wie ich mich kleiden würde, wenn ich Perlen und Diamanten und Atlas und Seide zur Verfügung hätte!"

Jörgens legte die Zeitschriften, in denen er vorher gelesen hatte, sorgfältig zusammen und trug sie in den Schrank, den er sorgfältig nachher wieder schloß. „Sie irren aber in der Tat, Fräulein Arendt," sagte er dabei, „wenn Sie meinen, ich triebe Scherz. Es ist mein voller Ernst. Ich habe wirklich den Wunsch, einmal etwas Solides zu tun im Leben und nicht immer planlos herumzugaukeln. Und Verse mache ich schon lange nicht mehr. Ich habe sie nämlich einmal Rex vorgelesen. Seine Kritik war einfach vernichtend. Er sagte noch nicht einmal, die Gedichte wären schlecht. Er lächelte bloß, so unendlich gutmütig, wie nur Rex lächeln kann, und meinte dann, die Verse wären ganz nett."

„Da aber fuhr Fräulein Arendt auf. „Rex!" stieß sie mit entrüsteter Miene heraus. „Rex meint nur immer, er allein in der Welt könne etwas leisten! Ha, ich hasse diesen arroganten Menschen!"

Jörgens meinte jedoch trocken: „Nun, manche Leute behaupten zwar das Gegenteil." Eine entrüstete Antwort Fräulein Arendts wurde jedoch unterbrochen durch die Ankunft eines neuen Herrn.

Digitized by Google

Der Eintretende war groß und ein wenig überschlank, er trug einen weiten, hellen Havelock und einen breiten, weichen Schlapphut und hatte durchaus das, was bürgerliche Leute einen Künstlerkopf zu nennen pflegen. Alles in seinem Wesen war von einer gewissen berechneten Grazie, die Art, wie er den beiden Anwesenden die Hand ein wenig nach innen gebogen hinhielt, wie er sich dann mit gelassener Würde seines Künstlermantels entledigte und vor den Spiegel trat, um sich dort mit der Hand noch einmal die blonden, leicht gelockten Haare zu glätten und zu prüfen, ob die schwarze Biedermeierschleife, die auch er trug, den hohen Kragen genau so umschloß, daß überall nur ein halber Zentimeter des Weißen zu sehen war. Dann nahm er, sorgfältig seine Beinkleider etwas heraufziehend, neben den andern Platz.

„Und nun denken Sie, Herr Möninghoff," redete ihn die Arendt an, ehe er noch ganz mit all seinen Verrichtungen zu Ende war, „Herr Jörgens erzählte mir da eben, daß er ins Philisterland zurückkehren will! Oh, ich kann das nicht begreifen! Was sagen Sie nur dazu?"

Möninghoff lächelte. Es war ein feines, kaum wahrnehmbares Lächeln, das kaum seine schmalen Lippen kräuselte. Doch sah er Jörgens nicht an, sondern starrte schweigend auf seine wohlgepflegten, weißen Hände. „Ich kann mir ungefähr denken, worum es sich handelt", sagte er dann mit leicht ironischem Tonfall. „Ich werde auch gar nicht versuchen, Jörgens zurückzuhalten. Ich kann nur sagen, ich für mein Teil hielte einen solchen Beruf wie den eines Chemikers ganz gewiß nicht aus. Ich würde ersticken dabei."

„Chemiker wollen Sie werden?" fragte die Arendt mit jäher Kopfwendung Jörgens anschauend.

„Wahrscheinlich", erwiderte Jörgens etwas stockend und mit scheuem Blick auf Möninghoff, welcher keine Miene seine glatten Gesichtes verzog, auf dessen Oberlippe, nur eben angedeutet, ein blondes Bärtchen sich befand.

„Ein unsympathischer Beruf!" sagte Möninghoff noch einmal mit Nachdruck. „Ich kannte einst ein paar Chemiker, langweilige Menschen; sie rochen fast immer nach dem Laboratorium, und einer sagte mir einmal, daß sie einen anständigen Anzug überhaupt kaum tragen könnten, nicht einmal Oberhemden. Die Säuren ruinieren einfach alles."

„Ja, es ist wirklich schade," sagte die Arendt, „ich hätte Herrn Jörgens für viel idealer gehalten."

Dieser zuckte die Achseln, offenbar froh, daß neue Gäste erschienen, die die Aufmerksamkeit ganz von ihm ablenkten.

Eine Dame und ein Herr waren es. Letzterer war allen bekannt, denn er war Mitglied des Klubs, trug einen Hornkneifer mit dickem Bande, hieß Max Stern und war Mediziner seines Zeichens. Jedoch verstand er auch in allen andern Künsten und Wissenschaften mit bemerkenswerter Sicherheit zu urteilen, hatte stets alle Zeitschriften und Bücher, die nur erwähnt wurden, gelesen, und war dies ausnahmsweise einmal nicht der Fall, so wußte er doch Verlag und Auflagenzahl ganz sicher, und vielleicht noch eine interessante Notiz über den Verfasser dazu.

Er beeilte sich jetzt, seine Begleiterin bekannt zu machen. Sie sei seine Kusine, Fräulein Eva Salomon, die er sich in den Klub einzuführen gestatte. Möninghoff, der sich höflich verbeugt hatte, bemühte sich angelegentlich, Fräulein Salomon beim Ablegen behilflich zu sein. Sie war eine wohlgebaute, ein klein wenig üppige Erscheinung, mit eigenartig schrägem Profil und schmalen, ein wenig zurückliegenden Augen, was ihr etwas an altägyptische assyrische Götterbilder Erinnerndes gab. Möninghoff bat sie, auf dem Eckdiwan Platz zu nehmen, und er selber zog seinen Stuhl an ihre Seite, um als Vorsitzender des Vereins die Honneurs zu machen, während Stern sich den beiden andern zuwandte.

Mit verbindlicher Miene und seinem feinen Lächeln, leicht dabei den Oberkörper vorbeugend, versicherte Möninghoff der Dame, er habe schon oft von ihr gehört und sei scharmiert, sie nun in dem Klub „Die blaue Blume" persönlich kennen zu lernen. Er hoffe, es sei nicht das letztemal, daß sie die schlichten Räume des Klubs betrete.

Eva Salomon lächelte noch etwas scheu, da sie sich unsicher in der neuen Umgebung fühlte, und ihre Augen irrten in dem dunkelrot tapezierten und eigenartig eingerichteten Zimmer umher. Dabei spielten ihre Finger, an denen einige Ringe glitzerten, nervös mit der dünnen goldenen Uhrkette, die sie um den Hals geschlungen trug. „Mein Cousin hat mir schon viel von

Digitized by Google

der ‚blauen Blume‘ erzählt", sagte sie endlich mit leiser Stimme. „Es ist eigentlich ein seltsamer Name."

„Er ist symbolisch", erläuterte Möninghoff und machte mit der Hand eine Geste, die eine endlose Ferne vor Eva aufzurollen schien. „Das Symbol stammt aus einer Dichtung des Novalis. Dort träumt der Held, ein junger Poet, von einer unsagbar schönen blauen Blume, und er zieht aus, sie zu suchen. Das höchste Ideal, all das nur geahnte und über alle Worte erhabene Große des Lebens ist in jenem Symbol enthalten."

„Und findet er schließlich dieses Ideal?" fragte Eva.

Möninghoff schüttelte langsam und traurig seinen interessanten Kopf. „Der Dichter ist uns die Antwort schuldig geblieben", sagte er. „Jenes Werk ist niemals vollendet worden. Er starb darüber."

„Und Sie suchen die blaue Blume in der Kunst", sagte endlich Eva, nachdem sie beide einen Augenblick andachtsvoll geschwiegen hatten.

„Nicht ganz!" erwiderte Möninghoff, gleichsam erwachend aus tiefem Sinnen. „Die Kunst ist uns gleichsam nur ein Weg zu jenem höchsten Ziele, das wir selber nur ahnen, wenn die Kunst freilich auch der vornehmste Weg ist. So ist denn auch die künstlerische Tendenz in unserm Klub die vorherrschende geworden, wenn sie es auch von Anfang an nicht war."

Inzwischen waren jedoch noch zwei andere Mitglieder des Klubs angelangt. Der eine war eine lange, spindeldürre Figur, um die ein langer Regenmantel schlotterte. Er trug ein kleines Filzhütchen über dem mächtigen Haarschopf, der tief in den Nacken hing, und hielt ein blaues Heft unter dem Arm. Der andere Ankömmling war untersetzt, stämmig, mit einer Neigung zum Embonpoint und trug einen tiefschwarzen, keilförmig geschnittenen Vollbart. Sie wurden von Möninghoff Fräulein Salomon vorgestellt, der Lange mit dem überwallendem Haar als Musiker Bertram, der andere, der mit gewandter Verbeugung seinen Zylinder abnahm, als Schriftsteller und Maler Kryzanowski aus Warschau. Dieser war offenbar bedeutend älter als alle übrigen, und jede seiner Bewegungen offenbarte eine gewisse weltmännische Überlegenheit.

Als sich alle um den großen Tisch gruppiert hatten, ließ Möninghoff sein elegantes, silbernes Zigarettenetui herumgehen, auf dessen künstlerische Gravierung er, gleichsam so nebenbei, Eva Salomon aufmerksam machte. Alle bedienten sich, auch Fräulein Arendt. Eva Salomon zögerte einen Augenblick, denn sie war zu Hause nicht gewohnt zu rauchen, aber sie genierte sich hier doch, allein es nicht zu tun. Auch meinte sie, in einem Künstlervereine verstehe sich so etwas wohl von selbst, und so entzündete auch sie sich eine Zigarette an dem Streichholz, das Möninghoff ihr hinhielt.

Als die Unterhaltung, besonders infolge des inzwischen gebrachten Weines, allgemein und lebhaft geworden war, und da der Pole erklärt hatte, seine Landsmännin, Fräulein Laskowska, käme heute doch nicht, und auf Rex und Abel sei ja wie gewöhnlich nicht zu rechnen, so forderte man Möninghoff, den Vorsitzenden des Klubs, auf, den Abend offiziell zu eröffnen.

Nachdem er noch einmal den Sitz seiner Biedermeierkrawatte geprüft hatte und mit der Hand leicht glättend über seine blonden Locken gefahren war, erhob sich Möninghoff und eröffnete den Klubabend. Er begrüßte im Namen aller die neuzugekommene Dame und nannte dann das heutige Programm. Herr Bertram würde die Güte haben, einige Teile seiner neuen sinfonischen Dichtung „Der Sieg des Lichtes" am Klavier zu interpretieren. Später wollte er dann selber, Fritjof Alexander Möninghoff, einige kleine Gedichte lesen, die in letzter Zeit entstanden seien.

Ein beifälliges Gemurmel ging im Kreise herum, als der schöne Vorsitzende sich wieder gesetzt hatte, und nach einer Weile erhob sich dann der Musiker Bertram zu seiner ganzen, beängstigenden Länge, schüttelte seine krause Mähne ein wenig und trat ans Klavier, wo er das mitgebrachte große Heft langsam aufschlug. Dann entzündete er die Kerzen, und indessen verstummte allmählich die Unterhaltung der andern. Bertram hatte sich jetzt gesetzt. Zusammengekauert auf dem Klavierstuhl, wartete er noch einen Augenblick, gleichsam versunken in tiefes Sinnen. Dann griff er mit seinen langen, spinnenartigen Händen einige Passagen, worauf tiefe Stille der andern eintrat.

Mit kurzem Ruck sich halb herumwendend,

Digitized by Google

sprach Bertram darauf zu der Gesellschaft, fortwährend sich dabei durch Hüsteln und Räuspern unterbrechend: „Meine Herrschaften, Sie wissen, daß ich von Hause aus nicht Klavierspieler bin. Als Geiger habe ich sogar eine gewisse Aversion gegen dieses dürre Instrument. Ich bin mit Berlioz der Ansicht, daß das Klavier die Fähigkeit verdirbt, orchestral zu denken. Vielleicht taugt ein Orchesterwerk um so mehr, je weniger es auf dem Piano spielbar ist. Auch meine Orchesterkompositionen sind absolut unklaviermäßig gedacht. Das bitte ich freundlich zu berücksichtigen, wenn ich trotzdem versuche, Ihnen einiges aus meiner Partitur auf dem Piano anzudeuten. Meine sinfonische Dichtung wird als Ganzes den Namen: ‚Der Sieg des Lichtes' tragen. Bis jetzt ist freilich nur der erste Satz soweit gediehen, daß ich ihn hier andeuten kann. Derselbe drückt die ganze Dumpfheit und Unklarheit aller unserer heutigen Bestrebungen aus. Das Vorherrschen des verminderten Septimenakkordes deutet diesen Charakter an. Wie im einzelnen die folgenden Sätze lauten werden und welcher Gedankengang ihnen zugrunde liegen wird, kann ich heute noch nicht genau angeben. Gestatten Sie mir nur noch, auf einige besondere Züge in dem ersten Satze hinzuweisen. Das Christentum und seine düstere Moral ist durch den alle Lebensfreude übertönenden Choral dargestellt, der Pessimismus in der Philosophie tritt in dem basso ostinato auf ‚des' hervor, dazwischen klingen dann die Walzer- und Polkamelodien, welche die alberne Genußsucht der Vielzuvielen symbolisieren. Erst gegen den Schluß hin löst sich das Chaos etwas, und das Motiv der großen Sehnsucht tritt auf, erst pianissimo bei den Oboen, dann stärker und stärker anschwellend, bis es zuletzt von den Posaunen aufgenommen wird und in mächtigem stringendo der Satz ausklingt wie eine große Frage. Die folgenden Sätze werden dann die Antwort bringen. Aber ich will nicht alles vorher sagen, denn ich bin der Ansicht, daß ein Werk womöglich ohne Erklärung ganz unmittelbar wirken muß."

Damit drehte er sich herum und begann, weit vornübergebeugt, das Piano mit wuchtigen Akkorden in den Bässen zu bearbeiten.

Die andern lauschten, in mehr oder weniger malerischer Stellung um den Tisch gruppiert. Auch Eva Salomon, obwohl ganz unmusikalisch, fühlte sich verpflichtet, einzudringen in das Verständnis des Werkes.

Gewissenhaft suchte sie das Chaos der dargestellten Gefühle nachzuempfinden, sie unterschied auch noch deutlich die Melodie des Chorales, den der Musiker mit starken Griffen jetzt aus den Tasten hieb.

Bald jedoch begannen ihre Gedanken abzuschweifen. Sie wanderten zunächst im Zimmer umher. Sie fand den Klubraum apart. Die neumodischen Möbel imponierten ihr, und alles erschien ihr sehr stilvoll. Als sie den Kopf etwas wandte, fiel ihr das Bild Nietzsches in die Augen, das seitwärts an der Wand hing und mit seinem weißen Rahmen sich gut von der dunkelroten Tapete abhob. Trotz allem hatte Eva sich den Verein etwas anders gedacht, wenn sie auch nicht eigentlich enttäuscht war. Jörgens freilich, der ihr gerade gegenüber saß, sah trotz seines langen, weißen Haares und der hohen Biedermeierkrawatte ganz wie ein gewöhnlicher Sterblicher aus, ebenso Stern, der jetzt noch einen zweiten Kneifer aufgesetzt hatte und mit großem Eifer Bertram über die Schulter in die Partitur starrte, was ihm ein bedeutendes, kennermäßiges Aussehen verlieh. Dann war diese Dame in der etwas seltsamen Toilette, dieses Fräulein Arendt, neben ihr auf dem Diwan, gegen die Eva ein feindliches Gefühl in sich aufsteigen fühlte. Um so ungeniert dazusitzen, müßte sie viel schöner sein, dachte Eva. Dann fuhr sie fort in ihren Betrachtungen. Sie sah Bertram zu, der eben mit solchem Eifer arpeggierende Gänge ausführte, daß die ganze dürre Figur zu erzittern schien und seine lange Mähne bald rechts, bald links hinüber wehte. Eva fand ihn häßlich, aber immerhin künstlerisch aussehend. Auch der Pole ihr gegenüber, mit dem schwarzen, keilförmigen Vollbart und den sicheren Bewegungen, mit denen er seine Zigarette rauchte, sah nicht spießbürgerlich aus. Aber wirklich interessierte sich Eva nur für Möninghoff, den sie freilich nur mit halbem Auge beobachten konnte, wenn sie den Kopf nicht zu auffallend drehen wollte. Doch nahm sie sehr wohl seine graziöse Stellung wahr, wie er den interessanten, blondumlockten Kopf etwas zurücklehnend mit übergeschlagenen Beinen ganz im Genuß der Tondichtung zu versinken schien. Da wurde plötzlich Bertram am

Digitized by Google

Klavier so laut, daß Eva beschämt bemerkte, wie wenig Kunstverständnis sie bewiesen hatte. Schleunigst wandte sie noch ihre Aufmerksamkeit den wirbelnden Tremoli im Diskant zu, mit denen das Stück zum Abschluß kam und die nach dem dumpfen Chaos des Anfangs einen freudigen Ausblick in die Zukunft zu eröffnen schienen.

Alles applaudierte, als Bertram sich erhob. Auch Eva bewegte pflichtgemäß die Hände gegeneinander und bemerkte mit Genugtuung, daß der lange Musiker sich ihr gegenüber besonders verneigte. Am enthusiasmiertesten dankte Fräulein Arendt, die bewundernd die Hände des Künstlers ergriff, obwohl auch sie während des Spieles kaum aufgepaßt hatte, sondern beständig verstohlen Evas weißseidene Bluse mit den damals modernen riesigen Puffärmeln, die glänzenden Ringe an ihren Händen und den silbernen Schuppengürtel gemustert hatte. Sehr befriedigt lächelnd goß Bertram ein volles Glas Weines hinab und ließ sich dann, seine großen Hände reibend, in seinen Sessel sinken. Hier wurde er sofort von Max Stern in Anspruch genommen, der ihn in eine fachmännische Unterhaltung über die Fugierung des Chorals und die Bedeutung des „basso ostinato“ verwickelte.

Möninghoff aber wandte sich jetzt wieder an Eva: „Sie sind auch musikalisch, gnädiges Fräulein?“ fragte er.

„Nicht sonderlich“, erwiderte Eva ein wenig zögernd. „Ich höre zwar Musik sehr gern, mein eigentliches Interesse geht jedoch auf Poesie.“

„Dann sind wir in ähnlicher Lage“, sagte Möninghoff. „Ich gestehe, daß auch mit meiner Musik es nicht weit her ist, obwohl sie mir die intensivsten Impressionen verschafft und ich sie auf keinen Fall missen möchte. Übrigens kann ich wohl sagen, daß die leitende Idee, sozusagen der Gehalt von Bertrams Tonschöpfung doch von mir inspiriert ist. Aber schließlich ist das ja auch etwas Poetisches.“

„Haben Sie eigentlich schon viel geschrieben?“ fragte Eva.

Möninghoff schüttelte leicht den Kopf. „Nicht quantitativ sehr viel. Ein schmales Bändchen Lyrik. ‚Aus dem Reiche der Träume‘, ist der Titel. Aber ich pflege meine Arbeiten nicht mit der Wage zu wägen. Allerdings bereite ich ein neues Werk vor und arbeite zurzeit an einer Übersetzung Stéphane Mallarmés. Kennen Sie Mallarmé?“

„Nein, eigentlich nicht!“ gestand Eva etwas beschämt.

„Sie sollten ihn kennen lernen“, sagte Möninghoff mit bedeutsamer Miene. „Er ist ein Dichter! Wir haben in Deutschland so etwas nicht. Bei uns gibt es nur Literaten. Vielleicht allein unter den Lebenden erinnert er noch an die seligen Sänger der Hellenen, denen ein Lorbeerzweig das höchste war, das einzige, was die Menge ihnen zu geben hatte, obgleich wohl Mallarmé selbst diesen verachtet. Alle, die jemals einen seiner Abende in Paris haben beiwohnen dürfen, wo nur mit leiser Stimme gesprochen wird, wo die alten, verbrauchten Worte einen neuen und tieferen Sinn zu bekommen scheinen, wo der Dichter selbst auf erhabenem Throne im Kreise der Freunde sitzt, mit einer Würde, um die ein König ihn beneiden könnte, alle, die das haben miterleben dürfen, zählen es zu den unvergeßlichen Stunden ihres Lebens . . .“

„Nun, Herr Möninghoff,“ rief plötzlich Kryzanowski über den Tisch, „werden Sie uns heute abend noch Ihre Gedichte lesen?“

„Eilt es so?“ fragte Möninghoff etwas ungehalten darüber, daß seine eindrucksvolle Erzählung so jäh unterbrochen wurde.

„Ja, ich wäre auch sehr gespannt“, sagte Eva.

„Nun, wenn gnädiges Fräulein es wünschen . . .“ erwiderte Möninghoff, griff in die Tasche und entnahm ihr ein kleines, apart gebundenes Büchlein. Darin hatte er seine neuesten Verse mit seiner zierlichen Schrift eingetragen. Er blätterte einen Augenblick, dann erhob er sich und schlug an sein Glas. Schweigend wartete er, bis jedes Gespräch verstummte, und rückte indessen an seiner hohen Krawatte, deren künstliches Gefüge durch jede Bewegung bedroht war. Dann verneigte er sich höflich und sagte, im Kreise herumblickend, er wolle sich gestatten, einige Sonette aus seinem geplanten Werke „Aus dem Garten der Geheimnisse und von den Inseln des Glücks“ den Herrschaften vorzulesen.

Kryzanowsky murmelte ein „Bravo“ in seinen schwarzen Bart, was Möninghoff jedoch nicht zu hören schien.

Digitized by Google

Dann las der Dichter mit leiser, fast eintöniger Stimme:

Auf eine Statue.

In einem Park, umrahmt von Taxushecken
Und stillen, gelben, kiesbegossnen Pfaden,
Sah über leise rauschende Kaskaden
Ich einen Jüngling überm Wasserbecken

Die Arme flehend auf zum Himmel recken.
Ihn kümmern nicht die neckenden Najaden
Die unter ihm im weißen Strudel baden,
Ihn können auch des abends nicht erschrecken

Gestalten, die hier langsam gehn im Düstern
Und auf den Pfaden eng umschlungen schreiten
Und keine liebestrunknen Worte flüstern.

Er steht ganz still. Nur seine Arme breiten
Sich hoch hinauf, hinweg von allem Düstern,
Entgegen schimmernden Unendlichkeiten.

Möninghoff hatte bei den letzten Worten seine Stimme so sehr sinken lassen, daß man mehr erriet als verstand, was er sagte. Seine Blicke waren dabei über das Buch hinweggegangen und schienen ganz versunken hinauszuwandern in ein fernes Land. Alle schwiegen. Nur Kryzanowski murmelte, scheinbar für sich, dennoch so, daß Möninghoff es hörte: „Exquis! Das muß ich ins Polnische übertragen!" Dann las Möninghoff in demselben Tonfall wie vorher ein weiteres Gedicht:

Die Sphinx.

An südlichem, olivengrünem Strande
Liegt eine Sphinx in Marmor ausgehauen,
Ein Überrest aus lang versunknen grauen
Urzeiten liegt sie dumpf im Ufersande.

Und unverwandt vom kahlen Wasserrande
Scheint sie hinaus auf all die ewig blauen
Und ewig gleichen Fluten auszuschauen
Nach einem fernen, unbekannten Lande.

Verwitternd langsam. — Nur die Wogen wühlen
Sich ängstlich in den Sand vor ihren Blicken
Doch manchmal kommen Kinder und im Spielen

Erklimmen sie des Fabelwesens Rücken.
Doch niemand kommt, um tief erfaßt zu fühlen
Die große Sehnsucht in den starren Blicken.

„Tiefsinnig!" sagte Max Stern leise. Alle andern schwiegen in Andacht und schienen den unergründlichen Symbolen nachzusinnen, die in jenen Versen enthalten sein mochten.

Auch die übrigen Gedichte, die Möninghoff noch las, waren in verwandtem Stile gehalten. Sie handelten von Nymphen, Satyren und ähnlichen halbzoologischen Gottheiten, die damals in Mode waren, und alle schienen sie voll tiefer Geheimnisse zu sein. Allgemein beglückwünschte man den Dichter, als er zu Ende war. Stern warf ihm einige bedeutende Aperçus über Symbolismus und Neoimpressionismus zu.

Möninghoff nahm alle Komplimente mit olympischer Ruhe in Empfang, dann wandte er sich zu Eva, um ihr einige besondere Schönheiten seiner Verse noch zu erläutern.

Auf der andern Seite des Tisches aber drang jetzt die Arendt, von Kryzanowski unterstützt, auf den jungen Jörgens ein. Sie könne es noch immer nicht fassen, daß er einen so prosaischen Beruf wie den eines Chemikers ergreifen wolle.

„Das sollten Sie den Bourgeois überlassen, Herr Jörgens," sagte Kryzanowski, und die Arendt fügte hinzu: „Später werden Sie über ein verlorenes Leben trauern, ich weiß das. Und Ihnen stünden doch alle Wege in die Freiheit offen."

„Sie irren!" erwiderte Jörgens. „Ich bin durchaus nicht so reich, wie Sie alle zu denken scheinen. Möninghoff ist reich, ich aber gar nicht. Man meint immer, weil Möninghoff und ich befreundet sind und unsere Familien ebenfalls, so müßte ich in ebenso glänzenden Verhältnissen sein wie er. Aber Möninghoff ist einziger Sohn, ich aber habe mehrere Geschwister, und mein Vater ist schon lange tot."

„Das sind Erwägungen, unwürdig für einen freien Mann", erklärte der Pole und blies den Rauch seiner Zigarette energisch von sich. „Was braucht man viel zum Leben? Der wahre König ist der Bettler. Arbeit jedoch ist verlorene Zeit fürs Leben. Zum Leben sind wir geboren, nicht zum Arbeiten. Arbeit ist eine der törichtsten Erfindungen der Menschen, wie Kirche und Schule bloß zur Selbstquälerei erdacht. Wenn man genau hinsieht, einfach eine Perversität."

Auch Möninghoff von der andern Seite des Tisches mischte sich jetzt ein. „Ich glaube, man muß Jörgens einfach gewähren lassen. Wenn er einmal genug von Chlor und ähnlichen Parfüms gerochen hat, wird er schon reumütig zur Kunst zurückkehren. Schließlich ist er doch ein Mensch, der Nerven hat, und dann steckt wohl überhaupt zu viel Idealismus in ihm."

Digitized by Google

Dann wandte sich Möninghoff wieder Fräulein Salomon zu. Er fand immer mehr eine eigenartige Schönheit heraus bei ihr, wenn auch ihre Züge gar nicht regelmäßig waren. Das breit ausladende Kinn, die schmalen, dunklen Augen, überhaupt das eigenartige Profil gaben ihr einen seltsamen, fremden Reiz, der stark auf den Dichter zu wirken begann.

Sie hatte ihm eben erzählt, auch sie habe Verse geschrieben. „Ich habe sie freilich nur ganz wenig Menschen gezeigt. Aber es würde mir sehr wertvoll sein, einmal ein sachverständiges Urteil darüber zu hören", fügte sie leiser hinzu.

„So lesen Sie doch im Verein einmal etwas vor", rief Kryzanowsky, der die letzten Worte aufgefangen hatte, über den Tisch.

Eva wurde verlegen und errötete; Stern, ihr Cousin, der das bemerkte, suchte ihr zu Hilfe zu kommen. „Ich weiß nicht, ob das angenehm für meine Kusine wäre?" sagte er.

„Mon dieu! Warum nicht?" fragte der Pole und sah im Kreise umher. „Wir sind Künstler, wir sind das beste Publikum. Was ein wahrer Künstler ist, darf sich nicht genieren . . ."

Eva, die nicht wußte, wie sich herausreden, gab schüchtern nach. „Ja, wenn Sie meinen?" sagte sie und sah Möninghoff an.

„Gewiß, gnädiges Fräulein," versicherte dieser, „es wird uns eine große Ehre und Freude sein, wenn Sie einiges vortragen wollten . . ."

„Bravo!" erklärte auch Kryzanowski. „Das Genieren muß sich der Künstler vor allem abgewöhnen. Er muß frei sein in jeder Beziehung. Vor allem aber Kollegen gegenüber!" Der Pole sprach das Deutsche durchaus geläufig, nur manchmal hörte man einen feinen polnischen, noch öfter aber französischen Akzent durch, eine Stilwirkung, die, wie Eingeweihte wissen wollten, nur aus Koketterie von Kryzanowski angewandt wurde. Denn wenn er sich nicht beobachtete, hatte seine Sprache einen unverfälscht Berlinischen Tonfall.

Möninghoff wandte sich nun an Fräulein Salomon mit der Frage, ob sie sich einer bestimmten Richtung in der Literatur angeschlossen habe. Als Eva verneinte, pflichtete er ihr durchaus bei. „Im Grunde ist es das beste, allein zu gehen. Auch ich fühle mich allein mit meinem Wollen. Zwar rechnet mich die Kritik zur neuromantischen Schule. Aber was weiß schließlich die Kritik um das Tiefere. Es mögen ja Berührungspunkte da sein, das Wesentliche aber ist, daß ich mich fernhalten möchte vom Lärm des Tages, um auf meine Weise mein Ideal, das ich wohl bildlich als die ‚blaue Blume' bezeichne, zu suchen."

Eva hatte ihm aufmerksam zugehört. Besonders die kunstvoll arrangierte Krawatte mit der goldenen Spange gefiel ihr, und auch sonst war er mit seinem blonden, leichtgelockten Haar, dem feinen, blassen Teint und der weichen, innigen Stimme ganz so, wie sie einen Dichter sich vorgestellt hatte.

„Oh, es muß schön sein, ganz dem Ideale leben zu können", sagte Eva. „Ich werde es auch tun, ganz sicher. Ich habe eine so grenzenlose Sehnsucht, etwas Bedeutendes zu leisten. Ich habe immer für die Freiheit geschwärmt. Aber, o weh!" unterbrach sie sich, plötzlich zusammenfahrend und die Uhr aus dem silbernen Gürtel reißend, „es ist ja schon spät, da muß ich ja unbedingt nach Hause."

Möninghoff tat erstaunt: „So früh. Es ist ja noch nicht elf Uhr. Das nennen wir einen angebrochenen Nachmittag."

Eva dämpfte die Stimme: „Ich bin nämlich ohne Wissen meiner Eltern hier. Sie sind so ängstlich, und ich möchte nicht, daß sie etwas merkten."

Trotzdem sie leiser gesprochen hatte, vielleicht auch gerade darum, hatte der Pole, der sie schon längere Zeit mit offenbarem Wohlgefallen betrachtet hatte, ihre Worte verstanden. „Das ist recht," rief er über den Tisch, „daß Sie sich frei machen. Man muß die Prinzipien seiner Eltern korrigieren, eventuell auch durchbrechen. Dabei stählt sich der Charakter. Frei müssen wir alle sein . . ."

„Ach ja, frei sein, leben!" rief die Arendt aus mit schwärmerischem Aufschlag der Augen. Zum erstenmal wendete sie sich Fräulein Salomon zu. „Leben, das ist's, gnädiges Fräulein! Das müssen wir! Nur keine Enge, nur kein Alltag! Oh, wie ich das Alltägliche hasse! Sie sind jung, gnädiges Fräulein. Ihnen steht noch die ganze Welt offen. Ich habe leider den Anschluß verpaßt. Auch ich bin ja wie im Kloster erzogen, systematisch hat man meine Willenskraft

Digitized by Google

gebrochen. Jetzt kann ich nicht mehr wie ich möchte. Nur die Sehnsucht ist geblieben . . .“

Eva wußte nicht recht, was sie antworten sollte und wandte sich daher an Möninghoff mit der Frage, was man tun müsse, um Mitglied des Klubs zu werden.

Möninghoff machte eine überlegene Geste. „Eintrittsbedingungen oder ähnliche Torheiten gibt es in der ‚blauen Blume‘ nicht, gnädiges Fräulein“, sagte er. „Auch Statuten brauchen wir keine. Was uns vereinigt und zusammenhält, ist das Geistige. Daß wir anderes wollen und erstreben, als die biederen Leute um uns her, das verbindet uns genügend. Weil wir hinaus wollen aus der Dumpfheit des Alltags, darum führen unsere Wege zusammen. Sie werden uns stets willkommen sein, wenn Sie ähnlich empfinden wie wir.“

„Ja, aber ich muß jetzt wirklich gehen“, sagte Eva und erhob sich. „Ich kann nicht versprechen, daß ich regelmäßig komme. Doch will ich sehen.“

Auch die andern erhoben sich, und Möninghoff war Fräulein Salomon behilflich, den roten Abendmantel anzulegen.

Die Arendt schlug vor, noch in ein Café zu gehen. Niemand widersprach, und so machten alle sich fertig. Bald schloß die Tür des Klublokales sich hinter ihnen.

Draußen auf der Straße flutete noch immer der Menschenstrom. In langen, geraden Reihen, gleich Ketten strahlender Sterne, spannten die Laternen sich durch die Nacht.

In langem Zuge, immer zwei und zwei nebeneinander gehend, schritten die Mitglieder des Klubs „Die blaue Blume“ dahin. Für Fremde mochte es ein seltsamer Anblick sein, diese Gestalten, von denen jeder irgendwie von den andern Bürgern sich unterscheiden wollte. Bertrams groteske lange Gestalt schritt da neben Fräulein Arendt mit ihrem abenteuerlichen Hute her. Der dicke Pole mit dem Zylinderhute, Jörgens und Stern folgten nach, und zum Schluß kamen Eva Salomon und Möninghoff in seinem weiten, hellen Künstlermantel und dem italienischen Filzhute.

An der Straßenecke jedoch drängte Stern seine Kusine: „Du mußt jetzt nach Hause, Eva. Es gibt sonst Unannehmlichkeiten . . .“

Indem der Mediziner eine Droschke anrief, verabschiedete sich Eva. Möninghoff flüsterte ihr noch eine Reihe höflichster Wendungen zu, und Eva versprach als sicher, möglichst bald „die blaue Blume“ wieder zu besuchen. Als sie dann in dem Wagen davon rollte, dachte sie: Ein charmanter Mensch, ein Dichter . . . Und sie sah seine blassen Züge, die blauen, weichen Augen und sein süß-melancholisches Lächeln im Geiste.

Die andern bewegten sich inzwischen weiter. Kryzanowski hatte Möninghoff leicht unter den Arm gefaßt und redete mit ihm von Eva. „Ein interessantes Mädel“, sagte er. „Rassig! Überhaupt ganz für sie geeignet. Und welche Formen! Tizianisch! Man könnte sie einer reifen, saftstrotzenden Frucht — wie sagt man doch auf Deutsch pêche — aha, Pfirsich, vergleichen, man braucht die Hand nur auszustrecken, so fällt sie einem zu.“

Möninghoff machte eine abweisende Geste mit der hellbehandschuhten Rechten. „Sie irren,“ sagte er, „wenn Sie mir solche Empfindungen zutrauen. Ich stehe Frauen anders gegenüber als Sie, Herr Kryzanowski. Ich genieße ihre Schönheit rein ästhetisch.“

„C'est ça!“ nickte der Pole. „Das ist ein vorzügliches Prinzip. Ich bin überhaupt der Ansicht, daß die platonische Liebe als Prinzip gar nicht hoch genug geschätzt werden kann. Aber Prinzipien und danach leben sind ja zwei verschiedene Dinge. Ich bin auch dafür, gute Prinzipien zu haben, aber immer danach zu handeln, wäre sehr langweilig. Sie werden mit der platonischen Liebe Frauen immer imponieren, aber nur mit dem Prinzip. Ich finde dieses Fräulein Salomon wie geschaffen für Sie, Herr Möninghoff. Und Sie haben Eindruck gemacht, ich habe das beobachtet. Ich kenne die Frauen, parbleu!“

Möninghoff aber schüttelte den Kopf, wenn auch etwas geschmeichelt. „Sie irren sich in der Tat, Herr Kryzanowski.“

Man war inzwischen vor einem Café angelangt, wo sich Jörgens verabschiedete, während die andern eintraten und sich um einen Tisch in der Ecke gruppierten. Fräulein Arendt hatte sich so gesetzt, daß sie das hellerleuchtete Lokal, das Kommen und Gehen der Menschen beobachten konnte. Von der theoretischen Unterhaltung, in die ihre Begleiter inzwischen sich verwickelt hatten und die von Schlagworten nur so strahlte wie ein Winterhimmel von Sternen,

Digitized by Google

verstand sie nicht viel, wenn sie sich auch stets sehr bedeutend vorkam bei jedem Satze, den sie auffing.

Plötzlich jedoch unterbrach sie eine brillante Ausführung Sterns über Pointillismus. „Dort kommt Rex!"

Die andern fuhren herum und sahen auf einen etwa vierundzwanzigjährigen, jungen Mann, der, beide Hände in den Hosentaschen tragend, sich langsam zwischen den Tischen hindurch auf den ihren zubewegte. Das Gesicht des Ankömmlings war ganz kahl rasiert und zeigte sehr scharfe Züge. Das stark vorgeschobene Kinn deutete auf trotzige Kraft, und um den Mund spielte ein ironisches Lächeln, als er die andern jetzt anredete: „Ich habe Herrn Bertrams Künstlerhaar und Fräulein Arendts Federhut schon gesehen. Ich sitze hinten mit ein paar Freunden. Ich wollte mich doch einmal nach dem Ergehen der ‚blauen Blume' erkundigen. Ich weiß wirklich gar nicht mehr, was neues geschieht um den runden Ecktisch und auf den Sesseln im Jugendstil."

„Ja, sie machen sich wirklich selten, Herr Rex!" sagte die Arendt. „Es ist mancherlei Neues passiert. Jörgens will Chemiker werden und der Kunst den Rücken wenden."

„Sehr vernünftig!" unterbrach Rex ihren Redestrom trocken.

„So?" fragte die Arendt. „Ich finde das sehr prosaisch. Dann war heute abend eine neue Dame da, die nächstens ihre Gedichte vorlesen wird."

„Dann komme ich!" erklärte Rex und setzte sich ungeniert rittlings über einen Stuhl, wobei er die Ellenbogen auf die Lehne stützte. „Ich schwärme, wie Sie wissen, für Backfischlyrik jeder Art", sagte er und ließ einen raschen Blick zu Möninghoff hinübergleiten.

Dieser sagte gar nichts, sondern saß mit steifem Nacken und nestelte an seiner Krawatte.

„Und ist man sonst der Lösung des Problems der ‚blauen Blume' näher gekommen? Nicht? Schade! Ich hätte meine botanischen Kenntnisse gern erweitert. Es ist nur gut, daß es Nietzsche nicht selber ist, sondern nur sein Bild, das alles mit anhört, was dort zusammenphantasiert wird. Na, also viel Vergnügen für heute. Ich werde nächstens kommen, um mir die Gedichte anzuhören."

Damit stand Rex auf, machte eine ironische Verbeugung und ging wieder davon.

Die andern sahen ihm nach.

„Rex meint natürlich, Nietzsche ganz allein verstanden zu haben", sagte Stern.

„Ein unsympathischer Mensch, dieser Rex!" sagte auch Möninghoff. „Eigentlich paßt er schon lange nicht mehr zu uns. Zu Jörgens hat er neulich geäußert, die ganze ‚blaue Blume' wäre Schwindel. Nun, mag er doch fortbleiben! Wenn er kein Verständnis mehr hat, daß ein tiefes, inneres Sehnen uns zusammengeführt hat, so gehört er ja schon nicht mehr zu uns."

„Aber er ist doch ein stark begabter Mensch", warf Fräulein Arendt ein.

„Na, natürlich!" sachte Stern und fixierte sie scharf durch den Kneifer, wie man einen interessanten Fall beobachtet. „Fräulein Arendt muß ihren Rex natürlich verteidigen!"

Da aber fuhr die Arendt auf und mimte mit Augen und Händen: „Sie denken immer das Schlechteste natürlich. Ich hasse Rex, ich finde ihn arrogant, er behandelt mich mit einer Unhöflichkeit, die unerhört ist."

„Na, ja!" beruhigte Stern lachend. „Wir wissen das ja. Das hindert alles nicht, daß Sie doch für ihn schwärmen. Ich habe ja sonst nichts gesagt." Schmollend wandte die Arendt den Kopf zur Wand.

Möninghoff aber kam noch einmal auf das Frühere zurück: „Ich werde an jenem Abend, wenn Ihre Kusine vorlesen wird, Herr Stern, auf keinen Fall an Rex eine Einladung gelangen lassen. Einen Menschen, der so wenig Kinderstube hat wie Rex, hält man sich besser fern. Was für eine Art ist es, in dieser Weise mit den Händen in den Taschen durch ein Lokal zu schlendern, sich dann in so ungehöriger Form auf einen Stuhl zu setzen, wie er vorhin getan hat! Und dann das übrige. Kurz, ich mag ihn nicht."

Dann kehrte die Unterhaltung zu dem Thema zurück, bei welchem sie unterbrochen worden war; man sprach noch lange über eine neuzugestaltende, echt künstlerische Kultur, und als man ging, war man wenigstens darüber völlig einig, daß es so mit der Barbarei des modernen Lebens nicht mehr weitergehen könne und daß es eine Notwendigkeit wäre, daß der Klub „Die blaue Blume" endlich einmal eingriffe in diese verrotteten Zustände.

Digitized by Google

2. Kapitel.

Fritz Möninghoff oder Fritjof Alexander Möninghoff, wie er sich auf dem Titel seines Werkes „Aus dem Reiche der Träume" genannt hatte, war soeben mit seiner Toilette zu Ende gekommen. Noch einmal hatte er den schwarzen, eleganten Besuchsrock vor dem großen Spiegel seines eleganten Wohnzimmers glattgestrichen, hatte mit dem Rücken der Hand noch einmal die Glätte seiner Wangen geprüft und sich dann befriedigt im Spiegel zugelächelt. Jetzt konnte Jörgens kommen, um ihn abzuholen zu einem Diner bei dem Fabrikbesitzer Triebschen, wo sie für den heutigen Sonntag beide zu Tisch gebeten waren! Und, den Freund erwartend, ging der Dichter mit gemessenen Schritten im Zimmer auf und ab.

Möninghoff und Jörgens waren Landsleute. Sie stammten beide aus einer großen Stadt am Mittelrhein, und auch ihre Familien waren seit langer Zeit befreundet. Zwar war Jörgens Vater jetzt schon seit langen Jahren tot und hatte die nicht sehr selbständige Mutter in erträglichen, wenn auch nicht glänzenden Verhältnissen zurückgelassen. Der Vater Möninghoffs dagegen betrieb noch heute mit Energie und Erfolg ein großes Juweliergeschäft und hatte nebenbei mit beträchtlichem Gewinn in Häusern spekuliert. Wenn er durch die vornehmen Villenviertel der Stadt ging, konnte er mit Befriedigung konstatieren, daß die meisten und teuersten Häuser auf seine Rechnung gebaut und fast alle vorteilhaft verkauft oder vermietet waren. Der Alte selbst war nicht das, was man einen ideal angelegten Menschen nennt. Außer für seine Geschäfte hatte er größeres Interesse nur für den Skat, den er allabendlich mit einigen Freunden spielte. Dafür war jedoch Möninghoffs Mutter um so mehr fürs Höhere entbrannt. Sie hatte sogar einmal selber in ihrer Jugend Schauspielerin werden wollen, es war ihr aber aus mehreren Gründen nicht recht geglückt. So beschränkte sie sich darauf, als sie in späteren Jahren durch ihre Heirat zu Geld gekommen war, alle Schauspieler und Sänger in ihr Haus zu laden, die eine gute Tafel und eine nicht zu tiefe Unterhaltung, mit etwas Klatsch gewürzt, zu schätzen wußten.

Der einzige Sohn war ganz in dieser Atmosphäre aufgewachsen. Denn da er trotz aller Privatstunden in Mathematik ein Stümper blieb, hatte der Vater bald das Interesse an seiner Erziehung verloren, und der kleine Fritz war ganz unter den Einfluß der Mutter und ihres Kreises geraten. Weil er weiches und lockiges Haar besaß und mit seinen Lehrern in beständiger Fehde lag, so kam er schon früh in den Geruch, ein Genie zu sein. Und gar als man bei dem damals Vierzehnjährigen eine gereimte Korrespondenz gefunden hatte, die er postlagernd mit dem braunäugigen und langzopfigen Nachbarstöchterlein geführt, da stand es der Mutter fest, daß ihr Fritz einmal ein bedeutender Dichter werden würde. Der Vater, der darin nichts Besonderes sah, hatte nichts dagegen, da er die Hoffnung, in seinem Sohne einen Fortsetzer seiner Häuserspekulationen zu finden, schon lange begraben hatte. So wurde Fritz zum Dichter erzogen, und da das seiner Eitelkeit schmeichelte, ließ er sich's gern gefallen. Nachdem er unter mancherlei schwierigen Umständen das Gymnasium bewältigt hatte, kam er als Student der schönen Künste auf die Universität.

In den Ferien stolzierte er alltäglich in den modernsten Toiletten, in spannhohen Kragen und phantasievollen Krawatten auf den Promenaden seiner Heimatstadt umher, viel belächelt und viel bestaunt. Am meisten aber imponierte er dem um mehrere Jahre jüngeren Ernst Jörgens, dessen höchster Ehrgeiz es war, dem älteren Freunde es gleichzutun. Dieser, dem die unverhohlene Bewunderung des andern schmeichelte, unterstützte ihn in allen seinen Plänen. Frau Jörgens, die Mutter, war nur durch seine Überredungskünste bewogen worden, dem Sohn die gewünschte Freiheit, zunächst ohne bestimmtes Ziel, zu gewähren.

Freilich waren für Ernst Jörgens allmählich manche Enttäuschungen gekommen. Er lernte einsehen, daß es mit seinem Genie doch wohl nichts Ungewöhnliches war, sein Blick schärfte sich für die sozialen Verhältnisse und die eigenen Aussichten fürs Leben, vor allem aber geriet er unter einen neuen und auf die Dauer stärkeren Einfluß als den Fritjof Alexander Möninghoffs, nämlich den des Fabrikdirektors Triebschen, zu dem heute er und Möninghoff zu Tisch geladen waren.

Ehe jedoch Jörgens in der vornehmen Pension, wo Möninghoff wohnte, erschien, hatte die-

Digitized by Google

ser noch einen anderen Besuch zu empfangen. Es war der polnische Schriftsteller und Maler Pan Kryzanowski, der in Zylinder und Glacés erschien, bloß um Möninghoffs neuste Gedichte abzuholen, wie er sagte. Er würde sie ins Polnische übersetzen, denn er fände sie „d'une beauté extraordinaire, profonde". Er wollte sie dann alsbald mit einigen früheren in der ersten Kunstzeitschrift Polens zum Abdruck bringen.

Möninghoff schien jedoch gar nicht sonderlich erfreut von dem Besuche. Er musterte den Polen etwas mißtrauisch und bot ihm nur zögernd einen Sitz an, ohne seine Wanderungen im Zimmer dabei zu unterbrechen.

„Aber lieber Herr Kryzanowski," sagte er etwas spitzig, „Sie haben ja vorläufig noch zum mindesten ein Dutzend Gedichte von mir zu Hause, die sie alle übersetzen wollten, von denen mir bisher aber noch keins gedruckt zu Gesicht gekommen ist. So machen Sie doch einmal die andern fertig, ehe sie neue holen."

Der Pole hatte vorsichtig seinen Zylinder abgestellt und auf einem Polstersessel Platz genommen. „Sie sind grausam, Herr Möninghoff", sagte er mit seiner komplizierten Aussprache des Deutschen, „aber ich gebe zu, daß Sie scheinbar Grund haben, so zu sprechen. Doch werden Sie als Künstler, als Poet verstehen, daß man Eingebung braucht, Inspiration! Dann aber dachte ich, es wäre am besten, alle Gedichte (Kryzanowski sagte stets mit Pariser Akzent Gédischté) zusammen zu haben, sie alle auf einmal zu übersetzen und als Zyklus zum Abdruck zu bringen. Großartige Idee, nicht wahr? Aber nun auf Ehre, Herr Möninghoff, könnten Sie dichten, wenn Sie nicht zu Mittag gegessen haben? Und wenn Sie nicht wissen, wo Sie des Abends speisen sollen? Und wenn Sie seit Wochen die Rechnung für Miete unbezahlt in der Tasche tragen? Oh, Sie kennen das nicht! Aber ich, Herr Möninghoff! Und darum bin ich gekommen, ich m u ß, ja, ich m u ß jetzt einige Schulden zahlen! Ich ersticke sonst! Sie benehmen mir den Atem, und ich kann nicht schaffen. Und ich sage Ihnen, ich brenne nach der Arbeit. Und wie soll ich Geld bekommen, wenn ich nicht schaffen kann?"

Möninghoff hatte einen Augenblick seine Wanderung unterbrochen und mit ironischem Gesicht die Armbewegungen des Polen, womit dieser seinen Worten Nachdruck zu leihen strebte, zugesehen, jetzt nahm er mit auf dem Rücken verschränkten Armen seine Gänge im Zimmer wieder auf und fixierte dabei seine Lackschuhe.

„Wie Sie wissen, Herr Kryzanowski," sagte er dann mit leicht näselndem Tonfall, „sind die bedeutendsten Werke in Dachstuben bei Brot und Wasser geschaffen worden. Ich finde Ihre Absichten jedoch sehr gut, endlich Ihre Schulden abzahlen zu wollen. Warum aber wollen Sie denn bei andern anfangen, statt bei mir?"

Da erhob sich der Pole jedoch mit Würde und warf sich in die Brust. „Sie höhnen über mein Unglück, Herr Möninghoff?" sagte er bitter. „Aber auch ich habe meine Ehre. Glauben Sie mir, ich leide, ja, Herr Möninghoff, ich leide unter diesen Zuständen. Sie sehen doch ein, daß ich arbeiten muß, um meine Schulden zu bezahlen, und Sie nehmen mir doch die Möglichkeit zu arbeiten, indem Sie mir nicht zur Stimmung verhelfen. Und das mir, der ich mich doch stets als Ihren Freund erwiesen habe, ja, als Ihren Freund, und glauben Sie mir, ich bin sparsam mit diesem Worte." Er stand, den einen Fuß etwas vorgestellt, mit zurückgeworfenem Haupte und sah Möninghoff durchdringend an.

Dieser aber zuckte nur mit den Achseln. „In Worten sind Sie immer mein Freund gewesen, ja, das gebe ich zu. Aber kennen Sie auch das Schnadahüpferl, das Rex auf uns beide gedichtet haben soll? Nein? Nun, der Sinn ist der, daß man nicht genau wisse, ob Sie, Herr Kryzanowski, meine Verse lobten, um Geld zu erhalten, oder ob ich Ihnen pumpte, damit Sie meine Verse lobten. Das letztere ist natürlich eine Frechheit und vollendeter Unsinn. Die erstere Frage ist aber vielleicht nicht ganz schlecht beobachtet. Was meinen Sie?"

(Fortsetzung folgt.)

Anmerkung: Der Roman „Die blaue Blume" von Bruno Wölfing erscheint auch als Buch im Verlage von Otto Janke, Berlin SW 11, und ist durch alle Buchhandlungen oder vom Verlag zu beziehen.

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

Kriegsfreiwilliger

Er war ein rechter Tunichtgut,
Der Mutter Sorgenbringer,
Jedweden Streich voll Bubenmut
Verübten seine Finger.

Die kecken Locken buntbemützt,
Der Schalk saß ihm im Nacken:
„Schul' hin, Schul' her! was die wohl nützt?"
Heißt leben, denn sich placken?"

Zu Haus wirkt sorgenfrüh ergraut
Herzmütterchen geduldig,
Was sie in Träumen kühn gebaut —
Das Leben blieb es schuldig.

Und nun der Krieg — vielleicht die Not,
Der Witwe Tränen rinnen.
Doch unser Hans, bald blaß, bald rot,
Sitzt heut' in tiefem Sinnen!

Hans Wirbelwind, warum so still?
Hörst du sie draußen singen?
Die „Wacht am Rhein" und „wie Gott will —"
Wir werden sie bezwingen!"

Da tritt er rasch zur Mutter hin,
„Was gibt es denn, mein Junge?"
Sie streichelt leise Haar und Kinn,
Ihm aber stockt die Zunge.

Dann plötzlich findet er das Wort:
„Hörst du's? Sie alle gehen!
Ich will ja brav sein, laß mich fort!
Siehst du die Fahnen wehen?

Schon siebzehn bin ich, stark und groß!
Erlaub', daß ich's beweise!"
Er hebt den Kopf aus ihrem Schoß,
Da spricht die Mutter leise:

„Ich wußt' es ja, du bist nicht schlecht!
Zieh hin zum Heeresbanne,
Im Kampf für Heimat, Freiheit, Recht
Reifst du zum deutschen Manne!"

Erich Janke.

Wachtmeister Wrowka / Von Freiherr von Schlicht

An Stelle des plötzlich anderweitig dienstlich beschäftigten Oberleutnants hielt der Wachtmeister Wrowka in höchsteigener Person in der offenen Reitbahn den Reitunterricht ab, und schon, als er auftauchte, wußten die Husarenjacken: verdammt noch mal, heute gibt es nichts zu lachen. Denn wenn der Herr Wachtmeister auch dann und wann einen Witz zu machen geruhte, vor dem Witz kam mindestens tausendmal der Dienst, und nach dem Witz kam der Dienst erst recht.

Jetzt hatte sich der Wachtmeister Wrowka, eine mehr als mittelgroße, starke Erscheinung mit rollenden Augen und einem durch verschiedene Anleihen fast übermäßig stark und dicht gewordenen Schnurrbart, den Einjährig-Freiwilligen-Gefreiten Wambold, seinen ganz besonderen Liebling und Verzug, vorgenommen. Der Herr Einjährige hatte ihm eben seine Künste vorführen müssen. Erst im Schritt, dann im Trab und schließlich im Galopp war der Einjährige an dem hohen Vorgesetzten vorbeigeritten und hatte die vorgeschriebenen Übungen mit der Lanze ausgeführt, um mit dieser dann als Schlußeffekt nach den verschiedenen Zielen, den imitierten feindlichen Köpfen und Menschenleibern zu stoßen. Jetzt hielt er vor dem Vorgesetzten und erwartete dessen Urteil, das denn auch nicht auf sich warten ließ: „Ich muß Ihnen auch heute wieder aussprechen, Einjährig-Freiwillig-Gefreiter, was ich Ihnen schon oft gesagt habe: Sie mögen ein geistig geradezu hervorragender Zivilist sein, aber ein Soldat werden Sie nie werden, trotzdem Ihre einjährige militärische Dienstzeit mir und Ihrem Gaul zuliebe ja nun bald beendet ist. Was glauben Sie wohl, wie wir beide uns freuen werden, Ihre Stute, die Fanny, und ich! Ich glaube, die Fanny kann es schon gar nicht mehr abwarten, bis sie mal endlich wieder einen Reiter tragen darf, der von der edlen Reitkunst wenigstens den Schimmer einer Ahnung

Digitized by Google

hat. Na, Einjährig-Freiwilliger-Gefreiter, für Ihre militärischen Schwächen können Sie ja schließlich nicht allzuviel, denn Sie sind ja in einer Zivilistenfamilie geboren und die militärischen Grazien haben eben nicht neben Ihrem Taufbecken gestanden. Aber wissen Sie, was ich trotzdem möchte? Mit Ihnen einmal in den Krieg ziehen, denn ich möchte es gern mit eigenen Augen ansehen, wie die Franzosen sich totlachen, wenn Sie denen mit Ihrer Lanze in den Rippen kitzeln. Und wenn Sie solchem französischen Kerl mit der Lanze in den Schädel piken sollten, dann kriegt der das Niesen, weil das nur so juckt, als hätten Sie ihm Insektenpulver in die Augen gestreut. Durch und durch müßten Sie in Wirklichkeit Ihren Gegner mit der Lanze bohren, aber Sie haben keine Kraft in den Gedärmen, Einjährig-Freiwilliger-Gefreiter, Sie gehen mit Ihrer Lanze um wie ein altes Weib mit der Nähnadel, und mich wundert's nur, daß Sie sich nicht jedesmal eine Brille aufsetzen, wenn Sie die Lanze in die Hand nehmen, damit Sie es auch immer sehen können, ob Sie die noch in Händen haben. Na, wie gesagt, mit Ihnen möchte ich in den Krieg ziehen, denn wenn Sie kommen, gibt es für die Franzosen tatsächlich etwas zu lachen, während den Kerls bei uns schon das Lachen vergehen würde. Aber einen Krieg werden wir beide ja leider Gottes nicht erleben."

Aber sie erlebten ihn doch, wider alles Erwarten schnell war der plötzlich ausgebrochen, und in endlos langen Eisenbahnzügen wurden die mobil gemachten Truppen an die Grenzen befördert. Zu den ersten Kavallerieregimentern, die gegen den Feind vorgeschoben wurden, gehörten auch die Husaren, bei denen der Einjährig-Freiwillige-Gefreite, der den Dienst als schließender Unteroffizier versah, auf der Chaussee neben seinem gestrengen Wachtmeister ritt.

„Dürfte ich dem Herrn Wachtmeister eine Zigarre anbieten?" erkundigte der Einjährig-Freiwillige-Gefreite sich, der es bemerkt zu haben glaubte, daß der Wachtmeister den Duft seines guten Tabaks mit Wohlbehagen einatmete.

„Auch diese Frage beweist Ihre gänzlich unmilitärische Erziehung, Einjährig-Freiwilliger-Gefreiter," lautete die Antwort, „denn auch ohne, daß Sie mich fragten, mußten Sie wissen, daß Sie mir eine Zigarre geben dürfen. Im Frieden wäre das natürlich so etwas Ähnliches wie Bestechung eines Vorgesetzten gewesen, aber im Kriege, wo es nicht nur keine politischen Parteien mehr gibt, sondern auch gewissermaßen keine Vorgesetzten mehr, sondern nur noch Kameraden, da gibt es keine Bestechung, wenn es natürlich trotzdem noch Vorgesetzte gibt. Also her mit der Zigarre, Einjährig-Freiwilliger-Gefreiter, und lassen lassen Sie sich bei der Gelegenheit eins sagen: Sie wissen, ich habe es immer gewünscht, gerade mit Ihnen in den Krieg zu ziehen. Nun ist der Freudentag ja da und wenn nicht alle Anzeichen trügen, werden wir schon morgen oder übermorgen mit dem Feinde zusammenstoßen, denn daß wir über die Grenze geritten sind, um uns hier die schöne Gegend etwas genauer anzusehen, das ist doch klar. Und dann möchte ich Ihnen noch etwas sagen, Einjährig-Freiwilliger-Gefreiter, ich habe Sie in der Garnison nicht gerade mit Glacéhandschuhen angefaßt, das brachte der Dienst so mit sich, und was ich Ihnen zu Hause sagte, kann ich jetzt natürlich nicht zurücknehmen. Aber trotzdem wäre es mir ein angenehmes Gefühl, von Ihnen zu hören, daß Sie keinen Freudenjodler ausstoßen, wenn ich morgen oder übermorgen mit meinen Zähnen anstatt in ein frisches Kommißbrot in das Gras beiße."

„Aber so etwas dürfen der Herr Wachtmeister doch gar nicht denken", erlaubte sich der Einjährig-Freiwillige-Gefreite gehorsamst zu widersprechen, um gleich darauf fortzufahren: „Ich wollte natürlich sagen, daß der Herr Wachtmeister weder an das eine noch an das andere denken dürfen. Sollten der Herr Wachtmeister wirklich fallen, was ich natürlich nicht hoffe, dann würde das auch mich aufrichtig traurig stimmen, ich sage das aus ehrlichster Überzeugung, denn wenn der Herr Wachtmeister mich auch manchmal gehörig angeschnauzt haben, so geschah es doch immer im Interesse des königlichen Dienstes."

„Der bekanntlich kein Minnedienst ist, bei dem man Süßholz raspelt", meinte der Herr Wachtmeister beistimmend; „im übrigen freue ich mich natürlich über Ihre Worte, Einjährig-Freiwilliger-Gefreiter, und je länger ich Ihre wirklich ausgezeichnete Zigarre rauche, die sich leider nur zu schnell ihrem Ende nähern wird . . ."

„Wenn ich dem Herrn Wachtmeister noch eine geben dürfte, ich bin reichlich mit Zigarren versehen."

„Auch wenn das letztere nicht der Fall wäre, dürften Sie es natürlich trotzdem, das auch schon deshalb, weil man heute nicht weiß, ob man morgen überhaupt noch rauchen kann, denn wenn man erst alle Viere von sich gestreckt, auf dem grünen Rasen liegt, der meistens gar kein Rasen, sondern ein Sturzacker ist, dann hat es sich ausgeraucht."

„Aber wer wird denn nur so an Todesahnungen leiden, Herr Wachtmeister", erlaubte sich der Einjährige abermals zu widersprechen. „Der Herr Wachtmeister werden den späteren Einjährigen, die nach uns kommen, zuliebe noch ein langes Leben führen, und warum sollten auch wohl gerade der Herr Wachtmeister fallen? Das ist doch überhaupt so gut wie ausgeschlossen, denn wenn es zur Attacke kommt, reiten der Herr Wachtmeister doch hinter der Front."

„Das ist es ja gerade, was mich quält und beunruhigt", brauste der Wachtmeister Wrowka auf, während es in seinen dunklen Augen aufblitzte und während die langen Schnurrbartspitzen zu zittern begannen, bis er dann nach einer kleinen Pause hinzusetzte: „Sehen Sie mal, Einjährig-Freiwilliger-

Digitized by Google

Gefreiter, Sie sind mir vielleicht deshalb menschlich nähergetreten, weil ich im Frieden keinen so angeschnauzt habe, wie Sie, und da möchte ich Sie fragen, glauben Sie wirklich, daß ich nur in den Krieg gezogen bin, um hinter der Front zu reiten? Für den, der in den Krieg zieht, gibt es nur zweierlei, entweder wird man verwundet, und zwar derartig, daß man später den Leuten die vernarbten Wunden zeigen kann, oder aber man fällt mit Gott für König und Vaterland. Und wenn ich daran denke, daß ich vielleicht ganz heil und unversehrt aus dem Kriege zurückkehren soll und so viele andere sind auf dem Kampfplatze geblieben, oder haben wenigstens einen Arm oder ein Bein verloren, oder sind sonst irgendwie Staatskrüppel geworden — meinen Sie da, daß die Aussicht, vielleicht gar nichts abzubekommen, für mich etwas Verlockendes hat? Der Wahrheit die Ehre, mir graut davor, gerade weil ich der Wachtmeister bin. Da müßte ich mich ja schämen, später wieder unter meinen Zivilistenbekannten am Stammtische zu erscheinen. In das Gesicht werden Sie es mir natürlich nicht sagen, aber hinter meinem Rücken werden Sie es sich zutuscheln: natürlich, daß der Wrowka heil zurückgekommen ist, ist ja auch weiter kein Wunder. Als Wachtmeister reitet er ja weiter hinten, wo ihm nichts passieren konnte, für den war der ganze Feldzug weiter nichts als ein Spazierritt im Feindesland. Wissen Sie, Einjährig-Freiwilliger-Gefreiter, ich höre diese Stimme schon jetzt so deutlich, daß ich am liebsten gleich heute von hier aus mit der Faust dazwischenfahren möchte, wenn meine Faust nur soweit reichte. Die Zivilistenbande wird mir vielleicht sogar nicht einmal glauben, ich hätte wirklich mitgemacht, sondern die würden am Ende denken, ich hätte mich in den Quartieren, bei der Bagage oder sonstwo herumgedrückt und mit dem Schwadronschreiber die Stammrollen und die anderen Bücher in Ordnung gehalten. Und darum und deshalb habe ich beschlossen, nicht darauf zu warten, bis ich durch einen Zufall verwundet oder getötet werde, sondern ich will diese Gelegenheit, sobald es irgendwie geht, suchen. Weib und Kind habe ich nicht, und selbst wenn ich es hätte, was gingen die mich jetzt angesichts des Feindes an. Und darum und deshalb, diese lange Rede, die ich Ihnen hier gehalten habe, um mir die Zeit zu verkürzen, und weil mir zum Reden zumute war, bleibt natürlich unter uns, Einjährig-Freiwilliger-Gefreiter, aber wenn sich eine Gelegenheit bietet, freiwillig an den Feind heranzukommen, denn melde ich mich, darauf können Sie sich verlassen."

Und die Gelegenheit bot sich ein paar Tage später. Es galt, einen gefährlichen und wichtigen Rekognoszierungsritt zu unternehmen, für den nur ein äußerst gewandter Unteroffizier und die allerbesten Leute in Frage kamen.

„Wen nehmen wir da nur?" wandte sich Wrowkas Rittmeister fragend an seinen Wachtmeister; aber als der dann sich selber als Führer der Patrouille in Vorschlag brachte, widersprach der Vorgesetzte: „Das geht auf keinen Fall, Wachtmeister, jeder andere, nur Sie nicht. Was sollte die Schwadron wohl anfangen, wenn Sie nicht wiederkämen? Denken Sie an Ihre schriftlichen Arbeiten und an all Ihre sonstigen Pflichten. An den Feind lasse ich Sie nur dann heran, wenn es sein muß. Wenn ich später selber falle, ist es für die Ordnung in der Schwadron nicht halb so schlimm, als wenn Sie fallen."

„Und ich möchte trotzdem bitten, mich heute reiten zu lassen, wenigstens heute, Herr Rittmeister. Einmal möchte ich doch auch mit dem Feind zusammengestoßen sein, wenigstens einmal möchte ich während des Krieges doch auch wirklich Soldat und nicht nur die Mutter der Schwadron sein, das werden der Herr Rittmeister mir doch nachfühlen."

„Das schon," gab der ausweichend zur Antwort, „aber trotzdem — jeder andere wäre mir lieber, als gerade Sie."

„Aber mir nicht, Herr Rittmeister", gab der Wachtmeister mit leuchtenden Augen zur Antwort, und endlich setzte er auch seinen Willen durch. Ja, da er die Leute seiner Schwadron noch besser kannte, als der Herr Rittmeister, bekam er auch die Erlaubnis, sich selbst die Mannschaften auszusuchen, die ihn auf diesem Ritt begleiten sollten. Jeder von den Husaren, der vorgerufen wurde, wußte, welche Auszeichnung ihm damit widerfuhr, aber keiner wußte das besser, als der Einjährig-Freiwillige-Gefreite Wambold, denn, als die Patrouille in Stärke von sechszehn Pferden bald darauf antrabte und als er dann abermals neben dem Wachtmeister ritt, rief dieser ihm zu: „Sie habe ich mitnehmen müssen, Einjährig-Freiwilliger-Gefreiter, denn nun werde ich es vielleicht mit eigenen Augen ansehen dürfen, wie Sie den Franzosen zuleibe gehen. Na, ich bin neugierig darauf, ob sich die Kerls wirklich totlachen, wenn Sie die mit Ihrer Lanze kitzeln, oder ob Sie die auf andere Weise ins Jenseits befördern. Mir persönlich soll keiner zunahe kommen, denn sonst renne ich ihm das Eisen in die Rippen, daß er das Aufstehen für alle Zeiten vergißt. Nun aber Vorsicht, erst kommt die Ausführung unseres Auftrages, das Privatvergnügen, ein paar Franzosen zur Strecke zu bringen, kommt hoffentlich später."

Unter genauester Befolgung aller Sicherheitsmaßregeln, im tiefsten Schweigen, unter möglichst geschickter Benutzung des Geländes trabte die Patrouille auf weichen Sandwegen fast unhörbar und lautlos dahin, es war weit und breit nichts zu hören, als das leichte Schnaufen der Pferde und hin und wieder ein Klirren der Lanzen. Von Zeit zu Zeit wurde auf ein Zeichen des Führers halt gemacht, und mit scharfen Augen und mit noch schärferen Ferngläsern das Gelände abgesucht, um in Erfahrung zu bringen, ob diese Gegend hier tatsächlich vom Feinde ganz frei sei, oder ob sich hier doch noch schwächere Abteilungen zeigten, die

Digitized by Google

dann ein Beweis dafür waren, daß stärkere Abteilungen diese schwachen vorgeschickt hätten.

Aber der Geländeabschnitt schien tatsächlich von jedem Gegner frei zu sein, und schon schickte Wachtmeister Wrowka sich an, mit seinen Leuten zu seiner Schwadron zurückzukehren, um dem Herrn Rittmeister wahrheitsgemäß zu melden: es ist mir und meinen Leuten nicht gelungen, im Vorgelände auch nur das geringste Verdächtige zu entdecken — schon wollte Wachtmeister Wrowka mit seinen Leuten wieder nach Hause reiten, wie man das so nennt, als dem Gehege seiner Zähne plötzlich ein so gotteslästerlicher Fluch entfuhr, daß selbst seine Leute, die ihn und seine Donnerwetter doch kannten, es mit der Angst bekamen. Und so von Herzen, wie in diesem Augenblick, war dem Wachtmeister noch nie ein Fluch entflohen, denn wenn der starke Zug feindlicher Dragoner, der da plötzlich, wie aus der Erde gewachsen, Gott weiß wo, aus welchem Hinterhalt hervor, nicht doch noch vor ihm aufgetaucht wäre, dann hätte er seinem Rittmeister bei der Rückkehr eine falsche Meldung abgestattet und daß ihm, dem alten, erfahrenen Wachtmeister, das beinahe passiert wäre, das erfüllte ihn mit einer so ingrimmigen Wut, daß es schien, als würde er heute mit dem Fluchen gar nicht mehr aufhören.

Bis sein Fluchen dann doch verstummte und bis er mit scharfen, hellen Kommandoworten seine Mannschaften zur Attacke und zum Handgefecht gegen die Übermacht ansetzte und diesen dann zurief: „So, Kinder, nun gilt's! Wer sich gefangen nehmen läßt, ist ein ehrloser Schuft. Auf jeden von uns kommen höchstens fünf Franzosen, nun drauf und braucht die Lanzen, das gilt auch für Sie, Einjährig-Freiwilliger-Gefreiter Wambold."

Wie der Wind kamen die französischen Dragoner dahergesetzt, die aber schon bald das Tempo ihrer Pferde mäßigten, als sie merken mußten, daß die paar Deutschen gar nicht daran dachten, linksum Kehrt zu machen, sondern daß die nun ihrerseits die Lanzen einlegten und ihren Gäulen die Schenkel und die Sporen in die Weichen drückten. Hell schmetterte die Stimme des Wachtmeisters Wrowka das Signal: „Zur Attacke, die Lanzen gefällt — Eskadron Galopp — Marsch!"

Mit lautem Krach stießen die beiden Abteilungen gleich darauf aufeinander. Pferd drängte sich an Pferd, Mann an Mann, und gar mancher Franzose kam schon bei dem ersten Zusammenstoß, von den preußischen Lanzen durchbohrt, aus dem Sattel, aber die da übriggeblieben waren, immer noch die Mehrzahl, schwangen die großen, schweren Säbel. Doch die Husaren wehrten sich ihrer Haut, mit ihren Lanzen wehrten sie die Schläge ab, manch feindlicher Arm ließ, von der Lanze durchbohrt, kraftlos die Waffe sinken, manches Pferd brach, in die Lunge oder in die Brust getroffen, in sich zusammen, um seinen Reiter unter sich zu begraben, und trotz der Übermacht hätten die Franzosen sich schon längst zur Flucht gewandt, wenn nicht ihr Anführer, ein großer, stämmiger, prachtvoll aussehender Korporal seine Leute nicht immer durch neue Zurufe ermuntert hätte.

Mit diesem Korporal befand sich Wachtmeister Wrowka im Handgefecht. Beide waren Meister im Fechten, der eine mit dem Säbel, der andere mit der Lanze, bis der Korporal sich plötzlich in den Bügeln ganz hoch aufrichtete und zu einem gewaltigen Hieb ausholte, der, wenn er traf, seinen Gegner kampfunfähig machen mußte. Nur einer sah die Gefahr, in der der Wachtmeister schwebte, der Einjährig-Freiwillige-Gefreite Wambold, und blitzschnell durchzuckte es ihn: nun zeige deinem Wachtmeister, was du kannst, daß du mehr verstehst, als den Feind durch deine Lanzenstiche, die nur kitzeln, zum Lachen zu bringen. Nun drauf!

Mit starker Faust umspannte er erneut den Lanzenschaft, und einen Augenblick später bohrte sich die scharfe Spitze dem Korporal in die Brust, daß dieser im Sattel hintenüber taumelte, das aber nur, um sich gleich darauf mit eiserner Energie, sich an den Zügeln in die Höhe ziehend, abermals aufzurichten und seinem Gegner, dem Wachtmeister Wrowka, mit einer Kraft, die nur der wahnsinnige Schmerz verleiht, mit einem Säbelhieb den Kopf zu spalten. Gleich darauf fiel er ebenso wie der Wachtmeister Wrowka vom Pferde, und während die Gegner, nachdem ihr Anführer gefallen war, sich zur schleunigen Flucht wandten, bemächtigte sich der Deutschen jetzt, als sie den Wachtmeister fallen sahen, erst recht eine namenlose Wut — sie mußten den Gefallenen rächen, und mancher der Feinde ließ auf der schmählichen Flucht, in den Rücken getroffen, noch sein Leben.

Als die Husaren dann endlich Kehrt machten, fanden sie den Wachtmeister zwar noch atmend, aber in seinem Blute schwimmend auf der Erde liegen. Neben ihm stand sein Pferd und wieherte leise, als wolle es seinen Herrn daran erinnern, daß es Zeit sei, wieder in den Sattel zu steigen.

Alle Husaren sprangen von den Gäulen, um ihren Wachtmeister zu helfen, denn unmöglich konnte der hier doch liegen bleiben. Wenn er auch noch so schwer verwundet war, sie mußten ihn doch mit zur Schwadron bringen. In tiefer Ergriffenheit standen alle um ihn herum, aber keiner war so verzagt, wie der Einjährig-Freiwillige-Gefreite Wambold. Gewiß, er hatte seine ganze Kraft zusammengenommen und jeder andere, als dieser riesenhafte Korporal, wäre auf der Stelle aus dem Sattel gestürzt, als seine Lanze ihn traf, aber wenn er auch alle Kraft zusammennahm, die hatte doch nicht ausgereicht, um seinen Wachtmeister zu schützen und zu retten. Ihn allein traf die Schuld, und als der Wachtmeister nun die Augen aufschlug, mußte er in dem Gesicht seines Einjährigen, der sich über ihn beugte, alles lesen, was diesen beschäftigte, denn er winkte den noch näher zu sich heran, und als der dann sein Ohr fast an den Mund des Ster-

Digitized by Google

benden legte, um dessen leise Worte zu vernehmen, da hörte er, wie der Wachtmeister ihm zuflüsterte: „Sie haben Ihre Sache gut gemacht, Einjährig- . . ., sehr gut, denn wenn Sie es noch besser gemacht hätten — die verdammten Zivilisten mit ihrem Geschwätz — nun können mir die nichts mehr nachreden — die sehen mich nicht wieder — ich fühl's, gleich ist es mit mir vorbei —" und im Todeskampfe die Hand des Einjährigen ergreifend, setzte er fast unhörbar hinzu: „Nicht wahr, Einjährig- . . . wenn die Zivilisten nun lesen, daß ich hier gefallen bin — dann müssen die mir doch glauben, daß ich nicht nur hinter der Front im Feindesland — spazieren geritten bin?"

*

Bangende Liebe

Wenn die Nacht vom Walde kommt geschritten
Und du zogst ins Feld, du bist Soldat —
Alles Gute möcht ich dir erbitten,
Wüßt ich — wüßt ich mir nur Rat!
Stürmst du jetzt im Widerschein der Brände
Kühn voran durchs feindliche Gelände,
Hell dein stolzer Siegesmut entfacht?
Lächelnd, glücklich falt ich da die Hände:
Liebster — g u t e Schlacht . . .

Hallt dein Schritt jetzt einsam durch die Runde,
Du auf Posten vor dem stillen Heer?
Spähe falkenäugig in die Stunde!
Hüte — hüte dich gar sehr!
Merktest du auf jedes falsche Zeichen?
Wehe, wenn sie tückisch dich beschleichen!
Um die Heimat geht es — habe acht!
Möchte meine Stimme dich erreichen:
Liebster — g u t e Wacht . . .

Darfst du selber gar in Schlummer sinken?
Darfst am Born der mitternächt'gen Ruh
Frieden, Stärke der Erquickung trinken?
Trinke — trinke immerzu!
Oder weh — du liegst in deinem Blute!
Schwächer von Minute zu Minute!
Und dein Blick geht irr — bald ist's vollbracht —
Daß der Friede Gottes dich umflute!
Liebster — gute N a c h t . . .

Bernhard Schäfer.

*

Der Lanzenreiter / Skizze von Hans Herbert Ulrich*

In die kleine, bescheidene Mansardenstube des Kapellmeisters aus dem großen Kaffeehaus Unter den Linden schien die Nachmittagssonne. Sie legte ihr Gold auf den Notenstoß, der vom Boden fast bis an den Tisch heranreichte, sie glitt behutsam über die braune Geige an der Wand und nahm dem ärmlichen Raum Alltagsgrau und Daseinsunlust.

Der Geiger jedoch schien von all dem Gold und Gleißen, das die späte Augustsonne vor Abendwerden noch in seine Kammer legte, nichts zu spüren. Er saß auf einem alten, von den Jahren schon sehr mitgenommenen Stuhl, hatte den Arm auf die Kante des Tisches gestützt und starrte nach dem Stückchen des tiefblauen Himmels hinauf, das durch das weit offene Fenster zu ihm hineinlachte.

Aber dann irrten seine Augen, als hätten sie kein Recht an die makellose Herrlichkeit dort droben und blickten fast ängstlich in den Raum umher, aus dem kein Gegenstand zu ihnen sprach und keine Erinnerung zu ihnen redete, in dem trotz Sonnengold und Abendschimmer Düsternis und Leerheit herrschte.

Nur die Geige! Er sah sie lange an. Sie war seine einzige Freundin. Sie hatte in sein verpfuschtes Dasein ein paar wenige liebe Lieder hineingetragen. Aus seinem anderen Leben, aus seiner Jugend hatte sie ihn in diese Mansarde mit hinüber begleitet. Damals hatte er sie mitgenommen.

Damals! Dem Geiger fiel das Extrablatt, das die freundliche Wirtin ihm vor ein paar Minuten auf den Tisch gelegt hatte, aus der Hand. Achtlos flatterte es auf den Boden.

Damals! Uniform und Leutnantsdegen und alles hatten sie ihm genommen. Und kein Mensch hatte Mitleid mit ihm. Die Kameraden zuckten die Achseln. Spielschulden — Ehrenschulden! Ein paar tausend Mark nur! Aber vierundzwanzig Stunden und ein Telegramm der alten Mutter in der Hand: Spielschulden? Nein!

Wie schwer war ihm der Kampf geworden, wie hatte er gerungen! Und schließlich doch eines

* Der Verfasser steht im Felde.

Digitized by Google

Augustnachmittags, da hatte es ihm ein Kamerad schonend gesagt: der Abschied bewilligt.

Das Gut . . . er verstand es wohl. Ein schöner, großer, alter Herrensitz, aber schlechte Ernte, für Spielschulden kein Geld.

Arbeiten dort? Für ein Taschengeld? Unter dem heimlichen Lachen der Nachbarn? Tagelöhner? Er hatte wild und empört aufgelacht. Ich und ein . . . Und dann war er gegangen . . .

Nur die Irma, das Nachbarskind!

Der Geiger war aufgesprungen und wollte die Träume scheuchen und sank auf dem alten Holzstuhl wieder zusammen und ließ den Kopf auf die Arme sinken. Er konnte den Bildern nicht wehren. Sie stürmten auf ihn ein, ob er ihnen auch tausendmal entgegenschrie: das war ja damals, damals! Das sollte längst begraben und vergessen sein, wie sie alle den jungen Husarenleutnant vergessen haben.

Und dennoch: Irma!

Sie stand wieder vor ihm. Schwer atmend sah der Geiger in ihre Augen, in ihre tiefbraunen, lieben Kinderaugen, wie sie damals bettelten: Wenn du wiederkämst! Wenn du eines Tages wiederkämst!

Eine blaue, engmaschige Segelmütze hatte sie ihm mitgegeben, ein feines, seidenes Gespinst, das sie zum Schutz gegen den unbändigen Wind über die Haare zog, die er so sehr über alles liebte. Ein Andenken sollte es sein, ein Talisman, da sie in der Hast der letzten Minuten nichts anderes fand.

„Nimm es mit!" hatte sie gebettelt, „heb' es immer auf! Bis du wiederkommst!"

Den Geiger schüttelte es am ganzen Körper. Ein Seidenpapier knisterte in seiner Hand, und seine Finger hielten die kleine, blaue Segelmütze, die sie ihm damals gegeben, als sie sprach: „Wenn du wiederkämst!"

Der einstige Husarenleutnant, dem ein fern verwehter Duft ihres Haares die Sinne zu benehmen schien, sank zusamen. Er hatte den Kopf weit hintenübergeworfen, und während seine Augen halb geschlossen waren, flüsterten die Lippen, leise, als fürchteten sie sich, es auszusprechen: „Wenn ich wiederkäme — — —!"

Ein schöner, kurzer Traum zog an ihm vorüber. Er war wieder Husarenleutnant, hatte unter sich die kleine, tänzelnde Stute von einst, hinter sich die Schwadron, Bügel an Bügel, deutsche Jungens mit blauen, frohen Augen, eine Attacke im Galopp über die Wiesen, die Sonne im blanken Stahl der Waffen war wie einst wieder der Führer durch Feld und Wald auf Patrouillenritten — und kam schließlich wieder und brachte Irma ihren Talisman heim und sah wieder in ihre lieben, braunen Kinderaugen . . .

Ein Leuchten ging über das Gesicht des früheren Leutnants. Er nahm die Geige, der Bogen zitterte in seiner Hand, aber doch war das Lied stark genug, den kleinen Raum zu erfüllen:

Ich bin ein Preuße! . . . Kennt ihr meine Farben? . . .

Aber dann zog eine tiefe Blässe über das Antlitz des Leutnants, kam ein Erwachen aus dem Traum von einst, und eine ferne, kalte Stimme sprach zu ihm: „Sie wollen dich nicht! Sie brauchen dich nicht! Ihre Reihen sind geschlossen und frohen Muts ziehen sie in die Schlacht, Schulter an Schulter, Herz an Herz, Bügel an Bügel — — —!"

Da! — — — Von der Straße herauf ein tausendstimmiger Jubelschrei, ein Branden von Kampfeszorn, ein Ruf von Mann zu Mann: der Kaiser!

Der Geiger stürzt ans Fenster, seine Hände umklammern die Geige noch, ein Zittern überkommt den Körper, daß er sich kaum auf den Beinen halten kann, während ihm das Lied der Menschenmenge dort drunten in die Seele schneidet, als riefen sie es i h m zu: Wir a l l e wollen Hüter sein!

„Wir alle!" sagt der Geiger erst langsam, dann froher und seliger. „Wir alle! Nicht die allein dort drunten im bunten Rock im Gefolge des Kaisers, nicht die Armee allein, wir alle sind Hüter. Das Volk, das ganze, große, deutsche Volk ist die Rheinwacht, und ich auch!" sagt der Geiger, „wir alle müssen Hüter sein!"

— — — — — — — — —

Eine helle, urdeutsche Sommernacht folgte dem ersten Mobilmachungstage. In der Regiments-Schreibstube der Lanzenreiter brannten alle Lampen.

„Einer nach dem anderen!" sagte ruhig der Adjutant und nickte dem Geiger zu, der zögernd vor dem prüfenden Blick ein paar Schritte näher an den Schreibtisch herantrat.

„Sie wünschen?"

„Freiwilliger, Herr Oberleutnant!"

Der Adjutant mißt ihn vom Kopf bis zu den Füßen.

„Gedient?"

„Jawohl! Husar!"

„Militärpapiere?"

Der Geiger zögert einen Augenblick, dann reicht er ihm das Bündel hinüber.

„Spielschulden?" fragt der Oberleutnant.

Der Geiger nickt.

Der Adjutant nimmt einen Federhalter, schreibt in den Paß: „Freiwilliger Lanzenreiter!" gibt ihm die Hand, sieht ihm in die Augen.

Der Kriegsfreiwillige geht. Er muß an sich halten, daß ihm die Tränen der Freude nicht aus den Augen stürzen.

Das Kammergebäude der Lanzenreiter ist hell erleuchtet, und während ihm der Unteroffizier Rock und Pallasch und Sattelzeug über den Arm legt, hört er aus weiter Ferne, aus vergessenen und versunkenen Tagen Irmas Stimme:

„Wenn du wiederkämst!" — — —

— — — — — — — — —

Digitized by Google

Sie lagen im belgischen Biwak.

Der Mond zog herauf und goß sein gelbes Licht über die Schläfer des Lanzenreiter-Regiments. Aus den kleinen, braunen Zelten hörte man nur hin und wieder eine Stimme aus tiefen, schweren Träumen. Weit entfernt der Wachtruf eines Postens. Die Pferde standen ruhig in der Streu. Der Rittmeister ging mit nachdenklichen Schritten, gehüllt in einen langen, weiten Reitermantel, um das Lager seiner Lanzenreiter.

In der Mitte saß die Feuerwache um die kleine, aufflackernde Glut. Sie hatten sich im Langstroh ausgestreckt und würfelten auf dem Kalbfell einer fremdartigen hohen Trommel, die sie im Straßengraben gefunden. Es gab jedesmal einen dumpfen, aus der Tiefe kommenden Ton. Dann lachten die Reiter und sahen nach der Punktzahl, die die Würfel zeigte, warfen sich ein bißchen Nickelgeld zu und griffen von neuem nach den kleinen, beweglichen Dingern.

Nur der Geiger sah ihnen zu. Er kenne das Spiel nicht, hatte er ihnen gesagt. Da hatten sie ihn ausgelacht. Und nun saß er mit seinem ernsten, durchfurchten Gesicht bei ihnen und stieß nur hin und wieder ein Scheit in die Glut, daß sie nicht ganz verlosch.

Im Augenblick, als der Rittmeister zu ihnen kam, um sich auch am Feuer etwas zu wärmen, fielen im nahen Gehölz zwei Schüsse. Sie waren nicht wie scharfe Peitschenschläge, sie rollten dumpf durch das Schwarz der Nacht. Die Feuerwache sprang auf. Nur der Rittmeister und der Geiger blieben ruhig sitzen und sahen sich an.

Da sagte der Schwadronsführer zum Geiger: „Es muß ein Unteroffizier geweckt werden, der die Patrouille führen kann. Wir müssen den Wald säubern!"

Der Geiger zeigt seinen Militärpaß.

„Gut, so führen Sie! Zeigen Sie, wer Sie sind!"

Mit dem schußbereiten Karabiner in der Hand schlich der kleine Trupp dem Wald entgegen, der wie eine schwarze Mauer größer und größer aus dem feuchten Ackerboden vor ihnen wuchs.

— — — — — — — — — —

In der Gewinnhalle des alten Herrensitzes der Grafen vom Bragawall saß im hohen, geschnitzten Wappenstuhl die Mutter des Geigers.

Im Park rauschten die Kastanien, ein paar Zweige schlugen an das hohe, bunte Gotenfenster, aus dem Irma in die graue Ferne blickte.

Die Greisin saß gebückt, ihr schneeweißer Scheitel neigte sich auf die paar Gegenstände, die der Postbote gebracht, und die nun vor ihr auf dem schweren Eichentisch ausgebreitet lagen: eine Uhr, ein wenig Geld, eine Erkennungsmarke, eine blaue, engmaschige Segelmütze, die das kleine Brandloch trug, durch das die Kugel mitten in seine Brust gegangen war.

Die Gräfin vom Bragawall und das Mädchen am Fenster weinten nicht mehr. Hinter dem Buchenweg, auf dem einst der Geiger in eine ungewisse Zukunft hinausgeschritten war, sang langsam die Sonne. Es wurde Abend.

Da kniete Irma bei der Greisin nieder und legte den Kopf in ihren Schoß, und ein letztes, aufschluchzendes Weinen schüttelte ihren Körper.

Die Greisin nahm die blauseidene Segelmütze und legte sie in Irmas Hände, die wie zum Gebet gefaltet waren.

Dann stand sie auf, nahm den großen, siebenarmigen Silberleuchter aus der Geweihhalle und schritt hinüber in die Schloßkapelle. Dort saß sie lange vor der großen Tafel gegenüber vom Altar und las die Namen der Grafen vom Bragawall und sprach dann leise vor sich hin, als sehe sie schon die schwarze Schrift auf weißem Grund:

„Es starben den Heldentod für König und Vaterland:
Alfred Graf vom Bragawall, Lanzenreiter."

*

Friede mit den weißen Schwingen

Irgendwo ein leises Singen,
Auf den Wiesen perlt der Tau, —
Eine Seele hebt die Schwingen,
Möchte ziehn ins Heimatblau.

Fragt den Fiedelmann am Wege:
„Weißt du, wo die Heimat liegt?"
Sagt der Mann am Dorngehege:
„Dort — wohin der Singschwan fliegt!"

Kommt die Sehnsucht still geschritten,
Hebt die schmerzensblasse Hand, —
Zeichen, daß sie viel gelitten —:
„Heimat liegt im Niemandsland!

Seelen dürfen niemals landen,
Treiben stets im Meer der Pein,
Seelen werden nie verstanden,
Müssen immer einsam sein!"

Tiefer fällt die Dämm'rung nieder
Auf die Wiesen, naß vom Tau . . .
Kleine, leise Liebeslieder
Werden stumm im Abendgrau.

Nur das tiefe Heimwehsingen
Wird nicht still in seinem Schmerz . . .
Friede mit den weißen Schwingen,
Trag die Seele himmelwärts . . .

Eugen Stangen.

Digitized by Google

Das tote Dorf / Skizze von Hellmuth Unger

Es war auf belgischem Boden zwischen Löwen und Mecheln.

. . . .Wir marschierten weiter in den Abend hinein, nachdem wir stundenlang in Löwen gerastet hatten. Von der ganzen herrlichen Stadt blieb nichts wie ein rauchender Trümmerhaufen, und nur wie ein Wunder ist es, daß das herrliche Rathaus den deutschen Brandgeschossen entging. „Wie ein blühendes Märchen in einer steinernen Wüste", sagte der Stabsarzt zu mir.

Wir marschierten weiter. Wohin? Ich weiß es noch nicht. Die Truppen sind nach der wochenlangen Strapaze abgespannt, sie wissen keinen Feind mehr vor sich, ruhig und taktmäßig trotten sie auf der wenig gepflegten Landstraße.

Gegen Westen steht der Himmel blutrot, aber die schwarzen Rauchsilhouetten brennender Ortschaften sind verweht. Es ist eine wunderbare Stille um uns.

Der Kompagnieführer wendet sich um, und unsere Pferde schlagen zitternd mit den Köpfen. Ein Surren weht herüber. Ein Flieger? — Freund oder Feind? Das ist jetzt immer die erste Frage.

Und wir beobachten in leichter Erregtheit den Abendhimmel, der wolkenlos das Feindesland umschließt.

Ein Zeppelin! Ein Musketier hat ihn entdeckt, und sein Ausruf pflanzt sich die Reihen fort. Ein Zeppelin!

Stolz und glänzend rauscht der Luftkreuzer über uns.

Wir rufen und winken. Er ist viel zu hoch, um uns anworten zu können. Scharf nach Nordwest zeigt sein Bug.

Dort liegt Antwerpen!

Im Gleichschritt geht es weiter. Eine Trainkolonne rasselt an uns vorüber, Kavalleriepatrouillen, eine Feldküche. Ich lese die Nummer auf den Achselklappen. Der Train kommt aus meiner Heimat. Und die Gedanken fliegen weit, weit zurück. Dort werden die Fahnen flattern zur Feier der großen Siege. Sie erfahren daheim so viel mehr als wir. Die letzte Nummer des „Lokal-Anzeigers", die der Kompagnieleutnant bekam, ist schon acht Tage alt und als Überschrift trug sie den Satz:

Der Sieg bei Tannenberg.

Es wird Abend.

Ein Dorf liegt vor uns. Unsere Vorhut muß längst dort eingerückt sein. Wir haben nach dem Strafgericht von Löwen nicht mehr allzuviel zu fürchten. Die Lehre war gut.

„Kompagnie halt!"

Beim preußischen Militär klappt alles. Schon werden die Truppen für die Nacht verteilt; die Wachen kommandiert. Wie im Manöver! muß ich denken. Unser Quartiermeister hat seine Arbeit wieder glänzend erledigt. Wir werden für die Nacht ein Dach über uns haben und ein Bett. Der Gedanke stimmt schon froh.

Wir rücken ein.

Mein Bursche nimmt mein Pferd. Ich gehe mit zwei anderen Ärzten mein Quartier suchen. Kein Licht auf der Straße. Kaum ein Fenster erleuchtet. Kein Mensch zu sehen.

Wir verlaufen uns und müssen uns erst von einem Soldaten zurechtweisen lassen.

Und dann pochen wir an die Tür eines Bauernhofes.

Herrgott! Da steht schon wieder ein Soldat und grüßt stramm. Ich erkundige mich, und er erzählt mir, daß er schon seit nachmittag hier im Quartier sei. Zwölf Pferde, sechs Offiziere, zwanzig Mann.

Mein Begleiter lacht.

„Also erst kommen die Pferde?"

„Zu Befehl! Bei der Kavallerie ja!"

Der Soldat trägt die Achselklappennummer der . . .ten Husaren.

Famos, dieser Reitergeist.

Ein altes Weiblein empfängt uns dann im Stubenflur. Es hat die Hände über der Brust gefaltet und schwatzt.

Ganz allein sei es im Hause. Alle fort, alle fort. Aber Essen! Gutes Essen, guter Wein!

Sie scheint schon ihre Erfahrungen gemacht zu haben mit den Deutschen, denn von Mißtrauen verrät sie keine Spur.

Wir machen es uns bequem, essen den fetten Schinken in dicken Stücken und trinken dazu einen Wein, über dessen Qualität wir allerdings anderer Ansicht sind.

Ein Ulanenunteroffizier meldet uns, daß nichts Besseres im Hause sei. Ein im Keller gefundenes Fäßchen, das auf eine „gute Marke" schließen ließ, habe übel duftendes Öl enthalten.

Um elf Uhr steht der Leutnant auf. Er hat Rondebefehl.

„Wollen Sie mitkommen?" fragt er mich. Ich bin reichlich müde, aber ich begleite ihn gern.

Die Hauptwache ist auf dem Platz vor dem „Schützenhaus". Wir hören schon von weitem Lachen und Singen.

Eine Wache hält uns an. Die übrigen haben es sich bequem gemacht. Vier hocken zusammen und spielen einen pommerschen Grenadierskat mit recht schmutzigen Karten. Ein blasser Gefreiter bürstet an seinem Waffenrock.

Preußischer Drill und preußische Reinlichkeit, bist du auch auf feindlichem Boden unausrottbar?

Wir sind die Postenkette abgegangen und wandern nun langsam die Hauptstraße zurück zu unserem Quartier.

Digitized by Google

Es ist Befehl, daß kein Soldat nach zehn Uhr (deutscher Zeit) noch das Haus verläßt. Aber sie sind noch auf, singen und lärmen.

Wir kommen an der niederen Kirche vorbei. Hier ist's ganz still.

„Ein totes Dorf!" sagt mein Begleiter.

Da bleiben wir stehen und lauschen.

Was ist das?

Geigenklänge?

Wie eine Perlenflut rinnt Klang nach Klang aus einem Fenster.

Wir blicken uns an.

In Feindesland. Das Largo von Händel. Das muß ein Deutscher sein.

Mir kommen die Tränen.

Wie glücklich mag der Mensch sein, eine Geige gefunden zu haben, durch Zufall. Seine Hände streicheln leise das Instrument und vergessen für eine Stunde, daß sie ein Gewehr halten müssen.

Verwunschene Zauberstunde, die erst die Trompete beim Wecken zerstört.

★ Bücherbesprechungen ★

W. Jordans Nibelungen. Siegfriedsage. 17. Aufl., Volksausgabe. Verlag von Moritz Diesterweg, Frankfurt a. Main.

Was soll man dieser köstlichen Gabe noch an Empfehlungen mit auf den Weg geben? „Als unsere Ahnen den Erdkreis erobert" — markige Worte der Mahnung für unsere Zeit! Es ist wunderbar, der tönenden Sprache des alten Barden wieder einmal zu lauschen, sich hinein zu versenken in die „wundergewaltige uralte Weise der deutschen Dichtkunst." Selbst für Leute, die gegen Verse eine Abneigung haben, ist dieses Buch ein Heilmittel, man wird nicht müde, Seite um Seite zu genießen wie alten köstlichen Rheinwein und ich kann mir kein schöneres Geschenk für die heranreifende Jugend wie für das bedürftige Alter denken als diese alte deutsche Heldensage in dieser Gestalt. Die Ausstattung ist würdig, möge das Werk noch immer weitere Verbreitung finden zum Heile unseres Vaterlandes.

1813. Ein Zyklus von Ernst Lissauer. Mit einem Bilde von Hodler. Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena.

Der Stil der Zeit von 1813 ist in diesen kraftvollen, vom Dichter inbrünstig geschauten und gestalteten Impressionen Dichtung und Leben geworden, der Stil aufwachender und entfesselter Geister, die einzig elementare Stimmung jener mörderischen und befreienden Jahre, der Volksheere, der Volksfeldherren und der Völkerschlachten. Aber es ist die Kunst unserer Tage, die durch ihre Mittel erst diesen Stil schaffen konnte. Lissauer ist gewiß ein Eigener, ganz abgesehen von der Stärke seiner Begabung, und doch klingen Erinnerungen an Verhaeren, vielleicht auch an den eckigen Stil des Wilhelm v. Scholz in diese großzügigen balladesken Stimmungen hinein. Nur daß Lissauers Stil epischer, weniger lyrisch wirkt als der Verhaerens und plastischer, klarer als der des dunklen, mystischen Wilhelm v. Scholz. Ich bestreite auch nicht, daß die Themen eine gleichsam Fels auf Fels auftürmende Plastik, eine stets aufgeregte und sich stets noch mehr steigernde Sprache und Symbolik beanspruchten. Es sind fast überanschauliche Stimmungen, Charaktere, die durch starke Herausarbeitung des Persönlichen wie des Symbolischen, des Metaphysischen zu titanesken vom Schicksal zur Erfüllung ihrer Mission beorderten Uebermenschen werden, — diese York, Blücher, Gneisenau, die überhell und überplastisch aus dem Dunkel, aus dem Gewirre der Zeit hervortauchen — einen Moment, und dann wieder in dem Milieu verschwinden. So kann man diese Bilder epische Impressionen, epische Skizzen nennen. Aber nicht minder überraschen die kräftig hingezeichneten farbigen, in der Fülle ihrer Lebensäußerungen vollkommen erfaßten Milieustimmungen, wie das wundervolle Bauerngemälde „Die Notzeit", wie „Die Freiwilligen", „Die Opfergaben". An Grabbe erinnert in der souveränen Beherrschung der poetischen Mittel das „Reiterstück", „Blücher", ebenso das Stück „Die Entladung". Daß die eigentlichen großen entscheidenden Schlachten in entsprechenden Bildern geschildert werden, lag nicht im Sinne der künstlerischen Aufgaben, die sich der Dichter gestellt hatte. Das hat ihm ein vielleicht genial zu nennender älterer Dichter, der Pommer Christian Friedrich Scherenberg, vorweg genommen, — an dessen Stil übrigens die Art Lissauers erinnert. Dr. Hans Benzmann.

W. Weressájew. Meine Erlebnisse im Russisch-Japanischen Krieg. Verlag von Robert Lutz, Stuttgart.

In der bekannten „Memoirenbibliothek" (schade, daß diese „Sammlung von Lebenserinnerungen" nicht auf die schauderhafte Bezeichnung verzichten will) ist bereits in zwölfter Auflage das Werk des russischen Arztes erschienen, der den Schleier herunterreißt von der ungeheuren Verderbnis, die in Rußland herrscht und auch diesmal seine endgültige Niederlage herbeiführen wird, trotzdem einige Erfahrungen praktischer Art aus dem japanischen Feldzug offenbar verwertet worden sind und die Russen nicht ganz so jammervoll auftreten wie damals. Aber der Geist, der diese Heere beherrscht, hat sich in den zehn Jahren nicht geändert, und man glaubt in einen Spiegel der gemeinsten menschlichen Laster und Leidenschaften zu blicken, wenn man auch nur einige Kapitel dieses Bandes durchblättert. Das Ganze ist so zeitgemäß wie nur möglich, was damals in China vorkam hat sich jetzt in Ostpreußen wiederholt. Was mögen diese Intendanturbeamten und Generäle zusammengestohlen haben, denn der Krieg ist ihnen nur Mittel zum Zweck. Weressájew gibt davon eine Fülle von Beispielen, das Werk ist in jeder Beziehung lesenswert. —

Ich will bei dieser Gelegenheit darauf hinweisen, daß die im Verlage der „Deutschen Romanzeitung" erscheinende „Sammlung Janke" eine Reihe sehr wichtiger Werke enthält, aus denen man sich ein Bild unseres Gegners machen kann, denn wer ein Volk verstehen will, muß seine Schriftsteller lesen, die es schildern, unverblümt und lebenswahr. Rußland selbst hat diese Schriftsteller zeitlebens verfolgt oder eingekerkert, man erhält eine Vorstellung davon, was in Rußland „Geistesfreiheit" bedeutet. Wichtig sind Tolstois Romane „Krieg und Frieden" und „Auferstehung", das namentlich sibirische Verhältnisse schildert, ebenso der „Gefangene im Kaukasus." Dostojewskijs „Raskolnikows Schuld und Sühne" gibt packende Sittenschilderungen auf der Basis eines russischen Kriminalromans, ebenso die Schriften von Turgenjew. Die Uebersetzungen von L. A. Hauff sind ganz vorzüglich, man braucht auch nicht zu fürchten, durch diese Lektüre dem Feinde etwa mit dem Ankauf zu nützen, diese Werke sind durch kein Gesetz geschützt, und Erträgnisse kommen daher lediglich dem deutschen Uebersetzer zugute. Für die Beurteilung des russischen Volkes und der jetzigen politischen Lage sind es notwendige Bücher. Wer sonst auch die Zeitereignisse in seiner Lektüre berücksichtigen will, den weise ich auf die vaterländischen Schriften von Willibald Alexis hin (gleichfalls bei Otto Janke erschienen), z. B. Ruhe ist die erste Bürgerpflicht.

Digitized by Google

Vermischtes

Schopenhauer über den Krieg. In § 124 des 2. Bandes seiner kleineren Schriften stellt der große Philosoph nachfolgende Betrachtungen an: „Wenn auf der Welt Gerechtigkeit herrschte, wäre es hinreichend, sein Haus gebaut zu haben, und es bedürfte keines anderen Schutzes, als dieses offenbaren Eigentumsrechts. Aber weil das Unrecht an der Tagesordnung ist, so ist erfordert, daß wer das Haus gebaut hat, auch im Stande sei, es zu schützen. Sonst ist sein Recht de facto unvollkommen: Der Angreifer hat nämlich Faustrecht, welches geradezu der Rechtsbegriff des Spinoza ist, der kein anderes Recht anerkennt. Hobbes (ein englischer Philosoph) meint, daß das Recht des lieben Gottes auf alle Dinge doch auch nur auf seiner Allmacht beruhe. — In der bürgerlichen Welt ist nun zwar dieser Rechtsbegriff, wie in der Theorie, so auch in der Praxis, abgeschafft; in der politischen aber in ersterer allein: in praxi gilt er hier fortwährend. Die Folgen der Vernachlässigung dieser Regel sehen wir an China: Rebellen von innen und die Europäer von außen und steht das größte Reich der Welt wehrlos da und muß es büßen die Künste des Friedens allein und nicht auch die des Krieges kultiviert zu haben. — Aeußerst zeitgemäß im Hinblick auf unsere Gegner erscheinen auch folgende Stellen: „Zwischen dem Wirken der schaffenden Natur und dem der Menschen ist eine eigentümliche, aber nicht zufällige, sondern auf der Identität des Willens in beiden beruhende Analogie. Nachdem, in der gesamten tierischen Natur, die von der Pflanzenwelt zehrenden Tiere aufgetreten waren, erschienen in jeder Tierklasse, notwendig zuletzt, die Raubtiere, um von jenen ersteren, als ihrer Beute, zu leben. Ebenso nun, nachdem die Menschen ehrlich und im Schweiß ihres Angesichts, dem Boden abgewonnen haben, was zum Unterhalt eines Volkes nötig ist, treten allemal, bei einigen derselben, eine Anzahl Menschen zusammen, die, statt den Boden urbar zu machen und von seinem Ertrag zu leben, es vorziehen, ihre Haut zu Markte zu tragen und Leben, Gesundheit und Freiheit aufs Spiel zu setzen, um über die, welche den redlich erworbenen Besitz innehaben, herzufallen und die Früchte ihrer Arbeit sich anzueignen. Diese Raubtiere des menschlichen Geschlechts sind die erobernden Völker, welche wir, von den ältesten Zeiten an bis auf die neuesten, überall auftreten sehen, mit wechselndem Glück, indem ihr jeweiliges Gelingen und Mißlingen durchweg den Stoff der Weltgeschichte liefert; daher eben Voltaire Recht hat zu sagen: „In allen Kriegen handelt es sich bloß ums Stehlen!“. Daß sie sich der Sache schämen, geht daraus hervor, daß jede Regierung laut beteuert, nie anders, als zur Selbstverteidigung die Waffen ergreifen zu wollen. Statt aber die Sache mit öffentlichen, offiziellen Lügen zu beschönigen, die fast noch mehr, als jene selbst, empören, sollten sie sich frech und frei, auf die Lehre des Machiavelli berufen. Aus dieser nämlich läßt sich entnehmen, daß zwar zwischen Individuen der Grundsatz: „Was du nicht willst, daß man dir tu, das füg auch keinem andern zu!“ allerdings gilt; hingegen zwischen Völkern und in der Politik das umgekehrte: „Was du nicht willst, daß man dir tu, das füge du dem andern zu! Willst du nicht unterjocht werden; so unterjoche bei Zeiten den Nachbarn; sobald nämlich seine Schwäche dir die Gelegenheit darbietet. Denn, läßt du diese vorübergehen, so wird sie einmal sich als Ueberläuferin im fremden Lager zeigen; dann wird jener dich unterjochen, wenn auch die jetzige Unterlassungssünde nicht von der Generation, die sie beging, sondern von den folgenden abgebüßt werden sollte. Dieser Machiavellische Grundsatz ist für die Raublust immer noch eine viel anständigere Hülle, als der ganz durchsichtige Lappen palpabelster Lügen in Präsidentenreden und gar solcher, welche auf die bekannte Geschichte vom Kaninchen, welches den Hund angegriffen haben soll hinauslaufen. Im Grunde sieht jeder Staat den andern als eine Räuberhorde an, die über ihn herfallen wird, sobald die Gelegenheit kommt.

Die **Wirschkowitzer Fundationspredigt.** Als Friedrich der Große die Oesterreicher unter Laudon am 15. August 1760 bei Liegnitz geschlagen hatte, zogen sich auch die Russen unter Soltikoff eiligst zurück. Hierbei suchten sie am 21./22 August das Dorf Wirschkowitz auf, wohin sie ein „Requisitionskommando“ absendeten. Dieses führte seine Aufgabe derartig gründlich und zugleich unsanft gegen Menschen und Eigentum aus, daß noch jahrelang die Bewohnerschaft sich mit Entsetzen der Plünderung und Verwüstung ihres Ortes erinnerte. Die Gutsherrin Gräfin Reichenbach-Neuschloß stiftete aus dieser Veranlassung ein Kapital von 100 Talern, dessen Zinsen dem Ortsgeistlichen mit der Bestimmung zufließen sollten, daß alle Jahre gegen Ende August die Gemeinde in einer Predigt an die Unglückstage erinnert und zu dem Gebete vereinigt werde, daß der liebe Gott ähnliche Kriegsqualen von Wirschkowitz abhalten möge. Die Predigt wird auch gegenwärtig noch gehalten.

Briefkasten

Alte Mitarbeiterin. Sie senden mir 5 „Kriegsskizzen“ auf einmal. So sehr ich mich verpflichtet fühle, den Zeitumständen und dem eigenen Empfinden Rechnung zu tragen, so kann ich doch keinen Gebrauch davon machen. Denken Sie, was in Tageszeitungen allein jetzt an Kriegsskizzen und Briefen erscheint. Wir wollen doch auch einmal in stillen Stunden etwas Zerstreuung haben, die Gedanken etwas ablenken, die Nerven beruhigen, aber ihre Skizzen schildern nur den Krieg in den düstersten Farben. Niemand vergibt seiner Vaterlandsliebe etwas, wenn er Erholung sucht und deshalb zu wertvoller Unterhaltungslektüre greift, sich auch jetzt hier und da ein gutes Buch kauft, das er dann vielleicht unseren Kriegern in den Lazaretten zur Verfügung stellt! — **A. B. in Danzig.** Leider nicht geeignet, Sie umschreiben ja nur die „Wacht am Rhein“, etwas eigenartiger müssen Kriegsgedichte schon sein. **Besorgte Leserin.** Nein. — **K. Gr. in Gumbinnen.** Es hieße die Kräfte unnütz zersplittern, wenn auch die „R.-Ztg.“ eine besondere Sammlung eröffnen wollte. — **B. S. Berlin.** Ich habe keine besonderen Bedingungen für Beurteilung von Gedichten, ich prüfe alles, was eingesandt wird. — **E. R. Breslau.** Alltäglich. — **H. F. 100.** Leider ungeeignet. — **A. L. Zeven.** Auch Ihre Gedichte verraten leider keine Begabung, die der Pflege würdig wäre. — **E. R. Kassel.** Sie können gelegentlich neue Proben senden. — **L. D. Düsseldorf.** In der Empfindung gut, Form mangelhaft. — **B. B. in S.** Vielleicht kann ich von der nächsten Sendung etwas behalten.

E. J.

Inhalt des Heftes 1: Die Meistergeige. Roman von Hans Werder. — Die blaue Blume. Roman von Bruno Wölfling. **Beiblatt: Kriegsfreiwilliger.** Gedicht von Erich Janke. — Wachtmeister Browka. Von Frhr. v. Schlicht. — Bangende Liebe. Gedicht von Bernh. Schäfer. — Ein Lanzenreiter. Skizze von Hans Herbert Ulrich. — Das tote Dorf. Skizze vnn Hellmuth Unger. — Friede mit den weißen Schwingen. Gedicht von Eugen Stangen. — Bücherbesprechungen. — Vermischtes. — Briefkasten.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin.
Ausgegeben am 26. September 1914. — Druck: A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek
1915 Heft 2
Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Die Meistergeige / Roman von Hans Werder

1. Fortsetzung.

Die blasse Hand des Toten nahm die Geige aus ihrem blauen Gehäuse, die Rechte erfaßte den Bogen und strich über die Saiten hin. Nie hatten irdische Töne so geklungen. War es der Todesengel selber, der die abgeschiedenen Seelen zum Paradiese lockt? War es die eigene Seele der Musik, die keinem Lebenden sich offenbart und nur den Verklärten ihre tiefste Schönheit entschleiert?

Lorenzo lauschte wie ein Verzückter, und doch mit einem unerträglichen Schmerz in der Seele. So also mußte die Geige klingen, wenn einer sie spielte, dem die Kunst in ihrer ganzen Tiefe sich offenbart. So wie Alfonso — der Tote — sie spielte. Er vermochte das nicht. Nicht seine Hand, die Verrat begangen — und Mord.

Ein Schrei rang sich aus seiner Brust. Er fuhr empor. Kalter Schweiß stand auf seiner Stirn. War Alfonso noch hier, der Tote, den er erschlagen? —

Niemand war da. Halbdunkel, ein graues und unheimliches, erfüllte das Gemach. Die Lampe knisterte und schwelte im Verlöschen. Beim Aufzucken der Flamme huschte ein Schimmer über die goldrote Geige hin, die still in ihrem blauen Gehäuse lag.

„Nie wieder darf ich sie anrühren", stöhnte Lorenzo. „Nie wieder!"

---

3. Kapitel.

Zu Padua aus dem Fenster ihres väterlichen Hauses hinaus schaute Signorina Angela dei Cornaro. Ein kleiner Palazzo war es in der Via dei Servi, und das Jungfräulein blickte mit ihren scharfen Augen unter dem Portikus hindurch, der die schmale Straße überwölbte, gerade auf das altehrwürdige Gebäude der Universität. Ja, diese Universität, der ganz Padua Ansehen und Berühmtheit verdankte, — sie war ihr ein sonderlicher Gegenstand der Teilnahme und Aufmerksamkeit. Schon als Kind war sie gar zu gern in den wunderschönen Säulenhallen des inneren Hofes umhergeschlichen, hatte die Namen zu entziffern gesucht und die Wappen bewundert, — all der Studenten und Gelehrten, die seit Jahrhunderten von allen Enden Europas hierher gepilgert waren, denn seit Anfang der Medicäerzeiten galt Padua als Hochburg der Weisheit und Gelehrsamkeit für die ganze Welt.

Den Universitätshof, in dem die flotten, jungen Studenten zu jeder Tageszeit zu Dutzenden umherschlenderten, betrat das gesittete, siebzehnjährige Mädchen dann nicht mehr. Desto mehr aber liebte sie es, von ihrem gesicherten Fensterplätzchen aus denselbigen Studenten zuzuschauen, wie sie kamen und gingen — ein und aus; einzeln, — paarweis, in Gruppen, zuweilen laut singend, daß die Straße widerhallte. Dieser und jener schaute wohl auch zu ihr herauf und grüßte verstohlen. Aber das durfte ja eigentlich nicht sein, und erschrocken zog sich jedesmal das blonde Lockenköpfchen davor zurück.

Heute nun schaute es unverwandt und sehnsüchtig zu dem großen, düsteren Eingang dort schräg gegenüber, — schien nichts anderes zu sehen und zu hören.

Ob er, — ach, ob er wohl kommen würde?!

Jetzt plötzlich schrak die Lauscherin zusammen und duckte sich unwillkürlich, und reckte sich

Digitized by Google

doch wieder ein ganz klein wenig empor. Kam er denn wirklich, — kam er hierher? Zu ihr?

Ja, er kam. Eine überaus stattliche Jünglingsgestalt, breitschultrig, schlank, von federkräftigem Gange. Oh, wie schön er war! Der schönste unter allen Studenten von Padua. Und jetzt grüßte er herauf, und Angelina winkte ihm, winkte hastig, eilfertig. Und wenige Minuten später stand er vor ihr, Giuseppe Tartini, gebürtig aus Pirano in Istria, Student der Rechte zu Padua.

Gesittet und zurückhaltend trat ihm Angelina entgegen, da er sie höflich begrüßte. „Nun, Signorina, kann die Unterrichtsstunde ihren Anfang nehmen? Ich hoffe, Ihr habt fleißig geübt, so daß Euer gestrenger Lehrer nicht wieder Grund zur Unzufriedenheit zu haben braucht." Er sagte das mit einer Schelmerei, die auf seinem braunen Gesicht wie Sonnenschein blitzte. Denn was kann es wohl Süßeres geben für einen jungen, schönen Meister der Musika, als das Glück, eine junge, schöne Schülerin zu unterweisen, — Strenge gegen sie herauskehren zu dürfen, — und diese Strenge dann hinschmelzen zu lassen in Hingebung und Bewunderung?

Dieses Drohen mit seiner Unzufriedenheit und Strenge lockte denn auch auf dem rosigen Mädchenangesicht einen Maienglanz von Lachen hervor. „Oh, Maestro, ich bin faul gewesen! Heute morgen wollt' ich noch üben, um Euch zufrieden zu stellen, damit Ihr nicht scheltet —"

„Nun, und?" unterbrach er, als sie stockte. „Bei diesem guten Willen ist es doch nicht etwa geblieben? Das wäre ja —"

Auch er stockte jetzt. Er sah, daß der Frühlingsglanz erlosch auf ihrem Antlitz, daß sie ihre Selbstbeherrschung verlor, ja, daß etwas Feuchtes aufblitzte in den dunkelblauen Augen. „Signor Giuseppe, ich muß es Euch sagen —" ihre Stimme zitterte. Da ergriff er ihre beiden kindlichen Hände, und ehe sie sich's beide versahen, hatte er sie an die Lippen gedrückt, voller Zärtlichkeit. „Was wollt Ihr mir sagen, — sprecht — ich bin ganz Ohr!"

„Ja, ja," flüsterte sie, „schnell will ich es Euch sagen, ehe meine Eltern heimkehren, und — vielleicht Euch fortschicken von hier! Mein Vetter Luigi Cornaro — Ihr wißt ja, er hat Euch gern?"

„Ja, freilich — und Euch nicht minder, nur allzu gern", brummte er dazwischen.

„Nein, nicht allzu gern! Luigi ist sehr gut, zu Euch und zu mir! Und er hat mir gestern erzählt, daß sein und mein Oheim, der Bischof-Kardinal — sehr böse auf Euch wäre!"

„Der Bischof-Kardinal auf mich? All ihr Heiligen, was hab' ich verbrochen", rief der Student.

„Ja — er hat gesagt — Luigi erzählte es mir — Ihr wäret kein Lehrer für mich. Ein — ein — oh, verzeiht es mir, Maestro — ein Raufbold wäret Ihr!"

„Ich — ein Raufbold? Ist es möglich, daß ein Mensch auf Erden so etwas von mir sagen kann? Signorina, ich will nicht hoffen, daß ihr ihm das glaubt, für einen Augenblick nur?"

Ach, wer dem jungen Studenten jetzt in das wetterbraune Angesicht blickte, in den lachenden Übermut der sonnigen Augen, — wer den Trotz des schöngeschwungenen Mundes sah und all die kaum vernarbten Schmisse, die seine Stirn und Wange zeichneten, ja selbst den kühnen Bogen seiner Nase in ihrer Schönheitslinie gefährdeten, — ja, wer das alles mit unbefangenem Blicke betrachtete, der glaubte es, daß er ein Raufbold wäre.

Auch in Angelinas Augen stand etwas derartiges zu lesen, ein Gemisch aus Scheu und Bewunderung, wie sie prüfend an ihm hinaufglitten und sich in die lachende Tiefe der seinen versenkten. Diese verfinsterten sich jetzt. „Sprecht, Signorina! sagt mir, daß Ihr es nicht glaubt", drängte er ungeduldig.

„Ich kann es doch nicht wissen, Signor Giuseppe! Er sagt, Ihr studiertet hier die Rechte nun schon seit Jahren und wüßtet doch vom Recht nicht mehr — oh, es ist schrecklich, — als sein weißes Maultier vom Lautenschlag. Aber wo man Tanz und wilde Musik vernähme, da wäre Eure Fiedel mit darunter, des könnte man gewiß sein. Und eine Klinge schlügt Ihr — das Angesicht jedes Eurer Gegner gäbe Zeugnis davon. Darum sollten meine Eltern ihre Knaben durch Euch das Fechten erlernen lassen, aber als Lehrer für ein gesittet Mägdelein, das wäre ein Hohn und ein Ärgernis.

Ach Signor Giuseppe und was der Kardinal sagt, das glaubt doch meine Mutter, als wär' es ein heilig Evangelium! Und wenn es mein

Digitized by Google

Vater schon nicht so ernst nimmt mit dem Glauben, so hält er es doch für wichtig und geboten, sich nach des Bischofs Wort und Meinung zu richten. Er richtet sich danach, ich weiß es. — Ach — horch! Ging da nicht die große Haustür drunten? Ach, Maestro, wenn man Euch hier fände!"

Angstlich schrak sie zusammen und unwillkürlich, als könnte es gar nicht anders sein, lehnte sie sich, wie hilfesuchend an ihn, — fühlte sie sich von seinem starken Arm erfaßt und an seine Brust gepreßt. „Angelina, Süße, was wäre es, wenn man mich hier fände? Fürchtet Ihr Euch etwa? Seht, in meinem Arm seid Ihr geborgen, ich liebe Euch — Ihr wißt es lange! Sagt mir, holde Geliebte, daß Ihr es wißt!"

Angelina erschrak nicht, — sie schmiegte sich enger in seinen Arm. „Wissen kann ich das doch nicht —" flüsterte sie, ihr Antlitz an seiner Brust verbergend.

„Dann will ich es dich lehren, du mein süßes Leben! Darin, das will ich dem Bischof-Kardinal beweisen, werde ich ein Lehrmeister sein, besser freilich als in der Jurisprudenz, besser aber selbst auch, als im Fiedeln und Fechten!" Eng hielt er sie an sich gepreßt und küßte sie wieder und wieder mit heißem Ungestüm. Und Angelina hing in seinem Arm, berauscht von einer Seligkeit, die sie nicht meinte fassen noch ertragen zu können. Und wie er innehielt und fragend, forschend in ihre Augen blickte, da schlang sie beide Arme um seinen Hals und gab ihm den Kuß zurück, innig und bewußt, wie ein Gelübde. Ein Ausdruck tiefen Ernstes ging über sein Gesicht, und seine Gestalt straffte sich, wie in festem Entschluß. Er wußte jetzt, was er zu tun hatte.

„Hör mich an, Angelina. Dein Oheim hat recht, mit der Jurisprudenz wird es nichts, das weiß ich lange. Und doch muß ich mir ein Dasein gründen, denn ich halte mein Lebensglück in den Armen und lasse es nicht von mir — mein ganzes Leben wäre denn zerschellt und zerstört! — Nun hör mich an, Geliebte! Ich gehe jetzt nach Neapel und werde Fechtmeister, — schon lange spukte der Plan in meinem Kopfe. Durch einen Kommilitonen, mit dem ich befreundet bin, einem neapolitanischen Edlen, weiß ich näheres darüber und bekomme gute Empfehlungen von ihm an seine Eltern, die mir da weiter helfen werden. Meine Aussichten sind gut, ich werde mein Weib ernähren können, mein süßes, junges Weib, das ich mit mir hinwegtragen werde, auf diesen meinen Armen! Kommst du mit mir, Angelina?"

„Ja, ich komme mit dir", hauchte Angelina.

— — — — — — — — —

Der Abend lag dunkel, in schwermütiger Dämmerung über den engen Straßen von Padua. Schon war es still und einsam geworden, und die Lichter erloschen in den Häusern. Auch in dem kleinen Palazzo, den Angelinas Eltern bewohnten. Auch in Angelinas Gemach. Da öffnete sich leise unten die kleine Tür, die vom Hof hinausführte in eine Seitengasse. Eine zierliche Gestalt, in einen dunklen Mantel gehüllt, schlüpfte aus dieser Tür hinaus — und gleich darauf stutzte sie, wie in tötlichem Schreck. Drei Männer standen vor ihr. „Angelina, ich bin es", raunte der eine ihr zu, und sein Arm umschlang sie. Ach, nun war alles gut. Zwei Freunde begleiteten ihn, Studenten, wie er selber, die als Zeugen dienen mußten. Es sollte alles sehr ehrbar zugehen bei dieser wundersamen Entführung. Giuseppe zog ihren Arm durch den seinen, rechts und links ein Begleiter, und nun eilig vorwärts durch die stillen Gassen der Stadt. Weit draußen lag die Augustinerkirche Eremitani. Das war das Ziel. Matter Lichtschein winkte aus den hohen, schmalen Fenstern, die Tür stand offen, verstohlen schlüpften die Vier hinein. Leiser Orgelklang schwebte in zitternden Wellen durch den hohen Raum der Kirche. Die flackernden Kerzen warfen zuckenden, mattgoldenen Schein auf die schönen Fresken zu beiden Seiten des langen Schiffes. Am Altar erwartete sie der Geistliche, ein junger Pater, der soeben erst die Weihen erhalten, die es ihm ermöglichten, das Sakrament der Trauung zu vollziehen. Auch er war ein Studienfreund Giuseppe Tartinis, und der hatte ihn einmal herausgehauen mit seiner nie versagenden Klinge, aus einer wüsten Schlägerei, die den jungen Gottesgelahrten leicht um seine aussichtsvolle Zukunft hätte bringen können. Jetzt zahlte ihm der seinen Dank für jenes Freundschaftsstück. — — —

Die Trauung war vollzogen, die Orgelklänge verstummt. Der Sakristan löschte die Lichter und verschloß die Kirche. Der Pater und die beiden Studenten geleiteten das junge Paar

Digitized by Google

noch ein Stück des nächtlich dunklen Waldweges, bis sie die Straßen der Stadt erreicht. Hier trennten sich ihre Wege. In sein Junggesellenheim, — zwei Stübchen im Hause einer ehrsamen Bäckerswitwe, — folgte Angelina ihrem Gatten. — — —

Der helle Morgen brachte Ernüchterung nach diesen ereignisreichen Stunden. Nicht im geringsten war in ihrem Vertrauen zu Giuseppe eine Wandlung eingetreten. Aber dennoch kam eine Furcht über Angelina. Furcht vor den Folgen ihrer rasch entschlossenen Tat, und besonders vor ihren Eltern. Vor dem Zorn des Vaters, den sie vielleicht nie würde beschwichtigen können, und vor dem Gram ihrer Mutter. Oh, wie würde die Gute sich ängstigen, wenn sie nun ihrer Tochter Flucht entdeckte. Sie konnte ja nicht wissen, was aus ihr geworden war, hielt sie vielleicht für geraubt, gemordet, und verzehrte sich in Todesängsten. Diesen Gedanken ertrug Angelina nicht, und sie verlangte, in ihr Elternhaus zurückzukehren. Nur um sich mit ihnen auszusprechen, ihre Verzeihung, ihren Segen zu erbitten, um dann in Frieden und Glück mit ihrem Gatten fortziehen zu können. Anders wäre ihr dies unmöglich. Es war vergebens, daß Giuseppe sie warnte und beschwor, nicht so ihr ganzes junges Glück aufs Spiel zu setzen. Es gab für sie kein Glück ohne der Eltern Segen. Der Zwiespalt war zu tief, zu unlösbar. Giuseppe mußte sich fügen, und er begleitete, von düsteren Ahnungen erfüllt, die Geliebte zu ihrem Elternhause zurück.

Seine Ahnungen wurden noch übertroffen. Da stand er und sah es mit an, wie Angelina in den Armen ihrer Mutter lag, die aufgelöst in Jammer, Freude und Ängsten aller Art, sie umklammert hielt, um sie nie wieder von sich zu lassen. Und während sich über ihn selber der Hagelschauer des väterlichen Zornes ausschüttete, dem stand zu halten er seine ganze Überlegung und Entschlossenheit brauchte, — schloß sich plötzlich zwischen ihm und den beiden Frauen eine Tür. Er stürzte darauf zu, — schon war sie verschlossen. Auf sein Rütteln — keine Antwort. Wie in einer Falle stand er da, hilflos, machtlos, in kochendem Grimm. Die Gänge und Gemächer des Palazzos waren ihm fremd, jede Gewalttat unmöglich. Hausfriedensbruch das törichste, was er hätte tun können. Auf seine Forderung, ihm seine junge Frau wieder zuzuführen, antworteten ihm nur unerhörte Drohungen, die nicht nur ihn selber, sondern auch Angelina betrafen.

Da schoß ein Plan ihm blitzartig durch den Sinn. Fest raffte er sich auf, verneigte sich kurz und ging von dannen, ehe man ihn selber hätte seiner Freiheit berauben können. Gesenkten Kopfes, fliegenden Schrittes eilte er quer über die Straße zur Universität. So sah er nicht, daß auch sein Schwiegervater sehr bald nach ihm das Haus verließ und zu dem Bischöflichen Palast hinstürmte, der sich gegenüber, gleich neben dem prächtigen Renaissancebau des Domes erhob. — — —

Unter den Säulenhallen des Universitätshofes war es jetzt leer. Giuseppe wartete mit fieberhafter Ungeduld. Endlich öffneten sich die Hörsäle, und in Scharen strömten die Studenten heraus. Die beiden Trauzeugen von gestern abend und noch zwei andere seiner Freunde erblickten Giuseppe und eilten sogleich auf ihn zu.

Abseits von der Menge, die zum größten Teil sich ungesäumt entfernte, blieben die fünf Freunde hinter einer Säule beisammen stehen, und Giusepe teilte mit, was ihm widerfahren.

„Die Sache steht übel, mein Junge", sagte Fritz Burckhart, ein deutscher Student, der Älteste und Verständigste von der ganzen kleinen Versammlung. „Hätte ich gewußt, daß deine Schwiegereltern dir so übelgesinnt —"

„St —" unterbrach ein anderer, der das Wächteramt versah.

Luigi Cornaro, Angelinas Vetter, betrat hastigen Schrittes den Hof, umherspähend, suchend. Da erblickte er die Gruppe und eilte herbei. „Tartini, ich muß dich sprechen, schnell, komm mit fort!"

„Sprich," sagte Tartini. „Meine Freunde hier wissen, was ich getan habe und noch tun werde. Laß sie hören, was du mir zu sagen hast."

Mit scharfem Blick spähte der Jüngling von einem zum andern. Er schien Vertrauen zu fassen. „So höre. Ich komme von meinem Oheim, dem Bischof-Kardinal. Dein — Schwiegervater war dort, in höchster Wut. Der Bischof nicht minder, will sofort deine Gefangennehmung veranlassen, — dich unter Anklage stellen wegen Mädchenraubes."

Digitized by Google

Ein Ruck ging durch Tartinis schlanke Gestalt. „Und Angelina?" fragte er kurz.

„Ihre Mutter hat sie eingeschlossen, bei sich im Zimmer und wird sie nicht eine Sekunde aus den Augen lassen, bis sie dich in Sicherheit haben. Dies ist alles, was ich weiß, kann dir nichts weiter sagen."

„Es ist genug. Habe Dank, Luigi."

„Leb wohl, ich muß gehen, man darf mich nicht bei dir sehen —." Luigi grüßte die fünf Gesellen durch einen Blick und verschwand in einer der Türen, die zum Inneren des Gebäudes führten. Bleich vor Entsetzen sahen sie ihm nach. Fritz Burckhardt legte fest seine Hand auf Tartinis Arm.

„Glaubst du, was Luigi sagt?"

„Ja, unbedingt. Er ist ehrlich und meint es treu."

„Gut, dann mußt du fort, augenblicklich. Zuerst in meine Wohnung, da suchen sie dich nicht gleich. Wir alle vier mit dir. Hier beim Pförtner durch. Vorwärts."

— — — — — — — — —

„So, Herzbrüder, nun vergelt es euch Gott, und lebt wohl! Der Tag graut, — und ihr müßt am Morgen sämtlich in den Hörsälen zu finden sein, um keinen Verdacht zu erregen!"

„Wahr ist es — und ich meine, Gefahr ist nun keine mehr für dich! Aber — daß wir dich so allein müssen ziehen lassen! Und warst uns zu allen Zeiten so ein herztreuer Gesell!"

„Nun, ich denke, Kinder, was ihr an Treue mir heute geleistet habt, das mach ich sobald nicht wett!" Er schwang sich vom Pferde, ein hochgewachsener Mönch mit jungem, verwegenem Gesicht. Als ihm bei der raschen Bewegung die Kapuze vom Haupte glitt, sah man in dem dunklen Lockenhaar keine Tonsur. Wohl aber verriet ein leises Klirren, daß er unter der Kutte den Degen trug.

„Hier nehmt den Gaul! Schade, ich behielt ihn gern! Ihr reitet doch durch verschiedene Tore zur Stadt hinein? Versprecht mir das! Damit nur ja keiner verdächtigt werden kann!"

„Gewiß, ja! Sei du nur unbesorgt um uns! Könnten wir's doch um dich ebenso sein, dann wäre schon alles in Ordnung!"

„Lebt wohl! und gelingt es einem von euch, jemals — meine Frau — nur für einen Augenblick zu sprechen, so wolle er ihr sagen, sie möchte in Treue meiner gedenken; ich wäre in Sicherheit — und hielte ihr die Treue bis in den Tod!" —

Vier Reiter und fünf Rosse traten traurig den Rückweg nach Padua an. Der Mönch verschwand lautlos in den schwarzen Schatten des Pinienwaldes.

— — — — — — — — —

Von den Höhen des Monte Subesio, über die herrlich bewaldeten Hügel und Täler des Umbrischen Landes, über die Stadt Assisi hinweg, schaut das Kloster des heiligen Franziskus. Tief drunten in der Krypta der dreifach übereinander gebauten Klosterkirche ruhen die sterblichen Überreste des Heiligen. Sein Geist aber lebt und schwebt über dem Kloster, das er begründet, über der Stadt, die durch ihn berühmt geworden, über den Männern, jung und alt, die als seine Jünger und Nachfolger die Kutte tragen. Er war ein Mann der Liebe und der gütigen Selbstlosigkeit. Also wirklich ein Nachfolger des Herrn, dem er diente und der selber die Liebe ist. Dadurch, daß er diese einfache Tatsache verstand und danach lebte und handelte, ragt er hoch empor aus der großen Schar frommer und eifriger Christen. Denn die allerwenigsten verstehen es, Liebe zu üben. Viele wollen es auch nicht einmal, sondern befleißigen sich aus übergroßer Frömmigkeit der Unduldsamkeit und Härte. Der heilige Franziskus hatte es wohl selber nie gewußt, wie sehr er vor ihnen allen diesen einen großen Vorzug besaß.

Der jetzige Prior des Klosters aber wußte es. Wie eine Offenbarung war die Erkenntnis über ihn gekommen, und von dem Augenblick an kannte er keine höhere Aufgabe, als diesem Beispiel nachzustreben. Wie ein klares Licht lag der Abglanz dieses Strebens auf seinen edlen Zügen.

Es war ein Frühlingsmorgen voller Glanz und Frische. Auf dem äußeren Umgange des Klosters, der über die dicken Mauern und Quadersteine der Unterbauten hinweg so unvergleichlich schöne Umschau bietet, wandelte der Prior, die Hände auf den Rücken verschlungen, das Haupt leicht gesenkt. Es war sein täglicher Morgenspaziergang. Und wohl vereinigte er mit ihm sein Morgengebet. Doch ohne den Rosenkranz dabei zu berühren, der an seinem Gürtel hing, ohne das Brevier aufzuschlagen, das in seiner Kutte steckte, ja, ohne die Augen zu

Digitized by Google

senken und die Lippen zu bewegen. Vielleicht sogar ohne die Absicht des Gebetes. Es flutete eben durch seine Seele hin, wie ein Morgenglanz der Ewigkeit und weitete ihm das Herz mit freudigem Dank für Gottes Allmacht und Güte. Drunten vom Tale herauf rauschte der Tescio, der wild und fröhlich in seinem Felsenbette dahinschoß, als wollte er einstimmen in des Abtes stilles Dankgebet. Und nicht minder die Vögel, die da jubelten und flöteten in dem Myrten- und Oleandergestrüpp, das den Felsabhang bedeckte. Beglückten Herzens lauschte der Prior darauf.

Aber jetzt, was war das? Orgelklang. Ja, er tönte von der unteren Kirche herauf. Eine Palestrinasche Messe. Schön spielte Pater Boëmo. Gewaltig. Ja, das mußte man ihm lassen. Er hatte sich sehr vervollkommnet. So mächtig, — so — so hatte doch sonst sein Spiel eigentlich nicht geklungen. Der Prior blieb stehen und lauschte. Er ging weiter und zögerte wieder. Ach — was denn! Das konnte doch nicht Pater Boëmo sein mit den sanften Händen und den sanften braunen Augen?

Der Prior wandte sich und ging raschen Schrittes durch eine Seitentür von der Terrasse in die Kirche hinein und bis mitten in das Querschiff, von wo er die Orgel sehen konnte. Dröhnende Akkorde brausten ihm entgegen, Wogen von Musik, wie getragen auf Fittichen des Sturmes und von Schauern heiliger Andacht durchbebt.

Scharf blickte der Prior hinauf zur Orgelempore, und ein Lächeln ging über sein liebes Antlitz hin. Das hatte er in einem verschwiegenen Winkel seines Herzens erwartet, — das gerade, was er dort oben erblickte. Statt Pater Boëmos blankem Schädel, vom spärlichen Haarkranze umrahmt, ein dunkles, dichtlockiges Haupt ohne jegliche Tonsur. Still setzte sich der Prior auf einen der reichgeschnitzten Chorstühle, lehnte sein Haupt zurück und lauschte. Er war selber der Musik kundig und wußte zu beurteilen, was er da hörte. Die Palestrinasche Messe war längst verklungen, es waren andere Tonfolgen, die da erbrausten, ungestüm, wie aus dem Herzen heraus, aus einem glühenden Herzen, das sich Luft machen wollte, sich austoben, um danach ruhiger zu werden.

Dieser ungestüme Knabe. Er war hierhergekommen, ein Flüchtling, ein Verfolgter, auf dem Wege nach Rom verirrt, verzweifelt und wandermüde. Er hatte gebeten, im Kloster einkehren, hier bleiben zu dürfen, da der Zirkator, Pater Girolamo, ein Verwandter seines Vaters, Signor Giovanni Tartinis aus Pirano, wäre und sich gewiß verwandtschaftlich seiner annehmen würde. Aber Pater Girolamo war ein Frommer, einer von den ganz Gestrengen, die von der Liebe nichts wissen, ein Eiferer, ein Asket. Der wollte nichts hören noch sehen von dem fortgelaufenen Studenten und Raufbold, — der, — o all ihr Heiligen im Himmel droben, — wegen Mädchenraubes von dem Zorn ihres und seines eigenen Vaters, von der Strafesrache des hochehrwürdigen Bischof-Kardinals verfolgt wurde! Von seiner Eminenz des Kardinals Giorgio Cornaro. Dessen sollte er sich annehmen? Hier in des ehrwürdigen Klosters unentweihten Mauern ihn verbergen? Weiche von mir, Satanas, du bist mir ärgerlich! —

„Ja, hier in des Klosters unentweihten Mauern", sagte der Prior. „Hier, wo der heilige Franziskus das Evangelium der Liebe verkündet und ausgeübt und uns gelehrt hat, zu tun, wie er getan, — hier werden wir diesen jungen Raufbold herbergen und Liebe an ihm üben."

So blieb Giuseppe Tartini im Kloster San Francesko zu Assisi. Der Prior hörte seine Beichte und legte im Buße auf. Schwer war sie nicht. Giuseppe teilte nun alle Arbeit der Mönche in Feld und Garten, er fischte die flinken Forellen aus dem klaren Bergwasser des Tescio und versuchte sich auch mit der Jagd in den waldigen Bergen, die so unwiderstehlich dazu verlockten. Griff er denn auch jetzt in Pater Boëmos Befugnisse ein und versuchte sich auf der Orgel, die dessen eigenstes Bereich bisher gebildet?

In mächtigen, weichen Akkorden verhallten jetzt die Töne da oben, und der Spieler erhob sich. Der Prior schrak aus seiner Versunkenheit auf. „Giuseppe," rief er, „komm her."

In stürmischen Sätzen flog der Student die Treppe herunter und stand vor dem Prior. In tiefer Ehrfurcht küßte er die Hand, die dieser ihm reichte. „Setze dich zu mir, mein Sohn, ich habe mit dir zu reden. Es ist mir erinnerlich — als sagtest du mir, du hättest deine nachherige Frau in der Musik unterrichtet. Aber das habe ich

Digitized by Google

nicht gewußt, nicht verstanden, daß du ein Meister auf der Orgel seist."

„Ehrwürdiger Vater, vergebt mir", rief Giuseppe erschrocken. Nehmt es nicht ungnädig, daß ich mich darin versucht habe. Es war Vermessenheit! Ich bin des Fechtens mit Degen und Rapier wohl kundig, aber nimmermehr des Orgelspiels!"

„Knabe, was sprichst du?" fragte der Prior unangenehm berührt. „Warst du es denn nicht, der soeben die Orgel gespielt? Die Messe von Palestrina und dann diese eigenartigen Phantasien?"

„Ehrwürdiger Vater — ja, gewiß, verzeiht mir, das war ich! Aber ich wollte nur sagen, von Meisterschaft bin ich so sehr weit entfernt. Pater Boëmo war so gütig, mir die Grundanfänge des Orgelspiels zu zeigen, und nun versuche ich mich weiter darin. Ich kann nicht Orgelspielen. Aber — versteht mich recht, mein Vater! Ich kann — Musik!"

Ich kann Musik. Der Prior verstand. Er lehnte wiederum den Kopf an die Lehne des Chorstuhles zurück und sein Blick ruhte enträtselnd auf dem kühnen Jünglingsangesicht. Jawohl — ich kann Musik. —

„Und welches Instrument war es, auf dem du dein Herz auszuströmen pflegtest, bis Pater Boëmo dir das Orgelspiel gezeigt?"

„Die Geige, mein Vater."

„Oh — die Geige!" Mit nervöser Bewegung strich die schmale Hand des Priors über seine edle, blasse Stirn. „Es ist so langer her, daß ich kein Geigenspiel gehört. Als ich in Rom war, — vor langen Jahren, — da hörte ich Meister Corelli, den Unvergleichlichen, Unvergeßlichen. Er spielte im Orchester des San Pietro vor dem heiligen Vater. Seitdem nur einmal noch — und dann nicht wieder. — Du hast deine Geige mit hier?"

„Nein, mein Vater. Bei der eiligen Flucht aus Padua mußte ich alles zurücklassen, woran mein Herz hing. Meine Liebe und meine Kunst. Das ist zuviel für ein Menschenherz. So großen Reichtum zu besitzen und ihn im Stich lassen zu müssen, nur um das nackte Leben zu retten, das ist unmenschlich. Freilich geschah es in der Hoffnung, beides einst wiederzugewinnen. Aber während der Wartezeit kann man verdursten, verhungern. Unendlich dankbar bin ich Pater Boëmo der mir das Orgelspiel erlaubte. Ich darf hoffen mein Vater, daß Ihr gnädig die Erlaubnis bestätigen werdet?" Er ließ sich auf ein Knie vor dem Prior nieder.

Dieser heftete den Blick seiner großen, klaren Augen auf ihn, als blickten sie aus weiter Ferne her. Als wären seine Gedanken gewandert in weite Lande hinaus und fanden sich nun zurück, da die Worte verstummten.

Die Uhr am Turm draußen schlug mit dröhnendem Laut. Der Prior fuhr auf: „Ich muß gehen, mein Knabe. Viel zu lange schon für einen Superior währte die Mußestunde. Komm heute abend nach der Vesper zu mir in meine Zelle. Ich erwarte dich."

— — — — — — — — —

Giuseppe Tartani stand in der Zelle des Priors. Nur wenig größer war sie, als die der andern Mönche und ihre Herrichtung so einfach und streng wie jene. Doch nicht ganz so schmucklos. Ein Ölbild hing an der Wand. Eine Heilige. War es die Mutter Gottes? Nein. Maria Magdalena vielleicht. Eine Fülle rötlich goldenen Haares umwallte das holde Antlitz, das Angelina glich. Seiner Angelina, seinem jungen, süßen Weibe. Giuseppe fühlte einen Schmerz in den Augen, als begehrten sie sich widrwillig mit Tränen zu füllen. Das Herz brannte ihm im heißen Weh der Sehnsucht und des unstillbaren Verlangens.

Unter dem Bilde hing eine Laute, daran waren die Saiten gesprungen. Es sah aus, als wären die Saiten gesprungen an dem Herzen dessen, der einst diese Laute in Händen gehalten und zu ihrem sanften Klange gesungen, was ihm das Herz beschwert und bewegt. Standen die schwermütigen blauen Augen der Maria Magdalena in Zusammenhang mit der verstummten Laute und ihren gesprungenen Saiten?

Giuseppe schrak aus seinem träumerischen Sinnen auf, als der Prior jetzt zu ihm trat. Er hielt einen schwarzen Geigenkasten in Händen den er soeben einem geräumigen Wandschrank entnommen. Er öffnete ihn. Auf blauem Samtpolster ruhte eine goldrote Geige, — neben ihr der Bogen.

„Sieh her", sagte der Prior. „Diese Geige gehörte einem Künstler, der krank und wegmüde zu uns geflohen kam, wie du. Wir nahmen ihn auf, damit er in Ruhe hier sterben könnte. In

Digitized by Google

Florenz hatte er die Geige erworben, von der Dienerschaft eines Medici, der sie fortgegeben, weil ein Toter darauf gegeigt. Nur einmal durfte ich den Künstler hören. Wunderbar war es. Die schönste Musik, die je in diesen Räumen erklungen. Aus den Saiten lockte der Tod, nein, die Ewigkeit, in der es nur Licht und Verklärung gibt. Ein Ton zitterte darin, der klang hernieder wie aus den Akkorden der Sphärenmusik, aus der Grundmelodie alles Seins. Wer ihn gehört hat, däucht mir, für den gibt es im Leben keine Mißklänge mehr, nur edelste Harmonie. Ja, das war Künstlerschaft. Doch der Bogen entsank seiner Hand, — und es kam der Tod. — Niemand hat seither die Geige wieder angerührt. Ich habe sie bewahrt und gehütet. Es ist eine echte Stradivari. Sieh her!"

„Antonio Stradivari!" der junge Künstler rief leise den Namen, wie man den eines Großen der Erde nennt."

„Nimm sie und zeige mir, was du kannst", befahl der Prior.

Da nahm er sie mit zagender Hand, wie ein Heiligtum. „Welch eine Arbeit, welch ein Meisterwerk! Seht, o seht, ehrwürdiger Vater, diesen goldroten Lack, diesen Schwung der Schnecke, daran allein würde ich den Meister erkennen. Und diese eingelegte Arbeit. Dies Vogelköpfchen in den Ranken. L'usignuolo!" Er setzte die Geige an, und begann zu spielen. Alle Sehnsucht und alles Herzeleid, daran er krankte seit Trennung und Flucht ihn einsam und heimatlos gemacht. Alles Sehnen, das neu aufgelodert war in seiner Brust jetzt, da er hier die Augen der Maria Magdalena und ihr goldenes Wellenhaar geschaut, und die Laute mit den zersprungenen Saiten. Das alles schluchzte aus den Tönen der Geige und flehte und versuchte zu jubeln und zerrann doch wiederum in süße Klage.

Der Prior saß an seinem Schreibpult, den Kopf in die Hand gestützt, so daß diese seine Augen verdeckte. Und heiße Tränen stiegen in seinen Augen auf. Sie durften ja nicht herabrieseln, nicht sichtbar werden, — nicht einmal vor seines eigenen Herzens Blick. Sie waren so verräterisch, so ganz unwürdig eines ehrsamen Priors von San Francesko in Assisi. Aber sie waren doch da, sie ließen sich nicht hinwegleugnen und waren so wohltuend, so seltsam lind und süß. —

Auf dem schmalen Gange des Klosters aber standen die frommen Brüder und starrten einander an mit weitaufgerissenen Augen, und steckten die Köpfe zusammen und flüsterten mit versagendem Atem. Heiliger Francesko und Antonio, — was war denn das? Drangen denn nicht aus der Zelle ihres heiligen, hochwürdigen Guardians diese Klänge voll irdischer, berückender Leidenschaft? War das ein Teufelsspuk, eine Sinnestäuschung, die ihre Herzensstellung zu dem makellosen Oberhirten ihres Klosters auf die Probe stellen sollte?

„Weiche von mir, Satanas, du bist mir ärgerlich", flüstert der Pater Girolamo und bekreuzte sich heftig und immer wieder, indem er als Beispiel für die schwächeren Brüder von hinnen floh.

Pater Borëmo aber trat dicht an die Tür, lehnte seinen Kopf daran und lauschte mit geschlossenen Augen. „Ein Künstler ist das, — und die Stradivarigeige", flüsterten leise seine Lippen.

— — — — — — — — — —

Nun hatte Giuseppe wieder eine Geige. Und welch ein Kleinod. Was war dagegen die kleine Andrea Amati, die er in Angelinas Händen zurückgelassen, — mit ihrem spitzen, schwächlichen Ton, der niemals ein kraftvolles Fühlen zum Ausdruck gelangen ließ. Mit einem Hochgenuß wie nie zuvor gab er sich jetzt dem Geigenspiel hin. Er übte und übte stundenlang. Er hatte das Gefühl, daß eine Seele in diesem kleinen, goldrot lackierten Gehäuse lebte. Eine Seele, die er müßte schwingen und singen machen. Noch vermochte er das nicht. Ach nein, er war kein Künstler, kein Meister. Ob er jemals diesen Gipfel erreichen würde? Aber Talent besaß er, ein Musiker war er. Die Gewißheit erfüllte ihn wie ein starker Strom, der ihn freudig und zuversichtlich machte. Und in der Arbeit dieses ernsten Strebens wurde er unterstützt und gefördert durch Pater Boëmo, der ihm in Kontrapunkt und Generalbaß alles beibrachte, was er selber wußte, und das war nicht wenig. Der kleine Pater mit den sanften, braunen Augen hieß eigentlich Czernohorski, aus Prag gebürtig; und er beschwor seinen Schüler unermüdlich, nach Deutschland zu gehen und nach Prag. Denn wenn auch Italien ein recht musikalisches Land wäre, gewiß, und die Heimat sozusagen der Geige

Digitized by Google

und des Geigenspiels, — so wüßte man doch eben nur in Deutschland und in seiner lieben Vaterstadt die wirklich wertvolle Musik zu fördern und zu würdigen.

Einstweilen bereitete es dem guten Pater einen unbeschreiblichen Genuß, mit seinem Schüler zu musizieren, sein Geigenspiel auf der Orgel zu begleiten. Durch dieses Zusammenwirken sollte bald die sonntägliche Kirchenmusik des Klosters ein Konzert, eine Festmusik werden.

Während dieser Übungen wandelte oft der Prior den schattigen Kreuzgang des Klosters auf und nieder und horchte auf die Musik, die drinnen erbrauste. Zuweilen ging er auch hinein in die Kirche, um besser zuhören zu können; zuweilen auch trat er in Giuseppes Zelle, wenn von dort die Geigentöne erschollen, und versank in Lauschen.

„Hochwürdiger Vater, Ihr wißt nicht, wie Ihr mich beglückt durch Euer Zuhören", sagte Giuseppe einmal zu ihm. „Ich war so traurig vorher. Mein Oheim, Pater Girolamo, war wieder hier und hat mir die Hölle heiß gemacht um mein Geigenspiel. Es sei unwürdig des Klosters, unwürdig der Kirche. Die ganze Kunst wäre unwürdig des Gottesdienstes, wäre Teufelswerk. Es ist mir schrecklich, so etwas mit anzuhören."

„Pater Girolamo irrt", entgegnete fest der Prior. „Wie kann die Kunst des Gottesdienstes unwürdig sein? Wahre Kunst ist Gottesdienst. Nur Gott hat sie zu dienen. Alle andern Mächte in der Welt haben ihr dienstbar zu sein."

Giuseppe ließ Geige und Bogen sinken, die er in Händen hielt, blickte aufhorchend den Prior an. „Alle andern Mächte in der Welt, — wie meint Ihr das, mein Vater?"

Scharf gruben sich die Falten auf des Priors hoher Stirn, um seinen feinen, gütigen Mund. „Es ist nicht nach aller Welt Meinung, was ich hier sage. Kunst ist Schöpfertum, also in gewissem Sinne eine Gottähnlichkeit. Wohl ist die Natur die Meisterin des Künstlers. Von ihr lernst du zu spielen, wie das Meer braust, wie der Sturm heult, wie die Sterne scheinen, wie die Menschenherzen schlagen. Die Natur lehrt es dich, und darin eben dient sie der Kunst."

„Ja, murmelte Giuseppe. Das lehrt sie mich. Den Schlag meines Herzens und ihres Herzens. — Meiner Liebe."

„Und der Tod ist eine Macht", fuhr der Prior nachdenklich fort. Auch ihn zeigt uns die Kunst als — überwunden. Sie fürchtet ihn nicht."

„Aber der Teufel", fragte Giuseppe dazwischen. „Pater Girolamo droht mir immer wieder mit der Macht des Teufels, und behauptet, daß die Kunst ihm untertänig wäre.

„Nein, auch der Teufel ist eine Macht, die ihr dienen muß", rief der Prior. „Er möchte wohl die Herrschaft über sie gewinnen und sie herabwürdigen von ihrer reinen Höhe. Gelingt ihm das, so ist es die wahre Kunst nicht. Die steht über ihm und siegt selbst über die Hölle. Darin besteht ihr höchster Gottesdienst."

— — — — — — — — — —

Bald genossen die Kirchenkonzerte der Sonn- und Feiertage durch Tartinis Geige und Boëmos Orgelspiel eine Berühmtheit. Die Kirche füllte sich. Alle Bewohner Assisis und der Umgebung strömten herbei, und die Pilger, die nach Rom zogen, schlugen den Weg über Assisi ein und rasteten dort, um Sonntags die Kirchenmusik in der Klosterkirche von San Francesko zu genießen. An einem Sonntag, da Giuseppe schon Jahr und Tag im Kloster lebte, — saß ein solcher Pilger und hörte andächtig seinem Spiele zu, erhob sich dann leise, als er bei einer Wendung das Antlitz des Geigers erblickt hatte, und suchte sich einen Platz, von welchem aus er ihn deutlicher sehen konnte. Als dann der Gottesdienst beendet war, und die Musiker sich anschickten, den Orgelchor droben zu verlassen, stand der Pilger unten an der Treppe, von der sie herniederstiegen. (Fortsetzung folgt.)

Anmerkung: Der Roman „Die Meistergeige" von Hans Werder erscheint auch als Buch im Verlage von Otto Janke, Berlin SW 11, und ist durch alle Buchhandlungen oder vom Verlag zu beziehen.

Digitized by Google

Die blaue Blume / Roman von Bruno Wölfing

1. Fortsetzung.

Der Pole zog tiefernst die Brauen zusammen. „Rex ist ein gefährlicher Mensch", sagte er. „Eine brutale Natur. Er haßte Sie, Herr Möninghoff. Er ist Ihr Feind."

„Mag sein!" lachte Möninghoff leichthin. „Auch ich liebe ihn nicht. Aber ich kann Ihnen wirklich nichts geben heute. Hat es da nicht geklopft?"

Möninghoff ging nach der Tür, öffnete und führte Jörgens mit übergroßer Freundlichkeit ins Zimmer. „Schön, daß du kommst, Ernst", sagte er. „Da können wir uns gleich fertig machen. Wir sind nämlich eingeladen für gleich, Herr Kryzanowski."

Dieser stand noch immer mit finsteren Blicken und starrte in seinen Zylinderhut. „Also Sie sind unerschütterlich? Freilich, Sie haben Glück in allem. Sie sind reich, Sie erobern Frauenherzen im Handumdrehen . . ." Er sah Möninghoff bedeutsam an.

Dieser verstand die Beziehung auf Fräulein Salomon nicht, sondern sagte zu Jörgens: „Ich glaube, wir müssen eilen, Ernst?"

Der Pole aber wandte sich zur Tür und sagte in einem Tone, dem man den verhaltenen Groll anmerkte: „Ich gehe, Herr Möninghoff. Ich möchte Ihnen wünschen, daß Sie niemals in meine Lage kommen werden."

Möninghoff aber geleitete ihn formvoll hinaus, einige Versicherungen des Bedauerns näselnd und erleichtert aufatmend, als er wieder ins Zimmer trat.

Bald befand er sich mit Jörgens auf dem Wege zur Wohnung des Fabrikbesitzers Triebschen. Sobald er mit Jörgens allein war, hatte er den Ton geändert und war auch ihm gegenüber kühl. Denn Möninghoff, der sehr wohl fühlte, daß Nachahmung die feinste Form der Schmeichelei sei, faßte es als persönliche Kränkung auf, daß Jörgens von ihm sich abwandte. Auch hatte er sofort erspäht, daß Jörgens heute nicht die Biedermeierkrawatte, sondern eine einfache, kleine Schleife trug.

Als sie beide nebeneinander sich dem Hause Triebschens näherten, sagte Möninghoff, nachdem die Unterhaltung bisher ziemlich einsilbig verlaufen war: „Eigentlich gehe ich ja nur sehr ungern zu diesen Triebschens. Gegen die Mutter will ich ja nichts sagen, die Tochter jedenfalls ist ganz unbedeutend, der Alte aber degoutiert mich einfach. Allen Respekt vor den Selfmademen, aber nur per Distance. Wahrscheinlich sucht er wieder eine Auseinandersetzung über deinen Beruf. Als ob mich das anginge. Hätte ich es nicht für feige gehalten, ich hätte die Einladung einfach abgeschlagen. Es ging aber schwer. Jedenfalls drücke ich mich des Abends beizeiten. Ich werde sagen, ich hätte schon vorher eine Verpflichtung angenommen."

Der Fabrikbesitzer Triebschen wohnte in einem großen, von Karyatyden und Säulen strotzenden Hause des vornehmen Westens. Seine Fabrik, deren einer Chef er war, lag außerhalb. Triebschen hatte vor allem die kaufmännische Leitung, und hauptsächlich er war es, der das Unternehmen zu seiner jetzigen Blüte gebracht hatte. Es war ihm gelungen, eine der wichtigsten Konkurrenzfirmen mit seiner eigenen zu verschmelzen, so daß das ganze Werk das bedeutendste in seiner Art in Deutschland war. Triebschen war ein Jugendbekannter der Väter Möninghoffs und Jörgens'. Sie waren in ihrer Jugend gemeinsam aus ihrer Vaterstadt mit wenig Kapital in die Welt hinausgezogen, und jeder hatte seinen Weg gemacht, wenn auch der Vater von Ernst Jörgens allzu frühe einem Typhusfieber erlegen war.

Fritjof Alexander Möninghoff und Ernst Jörgens ließen sich melden. Der Hausherr selber war wie gewöhnlich noch in Anspruch genommen bis zur letzten Minute, doch ließ die gnädige Frau bitten. Sie empfing die beiden jungen Leute, ohne sich von der Chaiselongue, worauf sie lag, zu erheben. Denn Frau Triebschen war gelähmt und konnte nur mit fremder Unterstützung sich ein wenig bewegen. Sie hatte ein etwas blasses, regelmäßiges Gesicht, und wenn sie sprach, lag etwas unendlich Gütiges in ihrer Art, wie das oft bei leidenden Menschen der Fall ist, denen nie etwas Rauhes und Böses begegnet im Leben.

Digitized by Google

Mönighoff und Jörgen nahmen ihr gegenüber in den englischen Ledersesseln Platz. Else Triebschen, die Tochter des Hauses, war ebenfalls leise und schüchtern aufgetaucht im Zimmer und stand, nachdem sie die beiden jungen Herrn begrüßt hatte, scheu abseits am Fenster, wo sie verlegen mit einer Gardinenschnur spielte. Sie war nicht eigentlich hübsch, alle ihre Formen waren noch unentwickelt und ihre Bewegungen eckig. Das Gesichtchen, wenn auch fein und dem der Mutter ähnlich, zeigte eine blasse Treibhausfarbe, und das madonnenhaft glattgestrichene Haar ließ das noch mehr hervortreten.

Frau Triebschen ließ sich inzwischen von den Plänen der beiden jungen Leute erzählen, und nachdem sie von den Fortschritten von Möninghoffs zwölftem Gedichtband unterrichtet worden war, fragte sie, wie es denn mit dem Doktorexamen stünde, von dem der Dichter schon seit Jahren zu reden pflegte.

Möninghoff machte eine gleichgültige Geste: „Wahrscheinlich findet es gegen Ende des Winters statt. Doch lege ich keinen sonderlichen Wert darauf. Im Grunde ist's ja nur eine Formalität. Doch mag es in manchen Fällen ganz angenehm sein, wenn man etwas auf der Visitenkarte stehen hat, für die dummen Leute."

„Nun, am Erfolge braucht man wohl nicht zu zweifeln?" fragte Frau Triebschen lächelnd.

Möninghoff antwortete nur durch eine Geste.

„Und Sie, Ernst?" wandte sich Frau Triebschen an Jörgens. „Sind Sie noch immer unentschieden? Nicht wahr, mein Mann hat Ihnen sehr zugesetzt. Aber er meint es nur gut."

Jetzt aber wurde die Tür energisch aufgerissen, und der Hausherr selber erschien. Er war ein ziemlich kleiner, lebhafter Mann, der durch Raschheit und Sicherheit seiner Bewegungen ersetzen zu wollen schien, was seiner Figur an Majestät und Würde abging. Mit Elan reichte er seinen Gästen die Hand und fragte dann in einem Tone, der wie Befehl klang und seltsam abstach gegen Möninghoffs aristokratisch leise Art, „wenn es den Herrschaften recht ist, gehen wir zu Tisch." Dann unterstützte er seine Frau beim Aufstehen und führte sie, ihren Arm stützend, ins Nebenzimmer, wo man sich an der Tafel niederließ.

Nach Tische zogen die Herren sich ein wenig ins Rauchzimmer zurück. Man machte es sich bequem in dem kleinen, dunkelgetäfelten Raume, der mit schwarzen, geschnitzten Möbeln sehr komfortabel eingerichtet war. Möninghoff blätterte interessiert in einer Mappe mit Stichen, die auf einem kleinen Tische lag.

Herr Triebschen lachte. „Nicht wahr, Herr Möninghoff," sagte er, „auch prosaische Menschen finden manchmal etwas Echtes. Alles „avant la lettre". Und mehrere wertvolle Stücke dabei! Ich habe drüben noch mehr, wenn es Sie interessiert. Wenn ich mich einmal zur Ruhe setze, soll alles katalogisiert werden. Jetzt freilich habe ich Wichtigeres zu tun."

Möninghoff verzog nur etwas spöttisch die feinen Lippen und legte die Mappe nieder.

„Aber lieber Freund", lachte der Fabrikant, als er das wahrnahm. „Es können doch nicht alle Leute Bilder malen und lyrische Gedichte drucken lassen. Es muß doch auch Leute geben, die so etwas kaufen. Und dazu braucht es Geld, ebenso wie zu guten Zigarren."

Geschmacklose Renommage! dachte Möninghoff, doch bediente er sich nichtsdestoweniger aus der kleinen Zigarrenkiste, die Triebschen ihm hinhielt. „Sie belieben immer die metalltechnische Seite hervorzukehren", sagte er dann laut. „Offengestanden gehen jedoch meine Neigungen nach anderer Richtung."

„Sie sind mehr dafür, Geld auszugeben, als solches zu erwerben", lachte der Fabrikant, sich bequem in seinen Sessel zurücklehnend.

Möninghoff entzündete seine Zigarre und sagte, nachdem er sie langsam angeraucht: „Der eine sieht die Welt eben von diesem, der andere von jenem Standpunkt aus. Tout dépend du point de vue. Ich sehe sie unter dem Gesichtswinkel der ästhetischen Kultur. Sie betrachten die Welt als Kaufmann. Darum werden wir beide uns wohl nie verstehen."

„Schade, schade!" sagte der Fabrikant. „Dennoch gibt es einen Punkt, Herr Möninghoff, worüber ich mich gern mit Ihnen verständigen möchte, so schwer es mir auch fallen mag, den Hochflügen Ihres dichterisch-ästhetischen Genius zu folgen. Das könnten wir heute in Gegenwart unseres gemeinsamen Freundes Jörgens besprechen. Denn um ihn handelt es sich."

Jörgens, der bisher noch nichts gesprochen hatte, machte jetzt eine unruhige Bewegung und

Digitized by Google

wurde rot. Möninghoff aber lächelte nur, indem er stoßweise den Rauch seiner Zigarre von sich blies, gleichsam um seine ironische Gleichgültigkeit auszudrücken.

„Hier ist nämlich", fuhr der Fabrikant in seinem energischen Tone fort, „die metalltechnische Seite, wie Sie sagten, nicht so ganz unrichtig. Ernst Jörgen ist eben nicht in der glänzenden Lage wie Sie, Herr Möninghoff, die Welt unter dem Gesichtswinkel einer ästhetischen Kultur betrachten zu können. Er hat noch zwei Schwestern und keinen Vater wie Sie, der für ihn erwirbt. Er muß vor allem einmal sehen, wie er Geld verdient."

Möninghoff unterbrach den Fabrikanten: „Ich finde nicht, daß das die Hauptsache ist. Die erste Frage scheint mir vielmehr zu sein, wie er seine Kräfte am harmonischsten betätigen kann, denn der Mensch lebt nicht vom Brot allein."

„Sondern auch von geistvollen Redensarten und lyrischen Gedichten meinen Sie?" fragte der Kaufmann. „Wenn ich nicht fehl gehe, geben jedoch auch Sie wohl täglich mindestens einen Taler fürs Mittagessen aus."

„Das dürfte wohl nicht hierhergehören", sagte Möninghoff kühl.

„Meinetwegen!" erwiderte der Fabrikant. Dann jedoch erhob er sich und sagte fest: „Ich finde ganz einfach, daß Hans Jörgens etwas erwerben soll und nicht aus der Tasche seiner allzu guten Mutter leben. Es ist sogar hier etwas wie Ehre im Spiele, denn ich finde, daß es unwürdig für einen gesunden und arbeitsfähigen Menschen ist, sich aushalten zu lassen.

Möninghoff hob rasch den Kopf. „Sie werden persönlich, anzüglich!" sagte er.

Der Kaufmann wandte sich um: Meinen Sie wirklich, es machte mir ein Vergnügen, Sie zu kränken? Dann irren Sie. Es handelt sich hier um eine ernste Sache, die ich erledigen möchte."

Möninghoff zuckte die Achseln. „Aber was geht das alles eigentlich mich an. Jörgens ist doch kein Kind mehr. Sie wollen ihm einen Beruf aufnötigen, der im Grunde nur ein Geschäft ist. Ich möchte ihm keinen Beruf *geben*, denn einen Beruf muß man *haben*, nicht erwählen nach äußeren Gesichtspunkten, wie zum Beispiel um des Geldes willen. Was Sie Berufe nennen, sind gar keine Berufe, es sind Schablonen, in die die Menschen mit Verlust ihrer Persönlichkeit hineingepreßt werden."

„Sehr schön gesagt!" erwiderte Triebschen ungeduldig. „Überhaupt reden Sie wie ein Buch. Nur erklären Sie mir bitte einmal, welche Menschen denn wirklich einen inneren Beruf haben, besonders in dem Alter, wo sie sich für einen entscheiden sollen. Und welchen hat denn Jörgens nach Ihrer Ansicht? Er hat da auf Ihren Rat allerlei kunsthistorische Kollegien belegt in der Universität. Was soll er aber damit? Später einmal die Bilder anderer Leute in den Zeitungen auf einen eingebildeten Wert taxieren? Also im besten Falle immer etwas aus zweiter Hand tun? Ist das ein innerer Beruf? Denn selbst schaffen kann Ernst nicht, wie er selber mir zugestanden hat."

Möninghoff wurde immer kühler, je leidenschaftlicher der andere sprach: „Wenn ich Jörgens den Rat gegeben habe, Kollegien von allgemein bildendem Charakter zu belegen," sagte er, „so geschah es in der Absicht, ihn zuerst als Menschen zu entwickeln, um ihn dann frei wählen zu lassen."

Der Fabrikant stampfte mit dem Fuße auf: „Schließlich ist jeder Beruf gut, und der meine erfordert einen ganzen Mann wie jeder andere. So gut wie der eines Mannes, der Bilder malt oder die anderer Leute in Zeitungen bespricht. Ich kann freilich nicht so schöne Redensarten machen wie Sie und übe mich nicht so im Philosophieren, dafür aber kenne ich die Welt ein bißchen! Jörgens hat bisher gar nichts gesagt. Ihm kommt die Entscheidung zu. Ich biete ihm, wenn er seine Studien erledigt hat, in meiner Fabrik eine Stellung an, wo er wirken kann und etwas leisten. Das ist etwas, was ich dem Andenken seines Vaters, der mein Freund war, schuldig zu sein glaube. Ernst selber mag wählen."

Möninghoff lächelte. „Er wird sich immer leiten lassen."

„Aha!" lachte Triebschen, „Sie finden, daß das ein Fehler ist, seitdem er sich nicht mehr von Ihnen beeinflussen läßt. Aber um auch einmal theoretisch zu kommen, wie Sie, Herr Möninghoff: Auch ich meine, daß Jörgens vor allem Mensch werden soll, nämlich indem er arbeiten lernt. Und damit genug. Verzeihen Sie, wenn ich heftig geworden bin. Es liegt das in meinem Temperament. Und jetzt sagen Sie mir, bitte,

Digitized by Google

Ihre Ansicht über diesen Stich aus der Rubensschule . . ."

Er hielt damit Möninghoff ein Kunstblatt hin, und man kam von dem Thema ab.

Später ging man hinüber zu den Damen.

Frau Triebschen, mit einem Blick auf ihre Gäste, sagte freundlich zu den beiden jungen Leuten: „Mein Mann ist wohl wieder sehr heftig geworden. Er meint es nicht so schlimm, wie er oft tut."

Möninghoff lächelte nur fein: „Man weiß die Ansichten von den Menschen zu trennen", sagte er mit vollendeter Ruhe.

Als es zu dämmern begann und man noch am Teetische saß, erhob sich plötzlich Else und flüsterte der Mutter etwas ins Ohr.

„Else muß jetzt gehen", sagte Frau Triebschen zu den andern. „Sie ist zu einer Freundin zu Abend gebeten."

Auch Möninghoff erhob sich: „Dann kann ich wohl gleich Ihr Fräulein Tochter zur Elektrischen oder einer Droschke geleiten. Wie ich schon vorhin bemerkte, bin auch ich leider für den Abend verpflichtet gewesen, ehe ich Ihre freundliche Einladung bekam, gnädige Frau."

Frau Triebschen bedauerte, doch ihr Gatte schnitt eine weitere Äußerung ab. „Was sein muß, muß sein. Wir können Herrn Möninghoff nicht zurückhalten."

Möninghoff küßte der Dame des Hauses die Hand, und bald stiegen er und Else Triebschen nebeneinander die Treppe hinab.

Der Dichter atmete auf, als er im Freien war, und pries sich glücklich, entronnen zu sein. Die sonntäglich stillen Straßen waren schon von nebliger, blaßblauer Dämmerung erfüllt, und eine träumerische Stimmung war überall ausgegossen. Möninghoff erkundigte sich nach dem Ziele seiner Begleiterin, die er in ihrem dunklen Pelzjackett und dem weißen Schleier recht hübsch fand.

„Da müßten Sie in der Trambahn einen weiten Umweg machen", sagte er, als er das Ziel erfahren hatte. „Wenn es Ihnen recht ist, gehen wir zu Fuß. Wir werden bald dort sein, und ich begleite Sie. Die Luft ist angenehm zu atmen, und wir haben den schönen Weg an dem Kanal entlang."

Else Triebschen hatte immer vor Möninghoff eine eigentümliche Scheu empfunden, und so wagte sie auch jetzt nicht zu widersprechen.

Nur wenige hundert Schritte, und sie waren an dem Lützowkanal. Die hohen Bäume, die auf beiden Seiten das dunkle und unbewegte Wasser begleiteten, standen fast ganz entlaubt, nur der feine Herbstnebel wob sich durch ihre Zweige. Menschen waren fast keine da, und alles war still in der Runde. Langsam schritten die Beiden am Ufer des Kanales hin.

Möninghoff sprach, in jenem leisen, wehmütigen Tone, den er gern in solchen Lagen anklingen ließ. „Wie seltsam und still es hier ist. Mitten in der Millionenstadt ein Märchenland. Ich liebe diese stillen Sonntage der Großstadt, wenn alles feiert. Sie sind erfüllt von tiefer und geheimnisvoller Melancholie, wie eine Ballade von Chopin. Ich liebe die Dinge überhaupt, um der Sehnsucht willen, die sie erregen. Darum ist mir Berlin so wert, weil ich nirgends wie hier die große Sehnsucht empfinde nach den Tönen und Farben des Schweigens, nach stillen Tälern und Tannenforsten und all den heimlichen Dingen der Einsamkeit. . . ."

Else verstand diese Worte nicht ganz, aber sie schienen ihr schön, und sie dachte, es sei ja ein Dichter, der mit ihr ging. Und ihr siebzehnjähriges Mädchenherz war ja selber so voll von unklaren Melancholien.

„Haben Sie eigentlich Ihr ganzes Leben in Berlin verbracht, Fräulein Else?" fragte Möninghoff nach längerem, wirkungsvollem Schweigen.

Else bejahte nur kurz und schüchtern.

„Aber Sie haben Reisen gemacht?" fragte der andere weiter.

„Nicht viele", sagte das Mädchen. „Papa ist ja immer so beschäftigt, und auf die Reisen, die er macht, kann er mich doch nicht mitnehmen. Und Mama ist immer krank, das wissen Sie ja. Ich bin mehrmals mit ihr in Schwalbach im Bad gewesen, das ist alles."

„Und Sie fühlen sich glücklich?"

„Ja!" erwiderte Else schüchtern, obgleich sie selbst sich niemals diese Frage gestellt hatte und jetzt auch fühlte, daß das keine Antwort war.

„Das ist bewundernswert", fuhr Möninghoff immer in seinem weichen Tone fort. „Ich könnte das niemals sagen von mir. Oft schon habe ich mich heimlich gefragt, wer denn glück-

Digitized by Google

lich sei in der weiten Welt. Und es gibt wohl keinen, der nicht viel, viel glücklicher werden könnte. Aber dann, wenn wir alles hätten, was wir wünschen könnten, ich glaube, glücklich sein würden wir auch dann wohl nicht. Vielleicht am wenigsten."

So gingen die Beiden langsam immer entlang an dem Kanale. Die Bäume standen starr und regungslos, kein Luftzug kräuselte das schwarze Wasser, auf dem nur hier und da ein welkes Blatt trieb. Aber überall in der nebligen Luft begannen sich jetzt die Laternen zu entzünden und spiegelten sich in der Flut.

Möninghoff aber sprach in demselben Tone weiter, fast zu sich selber, wie er sich oft unglücklich fühle und einsam, und viele ähnliche Dinge, die dem jungen Mädchen an seiner Seite klangen wie eine nie vernommene Musik von unendlicher Süßigkeit und Traurigkeit, und die so viele verwandte Saiten trafen in ihrer Seele.

Sie war fast erstaunt, als Möninghoff sagte, sie seien angelangt. Der Nebel schien noch dichter geworden zu sein, und aus dem bläulich weißen Dunste leuchteten nur die Laternen gleich Strahlenkreisen hervor. Und dann kam noch ein Läuten aus der Ferne, Glockenklang von einer Kirche, darin man zum Gottesdienste rief.

„Einen Augenblick noch", sagte Möninghoff und schien wie andächtig den fernen Klängen zu lauschen. Else aber fühlte erschauernd: „Das ist ein Dichter."

Dann brachte Möninghoff, ohne weiter zu reden, sie an ihr Ziel und ging nach raschem Abschied davon.

Noch eine Weile wanderte Möninghoff in den stillen Straßen umher. Das Gefühl der Unbefriedigung nach der Unterhaltung mit dem Fabrikanten hatte sich ganz verloren. Schließlich war ja doch er, Möninghoff, mit seiner kühlen und stolzen Ruhe der Überlegene, mochte auch hundertmal der andere den guten Jörgens beschwatzen und ihm Angst machen vor dem Leben. Aber noch ein anderes Triumphgefühl erfüllte Möninghoffs Brust. Denn er kannte sehr genau seinen Einfluß auf jüngere Menschen und wußte wohl, daß auch Else, die eigene Tochter des Gegners, ihn heute empfunden hatte. Wo mit Sentiments zu siegen war, siegte Möninghoff immer.

Es fiel ihm jetzt ein, daß ja sein Freund Stern nicht weit wohnte von hier. Er hatte den Mediziner seit jenem Abend in der blauen Blume nicht mehr gesehen. Auch dachte er, jener könnte ihm etwas von Eva Salomon erzählen, denn Möninghoff hatte oftmals an ihr fremdartiges Profil, ihre schmalen, leidenschaftlichen Augen und ihr schweres schwarzes Haar zurückdenken müssen. Und es war ihm ein Bedürfnis, auf alle Frauen, die ihn begegneten, Eindruck zu machen, nicht tief, nicht erobernd, soweit dachte Fritjof Alexander nicht, aber auffallen, das mußte er.

Er fand Stern zu Hause. Der Mediziner saß vor einem mit dicken Stößen von Büchern, Papieren und Zeitschriften besetzten Tische, auf welchem in der Mitte ein Totenschädel stand.

Er bat Möninghoff, Platz zu nehmen und entzündete das elektrische Licht an der Decke, da die Lampe seines Schreibtisches zu wenig Licht gab. Alle Wände waren mit großen Bücherständen bedeckt, und selbst auf Stühlen und dem Sofa lagen Drucksachen aller Art.

„Sie arbeiten jetzt wohl mit Macht aufs Staatsexamen?" fragte Möninghoff, seine Handschuhe ausziehend.

„Mein Gott! Es soll halt ernst werden. I bin nu mol so verdraht", erwiderte Stern. Obwohl Berliner reinster Färbung, liebte es Stern doch, mit Münchener Dialekt zu kokettieren, denn das gab einen gewissen künstlermäßigen Anstrich, obwohl es nicht leicht war, der Rolle immer treu zu bleiben.

Fritjof Alexander ließ sich nieder und erzählte von seinen Erlebnissen bei Triebschens. „Nun, ich kann nur sagen, daß ich mir nichts vergeben habe, was mein Herr Gegner am Ende nicht von sich behaupten wird", schloß er.

„Er soll übrigens ein vorzüglicher Geschäftsmann sein, geniale Begabung in seiner Art", meinte Stern.

Möninghoff zuckte nur die Achseln: „Ich beurteile einen Menschen niemals nach äußeren Erfolgen. Es gibt anderes, tieferes. . . ."

Dann brachte er das Gespräch auf geschickten Umwegen zu Eva Salomon.

„Eigentlich find i 's ja überflüssig," meinte Stern, „daß d'Eva absolut ihre Gedichterln da herlesen will. Mir hot sie nie was zeigt davon. I wär zu kritisch, sagt se. Na jeder blamiert sich

Digitized by Google

auf eigene Kosten. Dös arme Madel langweilt sich ein wenig zu Haus. Die Eltern sind ja recht nette Leut', aber ein bisserl spießig sind se schon. Und d' Eva is ehrjeizig, will berühmt werden mit aller Gewalt. Die Alten möchten's aber lieber verheiraten, und schließlich is ja auch reeller. Mein Gott, und d' Eva möcht' noch warten. Sie hat da einen Verehrer, den Herrn Rosenbaum, übrigens sehr sympathischer Mensch, aber das Madel möcht' mindestens einen Maler oder Dichter."

„Ich verstehe, daß sie sich herausssehnt", sagte Möninghoff, gedankenvoll seine sorgfältig gepflegten Fingernägel betrachtend. „Wir alle haben ja diese Sehnsucht ins Weite. Dazu haben wir ja den Verein gegründet, daß wir unsere Pläne gegenseitig unterstützen. . . ."

3. Kapitel.

In dem Vereinslokal der „blauen Blume" waren schon Möninghoff, Käthe Arendt, der lange Bertram und Stern versammelt an jenem Abend, da Eva Salomon ihre Gedichte vorlesen wollte. Doch noch ein anderes Mitglied des Klubs war diesmal erschienen, der bei der letzten Vereinssitzung nicht anwesend gewesen war. Es war das ein kleiner, wie es schien, ein wenig verwachsener Mensch, der etwas abseits saß und sich kaum an dem Gespräche der andern beteiligte. Und seine großen, merkwürdig milden Augen, die fähig zu sein schienen, viele Dinge zu sehen, die andern verschlossen waren, beobachteten aufmerksam alles, was vorging.

„Wir haben also Rex für heute abend nicht gebeten", sagte Möninghoff. „Nach seinen Äußerungen von neulich schien es nicht geraten, denn wer weiß, was er sich nicht wieder alles herausgenommen hätte."

„Die Aufführung seines Dramas, die schon in allen Zeitungen angezeigt wird, mag ihm erst recht den Kopf verdrehen", sagte Fräulein Arendt.

„Vielleicht auch nicht", lächelte Möninghoff, denn der Erfolg ist doch erst abzuwarten."

„Hingehen werde ich sicher", sagte die Arendt. „Und ich werde einen hohlen Schlüssel mitnehmen und pfeifen."

„Wie Sie wieder grausam sind!" lachte Stern. „Ich dachte, Sie schwärmten doch für Rex?"

„Ich gebe Ihnen überhaupt keine Antwort mehr", erklärte die Arendt und drehte Stern den Rücken zu. „Diese Mediziner vermuten immer das Unverständigste."

„Nun, Herr Abel," wandte sich jetzt Möninghoff mit jovialem Lächeln an den kleinen, im Hintergrund sitzenden Herrn, der, noch immer mit den Händen den schwarzen Vollbart streichend, stumm beobachtete. „Sie haben ja den ganzen Abend noch kein Wort gesprochen."

Der mit „Abel" Angeredete senkte die Augen wie verlegen zu Boden: „Ich bin etwas müde und angegriffen."

„Ja ja," mischte sich jetzt auch Stern ein, „Sie leben wahrscheinlich wie alle Philosophen zu unrationell, bis sie eines Tages am eigenen Leibe erfahren, daß die Seele nichts in der Luft Schwebendes ist, sondern sehr abhängig von unserm Organismus."

Abel antwortete nicht und lächelte nur scheu. Doch wurde die Aufmerksamkeit der andern jetzt abgelenkt, denn Eva erschien. Sie trug heute ein dunkles, eng anliegendes Kleid und sah sehr feierlich aus. Sie hatte sich über sich selber gewundert, wie ängstlich sie in letzter Minute gewesen war, denn als sie in der Straßenbahn fuhr, war ihr alles, was sie vorlesen wollte, so unsäglich kindisch erschienen.

Doch als sie jetzt in dem kleinen, behaglichen Klubraum, in welchem schon ein feiner, silberblauer Zigarettenduft hing, so freundlich und ehrerbietig von Möninghoff und den übrigen begrüßt wurde, schwand ihre Befangenheit fast ganz, und gar als sie etwas Chianti, den ihr Möninghoff empfahl, getrunken hatte, rauchte sie ihre Zigarette mit vollendeter Sicherheit.

„Sie haben also Ihre Verse mitgebracht, gnädiges Fräulein?" fragte Möninghoff, der sich wieder an ihrer Seite niedergelassen hatte.

Eva besah, die Mundwinkel ein wenig verziehend, die Zigarette, die sie nachlässig zwischen den Fingerspitzen hielt: „Schließlich lege ich ja keinen sonderlichen Wert darauf, vorzulesen. Ich bin nicht eitel auf meine Produkte und weiß sehr wohl, daß sie nicht vollkommen sind."

„Aber Sie sind zu bescheiden, gnädiges Fräulein", versicherte Möninghoff.

„Es ist nur," fuhr Eva fort, „weil ich mich gleichsam dem Klub gegenüber legitimieren

Digitized by Google

möchte, daß auch ich der Kunst nicht ganz fern stehe."

Möninghoff wollte eben eine Liebenswürdigkeit flüstern, als plötzlich die Türe weit und polternd aufsprang und Rex mit einem Fremden erschien.

„Guten Abend!" sagte Rex und hing seinen Filzhut an einen Nagel. „Man hat mich zwar nicht eingeladen heute abend, was ich natürlich nur für ein Versehen halte, aber Jörgens ist mir begegnet, und so habe ich's doch erfahren. Nun bin ich natürlich gerade gekommen."

Möninghoff hatte sich etwas steif erhoben und wollte etwas sagen. Rex aber ließ ihn gar nicht zu Worte kommen, sondern sagte lachend: „Lassen Sie nur, Möninghoff, ich nehme Ihre Entschuldigung im voraus an. Aber ich bringe hier ein neues Mitglied mit, einen jungen Mann, den ich unten auf der Treppe traf und der den Künstlerverein ‚Die blaue Blume' suchte."

Mit diesen Worten deutete er auf den sehr jugendlich aussehenden, mit viel Eleganz gekleideten, jungen Menschen, den er mitgebracht hatte und der bisher sehr verlegen an der Tür stehen geblieben war. Jetzt kam dieser in den Vordergrund, stellte sich mit steifer Verbeugung als Egon Fallois, stud. jur., vor und erklärte, er suche Anschluß an Künstlerkreise und habe von der „blauen Blume" vernommen.

Möninghoff neigte etwas kühl sein schönes Haupt: „Wir sind zwar kein Verein, wie Sie sich das vorstellen, doch werden wir Sie nicht hinausweisen, sondern wenn Sie Platz nehmen wollen, sind Sie durchaus willkommen." Dann übernahm er mit großer Sicherheit die Vorstellung.

Rex verbeugte sich etwas ironisch vor Eva Salomon. „Also es können Sterne am Horizont des Vereines aufgehen, und man ahnt nichts davon", sagte er, Möninghoff dabei anblickend. Dann begrüßte er die andern.

Als alle ihren Platz gefunden hatten und auch Fallois, der seinen dunklen Rock aufgeknöpft hatte, damit man seine weißseidene Weste sah, sich niedergelassen hatte, sagte Rex: „Ich habe Herrn Fallois unten getroffen. Er erzählte mir, daß es sein felsenfester Entschluß sei, etwas Künsterleben und ‚Vie de Bohême' zu mimen. Er ist im ersten Semester."

Möninghoff sah den fremden Gast mit feiner Ironie lächelnd an. „So dürfen Sie doch an eine etwas falsche Adresse geraten sein. Denn was Sie suchen, werden Sie kaum finden in unserem Verein. Der Klub ‚Die blaue Blume' ist gegründet als eine Vereinigung junger Leute, die dem nüchternen und häßlichen Leben des Alltags entstrebend nach neuen, großen Idealen suchen. ‚Vie de Bohême' zu pflegen, liegt eigentlich ganz außerhalb der Tendenzen des Vereins."

Ehe Fallois jedoch etwas erwidern konnte, rief Rex mit seiner scharfen Stimme über den Tisch: „Sie können doch noch immer sehr schöne Reden halten, Möninghoff. Besonders das mit den großen Idealen war wieder unvergleichlich schön gesagt. So schön, daß ich's gar nicht erst unter die Lupe nehmen will. Aber Sie sollten dem armen Herrn Fallois doch keine Angst einjagen. So rigoros sind wir doch nicht mit unseren Idealen. Es gibt doch auch unter uns Leute genug, die mit Fug und Recht Anspruch auf den Titel eines Bohémiens machen können. Da ist zum Beispiel unser vortrefflicher Freund Kryzanowski, der doch allen Anforderungen an Faulheit, Geldbedürftigkeit und sonstiger Genialität gerecht wird. Und seine Freundin Laskowska? Aber es sei mir ferne, etwas über die Damen zu sagen, sonst käme ich noch am Ende auf Fräulein Arendt."

Diese fuhr entsetzt auf und suchte Rex durchbohrend anzusehen. „Bitte, Herr Rex!" rief sie.

Dieser aber begütigte: „Aber tun Sie doch nicht so, Fräulein Arendt, ich habe Sie doch nicht kränken wollen. Es ist doch keine Schande, Bohémieme zu sein, wenn man das Geschäft nur versteht. Herr Fallois hält das ja zum Beispiel für eine Sehenswürdigkeit. . . ."

Fallois, der während der ganzen Szene tief rot geworden war und in höchster Verlegenheit das blaue Batisttüchlein im linken Ärmel abwechselnd hervorgezupt und hineingesteckt hatte, sagte jetzt sich erhebend, er wolle ja nicht stören, wenn er an eine falsche Adresse geraten sei.

„Bitte, Herr Fallois, behalten Sie nur ruhig Platz", sagte Rex und bedeutete den andern niederzusitzen. „Unser Oberbohémien ist nur heute nicht vertreten. Wenn es Ihnen aber Vergnügen macht und Sie versprechen, nicht allzuviel sich abpumpen lassen zu wollen, so werde ich Ihnen die Adresse des besagten Polen verraten. Für heute abend bleiben Sie nur ruhig hier."

Stern, der die Unterhaltung offenbar ab-

Digitized by Google

leiten wollte, kam jetzt mit einer Zwischenfrage: Wann wird die Premiere Ihres Stückes sein, Rex?"

Rex, der die Beine übereinanderschlagend sich sehr bequem in seinem Sessel rekelte, zuckte die Achseln: „In etwa drei Wochen, der Tag ist noch nicht festgesetzt. Es interessiert mich auch wenig. Ich selber gehe nicht hin. Auch warne ich jeden auf dringendste. Der Direktor hat das Stück vor drei Jahren angenommen und bringt es jetzt heraus. Ich halte gar nichts mehr davon. Vielleicht kann ich bei den Proben etwas lernen, das ist der einzige Grund, daß ich's nicht zurückgezogen habe."

„Wie heißt denn das Stück?" fragte Eva, hauptsächlich um auch einmal etwas zu sagen, denn das laute Wesen dieses Rex bedrückte sie. Doch wagte sie ihn nicht direkt anzusehen, sondern wandte sich eigentlich nur an Möninghoff.

„‚Freiheit' heißt's", antwortete jedoch Rex. „Es ist ein wenig pathetisch, dieser Titel, aber so etwas macht man eben mit zwanzig Jahren. Es kommen auch sonst noch wundervolle Phrasen vor darin. Im übrigen ist's ein gräßliches Machwerk."

„Ohne ein bißchen zu böllern geht es bei Rex niemals ab", lächelte Abel und schaute ein wenig sarkastisch zu Rex hinüber. Dieser aber wandte sich jetzt zu Stern, mit dem er alsbald in eine eifrige, theoretische Unterhaltung geriet, aus der nur manchmal Kraftworte wie Kitsch, Schwindel und ähnliche mehr sich besonders klar abhoben.

Eva Salomon hatte mit wachsendem Unbehagen das Benehmen dieses Rex beobachtet. Sie fand ihn gescheit, aber boshaft aussehend. Das stark vorgeschobene Kinn und die Art, beim Lachen die Zähne des Unterkiefers zu zeigen, gaben seiner ganzen Physiognomie etwas Grimmiges. Und wie Eva dann das weitere Gebaren dieses robusten Menschen in der grünen Jägerjoppe beobachtete, wie er Möninghoff verspottete und sich dann so unendlich überlegen benahm, wurde diese Antipathie immer stärker, und mit Schrecken dachte sie daran, daß sie in seiner Gegenwart ihre Gedichte vorlesen sollte.

Es war ihr daher wie eine Erlösung, als sich Möninghoff jetzt in gedämpftem Tone an sie wandte: „Finden Sie nicht auch, daß dieser Rex ein unsympathischer Mensch ist?" fragte er.

Eva bejahte, mit scheuem Blick auf Rex, der eben in höchst malerischer Stellung halb auf den Tisch gelagert mit Stern diskutierte.

„Ich dachte nämlich," fuhr Möninghoff leise fort, „es wäre angenehmer für gnädiges Fräulein, das Vorlesen der Gedichte auf ein andermal zu verschieben, wenn Rex nicht da ist. Wir haben ihm absichtlich heute keine Einladung gesandt, damit er sich keine Ungeschliffenheiten zu schulden kommen läßt. Man weiß bei ihm nie, wessen man sich alles zu versehen hat."

„Ja, dann lasse ich es doch besser", meinte Eva.

„Ich werde es also übernehmen," sagte Möninghoff, „den andern das mitzuteilen, damit keiner es Rex verrät. Selbst wenn er etwas von Ihrem Vorlesen wissen sollte, werde ich sagen, es wäre für ein anderes Mal angesetzt."

Eva warf Möninghoff einen dankbaren Blick zu, und dieser erhob sich langsam, um die anderen möglichst unauffällig ins Vertrauen zu ziehen, doch gelang es nur unvollkommen, da er Fräulein Arendt nicht einwehen konnte, die eine verzweifelte Aufmerksamkeit für die Unterhaltung heuchelte, welche Rex noch immer mit Stern pflog.

Während der ganzen Zeit aber war Abel von dem langen Musiker ganz in Anspruch genommen worden. Etwas abseits vom Tische erzählte Bertram, vor Eifer sich ganz zusammenkauernd, dem jungen Manne mit dem verwachsenen Körper und den Jesusaugen eine lange Geschichte. Es lag im Wesen Abels etwas, in seinem weichen und empfänglichen Charakter, was andern es ermöglichte, zu ihm von Dingen zu sprechen, die sonst ihnen nur schwer über die Zunge gegangen wären.

„Anna ist eine wundervolle Frau", erzählte der Musiker in gedämpftem Tone, damit keiner der anderen etwas vernähme. „Hätte ich sie nicht eher sprechen gehört, als daß ich sie gesehen hätte, niemals wäre mir aufgegangen, daß sie auch schön sein kann. So aber lernte ich zuerst ihre Seele kennen. Es war in einer Familie, wo ich öfters hinkam. Man machte Musik in der Dämmerung. Es war nur so hell, daß man soeben die Umrisse der Gestalten erkennen konnte. Dort kamen wir ins Gespräch, ohne daß ich sie jemals vorher erblickt hätte. Und doch habe ich in der ersten Viertelstunde meine

Digitized by Google

ganze Lebensgeschichte erzählt. Es ist seltsam, wie ich dazu kam. Und später als ich spielte, da hat meine Geige Töne hergegeben, die ich selber noch nie vernommen hatte. Und ich habe nur für Anna gespielt, und da habe ich gefühlt, daß ich ein Künstler bin."

Er schwieg einen Augenblick, und auch Abel äußerte nichts, um kein falsches Wort zu sagen. Man hörte nur Sterns Stimme heftig derjenigen von Rex widersprechen.

„Seit dem Tage bin ich ganz verändert", fuhr Bertram endlich zu Abel sprechend fort. „Anna gibt Klavierstunden in Privathäusern. Aber sie ist eine Künstlerin, nicht im Technischen, aber im Empfinden. Ich habe sie öfters gesehen seitdem. Aber mir ist, als sei mein ganzes Leben hinter mir weggewischt, als wäre es nie gewesen. Ein neuer Satz fängt jetzt an. Ich bin ein ganz anderer Mensch geworden, als wäre ich es gar nicht gewesen, der so viel Gemeinheiten und Dummheiten begangen hat. Heute fühl ich's, daß ich etwas leisten werde."

Abel hatte mit gesenktem Blicke schweigend Bertrams Erzählung angehört. Jetzt sagte er in seiner langsamen, bedächtigen Art, als müsse er gleichsam jedes Wort aus dunklen Tiefen heraufholen: „Wie seltsam, auch ich habe in diesen Tagen gerade viel nachgedacht über die Beziehungen zwischen den Menschen und den Dingen. Auch die Liebe ist ja eine solche Beziehung zwischen Menschen. Aber ich glaube, diese Beziehungen sind das eigentlich Wesentliche in der Welt. Wenn wir alles in der Welt durchschauen könnten, es durchleuchten wie mit mystischen Strahlen, dann würden wir vielleicht erkennen, daß nur Beziehungen sind in der Welt, daß alles, was wir Substanzen, Dinge oder Organismen nennen, nur Verknüpfungen solcher Beziehungen sind. Und die Liebe ist die größte darunter, weil sie schöpferisch ist. Aber ich habe diesen Gedanken noch nicht zu Ende gedacht..."

Abel hatte offenbar, ganz in seine Überlegungen verloren, völlig vergessen, mit wem er sprach; denn Bertram hörte ihn mit verwundertem Blick zu, ohne offenbar zu verstehen.

Rex hatte inzwischen seine Unterhaltung mit Stern beendet und wandte sich jetzt an Möninghoff, ob man denn kein Programm, keinen Vortrag für diesen Abend habe.

Möninghoff rückte etwas betreten seine Krawatte zurecht: „Nein, wir haben für heute niemand gefunden. . . ."

„Nun," erwiderte Rex, „ich hatte gehofft, die Verse einer Dame heute zu hören. Neulich im Café sprach man doch von etwas derart, und Jörgens erzählte mir heute, als ich ihn traf, es hätte sogar auf der Einladungskarte, die ich — natürlich nur aus Versehen, Herr Möninghoff — nicht bekommen habe."

„Aber gnädiges Fräulein, Sie wollten doch vorlesen?" fragte jetzt Fräulein Arendt, die von Möninghoff über die geänderten Pläne Evas nicht in Kenntnis gesetzt hatte werden können.

„Fräulein Salomon hat plötzlich Kopfweh bekommen", erklärte endlich Möninghoff, nachdem eine peinliche Pause entstanden war.

„Ach, das ist aber wirklich schade", meinte Rex in überaus liebenswürdigem Tone zu Eva. „Ich hatte mich so gefreut. . . Wollen Sie nicht doch lesen?"

„Nein, ich möchte wirklich nicht", sagte Eva, zu Möninghoff hinblickend. Der freundliche Ton in Rexens Stimme hatte sie doch irre daran gemacht, ob er wirklich so schlimm sei.

„Ach ja, gnädiges Fräulein," mischte sich jetzt der junge Fallois ein, „würden Sie nicht doch lesen?" Er hatte offenbar das Bedürfnis, auch einmal zu sprechen.

Rex aber fuhr in seinem freundlichen, zuredenden Tone fort: „Ich müßte ja sonst wirklich annehmen, Sie läsen nur wegen ~~mich~~ nicht, denn bevor ich da war, hatten Sie es doch offenbar vor. Ich werde auch später da sein, das hülfe also noch nicht einmal. Ich bin gar nicht so gefährlich. . . ."

Und Eva ließ sich wirklich bewegen. Sie holte ein mit Goldschnitt geziertes, in Seide gebundenes Büchlein hervor, wie es junge Mädchen zum Einschreiben von Erinnerungen benutzen.

Sie errötete tief, als sie alle Blicke auf sich gerichtet fühlte. Nach längerem Blättern sagte sie mit dünner, etwas heiserer Stimme: „Es sind alles Sachen, die ich schon vor langer Zeit geschrieben habe, ich habe auch gar nicht so große Mühe darauf verwandt, es ist alles nur . . ."

„Aber gnädiges Fräulein, seien Sie doch nicht so ängstlich", unterbrach sie Rex.

Eva Salomon errötete noch tiefer, dann mit plötzlichem Ruck richtete sie sich empor und, in-

Digitized by Google

dem sie das Buch nach rückwärts bog, sagte sie, es käme ihr aber auf ein aufrichtiges Urteil an. Dann las sie:

Festgeschlossen sind die Läden,
Dumpf nur hör herein ich's schallen,
Wie die Bürger Sonntagmittags
Brav vors Tor ins Grüne wallen.

Nur ich sitze stumm im Dunkeln,
Dunkel ist auch meine Seele,
Weiß es selber nicht, warum nur
Ich mich mit Gespenstern quäle.

Längst ist alles in mir finster,
Leer und finster längst mein Herz,
Und ich fühle keine Sehnsucht,
Nur noch dumpfen, dunklen Schmerz. . . .

Und die Bilder an den Wänden
Schauen alle stumm auf mich,
Und die Augen mit den Händen
Deckend, wein ich — bitterlich. . . .

Niemand sagte etwas, nur Möninghoff, zu welchem Eva verstohlen hinüber schielte, nickte ihr ermutigend zu. Dann las sie einige weitere Sachen. Aber immer noch herrschte dieselbe sonderbare Stille, sie begann sich wie ein Alp auf Eva zu legen, und schließlich brach diese mitten im Lesen eines Gedichtes plötzlich ab und sagte fast mit Tränen kämpfend, sie könne nicht mehr weiterlesen, sie sei unwohl. . . .

Noch einen Augenblick dauerte die Stille, dann sagte Käthe Arendt im Brustton echter Begeisterung: „Ich finde Ihre Gedichte wunderschön, gnädiges Fräulein."

Auch Bertram und Fallois sagten ihre Komplimente pflichtschuldigst her, Stern saß etwas verlegen da, und Rex beobachtete mit spöttischem Blicke Möninghoff, der verlegen an seiner Krawatte zupfte. Jetzt endlich, als Eva, ein bißchen ermutigt durch den Zuspruch der andern, scheu nach ihm aufblickte, sagte auch Möninghoff, wenn auch etwas stockend: „Es ist ja immer schwer, bei ersten Anhören ein Urteil über ein Gedicht zu geben, dazu müßte ich sie öfters gelesen haben. Aber soviel kann ich schon heute sagen, daß Sie ausgesprochene Begabung haben, gnädiges Fräulein."

„Sie meinen also wirklich?" fragte Eva, erfreut aufatmend.

„Gewiß!" bestätigte Möninghoff, unterdrückte jedoch verlegen eine weitere Bemerkung, als er merkte, daß Rex ihn noch immer spöttisch fixierte.

Jetzt aber wandte sich dieser an Eva: „Sie haben wohl schon einmal Heine gelesen in Ihrem Leben?" fragte er.

Eva Salomon senkte den Blick. „Warum meinen Sie?" erwiderte sie gepreßt.

Rex lehnte sich weit in seinen Sessel zurück, dann sagte er rauh: „Sie sagen ja selber vorhin, Sie wollten Kritik. Nun, wenn Sie Heine gelesen haben, mußten Sie doch ganz einfach den Eindruck gewinnen, daß wir schon Zuckerzeug genug in unserer Literatur haben, was leider nicht weggegessen werden kann. Ich meine all die verlogenen Seufzer und Tränen des alten Heine reichten doch aus, so daß wir keine neuen mehr brauchten."

Rex hatte das ganz kühl hergesagt, Eva aber starrte ihn jetzt erschrocken an. Möninghoff und Stern aber tauschten Blicke, und endlich sagte ersterer: „Aber ich bitte Sie, Rex, bedenken Sie."

„Ach, ich bedenke schon. Hätten Sie, edelster Möninghoff vorhin nicht so fade gelogen, ich hätte gar nichts gesagt. Ich meine es nämlich nur gut. Sehen Sie, gnädiges Fräulein," fuhr er in freundlichstem Tone fort, „wenn Sie diese Sachen drucken lassen, kauft heutzutage nicht einmal mehr ein Backfisch sie Ihnen ab. Sie verwenden das Geld besser in Konditoreien. Wenn Sie aber, gnädiges Fräulein, mit aller Gewalt berühmt werden wollen, dann müssen Sie modern sein und mit der Zeit gehen: schreiben Sie unanständig. Und wenn das nicht hilft, dichten Sie pervers, masochistisch oder sadistisch. Es gibt ja Schweine genug, die so ein Futter lieben."

Jetzt aber fuhr Stern empor, so rasch, daß sein Hornkneifer von der Nase sprang, und rief: „Rex, Sie vergessen sich, Sie sind unverschämt. Sie insultieren meine Kusine aufs infamste."

Auch Eva war aufgestanden und ging den Kopf zurückgelehnt zur Türe. Möninghoff und Stern folgten ihr und suchten auf sie einzureden.

„Sie werden mir Rechenschaft geben!" rief Stern noch ins Zimmer zurück.

Rex aber war ruhig geblieben, ohne nur seine nonchalante Stellung zu ändern. In seinem kahlrasierten, harten Gesicht zuckte kein Muskel, und ganz gleichgültig, als ginge ihn alles nichts an, sah er zu, wie draußen hinter der halb offenen Tür Stern gestikulierte.

„Das hätten Sie aber wirklich nicht tun

Digitized by Google

dürfen", sagte ganz empört Fräulein Arendt zu Rex. „Das war nicht schön, und es geschähe Ihnen ganz recht, wenn Stern Ihnen eine Pistolenforderung schickte."

Rex lachte: „Daran denkt Stern natürlich nicht, denn abgesehen von allem andern ist er dafür — nun sagen wir einmal — vielzuviel moderner Mensch."

Die andern im Zimmer, Bertram, Abel und Fallois, sagten gar nichts. Stern war jetzt wiederum in der Tür erschienen, um die Sachen seiner Kusine wie seine eigenen abzuholen. Er sah gar nicht zu Rex hinüber, sondern ging schweigend ab.

Etwas später erschien denn auch Möninghoff. Er trat an den Tisch und sagte mit tiefernster Miene: „Ich habe die Dame noch heruntergeleitet. Ich muß die ganze Szene unendlich bedauern. Sie haben sich über alle Maßen taktlos benommen, Rex. Ich habe Fräulein Salomon im Namen des ganzen Klubs um Verzeihung gebeten."

Rex lachte kühl. „Nun, so freuen Sie sich doch über die Glanzrolle, die Sie wieder bei der ganzen Geschichte spielen."

Möninghoff aber ging schweigend weg, um seinen Künstlermantel um die Schulter zu werfen. „Es ist selbstverständlich, daß ich jetzt gehe," sagte er dann, als er schon die Türklinke in der Hand hielt, „Sie werden noch von mir hören, Rex. Guten Abend."

„So wären wir also Herren des Schlachtfeldes", lachte Rex umherblickend. „Im übrigen können wir ja auch gehen."

Er stand auf und die andern ebenfalls. Da erblickte Rex plötzlich den jungen Fallois, um den sich zuletzt niemand mehr gekümmert hatte. „Ach, richtig," sagte Rex zu ihm, sie wollen ja ‚vie de bohême' kennen lernen, darum hatten Sie ja Ihren schwarzen Rock und Ihre neueste weiße Weste angezogen. Aber warten Sie, ich will Ihnen eine Adresse aufschreiben."

Er trat nochmals an den Tisch und schrieb auf eine Visitenkarte mit großen, seltsamen Buchstaben: „Pan Kryzanowski, Peintre et écrivain, Kurfürstendamm 214."

„So!" sagte er und übergab diese Karte dem jungen Manne. „Wenden Sie sich an diese Adresse, dann werden Sie bald ‚vie de bohême' genug bekommen. Es soll mich freuen, wenn Sie bald genug davon haben und ein braver Bürger werden, der seinen Eltern Freude macht."

Rex aber hatte Abel, als sie die andern verlassen hatten, unter den Arm gefaßt, und so gingen sie noch eine Weile zusammen: „Sie haben sich wohl innerlich herzlichst über mich heute abend entrüstet?" fragte Rex den Freund.

Abel sagte etwas scheu, wie das seine Art war, er könne Rexens Benehmen auch mit dem besten Willen nicht schön finden.

„Ich eigentlich auch nicht", gestand Rex jetzt ernst. „Aber es ist sonderbar, manchmal packt mich so etwas. So sah ich neulich bei einer Table d'hôte einen Menschen beim Essen das Messer in den Mund führen. Da packte es mich, ich weiß selber nicht, wie es kam, ich mußte dem Menschen vor allen Leuten sagen: ‚Sie sind ein Schwein', was natürlich für mich die unangenehmsten Folgen hatte."

Sie gingen jetzt die Linden hinunter und gelangten vor das Brandenburger Tor. Der Tiergarten lag schwarz und schweigend vor ihnen, und nur die Laternen strahlten überall weiß aus dem Dunkel ihnen entgegen.

Im Weitergehen erzählte Abel, daß ihm Bertram heute berichtet hatte von jener Frau, die ihn verstünde. „Vielleicht", schloß Abel, „wird diese Frau dazu helfen, daß Bertram sich ein wenig sammelt."

„Abwarten!" sagte Rex. „Ich halte nicht zu viel von Bertram, obwohl ich seine musikalische Begabung schwer beurteilen kann."

„Und Sie meinen nicht, daß viel Feines in ihm ist?" fragte Abel.

„Sie sehen immer nur das Beste in den Leuten", erwiderte Rex. „Vielleicht ist es so. Aber ich glaube, ein wirklich feiner Mensch hätte sich niemals so mit Weibern vergessen, wie Bertram das getan. Hoffen wir also, daß er an keine geraten ist, die zu gut für ihn wäre."

„Er wird sie wohl einmal in die ‚blaue Blume' mitbringen", sagte Abel.

„Und nun erzählen sie einmal von sich selber", sagte Rex. „Ich habe schon längere Zeit nichts mehr wahrgenommen von Ihnen."

„Von mir ist nicht viel zu erzählen", sagte Abel. „Wenn man wie ich nur mit Büchern verkehrt, erlebt man zwar auch viel, es ist aber nicht interessant zu erzählen. Gesundheitlich geht es mir ja nicht besonders. Aber da ist nichts

Digitized by Google

zu machen. Ich bin das von Kind auf gewöhnt. Verwachsene Menschen sind ja viel bescheidener wie andere."

„Sie sollten nicht so melancholisch sein, sich nicht so einspinnen in Ihre Grübeleien", sagte Rex jetzt eindringlich. „Aber es ist Ihnen ja nicht zu raten. Mystiker wie Sie sind wie Opiumraucher oder Morphiumsüchtige. Bei Ihnen ist das Grübeln so etwas. . ."

Abel erwiderte erst nach einer Pause: „Vielleicht haben Sie recht. Aber es ist so. Man kann nichts tun dagegen."

Schweigend gingen die Beiden, Rex der robuste, starke Mensch, und der kleine, etwas verwachsene Abel nebeneinander.

„Ich bin doch wirklich gespannt, was aus der ‚blauen Blume' jetzt wird", sagte Rex endlich. „Es war das heute von mir eine Absage. Ich bin dem ganzen Kreise fremd geworden. Als wir den Klub gründeten, dachten wir wohl an Großes. Das ist jetzt vorbei und nur noch ein ‚Künstlerverein' geblieben. Das hasse ich. Der ganze Klub ist eigentlich nur da, damit Herr Möninghoff seine vielen kleinen Eitelkeiten darin bespiegeln kann."

„Und Sie glauben nicht, daß an den vielen großen Worten, die schon gefallen sind in dem Klub, doch etwas Wahres ist?"

„Es mag sein!" erwiderte Rex, und seine Stimme nahm wieder denselben anmaßenden Ton an, mit dem er vorher zu Eva Salomon gesprochen hatte. „Für andere kann man niemals einstehen. Ich werde meine blaue Blume finden, meine! Jeder muß sich nach eigener Methode durchs Leben schlagen. Ich lasse jeden auf seine Fasson selig werden."

---

4. Kapitel.

Ein übermäßig eleganter Raum war es gerade nicht, den Pan Kryzanowski dicht unter dem Dache eines Hinterhauses im Berliner Westen bewohnte. Aber es war eine feine Gegend, und darauf legte Kryzanowski Wert. Nicht jeder, der seine Visitenkarte zu lesen bekam, sah ja das Zimmer, und so konnte man immer alles mögliche denken, wenn man auf derselben las: Pan Kryzanowski, peintre et écrivain, correspondent du journal polonais „Kuryer Warzowski", wo unten links in der Ecke stand: Paris, Boulevard de St. Germain 172, und rechts: Berlin, Kurfürstendamm 214.

Zwar hatte der Pole schon seit Jahren nichts gemalt, wenigstens hatte niemand ein Bild von ihm gesehen, und was die Schriftstellerei betraf, so behaupteten einige, er schriebe alle dreiviertel Jahr einen Artikel für irgend ein polnisches Blatt, es gab aber auch boshafte Leute, wie Rex, um nur einen zu nennen, die vermuteten, es geschähe nicht so oft.

Das Hauptgeschäft des Polen, und es muß ihm hier eine bedeutende Geschicklichkeit zugesprochen werden, was fast alle Mitglieder der „blauen Blume" bezeugen können, war das „Leihen". Es gab fast keinen in seinem weiten Bekanntenkreise, mit dem Pan Kryzanowski hierin nicht in Geschäftsverbindung stand. Sorgfältig führte er Buch über alle Anleihen, um, wie er den Gläubigern sagte, alles bei Heller und Pfennig zurückzuzahlen. In Wirklichkeit hatte diese große Gewissenhaftigkeit aber wohl nur den Zweck, ihm jederzeit einen Überblick zu ermöglichen über die Chancen einer neuen Anleihe, wenn längere Zeit seit der letzten verstrichen war.

An dem Abend, wo Rex und Eva Salomon in so seltsamer Weise sich nähergetreten waren, hatte Kryzanowski gefehlt, denn er fühlte sich noch gekränkt durch Möninghoffs Hartherzigkeit.

Es war am Vormittag nach jener Klubsitzung, als Kryzanowski sich wie gewöhnlich um elf Uhr etwa von der Nachtruhe erhob. Er stand selten früher auf, sondern begab sich meist gleich zum Mittagessen, um auf diese Art das Frühstück zu ersparen.

Denn es war keine Lüge gewesen, was er Möninghoff erzählt hatte. Es ging ihm wirklich kläglich, und als er sein Portemonnaie untersuchte, fand er noch zwanzig Pfennige darin vor. Unter ziemlich düsteren Gedanken vollendete er seine Toilette, färbte seinen schwarzen Rock hier und dort etwas mit Tusche nach und nahm ihm an andern, etwas unangenehm glänzend gewordenen Stellen durch Anfeuchten mit Wasser diese Zeichen der Abnutzung.

(Fortsetzung folgt.)

Anmerkung: Der Roman „Die blaue Blume" von Bruno Wölfing erscheint auch als Buch im Verlage von Otto Janke, Berlin SW 11, und ist durch alle Buchhandlungen oder vom Verlag zu beziehen.

Digitized by Google

Beiblatt

* Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke *

Abend

So fiel ins Schloß nun hinter dem hallenden Leben
Das schwere, schweigende Tor,
Und der Abend steht mit großen Träumeraugen
Und entfalteten Flügeln davor.

Und sorgt, daß dieser flüchtigen Feierstunde
Keiner störe die Ruh;
Streift mir die Unrast von der staubigen Stirne
Und lächelt mir zu. . . .

Helene Bauer.

★

Gloria Viktoria / Von Hans Werder

Der dritte Mobilmachungstag.

Ein langer Reservistenzug hielt auf dem Bahnhof. Aus allen Wagenfenstern schauten die jungen, frohen Männergesichter, sonnverbrannt, blonde und braune, übermütig lachende, ernster gereifte, — alle aber voller Lebensfreude, Kriegsluft und Siegeszuversicht. Denn der Krieg war da, der lang erwartete, und nun ging es hinein, — hurra, — zum Siegen oder Sterben. Nirgends ein verdrossenes Gesicht, eine verzagte Miene. Nirgends aber auch eine Spur von Zügellosigkeit, Roheit. So führte Zug um Zug mit wenigen Minuten Pause Hunderttausende junger Germanen nach Ost und West in das Kriegsgewirr hinein. Und bei allen ohne Ausnahme der gleiche Eindruck, dasselbe Bild. O herrliches Volk, Herzblatt du der Weltenblüte, das seine Söhne aufreiht zu Millionenscharen, ohne daß ein Mißton erklingt; sie dem Tode entgegensendet, ohne daß ihr Lachen verstummt, ihres Auges Leuchten erlischt.

Wie zum Maienfeste ging es hinaus, die Wagen mit grünen Zweigen geschmückt; mit Schriftzeichen in weißer Kreide ihre Wände verziert. Übermütiger Soldatenhumor, der darin sprudelte. „Jeder Schuß — einen Rußl" so stand da zu lesen.

„Oder: „Hurra, zum Schützenfest nach Moskau!"

„O Nikolaus, — Nu aber raus!"

Jetzt wurden die letzten Türen zugeschlagen, der Zug setzte sich in Bewegung. Hüte, Mützen, Tücher wehten und grüßten in der Luft, Hurrarufe erschollen, und dann der Gesang aus den jungen, kräftigen Männerkehlen.

„Deutschland, Deutschland über a—alles,
Über alles in d—er Welt —".

In dem Rattern und Rädergeroll verhallten die Töne. Ostwärts brauste der Zug.

Und von Osten her, westwärts gerichtet, fuhr im selben Augenblick ein anderer in den Bahnhof.

Dieselben lachenden Gesichter, frohen Zurufe, — die geschmückten, beschriebenen Wagen. Nur, daß es hier in Anbetracht der westlichen Richtung hieß:

„Paßt auf Franzosen,
Wir klopfen euch die Hosen."

Oder gar: „John Bull, — ich hau dir den Buckel vull."

Ach, führt nur diese Vorsätze aus, ihr unvergleichlichen, herrlichen deutschen Jungens.

Der Zug hielt. Eine ameisengleiche Tätigkeit entfaltet sich. Lange Tische standen auf dem Bahnsteige, mit Tassen und riesigen Kaffeekannen besetzt. Eine Schar flinker Mädchen und Frauen, alle mit dem roten Kreuz auf weißer Binde, — füllten die Tassen, schnitten und bestrichen die Brotscheiben. Und das Verteilen begann. Keiner ward übersehen, oder bekam zu viel. Keiner griff unbescheiden zu, — nicht einer vergaß, sich zu bedanken. Lustig, froh und herzlich, alle, alle. Nun die Zigarren ausgeteilt.

„Herr Zugführer, warten Sie noch, bitte, einen Augenblick — die Zigarre darf doch nicht fehlen!"

Und wieder begann, als die Türen geschlossen wurden, der frohe, kräftige Gesang:

„Ich hatt' einen Kameraden,
Einen bessern find'st du nicht.
Die Trommel schlug zum Streite,
Er ging an meiner Seite,
Gloria, Gloria,
Gloria Viktoria.
Mit Herz und mit Hand,
Das Schwert in der Hand,
Fürs Vaterland.
Die Vöglein, im Wal—de,
Die singen ja so wunder — wunderschön.

Digitized by Google

In der Hei—mat, in der Hei—mat,
Da gibt's ein Wieder—Wiedersehn."

Fort brauste der Zug. Und auf den Zurückbleibenden haftete flüchtig der Eindruck dieses sonderbaren Liedes, wie es eben auf der Welt nur der preußische Soldat erfinden kann, und wie es ihn kennzeichnet. Alles herrlicht von Kameradschaft und Vaterland und schwertfrohem Gloria Viktoria. Und darüber der weiche Dämpfer von Heimat und Wiedersehn und den Vöglein im Walde. Das gehört alles mit hinein in die wirkliche, richtige Stimmung zum Siegen oder Sterben.

Über den Bahnsteig ging raschen Schrittes eine junge Dame, in dunklem Reiseanzug, sehr einfach, sehr gut aussehend. Unter dem kleinen, runden Strohhut, mit schwarzem Samtband verziert, wellte sich das nußbraune Haar, zum dicken Knoten verschlungen. Ihre Augen gingen unruhig suchend umher, und erhellten sich hoffnungsvoll, als sie die allbekannte, friedlich rote Mütze erspähten.

„Ach, Herr Bahnhofsvorsteher, verzeihen Sie, — gibt es wohl eine Möglichkeit für mich, heute noch weiterzukommen? Nach Berlin?"

Er grüßte höflich, obwohl er wahrscheinlich gar nicht mehr wußte, wo ihm der Kopf stand. Hierunter leiden sollte niemand, auch keine „Zivilperson". — „Nach Berlin, meine Dame," — er lächelte sogar. „Heute geht überhaupt kein Zug mehr für Zivilpersonen. Morgen früh vielleicht einer in der Richtung nach Stettin zu. Wenn sie versuchen wollen, Stettin zu erreichen, — von da gibt es gewiß Züge nach Berlin!"

„Danke sehr! — Mein Gott —"

Da stand sie. In einem wildfremden Städtchen, wo irgendein Zug nach unermeßlich langer Fahrt sie ausgesetzt hatte, und wo sie nun schon seit Stunden umherirrte. Mehrere Bahnen kreuzten sich hier, daher der große Betrieb, trotz des kleinen Nestes. Ein unbeschreibliches Nest war es sogar. Was sollte sie nur beginnen? Mit großen, trostlosen Augen schaute sie um sich.

Susanne Burkhardt kam von Königsberg her. Dort hatte sie, die Elternlose, ihrem Bruder den Haushalt geführt, einem unverheirateten Hauptmann und Kompagniechef. Und hatte so in der Stellung einer gefeierten, jungen Regimentsdame ein überaus glückliches Dasein geführt. Nun plötzlich vor acht Tagen hatte dieser Bruder sich angesichts des drohenden Krieges verlobt, am ersten Mobilmachungstage verheiratet, und stand jetzt wohl bereits an der russischen Grenze. Die neue, ihr sehr fremde Schwägerin war bis Danzig mit ihr zusammen gereist, da hatten sie sich getrennt. Den Herd, die Heimat und Wirkungsstätte, die ihr das Bruderhaus bisher geboten, — hatte sie dieser Schwägerin überlassen müssen. Susanne selber war heimatlos, entwurzelt, und überflüssig auf der Welt. Vogelfrei, — so kam sie sich vor. Wie er sie doch hatte so furchtbar überraschen können, der grausame Bruder!

Einen zweiten, jüngeren besaß sie noch, der war in Berlin auf der Kriegsakademie. Und weiter hatte sie niemanden und nichts auf der Welt. Das war schwer für ein junges Mädchen, zumal jetzt während der Kriegszeitläufte. Da stand ihre ganze Hoffnung auf eine Anstellung im Roten Kreuz. Darum eilte sie nach Berlin, ihr Bruder sollte sie dort empfangen, ihr raten und helfen. Besonders, ihn noch einmal wiederzusehen, war ihr dringender Wunsch. Ob sie ihn noch antreffen würde. Ob er schon abgereist war zu seinem Regiment? Entsetzlicher Gedanke. Sie wußte nichts von ihm. Man erfuhr ja nichts. Eine große Geheimniswolke hüllte in undurchdringliche Schleier alles, was unser Heer betraf, ja, was die Welt bewegt.

Und die Stunden, die Tage verrannen — sie stand da, und kam nicht weiter. Und der Bruder würde abreisen, sie sah ihn vielleicht niemals wieder, und war dann verlassen und einsam auf Erden. Oh, wenn sie fliegen könnte! Sie stand hier unbeweglich, und fühlte sich hilflos wie eine Gefangene.

Ein Militärzug brauste herein. Infanterie in ihren feldgrauen Uniformen, und grau überzogenen Helmen, so kriegerisch sachgemäß wie nur möglich. Sind denn das unsere preußischen Soldaten, das weltberühmte „zweierlei Tuch", — diese maulwurfsgrauen Gestalten?

Ja, sie sind es wirklich. Das Auge gewöhnt sich an alles, und gewöhnt sich rasch. Es wird auch bald unsere preußischen Soldaten in ihrer wunderlichen Verkleidung herauszukennen wissen. Und wenn sie darin gesiegt haben werden, und uns den Frieden zurückerkämpft, dann werden wir sie ja wieder in dem bunten Tuch bewundern dürfen, das eine unvergängliche Überlieferung für sie und für uns zum Heiligtum erhoben hat.

Während die hungrigen Krieger aus den geschäftigen Händen am Kaffeetisch ihre Atzung entgegen nahmen, ging Susanne den Zug entlang, mit sehnsüchtigen Augen in die Wagen hineinschauend. Alles nur „für Militär". Hier in der zweiten Klasse saßen die Offiziere. Ach wie viele, und doch kein Bekannter darunter. Sie seufzt enttäuscht.

Dann aber kam ein Wagen, der enthielt Reisende verschiedener Art. Ein Abteil, — das war nicht überfüllt.

„Ach, Herr Bahnhofsvorsteher, hier sitzen ja Zivilisten drin? Zwei — und dann nur zwei Offiziere, — da könnte ich doch mitfahren?"

„Es geht nicht, meine Dame. Da werden Reserveoffiziere sein, die zu ihrem Bestimmungsort fahren."

„Nun ja, ich will doch auch an meinen Bestimmungsort", klagte Susanne. „Lassen Sie mich doch hier hinein!"

„Aber selbstverständlich", rief eine kräftige Stimme aus dem Wagenfenster ihr entgegen. „Kommen Sie, meine Gnädigste, hier ist Platz genug!" Die Tür ward ausgestoßen, eine Hand

Digitized by Google

langte heraus, ergriff Susannas Reisetasche, faßte dann noch einmal zu, und zog die Überraschte mit festem Ruck herauf.

„Ach Herr" — ein rascher Blick auf seine Achsel — „Hauptmann, wie soll ich Ihnen danken! Aus einer wahren Notlage erretten Sie mich!"

„Ganz auf meiner Seite, wenn ich diese schönste Pflicht eines Offiziers erfüllen durfte! Wo befehlen Sie zu sitzen. Hier rückwärts? Schön! Dann kann wohl das Fenster offen bleiben!"

„Ach, wie herrlich, daß Sie mich mitgenommen haben, Herr Hauptmann! Darf ich wohl fragen, wohin dieser Zug gehen mag?" Die Herren lachten herzhaft über diese Wendung. Ganz genau wußte es schließlich keiner, und aus den Erörterungen darüber entspann sich ein lebhaftes Gespräch, daß die großen heiligen und brennenden Tagesfragen von allen Gesichtspunkten aus beleuchtete. Die beiden Zivilisten entpuppten sich als junge Mediziner, die, eben von der Universität kommend, zu ihren Regimentern reisten, erwartungsvoll und begeistert, wie alle, alle andern.

Der vierte der Reisegefährten, ein junger Leutnant in feldgrauer Ulanka, lag in einer Ecke, den Kopf seitwärts tief herab geneigt, in bleiernen Schlaf versunken. Wieviel ruhelose Nächte mochte er schon hinter sich haben, daß er so schlafen konnte, mitten in dem Tagesgetriebe des hellen Vormittags.

Susanne sah nach ihm hin, — dann noch einmal, und ihre Augen blieben auf ihm haften, — fragend, überlegend. Das Gesicht kannte sie doch? — Diese trotzige, blonde Welle über der niedrigen Stirn, in scharfer Linie abgesetzt von dem braunen Gesicht. Diese feste, gerade Nase, und die langen Wimpern. Wenn er nur erst die Augen aufschlagen würde, dann wußte sie es gleich, das war ihr sicher. Sie kannte einen, hatte ihn als Knaben gekannt, da sie selber noch ein Schulmädchen, ein Backfischchen war, — der mochte jetzt so aussehen, als erwachsener Mensch. So wunderbar schwermütige Augen hatte er in dem frischen Knabengesicht. Eine Ungeduld überkam Susanna, daß er endlich aufwachen möchte. War das mit den Augen richtig, — dann wirklich, dann mußte er es sein. Robert Holthoff. Ihre Väter waren Majore gewesen im selben Regiment, jahrelang, und die Kinder sehr befreundet miteinander. Die beiden Brüder hatten auch die gute Kameradschaft mit Robert fortgesetzt. Susanna hatte ihn nicht wiedergesehen, und ihn doch niemals vergessen. Ob er dies wohl war? —

Der Zug hielt auf einer größeren Station. Der Hauptmann erhob sich. „Ja, mein gnädiges Fräulein, hier muß ich umsteigen. Tut mir sehr leid, daß ich Ihnen nicht weiter dienstbar sein kann!"

Sie dankte ihm nochmals mit Wärme, und fort war er. Desgleichen auch die beiden Mediziner. Zwei andere Offiziere sprangen ins Abteil, verstauten ihre Schwerter und Helme, und machten sich's behaglich.

Jetzt erwachte der Ulanenleutnant. Kräftiglich dehnte er die steifgewordenen Glieder, stieg aus, ließ sich von den bewirtenden Mägdlein mit dem roten Kreuz eine Tasse Kaffee geben, alsdann eine Zigarre, die sie ihm mit besonderer Freude anzündeten, und augenscheinlich sehr angenehme Äußerungen dafür von ihm entgegen zu nehmen. Im letzten Augenblick wohl sprang er wieder herein. Indem er sich Susanna gegenübersetzte, wandte er sich mit einer lebhaften Bewegung ihr zu. Ob sie gütigst gestattete, daß er noch ein wenig rauche? Nur einige Züge noch, dann würde er die Zigarre fortwerfen.

Und nun sah sie endlich seine Augen. Ja, das waren sie. Unter den langen Wimpern ein Weltschmerz, wie er eigentlich in das Antlitz eines Dichters gehörte, und nicht eines Reiteroffiziers. Und dennoch paßten sie zu diesem Reitersmann. Man hätte sie nicht missen mögen in dem klaren, männlichen Gesicht.

Lächelnd blickte Susanna ihm gerade in die Augen hinein. „Rauchen Sie nur Ihre ganze Zigarre zu Ende, ich habe nichts dagegen, Robert Holthoff!"

Er fuhr empor und starrte sie an. Dann blitzte es auf wie ein jähes Erkennen. „Susanna Burkhardt!"

Ach, das war eine Freude! Herzliches Händeschütteln, Fragen und Erzählen gingen stürmisch hin und her. Es war, als hätte man sich gestern getrennt, so eng waren die Beziehungen. Und mitzuteilen gab es von dem Inhalt all dieser Jahre eine geradezu unerschöpfliche Fülle.

Die so plötzliche Verheiratung ihres ältesten Bruders vernahm Robert mit Überraschung, und zugleich mit lebhaftem Bedauern für das, was sie dabei verloren. Sein Verständnis hierfür war so groß und warm, daß es sie verwunderte, und sehr wohltuend berührte.

Und wohin sie nun reiste, wollte er wissen. „Nach Berlin, zu Albrecht? Ach, Fräulein Susanna, ich glaube nicht, daß er noch da sein wird. Ich weiß es ja nicht, — aber diese westlichen Regimenter —"

Einer der neu hinzugekommenen Offiziere mischte sich in das Gespräch. Es war nicht die unberufene Einmischung eines Fremden. Wir sind ein einzig, einig Volk von Brüdern, und jede Anteilnahme wird freundlich empfunden. Welches Regiment hatte die Dame genannt? Nun ja, ganz recht, — bei dem stand auch sein Bruder — (leichte Verbeugung vor der Seelenverwandtschaft) —, der sei auf Boranstalt in Berlin, und vor drei Tagen bereits zum Regiment abgereist, mit den Kameraden vom Tippkommando und Kriegsakademie zusammen. Burkhardt, nicht wahr? Ja, freilich, er hätte die drei noch bei der Abreise von Berlin gesprochen, wären nun vielleicht schon an der Grenze.

Susanna dankte für die Auskunft, war aber wie betäubt vor Entsetzen. Ihr Bruder hatte sie in

Digitized by Google

Berlin in Empfang nehmen und unterbringen sollen. Nun war er fort. Was sollte sie da? Wo sollte sie bleiben, an wen sich halten? Es war eine schreckliche Lage, in der sie sich befand.

„Verzeihen Sie, Fräulein Susanna, es scheint mir aber doch, daß Fritz, Ihr Bruder, sich unerhört selbstsüchtig benommen hat. Sie da einfach rauszugraulen, nachdem sie ihm jahrelang die reizendste Häuslichkeit geschaffen —"

„Er hatte sie mir geschaffen", unterbrach ihn Susanna. „Er hatte mir Obdach, Heim und Herd gegeben. Das verpflichtete ihn doch nicht, sich selber ein ersehntes Glück zu versagen, nur um mir das erhalten zu können?"

„Hat er Ihnen von diesem Gesichtspunkte aus die Sache erläutert, wenn ich fragen darf?"

„Ja, — und er hat recht! Ach, Robert, — ist das überhaupt eine Frage, die bezweifelt werden kann? Ihr Männer geht hinaus in den Krieg, in die unendlichen Strapazen und Gefahren, in den Tod geht Ihr! In den Heldentod. Und wir Weibsen sitzen zu Hause. Und da sollten wir über irgend etwas, eine Unbequemlichkeit für uns, auch nur ein Wort verlieren? Wohl einer jeden von uns, der es vergönnt ist, ein Opfer zu bringen, um nur einem von Euch etwas Gutes anzutun. Aufopfern möchte ich mich selber ganz und gar, — wenn ich nur wüßte, wie ich das anstellen sollte."

„Ach!" sagte Robert im Tone ehrlichen Erstaunens. „Von diesem Standpunkt hätte ich die Sache allerdings nicht betrachtet, der ist mir ganz neu."

„Ja, welcher Standpunkt wäre denn nicht neu in diesen überwältigenden Tagen", rief sie aufglühend. „Vor einer Woche noch hatten wir ein Volk, in dem Genußsucht, Geldgier und aktenmäßige Engherzigkeit nagten, wie der Sturm in edlem, altem Holzwerk. In dem Aufruhr wühlte, und die Parteizerklüftung, sogar die Spaltungssucht unter den Staaten. — Und heute sind wir ein Volk, das einmütig nur einen einzigen Gedanken kennt, nur ein Ziel, und ein Ideal: In dem heiligen Kriege zu siegen, — zu sterben. Das sich demütigt vor Gott, und seine Gnade anruft." Sie brach ab, bis zu Tränen ergriffen von dem hochbrandenden Gefühl.

„Ja, so ist es", ergänzte Robert ernst. „All diese Schäden waren uns eingeimpft, durch Einflüsse und Einflüsterungen, beabsichtigt, uns zu verderben. Die deutsche Volksseele, die urarische — muß Schwerterklirren hören, und der Deutsche muß das Schwert in die Hand kriegen, um sich ganz wieder auf sich zu besinnen. Das werden wir nun. Der Anfang ist gemacht. Ich denke, sie sollen sich wundern, — die heimtück'sche Bande!"

Wieder mischte sich in sympathischer Weise der Offizier, der Susannas Bruder kannte, mit ins Gespräch. „Das Wunderbare ist ja, daß dieser selbe Strom auch durch die österreichischen Lande geht. Alle die slawischen Stämme, die das Deutschtum so hartnäckig befehdet haben, — jetzt stehen sie zu den Deutschen wie ein Mann. Siegen wir, vereint mit diesen Bundesbrüdern, dann denke ich, soll das so bleiben, und das „deutsche Leid", um das so viel dort geklagt wird, hätte ein Ende."

Susanna faltete inbrünstig die Hände. „Ach, daß dies geschähe! Dann würde es ja zur Wahrheit das Wort, auf das ich immer meine ganze Hoffnung gestellt: Und es soll am deutschen Wesen noch einmal die Welt genesen!"

Der Zug hielt in einer großen Bahnhofshalle. Wieder entrollte sich dasselbe Bild: Militärzüge, die ein und aus fuhren, bienengleiche Geschäftigkeit im Austeilen von Speise und Trank, und frohes, begeistertes Singen. Diesmal war es die Wacht am Rhein. Ja, freilich, — lieb Vaterland, kannst ruhig sein! —

„Fräulein Susanna, jetzt mache ich von meinem Freundesvorrechte Gebrauch, und fordere Sie zu einem gemeinsamen Mittagessen auf." Bekommen wir bei dem Bahnhofswirte nichts, so müssen die Mägdlein mit den roten Kreuzen herhalten. Erst aber will ich dort zusehen."

Er nahm die Sache tatkräftig in die Hand, und Susanna empfand seine Fürsorge wie einen Trost, der ihren Lebensmut neu beseelte. Die kräftige, kleine Mahlzeit tat das ihrige dazu. Er hatte sie nicht nach ihren Wünschen gefragt, sondern bestellt, was er für gut hielt, und damit vollkommen das richtige getroffen. An einem Tischchen in der Ecke des großen Wartesaales saßen sich die beiden gegenüber, und fanden die Bewandtnis unendlich gemütlich, während um sie her das mächtige Getriebe wogte. Soldaten, Offiziere aller Waffengattungen, ein Kommen und Gehen, Fragen und Rufen; hier sich begrüßen, dort voneinander scheiden. Und jede Stirne klar, und jedes Auge strahlend. „Sie haben alle abgeschlossen mit dem Leben, und blicken dem Tode entgegen, als der herrlichsten Erfüllung ihres einzigen Wunsches: Sieg. Ruhm und Freiheit des Vaterlandes. Sieg!"

Dies war Susannas Gedanke, als sie still von ihrer Ecke aus dem Treiben zuschaute. Auch Robert hatte sich darunter gemischt, verschiedentliche Bekannte begrüßt, unter lebhaften Gesprächen hier und da. Nach längerer Zeit erst kehrte er zu seinem Schützling zurück. „Nun kommen Sie, Fräulein Susanna, in fünf Minuten geht unser Zug weiter."

Es war so selbstverständlich und so angenehm, sich ganz seiner Führung zu überlassen, ohne Zweifeln, ohne Fragen. Sie nahmen ihre Plätze wieder ein, auch die Reisegefährten von vorhin fanden sich zur Stelle. Susanna schaute noch einmal in das waffenklirrende Gewimmel hinaus. Drüben setzte sich ein Zug mit Husaren in Bewegung. Einzelne Pferdeköpfe schauten heraus wie in scheuer Verwunderung, und die Husaren sangen:

„Die Trommel schlug zum Streite,
Er ging an meiner Seite —
Gloria Viktoria.

Digitized by Google

Mit Herz und mit Hand,
Das Schwert in der Hand,
Fürs Vaterland!
Die Vöglein im Walde —"

„Dies ist mein Lieblingslied", sagte Robert, indem er sich an Susannas Seite setzte. „Ich weiß selber nicht, warum. Aber ich glaube, darin liegt eine Macht, die nur wir deutschen Soldaten besitzen, daß Lebenslust und Todesfreudigkeit dasselbe für uns sind, — und darum zusammen in einer Melodie ausklingen."

Sie wandte sich zu ihm um und betrachtete ihn sinnend. Es kam ihr zum Bewußtsein, wie schwärmerisch sie einst diesen Knaben geliebt, mit der ungestümen Lustigkeit, und der schwermütigen Seele, deren Tiefen er nur ihr, — nur ihr offenbart. „Ja — auch damals hatten Sie solch ein Lieblingslied — O Straßburg —"

„Das wissen Sie noch, Susanna?" Es blitzte in seinen Augen auf. „Dann müssen Sie auch noch wissen, daß es besonders der Schluß war, den ich so liebte. ‚So sehr sein schwarzbraunes Mädchen auch um ihn klagt und weint!'"

Die erwachsene junge Dame errötete lachend, wider Willen, denn seine Worte erweckten die Erinnerung an stürmische und gefühlvolle Szenen, die sich zwischen dem Sekundaner und dem Schulbackfischchen abgespielt, und sie sah es an seinen lachenden Augen, daß auch er daran dachte. Rückhaltlos gaben sie sich dem Reiz der Erinnerungen hin. Die ganze Jugendzeit — all das törichte, beglückende Tändeln und Schwärmen, Spielen und Sichbegeistern lebte wieder auf, und breitete einen warmen Schein über dieses Sichwiederfinden, jetzt, da sie beide gereifte und erfahrene Leute geworden. Er ein Mann, der in seinem stolzen Berufe Gutes und Tüchtiges leistete; sie eine Jungfrau hochgemuten und tatkräftigen Sinnes. Und sie beide empfanden es als einen nie bisher gekannten Genuß, — dieses tiefe Verständnis von einem zum andern, diesen Gleichklang der Anschauungen und des Empfindens. Diesen fühlbaren Strom, hinüber und herüber. Wie im Fluge vergingen ihnen die Stunden. Rascher eilten sie jedenfalls als der Zug, der immer langsamer zu werden schien, immer länger der Aufenthalt auf den Bahnhöfen.

Es dunkelte bereits, der lange Sommertag war endlich zur Rüste gegangen. Wieder sorgte Robert für einen Imbiß zur Nacht, und wieder wurde die Reise fortgesetzt. Wohin eigentlich? Immer dringender machte sich allmählich diese Frage geltend.

„Sagen Sie, Robert, hätte ich nicht längst schon umsteigen müssen? Komme ich denn hier jemals nach Berlin?"

„Nach Berlin, nein, — dahin geht dieser Zug keineswegs. Morgen früh um sechs vielleicht, wenn Sie hier so lange allein hätten herumsitzen wollen. Davon habe ich Ihnen erst gar nichts gesagt, denn ich hätte es doch nicht gelitten."

„Aber — ich wollte doch —"

„Nach Berlin, jawohl, ich weiß. Aber, bitte, nun sagen Sie mal, was wollten Sie da eigentlich. Selbst wenn Sie Albrecht noch getroffen hätten, — es wäre doch nur für wenige Stunden gewesen. Also — wie sollte sich das weiter gestalten, wenn ich fragen darf?"

„Sie dürfen fragen, aber ebenso gut könnten Sie sich das auch selber sagen, mein Freund. Natürlich will ich mir in Berlin Arbeit suchen. Beim roten Kreuz. Verwundete will ich pflegen. Ehe ich zu meinem Bruder Friedrich zog, habe ich einen Kursus der Krankenpflege durchgemacht, schon im Hinblick auf den etwaigen Krieg. Das will ich nun verwerten."

„Natürlich", lächelte er. Das will jede junge Dame im ganzen Deutschen Reich. Der Andrang soll ungeheuer sein, besonders in Berlin."

Wieder konnte der Reisegefährte Auskunft geben. Ja, besonders in Berlin. Da war nichts mehr zu wollen. Zu Tausenden wurden bereits die Angebote abgewiesen.

Susanna lehnte sich stumm zurück. Da fuhr sie nun hin, in irgendeinem Eisenbahnzuge, dessen Ziel ihr unbekannt war. Losgelöst von allen menschlichen Beziehungen und Banden. ohne Familie noch Angehörige. Als einzigen Schutz und Halt diesen Ulanenleutnant da ihr gegenüber, der sie eigentlich doch auf der weiten Welt nichts anging.

Sie sah nach ihm hin. Er lehnte ebenfalls in seiner Ecke. Der Schein einer kümmerlichen Lampe lag auf seinem blonden Haar, seiner weißen Stirn, seinen langbewimperten, schwermütigen Augen. Und diese ruhten auf ihr.

Als sie ihn jetzt ansah, richtete er sich auf, und beugte sich vor. Den Reisegefährten waren allmählich die Augen zugefallen. Der langsam fahrende Zug vollführte ein nachdrückliches Geratter. Niemand konnte hören, was Robert jetzt sprach.

„Susanna, hören Sie mir 'mal zu. Haben Sie noch eine deutliche Erinnerung an meine Mutter?"

„Allerdings habe ich die! Sie sogar habe ich wiedererkannt, Robert, sobald sie die Augen auftaten; und Ihrer Mutter sollte ich mich nicht erinnern?"

„Nun ja, — schön. Meine Mutter also — lebt da — in meiner Garnison."

„Ja, das erzählten Sie mir schon."

„Nun eben, ja. Sie erwartet mich wohl schon sehnlichst. Meine Mutter ist da Vorsitzende des Vaterländischen Frauenvereins, und richtet ein Lazarett ein, für Verwundete, das dann unter ihrer Leitung stehen soll. Sie versteht ja all dergleichen so besonders gut. Und — sehen Sie — Susanna — da könnten Sie eintreten, könnten in Mutters Lazarett pflegen, und wären so gut bei ihr aufgehoben. Während in Berlin — das ist doch unmöglich für Sie!"

„Ach — mein Gott — gewiß, das wäre ja herrlich! Aber, Robert, ginge denn das wirklich?"

Digitized by Google

„Aber natürlich! Leuchtet es Ihnen ein, Susanna? Das habe ich gar nicht zu hoffen gewagt! Ist ja großartig! — Famos!"

Sie verhielten sich in die Frage, berieten und erörterten sie lange, und von allen Seiten, zueinander hingeneigt, in halblautem Tone. Die beiden Reisegefährten schnarchten zweistimmig.

Auch Robert wurde endlich müde. Susanna brach das Gespräch ab, sah, wie er bald einschlief, tief und fest. Die langen Wimpern lagen wie dunkle Schatten auf seinen braunen Wangen. Wie ein Knabe sah er aus. Und doch so männlich, so kraftbewußt. Und so war er, durch und durch, — damals schon, als sie so heiß für ihn geschwärmt, und sein Wesen mit den schönsten Eigenschaften geschmückt gesehen. Jetzt erkannte sie diese als wirklich vorhanden, gereift und entwickelt. Eine heiße Zärtlichkeit flutete in ihrem Herzen auf. Sie fühlte es, und versuchte nicht, dies Gefühl hinwegzuleugnen, oder sich darüber zu täuschen. Nein, sie gab sich ihm hin, mit Bewußtsein und Freudigkeit.

Sorgsam verhüllte sie die Lampe, und schaute dann hinaus in die klare, dunkelblaue Sommernacht. Vereinzelt nur blinkten die Sterne. Schwarze Baummassen jagten an dem eilenden Zuge vorüber, dann vereinzelte Bäume, Ortschaften, in denen noch Lichter glänzten. Auch dort gewiß schlugen bange, erwartungsvolle Herzen, unter dem Druck der großen, heilig ernsten Zeit. Ach wie weh das alles, wie wund das Herz. Und stumm das Leid, das getragen werden muß. Ja, sie gehen hinaus in stolzem Todesmut, kehren als Helden wieder oder geben als Helden ihr Leben dahin. Wir aber bleiben zurück in dumpfer Enge, und geben mit ihnen unseres Lebens Inhalt, Glück und Hoffnung hin. Ist das nicht schlimmer, als das Leben selbst zu opfern? Und die große, gewaltige Kriegsfreudigkeit erstarrte für den Augenblick zu Angst und Schrecken. Nur Finsternis sah ihr umdüsterter Blick, durchlodert von Rauch und Blut und Flammen.

Übermüdet von dem Ansturm der Eindrücke war auch Susanna endlich eingeschlafen.

Der Druck einer warmen Hand weckte sie wieder auf. „Susanna, hier müssen wir umsteigen", raunte Robert ihr zu. Er legte ihr fürsorglich den Mantel um, ergriff ihr und sein Handgepäck und sprang hinaus. Sie folgte ihm unverzüglich. Kalte Morgenluft durchschauerte sie fröstelnd. Im weißlich hellen Frühlicht lag der große Bahnhofsraum.

„Wo sind wir?" fragte sie beklommen. Er nannte ihr irgendeine fremde Stadt und geleitete sie sorglich in das Damenwartestübchen. Eine heiße, dumpfe Luft schlug ihnen entgegen, er riß das Fenster auf. „So, — nachher machen Sie sich's wieder zu, Susannchen. Sehen Sie, hier steht ein Plüschsofa, Inbegriff aller Pracht, nun machen Sie sich's bequem. Wir haben hier nämlich über drei Stunden Aufenthalt. Um sieben komme ich mit dem Frühstück. Gute Nacht bis dahin."

Fort war er, und Susanna lachte. Wie er über sie zur Tagesordnung fortging, — ganz reizend fand sie das. Er bestimmte, und sie hatte sich danach zu richten.

Wirklich ruhte sie noch ein Weilchen, erfrischte sich dann mit reichlichem Wasser und Seife, ordnete ihr Haar, ließ sich die Kleider ausbürsten, und stand dann am offenen Fenster, um staunend in das unerschöpfliche Getriebe der Soldaten- und Waffenbeförderung hinauszublicken.

Die große Bahnhofsuhr draußen zeigte auf sieben. Da ging die Tür, und Robert trat herein. Auch er sah gesäubert und frisch aus. „Guten Morgen, meine Gnädigste!" Er küßte ihr die Hand und behielt diese fest in der seinen, unruhig, als ob er etwas sagen wollte, daß diese Hand übermitteln müßte.

Da aber kam der Kellner herein und brachte das Frühstücksgerät. — „Eigentlich dürfen hier keine Mahlzeiten genommen werden, und besonders Herren — ganz und gar nicht", — versicherte der Ganymed mit schmunzelndem Gestrahle. „Aber die Herren Offiziere, die dürfen alles, alles! Unsere Herren Offiziere! Bitte gehorsamst, Herr Leutnant. Der beste Mokka, der am Platze zu haben ist, Herr Leutnant, wenn ich bitten darf!"

Jedenfalls duftete das Getränk heiß und kräftig, die Brötchen waren knusprig und noch warm, Eier sowohl als Butter tadellos. In ihrem Leben hätte ihr noch kein Frühstück so herrlich geschmeckt, meinte Susanna, und er teilte diese Ansicht.

Der Ganymed kam wieder, um das Geschirr zu holen, und Robert bezahlte ihn. „Ich nehme kein Trinkgeld", rief der Kellner begeistert. „Es ist mir doch die größte Ehre, Herr Leutnant! Unsere Herren Offiziere!" Und dabei beharrte er, wie tatsächlich so mancher in diesen wunderzeitigenden Tagen.

„Dann nehmen Sie es von mir", sagte Susanna. „Wir empfinden beide dasselbe für unsere herrlichen Offiziere!" — Das tat er. —

Nun waren sie allein. „Wir haben noch fast eine Stunde Zeit", bemerkte Robert mit einer gewissen Beklommenheit.

„Und dann?" fragte Susanna. „Es ist ja eigentlich unglaublich, Robert! Sie schleppen mich fort, und ich weiß nicht, wohin. Das mir so etwas widerfahren könnte, das hätte ich auch im ganzen Leben nicht für möglich gehalten."

„Es kann dir auch im Leben nur einmal widerfahren", entgegnete Robert, ohne sie anzusehen, mit heiserer Stimme. „Nur einmal — von dem Manne — der dich liebt — der dich mitschleppt in sein Haus und Heim — dem du verfallen bist — weil auch du — ihn lieben mußt."

Bleierne Stille herrschte sekundenlang im Zimmer. Dann erhob Susanna sich mühsam.

Robert sprang auf, umfaßte sie und zog sie an sich. Sie fühlte, wie er bebte vor Erregung. „Susanna — du sagtest gestern — aufopfern möchtest du dich — für die Männer, die — in den Tod hin-

Digitized by Google

ausziehen. Jetzt nehme ich dich beim Wort! — Nun opfere dich auf für mich! Heute abend kommen wir bei meiner Mutter an, und morgen ist Kriegstrauung. Gleich morgen. Dann hab' ich dich als mein Eigen, drei, vier Tage noch. Vier glückselige Tage — ehe die Trennung kommt. Ich halte dich beim Worte Susanna. Opferst du dich für mich?"

Fest hielt er sie an seiner Brust. Ihr Kopf war leicht zurückgesunken, und so blickte sie zu ihm auf. „Ja, ich opfere mich!" Es klang wie verhaltenes Jauchzen in ihrer Stimme.

Er küßte sie mit heißer Zärtlichkeit. Und dann hielt er ihr Gesicht mit liebkosender Hand umschlossen, und blickte tief in ihre Augen hinein. Die Schmermut der seinen hatte sich verdunkelt zu einem Schmerz voll heiliger Verklärung. „Du opferst dich wirklich, Susanna. Drei, vier glückselige Tage. Und dann die Trennung für immer. Ich komme nicht wieder, und du bleibst allein. Willst du das auf dich nehmen?"

Susanna schloß die Augen. Der glühende Schmerz, der wie ein Schwert durch ihre Seele ging, ließ sie ahnungsvoll voraus empfinden, was ihr bevorstand. Und zugleich hob er sie empor über alles eigene Fühlen und Wollen. Auch über Stolz und Selbstbewußtsein. „Um eine Stunde dir anzugehören — — ich würde sie gern — mit meinem Leben erkaufen." Fast willenlos sprachen es ihre Lippen. — „Vier Tage der Glückseligkeit — und dann — dich — hinzugeben — das freilich — ist schwer. Aber — alles nehme ich auf mich. Alles — was du willst!"

„Habe Dank — Einzigste — Geliebte. Vier Tage vollkommener Glückseligkeit, und auch heute schon — also der vierte. Kann ein Mensch mehr verlangen? Und wer weiß, — wenn so großes Glück nicht trägt, — man kann es ja nicht wissen! Vielleicht, daß ich dennoch wiederkomme!?"

— — — — — — — — — — — —

Am Abend spät trafen sie bei seiner Mutter ein. Die Generalin Holthoff hatte ihren Sohn bereits mit sehnender Ungeduldigkeit erwartet. Nun empfing sie ihn mit Wonne, und seine Begleiterin mit durchaus ungeteilter Freude. Dieses immer besonders von ihr erkannte und geliebte Freundeskind war ihr dreifach willkommen: Als freundliche Trösterin in den nahenden Zeiten trauriger Einsamkeit. Als wohlerfahrene Helferin beim Einrichten und Besorgen des Lazaretts, das eine umfaßende Tätigkeit verhieß. Und endlich vor allem als Schwiegertochter, als ihres Roberts Gattin.

Es kam nun so, wie er es vorgezeichnet hatte: Am folgenden Abend die Kriegstrauung. Der Tag verging mit den notwendigen Zurüstungen. Auf schier unbegreifliche Weise schaffte die Generalin noch ein weißes Brautgewand herbei, sowie Myrthenkranz und Schleier, damit ihres Sohnes Braut auch ganz und völlig zu ihrem Rechte käme, Und nun stand Robert vor ihr, voll Staunen, wie schön Susanna sei. Er selber noch einmal in seiner blauen Ulanka mit den roten Aufschlägen und Rabatten. Dies eine Mal mußte sie doch ihn in dieser schönen, alten Uniform noch sehen können.

Durch die schon dunkelnden Straßen fuhr der geschlossene Wagen der Mutter mit dem Brautpaar zur Kirche. Als er vor der hohen, offenen Kirchenpforte hielt, ward der Wagenschlag aufgerissen, und der Regimentskommandeur selber hob die Braut heraus. Das ganze Offizierkorps stand hier versammelt. Alle in den feldgrauen Ulankas, mit grau verhülltem Schapka, dem leise gedämpften Sporen- und Säbelklirren, ein feierlich ernstes Hochzeitsgefolge.

Über den alten, schwerbelaubten Bäumen, die den gotischen Bau umschatteten, stieg gerade der Vollmond herauf. Der warf seinen hellweißen Schein auf die Reiterschar, und durch die Spitzbogenfenster hinein in den halbdunklen Raum der Kirche. Orgelklang erbrauste. Auf dem Altar brannten die Kerzen, schimmerten weiße Rosensträuße. Der Geistliche erwartete sie. Und durch die monderhellte Kirche schritt die weißverhüllte Braut, selber einem Mondscheingebilde gleichend, mit ihrem waffenklirrenden Rittergefolge. Der Kommandeur führte die Generalin. Einige Regimentsdamen waren anwesend.

Kurz und ernst war die Feier. Und Susanna durchschauerte das Gefühl, als wäre dies Gotteshaus zu Walhalls Toren der geheimnisvolle Eingang.

Die Ringe waren gewechselt, die heilige Kette unlösbar geschmiedet, der Segen gesprochen, der Orgelklang verstummt. Das Offizierkorps brachte seinen Glückwunsch dar, und geleitete das junge Paar zu dem nahen Gasthause, wo ein kleines Festmahl ihrer harrte. Einige Gläser Sekt mußten doch geleert werden, zu Ehren der jungen Frau von Holthoff, und des ihnen allen so lieben und werten Kameraden.

Und dann folgten die drei Tage der Glückseligkeit.

„Wie wunderschön ist doch mein Dasein gewesen", sagte Robert, und dehnte seine breite Brust mit einem tiefen Atemzuge. „Wenn ich es recht überdenke, — vollkommen schön. Erst die Knabenjahre damals, mit euch, mit dir zusammen. Dann seit meiner Soldatenzeit das frische, fröhliche Reiterleben. Jetzt zuletzt noch dies unaussprechliche Glück, durch dich, Susanna, als wäre ein Stückchen Himmel schon im voraus zu mir auf die Erde gekommen. Und nun — der Reitertod auf grüner Heide — in diesem heiligen Krieg. Sag selbst, Geliebte, kann man sich etwas herrlicheres vorstellen, als solch ein Leben, und solch einen Tod?"

„Aber Liebster, du könntest doch bewahrt bleiben! Du könntest doch wiederkommen!" flehte sie, und drückte weich ihre Lippen auf seine Schläfe,

Digitized by Google

als wenn sie ihn beschützen, bewahren wollte, mit allem Aufgebot ihrer Zärtlichkeit.

„Nein, mein Süßes", entgegnete er ruhig und bestimmt. „Ich habe es immer gewußt, schon als Kind. Weißt du nicht mehr, wenn wir das sangen, mein Lieblingslied: ‚Euer Sohn, und der muß sterben, da draußen vor dem Feind —', daß ich dann sagte: ‚Das bin ich!'"

„Ja — ja —" hauchte sie angstvoll. Es war ihr, als wäre der Ruf erklungen: „Du fahst der Walküre sohrenden Blick, mit ihr mußt du nun ziehen!"

„Ich habe immer darauf gewartet," fuhr er fort, „all diese Jahre. Je schöner das Leben war, desto sicherer fühlte ich ihn nahen, den Reitertod auf der Walstatt. Als nun jetzt die Mobilmachung kam, endlich, — diese glühende, herrliche Zeit, — da wußte ich es gleich: Nun ist er da."

— — — — — — — — — — —

Marschfertig, schlagbereit harrte das Regiment. Dann endlich kam der Befehl, und es rückte aus.

Die Generalin nahm in ihrem Hause Abschied von dem heißgeliebten Sohne, um dann zurückzubleiben mit ihrem Schmerz und Gebet. Sie konnte nicht begreifen, daß Susanna es auf sich nehmen wollte, die Qual zu verlängern, und hinaus zu zerren vor fremde Augen. Aber Susanna schüttelte sanft den Kopf. „Ich muß seinen Anblick haben, und sein Bild mir einprägen bis zur letzten Möglichkeit."

Die Mutter wußte es ja nicht, was auf ihrem Herzen lastete, wie ein schweres Geheimnis.

— — — — — — — — — — —

Die Regimentsdamen waren alle mit hinaus. Den Bahnhof durften sie nicht betreten. Aber eine Straße führte am Schienenstrange entlang, und da gingen sie alle, und schauten auf den Zug, der langsam neben ihnen hinfuhr. Und sie blickten und winkten grüßend aus den Fenstern der langen Wagen heraus. Der Kommandeur und die Rittmeister und Leutnants und Fähnriche. Dann folgten die Ulanen mit ihrem jubelnden Hurra, und die Pferdeköpfe, die so erstaunt und beunruhigt hinausschauten auf das sich rasch verändernde Bild.

In dem einen Wagen sangen die Ulanen bereits aus vollen, schmetternden Kehlen. Soeben begannen sie den zweiten Vers:

„Eine Kugel kam geflogen,
Gilt es mir, oder gilt es dir?
Ihn hat sie weggerissen,
Er liegt mir zu den Füßen, —
Gloria, Gloria,
Gloria, Viktoria.
Mit Herz und Hand,
Das Schwert in der Hand,
Fürs Vaterland.
Die Vöglein im Walde
Die singen ja so wunder-, wunderschön,
In der Heimat — in der Hei—mat —"

— Verhallt war das Lied.

Susanna ging hinweg. Und immerdar stand vor ihrer Seele dieses letzte Bild, wie er aus dem Wagenfenster sie gegrüßt, mit dem letzten Blick, der nicht mehr ins Leben hineinschaute, sondern in die Ewigkeit.

— — — — — — — — — — —

Biwak im feindlichen Lande, jenseits der belgischen Grenze.

Ein paar Stunden der Nachtruhe nur, Karabiner zur Seite; ein kurzer Schlaf, in den Mantel gewickelt, auf bloßer Erde. Aber es war doch ein Schlaf, ein kurzes Ausruhen nach dem zwölfstündigen, mühseligen Ritt.

Tagesgrauen.

Mit den eisernen Rationen wurden die Pferde gefüttert, die Reiter nahmen ihr kaltes Frühstück ein. Der schmale Wasserlauf, halb versteckt unter Moos und Gestein, bot erfrischenden Trunk für Mann und Roß.

Robert Holthoff stieg in den Sattel. Und vorsichtig, nach allen Seiten hinspähend, trabte die kleine Patrouille, Unteroffizier und zehn Ulanen, unter des Leutnants Führung, mit aufgelegter Lanze den schattigen Weg entlang. Herb strich der Morgenwind durch das Tal. Weißlicher Nebel hing um Baum und Gezweig. Schon tauchten klar die Farben aus dem lichtlosen Grau der Frühdämmerung, die schützend bisher die Reiter umgaben.

Plötzlich, von einigen Büschen gedeckt, machten sie halt. Das Fernrohr erhoben, um das hier weithin sichtbare Gelände zu erkunden. Da — in geringer Entfernung ein Dorf, an eine kleine Anhöhe gelehnt, und dahinter deutlich sichtbar ein Zug Artillerie, der zum Abmarsch sich fertig machte. In weiter Ferne jenseits schien es, als wenn große Truppenmassen in Bewegung wären.

Ganz leise, gedämpft nur, ertönte das Kommando des Offiziers. „Aufgepaßt — den Zug müssen wir abfangen." — —

Hell schien die Sonne jetzt durch das Gezweig. Zu Tauperlen zerrann der Nebel auf Gras und Blättern.

„Jetzt — Jungens — Vorwärts — Marsch! In zwei Minuten müssen wir dort oben sein, dann sind sie unser, ohne Kampf!"

„Galopp — Lanze gefällt!" Wie der Sturmwind sauste die kleine Reiterschar dahin. Ehe der Feind nur sich gefaßt und besonnen, war der Zug abgefangen. Gefangen mit Mann und Maus. Gloria, Gloria! Nun zurück zum Regiment, die wichtige Meldung zu erstatten, über Standort und Anzahl des Feindes.

Am Waldessaume ging der Weg entlang. In dem tiefgrünen Laube zwitscherte ein Vogel, sorglos und doch sehnsuchtsvoll. „So wunder-, wunderschön." Der Leutnant hob den Kopf. Ein träumerisches Lächeln ging um seinen Mund.

Dann aber — irgendwo — ein Geräusch — ein scharfer Knall, aus dem Hinterhalt.

Digitized by Google

Ein Kugelpfeifen.

Die Ulanen hörten den Schuß. Der Leutnant vernahm ihn nicht mehr. Langsam, lautlos, sank er zurück.

Der Unteroffizier warf sich an seine Seite: „Herr Leutnant — Herre Gott — nochmal —"

Er fing ihn in den Armen auf.

Sein Schapka glitt herunter. Die langen Wimpern senkten sich über die gebrochenen Augen.

In der Schläfe ein kleines, rundes Loch.

Die Ulanen ritten vor; totenstill war es im Walde. Sie hoben die Leiche ihres Leutnants in den Sattel, nahmen sie, festgebunden, in die Mitte. So kehrten sie zum Regiment zurück.

Die Meldungen waren von großer Wichtigkeit; so auch die Aussagen der Gefangenen. Sofort konnte der Feind angegriffen werden.

Es folgte eines unserer ersten Gefechte, einer unserer ersten Siege.

Unserer heldenhaften, heiligen Siege.

„Gloria Viktoria!"

Der Taugenichts / Von Otto Bojarzin

Sie saßen im Salon in den grünen Sesseln, die Frau Justizrat und der Herr Studiosus. Hanno, der Sekundaner, stand am Fenster und sah in den Regen hinaus; er langweilte sich sehr.

Der Student und die Frau Justizrat machten Konversation und unterhielten sich sehr angeregt. Ab und zu warf der junge Mann einen kurzen Blick nach dem verdrießlichen Buben hinüber, aber er plauderte lebhaft weiter. Er wunderte sich selbst, wie glatt ihm heute die Worte vom Munde flossen.

Endlich hatte er sein Gegenüber so weit:

„Die Meistersinger? O gewiß, gnädige Frau, eins der herrlichsten Werke unserer Tonkunst! So echt deutsch mit seinem köstlichen Frohsinn, seiner innigen Schwärmerei, seiner Liebe für die Natur und . . ."

Der Sekundaner horchte auf. Herrjeh, was konnte der Eysoldt-Karl quasseln.

Der gute Hanno wußte halt nicht, daß Karl Eysoldt zum Glück am Tage vorher diesen schönen Satz in irgendeiner alten Zeitschrift gelesen hatte. Leise schmunzelnd, daß ihm sein Streich so gut gelungen war, fuhr der Student fort:

„Und wissen Sie, gnädige Frau, was mir an dem ganzen Werke am besten gefällt? Im zweiten Aufzug die wunderbare Stimmung der Johannisnacht. Wie das wispert und raunt und . . ."

Er merkte, wie die Justizrätin schon zum Wort ansetzte, um mit ihm in seinen Lobgesang einzufallen. Darum brach er kurz ab und ging ohne weiteres zum Angriff über:

„Übrigens, gnädige Frau, hat Ihnen Hanno schon von unserem Johannisfeuer erzählt?"

Der Bub am Fenster spitzte sichtlich die Ohren. Aber er ließ sich nichts merken; gleichmütig, als ob er nichts gehört hätte, sah er zum Fenster hinaus. Aber die Mutter wunderte sich:

„Ein Johannisfeuer? Nein, davon weiß ich noch nichts. Was ist damit, Hanno?"

Der Sohn drehte sich langsam um:

„Ach ja, Mutter, das Johnnisfeuer. Das hätt' ich beinah vergessen."

Da ergriff der Student das Wort:

„Wir Wandervögel . . ."

Hanno mußte beinah lachen. „Wir Wandervögel" — wie würdig der Eysoldt-Karl das herausbrachte.

„Wir Wandervögel haben es uns zur Pflicht gemacht, unserm deutschen Volk, das wir auf unseren weiten Fahrten lieben gelernt haben, soviel als möglich von seiner guten Eigenart zu erhalten. Wir pflegen nicht nur das Volkslied — wir suchen auch sonst die alten Sitten und Bräuche wieder zu neuem Leben zu erwecken. So das Johannisfeuer. Früher brannten sie überall, aber dann sind sie fast ganz erloschen, und nur noch selten sah man sie von den Höhen leuchten. Aber seit ein paar Jahren flammen sie wieder auf: die Wandervögel schichten die Holzstöße und werfen die Flammen hinein. So wollen auch wir den alten Brauch wieder zu Ehren bringen."

Der Student schwieg, Hanno sah erwartungsvoll seine Mutter an. Aber die hatte undeutlich die Absicht gemerkt und fühlte schon, wie ihr das Söhnlein wieder einmal durch die Netze ging. So brachte sie nichts heraus als ein hilflos zweifelndes: „Ja — — aber — —"

In Karl Eysoldt zuckte die Ungeduld. Herrgott noch einmal, am liebsten wäre er herausgefahren: Zum Teufel, Frau Justizrat, so lassen Sie den Jungen doch laufen! Lassen Sie doch endlich mal das verdammte Gängelband fahren und freuen Sie sich, daß Ihr Bub die Schneid hat, draußen im Wald mit uns am Feuer zu liegen. So erzieht man K e r l e, Frau Justizrat!"

Aber er schwieg und zog es zu Hannos Gunsten doch vor, die Sache auf Umwegen zu „deichseln":

„Wir freuen uns alle schon riesig, gnädige Frau — Hanno nicht zum wenigsten. Sie haben doch nichts dagegen, daß er sich beteiligt?"

So, jetzt war's heraus.

Aber die Justizrätin hatte sich inzwischen von der Überrumpelung erholt und war entschlossen, den Kampf um ihren einzigen Sohn herzhaft aufzunehmen.

„Eigentlich doch, Herr Eysoldt. Sie wissen ja, wie es mit Hannos Leistungen in der Schule steht."

Digitized by Google

Der Bub sah wütend zu Boden, auch Eysoldt zog die Augenbrauen zusammen. Das alte Lied!

„Sie müssen mir nicht böse werden", klagte die besorgte Mutter weiter. „Aber ich habe vor, ihn diesen Sommer nicht mehr mit Ihnen gehen zu lassen. Er muß sich unbedingt zusammennehmen; die Versetzung steht nahe vor der Tür."

Karl Eysoldt, der vorhin so gewandte Plauderer, sagte kein Wort. Nachdenklich sah er zu seinem jungen Freund hinüber, der so ungeschickt auf der Lehne des mütterlichen Sofas saß, halb trotzig, halb ängstlich die Augen niederschlug und in dem dunklen Sonntagsanzug mit den ungewohnten langen Hosen so unangenehm halbwüchsig aussah. Was war dieser Hanno doch für ein ganz anderer Kerl, wenn er in der derben Wanderkluft ohne Hut durch die Wälder strich, oder mit aufgekrempelten Hemdsärmeln, die Brust weit entblößt, am Feuer kniete und aufs Essen achtgab. —

Wieder schlugen die Worte der Justizrätin an sein Ohr:

„Ich wundere mich überhaupt, Herr Eysoldt, wie sehr Sie an dem ungezogenen Jungen hängen. Wenn ich schon dran denke, wieviel Müh und Sorge er mir hier zu Hause macht! Aber draußen erst, wo die vielen anderen Jungen sind und Sie doch nicht jeden einzeln so sorgfältig beaufsichtigen können, wie schwer muß er da erst zu bändigen sein."

Der Student hob lebhaft den Kopf. Das war es ja gerade, was ihm eben durch den Sinn gegangen war. Aber wie sollte er es nun dieser von seinem Standpunkt aus schon so alten Dame klarmachen.

Daß es gerade die Lust an dem Freien, Ungebundenen, Selbständigen war, was den Sohn mit seinen Kameraden in die Wälder und Berge trieb — das würde die Mutter ja schon verstehen. Aber ihr klarmachen, daß eben dieser Trieb, dieses Freiheits- und Tatenbedürfnis das Beste an dem Jungen sei — nicht zu unterdrücken, sondern zu pflegen, in die rechte Bahn zu weisen — das schien dem jungen Mann ganz aussichtslos.

So begnügte er sich denn damit, einige Worte zu murmeln vom guten Kern, der sicher in dem Knaben stecke und der gerade auf den Fahrten, vom Geist der Kameradschaft und vom Gefühl der Gemeinsamkeit geweckt, zum Durchbruch komme.

„Ach ja, ach ja," seufzte die arme Mutter, „am guten Kern zweifle ich auch nicht, das wäre ja schlimm. Aber Sie haben keinen Begriff, wie überwuchert von Flegelhaftigkeit und Ungezogenheit jener gute Kern manchmal ist. Letzte Woche hat er wieder zwei Stunden Arrest absitzen müssen, nach der Schule treibt er sich immer erst lange auf der Straße herum, statt gleich nach Hause zu kommen, und an die Aufgaben muß ich ihn geradezu mit Gewalt treiben. Aber über elektrischen Basteleien und ähnlichen unnützen Dingen sitzt er oft stundenlang und — —"

Dem Studenten war es peinlich, über den Jungen in dessen Gegenwart so reden zu hören. Darum fiel er ihr begütigend ins Wort: Das sei doch nicht so schlimm und so weiter.

Und als die Mutter sich über ihren ungeratenen Sohn ausgeklagt hatte und als Karl Eysoldt sie wieder von neuem überzeugt hatte, daß der Junge doch im Grunde seines Herzens nicht ganz so schlecht sei und sich gewiß noch bessern würde — da gab sie schließlich doch die Erlaubnis, daß der Sohn am nächsten Samstag auch mit hinaus ins Gebirge zum Johannisfeuer ziehen dürfe.

Hanno war nahe daran, in einen wilden Indianertanz auszubrechen, und Karl Eysoldt hätte sich am liebsten den Schweiß von der Stirn gewischt. Aber beide nahmen sich zusammen, und es kam noch eine ganz gesittete Unterhaltung auf.

* * *

Über den langen, kahlen, grasbewachsenen Bergrücken brauste der Wind. Es war ganz dunkel, kein Stern schien. Denn schon seit Sonnenuntergang war es trübe und regendrohend — gar nicht nach Johannistag, nach Sonnenwend sah es aus. Eher hätte es Herbst sein können.

Aber die Wandervögel, die wie die Heinzelmännchen da oben auf dem winddurchwehten Berg herumschafften und wirkten, wurden schon warm. Ordentliche Arbeit hatten sie zu leisten: der Sonnenwend-Scheiterhaufen mußte gerichtet werden, groß und gewaltig, für die ganze Nacht ausreichend.

Ihrer vier schleppten eine ganze dicke Tanne den Berg hinan. Ein Sturm hatte sie geknickt, breit und schwer war sie über den Weg gefallen. Jetzt wurde sie oben auf der Höhe, hoch über den Häupten ihrer einstigen Schwestern, die nur die Hänge bewuchsen, wieder eingepflanzt und fest in den Boden gerammt. Kern und Rückgrat des Sonnenwendfeuers sollte sie werden: um sie herum ward kegelförmig der Holzstoß geschichtet.

Immer dunkler wurde die Nacht. Der schmale Streifen blaßen Abendrotes, der noch im Norden über den langen, finsteren Höhenzügen gelegen hatte, war nun auch verschwunden. Ganz dunkel und schattenhaft, wie Silhouetten, sahen die einzelnen Buben aus, die schwer mit Holz beladen an den Hängen heraufstiegen. Keiner konnte mehr den andern erkennen; jedesmal, wenn zwei sich begegneten, riefen sie sich an, und der Wind zerriß die frischen, hellen Stimmen. Oben, wo der Scheiterhaufen immmer höher wuchs, brannte eine Laterne: Wegweiser war sie und Richtungspunkt.

In der Melkerhütte am südwestlichen Abhang hausten derweil die Mädchen. Der alte Herdenkessel dampfte auf dem Herde, schon füllte ein weiches, lindes Kakao-Rüchlein den niedrigen, engen Raum. Die Mädchen hatten vom Melker ein paar Laibe Brot gekauft und schnitten mächtige,

Digitized by Google

dicke Scheiben. Sie hatten sich alle dicht an den wärmenden Herd gesetzt und plauderten und sangen in einem fort.

Da brachen wie ein Ungewitter die Buben herein. Was war das gleich für ein Lärmen und Schreien: Leere Magen hatten sie und kalte, steife Finger, nicht schnell genug konnten die Mädchen den dampfend-heißen Kakao auf den starken Eichentisch bringen. Aber dann hub ein gewaltiges Schlemmen an.

Und bald standen sie wieder draußen, in erwartungsvollem Dunkel, um den großen Holzstoß, der sich als mächtig schwarzer Koloß vor ihnen auftürmte. Ein Streichholz flammte auf, Stroh und dürres Reisig knisterte, schon zuckten kleine Flämmchen am Fuß des Scheiterhaufens. Dicke Schwaden Rauch stiegen auf, mit einem Mal aber loderten mächtige Flammen empor und schlugen prasselnd und funkenstiebend zum Himmel.

Die alten Lieder wurden gesungen, die Reigen schlangen sich ums große Feuer. Hellauf leuchtend flogen die glühenden Holzscheiben in hohem Bogen durch die Luft und weithin in die Täler:

„Schiebi, Schiebo,
Die Schiebe soll go — —"

Allmählich sanken die Flammen zusammen. Das Feuer wurde kleiner. Und wer von den Buben und Mädchen wagte den ersten Sprung über den Brand, gleich hinter Karl Eysoldt, dem Führer? Natürlich Hanno, der wilde Hanno, der Sohn der ängstlichen Frau Justizrat. —

Am anderen Tag, um Mittag, lagerten sie am Bergsee. Bis um drei Uhr morgens hatten sie beim Feuer gesungen, gesprungen und getanzt — karg war die Nachtruhe auf dem Heustall der Melkerhütte. Da tat es schon gut, im kühlen See die Glieder zu erfrischen und dann langgestreckt am Ufer in der Sonne zu braten.

Am oberen Ende des langgestreckten Weihers hatten die Mädchen ihren Badeplatz, unten tummelten sich die Buben. Mitten dazwischen war der Kochplatz: das zarte Bubele und Schlumps, der Tertianer, der frischgeimpft das Bad meiden mußte, warteten dort der Makkaroni und des Apfelmuses. Lachend winkten sie mit dem Kochlöffel dem nackten Wandervögelchen entgegen, das da eben zu ihnen angelaufen kam. Es war Hanno, ausgesandt, nach dem Mahle zu sehen. „Einen schönen Gruß von den anderen, und ich soll sehen, ob's denn nicht bald was zu futtern gibt."

Da tönt ein Schrei vom Wasser her, gell und durchdringend — noch einer und noch einer. Sofort lassen die drei ihre Töpfe stehen und laufen ans Ufer: ja, dort, weiter oben, mitten im See kämpft etwas mit dem Wasser und schlägt verzweifelt um sich. Aufgeregt durcheinanderschreiend laufen die Mädchen nach weiter oben am Ufer hin und her. Zwei von ihnen haben sich bereits ins Wasser geworfen und streben mit festen, gleichmäßigen Stößen ihrer verunglückten Genossin zu. Doch gar zu weit hat sich das Mädchen ins Wasser hinausgewagt.

Aber während Schlumps und das Bubbele ängstlich zu den Buben hinüberschreien und winken, die noch ahnungslos am anderen Ende des Sees sich herumtreiben, unterdessen rennt schon aus Leibeskräften Hanno am Ufer entlang. Über spitze Steine und rankige Dornen läuft er, so schnell er kann, bis auf die Höhe des sinkenden Mädchens. Und dann hinein ins Wasser, zu helfen, zu retten! Wie ein Hecht taucht er in die Tiefe, wo das strudelnde, blasentreibende Wasser vom Kampf der Unglücklichen zeugt. Derb und fest greift er in einen wirren Bausch langer, nasser Mädchenhaare und zieht und zieht sie hinauf an die Oberfläche, an die Luft. Glücklich gelingt es ihm dann, das Mädchen von hinten mit beiden Armen fest zu umfassen, wie er es auf einer Bildertafel einmal gesehen; ohne daß sie ihn hindern kann, stößt er sie, mit den Beinen rudernd, vor sich her. Da kommen auch schon die ersten der Kameraden angeschwommen und nehmen ihm die Last ab. Tief atmet er auf und schlägt sich ans Ufer; dort wirft er sich lang hin ins Gras. Gelungen ist's — jetzt nur ausruhen und sich verpusten! Aber fein gegangen ist's doch!

Gar nicht lange kann er so liegen, da drängen sich alle um ihn herum, Buben und Mädchen. Froh und glücklich umringen sie ihn, schütteln ihm die Hände, heben ihn hoch. Er weiß sich kaum zu helfen, fast erdrücken sie ihn vor Freude und Jubel. Bis irgendeiner aufschreckt: „O weh, guckt doch mal seine Füße, die bluten ja ganz. Schnell ein bißchen Fett und ein sauberes Nastuch zum Verbinden!"

Erschrocken sieht Hanno auf seine Füße: wahrhaftig, arg zerschunden sind sie von dem Lauf vorhin. Ganz betrübt betrachtet er das Unheil: „Ja, hol nur schnell einer einen Lappen, damit's bis heut abend wieder heil ist. Wenn bloß meine Alte nichts davon merkt —, und daß ihr ja keiner von der ganzen Geschichte da was sagt. Sonst bin ich das letztemal mitgewesen."

So ein Taugenichts!

Inhalt des Heftes 2: Die Meistergeige. Roman von Hans Werder. — Die blaue Blume. Roman von Bruno Wölfing. **Beiblatt:** Abend. Gedicht von Helene Brauer. — Gloria Viktoria. — Der Taugenichts. Von Otto Bojarzin.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin, Verlag von Otto Janke Ausgegeben am 4. Oktober 1914. — Druck: A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek

1915 Heft 3

Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Die Meistergeige / Roman von Hans Werder

2. Fortsetzung.

Der Pilger war ein junger, wohlansehnlicher Mann, reich gekleidet, ein städtischer Edelmann, das war leicht zu erkennen.

Nicht lange hatte er zu warten, da kamen die Musiker, und der Fremde trat auf den jungen Geigenmeister zu. Er legte ihm die Hand auf die Schulter. „Giuseppe Tartini!"

Erschrocken fuhr er herum.

„Luigi Cornaro! Bei San Francesko — wahrhaftig, Luigi! Du bist es! Wo kommst du her? Hierher?"

„Aus Padua komme ich, geradeswegs, und freue mich, daß dieser Weg mich hierher geführt hat! Daß ich dich gefunden, Giuseppe!"

„Ja, Luigi! Kannst du mir Nachricht geben von Angelina? Sprich — ich brenne darauf!" und Giuseppe erfaßte heftig seinen Arm.

„Ja! Gute Nachricht kann ich dir geben! Angelina ist gesund und frisch, — lebt im Hause ihrer Eltern nach wie vor und wartet auf dich!"

„Sie — wartet auf mich!"

„Ja, freilich! Im Kloster sollte sie ihren leichtsinnigen Streich büßen. Aber nachdem unser Oheim, der Kardinal, ihr ins Gewissen geredet, ihre Beichte gehört und dabei erkannt hatte, wie heilig und unantastbar sie ihr Verhältnis zu dir auffaßt, als ihrem Ehegemahl, vor Gottes Altar ihr angetraut, — seitdem ist er anderer Ansicht geworden. Er sieht ein, daß er ihre Auffassung ehren müsse, und hat ihre Eltern dazu vermocht, ein Gleiches zu tun!" Luigi kam einstweilen nicht weiter mit seiner Erzählung. Zu tief war die Erschütterung, die sie auf seinen Hörer ausgeübt, Aufregung und Glückseligkeit in ihm entfacht. Lange gingen die beiden Arm in Arm im Kreuzgange des Klosters auf und nieder und besprachen sich und erzählten einer dem andern. Giuseppe war allmählich ruhiger geworden und gewann neue Lebenszuversicht in der Gewißheit der unverbrüchlichen Liebe und Treue seines so heiß geliebten jungen Weibes.

Ehe Luigi Cornaro aus dem Kloster schied, empfing ihn der Prior in seiner Zelle und ließ sich von ihm berichten über alles, was Giuseppe Tartini betraf. Das konnte er nun vergleichen mit Giuseppes eigenen Bekenntnissen. Dann gab er ihm selber eingehende Aufträge an den Bischof-Kardinal Cornaro von Padua mit. — —

Einige Wochen darauf kam eine Botschaft aus Padua. Auf das vortreffliche Zeugnis hin, das der Prior des Klosters vom heiligen Franz zu Assisi dem jungen Giuseppe Tartini ausgestellt, auf das Lob hin, das er ihm spendete wegen seines ehrbaren, untadeligen Wandels und frommer Gesinnung, — hätte der Bischof-Kardinal Cornaro die Strafverfolgung gegen ihn eingestellt. Er ließe ihn auffordern, heimzukehren nach Padua. Der Kardinal sowohl als die beiderseitigen Eltern wollten seine Ehe anerkennen und nachträglich ihren uneingeschränkten Segen dazu erteilen. Unendlich war Giuseppes Freude und Dankbarkeit. Der Prior gewährte ihm Urlaub, und seine Abreise ward beschlossen.

Das gab in seiner Glückseligkeit zwei bittere Tropfen: den Abschied von Pater Boëmo, seinem vortrefflichen Freunde und Lehrer, dem der Verlust seines jungen, unvergleichlichen

Digitized by Google

Musikgefährten schier das Herz brechen wollte. Und der Abschied von dem Prior.

Der hatte ihn zu sich bescheiden lassen in sein Gemach, am späten Abend. Für die nächste Morgenfrühe war Giuseppes Abreise festgesetzt. Mit zagendem Schritt betrat er die stille Zelle des hochwürdigen Herrn. Seine Geige hielt er im Arm, sie ruhte in ihrem schwarzen Gehäuse, die köstliche Stradivari, die das Eigentum des Klosters war. Oder vielmehr des Priors.

Dieser lehnte am Fenster, als Giuseppe bei ihm eintrat. „Mein Sohn, spiele mir noch einmal die Melodie, die du ersonnen, — an jenem Abend — in der du die — blauen Augen — der heiligen Magdalena besangst — und die zersprungenen Saiten — der Laute."

Stillschweigend hob Giuseppe die Geige an sein Kinn. Und sie sang ein Lied von unaussprechlicher Süßigkeit, unheilbarer Schwermut. Ein Abschiedslied ward daraus. Und es wühlte das Herz des Hörers in seinen Tiefen auf. Das waren ja Töne, die heraufklangen aus der fernen Tiefe der Zeiten. Aus jenen lange entschwundenen Tagen, da aus den blauen Augen der Magdalena das Leben gelacht, und die Jugend, und die Liebe, da die Saiten der Laute erklungen waren in holden Melodien. Ach, all dies süße Getön hatte die Geige heraufbeschworen, und dem Herzen des einsamen Mannes einen Hauch von Jugend vorgetäuscht.

Ein wehes Lächeln ging durch die Augen des geistlichen Herrn. Wie durfte denn das sein? Was hatte der Prior des Klosters San Francesco von Assisi, sich vortäuschen zu lassen, und sein Herz in Träumen der Jugend zu wiegen durch Klänge, die in seiner Zelle ertönten, wo nur das Paternoster laut werden durfte, und feierliches Psallieren! Ein ungeheuerliches Geschehen war ja das. Und doch — der Prior lächelte dazu: Nie würde er die Sünde beichten, das wußte er wohl, nie Buße dafür tun, wie sonst ein frommer Mönch Gedankensünden zu büßen pflegt. Kein Beichtvater würde ihn verstehen, und seine Sünde in ihrem Umfange, in ihrem Werte abzuschätzen wissen. Das wußte nur er selber allein, und die Buße, die er sich auferlegte, die sollte anders und härter sein, als irgendein Priester sie ersinnen konnte.

„Mein Sohn, ich schenke dir die Geige", sagte der Prior. „Nimm sie mit hinweg, als dein Eigen. Ich habe sie immer als mir gehörig ansehen, denn mir gab sie der sterbende Künstler ausdrücklich als mein Eigentum. Fortan sei sie das deine. Ich — werde ihren Klang nicht wieder hören."

Das war des Priors Buße: Er würde ihren Klang nicht wieder hören.

Die goldrote Nachtigall zog wieder in die Welt hinaus. Und auf dem Kloster lastete die Stille wie ein grauer Schleier, den kein Lebenshauch bewegte.

---

4. Kapitel.

Giuseppe Tartini war wieder in Padua, er stand in dem kleinen Palazzo der Via dei Servi, und in seinen Armen hielt er Angelina, die heiß Ersehnte, sein holdes, junges Weib. Wie sie zu ihm aufschaute voller Stolz und Wonne. Endlich, endlich hatte sie ihn wieder! So schön war er, so männlich, gesund und stark. Und in seinen Augen ein so viel ruhigeres Licht, eine Klarheit und Stetigkeit, wie sie früher nicht darin gewohnt. Sein ganzes Wesen war abgemessener, sein Auftreten bescheidener geworden. Angelina sah es wohl, der feinere Kern in ihm war ausgereift und sichtbar geworden. So wie sie ihn im Innersten schon gekannt und geliebt hatte, mit ahnender Seele, so war er in Wirklichkeit jetzt. In ihrer Glückseligkeit sagte sie es ihm. O ja, er war sich dessen wohl bewußt. Wenn das alles ihn nicht hätte läutern und veredeln sollen, — die Demütigung durch Verfolgung und Flucht, die Trennung von der Geliebten, die sein Weib geworden. Der heiße Schmerz der Sehnsucht und Verbannung, und dabei der stete Verkehr dort in des Klosters erziehender Stille, mit jenen ausgezeichneten Männern, Fra Boëmo, dem engelsguten, väterlichen Freunde, und dem Prior, diesem Kirchenfürsten mit dem tiefschauenden Auge und der großen Seele. Ja, wenn das alles nicht den edlen Kern in ihm hätte reifen sollen, dann, so meinte er selber, — wäre kein edler Kern in ihm gewesen. — — —

So wurde denn Giuseppe Tartini ein ehrsamer Ehemann und Bürger Paduas. Der Oheim Kardinal hatte ihm eine Anstellung im Orchester am Dom daselbst verliehen, und die Eltern Angelinas dem jungen Paar in ihrem Hause eine kleine Wohnung angewiesen. Dieses

Digitized by Google

letztere war nicht nach des Künstlers Sinn. Sollte er denn niemals frei werden, niemals seine junge Gattin ganz und uneingeschränkt sein eigen nennen dürfen, und mit ihr hausen nach seinem Wohlgefallen.

Dabei aber begann der Ruf seiner Künstlerschaft das Land zu durchziehen, wie der Klang einer weittönenden Schalmei, die von Ort zu Ort getragen wird. Man sprach von ihm besonders lebhaft in der Nachbarstadt Venedig.

Donna Pisana Mocenigo hatte ihn gehört, und bewunderte ihn. Wem aber diese Große, Gewaltige unter den Damen Venedigs wohlwollte, der konnte sich einer guten Aufnahme in der Lagunenstadt gewärtigen.

Diese rüstete sich jetzt zum Empfange eines sehr vornehmen Gastes. Der Kurprinz von Sachsen kam nach Venedig, um das üppige, glanzvolle Leben kennen zu lernen, das dort herrschte, wie nirgends sonst in der Welt. Das alle Fürsten und begüterten Kavaliere europäischer Länder herbeilockte, wie ein Magnet. Wohl strahlte die Sonne von Versailles einen beherrschenden Glanz über die Erde aus, aber dem Märchenzauber Venedigs kam dennoch kein anderer gleich.

Einen der schönsten Paläste am großen Kanale bewohnte Donna Pisana Mocenigo. Und sie bereitete sich, in ihren Sälen dem sächsischen Kurprinzen ein Fest von besonderer Pracht und starker Anziehungskraft zu bereiten. Ein musikalisches Künstlerturnier sollte es werden, ein Wettkampf zwischen zwei großen Violinspielern. Francesko Veracini war der eine, ein hochgerühmter Künstler, der für diese Festzeit von Florenz nach Venedig herüber gekommen war. Und der andere Giuseppe Tartini, der jung aufstrebende Stern von Padua. Donna Pisana hatte ihn gerufen, und er war gekommen, o wie gern. Solch Künstlerturnier entsprach der Sitte der Zeit und war sehr gesucht unter den Musikern, als die günstigste Gelegenheit, die Kraft zu messen und zu zeigen.

Tartini hatte viel Rühmens von Verecini gehört, von seinem glanzvollen, jedes Orchester druchdringenden Ton. Was daran wohl sein mochte? Als ob er selber nicht auch das Orchester durchdränge, das mächtig große Orchester vom Dom zu Padua. Als ob sein Ton nicht auch glanzvoll wäre, zumal der, den sein Bogen der köstlichen Stradivari entlockte!

Mit hochklopfendem Herzen betrat Giuseppe den Festsaal des Palazzo Mocenigo. Doch das Herz sank ihm ein wenig. Noch niemals hatte er solche Pracht gesehen. Solche wundervollen Räume, deren Wände gestickte Wandteppiche und herrliche Gemälde alter Meister zierten. Eine Anzahl von Kerzen brannte auf hohen bronzenen Leuchtern von künstlerischer Arbeit, das erkannte selbst sein ungeübtes Auge.

Und diese Menschen alle! Diese köstlichen Gewänder, die flimmernden Edelsteine! Er sah den Kurprinzen von Sachsen, sorgfältig nach Versailler Mode gekleidet, in blaßrotem, goldgesticktem Atlas, mächtig um die Hüften gebauscht, mit der wallenden Allongenperücke. An seiner Seite die Dogaressa, mit hochgetürmtem Haarbau, und goldbrokatnem Überkleide, das sie wie eine Glocke umgab, und welches vorne geteilt, das Untergewand aus venezianischer Spitze sehen ließ. An des Fürsten linker Seite die Herrin des Hauses, in blauem Samt mit Silberspitzen, war fast nicht minder prächtig anzuschauen.

Es wurden Erfrischungen dargeboten, Leckerbissen, die Giuseppe nicht einmal dem Namen nach kannte. Dabei wogte es betäubend um ihn her, von Flüstern, Lachen, Seidenrauschen, Fächerschwirren, und hin und wieder leichtem Sporenklang.

Und dann tat der Kurprinz eine Frage, Donna Pisana blickte umher und sandte einen Kavalier zum Suchen aus. Der holte einen zierlichen, noch jugendlichen Mann herbei, mit einer Geige unterm Arm und führte ihn der Herrin zu.

Mit einer zuckenden Bewegung sprang Tartini auf. — Wahrhaftig — das mußte Veracini sein! Und er war es. Donna Pisanas Blick schweifte zu Tartini herüber, sie nickte ihm lächelnd zu. Jawohl, erst sollte der berühmte Künstler allein sich hören lassen, später dann sollte das Turnier beginnen.

Tartini senkte den Kopf und lauschte mit geschlossenen Augen. Er mochte ihn nicht ansehen, den großen Musiker, der sich mit so unbegrenzter Sicherheit da herumbewegte. Ja, mit einem Selbstbewußtsein, mit einem Erfülltsein von sich selber, wie es nicht sein durfte bei einem,

Digitized by Google

der der Kunst zu dienen gewürdigt ist. Nur von ihr, der herrlichen, darf er erfüllt sein, nicht von sich selber. Aber nun setzte er die Geige an und spielte. Was war das? Tartini staunte. Ja, dies freilich war ein Ton, der jedes Orchester durchdrang, so etwas konnte er doch nicht. Und welch eine Art, den Bogen zu führen. Tartini öffnete jetzt die Augen weit. Das mußte er sehen, in sich aufnehmen, — lernen. Oh, diese Triller, die der Mann ausführte, und diese Arpeggien, diese Doppelgriffe. Nein, nie hatte er dergleichen vernommen. Und der Bogen, der Bogen! So ihn führen, so ihn beherrschen, so diesen schmalen Stab, mit der Sehne bespannt, zum Werkzeuge seines Willens machen zu können, zur Zunge, die ausspricht, was in des Künstlers Herzen lebt. Ja, das wäre Kunst. Nicht sein Stammeln, sein nach Aussprache ringen, für all das Unendliche, das ihm im Herzen glühte.

Nichts konnte er ja, — nichts! Wie sollte er sich vermessen, in die Schranken zu treten, mit diesem da, der konnte, was er wollte. Können, nur Können ist Künstlerschaft.

Wie aus tiefem Traume fuhr Giuseppe auf, als plötzlich die Musik verstummte. Rauschender Beifall erscholl, der Kurprinz klatschte lächelnd in die Hände, und winkte dabei. Veracini aber verneigte sich nur leichthin. Was war ihm der Beifall? Er wußte, — oh, er wußte selber, was er galt, besser als all diese Hohlköpfe, die nichts ahnten von der Kunst. Deutlich sprach dieser Gedanke sich in seinen Mienen aus.

Tartini beteiligte sich nicht an der Beifallsspende. Leise bahnte er sich den Weg durch die Menge, dem Ausgange zu. Im Vorzimmer traf er einen Pagen der Donna Pisana, und hielt ihn fest: „Lieber Freund, tut mir einen Gefallen, schleunigst! Geht zu Eurer Herrin, — und meiner. Ich ließe mich ihr zu Füßen legen. Giuseppe Tartini wäre kein Gegner, würdig mit Francesko Veracini in die Schranken zu treten. Sie möchte es ihm sagen, sein wäre der Sieg ohne Kampf. Lebt wohl." — — Er verließ Venedig.

— — — — — — — — —

Weit ins Adriatische Meer hinaus springt der Monte Guasco, das Vorgebirge, zu dessen Füßen sich der Hafendamm von Ancona ausstreckt, einen Hafen bildend, wie Italien keinen schöneren aufzuweisen hat. Die Stadt war noch klein zu jener Zeit, der Hafen aber schon besucht, und viel befahren seit Jahrtausenden. Hier, von der Höhe des Monte Guasco, blickte man darauf hinab, doch der Lärm des Hafengetriebes drang nicht bis herauf. Auf seinem Rücken trägt dieser Berg den Dom von Ancona, einen herrlichen, spätgotischen Bau.

Tiefer unten aber, zu halber Höhe, stand ein Fischerhäuschen, von Zypressengrün überschattet, und doch mit freiem Ausblick auf das Adriatische Meer. Hier wohnte Giuseppe Tartini. In die Einsamkeit war er geflohen vor den Menschen, die sein Geigenspiel hören wollten und ihn dafür bezahlen, so daß er davon leben könnte, er und sein junges Weib. Das durfte alles nicht sein. Er konnte ja noch nicht die Geige spielen, das wußte er jetzt. Aber die Könnerschaft eben wollte er erlangen, und den Weg dazu wußte er; Veracini hatte ihn ihm gewiesen. Rastlose, unermüdliche Arbeit würde dazu gehören, auch das war ihm klar, — und darum war es ihm recht, daß Angelina bei ihren Eltern zurückblieb. Eine eigene Häuslichkeit mit ihr hatte er noch nicht kennen gelernt. So hatte sie jetzt keinen Raum in seinem Dasein. Allein saß er in dem niedrigen Gemach des Fischerhauses. Seine Blicke schweiften über die Klippen hinweg auf das Meer, ins Unendliche. Und währenddessen hielt er im Arm seine Geige, und auf und nieder strich der Bogen. Ein und denselben Strich, ein und denselben Lauf, denselben Triller, immer wieder und wieder. Die Fischersleute, von denen nur eine Zimmerwand ihn trennte, meinten zuweilen in ihren harmlosen Gemütern, daß es bei dem Signore da drinnen wohl im Oberstübchen nicht ganz richtig sein könnte, sonst vermöchte er nicht ein solches Gedudele zu vollführen. Sie konnten es freilich nicht wissen, was das sagen will, wenn ein Künstler — übt. Seine Arbeit war die Führung des Bogens, und sein Ziel, die Meisterschaft über das geliebte Instrument. Und seltsam, wenn er so immer wieder die Doppelgriffe auf den Saiten erklingen ließ, in vollkommener Reinheit, dann war es ihm, als wenn zwei bestimmte Töne zusammen einen dritten hören ließen, hell und singend, als tönte er aus einer höheren Welt. War das ein Klang aus der Sphärenmusik, von der der Prior gesprochen, aus der Grundmelodie alles Seins? Einst würde er ein Buch schreiben über diesen Ton, das wußte er heute schon. Er

Digitized by Google

schrieb es auch, und man nennt ihn den Entdecker dieses Tones. Aber das kam in späterer Zeit. Jetzt horchte und übte er nur.

Das Tönen seiner Musik begleitete ihn auch bis in den Traum der Nächte. Und drunten am Fuße des Monte Guasco rauschten die Wellen der Adria ihre Begleitung dazu, in tiefen, dunklen Akkorden.

Tartini lag und horchte darauf. Es war späte Nachtstunde. Hatte er schon geschlafen? Er wußte es selber nicht, — der Kopf war ihm so benommen. Er schaute von seinem Lager durch das schmale Fenster hinaus. Es zeigte ihm einen Ausschnitt des samtdunklen Nachthimmels, in dem einzelne Sterne blitzten, so wunderbar hell. Es war, als würde die ganze Stube erhellt davon, als lichte sie sich immer mehr und mehr in bläulichem Schimmer. Und dabei rauschten die Wellen immer stärker, ja, es klang, als brauste ein Sturm herauf, und rüttelte an dem Dach, an den Grundvesten des Häuschens.

Tartini richtete sich auf. Was war das? In dem sonderbar hellen Schein dort in der Nähe des Fensters erblickte er plötzlich eine Menschengestalt, die vorher nicht da gestanden. Einen Mann. — Ja, wie kam der überhaupt hier herein, in sein wohl verschlossenes Schlafgemach?

Die Gestalt reckte sich, kam näher, da sah man, daß sie hinkte beim Gehen. Sehr hager war sie, und trug eine Hahnenfeder am Hut. „Guten Abend", sagte dieser seltsame Gast, und zog den Hut so tief, daß die Hahnenfeder den Boden streifte.

„Kennt Ihr mich nicht, Maestro? Ich denke doch! Wirklich, besinnt Euch nur! Satanas ist mein Name."

„Dann kenne ich Euch ganz und gar nicht", entgegnete Giuseppe ärgerlich. Ich bin ein frommer Christ, und will nichts mit Euch zu tun haben. Bitte, entfernt Euch und laßt mich schlafen."

„Oh, nicht doch!" lächelte Satan mit einer höflich abwehrenden Handbewegung. „Ihr könnt ja gar nicht schlafen, Maestro. Schlieft Ihr etwa als ich herein kam? Nicht im geringsten. In Eurem Kopf spuken alle die Töne herum, mit denen Ihr Euch abgequält habt, den ganzen Tag, bis in die Nacht hinein, und zum Ziele kommt Ihr doch nicht damit. Begreift Ihr das noch immer nicht?"

„Warum soll ich nicht zum Ziele kommen?" rief Giuseppe jetzt wütend. „Ihr seid ein unverschämter Geselle, trollt Euch von hinnen und laßt mich und mein Geigenspiel ungeschoren!"

Der Teufel grinste. Es war jetzt so hell im Zimmer, daß Giuseppe es deutlich sehen konnte, wie sein Mund sich schief bis zum linken Ohre hinzog. Er setzte sich auf den Bettrand, und betrachtete Giuseppe mit funkelnden Augen. „Unendliche Mühe gebt Ihr Euch, mein junger Maestro, schädigt Eure Gesundheit und Kräfte, lebt getrennt von Eurer jungen Signora, von der Ihr keineswegs wissen könnt, was sie unterdessen treibt in der lebensfrohen Studentenstadt Padua. Und bei alledem erreicht Ihr doch nichts. Ich will Euch einen kürzeren Weg zur Könnerschaft vorschlagen, als diesen mühseligen. Verschreibt mir Eure Seele. Und dafür lehre ich Euch das Geigenspiel, wie noch kein Mensch es gekonnt hat oder können wird, so lange diese armselige Erde sich um ihre eigene Achse dreht, und ebenso wenig vor sich bringt mit all ihrem Elend und all ihren Mühen, als ihr armen Erdenwürmer alle miteinander. Ihr an der Spitze, mein guter Maestro."

Der Teufel schwieg und betrachtete immer noch prüfend sein erwähltes Opfer. Giuseppe aber hatte ein Gefühl bei diesem Geschwätz, als drehte sich ein Mühlrad in seinem Kopfe herum, und noch dazu war es ihm, als ob der widerliche Geselle einen Schwefelgeruch um sich verbreitete, zumal bei der Nähe, hier auf seinem Bettrande.

„Dummer Teufel, sagte er verächtlich. Von dir das Geigenspiel zu erlernen! Ein lächerlicher Vorschlag! Meine hohe, herrliche Kunst, was weißt du von ihr?"

„Recht viel, mein junger Signore!" erwiderte der Teufel gemütlich. „Ihr unterschätzt mich! Und das ist ein gefährlicher — unter den Menschen ganz ungeheuer verbreiteter Fehler. Er hat mir schon zu manch fettem Bissen unter euch armen Seelen verholfen! Wir wollen aber jetzt nicht mit müßigen Erörterungen die Zeit vergeuden! — Dort liegt Eure Geige, — der schönsten eine, die Meister Antonio jemals erbaut hat. Was gilt die Wette, — ich spiele sie Euch jetzt vor, und Ihr sollt entscheiden, ob es je einen Meister gegeben hat, er es aufnahm mit Eurem ergebensten Diener."

Digitized by Google

Tartini antwortete nicht. Ein seltsames Gefühl der Angst legte sich um sein Herz wie ein eiserner Reif.

Der Teufel erhob sich. Mit lautlosen Schritten hinkte er durchs Zimmer, dorthin, wo die Geige lag. Er nahm sie aus ihrem Gewahrsam und setzte sie ans Kinn. Von dem bläulich schwefelichen Lichtschein umflossen, stand er da. Und nun begann die Musik. Es war eine Sonate, die er spielte. Kein Höllenlärm. Eine Sonate. Und doch — es konnte nur aus der Hölle stammen, dies lodernde Feuer. Diese Abgrundtiefe. Dieser Sturm, der anbrauste gegen alle Gewalten im Himmel und auf Erden. Ein Triller wirbelte daher, der pochte an die untersten Tiefen der Erde, der rüttelte an den Pfeilern des Himmelsdoms. Er übertönte den Donner der Meeresbrandung, er gellte zu den Sternen empor.

Und dieses Spiel. Was war alle Meisterschaft der Welt dagegen. Hier stand einer, der hatte einstmals vor Ewigkeiten am Rande des Weltalls dem Sphärengesange gelauscht, als die Morgensterne heraufstiegen aus der Finsternis der Nacht, um ihren Schöpfer zu loben. Und das hatte er nicht vergessen können — drunten in den Tiefen, in die er hinabgestoßen war. Immer kehrten sie ihm wieder, die Erinnerungen an die Gottesnähe — einstmals — aus der er verbannt war — für alle Ewigkeit. Auf loderten dann alle Qualen seines Verstoßenseins. Aber was galt ihm das, wenn er eine Seele dadurch gewinnen konnte? Eine erlöste Menschenseele mit sich hinabzerren in die ewige Verdammnis, die er selber ertragen mußte.

Tartini lag da — und lauschte seinem Spiel in einer Verzückung, die er nie gekannt, als etwas Mögliches auf Erden. Nichts ahnte bisher seine Seele von solcher Abgrundtiefe, solcher Himmelshöhe, weder im Leben, noch in der Kunst. War sie es nicht wert, seine Seele dafür diesem Höllenmeister zu verschreiben?

Ein brustsprengender Kampf loderte auf in Tartinis Seele. Schon kam ihm der Entschluß, — noch als zagende Frage, dann als Willensgewalt, schon richtete er sich auf, um die Unterhandlung mit dem Schrecklichen zu beginnen. — Was galt es denn — war das nicht auch Seligkeit — solch eine übermenschliche Kunst? — Da hörte er in einem der perlenden Doppelgriffe den dritten Ton, den tief singenden, leisen Klang. Und es war ihm, als tönte der auf einer Saite seines eigenen Herzens. Als etwas Heiliges. Erinnerung schwebte herauf, — eine Stimme von sanftem, väterlichen Klange — er hörte sie reden. Die Stimme des Priors war es, aus dem Kloster von Assisi. „Auch der Teufel ist eine Macht, die ihr dienen muß", hatte der Prior gesagt. „Gelingt es ihm, die Herrschaft über sie zu gewinnen und sie herabzuwürdigen von ihrer reinen Höhe, so ist sie die wahre Kunst nicht. Die feiert den Sieg über die Mächte der Hölle! Darin besteht ihr höchster Gottesdienst."

Da kam es über Giuseppe wie Neuaufleben all seiner Kräfte. Er erhob sich und ging festen Schrittes auf den Teufel zu. Er nahm ihm die Geige aus der Hand, — doch das war nicht leicht. Mit einem Angstschrei zerrissen alle vier Saiten, wie laute Klage zitterte es in dem edlen Instrument. Giuseppe aber hielt fest. „Und wenn's mein Leben kostet!" rief er. „Meine Geige bekommst du nicht, und nicht meine Kunst. Dienen sollst du ihr, und nicht sie dir! Und nimmer bekommst du meine Seele in Deine Gewalt. Jesus Christus, hilf mir, errette mich!"

Ein blau aufzuckender Blitz erfüllte das Gemach. Dann war es schwarze Nacht um ihn her. Der Sturm heulte, und die schwere Brandung der See ließ den Felsen erzittern. Giuseppe lag auf seinem Bette in Schweiß gebadet. War das ein Traum gewesen oder ein Erlebnis der Wirklichkeit und des Schreckens? — All seine Nerven erbebten unter dem Eindruck — unter der Erinnerung. Und noch hörte er mit allen Fasern, die in ihm lebten, des Höllenmeisters überwältigende Musik.

Kühl und farblos dämmerte der Morgen herauf. Der Sturm hatte sich gelegt, die Brandung klagte in dumpfen Tönen. Und endlich kam der Tag. Da lag die Geige still auf ihrem Platz. Mit Scheu betrachtete sie Giuseppe. Einst hatte ein Toter darauf gespielt, — dann ein Sterbender. Und heute der Teufel in eigener Person, und nun waren alle ihre Saiten gesprungen. Wie furchtbar war das. Er wagte nicht, sie zu berühren. Und anstatt zu üben wie sonst, schrieb er aus dem Gedächtnis die Teufelssonate in Noten hin. Nicht entfernt — so sagte er — hätte dieses Werk seiner Erinnerung herangereicht an die Macht und Gewalt jener Musik

Digitized by Google

des Satans — da er der Kunst hätte dienen müssen. Aber doch pocht etwas darin von dem dämonischen Herzschlag. Und so lange es Geigenspieler gibt auf Erden, wird ihnen der Teufelstriller Tartinis das Herz mit einem Schauer erfüllen und ihnen ein Antrieb bleiben zu lernen und zu fiedeln, bis sich ihnen die Tore der Künstlerschaft auftun.

— — — — — — — — — —

Zwei Jahre hatte Giuseppe Tartini in der Meereseinsamkeit von Ancona gelebt. Dann kehrte er nach Padua zurück, zu den Menschen, zum Leben. Ein tiefernster und gereifter Mann war er geworden, und ein großer Künstler, der erste Geigenmeister seiner Zeit und für lange Zeiten. Rückhaltlose Anerkennung brachte seine Stadt ihm entgegen. Die feste Anstellung als „Soloviolinist" und „Orchesterchef" an der Kirche des heiligen Antonius von Padua ward ihm übertragen, und verblieb ihm sein ganzes Leben lang. Bald galt sie als die vorzüglichste Kunstanstalt Italiens.

Einmal zog er nach Deutschland und nach Prag, der Heimat seines alten Lehrers Boëmo, — um zur Krönungsfeier Kaiser Karls VI. die Musikfeste zu leiten. Doch bald, trotz aller Verlockungen, die sich dort ihm boten, kehrte er nach Padua zurück, um nie wieder fort zu gehen. Das Heim, das Angelina ihm dort bereitete, umschloß für ihn alles Glück, das die Erde ihm geben konnte, — vereint mit der Kunst, der er diente. Zahllose Schüler umringten ihn bewundernd, verehrungsvoll. Was war es, das ihn so hoch empor hob, über jede Alltäglichkeit, über allen Durchschnitt der Menschheit, des Lehrertums und der Künstlerschaft? Seine hohe Kunst, gewiß, — die, auf festem Erdengrund stehend, ihre säulengetragenen Wölbungen hinauf bis in den Himmelsraum baute. Und zugleich die Lauterkeit und Klarheit seiner Seele, die stark war in der Strenge gegen sich selber, und mild in unendlicher Herzensgüte gegen alle, die ihm nahten. Er hatte mit dem Teufel gekämpft, und war Sieger geblieben, da er ihn gezwungen, selber seine Kunst zu bereichern, und ihr zu dienen, — ohne ihm nur einen Finger seiner Hand als Gegengabe zu gönnen. Seine Jünger fühlten es deutlich, daß sie an der Hand dieses Meisters auf felsensicherem Pfade wandelten. Sein Leben durchtönte jener Klang aus der Grundmelodie alles Seins. Es gab keine Dissonanz, nur Übergang und Harmonie darin.

„Il Maëstro delle Nazione", so nannte ihn das überlebende Geschlecht.*)

---

5. Kapitel.

Steil ab fielen die Felsen zum Tyrrenischen Meere, wild zerklüftet, überwuchert von Pinien und Myrtengestrüpp, von Moosen weich umkleidet. In diesen Felsenwinkeln, schwer zugänglich vom Meere, — unzugänglich fast vom Lande her, lag die halb verfallene Feste, eine Seeräuberburg. Efeu umspann die Mauern, so daß sie sich kaum sichtbar abhoben von den Felsenwänden, an denen sie lehnte. Eine schmale Treppe, in den Fels gehauen, wand sich hinab zum Meere, endete dort in einer Nische, die von außen her niemand sah. Nur der Brandung war sie wohlbekannt, die im Sturm daran emporschäumte, bei stiller See an den Stufen tändelte und spielte. Heut zürnte sie gewaltig. Es war schwarze Nacht, und die Stimme der See glich einem dröhnenden Donner.

Auf dem engen Burghofe, den feste Mauern umgaben, schritt ein Mann auf und nieder mit silberweißem Bart, der Tracht eines Kriegers und der Haltung eines Befehlshabers. Zuweilen hemmte er den Schritt, trat an die nur angelehnte Mauerpforte und lauschte in die Tiefe hinab.

Aus der offenen Tür, die zu dem Burghause führte, fiel jetzt ein Lichtschein. Rasch wandte der Alte sich dorthin und schaute hinein. Eine hohe Mädchengestalt, die Lampe in der Hand, kam die Stufen herunter. „Ach, Vater — Ihr seid hier? Ich glaubte schon, es wäre wieder ein Schiff gescheitert." Sie stellte die Lampe auf den Tisch und trat an der Seite es Alten in den Hof hinaus.

„Kind, wie kann ich wissen, ob Schiffe scheitern", brummte er. „Warum halten sie ihren Kurs so nah an unsere Felsen — hab' ich's ihnen geheißen? — Cesare ist hinaus mit den Leuten. Schon lange. Wohl möglich, daß die Heiligen uns den Strand segnen. Horch — Atalanta, — das sind Stimmen — da sind sie."

Die Mauerpforte ward von außen aufgestoßen, eindrangen seine Mannen, und der Hof

*) Diese ganze Lebensgeschichte Tartinis von Anfang an ist geschichtlich, mit allen Einzelheiten.

Digitized by Google

füllte sich mit den verwegenen Gestalten der Seeräuber. Gefangene brachten sie mit herein.

„Diavolo, was seh ich, der Kapitän der Nisida", rief der alte Pirat frohlockend. „Seid mir willkommen Kapitano! Freut mich, Euch endlich einmal dingfest zu haben. Ein wackerer Kutter, den Ihr fahrt, und gewöhnlich mit guter Ladung!"

Der Kapitän, ein wetterharter Seebär, gab keine Antwort. Die Wut kochte in ihm.

„Und dies hier sind Eure Fahrgäste", fuhr der Burgherr fort, die Gefangenen musternd. „Fürchtet nichts, Signori. Ein Lösegeld werdet Ihr ja auftreiben können. — Und wie steht es mit der Ladung, Cesare?"

„Die scheint schwer zu sein — Weinfässer, Herr", lachte der Angeredete. „Ich habe Piero beim Schiffe zurückgelassen, wollte Euch nur die Gefangenen abliefern, und gehe gleich wieder hinunter. Jener dort, der Bärtige, scheint der Besitzer zu sein. Und der andre da — wohl ein fahrender Spielmann. Ein närrischer Kauz jedenfalls. Wollte seine Fiedel nicht los lassen, so daß wir sie ihm in den Armen mit festbinden mußten."

„Spielmanns Hände beschwert man nicht mit Fesseln", ertönte da eine Stimme von dunklem Wohllaut. Und in den Lichtkreis der Fackeln trat Atalanta, in einen Mantel gehüllt, nach Italiener Art den rechten Zipfel über die linke Schulter geschlagen. Der Sturm wühlte in ihrem lockeren Haar.

„Wie Ihr befehlt, Donna Atalanta", grinste Cesare. „Gefangen ist er, so oder so, und seine Fiedel mag uns immerhin als ein lustiges Strandgut gelten. Irgendeiner von uns wird schon darauf zu kratzen verstehen."

Mit einem kräftigen Ruck lösten ihre Finger den Knoten, der des Gefangenen Hände gefesselt hielt. „Die Fiedel gehört mir", sagte sie dabei in einem Tone, der keinen Widerspruch duldete.

Der Gefangene sah zu ihr auf. Er war jung, mit schmalem, dunklen Antlitz und tief verschatteten Augen. Diese Augen, weich und flehend begegneten den ihren. Stumm ließ er sich auf ein Knie vor ihr nieder, und legte seine Geige ihr zu Füßen. — — —

In ein Turmverließ hatte man ihn gebracht. Hoch gelegen, mit einem schmalen Fenster aufs Meer hinaus. Einiges Wohngerät verlieh ihm leidliches Behagen. Da saß Rinaldo Nazari, beide Arme auf den Tisch gestützt, den Kopf in den Händen und starrte vor sich hin. Was sollte aus ihm werden? — Der Kapitän des wohlbekannten Frachtschiffes, und der Genueser Kaufmann der mit der großen Weinladung von Neapel heraufgereist war, — die würden schon Mittel und Wege finden, ihre Freiheit wieder zu erlangen. Aber wer würde für ihn ein Lösegeld zu zahlen bereit sein? Kein Mensch auf Erden. Und das einzig wertvolle Besitztum, das er sein Eigen nannte, — die goldrote Stradivari, — das Vermächtnis Tartinis, seines unvergeßlichen Meisters, — die hatte das schöne Mädchen ihm genommen. Freilich, um sie vor Barbarenhänden zu schützen. Aber verloren war sie ihm dennoch. Und dieser Verlust war ihm viel schrecklicher als der seiner Freiheit.

„Wenn du leben kannst ohne deine Kunst, dann laß die Hände davon, — dann bist du keine Künstlerseele", hatte ihm Meister Tartini einmal gesagt. „Oh, wie recht er hatte."

„Und seine Seele verschrieb er doch nicht dem Teufel, als der sie haben wollte, und ihm die Höhe der Kunst dafür versprach. Ob ich die Widerstandskraft haben würde, — wenn er hier jetzt hereinträte und brächte mir meine Geige wieder, — alle Wetter — das glaube ich selber nicht!" Rinaldo sprang auf und trat an sein schmales, vergittertes Fenster. Draußen da unten wogte leise die See, in schaumlosen, glatten Wellen, wie polierter Stahl, geschaukelt von der Brise, die sich gegen Abend erhoben. Schon zuckten goldene Fäden darüber hin. Denn die Sonne näherte sich dem westlichen Rande, und warf diese spielenden Lichter tastend vor sich her.

„Könnte ich in Tönen wiedergeben, was die Brandung da unten flüstert", seufzte Rinaldo.

Da knackte es an der Tür, der Schlüssel klirrte, wurde herumgedreht, und die Tür ging auf. Rinaldo fuhr herum. Nahte sich wirklich der Böse? — Nein — eine Frauengestalt war es. Atalanta. Er hatte sie nur in dem weiten Mantel gesehen. Jetzt, in dem eng anliegenden, hellen Tuchkleide, das sie trug, sah er erst, wie schlank sie war. Wie stolz ihre Haltung und der Blick der meeresfarbenen Augen, von oben herab ihrem Vater ähnlich. Man mochte denken, daß, wenn einst die Herrschaft in diesem

Digitized by Google

kleinen Reich seiner Faust entfallen wollte, — sie geneigt sein würde, sie aufzunehmen, mit kräftiger Hand. Jetzt trug sie im Arm den Geigenkasten. Über ihre Schulter schaute Cesares scharfes, hageres Gesicht mit zornig blitzenden Augen. Er schloß zögernd von außen wieder die Tür, sichtlich unwillig einem Befehle gehorchend. Atalanta stand mitten im Turmgemach.

„Madonna," sagte Nazari, ich hoffte auf eine Erscheinung, die mir Erlösung bringen sollte. Eine göttliche aber, — so hoch verstiegen sich meine Hoffnungen nicht!"

Sie lächelte. „Ich bringe Euch Eure Geige. Hier nehmt sie! Ich wollte gern ihre Stimme hören. Seid Ihr ein Spielmann? Wie heißt Ihr?"

„Rinaldo Nazari heiße ich, Madonna. Ja, ich bin ein Spielmann, und Musik ist die einzige Sprache, in der ich zu reden weiß."

„Oh, das ist gut!" rief sie, „dann laßt mich diese Sprache hören."

Und so hörte sie ihm zu. Auf dem Schemel am Tisch saß sie ihm gegenüber, und schaute auf ihn gespannten Blickes. Nie hatte sie ähnliches vernommen.

Die Geige sang unter seiner Hand, schwermütig, düster. Wie Wogenrauschen klang es, aufheulender Sturm, drohendes Getöse, und Menschenherzen in Todesangst. Dann aber, als glätteten sich die Wogen, als bräche sanftes Licht zwischen den Wolken hervor, und schimmerte tröstlich lind über den Wellen.

Atalanta lauschte, und verstand. So also — war Menschenschicksal. So — wogte das Leben und wühlte Abgründe auf, und riß das Menschenherz hinunter, und trug es wieder empor, zu lichten Höhen.

Eine Sehnsucht glühte auf in des Mädchens Brust, ein Drang in die Weite, in die Höhen und Tiefen des Lebens, die bisher ihr rätselhaft waren, wie die von silbernen Nebeln verschleierte Ferne. Endlich schwieg die Geige.

Es war noch hell im Gemach, die Sonne längst versunken, doch ein leuchtendes Abendrot am Himmel hingemalt, das mit fremdartigem Schimmer den Raum erfüllte und die Gestalt des Mädchens verzauberte. Sie blickte auf mit feuchten, verträumten Augen. „Wo war ich? War das ein Traum? Ein Erlebnis? War das Eure Geige?"

„Es war ein Erlebnis, Madonna. Das ist es allemal, wenn die Kunst eine Welt um uns schafft, die wir sonst nie gekannt haben."

„Dann seid Ihr ein Künstler, ein großer Künstler? Und wir halten Euch hier gefangen! Und zum Lohn dafür überschüttet Ihr mich mit Schätzen, von deren Herrlichkeit ich nichts geahnt. Doch aber klingt es mir alles so vertraut, es zieht mir das Herz in die Ferne, und doch höre ich das Allernächstliegende daraus, die Musik der Meereswellen, die doch mein ganzes Leben erfüllt."

„Habt Ihr die verstanden, Donna Atalanta? Ja, Euer Name war es, den ich besungen! — Seht, ich hatte abgeschlossen mit dem Leben, mit allem, was Leben bedeutet. Es schien mir zerschellt in den Wogen, die unser Schiff zum Scheitern gebracht. Da in den Felsklippen, die mir Tod und Untergang bedeutet, da tratet Ihr mir entgegen als die Herrscherin die Fesseln löste, über Leben und Freiheit gebot. Und ich hörte Euren Namen Atalanta, den nur eine Tochter des Meeres tragen kann. Eine Tochter des Ozeans. So seid Ihr mir erschienen. Ja, wie die Göttin des Ozeans."

„Und doch hatte ich nicht einmal hindern können, — daß die — falsche Leuchte Euer Schiff verlockt", flüsterte Atalanta hastig zwischen den Zähnen. — Sie sprang auf und trat an das Fenster. Das gelbrote Licht war erloschen, einzelne Sterne blitzten an dem weißlichen Himmel auf. „Sagt mir, Maestro, — wohin ging Eure Fahrt, was begehrtet Ihr zu tun?"

„Nach Genua, Madonna. In Ostia hatte ich mich eingeschifft, und von Genua wollte ich über die Alpen, — nach Deutschland, so war mein Plan — nach meines Meisters Weisung. Er war selber einmal in Deutschland gewesen, und hatte es lieb gewonnen als das Land, darin die Musik ihre Tempel hat, wie nirgend sonst in der Welt. Da wollte ich mein Heil versuchen. Nun — ist es vorbei damit!" (Fortsetzung folgt.)

Anmerkung: Der Roman „Die Meistergeige" von Hans Werder erscheint auch als Buch im Verlage von Otto Janke, Berlin SW 11, und ist durch alle Buchhandlungen oder vom Verlag zu beziehen.

Digitized by Google

Die blaue Blume / Roman von Bruno Wölfing

2. Fortsetzung.

Wie manche Gemälde moderner Schule durfte man Kryzanowski nicht aus zu großer Nähe betrachten. Hatte er aber seinen Paletot angezogen, der für des Polen Verhältnisse fast bedenklich elegant war, und seinen Zylinder aufgesetzt, so konnte er, besonders von weitem, einen durchaus tadellosen Eindruck machen.

Nachdem er sorgfältig an der Tür gelauscht hatte, ob er keine Begegnung mit seiner Wirtin zu befürchten hätte, entschlüpfte er, glücklich dieser Gefahr entronnen, auf die Straße und nahm den Weg zum Tiergarten, um in die innere Stadt zu gehen.

Es war Unter den Linden, wo er Rex begegnete. Schon von weitem hatte er ihn an der raschen, gewaltsamen Gangart und der gesucht uneleganten, aber bequemen Joppe erkannt, die Rex zu tragen pflegte.

Große Hoffnungen konnte man ja auf Rex nicht setzen, trotzdem beschloß Kryzanowski einmal einen Versuch zu wagen. Es war vielleicht ein Wink der Vorsehung, daß ihm Rex begegnete, und Pan Kryzanowski, obwohl Freidenker vom Scheitel bis zur Sohle, glaubte doch gern an göttliche Winke, wenn es ihm gelegen kam.

Rex lachte, als ihm der Pole, ehrerbietig den Zylinder lüftend, entgegentrat? „Na also, Herr Kryzanowski", sagte er und klopfte dem Korrespondenten des „Kuryer Warzawski" wohlwollend auf die Schulter. „Wo fehlt es denn wieder einmal. Sie waren ja gestern abend nicht in der ‚blauen Blume'?"

Der Pole, der die Spannung zwischen Rex und Möninghoff kannte, zog die Brauen zusammen. „Wissen Sie, offengestanden, degoutiert mich der Snobisme dieses Möninghoff auf die Dauer. Außerdem bin ich wirklich in ganz verzweifelter Lage."

Rex bedauerte ironisch und forderte den Polen auf, einige Schritte mit ihm zu kommen; er könne sich nicht aufhalten.

Kryzanowski, begabt mit feinstem Empfinden für solche Dinge, hatte sofort erkannt, daß Rex vortrefflicher Laune war. Er ließ sich also nicht zweimal nötigen und erzählte, indem er bei dem raschen Schrittempo, das Rex einschlug, zwar bald außer Atem geriet, eine lange und sehr traurige Geschichte von allen möglichen Komplikationen, in die er unverschuldet geraten sei.

Mit sarkastischem Lächeln hörte Rex diese Erzählung an, die verwickelter war als der weiland gordische Knoten und doch ebenfalls eine sehr einfache Lösung hatte, nämlich, daß der Pole Geld brauchte.

„Ich will Ihnen etwas sagen," lachte Rex endlich stehen bleibend, da der etwas beleibte Pole schwer nach Atem rang, „ich bin in guter Stimmung heute, weil die Rollenbesetzung in meinem Drama, das nächstens aufgeführt werden soll, wirklich glänzend ist. Darum sollen Sie auch von mir etwas haben."

Mit diesen Worten hatte er in die Westentasche gegriffen und gab dem Polen ein Fünfzigpfennigstück. „Schuldschein ist nicht nötig. Das sind überflüssige Zeremonien."

Einen Augenblick überlegte Kryzanowski, ob er nicht einen so unbedeutenden Betrag empört zurückweisen sollte, er entschied sich jedoch seinem knurrenden Magen zuliebe für die Annahme. „Nun ja!" sagte er, mit gleichgültiger Miene das Geldstück in die Tasche schiebend, „das versteht sich ja unter Gentlemen von selber. Natürlich werden Sie es bald zurück haben, ich lege Wert darauf, gerade von Ihnen, Herr Rex, nicht falsch beurteilt zu werden, denn ich bin fest überzeugt, daß Sie es einmal zu etwas Großem bringen werden, toucher aux plus hauts!"

„Na, lassen wir das!" sagte Rex lachend, „meinetwegen können Sie das Geld auch behalten."

„Mein Herr!" rief der Pole, einen Schritt zurücktretend, „ich schwöre Ihnen, daß ich das Geld zurückzahlen werde."

„Übrigens", unterbrach ihn Rex abermals, „habe ich einem jungen Mann, der ‚vie de bohême' mimen möchte, Ihre Adresse verraten. Vielleicht zeigen Sie ihm etwas. Er wird Sie wohl heute oder morgen besuchen. Es scheint ein feines Herrchen zu sein."

„Reich? Meinen Sie?" fragte der Pole.

„Vielleicht auch!" lachte Rex.

Digitized by Google

Kryzanowski erfaßte mit raschem Blick die Situation und sah schon goldene Berge am Horizonte blinken. „Nun gut, auf Ihre Empfehlung will ich ihn aufnehmen," sagte er mit nicht ganz verhehlter Freude, „obwohl ich sonst natürlich nicht zum Bärenführer für die Bohême mich hergebe."

Dann schüttelte er Rex die Hand und ging, höflich an den Zylinder fassend, wieder in die Stadt. Dort ließ er sich in einer Bierhalle eine Wurst für dreißig Pfennige geben, aß zehn Brötchen, die nicht besonders berechnet wurden, dazu und begab sich dann nach Hause, um den angekündigten Besuch ja nicht zu verfehlen.

Als er die vier Treppen seiner Wohnung erstiegen hatte, traf er jedoch seine Wirtin im Hausflur. Kryzanowski wollte entschlüpfen, wurde aber festgehalten.

Die Arme in die Seite stemmend, begann die Wirtin ihm mit gellender Stimme eine Rede zu halten. „Nun, sieht man Ihnen auch einmal, Herr Kryzanowski?" schrie sie den Berichterstatter des „Kuryer Warzowski" an, wobei sie den polnischen Namen aufs schnödeste entstellte. „Ich dachte schon, Sie wären heimlich ausgezogen. Na meinetwegen, ich würde Ihnen keine Tränen nachweinen dhun. So eine Schlamperei, drei Monate fast keinen Pfennig Miete zu zahlen."

In edler, gemessener Haltung hörte Kryzanowski diese endlose Rede an, versicherte nur einmal, er werde alles bezahlen, und ging dann, als die Wirtin abberufen worden war, traurig auf sein Zimmer, zwar froh, entkommen zu sein, aber doch tief bedrückt in seiner Künstlerwürde, daß er sich so etwas hatte bieten lassen müssen.

Und tief traurig ging er, nachdem er die Türe sorgfältig verriegelt hatte, damit kein neuer Ansturm auf seine Ehre stattfinden konnte, im Zimmer auf und nieder wie ein Löwe in seinem Käfig.

Er erwog dabei, wie er dem angekündigten Besuch möglichst imponieren könnte, und bei diesen Überlegungen wurde er zusehends heiterer, und die Wolken von seiner Stirn verzogen sich. Ja, er rieb sich plötzlich die Hände, als sei ein erleuchteter Gedanke ihm gekommen, und lächelte so glücklich, als könne er schon jetzt einen Hundertmarkschein in die Brusttasche schieben.

Schließlich hatte seine Laune sich derart erhellt, daß er sogar seit langer Zeit zum erstenmal eine Lade an seinem Tische öffnete, worin ein paar gelbe, stark verlesene Bände lagen, französische Bücher, die des Polen großer Schatz waren. Davon nahm er einen heraus und begann am Fenster, bequem in einen alten, etwas durchgesessenen, strohgeflochtenen Sessel gelehnt, zu lesen. Denn trotz allem und allem war Pan Kryzanowski eines echten Kunstempfindens fähig, das zwar sehr von anderen weniger schönen Eigenschaften überwuchert war, aber doch manchmal durch alles andere hindurchleuchtete. Und jetzt, wie er sich halblaut die feinen, geschliffenen Sätze Flauberts vorlas, den Rhythmus dieser Prosa genießend wie kostbaren Wein, da tauchte zugleich vor ihm seine Vergangenheit auf, wo er auch einmal Kunst hatte schaffen wollen, großen Ideen nachgegangen war, bis er abgeirrt von diesem Wege und seitwärts in allerlei Gestrüpp und den Dornen des rauhen Lebens hängengeblieben war. So las er, bis draußen im Flur die Klingel ging.

Es war in der Tat Fallois, der mit vielen Verbeugungen in der Tür erschien. Kryzanowski hatte sich erhoben und stellte sich unwissend. Er ließ den andern von vorn anfangen und seine Wünsche auseinandersetzen, wobei er dessen eleganten, dunkelbraunen Paletot und den Stock mit dem Silbergriff, mit dem Fallois nervös spielte, offenbar wohlgefällig musterte. Dann stellte er ihm mit nachlässigen Bewegungen einen Stuhl hin, bat den jungen Mann, sich zu setzen, und trat selber etwas zurück. Er stellte sich in Positur vor den Schreibtisch, kreuzte die Arme übereinander und senkte ein wenig, die Stirne in düstere Falten legend, sein Haupt. Dann begann er, nach einer Pause zu sprechen. Mit tiefer, wehmütiger Stimme setzte er seinem Gaste auseinander, wie verkehrt es sei, die Bohême als etwas Oberflächliches oder gar Komisches aufzufassen. Man müsse nur eindringen in die Psychologie des Bohêmiens, dann würde man schon erkennen, welch tiefes, ja tragisches Problem hier verborgen läge. Es sei eben für manchen Menschen, und es wären das schließlich nicht die Schlechtesten, ein Lebensbedürfnis, nein, die einzige Möglichkeit zu leben, wenn sie sich abseits hielten von den andern und sich hinweg setzten über all die lächerlichen Klauseln und Vorurteile,

Digitized by Google

mit denen der Bourgeois sein Leben einenge und verstumpfsinnige. Man nenne das wohl Kultur, in Wirklichkeit sei für manche Menschen dieses sogenannte geordnete Leben aber geistiger Tod, Erstickung aller Persönlichkeit, die barbarischste Barbarei. „Mir wenigstens", erklärte Kryzanowski und erhob dabei Stimme und Haupt, „wäre es niemals möglich gewesen, in diesem Sumpfe barbarischer Enge zu leben. Ich liebe die Freiheit über alle Dinge. Lieber verhungern als mittrotten in dem dumpfen Haufen der andern. Die Bohême ist mir eine heilige, ja erhabene Sache. Und Sie werden begreifen, Herr Fallois, daß es mir bei dieser Auffassung nicht leicht fällt, jemand hineinzuführen, der sie bloß kennen lernen möchte, wie man einen Zirkus sich ansieht."

Fallois war sehr verlegen geworden bei dieser Rede, und sein Blick war dabei in den Ecken der niederen Dachstube herumgewandert, über die seltsamen Aktstücke an den Wänden hingeglitten und hing jetzt fast bang an dem düsteren, tragischen Antlitz des Polen, der noch immer mit gekreuzten Armen vor ihm stand.

„Trotzdem", fuhr Kryzanowski nun in milderem Tone fort, „will ich eine Ausnahme machen mit Ihnen. Sie sind mir von Rex empfohlen, und wenn Sie wollen, können Sie gleich heute abend mitkommen in eine Weinstube, wo ich mich mit zwei Freunden treffen werde."

Fallois, der schon gefürchtet hatte, nach Hause geschickt zu werden, war außerordentlich dankbar, was jedoch der Pole kühl zurückwies. Dann stülpte Kryzanowski seinen unentbehrlichen Zylinder auf, glättete seinen schwarzen, keilförmigen Bart und machte sich daran, mit Fallois auszugehen.

Zunächst nahm er diesen mit auf das nächste Postamt, von wo er einen Rohrpostbrief an seine Landsmännin, die Malerin Laskowska, sandte. Die Epistel war in polnischer Sprache abgefaßt und forderte die Adressatin auf, für den Abend an den bestimmten Ort zu kommen. Es sei da ein Lämmchen, das es verdiene, seiner Wolle beraubt zu werden. Sie wollten es gemeinsam gründlich scheren.

Dann zog Kryzanowski mit Fallois in ein Weinrestaurant, verließ ihn aber noch einmal für eine Viertelstunde, um die in der Nähe wohnende Käthe Arendt abzuholen. Er fand diese auf ihrem unglaublich unordentlichen, primitiven Zimmer, als sie gerade ein sehr frugales Abendbrot zu sich nahm. Denn die Lehrerin lebte oft wochenlang, ohne etwas Warmes zu genießen, bloß um für Bälle, Theater und ähnliches etwas Geld zu erübrigen. Sie versprach mit vielen Freuden, recht lustig und ausgelassen zu sein, was der Pole von ihr verlangte.

Als sie in dem Weinrestaurant ankamen, wo Fallois ihrer wartete, fanden sie diesen schon sehr heiter infolge einer Flasche, die ihm Kryzanowski empfohlen hatte. Und auch die Laskowska erschien. Sie war eine schöne Frau gegen Ende der Zwanzig, mit kühngeschwungenem Profil und kryskallen schimmernden, grünlichen Augen. Sie war nicht ohne Geschmack in einem roten Hute, der ihr gut stand, und ihre Wangen waren ein wenig gepudert. Bald saßen sie zu viert in einer Ecke. Eine Kapelle spielte im Hintergrund, deren leichte Rhythmen den behaglichen Raum erfüllten.

Von Wein, Weib und Musik zugleich berauscht, geriet Fallois bald in rosigste Laune. Er erzählte, wie seine Neigung zu einem freien Leben entstanden sei. Er berichtete, oft in ein unmotiviertes Lachen geratend, von seiner Vergangenheit, wobei er sich wiederholt verirrte und von Kryzanowski auf die rechte Straße zurückgeführt werden mußte. Soviel jedoch war klar, daß er durch verschiedene neuere Romanschriftsteller derart begeistert worden war für ein künstlerisches Leben, daß er das auch hatte kennen lernen wollen. Besonders eins wollte er, wieder etwas griechisch freie Sinnenfreunde einführen in unser bigottes Leben. Genießen, sich ausleben wolle er, koste es, was es wolle."

Kryzanowski, der manchmal mit seiner Landsmännin einen Blick getauscht hatte, sagte jetzt vorsichtig: „Ja, teuer wird Sie ein solches Leben schon kommen."

„Das macht nichts", erklärte Fallois lachend und schlug dabei auf den Tisch. „Mein Alter wird schon berappen. . . ."

Und Kryzanowski nickte und brachte dem für griechische Sinnenfreude begeisterten Jüngling dann vorsichtig bei, daß sie alle nicht so gut bei Kasse wären, worauf dieser sie sämtlich zu einem Souper einlud, was nicht ohne Zögern angenommen wurde.

Digitized by Google

Während die Arendt nun dem jungen Mann zuredete, wie recht es sei, daß er sein Leben genießen wolle, und zu klagen begann, daß sie das leider versäumt hätte, wandte sich Kryzanowski an seine Landsmännin und fragte sie, ob sie nicht sich des guten Fallois annehmen wolle. Er sprach polnisch, was Fallois nicht verstand, und ebenso antwortete die Laskowska. Sie fragte, ob es denn nötig sei, daß man auf seine Theorien über Lebensfreude usw. einginge.

Kryzanowski lachte: „Der Kleine ist ja ein ganz hübscher Junge. Trotzdem dürfte es sich aus taktischen Gründen vielleicht empfehlen, ihn solange als möglich hinauszuhalten. Aber schließlich sind wir ja vorurteilsfreie Menschen und sehen nichts Schlimmeres darin, wenn jemand mit seiner Schönheit statt seinem Verstand oder seiner Muskelkraft Geld erwirbt."

„Gemütsmensch!" lachte die Laskowska, sah aber mit ihren grünlich schimmernden Augen nicht ohne Wohlwollen auf den jungen Fallois, der wirklich, adrett angezogen wie er war, ein netter Bursche zu nennen war.

Die war inzwischen auf die Unterhaltung der beiden aufmerksam geworden und fragte nach dem Inhalt.

Kryzanowski aber bat ihn um Entschuldigung. Er wie seine Freundin seien tätig für die Befreiung ihres polnischen Vaterlandes. Es seien einige solche Staatsgeheimnisse, die sie eben besprochen hätten.

Und die Laskowska hielt Fallois ihr Glas zum Anstoßen hin, und ihm verführerisch in die Augen schauend, sagte sie: „Auf die Freiheit in jeder Beziehung!"

Nach dem Dessert fing dann Kryzanoski wie zufällig an, von Paris zu erzählen. Er lehnte sich dabei weit zurück in seinen Stuhl und sprach dem Weine, den Fallois nicht ausgehen ließ, mit Energie und Behagen zu. „Ah!" sagte er mit tiefem Seufzer. „Nicht Berlin ist ja der Ort der Bohême, nur Paris. Paris! Ach, ich könnte weinen vor Heimweh nach Paris, wenn ich nur seinen Namen nenne, wenn an das Quartier Latin denke und den Montmartre, an den Luxembourggarten mit seinen Alleen und bunten Beeten, an die Seine mit ihren Brücken und die Cafés des Boule Miche, wo wir des Abends saßen und von Kunst und Liebe sprachen. Ich ging oft hungrig zu Bett in der Stadt der Städte, aber ich war jung, und es war eine schöne Zeit ich war ein Mensch, der glaubte an das Leben! Jetzt bin ich allmählich ein alter Knabe geworden, aber damals, als ich Stammgast war im Chat noir, als mich alle Mädels kannten, die bei Bullin tanzten oder im Moulin dela Galette — damals . . ."

Und Kryzanowski stützte, traurig sich nach vorn beugend, sein Haupt in die Hand und schien versunken zu sein in die Erinnerung jener schönen Zeiten. . . .

„Erzählen Sie doch einmal die Geschichte mit dem Gascogner", bat plötzlich die Arendt.

Kryzanowski aber, wie erwachend aus buntem Traume, machte eine großartige Handbewegung. „Nein," sagte er, „man soll sich nicht wiederholen und, parbleu! wir haben's ja nicht nötig; aber eine andere Geschichte fällt mir ein, da wir gerade von Paris sprachen, aber ich bin nicht in der Laune, sie zu erzählen."

Da nun alle, besonders aber Fallois, ihn bestürmten, ließ er sich doch endlich bewegen, tat noch einen tiefen Zug aus seinem Römer und fuhr sich dann mit der Hand wie nachdenklich über die Stirn. „Eine verfluchte Bande war's," begann er, die er damals im Café Soufflet zusammen kam. Kerls, wie sie die Sonne selten beschienen hat. Mort de ma vie, arbeiten war nicht ihre starke Seite. Aber was brauchen Grandseigneurs zu arbeiten. Und das waren Grandseigneurs des Lebens, sans le son! — Einmal machten wir eine Wette, ich habe vergessen, wie und warum. — Tut auch nichts zur Sache. Ich ließ mich also von einigen Malern meiner Bekanntschaft alles an Skizzen, Studien, Entwürfen, was sie nicht mehr brauchen konnten, übergeben und tat alles in eine große, braune Mappe. Sie war eine Sehenswürdigkeit samt ihrem Inhalt, nie habe ich — ma foi — eine solche Masse von Kitsch zusammen gesehen. Damit also wollte ich Geld verdienen, hatte ich gewettet. Ich packe also meine Mappe unter den Arm, setze meinen Zylinder auf und begebe mich zu jenem Kunstgelehrten, der für die Rothschildschen Sammlungen die Ankäufe besorgt. Er war ein Mann von Geist — sans doute — und Geschmack. Vor dem also breite ich meine Mappe aus und lege den Kitsch schönstens auseinander. So, Monsieur, s'il vous plait. — — Der betreffende Gelehrte setzt seinen Kneifer auf,

Digitized by Google

nimmt ein paar Blätter in die Hand, lächelt, betrachtet sie nochmals und dann mich. Ich mache ein tief ernstes Gesicht. ‚Nun, mein lieber Freund,‘ sagt er endlich, ‚was wollen Sie denn für all das zusammen wohl haben?‘ Ich nicht faul, sage ‚fünfhundert Franken‘. Der Herr lächelt — mon Dieu, man wird ja wohl Menschenkenner, wenn man oft mit Malern zu tun hat — er weiß natürlich sofort, warum es sich handelt, greift in die Tasche, holt einen Louisdor heraus und gibt ihn mir. „Sie haben Geld nötig, mon cher!‘ sagte er. ‚Da, nehmen Sie, bitte, aber für Ihre Zeichnungen habe ich keine Verwendung.‘ Nun, ich nehme das Geldstück, es war ja die Wette, und stammle meinen Dank. Da aber fällt mir ein, soll ich nun die schwere Mappe mit all dem Schund nach Hause schleppen? Nein, kurz entschlossen klappe ich sie zusammen, mache eine Verbeugung und überreiche sie jenem Herrn: ‚Sie haben mich beschenkt, Sie sind gütig gewesen,‘ sage ich. ‚Aber, enfin, ich bin ein Mann von Ehre. Gestatten Sie, daß ich Ihnen eine Gegengabe überreiche. Behalten Sie diese Mappe! Je vous fais un cadeau!‘ Und ehe er sich hat fassen können, habe ich mich empfohlen. War das nicht nobel gehandelt? Für einen Louisdor eine Mappe voll Kunstblättern zu schenken, für die ich soeben noch fünfhundert Franken verlangt hatte?“

Fallois war begeistert und bestellte gleich noch zwei neue Flaschen, und da Kryzanowski einmal im Zuge war, erzählte er weiter mit blitzenden Augen und wuchtigen Gesten. Er schilderte das nächtliche Leben von Paris, leitete mit leisem Schnalzen delikatere Episoden ein, in denen Korsetts und seidene Unterröcke eine Rolle spielten, und kopierte schließlich, hoch aufgerichtet, die Hand an der Brustnaht, Francois Solis, den Gründer des „Chat noir“, den Helden von Montmartre.

Fallois, begeistert, schlug vor, man möge am selben Abend noch etwas unternehmen. Seine Wangen glühten, von Wein und Vergnügen erhitzt, und seine Stimme schlug oftmals in die Fistel über, wenn er sprach.

„Streifen wir ein paar Lokale ab!“ sagte die Arendt, und so brach man ziemlich lärmend auf. „Ha!“ rief die Arendt und strebte dabei den guten Fallois möglichst dämonisch anzublitzen mit ihren flackernden, unsteten Augen. „Ich kenne Paris zwar nicht, aber Berlin, und das ist auch was. Ha, ich bin in Verbrecherkneipen gewesen, ich habe die tollsten Bälle mitgemacht, ich habe das Leben in seinen Tiefen aufgespürt.“

„Na also!“ sagte Kryzanowski, und so zog man hinaus auf die nächtliche Straße.

Da Egon Fallois nicht mehr ganz sicher auf den Beinen ging, machte es sich wie von selber, daß er sich etwas auf den Arm der Laskowska stützte, was um so weniger aufzufallen brauchte, da vor ihnen Kryzanowski mit Fräulein Arendt, der städtischen Lehrerin, ebenfalls Arm in Arm dahinzog. Und was um diese Zeit von Menschen noch auf den nächtlichen Straßen dahintrieb, das wunderte sich über ganz andere Dinge nicht mehr.

„Sie hätten keinen besseren Führer in die ‚vie de bohême‘ finden können, als meinen Landsmann Kryzanowski“, sagt Fräulein Laskowska mit ihrer fremdartigen, rollenden Aussprache des r. „Wir Polen sind für die Freiheit geboren, unser ganzes Leben ist ein Kampf für die Freiheit. Auch Sie, Herr Fallois, sind kein Deutscher. Jeder Deutscher ist ein geborener Bourgeois. Ihr Name ist französisch. Auch in Ihren Adern muß ein anderes Blut rollen, als das träge deutsche!“

„Ja, aber meine Vorfahren sind schon seit zweihundert Jahren in Deutschland ansässig“, sagte Fallois ein wenig stotternd.

„Nein, nein, Sie sind kein Deutscher!“ rief die Laskowska. „Auch in Ihnen revoltiert ja etwas gegen die Enge des Bürgertums. Als ob das Glück des Lebens darin bestände, jeden Tag einen Braten auf dem Tische zu haben. Leben ist Abwechslung und Bewegung. Neues erleben, das ist das Schöne auf der Welt! Sie sollten öfters mit uns kommen, Herr Fallois! Wir wissen das Leben zu nehmen. Das Leben ist ein Weib, man muß werben darum, kokettieren, dann ergibt es sich Ihnen.“ Und die Laskowska sah den guten Egon Fallois mit ihren leuchtenden, grünlichen Augen unter dem Schleier her an, daß diesem fast schwindelte.

Vor ihnen aber war Fräulein Arendt ins Schwärmen gekommen. Sie sprach von Rex. „Ha, er ist ein bedeutender Mensch, seine Stimme ist die eines Feldherrn, es durchschauert mich, wenn ich sie höre. Er wird einmal etwas Großes werden. Aber trotzdem werden wir ihn hinaus-

Digitized by Google

werfen aus der ‚blauen Blume'. Ja, auch ich werde meine Unterschrift geben, auch ich, die ich ihn liebe, oder vielleicht gerade darum. Vielleicht aber hasse ich ihn auch! Ich weiß es selber nicht."

Kryzanowski genoß mit Kennerschaft das Gefasel der städtischen Lehrerin. Durch kleine Seitenstiche suchte er sie noch mehr anzuregen.

„Ha!" rief Fräulein Arendt aus. „Auch Sie, Herr Kryzanowski reden so. Wenn das Stern tut, dieser Materialist, dieser Mediziner, dann wundert mich das nicht. Aber Sie. Nein, meine Liebe für Rex ist ganz ideal. Nichts von Perversität, wie dieser Stern meint. Es für mich nur ein Glück, die Stimme von Rex zu hören, seine Augen, ha, seine Augen, sie sind ..."

„Treten wir also hier ein!" sagte Kryzanowski, Halt machend vor einem strahlend erleuchteten Lokal.

Fräulein Laskowska, den etwas schwankenden Fallois führend, kam lachend nach.

„Aber das Leben ist doch schön!" jauchzte Fallois an ihrem Arme.

Was nun folgte, war ihm am folgenden Morgen nicht mehr ganz klar. Er erinnerte sich nur noch, daß er, es mußte schon sehr früh gewesen sein, mit Kryzanowski noch vor dem Schenktische einer Likörstube gestanden hatte.

Dort hatte er dem Polen mit beständig überschlagender Stimme eine lange Geschichte von einer Balletteuse erzählt, aus welcher Pan Kryzanowsky mit Deutlichkeit erkannte, daß Fallois trotz seiner Theorien über griechisch freie Sinnlichkeit noch ein vollkommener Knabe war.

„Und eine Dachstube wie Sie muß ich auch haben, Herr ... Ihren Namen kann ich nicht behalten ..." lallte Fallois endlich. „Es geht nichts über ... die Freiheit!" Und dabei rollte er das r wie Fräulein Laskowska.

Kryzanowski nickte nur etwas melancholisch. Bei der Dachstube war ihm seine Wirtin eingefallen und wie er sich hatte ausschelten lassen müssen von ihr. Und er begann dem beduselten Fallois sein Leid zu klagen.

Als dann in der Frühe Kryzanowski nach Hause kam, hatte er das erhebende Bewußtsein, neben einem tüchtigen Rausch auch das Geld für seine Miete mit heimzubringen. Als er jedoch am nächsten Vormittag erwachte, kam er nach längerem, innerem Kampfe doch dahin mit sich überein, daß er das Geld lieber für andere idealere Zwecke verwenden wollte und lieber bei Nacht seine Bude räumen.

Die Wirtin hatte ihn ja selber aufgefordert. — Nun mochte sie sehen! — Es geschah ihr ganz recht. Ein Künstler läßt sich nicht ungestraft beleidigen.

Und befriedigt setzte Pan Kryzanowski seinen Zylinder auf, um in jenes Lokal zu gehen, wohin er sich mit Fallois für diesen Abend verabredet hatte. ...

---

5. Kapitel.

Einige Wochen danach fand die Aufführung jenes Schauspiels „Freiheit" statt, dessen Autor Rex, das Mitglied des Klubs ‚Die blaue Blume', war. Er hatte es mit zwanzig Jahren bereits geschrieben, es aufs geratewohl eingereicht, und zu seinem eigenen Erstaunen war das Werk zur Aufführung angenommen worden. Vielleicht hatte der Bühnenleiter trotz der Ungeschicklichkeit der Anlage Spuren von stärkerem Talente darin entdeckt, vielleicht hatte er es auch nur darum gewählt, weil gute Rollen für seine Schauspieler darin waren. Dies war der Grund, den Rex gern im Munde führte. Jedenfalls aber hatte die Annahme den Direktor später gereut, und so war die Aufführung um mehrere Jahre hinausgeschoben worden, um schließlich doch stattzufinden.

Rex wohnte der Premiere nicht bei, weil, wie er ein wenig allzu oft geäußert hatte, er nicht verantwortlich gemacht werden wollte für Jugenddummheiten. Sonst freilich waren die meisten Mitglieder des Klubs zugegen, teils aus Neugier, teils aus wirklichem Interesse, teils aus Malice.

Möninghoff war bereits sehr zeitig eingetroffen. Er trug einen schwarzen, unten glockenförmig geschweiften Gehrock und lehnte graziös an einer Säule im Parkett, nahe dem Eingang. Er beobachtete das Kommen der Leute und besonders den Eindruck, den seine distinguierte Persönlichkeit auf die Vorübergehenden machte. Denn sein langes, blondes Haar, die phantasievolle Krawatte mit der goldenen Spange, überhaupt seine echt künstlerisch gewählte Art fielen auf in der Menge, obgleich Möninghoff das nicht zu bemerken schien.

Digitized by Google

Er war in einiger Spannung, und wiederholt richtete er das Opernglas auf das Publikum im Parkett oder in den Logen. Er erwartete jemand, das war klar. Zwar jene Dame in etwas geschmackloser Bluse, die ihm oben aus dem zweiten Rang ein Zeichen machte, war es wohl nicht. Denn Möninghoff schien das Winken überhaupt nicht auf sich zu beziehen. Auch die Gesellschaft, die eben im ersten Rang ganz vorne Platz nahm und die Möninghoff einen Augenblick fixiert hatte, konnte es nicht sein, denn er senkte das Opernglas sofort wieder. Dort waren Else Triebschen und Jörgens in Begleitung einer älteren Dame angelangt. Möninghoff bemühte sich, nicht hinzusehen, es war ihm peinlich. Auch hatte er, seit jenem Nachmittag, da er mit Else an dem Kanal hin durch den Nebel gegangen war, kaum mehr an sie zurückgedacht. Diejenige, die er suchte, und die er nicht fand, war eine ganz andere.

Schon war der eiserne Vorhang in die Höhe gegangen, die Ränge waren schon fast ganz gefüllt, und auch Möninghoff nahm seinen Platz ein. Ein dumpfes, monotones Summen ging durch das Haus. In Möninghoffs Nähe sprach man von dem Dichter des Stückes. „Er soll Sozialdemokrat sein und hier in Berlin leben", sagte eine Dame. Aber Möninghoff hatte noch immer nicht gefunden, was er suchte.

Da, schon waren die Rampenlichter aufgeglüht, mit einem letzten Blick hatte Möninghoff sie erspäht. Ganz in der Nähe von Jörgens und Else Triebschen war sie angekommen, die er erwartete, Eva Salomon mit Max Stern und einer jungen Dame, offenbar eine Freundin. Eva trug eine weiße Seidenbluse, Möninghoff sah gerade, wie sie mit der ringglitzernden Hand über ihr rabenschwarzes Haar fuhr, ein rasches Erkennen, ein Gruß beiderseits folgten, da erdröhnte die Bühnenglocke und der Raum verdunkelte sich.

Sorgfältig die Schöße seines eleganten Rockes auseinandernehmend, setzte sich Möninghoff und richtete sein Glas nach der Bühne. Er empfand ein Gefühl der Befriedigung über Evas Kommen und sah auch dem Stücke mit Spannung entgegen, in der Hoffnung auf zu erlebende Schadenfreude.

Die Szene des Stückes stellte einen weiten Raum dar, der nach hinten durch große, offene Fenster eine flache Seelandschaft sehen ließ. Das Drama spielte, wie der Theaterzettel verriet, auf dem Lande in der Villa eines Arztes.

Breit und langsam setzte das Schauspiel ein. Sehr umständlich ward das Milieu geschildert, aus dem das Drama hervorwachsen sollte. Man sah da eine junge Frau zufrieden in ihrem Heime schalten, mancherlei Szenen mit Kindern und Dienstboten sollten dem Publikum verständlich machen, daß ein behagliches Glück hier herrsche. Dann kam der Gatte nach Hause. Er kam von einem ärztlichen Rundgang zurück und hatte eben eine Operation vollendet. Aber noch anderes erzählte er. Er hatte auf dem Heimweg eine Malerin getroffen, eine Bekannte aus seiner Münchener Studentenzeit her, die jetzt sich zufällig in dieser Gegend aufhielt, um in der anmutigen Landschaft zu arbeiten.

Möninghoff konnte den Vorgängen auf der Bühne nur mäßiges Interesse abgewinnen. Mehr als die Personen auf der Bühne interessierte ihn die dort oben im ersten Range. Er hatte Eva seit jenem Abend in der ‚blauen Blume' nicht wieder gesehen, und ihr nur zwischendurch noch mehrmals sein Bedauern über jenen unglückseligen Vorgang durch Stern übermitteln lassen.

Inzwischen hatte sich jedoch auf der Bühne die Malerin bereits selber eingefunden, die der Arzt gleich eingeladen hatte. Freundlich wurde sie von Doktor Bender, so war der Name des Hausherrn und seiner Gattin, willkommen geheißen. Lydia, die Malerin, war schwarz von Augen Haar und Herzen, wie alle guten Bühnenintrigantinnen, und sie warf den Apfel des Unfriedens in dieses stille, glückliche Heim. Aus ihren Worten erfuhr man im Parkett, daß Doktor Bender sich einmal zu ganz anderen Dingen berufen gefühlt hatte, als Arzt in einem Dorfe zu werden, daß er vielmehr einmal davon geträumt hatte, die Gebrechen und Krankheiten der ganzen Welt zu heilen. Und nun, als Frau Doktor Bender hinausging, um für den Gast noch einen neuen Gang für den Mittagstisch zu bereiten, da benutzte die dämonische Malerin die Gelegenheit, um im Herzen des Arztes noch einmal die schon fast verglommene Feuer zu heller Lohe zu entfachen. Sie knüpfte an die Stunden der Begeisterung an, die sie im Münchener Café Stephanie verlebt hatten, er habe, sagte sie, seine herrlichen Gaben um ein Linsengericht dahin-

Digitized by Google

gegeben, und das Feuer seiner Seele sei viel zu gut, einen Kochherd zu heizen. Und diese Reden zündeten. Als die Hausfrau wieder ins Zimmer trat, um den Mittagstisch zu decken, teilte ihr der Gatte mit vielem Pathos mit, daß er eine Mission zu erfüllen habe in der Welt, eine Mission, der er dienen wolle, voll, ganz, unentwegt. . . . Über das jähe Erschrecken der jungen Frau senkte sich der Vorhang.

Man applaudierte hier und da im Publikum, aber der Beifall verstummte bald. Eva Salomon auf ihrem Balkonsitz im ersten Rang hatte nur ironisch die Mundwinkel zusammengezogen und verächtlich genickt, als Max Stern mit wichtigem Stirnrunzeln ihr zugeflüstert hatte, das Stück sei schwach, rhetorisch-lyrisch, keine naturalistische Kraft darin! — Dann beobachtete Eva Möninghoff, der unter ihr im Parkett mit Eifer den Theaterzettel zu studieren schien. Sie zeigte ihrer Nachbarin, ihrer Freundin Grete Mendel, den blonden Dichter dort unten. Und Fräulein Mendel, Frithjof Alexander Möninghoff, seine Biedermeierkrawatte und sein blondes Lockenhaar scharf lorgnettierend, meinte, Eva zunickend, er sähe ja sehr interessant aus.

Dann hob sich der Vorhang zum zweiten Akte. Die sonnige, heitere Stimmung der ersten Szenen war verschwunden. Gewitterschwüle drohte draußen über der freundlichen Landschaft, und man fühlte sie bis ins Zimmer dringen. Hier herrschte Unordnung statt der behaglichen Sauberkeit im ersten Akte. Die Eltern der jungen Frau waren herbeigeeilt, um der Tochter beizustehen gegen die dämonische Gewalt, die in Gestalt der schwarzen Malerin Lydia auf einmal eingedrungen war in das friedliche Heim.

Eva Salomon folgte mit gespannter Aufmerksamkeit den Vorgängen auf der Bühne. Trotz ihrer Abneigung gegen den Verfasser des Stückes war ihr doch die dämonische Malerin nicht unsympathisch. Eva liebte ja überhaupt alles Dämonische und Außergewöhnliche. Und sie haßte alles Spießbürgertum. Sie die aufgewachsen war in einer Provinzstadt als Tochter sehr wohlhabender, aber beschränkter Eltern, hatte ja auch immer zu kämpfen gehabt gegen Philisterei und Enge, wo sie mit ihren Interessen für Dichtung und romantisches Leben immer wie eine Gefangene sich gefühlt hatte. Wie hatte sie sich herausgesehnt aus der Dumpfheit der kleinen Stadt nach dem großen, modernen Berlin hin, wo das Leben war. Und nun, als ihre Eltern ihr den Willen getan hatten, war doch alles anders gewesen, als sie es erhofft hatte. Aber Eva war nicht danach geschaffen, auf die Dauer vagen Träumen nachzuhängen; sie wollte etwas, ihre Pläne nahmen immer mehr eine feste Richtung, und das Ziel, dem sie zusteuerte, war der Dichterruhm. Den wollte sie erreichen, darum hatte sie gestrebt, in Künstlerkreise zu kommen. Denn hier hoffte sie Verständnis und Förderung zu finden. Dann wollte sie triumphieren über Philisterei und Bürgertugend. Und weil sie diese so haßte, darum gefiel es ihr, daß dort die Malerin einbrach in das allzu friedliche Heim und ihre Worte wie Blitze hinzuckten durch die kleinbürgerliche Atmosphäre. Außerdem war es die beste Darstellerin der Truppe, die jene Rolle verkörperte und zugleich rettete. Sie verstand es, die Augen zu rollen und Hände und Arme zu regen, daß man ihr glauben konnte, was sie dort von furchtbaren und harten Worten gegen Philistertum und Verspießung schleuderte. Und wirklich erlag der gute Doktor, den sie herausreißen wollte aus der Stickluft der Kinderstube auch völlig dem Zauber der dämonischen Frau. Er versprach, hinauszustürmen mit ihr in das große Leben, das seiner harrte. Hand in Hand wollten sie beide, freie Menschen, der Zukunft entgegenschreiten und die Fackel hineintragen in das Dunkel der Welt. Es fielen gewaltige Worte von Freiheit, von Kampf und großen Taten, und als sich dann am Ende des Aktes unter dem Wehegeschrei der Schwiegereltern des Arztes, dieser und die Malerin berauscht von den eigenen Tiraden in die Arme sanken, da brach wirklich im Publikum stärkerer Beifall aus, der freilich wohl hauptsächlich der Darstellerin galt, vielleicht auch dem Wunsche entsprang, den Dichter einmal hervorzulocken. Aber er kam nicht, und der Applaus verstummte rasch.

Das Publikum verließ die Ränge und ergoß sich ins Foyer. Eva bewegte sich mit der ruhigen Würde einer Königin, nur manchmal ihr Aussehen in den hohen Spiegeln der Wände prüfend. Sie beteiligte sich gar nicht an der eifrigen Besprechung des Stücks, die ihre Freundin und ihr Cousin neben ihr pflogen. Stern fand vieles abgeschmackt und matt, konnte sich selbst den schwachen Beifall nur als Suggestion durch die

Digitized by Google

Schauspielerin erklären und führte, eifrig mit den Händen gestikulierend, aus, was ein wahrer Dramatiker aus der Verführungsszene am Schluß des zweiten Aktes hätte machen können.

Da tauchten plötzlich Möninghoffs blondes Lockenhaupt und sein schwarzer Gehrock in der Menge auf. Er hatte schon vorher auf der Treppe nur mit Mühe Fräulein Arendt abgeschüttelt, die auf ihn zugestürzt war in heller Begeisterung über das Stück. Jetzt kam er mit zierlichen Schritten auf Eva zu, begrüßte sie ehrerbietig und ließ sich Fräulein Mendel, der Freundin, vorstellen. Diese ging dann mit Stern voraus, und Möninghoff und Eva folgten als zweites Paar, langsam mittreibend im Strome der Umherwandelnden.

„Hoffentlich hat sich nun ganz der unangenehme Eindruck verloren, gnädiges Fräulein," sagte Möninghoff, „und Sie denken nicht mehr schlimm von der ‚blauen Blume'.

Eva schob den Kopf noch etwas mehr in den Nacken. „Das ist abgetan", sagte sie kühl. Unhöflichkeiten übersieht man, verachtet man. Ich meine, schon daß ich dieser Aufführung beiwohne, muß beweisen, daß ich über solchen Plumpheiten stehe."

„Gewiß, gewiß", versicherte Möninghoff, leicht den Oberkörper vorbeugend. „Selbstverständlich können wir einen solchen Menschen wie Rex nicht länger als Mitglied des Klubs betrachten. Ich habe bereits alle Schritte für seine Ausschließung getan."

Eva suchte abzubiegen. „Sind Sie befriedigt von der Aufführung Herr Möninghoff?" fragte sie.

Möninghoff zögerte einen Augenblick: „Nicht ganz!" gestand er dann. „Meine Kunstprinzipien sind verschieden. Ich liebe die Stücke nicht, die eine Kopie des modernen Lebens geben wollen. Schönheit, Schönheit! das suche ich. Was sollen uns diese Menschen auf dem Theater, das doch ein Kunsttempel sein soll, diese Menschen, die man auf jeder Straße sieht. Mehr Vornehmheit täte uns not in der Kunst. Vor allem der Vers!"

Eva nickte, offenbar nicht ganz bei der Sache, und fuhr dann fort: „Es mag ja aussehen wie persönliche Gehässigkeit von mir, aber ich weiß mir nicht zu helfen, ich finde das Stück unter aller Kritik."

Möninghoff hatte sich inzwischen mit etwas kühler Höflichkeit vor Else Triebschen verneigt, die mit einer älteren Dame und Jörgens an der Seite stand und ihn mit großen Augen starr angesehen hatte. Eva hatte das bemerkt.

„Eine Bekannte von Ihnen?" fragte sie. „Wie eigentümlich sie hierher sah. Und war nicht der Herr, der neben ihr stand, derjenige, der Chemiker werden sollte?"

Möninghoff verzog spöttisch seine feinen Lippen. „Er ist es bereits geworden und arbeitet mit Begeisterung im Laboratorium, im Labor, wie er geschmackvoll sagt."

Eva lächelte: „Nun, vielleicht kommt eines Tages eine Künstlerin wie in unserm vortrefflichen Stücke und reißt ihn aus der bürgerlichen Enge heraus."

Möninghoff aber deklamierte im Dahinwandeln: „In uns allen liegt ja die große Sehnsucht nach einem unerschöpflichen Daseinsgehalt. Das hat Rex wohl sagen wollen es aber nicht gestalten können."

„Ja!" sagte Eva, plötzlich stehen bleibend und Möninghoff aus ihren schmalen, dunkeln Augen anblickend. „Auch in mir liegt diese Sehnsucht. Auch ich möchte heraus, heraus, aus dem Pfahlbürgertum!"

Möninghoff wich fast ängstlich ihrem scharfen Blicke aus und suchte weiter zu gehen. Eva aber beharrte, noch immer seine Augen suchend. „Wissen Sie, was ich möchte?" sagte sie dann in leisem, leidenschaftlichen Tone. „Ich möchte auch eine Künstlerin werden, und zwar eine große! Ja, das will ich. Koste es, was es wolle!"

(Fortsetzung folgt.)

Anmerkung: Der Roman „Die blaue Blume" von Bruno Wölfing erscheint auch als Buch im Verlage von Otto Janke, Berlin SW 11, und ist durch alle Buchhandlungen oder vom Verlag zu beziehen.

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

An den künftigen Frühling

So reich wie diesmal hat seit langen Zeiten
Auf deutschem Grund kaum je ein Lenz geprangt!
So golden schwer auf deutscher Acker Breiten
Wohl kaum die goldne Ährenfrucht geschwankt.
So glänzend blau noch kaum zuvor die Welle
Des Meers umrauscht der deutschen Küsten Schwelle,
So schön kaum je die grüne Waldespracht
Gewinkt mit ihrer Wipfel Schattennacht!

Tief, tief ward unsres Vaterlandes Schöne
Durch dich, o Frühling, uns ins Herz geprägt,
Daß es empfinde jeder seiner Söhne,
Wie reich und liebevoll es ihn umhegt!
Daß heiß in Lieb' es ihm die Brust durchloht:
„Mein Deutschland, dein im Leben und im Tod!
Nie sollst du, niemals mir entrissen werden,
Du herrlichstes, du schönstes Land auf Erden!"

Oh, wie muß erst der künft'ge Lenz erblühen
Dem Grund, von Blut der Helden dann gedüngt!
Wie's immer komm' — ob unserm Kampfesmühen
Zum Siegerpreis das Grün der Eiche winkt;
Ob Purpurblüten hauchen ihre Düfte
Nur über unsres Volkes Totengrüfte —
Es werden, Lenz, dir Eich' und Rose melden,
— Wie's kommen mag — von Helden, nur von Helden! —

Drum, kehrst du, Frühling — spende zehnfach Segen
Dem Volk, das kühn der Feinde Ring durchbrach!
— Doch ward's, daß du ihn mußt auf Grüfte legen —
So spend' ihn hundert-, spend' ihn tausendfach!
Dann hätten deiner Nachtigallen Zungen
Noch nie zuvor von solchem Kampf gesungen,
Drin ewig-höchsten Ruhm ein Volk errang
Bei seinem glorreich-großen Untergang!

Doch, Lenz, ich fühl's, nur Siegerkränze reichen
Darfst du dem Volk, durch dessen Mut und Geist
So frisch und stark wie Saft der deutschen Eichen
Noch frühlingsjung der Strom des Lebens kreist!
Und, deutscher Frühling, deines Volkes Kinder,
Sieghaft wie du, als starker Überwinder,
So werden grüßen sie im grünen Kranz
Die Au'n des neuerkämpften Vaterlands!

Florentine Gebhardt.

*

Ganz wie vor 44 Jahren / Von Marcello Rogge

Nichts ist in dieser Zeit wohl näherliegend, als Vergleiche mit den glorreichen Tagen von 1870/71 heranzuziehen. Zwar wird man häufig nicht mehr mit diesen Vergleichen auskommen, — um vieles gewaltiger ist heute das Ringen, die wunderbarsten Errungenschaften der modernen Kriegstechnik kommen in Anwendung, Riesengeschütze sprechen ihre furchtbare Sprache, Flieger und Zeppeline, Unterseeboote und flinke Automobile bringen ein ganz anderes Bild in die Erscheinung dieses ungeheueren Völkerkrieges, dessen imposanteste Eigenart doch in tagelangen, über viele Hundert von Kilometer sich hinziehenden Schlachten zu suchen sein dürfte.

Zwei Dinge allerdings sind wunderbar ähnlich geblieben: die herrliche Begeisterung unseres deutschen Volkes, die ihm Opfer- und Siegeskraft in höchstem Maße verliehen hat, und — das systematisch aufgebaute Lügennetz, mit dem damals, wie heute die feindliche Presse nicht nur ihr eigenes Volk moralisch völlig vergiften konnte, sondern in dem man das beste Mittel sah, dem neutralen Auslande gegenüber die deutschen Erfolge zu vertuschen oder gar ganz zu leugnen.

Heute wetteifert darin das edle Albion mit seinem „teueren" Genossen, und man kann noch nicht entscheiden, wem am Ende dieses köstlichen

Digitized by Google

Weltstreites die Narrenkrone zuerteilt werden wird. Täglich können wir uns auf dem Umweg über die Presse der Neutralen an diesen Fieberphantasien Albions und der „großen Nation" erbauen, nachdem man nun mit Befriedigung davon Kenntnis nehmen durfte, daß die vernünftigen Blätter des neutralen Auslandes auch zu der Überzeugung gekommen sind, daß das gute deutsche Schwert jetzt entscheidet und nicht die Feder jener eklen Lügenhelden.

Um zu zeigen, daß die Gegner jenseits der Vogesen das Lügen in ganz hervorragender Weise bereits vor 44 Jahren verstanden und auch heute den gutgehenden Betrieb ihrer weitausgedehnten Lügenfabrik augenscheinlich nach dem erprobten Muster der damaligen Zeit ausgebaut haben, mögen hier einige Proben aus der Unzahl von Fabrikaten jeder „Geschmacksart" ihren Platz finden.

Interessant dürfte bei der Lektüre dieser kleinen Blumenlese aus der französischen Lügenchronik, der sich einige Meldungen aus andern Ländern würdig an die Seite stellen, der Vergleich mit den heutigen Presseäußerungen sein. Man könnte den Herrschaften vielleicht den Rat geben, diese alle wieder zu bringen. Einige unbedeutende Abänderungen würden sie hierzu vorzüglich geeignet machen. Wie der Erfolg dieser schändlichen Schwindelberichte am Ende ausfiel, wissen die Herren Franzosen ja sicher noch, und sie können auch ganz unbesorgt sein, — daß es diesmal ganz der gleiche sein wird.

Sehr beliebt waren stets die „authentischen" Quellen entnommenen Berichte der „Constitutionel" über unsere unglaublichen Verluste. So meldet dieses Blatt bereits am 23. August 1870:

„Nach bestimmten Nachrichten belaufen sich die Verluste der Preußen und der mit ihnen kämpfenden Deutschen auf die enorme Ziffer von 20 000 Mann."

Am 26. Oktober stellt dasselbe Blatt eine interessante Berechnung auf:

„Man schätzt auf 10—12 000 die Zahl der Feinde, die täglich von unserm Freischützenkorps (!) erlegt werden, das macht 300 000 Mann jeden Monat. Wohlverstanden, sie machen keine Gefangene, da sie wissen, was ihnen bevorsteht, wenn sie gefaßt werden. Weil Preußen so schmutzig ist, sie nicht anzuerkennen (!), so erschießen sie ihrerseits jeden Preußen, der ihnen in die Hände fällt."

Ist es da ein Wunder, daß folgender Vorschlag des edlen Herrn Berchoumieu in der „Liberté" den Beifall jedes „patriotisch" gesinnten Pariser fand:

„Es gibt im ‚Jardin des Plantes' viele unnütze Esser. Man könnte diese in folgender Weise sehr nutzbar machen. Sowie die Annäherung des Feindes signalisiert wird, läßt die Verwaltung die Tiger und Löwen in die von ihren Bewohnern verlassenen Gehöfte bringen. Wenn dann die Preußen plündern und stehlen wollen, stoßen sie auf diese ausgehungerten Tiere, die man vorher zur Vermehrung ihres Zornes durch als Ulanen (!) verkleidete Wärter peitschen lassen könnte. Ich bin überzeugt, daß dieses Mittel dann im Verein mit den Mitrailleuse-Lokomobilen von 90 Pferdekraft um so wirksamer ein furchtbares Blutbad unter den Feinden anrichten und sich um so eher von dem heiligen Boden Frankreichs vertreiben lassen könnte."

Der blutgierige Phantast steht nicht allein mit seinen Vorschlägen, die jeder Zivilisation offen Hohn sprechen. Bereits im September ließ sich „Figaro" wie folgt vernehmen:

„Eine gute Idee! Unsere Schmuggler und Wilddiebe sollen, wie man sagte, ein sicheres Auge und eine feste Hand haben: warum bildet man aus ihnen keine Truppe? Eine kleine Prämie auf jeden gelieferten Preußen wäre unserer Ansicht nach gut angewandtes Geld."

Selbstverständlich wurden uns die gemeinsten Schandtaten nicht nur zugetraut, sondern auch „nachgewiesen". Dieselben Herrschaften, die zum schimpflichen Franktireurkrieg auffordern, und diesen als höchste Leistung des Patriotismus preisen, verdächtigen uns schmählich der Anwendung verbrecherischer Hilfsmittel. Ganz so wie heute, wenn unsere Proteste gegen die „Dum-Dum-Geschosse" mit Gegenanschuldigungen beantwortet werden. So bringt der „Francais" vom 12. August folgende Notiz:

„Wollt ihr wissen, wozu die Preußen fähig sind? Nicht weit von hier (gemeint ist Metz) hat man einen Elenden festgenommen, der gerade beschäftigt war, eine Quelle zu vergiften. Und dieser abscheuliche Verbrecher hat eingestanden, daß König Wilhelm eine zahlreiche Bande dergleichen Verbrecher aus den Zuchthäusern und Gefängnissen losgelassen hat, um diese Abscheulichkeiten auf unserm Gebiete und auf den Straßen, die unsere Armee passiert, zu begehen."

„Figaro" veröffentlicht am 12. September einen schändlichen Lügenbericht, der für die heutige Lage eines besonders interessanten Beigeschmacks nicht entbehren dürfte, da das Blatt bemerkt, die Mitteilungen dem berüchtigsten Hetzblatt „Times" entnommen zu haben:

„Ein englischer Arzt, der unsere Schlachtfelder besuchte, veröffentlicht das Resultat seiner Beobachtungen über französische Tote. Eine bemerkenswerte Erscheinung, schreibt er, die ich nicht zu erklären weiß, ist die schwarze Gesichtsfarbe der Toten. Zugleich überrascht mich der Ausdruck des schmerzlichsten Todeskampfes, der sich fast auf allen Gesichtern zeigt. Wer durch eine Kugel getroffen ist, hat den Mund offen, die Zunge hängt heraus, und über die Gesichtszüge ist ein Ausdruck des gräßlichsten Schmerzes gebreitet. Eine Kugel dagegen, welche auf der

Digitized by Google

Stelle tötet, vernichtet das Leben ohne Schmerz: die Züge tragen den Ausdruck der Ruhe, und öfter zeigt sich ein stilles Lächeln um die Lippen der Toten. Auf diesen Schlachtfeldern aber tragen die Züge der Leichen den Ausdruck des furchtbarsten langsamen Todeskampfes, den ich weder zu verstehen, noch zu erklären weiß, wenn es nicht die scheußliche und verbrecherische Anwendung vergifteter Kugeln ist."

Von den immer, ja fast täglich wiederkehrenden „Siegesmeldungen" wollen wir hier ganz absehen, — sie könnten Bände füllen. Seltsam kann es uns nicht einmal berühren, wenn wir in dem „Hofjournal" des dritten Kaiserreiches „Patrie" noch am 3. September lesen:

„Wir erhalten über Belgien preußische Depeschen usw. — Wir glauben nicht daran! (Es sind die bekannten Telegramme König Wilhelms an die Königin und Mitteilungen von Manteuffel über die Siege vom 30. und 31 August und 1. September gemeint.) — Wir glauben nicht daran, weil seit dem Beginne des Krieges König Wilhelm von Preußen, seine Verwandten und seine Generale sich auf dem Papier stets den Gewinn der Schlachten zugeschrieben haben, in denen sie tatsächlich Terrain verloren haben. Der König Wilhelm und seine Heerführer haben immer gelogen, deshalb können sie gegenwärtig nicht anders, denn als Lügner betrachtet werden, und wir sind wahrhaft nicht töricht genug, ihren leeren Erklärungen Glauben zu schenken. Wir bleiben dabei, daß wir am 31. August und am 1. September die Schlacht gewonnen haben."

Diese schwindelhafte „Zuversicht" vermochte allerdings nicht zu hindern, daß die Pariser sich schon durch das baldige Erscheinen der gefürchteten „Ulanen" am besten davon überzeugen konnten, ob die Preußen die Schlachten nicht gewonnen, sondern immer mehr „Terrain" verloren hatten. Aber auch die „Ulanen" waren eigentlich gar nicht der Rede wert. Die Pariser brauchten sich nicht über ihr schnelles Erscheinen Sorgen zu machen. Das „Paris-Journal" macht aller Angstlichkeit am 27. August in einem von genauester „Sachkenntnis" zeugenden Artikel ein Ende:

„Es gibt gar keine Ulanenregimenter. — Die preußische Kavallerie hat Kürassier-, Dragoner-, Husarenregimenter, aber keine Ulanenregimenter. Was ist überhaupt ein „Ulan"? Solange Preußen im Frieden lebt, sieht man keine Ulanen im Lande. Ist aber der Krieg erklärt, so strömen alsbald pensionierte Kavallerieoffiziere herbei, d. h. solche, die kein anderes Vermögen besitzen, als ihre sehr mäßige Pension. Sie melden sich zum Kommando von Reiterkorps. Auf eigene Kosten (!) müssen sie diese anwerben, ausrüsten und unterhalten. Der Ulan nimmt keinen Anteil an der Schlacht, gehorcht keinem General, fügt sich auch nicht der Disziplin des Lagerlebens. Man erteilt den Ulanenführern Patente. Mit diesem Patent versehen, sammeln jene alten Landsknechte (ces vieux reitres) sich Scharen unter den abgedankten Soldaten. Alle sind ohne Lebensberuf und ohne Unterhalt, haben ihre Sach' auf nichts gestellt. Sofort nach Überschreitung der Grenze beginnt die Jagd. Sie führen Krieg auf eigene Kosten, wie auf eigene Rechnung, und behalten von Rechts wegen, was ihnen Fortuna sendet. Die Ulanen sind mit einem Worte „Korsaren zu Lande"! Die zivilisierten Völker haben mit Recht das Kaperwesen als organisierten Seeraub betrachtet und unterdrückt. Die Ulanen hat man dabei vergessen, und Preußen weiß dies zu benutzen. Niemals findet man unter den Ulanen einen Menschen von guter Erziehung, niemals Großherzigkeit oder einen Schatten von Patriotismus. Sie rauben bei uns, wie sie in ihrer Heimat rauben, Raub ist Bedingung ihrer Existenz. Deshalb eben löst man sie auch gleich nach Beendigung des Krieges wieder auf."

Ebenso humoristisch muten uns andere Artikel aus dieser Zeit an. So tischt „Gaulois" in seiner Nr. 790 vom 3. September folgende Nachricht aus Varennes auf:

„Es ist das Gerücht verbreitet, daß der König von Preußen wahnsinnig geworden ist. Der König soll gestern von Varennes auf Berlin dirigiert worden sein. Nichts autorisiert uns, diese ziemlich sichere Nachricht für unrichtig zu erklären. Es gibt eine Tatsache, die wir unmöglich übergehen können: Es ist dies die Wahl der Stadt, wo der König sein Hauptquartier aufgeschlagen hat. Varennes! Furchtbares Vorzeichen, — dies ist der Ort, wo man die Könige festnimmt!"

Zwei Lügennachrichten mögen diese kleine „Blumenlese" beschließen. Beide werden heute merkwürdige Gefühle auszulösen vermögen. So meldet das schon zitierte „Paris-Journal" am 12. September:

„Zwei russische, in der russischen Gesandtschaft angesehene Damen wollten gestern, um der Belagerung von Paris auszuweichen, nach Petersburg reisen. Im Augenblick der Abreise sagten die Damen zu einem Freunde von uns: ‚Wir reisen nicht!' — ‚Warum?' — ‚Darum, weil man uns auf der russischen Gesandtschaft fest versichert hat, der Friede sei bevorstehend. Man hat besonders hinzugefügt: Hier ist das väterliche Schreiben, welches der Zar dem Könige von Preußen gesandt hat: ‚Mein lieber Onkel, ich wünsche den Frieden. 300 000 Mann meiner Armee erwarten Ihre Antwort an den Ufern der Weichsel.' Es ist uns unmöglich, daran zu zweifeln."

Kein „väterliches Schreiben" des Zaren dürfte heute die Pariser beruhigen, ebensowenig die dort verbreitete Mitteilung, daß eine viel größere An-

Digitized by Google

zahl, wie damals versprochen sein sollte, bereits im Anmarsch auf Berlin begriffen wäre.

Der zweite, fast prophetisch erscheinende Artikel fand sich Mitte September im „Gaulois":

„Es ist unglaublich, unerhört: das ist Verrat, unverschämte Verletzung der Neutralität; die Regierung dieses Königs Leopold tritt damit allen Anstand, alle Verbindlichkeiten mit Füßen. Aber man darf sich über nichts mehr wundern. Der Zug, der Napoleon und sein Glück entführt (das Blatt hatte Napoleon zur Flucht durch Belgien geraten!), wird in Lüttich mit Munition, Bomben und Kugeln gegen Metz beladene Züge kreuzen; 105 solcher Züge haben Lüttich in dieser Woche passiert, als Gefolge der 500 Kruppschen Kanonen, die von Köln expediert wurden, um vor Metz verwendet zu werden. Ja, ja! — Belgien ist preußisches Gebiet geworden!"

Nach vierundvierzig Jahren hat nun der unfreiwillige Prophet seine Lügen in Wahrheit verwandelt sehen können. Belgien ist preußisches, oder besser gesagt: deutsches Gebiet geworden, mehr denn 500 Kruppsche Geschütze erschienen vor Lüttich und ließen, bevor sie es „passierten", ihren 42-Zentimeter-Gruß ertönen, in Brüssel regiert das deutsche General-Kommando unter unserem ehrwürdigen von der Goltz, wieder zittert die „Weltseele" Paris vor unseren Ulanen, und so mag es denn aller Lügenbrut zum Trotze weitergehen. — Das walte Gott!

*

Du großes Leben

Großes Leben, deinen Schein
Laß auf meinem Scheitel ruhen!
Längst schon hörte ich dein Rufen,
Und auf schattenlichten Stufen
Steige ich aus tiefem Sein.
Weise mich, damit ich fände
Arbeit für die jungen Hände,
Laß mich große Werke tuen!

Großes Leben, gib mir Licht,
Denn du flammst in tausend Strahlen,
Und ich brauche deine Helle
Wie des Meeres leise Welle,
Drin dein Schein sich blitzend bricht.
Ringen macht die Kräfte zäher,
Schrittweis komme ich dir näher,
Um die Schuld dir heimzuzahlen.

Hellmuth Unger.

*

Das fallende Laub und sein Lied / Von Käte Damm

Der Wald stirbt, aber ehe er mit der Fülle seiner köstlich gefärbten Blätter den Moosboden bedeckt, können sich die Menschenkinder noch einige Zeit dieses schönen Bildes erfreuen. Die goldgelben Blätter, die wie funkelndes Gold an den Birken hängen, und die rostroten und bräunlichen Tinten, in denen Buchen- und Eichenlaub glüht. Und dazwischen, ernst und still und fast geisterhaft in ihrer ewig grünen Gleichheit, die Nadelbäume. Die buntschillernden Käfer und Schmetterlinge sind verschwunden, und die Vögel haben ihre Reise in die wärmere Zone angetreten.

Und über dem allen liegt der noch immer wärmende Strahl der Herbstsonne, in deren Strahlen die blitzenden, leuchtenden Fäden des Altweibersommers durch die Luft segeln, sich neckend an die bunten Blätter setzen oder sich auch auf die Kleider der Menschen heften. Unfehlbar bringen sie dann Glück! Nach altem Glauben! Denn die silbrigen Fäden des Nachsommers müssen doch im Volksglauben etwas Gutes deuten.

Sie sind ja aus dem Schleier der Jungfrau Maria und decken die letzte herrliche Scheidestunde der bunten Herbstpracht liebevoll zu, ehe die blätterlosen Äste dürr und schwarz zum Himmel ragen.

Jedes Jahr ist es wieder das gleiche große Erleben: das Bewußtsein der Vergänglichkeit alles Irdischen, dem auch wir einst verfallen sind, dieses ewig sich wiederholende Sterben, für das Schiller in der „Braut von Messina" so ergreifende Worte fand:

„Wenn die Blätter fallen
In des Jahres Kreise,
Wenn zu Grabe wallen
Entnervte Greise.
Dann gehorcht die Natur
Ihrem alten Gesetze,
Ihrem ewigen Brauch:
Da ist nichts, was den Menschen entsetze."

Nein, man entsetzt sich nicht, wenn man durch den herbstlichen Wald schreitet, es ist ja schon immer so gewesen, daß nach jedes Jahres Sterben und jedes Winters tiefem Schlaf ein neuer Frühling uns beschieden ist, wenn — ja, wenn wir dann noch auf der Erde wandeln und ihre Schönheit sehen können.

Digitized by Google

Schon Homer war's im Altertum, der diesen Gegensatz besang:

„Blätter weht zur Erde der Wind nun, andere treibt dann
Wieder der knospende Wald, wenn neu auflebet der Frühling —
So auch der Menschen Geschlecht: dies wächst und jenes verschwindet."

Nicht alle Dichter, die Worte fanden für des Herbstes besondere Wehmut, denken des wiederkehrenden Frühlings, Storms Worte beim Wandern über die herbstliche Heide sind der Klage geweiht:

„Über die Heide hallet mein Schritt,
Dumpf aus der Erde wandert es mit,
Herbst ist gekommen, Frühling ist weit —
Gab es denn einmal selige Zeit?
Brauende Nebel geisten umher,
Schwarz ist das Kraut, und der Himmel so leer —
Wär' ich hier nur nicht gegangen im Mai —
Leben und Liebe — wie flog es vorbei!"

Auch der immer schwermütige Lenau denkt in seinem Herbstlied nur des Vergangenen, nicht des nach des Winters Not wiederkehrenden Frühlings:

„Nun ist es Herbst, die Blätter fallen,
Den Wald durchbraust des Scheidens Weh;
Den Lenz und seine Nachtigallen
Versäumt ich auf der wüsten See.
Der Himmel schien so mild, so helle,
Verloren ging sein warmes Licht,
Es blühte nicht die Meereswelle,
Die kalten Winde sangen nicht,
Und mir verging die Jugend traurig,
Des Frühlings Wonne blieb versäumt —
Der Herbst durchweht mich trennungsschaurig —
Mein Herz dem Tod entgegenträumt —"

Frohere Töne, wenn sie gleich auch vom Abschied singen, schlägt Julius Wolff an:

„Es falbt der Wald — bunt wird das Laub,
Und spielt in allen Farben,
Das Korn wurd' längst der Sense Raub,
Aus Ähren wurden Garben,
Gelbgrüner Wipfel Goldesglanz
Mischt sich mit bräunlich-dunkeln,
Purpur durchglüht den Bergeskranz,
Feurige Büsche funkeln.
Nun ist dem Herbste Macht verliehn,
Der Wind braust in den Zweigen,
Und lange Sommerfäden ziehn,
Die kleinen Vögel schweigen.
Ein kalter Hauch weht durch die Hall'n —
Und will ans Herz uns fassen —
Wir müssen, wenn die Blätter fall'n,
Von unserm Liebsten lassen."

Für Hermann Lingg klingt noch eine Mahnung durch den Herbst der Natur mit seinen abnehmenden Tagen: die Mahnung für die im Leben Gereiften, daß auch ihre Tage kürzer werden:

„— — — — — —
Es klang ein Echo ferner Laute —
Und ach — in diesem Abend lag
Ein Etwas, das mir still vertraute:
Von heute nimmt nun ab der Tag!
Vergleichen mußt' ich's mit den Jahren,
Wo erstes Altern uns beschleicht,
Wo staunend wir und ernst erfahren,
Daß uns ein kühler Hauch erreicht.
Ob uns auch stolz're Freuden kommen
Und alles uns noch glücken mag,
Es hat schon merklich abgenommen,
Das Licht von unserm Lebenstag."

Von Gerok, dem Dichter der Palmblätter, haben wir ein stimmungsvolles Herbstlied, in welchem er einzig die Schönheit der sterbenden Natur sieht:

„Müder Glanz der Sonne!
Blasses Himmelsblau!
Von verklungner Wonne
Träumet still die Au.
Von der letzten Rose
Löset liebessatt
Sich das letzte lose,
Bleiche Blumenblatt.
Goldenes Entfärben
Schleicht sich durch den Hain — —
Auch Vergehn und Sterben
Däucht mir süß zu sein."

Ein anderer Dichter, Friedrich Salis, erinnert sich bei herbstlicher Wanderung doch des Frühlings:

„Durch die Wälder streif' ich munter,
Wenn der Wind die Stämme rüttelt
Und mit Rascheln bunt und bunter
Blatt auf Blatt herniederschüttelt.
Denn es träumt bei solchem Klange
Sich gar schön vom Frühlingshauche,
Von der Nachtigall Gesange
Und vom frischen Grün am Strauche.
Lustig schreit' ich durchs Gefilde,
Wo verdorrte Disteln nicken;
Denk' an Maienröslein milde
Mit den morgenfrischen Blicken.
Nach dem Himmel schau ich gerne,
Wenn ihn Wolken schwarz bedecken,
Denk an tausend goldne Sterne,
Die dahinter sich verstecken."

In der schon im Herbst grün aufkeimenden jungen Wintersaat, der Frost und Schnee nichts anhaben sollen, die zwischen dem dürren, welkenden Laub emporschießt, kündet sich ja immer das „dennoch" an, das dennoch des wiederkehrenden Frühlings, das Dennoch des den Tod bezwingenden Lebens. Davon weiß das Herbstsonett von Ed. Kreuzhage zu sagen:

„Auf welke Herbstesblumen tritt mein Fuß,
Die dürren Blätter wehn auf meinen Wegen —

Digitized by Google

Mir ist's, als riefen sie mir ernst entgegen.
Des Todes denk', dem alles weichen muß.
Des Todes denk'. Wie auch der Sonne Kuß
Uns wärmt, und uns erquickt der milde Regen.
Was nützt das Blühn, wenn wir ins Grab uns legen?
Tod ist des Lebens ewig gleicher Schluß.
Du wandelst sorglos an des Lebens Grenze! — —
Da seh' ein Feld ich, dessen Saat schon dicht
In frischem Grün tief aus dem Boden dringt.
Ich weiß, einst blüht sie auf in künft'gem Lenze.
Und eine Stimme freudig aus ihr spricht:
Des Lebens denke, das den Tod bezwingt!"

Alle Herbstlieder verdanken ihr Entstehen dem persönlichen Gefühl der Dichter, und weil sie dem allgemeinen Gefühl Worte geben, so finden sie überall Nachklang und Widerhall. Jener und jene denken bei dem herbstlichen Sterben nur an Tod und Grab — andere an das „goldene Entfärben", das dem Tode Schönheit gibt, noch andere an die stille Winterszeit der Ruhe, und ach so Tausende an den wiederkehrenden Frühling.

Aber auch dahinein mischt sich, besonders für die Menschen, die schon im Herbst und Winter des Lebens stehen, der Gedanke, die Mahnung, daß sie vielleicht den neuen Frühling auf Erden nicht mehr erleben, und für dieses Herbstgefühl hat noch kein Dichter schönere Worte gefunden als Emanuel Geibel, der uns mahnt, nicht um Verlornes, Unwiederbringliches zu trauern, auch nicht um den irdischen Frühling, im trostreichen Bewußtsein unserer unsterblichen Seele:

„Ich sah den Wald sich färben —
Die Luft war grau und stumm —
Ich war betrübt zum Sterben,
Und wußte nicht, warum.
Durchs Feld vom Herbstgesträuche
Hertrieb das dürre Laub —
Da dacht' ich, deine Freude
Ward so des Windes Raub.
Dein Lenz, der blütenvolle,
Dein reicher Sommer schwand —
An die gefrorne Scholle
Bist du nun festgebannt.
Da plötzlich floß ein klares
Getön in Lüften hoch:
Ein Wandervogel war es,
Der nach dem Süden zog.
Ach, wie der Schlag der Schwingen
Durchs Lied ins Ohr mir kam,
Fühlt' ich wie Trost mir's dringen
Zum Herzen wunderfam.
Es mahnt aus heller Kehle
Mich ja der flücht'ge Gast:
Vergiß — o Menschenseele
Nicht, daß du Flügel hast!"

★ Bücherbesprechungen ★

Neue Kriegs-Postkarten sind von der Kunstdruck- und Verlagsanstalt Bezel & Naumann, Aktiengesellschaft, Leipzig, in den Verkehr gebracht worden. Uns liegen vor in Schwarz- und Buntdruck:

1. Die Einnahme von Czenstochau am 3. August 1914. 2. Das Gefecht bei Soldau am 5. August 1914. 3. Sturmangriff und Einnahme der Festung Lüttich in der Nacht vom 6. bis 7. August 1914. 4. Die Schlacht bei Mülhausen i. E. am 10. August 1914. 5. Die Eroberung der ersten französischen Fahne bei Lagarde am 11. August 1914. 6. Gefecht bei Gumbinnen am 20. August 1914. 7. Der große Entscheidungssieg bei Metz am 20. u. 21. August 1914.

In den nächsten Tagen werden erscheinen:

8. Die Beschießung des Kriegshafens Libau am 2. August 1914. 9. Die Beschießung algerischer Truppeneinschiffungsplätze am 4. August 1914. 10. Die Kreuzer „Goeben" und „Breslau" im Hafen von Messina am 6. August 1914. 11. Der Untergang des Bäderdampfers „Königin Luise" als Minenstreudampfer nebst Vernichtung des engl. Kreuzers „Amphion" am 8. August 1914. 12. Das Gefecht bei Tirlemont am 19. August 1914. 13. Einzug der deutschen Truppen in Brüssel am 20. August 1914. 14. Der deutsche Kronprinz in der Schlacht bei Longwy am 23. August 1914. 15. Erste Niederlage der englischen Kavallerie am 23. August 1914. 16. Die Schlacht bei Neufchâteau am 23. August 1914. 17. Einnahme von Namur am 25. August 1914. 18. Einnahme der Festung Longwy am 26. August 1914.

Die als „Feldskizzen" bezeichneten Postkarten zeigen eine neue Drucktechnik, die den Charakter einer Originalskizze hat und echte künstlerische Arbeit darstellt. Die Postkarten verdienen größte Beachtung und werden auch als Feldpostkarte unseren im Felde stehenden mutigen Söhnen und Brüdern eine willkommene Freude bereiten. Die genannte Kunstdruckanstalt ist durch die Herausgabe der Kriegspostkarten (wovon fortlaufend weitere, den Ereignissen auf dem Kriegsschauplatze im Westen und Osten folgende Ausgaben erscheinen) in den Stand gesetzt, ihren Betrieb aufrecht zu erhalten und dadurch ihre Arbeiterschaft so weit wie möglich zu beschäftigen. Sie hat gleichzeitig in dem Bestreben, die allgemeine Notlage nach Kräften zu mildern, im Einverständnis mit ihren kaufmännischen und technischen Beamten nebst allen männlichen und weiblichen Arbeitern die Einrichtung getroffen, daß das gesamte, in seinen Stellungen verbleibende Personal in einen angemessenen Abzug seines Einkommens zugunsten der verheirateten Beschäftigungslosen und der Familien des ins Feld eingerückten Personals willigte. Die Firma Bezel & Naumann A.-G. erhöhte ihrerseits die dadurch erzielten Mittel weiter um einen fortlaufend gewährten namhaften Betrag.

Inhalt des Heftes 3: Die Meistergeige. Roman von Hans Werder. — Die blaue Blume. Roman von Bruno Wölfing. **Beiblatt:** An den künftigen Frühling. Gedicht von Florentine Gebhardt. — Ganz wie vor 44 Jahren. Von Marcello Rogge. — Du großes Leben. Gedicht von Hellmuth Unger. — Das fallende Laub und sein Lied. Von Käte Damm. — Bücherbesprechungen.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Janke's Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin. Verlag von Otto Janke. Ausgegeben am 10. Oktober 1914. — Druck: A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek

1915 Heft 4

Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Die Meistergeige / Roman von Hans Werder

3. Fortsetzung.

Atalanta wandte sich zu ihm herum: „Maestro — habt Ihr niemanden, der das Lösegeld für Euch zahlen würde?"

„Nein, o nein! Keine Seele auf Erden."

„Und Ihr selber — besitzt nichts?"

„Nichts! Diese Geige ist mein Besitztum. Und die gehört nun Euch!"

„Nein, — ich nahm sie nur, um sie zu retten, und habe sie Euch jetzt wiedergebracht. Aber die kann Euch als Lösegeld nicht dienen. Für uns ist sie tot und stumm, ein wertloses Spielzeug. Für Euch aber bedeutet sie das Leben selber. Also könntet Ihr Sie nicht hingeben, Euer Leben zu retten. Eins kann nicht sein ohne das andere."

Rinaldo lächelte, — sie sah in der Dämmerung seine weißen Zähne blitzen. „Donna Atalanta, Ihr lest in meiner Seele. Und kennt mich doch erst seit einer Stunde! Woher wißt Ihr das alles?"

„Eure Geige hat gesprochen, daher weiß ich. — Ich muß jetzt gehen, gehabt Euch wohl, Signor Nazari, auf Wiedersehen."

Als sie die Klinke berührte, öffnete sich die Tür vor ihr, wie durch Zauber, und schloß sich sofort wieder mit eisernem Druck. Heller Lichtschein erfüllte den engen Treppenraum. Cesare hatte hier auf sie gewartet. Stumm, die Leuchte in der Hand, schritt er vor ihr die Stufen hinunter, dann durch Türen und Gänge, bis zu ihrer Kemnate. Da blieb er stehen und hob die Lampe empor, so daß der gelbliche Schein über sie hin fiel. Sie blickte auf. Ihre Augen ruhten fest ineinander.

„Das habt Ihr gut gemacht, Cesare, ich danke Euch."

„Donna Atalanta noch — niemals habe ich Eure Augen feucht gesehen. Soll der Anblick nun mich freuen? Oder soll er mir die Hand waffnen — mit meinem guten, scharfen Stahl, den schon manch einer spüren mußte — — der Euch —"

Atalanta schnitt ihm mit einer Handbewegung das Wort ab. Sie betrachtete ihn neugierig, als sähe sie ihn zum ersten Male, und verglich ihn mit der zarten Künstlererscheinung, die im goldenen Dämmerlicht da oben vor ihrem Blick gestanden.

Hart und sehnig waren des jungen Seeräubers eisenfeste Glieder, sein Antlitz schmal und scharf. Leidenschaft flammte in seinen schwarzen Augen. Doch lag tiefe Unterwerfung in Haltung und Blick. Noch war der Sturm zu beschwören, das sah sie wohl. „Seid ruhig, Cesare, laßt Euren Dolch an seinem sicheren Fleck. Lösegeld wird kommen für den Spielmann, und dann soll es durch Eure Hand gehen, das verspreche ich Euch. Bis dahin laßt ihn unbehelligt, ihn und seine Fiedel. Versteht Ihr mich?"

„Ja, Herrin, Ihr befehlt, ich werde gehorchen!" — — — — — — — — — —

Was hatte Atalanta sagen wollen mit diesem Versprechen, das sie Cesare gegeben? Sie wußte es selber nicht ganz genau. Nur unklar, dämmernd hasteten die Pläne und Entschlüsse ihr durch den Sinn. Jetzt saß sie in ihrer Kemnate und sann darüber nach, und wollte zur Klarheit kommen.

Digitized by Google

Würde sie den Spielmann mit den unsagbar schwermütigen Augen lieben können? — Ja, ganz gewiß. Und er sie? — Natürlich. Es kam ihr nicht in den Sinn, daran zu zweifeln. Aber wozu würde das führen? Niemals würde Ihr Vater das dulden, daß dieser hergelaufene Fremde, dieser schwächliche Künstler hier Fuß fassen dürfte, in diesem Bereich der Kämpfe und des harten Heldentums, in dem nach ihm an Sohnes Statt Atalanta und ihr Gatte das Meer beherrschen sollten. Lächerlich wäre es gewesen, mit einer solchen Möglichkeit auch nur entfernt zu rechnen. Ja, schlimmer noch, solch ein Gedanke, in Worte gekleidet, hätte den Tod des Gefangenen zur unmittelbaren Folge gehabt. Der aber sollte leben, das beschloß Atalanta.

An ihrem Fenster saß sie, den Kopf in die Hand gestützt, und schaute hinaus. Vor ihr lag der enge Burghof im tiefen Schatten der Nacht. Während jenseits die niedrige Mauer mit dem dicken Efeugespinst hell vom Mond beschienen, wie von flüssigem Silber überrieselt schimmerte. Darüber hinaus sah sie das Meer, dunkel umnachtet, regungslos. Kein Laut drang zu ihrem Ohr. Im Schlummer der Nacht versunken lag die einsame, kleine Welt der Seeräuberburg.

Da — zitterte ein weicher Ton zu ihr herüber. Wahrhaftig, aus dem Turme, wo der gefangene Spielmann saß. So floh auch ihn der Schlaf, und er griff zu seiner Geige, um die quälenden Gedanken zu zerstreuen. Eine unbeschreiblich süße Melodie war das, die er spielte. Von so wunderbarem Zauber, daß Atalanta meinte, das Herz in der Brust müßte ihr zerschmelzen im Anhören und Lauschen. Eine Melodie nur — und dann wieder tiefes Schweigen, wie zu vor. Die Kunst war es, die in der Todeseinsamkeit mitternächtiger Stunde mit vernehmlichem Wort zu dem Herzen des Mädchens geredet hatte.

„Ja, du sollst leben", flüsterte sie. „Du und deine Geige und deine Kunst. — Nicht zum Lieben, nicht zu deinem Unglück sollst du hierher verschlagen sein. Ich ahnte ja nicht, was Kunst sei, — nun hab' ich es erkannt, — nun weiß ich, wie herrlich sie ist, wie grenzenlos groß. Sie ist es wert, daß ich ihretwegen verzichte — auf diese Liebe — die sehr schön sein könnte! Auf dich selber! Daß ich dich rette und fort sende von hier — ja — um deiner großen Kunst willen soll es geschehen!" — — — — — — — — — — —

Es folgte eine sturmvolle Zeit; die Seeräuber hatten viel Arbeit, viel Einkünfte, vielen Dienst. Es schien, als hätte der alte Häuptling seines Gefangenen im Turmgemach vergessen, für den noch immer kein Lösegeld eintraf. Atalanta aber vergaß sein nicht. Sie wußte jetzt alles von ihm, sein ganzes Leben und das seines Meisters Tartini und das seiner geliebten Geige. — Ja, Atalanta hatte einen Einblick in die Kunst bekommen, wie in ein Stück Leben, von dessen Dasein sie solange nichts gewußt. Sie kam sich dadurch bereichert vor, wie durch Schätze, die ihr fortan zu eigen verbleiben sollten. Die Engigkeit dieses Felsenwinkels würde sie zu sprengen wissen, um dieses Reichtums froh zu werden, das wußte sie ganz genau. Rinaldo hatte ihr der Wege gar viele genannt, die sie in Rom, Florenz und Venedig zu gehen hatte, um darin schwelgen zu können. Aber daß er selber ihr nicht dazu verhelfen könnte, — nicht anders, als wenn sie ihn lebenslänglich hier gefesselt hielte, — und daß der wilde Singvogel hinwegstrebte aus ihrer Haft, mit allen Fasern seines Daseins, — das alles wußte sie ebenfalls mit untrügbarer Deutlichkeit.

Atalanta ging über den Burghof zu später Abendzeit, ein paar Stufen hinan, die zu einem kleinen Altan führten. Sie setzte sich auf den breiten, steinernen Rand und blickte hinab in die Tiefe, wo die See in weißer Brandung an dem Fuß der Felsen kochte. Sie wartete. Nach dem Abendessen hatte sie im Vorbeigehen Cesare ein paar Worte zugeraunt, und wußte sehr genau — — ja, natürlich, schon nahte ein rascher, fester Schritt die Stufen herauf, — schon stand er neben ihr in der nächtlichen Dämmerung.

„Ihr befahlet, Madonna."

„Ja, Cesare. Ich hörte meinen Vater heute sagen, Ihr führet morgen mit dem gekaperten Schiff nach Korsika?"

„Jawohl, Herrin, morgen abend."

„Cesare!" Sie sprang auf und trat dicht vor ihn hin. Der Sternenschein war hell genug, um ihn das Leuchten ihrer Augen erkennen zu lassen. „Auf diesem Schiff, ganz heimlich, nur Euch und mir bewußt, werdet Ihr den gefangenen Spielmann mitnehmen. Werdet ihn zu unsern Gastfreunden dort bringen, für die ich Euch

Digitized by Google

einen Brief mitgebe, und werdet ihn da unterbringen, und sorgen, daß er mit nächster Gelegenheit von ihnen mit nach Genua befördert wird. Sobald ich die Nachricht erhalte, daß er wohlbehalten dort eingetroffen ist, — frei und sicher und ungefährdet von Genua seine Reise fortsetzen kann, wohin es ihm beliebt, sobald ich dies sicher erfahre, sei es durch einen Brief von ihm, oder sonst untrügliche Botschaft, — Cesare, dann erhaltet Ihr das Lösegeld, daß ich Euch versprochen."

Mit funkelndem Blick sah sie in seine Augen, die sich verschleierten in der Glut der Leidenschaft. Sein Atem ging schwer. „Welches Lösegeld, Madonna, sprecht deutlicher. Ihr wißt, wie ich für Euch empfinde, daß Ihr das Leben meines Lebens seid. Und Ihr sprecht zu mir, als ob der Gefangene Euch teuer wäre, — teurer, wie alles sonst in der Welt."

„Teurer und herrlicher ist mir seine Kunst. Cesare, könnt Ihr das nicht begreifen? — Liebte ich ihn selber, wäre es mir um seine Person zu tun, — würde ich ihn dann fortschaffen, gewaltsam und auf Nimmerwiedersehen, — bis über die Alpen, wo er hinbegehrt, — weit fort von mir, in unerreichbare Ferne?"

„Ihr seid mir rätselhaft, Donna Atalanta. Aber wie kann ich das tun? Wie kann ich den Padrone hintergehen und seinen Gefangenen befreien, den er mir anvertraut hat?"

„Und den er wird töten lassen, wenn nicht bald das Lösegeld für ihn eintrifft", ergänzte Atalanta. „Ihr habt also keine Lust, zu tun, was ich von Euch fordere?"

Cesare schwieg. Seine Brust hob und senkte sich in schweren Atemzügen. Er blickte über sie hinweg zu dem Turm hin, der breit und schwarz in den Sternenhimmel aufragte. Von dort hernieder flatterten wie von den Schwingen des Abendwindes getragen, weiche Töne, die einem wohl das Herz im Leibe mit Wonne konnten trunken machen. Das seine erfüllten sie mit eifersüchtiger Qual. Das war der gefangene Spielmann dort oben, der sich die einsamen Nachtstunden verkürzte durch sein betörendes Gefiedele.

„Ihr sprachtet von dem Lösegeld, Atalanta, — was — meint Ihr damit?" Seine Stimme zitterte bei dieser scheu gemurmelten Frage.

„Ja — das Lösegeld. — Welches Tages ich die zuverlässige Kunde erhalte, daß Rinaldo Nazari gerettet und in Sicherheit ist, — will ich Euer Eigen werden, Cesare."

Er sank auf ein Knie vor ihr nieder und ergriff die Falten ihres Kleides. Sie fühlte es von seinen Händen ausgehen, wie einen Strom, der ihr durch die Adern rieselte. „Atalanta — um diesen Preis — alles, was Ihr begehrt. Ich bringe den Spielmann selber nach Genua. Ich tue, was Ihr wollt. Aber werdet Ihr es mir glauben — wie soll die Nachricht kommen — Euch ganz gewiß zu machen? Was soll ich anfangen? Es können Monate darüber hingehen. — —"

Atalanta entzog ihm ihres Kleides Falten. „Ja, warum nicht? Auch Jahre vielleicht, wenn das Schicksal Euch übel will. Könnt Ihr das nicht auf Euch nehmen, zu warten, Jahre vielleicht, und ohne einen Schimmer von Gewißheit? Das ist nun — Eure Sache!"

Der Korsar flog vom Boden auf. „Ja, ich nehme es auf mich, Atalanta! Den Kampf mit allen Mächten des Schicksals und Verderbens fordere ich heraus — um diesen einen Preis. Ich weiß — du hältst dein Wort. Aber laß mich zur Besiegelung — deine Lippen küssen — ein einziges Mal."

Über Atalantas stolzes Antlitz ging ein Lächeln. Sie wandte sich von ihm ab. „Welches Tages ich die Nachricht bekomme! Früher — nicht eine Stunde." Fort ging sie. Er sah die Schleppe ihres hellen Kleides die Stufen hinabgleiten. Wie eine Erscheinung war sie verschwunden.

— — — — — — — — —

„Es wird so spät, bis du in See gehst, Cesare", brummte der alte Piratenhäuptling. „Warum denn erst bei Einbruch der Nacht? Konntest du nicht schon eher die Ladung fertig bringen?"

„Ich war nicht eher fertig, Padrone, verzeiht mir. Die Brandung geht so hoch. — Jetzt aber bringen sie den letzten Kasten mit Ladung an Bord. Gehabt Euch wohl. — Piero, stellt diesen Kasten neben die Tür meiner Koje, — ich will ihn heute abend noch öffnen", setzte er leise befehlend hinzu.

Atalanta stand in dem leeren Turmgemach und schaute stumm, mit gerungenen Händen durch das schmale Fenster auf die See hinaus.

Digitized by Google

Hingen sie denn nicht um sie her an den Wänden, — all die süßen Töne, — all die herzbetörenden Melodien, die sie niemals wieder hören sollte?

Auf der schwarzen Meeresfläche draußen unterschied sie noch einmal das weiße Segel. Trug nicht der Wind die Geigenklänge — noch einmal — zu ihr herüber? — Nein, verstummt waren die Saiten. Und das weiße Segel, wie fortgetrunken von der Meeresnacht.

— — — — — — — — —

Unstillbar war der Zorn des greisen Korsarenhäuptlings über die Flucht seines Gefangenen. Wie hatte er sie nur bewerkstelligen können? Noch niemals war ihm ähnliches geschehen. Als Cesare heimkehrte nach ungebührlich langer Zeit, ward er zur Rechenschaft gezogen. Noch niemals hatte er dem Padrone gegenüber so schweren Stand gehabt. Fast ging es an sein Leben. Atalanta hörte es mit an, und sie sah in leisem Bewundern seinen unerschrockenen Mut, mit dem er sich völlig preisgab, jeder Strafe, jeder Rache. Doch darin kannte der Alte seinen jungen Gesellen, und ließ endlich wieder ab von Grimm und Zürnen. Es war schließlich vielleicht am besten so, — man konnte nicht wissen, was die verführerische Geige noch angerichtet hätte in dieser Felseneinsamkeit. Und vielleicht hatte Cesare gekämpft und gehandelt für seines Herzens Rechte. Ja. Dann war es freilich am besten.

Monate vergingen. Der alte Korsar hatte einen Gastfreund und Waffenbruder in Genua, — dessen Sohn erschien eines Tages zu Schiff in der Seeräuberfeste. Als er sich seiner Aufträge erledigt, bat er seines Wirtes Tochter um ein kurzes Gespräch. — Und er überreichte ihr ein Schreiben. Von Rinaldo Nazari war es, — sie hatte sich einst seine Handschrift zeigen lassen, und erkannte sie wieder mit freudiger Gewißheit. Er schrieb ihr voll heißer Dankbarkeit, froh und glückselig, — aus Luzern. Mit des dortigen Bürgermeisters Amtssiegel beglaubigt, durch Posten und Boten befördert, den Weg, den Cesare genau vereinbart hatte — war endlich die Nachricht in ihre Hände gelangt, die ihr volle Gewißheit brachte.

Und nun auch durfte sich Cesares Sehnen endlich erfüllen. Ein Lächeln in den Augen, die Hände ihm entgegen streckend, trat Donna Atalanta vor ihn hin: „Hier hast du das Lösegeld, Cesare."

6. Kapitel.

Ein Bauernhaus stand im Bayerischen Lande, das Strohdach unter blühenden Obstbäumen halb versteckt. Ein Tannenwald trat bis nahe heran, zog sich den Berg hinauf, weit. Von seinem Schwarzgrün stachen leuchtend hell die grünen Saatfelder ab, die an den drei anderen Seiten den Hof umgaben. Ein blühender Baumweg führte zum nahen Dorfe hinunter. In der Diele saß die Bäuerin am Tisch und schnitt das Gemüse zurecht für die Abendmahlzeit. Die Magd stand am Kamin und schürte das Feuer.

Von außen her ward die Haustür aufgestoßen, rasch und kräftig, und der Sohn des Bauern trat herein. Des reichen, angesehenen Bauern einziger Sohn und Erbe. Er hing seinen Hut an den Nagel und warf sich auf einen Stuhl, der Mutter gegenüber, schob beide Hände in die Hosentaschen und streckte die Füße weit vor sich her.

Schön war er gewachsen, kräftig, wie die Tannen draußen in seines Vaters Walde, breit in den Schultern. Hellblau lachten seine Augen in dem sonnverbrannten Gesicht mit dem weißblonden Schnauzbart.

Seine Mutter maß ihn mit einem zweifelhaft, forschendem Blick: „Schon wieder da, Christoph? Was hast denn ausgericht' beim Dorfschulzen? Kommst daher wie ein Ungestüm und redest kein Wort?"

Er lachte sorglos. „Nichts hab' ich ausgericht. Bin gar nicht bei ihm gewest. War ganz wo anders!" und er begann zu pfeifen, eine lachende, jubelnde Weise.

Das Feuer im Kamine prasselte auf, als hätte eine hastige Hand hineingestoßen, doch sah man kaum, daß die junge Magd sich bewegte. „Red' keinen Unsinn, sag', wo du gewesen bist", schalt die Mutter. Ihre Rede klang immer wie ein Schelten.

„Zuletzt jetzt — beim Adlerwirt. Da sind Zigeuner eingekehrt, — eine lustige Band', — und heute abend werden sie aufspielen, das gibt einen Tanz, wie bei keiner Kirmeß, so flott. Ich hab' mich verabredet mit — den andern. Fein wird das werden!" und er schlug mit den Absätzen auf im Takt, als zuckte ihm schon jetzt die Tanzmusik in den Füßen.

„Mach das Abendessen fertig, Theresl, damit ich fort kann. Nachher kannst auch auf

Digitized by Google

den Tanzboden kommen." Bei diesen letzten Worten drehte er ganz wenig nur den Kopf über die Schulter, nach der Richtung hin, wo das Mädchen am Feuer stand.

„Bist du verrückt? Die Theresl auf den Tanzboden? Na — das wäre mir! Nicht aus dem Hause geht mir die Dirn, — sonst, na, ich dacht, sie hätt' schon öfter erfahren, — wie's tut —" sie vollendete nicht. Es lag ohnehin so harte Drohung in ihrem Ton und Blick, daß sie kaum noch der Worte bedurfte.

Christoph zuckte die Achseln. „Na, denn nicht, meinethalben! Mir ist's gleich."

Das war alles, was er zu ihrem Schutz zu sagen hatte, was er für sie tat? Keinen Ton äußerte das Mädchen, kein Wort, keinen Seufzer. Nur ein wenig tiefer senkte sie den Kopf. Daß ihre ganze leichte Gestalt erzitterte in Wut und Schmerz, das sah man nicht, ohne sehr genau hinzuschauen. Und das fiel den Beiden nicht ein. Theresl war eine Waise, ihre Mutter eine Verwandte des Bauern gewesen, doch wer und wieso, hatte ihr niemand klar gemacht. Wer ihr Vater gewesen, danach hatte sie einmal gefragt, und statt der Antwort Schläge erhalten, somit war der Fall für sie erledigt. Das elternlose Kind war wie ein herrenloses Hündchen in des Bauern Haus gekommen und darin aufgezogen von der harten Hand der Bäuerin, nicht als Kind, sondern als Magd, ja, als eine Sklavin. Nahrung und Kleidung hatte man ihr wohl gegeben, doch keine Liebe, — nur Schelte und Schläge und Püffe,

Die Bäuerin gönnte ihr keinen freundlichen Blick, und der Bauer sah sie überhaupt nicht. Nur Christoph hatte eine freundliche Art mit ihr. Gelegentlich nur, wenn es ihm so gefiel. Aber es war doch Freundlichkeit; es waren doch Sonnenstrahlen. Und alles, was in dem Herzen des Mädchens lebte an Hingabe und Innigkeit, das schmiegte und klammerte sich an diesen Menschen, wie eine rankende Winde an den einzigen Stamm, den sie erreichen kann, ob noch so hart sein Holz, so fühllos seine Rinde: er ist da, — und sie vermag ihn zu umschlingen.

Aufs neue begann die Bäuerin zu schelten, es dauerte ihr zu lange, niemals geschah irgend etwas schnell genug. Und dann trat Theresl hinzu und trug das Abendessen auf. Schmächtig war ihre Gestalt und das Gesicht fein, blaß von Farbe. Sie war jung, doch der leidvolle, leidenschaftliche Ausdruck ließ sie gereift erscheinen. Rotblondes Haar lag in schweren Flechten über ihrer schmalen Stirn.

Christoph beachtete sie nicht weiter. Als er seinen gesunden Hunger gestillt hatte, ging er hinaus in seine Kammer, um sich für den Tanzboden herauszuputzen. Bald kehrte er in seinem schmucken Sonntagsanzug zurück. Prächtig stand ihm der zu Gesichte. Theresl streifte ihn mit einem einzigen Blick, doch in dem lag all der glühende Hunger ihrer Seele. Ob die Bäuerin ihn bemerkt hatte? Mit harten Worten trieb sie das Mädchen zur Arbeit zurück. „Na, und du, Christoph, wirst dich auch nicht betrinken? Wann kommst du nach Hause?"

„Morgen früh vielleicht", gab er lachend zurück. „Gehabt Euch wohl, Mutter — Theresl ich hätt's dir gegönnt" — fort war er. Und graues Dunkel erfüllte die Stube, kein einzig lichter Funke mehr.

Theresl hatte endlich ihre Arbeit beendet und stand oben in dem winzigen Dachkämmerlein, das sie bewohnte, wo es so entsetzlich kalt im Winter war, wo der Regen auf dem Dachstroh rauschte, wo die Fledermäuse wisperten. Gewiß, es war kein wirtbares Gemach, aber doch ihr eigen; sie konnte allein darin sein und sich ausweinen, ungesehen, ungestört, wenn ihr einmal der Jammer das Herz abdrückte. Aber heute weinte sie nicht. Dazu war die Wut zu heiß, die Gekränktheit zu bitter in ihrem Herzen. Rachedurst erwachte, eine dunkle Eifersucht, auf irgend etwas — irgendeine, — die Christoph heute auf dem Tanzboden erwartete. Seit längerer Zeit schon ahnte sie es, — er ging mit einer, und sie wußte nicht, welche es war. Eine, die er als junge Bäuerin ins Haus bringen würde. Und dann — ja, dann war alles vorbei. Das Leben nicht mehr zu ertragen. Nicht auszuhalten, nicht auszudenken. Sie rang die Hände über dem Scheitel und blickte in die klare Frühlingsnacht hinaus. Da — da führte der blühende Baumweg hinab ins Dorf. Dort — sie sah Lichter schimmern — das war des Adlerwirts Haus, da spielten die Zigeuner, da tanzten sie nun, Christoph mit ihr, der Unbekannten, unsagbar Gefürchteten. Ach, wenn sie es wüßte! Nur das wenigstens! Wenn sie selber dort sein könnte, und mit ihr in die Schranken treten, mit ihr sich

Digitized by Google

messen, — buhlen um Christophs Gunst — Christophs Liebe!

Sie wußte ja ganz genau, keines der Mädchen des Dorfes tanzte so wie sie, so leichten Fußes, so schwungvoll und so feurig. Alle Burschen wußten es, auch die Mädchen. Alle Burschen sagten es, die Mädchen nicht. Auch Christoph hatte es noch niemals gesagt. Ob er es nicht wußte? Oh — dann sollte er es endlich erfahren, — noch heute, noch heute! Was verschlug ihr das Verbot der Bäuerin. Die verbot ihr ja alles. Vielleicht — erfuhr sie es nicht einmal.

Unendlich war die Versuchung, die in Theresls Herzen aufzüngelte, wie eine Flamme, die bald das ganze Häuschen umlohte, — und sieghaft blieb. In ihr Sonntagskleidchen schlüpfte Thereslein — und leise, leise, die Schuhe in der Hand, glitt sie die Stiege hinab, zum Hause hinaus. Der Hofhund schlug an, leise, knurrend, wie im Traum, — sie strich ihm hastig über den Kopf, und verschwand im Dunkel der Schatten.

Auf dem Tanzboden ging es hoch her. Wie die Zigeuner spielten, so etwas gab es ja nimmer sonst, wenn zu Kirmeß oder Hochzeit die Stadtmusikanten sich hören ließen — ganz von selber flogen die Füße über den Boden hin, wie Feuer ging es durch die Adern.

Theresl stand am Eingang im Gedränge, und da sah sie Christoph tanzen. Das Herz stand ihr still vor Entsetzen. Die — die sollte es sein, die er liebte, die er ihr vorzog? Die große, blonde, dicke, die hochnäsige Annemarie, die sich immer schon eingebildet, daß sie unter den reichsten Bauerssöhnen im Lande zu wählen hätte, und die mit solcher Verachtung auf das Theresl herab sah von klein auf, schon immer? Oh, nein, das konnte, das durfte nicht sein! Das war ja zum wahnsinnig werden.

Nun stand Christoph an der Wand dort mit seiner stattlichen Tänzerin und schäkerte mit ihr. Wie seine Augen lachten, so sonnig, so strahlend. Wie er sie ansah, so herzlich, die Annemarie. Und wie Theresleins Herz sich wand und krümmte in Todesschmerzen.

Jetzt hatte einer der Burschen sie erblickt, ein junger, lebensfroher Geselle, dem von je ihr gutes Tanzen so besonders gefallen. Rasch kam er auf sie zu, und holte sie fort, und wirbelte sie im Tanze herum. Den Musikanten warf er ein Geldstück zu, nun spielten sie nur für die Beiden. Ja, das war herrlich. Theresleins Herz hüpfte vor leidenschaftlicher Wonne, mit Ingrimm untermischt. Hochatmend stand sie dann neben ihrem flotten Tänzer an dem Tisch, wo die Musikanten saßen. Er gab ihr zu trinken, und sie stießen an, und lachten miteinander. — Da begegneten Theresls Blicke denen des einen Zigeuners. Er hatte die Geige vor sich auf dem Tisch liegen, den Arm aufgestemmt, und sah sie an. Was für ein paar Augen waren das. Das Mädchen schrak zusammen. Nie hatte sie ähnliches gesehen. Schmal und lang bewimpert. Funkelnd wie zwei schwarze Kohlen in verhaltener Glut.

„Laßt mich einmal mit der Jungfer tanzen", sagte er in fremdartig klingendem Deutsch. „Wollt Ihr, Jüngferlein? Ich kann das auch!" Und eh sie sich's versah, flog er mit ihr davon. Ja, das war etwas. Theresl meinte zu träumen. Nicht den Erdboden berührte sie mehr. Es war wie ein Sturm, der sie hinweg riß. Nur eins war ihr bewußt, daß die Musik nicht mehr so klang wie vorhin. Es fehlte ihr etwas. Ja, das Herz fehlte ihr.

Und dann stand sie wieder an dem Musikantentisch, mit klopfenden Pulsen, — und der Zigeuner stand vor ihr und sah sie an.

Dann aber ward er zur Seite gedrängt, und plötzlich sah Theres den Christoph vor sich, und neben ihm die dicke, blonde Annemarie, und beide lachten, daß sie sich schüttelten.

„Ei, Theresl, ich möchte aber morgen in deiner Haut nicht stecken", rief Christoph. „Mehr als einen Krückstock schlägt wohl die Mutter auf dir entzwei! Nun, fauch mich doch nicht so an, kleine Wildkatze! Aber ein bissel arg ist das auch wohl! So ganz gegen's Verbot hierher zu laufen — und dann hier noch mit so ein hergelaufenem Zigeuner herumzuflitzen, gelt Theresl, das mißfällt auch mir!"

„Kümmert's mich, ob dir das mißfällt oder nicht, du dalketer Bub", höhnte sie ihn an. „Ist wohl meine Sach, mit wem ich tanz oder nicht!"

„Ja, das mein ich auch", stimmte Annemarie ihr bei. „So laß sie doch, fühlt sich wohl hingezogen zu ihresgleichen!" und die dicke Blonde lachte in hellem Wohlgefallen über ihren Witz. „Nun laß gut sein, Theresl, morgen am Tage komme ich zu Euch hinauf, will meine neue

Digitized by Google

Schwieger begrüßen, gelt, Christoph? Da werd' ich ein gutes Wort einlegen für's Theresl, wenn's ihm allzu schlimm ergehen sollt." Lachend gingen die beiden weiter, um zu tanzen. Theresl blieb stehen und fühlte die spöttischen Blicke der Umstehenden auf sich brennen wie heiße Nadeln. Nur der Blick, mit dem der Zigeuner sie jetzt anschaute, den sah sie nicht. Es war ihr, als müßten die Wände auf sie einstürzen und sie erdrücken. Leise schlüpfte sie hinaus. Sie sah nicht, daß der Zigeuner ihr folgte. Fort eilte sie, zwischen den Sträuchern des Gasthofsgartens, durch die dunklen Baumschatten, bis der Garten ein Ende hatte, und der Tannenwald heran trat, aufragend, wie eine schwarze Mauer. Die Wipfel rauschten leise im Nachtwind. Ein Kauz schrie im Dickicht.

Theresl blieb stehen und preßte beide Hände aufs Herz, denn sie meinte, es müßte springen vor wütender Verzweiflung. Daß sie schwere Mißhandlungen zu erwarten hatte morgen, vielleicht tagelang, das war so gewiß, als die Sonne morgen wieder scheinen würde. Und dazu noch der wilde Schmerz um Christoph und der Hohn seiner Braut, — und das alles fortan immer, immer. Oh, ein Narr, wer solch ein Höllenleben auf sich nahm. Tausendmal lieber tot — ausruhen, da unten, tief unten im kühlen Grabe.

Da unten ja, da rauschte und schäumte der tiefe Gebirgsbach bis hinab zu dem Wehr, das seinen Lauf hemmte. Ein Sprung hinunter, und all das Elend hatte ein Ende. Schlimmer konnte es unmöglich in der Hölle sein, als droben auf dem Bauernhof. Und vielleicht kam sie nicht einmal in die Hölle. Die liebe Jungfrau Maria würde gewiß Erbarmen haben mit ihrer schrecklichen Verzweiflung.

Hastig schossen ihr diese Gedanken durch den Sinn, während sie hinunter starrte in das raschfließende Wasser. Tiefer beugte sie sich darüber. Da — hatte sie sich einen Stoß gegeben, oder fiel sie von selber, hinab glitt sie von dem glatten Grasufer, und mit leichtem Aufschrei tauchte sie unter in der dunkelklaren Flut. Die riß sie in starker Strömung mit hinweg.

Weiter unten bei dem Wehr sprang ein Mann in das Wasser und tauchte wieder auf, — und hielt in seinen Armen eine leblose Gestalt, aus deren Haaren und Kleidern das Wasser triefte. Leicht war die Last seinem starken Arm. Durch die nächtlichen Schatten von Wald und Gesträuch ging er den Weg zurück, den er gekommen. Doch nicht in das helle, lärmende Wirtshaus ging er, sondern nach dem Hof, zwischen den Scheunen und Ställen, wo die Wagen standen, mit denen die Zigeunerbande das Land durchzog. Die zeltüberspannten Wagen, die ihnen das einzige Obdach und Heim in der Welt bedeuteten.

Leise rief er in den einen Wagen hinein. Ein altes Weib richtete sich vom Strohlager auf, und fragte nach seinem Begehr. Es war seine Mutter. Sorgsam bettete er seine Last auf das durchwärmte Stroh hin, und gab der Alten Anweisung, was sie tun sollte, die Bewußtlose ins Leben zurückzuführen. Sie knurrte ihn an, daß wüßte sie besser als er, und damit war er zufrieden.

Noch ehe die Frühlingsnacht von dem lichten Morgen hinweg getrunken war, zogen auf der Landstraße zum Dorfe hinaus die Zeltwagen der Zigeuner, in denen die Weiber und Kinder hausten, während die Männer rüstigen Schrittes neben und hinter ihnen her wanderten.

Die Vögel sangen und jubelten in den knospenden Zweigen. Der herbe Duft des Frühlings ging durch das Land. So leicht und so frisch war es um die Fahrenden her. Die höher steigende Sonne trocknete die nassen Kleider des braunen Zigeuners, der schweigsam neben seinem Wagen herging. Er hatte doch die ganze Nacht auf dem Tanzboden gefiedelt, wie war er nur da zu der triefenden Nässe gelangt? Sie begriffen das nicht, und er machte nicht Miene, es ihnen zu verraten. Aber seine Schuld war der übereilt schnelle Aufbruch, und die ewig lange Wanderung jetzt, ohne eine einzige Rast. Er mußte es eilig haben, fortzukommen von dem Dorfe, so weit wie nur irgend möglich.

— — — — — — — — —

Am späten Abend erst ward die Rast für die Nachtruhe aufgeschlagen. Ein großes Feuer flackerte lichterloh in dem schwarzen Tannenwald. Mit dem aufsteigenden Rauch trieben die roten Funken hoch empor, und verloren sich zwischen den dunklen Wipfeln. Um das Feuer her lagerte die johlende und schwelgende Schar der schwarzbraunen alten und jungen Gesellen, der grauhaarig, dürren und der jugendlich

Digitized by Google

blühenden Weiber und der lärmenden Kinder, groß und klein. Etwas seitab von dem Getriebe an einem Baumstamm lehnte der schwarze Sdenek, die Geige im Arm, über die sein Bogen hin und her huschte in leisem, singendem Geflüster, wie im Traume. Er stand im Schatten und blickte auf das vom Feuer rot angestrahlte Bild der lärmenden Gefährten. Da trat Thereslein in den Kreis. Ihre Kleider waren trocken geworden, nun hatte sie sich angezogen und kam zum Vorschein. Ein geheimnisvolles Geflüster hatte sich bereits um die unbekannte Reisegefährtin erhoben. Sdenek hatte sie mitgenommen, soviel wußte man nur. Und da stand sie plötzlich blaß und weiß, das rotblonde Haar leuchtend im Feuerschein.

Sdeneks Geigenspiel zerriß. Da hob Theresl den Kopf und ihre Augen tauchten suchend ins Dunkel. Da er sich bewegte und aufrichtete, erkannte sie den Umriß der schwarzen Gestalt. Rasch schritt sie auf ihn zu und blieb vor ihm stehen. Ja, das war der Zigeuner, mit dem sie getanzt hatte, sie erkannte ihn mit Gewißheit. Ohne Zögern redete sie ihn an, herb und trotzig nach ihrer Art.

„Ihr habt mich aus dem Bach gezogen und mich mit fortgeführt. Warum taket Ihr das?"

„Jungfräulein", seine Stimme klang dunkel und weich verschleiert. „Ich sah dich fortschleichen aus dem Hause und aus dem Garten. Ich sah, wie du hinab schautest in den Bach, wie dein Fuß ausglitt, das Wasser dich verschlang. Wär' ich ein Mann, wenn ich nicht nachgestürzt wäre, dein junges Leben zu retten?"

„Ich wollte nicht gerettet sein! Ich wollte sterben im Wasser. Warum ließt Ihr mich nicht?"

„Jungfräulein, das Leben ist schön, der Wald wird grün, der Sommer steht vor der Tür. Du bist jung und schön. Du sollst leben, dein Herz soll klopfen, und dein Mund soll lachen. Sterben sollst du, wenn du alt bist, wenn es Winter wird."

„Was kümmert es Euch, wann ich sterbe! Wie konntet Ihr es wagen, mich fortzuschleppen, geraubt habt Ihr mich."

„Ja, geraubt. Ich hörte, was der Kerl mit dem hellen Schnauzbart zu dir sprach, — daß du geschlagen und getreten werden solltest, — und ich hörte, daß die dicke, blonde Dirne kommen wollte und über dich lachen. Ich sah, daß dein Herz verlangte nach dem Burschen, daß die Blonde ihn dir geraubt — ich sah, daß du in ohnmächtiger Wut verzagtest — und ging dir nach. Wohl sah ich — du gingst in den Tod. Sobald die Flut dich verschlungen, hattest du aufgehört zu leben für jene dort, die dich mißhandelten.

Ich holte dich aus dem Wasser, ich setzte mein eigenes Leben daran, und ich gewann dich. Das war ein Würfelspiel — so hohen Einsatz wagte ich noch nie, und so hohen Gewinn errang ich nimmer. Auf meinen Armen trug ich dich fort, in mein Haus, das ist das Zeltdach, darin du erwachtest. Jetzt — bist du mein eigen!"

Erschrocken fuhr Thereslein zurück, die Entgegnung erstarb ihr auf der Zunge.

„Ja, mein eigen. Ich liebe dich, darum ging ich dir nach. Nun vergiß den andern, und liebe mich wieder."

„Niemals", das Wort huschte über ihre Lippen. — Er lachte mit blitzenden weißen Zähnen. „Wir werden sehen." — — —

Das war ein wunderbares Leben. Von Dorf zu Dorf, von Wald zu Wald zog die Zigeunerschar. Mühselig auf staubiger Landstraße durch Sonnenbrand. Durch endlose Wälder in Schatten und Duft und Frische.

Gegen Regen schirmte das Zeltdach des Wagens, und gegen den Tau und Nebel der Nächte. Und lustig waren die Lager beim flackernden Feuer in der Waldesnacht, wenn Sdeneks Geige erklang, so süß, als hörte man das Lied der Nachtigall.

Und doch fühlte sich Thereslein tief unglücklich bei dem Wanderleben. Das war ja doch kein Leben, war auf die Dauer unmöglich zu ertragen. Denn sie war ein seßhaftes deutsches Bauernkind und keine Landstreicherin. Und wenn gar erst der Winter kam, wie sollte sie es wohl aushalten?

Dabei hatte sie das Gefühl, scheel angesehen zu sein, von der ganzen Zigeunerbande. Sie gehörte nicht zu ihnen, verdiente kein Geld, und sollte mitleben von dem, was sie hatten, — das war ja eigentlich unerhört. Aber sie schwiegen um Sdeneks willen, denn sie fürchteten ihn. Am meisten fürchtete ihn Maruscha, seine Mutter, sonst hätte sie Theresl nicht geduldet, denn es

Digitized by Google

empörte sie, daß er die fremde, blonde Dirne liebte, und nicht eine der schwarzäugigen Schönen aus ihrem eigenen Volke. Theresl aber wußte wohl, daß sie ihnen allen ein Dorn im Auge war, — und daß nur Sdeneks Schutz über ihr stand, wie ein Schild und ein Bollwerk, das sie schirmte. Aber es verdroß sie, ihm so fortgesetzt zu Dank verpflichtet zu sein.

— — — — — — — — —

Immer kürzer wurden die Wandertage. Der Wald begann sich zu färben, in hellem Gold, in Kupferrot und Gelbbraun, zwischen dem schwarzen Tannengrün. Leuchtende Pracht, die dennoch das Herz nicht froh, sondern schwermütig macht. Aus den Wiesen stieg Nebel weiß und dicht. Fröstelnd zog die feuchte, nächtliche Kühle bis in den Zeltwagen hinein. Und Theresl besaß keinen Schutz dagegen, als das Kleid, das sie trug. Nichts auf der Welt besaß sie, als dieses Kleid. Und sie fürchtete sich vor dem nahenden Winter, sie fürchtete sich vor allen Unbilden des Lebens, mit denen sie kämpfen sollte. Sie ganz allein.

Die Lagerfeuer brannten, und die Zigeuner saßen darum her, lärmend und schwatzend, wie gewöhnlich. Und wieder stand Sdenek seitab im tiefen Baumschatten, versunken in leiser Zwiesprach mit seiner Geige. Und wieder wie an jenem ersten Abend ging Theresl auf ihn zu. Sie hatte es niemals seither getan, vielmehr seine Nähe gemieden. Nun aber trat sie vor ihn hin.

„Sdenek, du sahst das große Dorf, außerhalb des Waldes, mit dem Schloß hoch auf dem Berge?"

„Ja, freilich, Thereslein! Dahinein wollen wir ja morgen gehen, und zusehen, ob da ein Wirtshaus ist, wo wir aufspielen können, oder was sonst für eine Gelegenheit wir finden. Auch auf das Schloß will ich gehen. Warum fragst du, Theresl?"

„Ich will zusehen, ob ich in dem Dorf einen Dienst finde. Bei einem Bauern oder beim Pfarrer, — oder im Schloß."

„Einen — Dienst?!"

„Ja, Sdenek, schau, ich kann nicht länger mit Euch durchs Land ziehen, ich halt's nimmer aus. Und wenn ich auch wollt' — deine Leut' vergiften mich, sie warten nur darauf, ich weiß es!"

„Theresl — hat sich einer unterstanden —"

„Nein, nein, sei nur gut, es untersteht sich keiner, sie haben zu große Furcht vor dir. Aber — daran — kannst du sie nicht hindern, würdest es nie heraus bekommen.. Sie halten zusammen. Also, laß mich lieber gutwillig gehen!"

„Theresl, — das — könntest du mir zuleide tun? Hast du mich in all der Zeit nicht ein ganz klein wenig lieb gewonnen?"

„Doch, ja, ein wenig schon! Du bist ja so gut zu mir, Sdenek, wie noch im ganzen Leben kein Mensch, — niemals."

„Und doch willst du mir das zuleide tun?"

„Es ist kein so arg großes Leid, geh ich nicht, so vergiften mich die andern. Dann wär's schon besser gewesen, du hättest mich im Wasser darin gelassen, wo ich doch schon beinah tot war. Das mußt du selber einsehen. Mach's mir nicht schwer, Sdenek. Hörst du?"

Wie leichthin sie das alles sprach. Und ihm war zumute dabei, als löschte sie alles Licht des Tages vor seinen Augen aus. Doch aber lachte er sie an, mit seinen weißen Zähnen. „Wir werden sehen!"

Sie wandte sich fort, und ging dem Zeltwagen zu. Sie hatte ihm nichts weiter zu sagen.

Sein Geigenspiel war verstummt. Die Eulen schrien in den Wipfeln. Wie schaurig das klang. Und im Nachtwinde rauschten die Tannen dazu ihr eintöniges Lied, von Herbst und Einsamkeit. — — — — — —

(Fortsetzung folgt.)

Anmerkung: Der Roman „Die Meistergeige" von Hans Werder erscheint auch als Buch im Verlage von Otto Janke, Berlin SW 11, und ist durch alle Buchhandlungen oder vom Verlag zu beziehen.

Digitized by Google

Die blaue Blume / Roman von Bruno Wölfing

3. Fortsetzung.

Möninghoff machte ein etwas bedenkliches Gesicht: „Es ist nicht leicht heutzutage. Bei der notorischen Indifferenz des hochwohllöblichen Publikums . . .!"

Eva jedoch fuhr fort: „Es m u ß gehen. Dann erst glaube ich, lebt man, wenn man berühmt ist. Und ich werde kein Mittel scheuen. . . ."

Da aber schrillte die Glocke durch das Foyer, und Eva, wie erwacht aus einem Traume, sah um sich, wo Stern und ihre Freundin wären.

Sie reichte Möninghoff die Hand. „Sehe ich Sie noch?" fragte Sie in gleichgültigem Tone.

„Wenn Sie gestatten, werde ich nach Schluß des Theaters mich melden", sagte Möninghoff. Dann trennten sie sich. Fräulein Mendel aber flüsterte ihrer Freundin beim Hineingehen zu den Plätzen ins Ohr. „Er ist wirklich nicht übel!"

Eva lächelt bloß. Plötzlich bemerkte sie jedoch, als sie Platz nahm, wie abermals jene Dame, welche Möninghoff vorher begrüßt hatte, ihr direkt auffällig ins Gesicht starrte und gar nicht zu hören schien, was Jörgens ihr sagte. Da erklang abermals die Glocke, und der dritte Akt begann.

Man sah auf der Bühne den Doktor Bender mit Packen beschäftigt. Es sollte also Ernst werden mit der Reise ins Land der Zukunft, das die Malerin ihm verheißen hatte. Dann aber erschien noch einmal die Gattin. Und nun entwickelte sich eine leidenschaftliche Szene zwischen dem Ehepaar, noch einmal schüttete das arme, betrogene Weib seinen ganzen Jammer aus. Und die Darstellerin gab das mit großer Innerlichkeit und Echtheit.

Else Triebschen starrte wie gebannt hinunter auf die Bühne. Sie kämpfte beständig mit heraufsteigenden Tränen. Aber es war ihr, als stünde sie selber dort unten auf der Bühne, als wäre sie selber die armselige, gequälte Frau, die dort auf den Knien lag und um ihr bißchen Glück verzweifelt die Hände rang. Es war das erstemal, daß Else Triebschen ein modernes Stück auf der Bühne sah, wo Menschen in ihrer Sprache redeten und Kleider trugen wie sie selber. Sie vergaß ganz, daß das Theater war und nicht Wirklichkeit. Was sie bisher gesehen hatte, waren Opern und klassische Stücke gewesen, aber das hier war ganz, ganz anders. Und Elses Menschenkenntnis reichte ja nicht aus, die Unmöglichkeit und Hohlheit dieser Charaktere zu durchschauen. Else hatte es fest gegen den Willen der Eltern erreicht, daß sie ins Theater durfte an diesem Abend. Ihre Tante hatte sich schließlich erboten, sie mitzunehmen. Aber es war Else gar nicht um das Stück zu tun gewesen, bloß darum, Möninghoff wiederzusehen, an den sie immer und immer wieder hatte denken müssen. Und sie hatte ihn früher einmal sagen hören, er versäume keine Premiere in einem besseren Theater. Und nun hatte Else ihn gesehen, aber, aber . . .

Auf der Bühne unten war jetzt die Malerin Lydia wieder erschienen. Mit herrischer Gebärde rief sie dem Doktor über die vor ihm kniende Frau hinweg. Er solle kommen, es sei höchste Zeit, schon warte der Wagen. Da aber erhob sich auf einmal die Frau, und mit flammenden Worten wies sie der Feindin die Schwelle.

Da aber verging dem jungen Mädchen oben im ersten Range beinahe der Atem. Else vergaß alles um sich her. War denn nicht auf einmal wirklich dort unten die Malerin ihre Feindin, mit der sie ringen mußte auf Leben und Tod? Ja, war sie nicht dieselbe, mit der Möninghoff gegangen war, vorhin im Foyer. Warf die nicht ebenso hochmütig den Kopf, waren das nicht ihre Augen, die so kalt und steckend blitzten, war das nicht das schwarze Haar der andern und ihr spöttisches Lachen? Else vernahm nicht mehr die einzelnen Worte, ein Zittern erfaßte ihren ganzen Körper, ein Krampf ihre Brust, bis sie plötzlich das Bewußtsein verlor. Der Doktor war dahingestürmt über die jammernde Frau, war der andern nachgeeilt, und mit markerschütterndem Schrei war seine Gattin, die ihn hatte halten wollen, zusammengebrochen. Das hatte Else nicht ertragen.

Als sie dann wieder zu sich kam, sah sie die erschrockene Tante und Jörgens um sich bemüht, die sie eben hinaustragen wollten; Else jedoch weigerte sich energisch. Sie faßte ihre ganze

Digitized by Google

Kraft zusammen und hielt stand. Die andern gaben wohl oder übel nach, da in ihrer Nähe schon ärgerlich gezischt wurde wegen der Unruhe.

Auf der Bühne war inzwischen alles geändert. Der Gatte war jetzt zum Bewußtsein seiner Schuld gekommen, erweckt aus seinem Rausche durch jenen Schrei seines Weibes. Man sah ihn gebeugt über die ohnmächtige Frau. Hinter ihm aber stand, drohend aufgerichtet und mit dunklem Mantel angetan, die düstere Lydia und schleuderte ihm, bevor sie sich von ihm wandte, noch einmal ihre ganze Verachtung ins Gesicht. Er solle verschimmeln, er verdiene es nicht besser, denn er sei ein Schwächling. Große Menschen schreiten hinweg über die kleinen, unbekümmert um das Wimmern der anderen, so sei es das Recht und die Pflicht des Starken. Niemals würde er das Große erreichen im Leben, nur vegetieren würde er in den Niederungen des Daseins. Für immer wende sie sich von ihm. Dann fiel die Tür ins Schloß. Der Mann aber stand schluchzend im inneren Kampfe, als aber seine Frau erwachte und ihm die Hände entgegenstreckte, da war er bezwungen. Er kniete nieder bei ihr und bat ihr alles ab. Die alten Eltern kamen herein und segneten die vereinten Gatten, durch das Fenster strahlte die Abendsonne purpurrot auf das rührende Bild, und man hörte in der Ferne das Rollen des Wagens, der die düstere Malerin für immer von dannen trug. Da aber brach der Arzt in ein gellendes Gelächter aus, und der Vorhang fiel.

Die Menge der Zuschauer aber war ganz verblüfft über den jähen Schluß, einige klatschten, einige zischten, wie besonders eine etwas abenteuerlich gekleidete Dame im zweiten Rang, dann strömte alles dem Ausgang zu, um möglichst rasch die Garderobe zu erreichen.

Jetzt endlich kam die Tante Else Triebschens zu Worte und überschüttete die Nichte mit Fragen, was denn nur losgewesen sei. Aber diese verweigerte nähere Auskünfte. Es sei nichts gewesen, ein leichter Schwindelanfall, wie sie deren ja viel zu erleiden habe, sagte sie. Aber noch draußen, während Jörgens sich vor der Garderobe drängte, um die Sachen zu erhalten, sagte die Tante: „Nun, du hast jetzt wohl eingesehen, daß diese modernen Stücke doch nichts für dich sind." Aber Else antwortete nicht. Sie sah nur die andere im schwarzen Haar und mit den schmalen Augen, die still eben den dunkelroten Abendmantel von einem Herrn in schwarzem Hornkneifer um die Schultern legen ließ und dann vor dem Spiegel ein weißes Seidentuch über die Haare legte. Und dann vernahm Else deutlich, wie jene einer zweiten Dame, offenbar einer Freundin, zurief, sie solle eilen, Möninghoff warte unten, man wolle zusammen noch in ein Café gehen. Else aber, die wiederum kreidebleich geworden war und Schwindel fühlte, stützte sich auf den Arm der Tante, und diese, tötlich erschrocken, geleitete die Nichte hinab zu einem Wagen, dabei von Jörgens unterstützt, der gar nicht begriff. Unten an der Treppe aber stand Möninghoff und zog höflich seinen tadellosen Seidenhut, was jedoch nicht beachtet wurde.

Möninghof wartete auf Eva Salomon und ihre Begleiter. Plötzlich jedoch fühlte er sich von hinten berührt, und als er sich umsah, erblickte er Käthe Arendt in einem nicht sehr geschmackvollen Federhut und einem blauen Cape.

„Ha!" sagte sie, und ihre unsteten Augen flackerten in dem gelben Gesicht: „Welch eine Blamage für Rex. Welch erbärmlicher Schluß des Stückes."

Möninghoff jedoch kehrte ihr, unangenehm berührt von ihrem unordentlichen Außern, wie dadurch, daß sie ihn hier so öffentlich ansprach, kühl den Rücken und ging die Treppe hinauf, Fräulein Salomon entgegen. Käthe Arendt aber verschwand tief ergrimmt. Möninghoff erbot sich, die Führung zu übernehmen, und geleitete die beiden Damen und Max Stern in ein benachbartes Café. Dort belegte er einen bequemen Eckplatz und half die Damen galant beim Ablegen.

Man sprach über das Stück. Die Urteile waren verschieden. Stern hatte eine Menge sachlicher und technischer Einwürfe. Fräulein Mendel, eine rundliche Dame in Evas Alter mit etwas zu großem Munde fand einiges sehr ergreifend und lobte besonders die Darstellung. Möninghoff kehrte den objektiven Kunstkenner hervor, der durchaus über persönliche Motive erhaben ist. Er erkannte einiges an, tadelte dann aber um so ausgiebiger. „Mißverstandene Zarathustraschwärmerei. Unklare Ideen, das ist alles!" fragte er. Und mit einem Seitenblicke auf Eva fügte er hinzu; er fände, wenn jemand

Digitized by Google

selber so im Glashause sitze wie Rex, solle er mit Steinwerfen vorsichtiger sein.

Eva lächelte nur verächtlich.

„Rex scheint übrigens in der Tat nicht anwesend gewesen zu sein", bemerkte Stern, sich eine Zigarette entzündend. „Er wolle überhaupt das Tragödienschreiben aufgeben. Darum läge ihm gar nichts an dem Ausfall. Das ist nach Art von Rex natürlich wieder Kraftmeierei. Er leidet ja überhaupt, könnte man sagen, an einer konträren Renommiersucht. Er renommiert damit, daß er nicht renommiert. Übrigens scheint seine treue Verehrerin Käthe Arendt ja auch dagewesen zu sein, mir deucht, ich hätte sie beim Ausgang erblickt. Auch ein interessanter Fall!"

Eva Salomon lachte laut: „Was? Gibt es zwischen Rex und diesem überspannten Frauenzimmer etwas?" fragte sie.

„Einseitig, durchaus einseitig", erklärte Stern und blickte geistreich durch seinen Hornkneifer. „Obwohl das nicht Fräulein Arendts Schuld ist, aber Rex renommiert auch mit seiner Sprödigkeit Weibern gegenüber. Diese Arendt muß immer etwas zu schwärmen haben. Zu soliden Gefühlen kommt sie vor lauter Faseleien niemals. So schwärmt sie jetzt für Rex, so hat sie früher einmal für Möninghoff geschwärmt."

„Bitte, lassen wir das!" sagte Möninghoff mit ablehnender Handbewegung. „Ich habe sie erst heute abend wieder gründlich abfahren lassen. In solcher Toilette spricht sie einem öffentlich an. Dégoûtant!"

Eva aber fragte plötzlich: „Finden Sie nicht auch den Schluß des Stückes verfehlt? Der Doktor hätte gehen müssen, hätte diesem erbärmlichen Dasein absagen müssen und sich frei machen. Er ist ein Feigling, ich hasse so etwas."

Stern lachte überlegen. „Ja, Eva, zum Leben gehört halt a bisserl Mut", sagte er plötzlich, in seinen sogenannten Münchener Tonfall geratend, was er oft vergaß.

Eva richtete sich auf und sagte, kühl ihren Cousin anblickend: „Wenn du nicht den Mut hättest, Max, ich hätte ihn. Ich hätte wie meine erste Vorfahrin, die denselben Namen hatte wie ich, auch den Apfel im Paradies genommen. Nicht wahr, Herr Möninghoff, sie hätten auch den Mut gehabt dazu, Sie wären auch gegangen, wenn Sie der Doktor gewesen wären?"

„Wie sonderbar du redest, Eva!" sagte Fräulein Mendel, erstaunt auf die Freundin blickend.

Möninghoff aber fuhr sich der Hand glättend über sein schönes, blondes Lockenhaar und lächelte ganz leicht, wie etwas befangen. Dann aber sagte er rasch zu Eva: „Gewiß, gnädiges Fräulein, gewiß!"

Als man dann ziemlich spät sich trennte, ließ Eva Salomon den Dichter noch versprechen, gelegentlich einmal Besuch machen zu wollen bei ihren Eltern.

---

6. Kapitel.

An einem Sonntage bald danach machte Fritjof Alexander Möninghoff Besuch bei Eva Salomon und ihren Eltern, die in einer vornehmen, im Berliner Bauunternehmergeschmack erbauten Straße wohnten. Langsam und sorgfältig seine Glacéhandschuhe musternd, stieg Möninghoff die breite Marmortreppe, wo eine durch bunte Scheiben gedämpfte Beleuchtung herrschte, zu Evas Wohnung hinauf und zog behutsam die schwere, blanke Messingklingel im ersten Stockwerk, wo an der schweren Eichentür auf blankem Schilde „S. Salomon, Privatier" zu lesen stand.

Möninghoff, der unter dem Arme ein geheimnisvoll verschnürtes, kleines Packet trug, wurde eingelassen, übergab seine Karte und trat dann in den etwas übervoll mit neuen Möbeln verschiedener Stilformen ausgestatteten Salon.

Sehr rasch öffnete sich die Tür und Eva erschien, offenbar etwas aufgeregt. „Es ist sehr liebenswürdig, daß Sie kommen, Herr Möninghoff. Aber sagen Sie bitte meinen Eltern nichts von meinen Besuch in der ‚blauen Blume'. Sagen Sie, wir hätten uns im Theater durch Max Stern kennen gelernt." Und heftig errötend fügte sie hinzu: „Und meine Eltern, darüber dürfen Sie sich nicht zu sehr erschrecken, sie sind eben einfache Leute, aus der Provinz."

Möninghoff verneigte sich mit feinem Lächeln und machte eine beruhigende Handbewegung.

Jetzt aber ging die Tür auf, und eine etwas starke, ältere Dame in ein wenig zu buntem, lila

Digitized by Google

Seidenkleid erschien, die mit holdseligem Lächeln Möninghoff die Hand hinhielt. „Meine Tochter hat uns schon viel Interessantes von Ihnen erzählt!" sagte sie dabei und lud den Dichter zum Sitzen ein.

Möninghoff nahm Platz. „Ich hatte den Vorzug, bei einer Theaterpremiere die Bekanntschaft ihre Fräulein Tochter zu machen", sagte er. „Wir sprachen über allerlei literarische Dinge, und ich wollte mir nicht versagen, dem gnädigen Fräulein den Band meiner Verse, den ich veröffentlicht habe, persönlich zu überreichen, da ich bei ihr auf feinstes Verständnis, so wie es ein Schaffender ersehnt, wohl hoffen darf." Damit nahm er das kleine Packet, das er mitgebracht hatte, zur Hand, entfernte das umhüllende Seidenpapier und überreichte Eva ein schmales, apart ausgestattetes und in Weiß und Gold gehaltenes Bändchen, das nach englischer Art nur oben mit Goldschnitt versehen, sonst aber unbeschnitten war.

Die Dame in Lila lächelte noch eine Note süßer, als sie interessiert aus der Hand ihrer Tochter das Buch in Empfang nahm, und las die Aufschrift: „Aus dem Reiche der Träume" von Fritjof Alexander Möninghoff. „Also ein wirklicher Dichter!" sagte sie dann mit schwärmerischem Augenaufschlag hinzu und sah Möninghoff an.

Eva dankte mit kurzen, höflichen Worten für die Gabe.

„Eigentlich", sagte Möninghoff mit leichter Bewegung seiner behandschuhten Rechten, „habe ich mich ja schon weit über diese Verse hinaus entwickelt. Vieles genügt mir darin heute nicht mehr. Ich hoffe aber," fügte er mit stolzem Lächeln hinzu, „das mein nächstes Werk meine Freunde und" — er betonte das — „meine Feinde in Erstaunen setzen soll."

„Meine Tochter hatte schon auf der Mädchenschule ein ungewöhnliches Interesse für Poesie", erzählte Frau Salomon. „Schon ihre Literaturlehrerin in Posen sagte immer, ihre Aufsätze wären bei weitem die besten und poetischsten, und es könne einmal etwas Bedeutendes werden aus Eva."

„Aber Mama!" warf die Tochter leise ein, „so etwas erzählt man doch nicht, so etwas kann doch Herrn Möninghoff unmöglich interessieren."

Dieser murmelte etwas, aber Frau Salomon sagte verwundert: „Warum soll man nicht erzählen, was die Wahrheit ist? Eigentlich," fuhr sie zu Möninghoff gewandt fort, „sind wir nur wegen Eva nach Berlin gezogen. Mein Mann hätte ja eine andere Stadt bevorzugt, auch ich wäre mehr für die Natur gewesen, ich liebe die schönen, grünen Wälder über alles. Aber Eva wollte es so. ‚In einem kleinen Neste müsse sie ersticken', sagte sie immer. So gaben wir nicht nach, denn was tut man nicht alles, wenn es sich um die Bildung der Tochter handelt. Aber jetzt findet sie Berlin auch langweilig. Jetzt gefällt es uns hier besser als ihr. Das alles wäre kein wirkliches Leben, Theater und Konzerte wären stupide, nichts Wirkliches, sagt sie."

„O Mama," fügte Eva wieder in ihrem vorwurfsvollem Tone ein, „du verstehst das eben nicht. Ich finde überhaupt," sagte sie zu Möninghoff gewandt, „die ältere Generation versteht uns moderne Menschen niemals."

Inzwischen war auch Evas Vater erschienen. Über seiner weißen Weste spannte sich eine breite Goldkette, und erst nachdem das Auge diese wahrgenommen hatte, bemerkte es auch den übrigen Menschen, obwohl der sehr stattlich und behäbig war.

Seufzend nahm er Möninghoff gegenüber in einem sogenannten Lutherssessel Platz, wobei er die beiden Arme etwas nach außen gedreht auf die breiten Knie stützte. Nachdem das Gespräch noch einmal kurz den Gedankengang auch des vorhergehenden repetiert hatte, kam Herr Salomon, dessen kleine Augen übrigens recht intelligent ausschauen konnten, auf den Beruf eines Dichters zu sprechen. „Verdient wird wohl nicht viel dabei", meinte er, indem er nach dem schmalen Bändchen Möninghoffs schielte, das vor ihm auf dem Tische lag. „Darf ich zum Beispiel fragen, was Sie für dieses Buch bekommen haben?" fragte er, dann zu dem Dichter aufblickend.

Dieser erwiderte ausweichend: „Beim Anfänger sind die Honorare immer karg bemessen. Erst wenn man einmal berühmt ist, wird das anders." Er verschwieg dabei aber, wieviel seine Mutter an den Verleger in bar eingezahlt hatte, und daß er selber noch keinen roten Pfennig an Honorar in den Händen gehalten hatte.

„Meine Tochter hat nämlich eine große Meinung für derartige Dinge", sagte Herr Salo-

Digitized by Google

mon mit betrüblichen Schütteln des Kopfes und spielte dabei mit der voluminösen Uhrkette, die wie eine dicke, goldene Schlange auf seinem rundlichen Bäuchlein lag.

„Du solltest wirklich nicht immer über die idealen Interessen unserer Tochter spotten, Siegmund", sagte in vorwurfsvollem Tone seine Gattin.

„Ja, von dir hat Eva sie", erwiderte Herr Salomon ebenso, fuhr dann aber kühl fort: „Übrigens spotte ich gar nicht. Ich wollte nun einmal Herrn Möninghoffs Meinung darüber hören, der versteht doch etwas in der Branche."

„Meinen Eltern ist es nämlich ein schrecklicher Gedanke, daß einmal von ihrer Tochter Gedichte gedruckt werden sollen", lachte Eva etwas gezwungen.

„An und für sich durchaus nicht", rief Frau Salomon eifrig. „Du weißt doch, daß ich immer Verständnis für Kunst und Wissenschaft gezeigt habe. Dein Vater freilich hat seine Gründe ..."

Dieser nickte: „Ja, ja, es ist so etwas Unsicheres mit diesen Geschichten. Dichter sind immer so ein wenig . . . na, ich will ja nichts sagen, aber Geschäft ist Geschäft. . . ."

„Ach, du weißt doch," fuhr Eva fast scharf heraus, „daß ich gar kein Interesse für Geschäfte habe. Ich möchte heraus aus der Philisterenge, die überall gleich ist, in Berlin oder Posen oder sonstwo, ich möchte berühmt werden, etwas sein in der Welt!"

Herr Salomon nickte verdrießlich, dann wandte er sich plötzlich an Möninghoff mit der Frage: „Meinen Sie denn, später einmal von Ihren Gedichten leben zu können."

Fridjof Alexander lächelte fein: „Ich gestehe, mir diese Frage noch nicht vorgelegt zu haben, da ich nicht in der Lage bin, an solche Äußerlichkeiten denken zu müssen."

„Aha!" sagte Herr Salomon mit prüfendem Blick auf Möninghoffs tadellose Toilette, und nickte dann beifällig. Seine Frau aber fügte hinzu: „Siehst du, Siegmund? Deine Tochter hat es doch eigentlich auch nicht nötig."

„Nun ja, das ist ja wahr, Gott sei Dank!" bestätigte Herr Salomon. „Trotzdem", fügte er zu Möninghoff gewandt hinzu, „ist es eben eine Frage, die einem Kaufmann nahe liegt."

„Gewiß!" nickte der Dichter, „ich verstehe das um so mehr, als ich selber Sohn eines Kaufmanns bin."

Jetzt aber wurde Herr Salomon lebhaft, er erkundigte sich nach näherem über dessen väterliches Geschäft und ließ sich durch den Juwelierladen in der vornehmsten Straße der Stadt und die Häuserspekulationen sichtlich imponieren, obgleich Möninghoff das in einem Tone vorbrachte, als wären es die gleichgültigsten Bagatellen der Welt. Dann kam Herr Salomon auf seine eigenen Geschäfte zu sprechen, die ja auch — Gott sei Dank — nicht ganz ohne Erfolg gewesen waren, und beim Abschied schüttelte er sehr herzlich Möninghoffs aristokratisch feine Hand. Auch Frau Salomon lächelte sehr süß und ließ Möninghoff versprechen, sich bald wiedersehen zu lassen in ihrem bescheidenen Hause.

Möninghoff versprach das, obwohl er jetzt viel zu arbeiten habe.

„Ach ja, Sie werden das Doktorexamen nächstens machen!" sagte Frau Salomon. „Max Stern erzählte das neulich, übrigens auch ein kluger Junge. Er hat von seinem Staatsexamen jetzt die ersten Stationen glänzend hinter sich...."

„Ich werde in Kunstgeschichchte promovieren", sagte Möninghoff mit einer seiner stolzen Gesten. „Übrigens nur meiner Mama zu Gefallen. Mütter sind immer ein wenig eitel in bezug auf die Söhne. Ich lege gar keinen Wert auf Lächerlichkeiten wie Titel und ähnliches."

Eva aber versicherte ihm, als er schon die Schwelle überschritten hatte, sie wolle seine Gedichte sofort lesen, und fügte hinzu, mit bedeutsamem Blicke: „Auf Wiedersehen."

Jedenfalls war das Urteil der ganzen Familie als Möninghoff gegangen war: „Ein durchaus sympathischer Mensch", und wie Frau Salomon mit feinem Lächeln hinzusetzte, „auch ein feiner und interessanter Mensch".

Möninghoff fuhr indessen zum Mittagsmahl, saß nachher noch eine Stunde im Café und kehrte dann nach Hause zurück, um etwas zu arbeiten. Denn so oft er auch mit überlegenen Gesten das Gegenteil versicherte, das heranrückende Examen beunruhigte ihn doch zuweilen.

Obwohl er jedoch, auf seinem eleganten Zimmer angekommen, sich eine Zigarette nach der andern entzündete, kam er nicht in Arbeitsstimmung, sondern er wanderte langsam auf dem türkischen Teppich hin und her, wobei er be-

Digitized by Google

müht war, die Füße genau in die gewebten Kreise des Teppichs zu setzen. Zum Arbeiten kam er nicht, und er war froh, als er schließlich, durch dazwischenkommenden Besuch, einen Grund vor sich selber hatte, ganz die Bücher beiseite zu schieben. Darum auch begrüßte er Jörgens, denn er war der Ankömmling, mit einer Herzlichkeit, die er schon lange dem abtrünnigen Jünger vorenthalten hatte.

„Ich wollte mich einmal umsehen nach dir, ob du überhaupt noch am Leben wärst; seit meinem Umsatteln strafst du mich ja völlig mit Verachtung", sagte Jörgens, indem er seinen Überzieher ablegte.

Möninghoff verzog nervös das Gesicht. „Du weißt doch," sagte er, auf den Überzieher deutend, den Jörgens eben über einen Stuhl legen wollte, „daß ich nicht gerne habe, wenn man diese Sachen mit in mein Arbeitszimmer hereinbringt, dafür ist doch das Vorzimmer. Es ist doch keine gewöhnliche Studentenbude!" Damit ließ er nicht ohne Stolz, seinen Blick über die mit wertvollen Bildern bedeckten Wände gleiten.

Jörgens trug lachend den Überzieher hinaus. Möninghoff aber setzte seine Teppichwanderung fort und sagte dann, als Jörgens wiederkam: „Daß ich nicht zu dir kam, liegt natürlich nicht daran, daß ich dir etwa wegen deines Berufswechsels grolle. Für so kleinlich hast du mich hoffentlich niemals gehalten. Aber ich habe viel Arbeit mit dem leidigen Examen. — Aber erzähle einmal, wie gefällt es dir denn bei Reagenzgläsern und Retorten?"

Jörgens, der sich auf das Sofa gesetzt hatte, lachte: „O recht gut bis jetzt. Ich hatte zwar Umstände mit dem Neubelegen von Vorlesungen mitten im Semester, und auch das Einarbeiten dauerte eine Weile. Aber jetzt bin ich so weit. Ich glaube, ich habe doch etwas von meinem Vater geerbt, jedenfalls kann ich nicht anders sagen, als daß mir diese aufs Praktische gerichtete Arbeit durchaus zusagt. Es ist angenehm, ein konkretes Ziel vor sich zu haben, besonders wenn man sich solange in Wolken bewegt hat wie ich, ohne Boden unter den Füßen. Übrigens ist das Anorganische, was wir jetzt treiben, alles nur Vorbereitung, das Eigentliche, wo es interessant wird, das Organische, kommt erst im Sommer."

Möninghoff erwiderte nichts, sondern pfiff nur leise durch die Zähne, dann fragte er plötzlich: „Wie steht es denn bei Triebschens? Bist du noch immer Hausfreund da?"

Jörgens sah den andern an: „Ich komme sogar eben von da. Ich war zu Tisch bei ihnen. Darüber wollte ich nämlich mit dir sprechen, Fritz. Herr Triebschen sagte nämlich heute, du hättest wohl ein schlechtes Gewissen, daß du dich gar nicht mehr sehen ließest?"

Möninghoff blieb plötzlich stehen und nahm die Zigarette aus dem Munde: „Ich?" fragte er gedehnt. „Schlechtes Gewissen? Erkläre das, bitte!"

Jörgens zuckte die Achseln: „Irgend etwas muß wohl vorgefallen sein, vielleicht weißt du doch mehr als ich. Die Tochter muß im Spiele sein und dann du . . . mehr weiß ich nicht. Jedenfalls ist Else Triebschen fort, ganz plötzlich haben sich die Eltern entschlossen, sie in eine Pension in der französischen Schweiz zu schicken. Als ich nach dem Grunde dieser Plötzlichkeit fragte, wichen sie offenbar aus. Und dann als heute Herr Triebschen sich nach dir erkundigte und ich sagte, du arbeitetest aufs Examen hin, zuckte er so ironisch die Achseln und sagte etwas von schönen Redensarten, Mädchen Dummheiten in den Kopf setzen und dann das mit dem schlechten Gewissen."

Möninghoff war offenbar immer verblüffter geworden und starrte Jörgens mit großen Augen an. Dann aber richtete er sich plötzlich auf, tat ein paar energische Schritte und brach dann in erbostem Tone los: „Das finde ich stark und ein bißchen unverschämt! Ich begreife absolut nicht, was dieser Mensch damit meint. Allerdings bin ich einmal mit seiner Tochter an jenem Sonntagnachmittag eine kleine Strecke zusammengegangen, und wir haben über allerlei gesprochen, aber ich muß mir das schönstens verbitten, ich habe durchaus nichts gesagt, was dem Mädel den Kopf hätte verdrehen können. Das sollte mich wohl reizen, einem solchen Gänschen, ha, es ist komisch, imponieren zu wollen! Ich habe gesprochen, wie ich mit Menschen eben zu sprechen pflege. Das mag vielleicht anders sein, als man sonst mit dem guten Backfisch redet, aber was kann ich dafür, wenn die Dinge aus meinen Worten heraushört, die ich nicht hineinlege. Ich wasche meine Hände in Unschuld und verbitte mir solche Verdächtigungen aufs ent-

Digitized by Google

schiedenste. Das kannst du dem Alten ergebenst ausrichten."

„Hm, du bist grob!" sagte Jörgens trocken.

„Mir ist dieser ganze Mensch überhaupt höchst unsympathisch", fuhr Möninghoff fort. „Mir fällt dieses Herauskehren des Selberreichgewordenseins auf die Nerven. Ich reagiere stark auf solche Dinge. Aber lassen wir das, und gehen wir lieber zum Abendessen irgendwo. Man soll den Sonntag heiligen, und ich habe keine Lust zum Arbeiten. Trinken wir lieber ein Glas Wein zusammen."

Jörgens war einverstanden, und Möninghoff begann seine umständlichen Vorbereitungen für das Ausgehen.

„Doch halt!" sagte er plötzlich, während er gerade damit beschäftigt war, einen Tropfen Brillantine auf seinem feinen Bärtchen zu zerreiben. „Du hättest vielleicht die Freundlichkeit, deine Unterschrift zu geben für die Erklärung an Rex, daß wir beschlossen hätten, ihn nicht mehr als zur ‚blauen Blume' gehörig zu betrachten. Kryzanowski, Stern, Fräulein Arendt, die Laskowska haben bereits unterzeichnet."

Jörgens nahm das Papier, das Möninghoff ihm darreichte, las es mehrmals durch, schien aber zu zögern.

„Nun, warum besinnst du dich solange?" drängte Möninghoff, indem er dem andern einen fein in Elfenbein geschnitzten Federhalter hinhielt, der mehr zum Bewundern als zur Benutzung gemacht schien.

Jörgens aber legte das Blatt auf den Tisch, ohne zu unterschreiben. „Es wird wenig machen, ob mein Name auch noch darunter steht", meinte er.

„Ah, du hast Angst vor Rex?" spottete Möninghoff.

„Das nicht", erwiderte Jörgens. „Aber ich schätze Rex trotz seiner Arroganz zu hoch, auch bin ich ihm manchen Dank schuldig."

„Nun, wie du willst", sagte Möninghoff vornehm und schloß das Papier in eine Lade seines Diplomatenschreibtisches.

Als sie beim Abendessen saßen, löste der Wein, den Fritjof Alexander reichlich genoß, ihm die Zunge und machte ihm gesprächig. Der Dichter begann von seinem Besuche im Hause Salomon zu berichten, mokierte sich mit überlegener Ironie über des Privatiers goldene Uhrkette und imitierte, allerdings ohne sich seiner Würde etwas zu vergeben, Frau Salomons holdseliges Lächeln.

Jörgens hörte alles ruhig mit an. „Warum gehst du denn aber zu solchen Leuten?" fragte er schließlich.

Möninghoff verzog das Gesicht, unangenehm berührt von dieser kritischen Stellung seines einst so unbedingt bewundernden Jüngers. Aber er war in guter Laune, und so schüttelte er nur verächtlich den Kopf: „Du hast wirklich gut daran getan, lieber Ernst, einen so prosaischen Beruf zu ergreifen. Du hast keinen Sinn für Humor. Ich genieße das, wie ich eine Zeichnug von Daumier oder Thomas Theodor Heine genieße. Übrigens ist ja auch noch die Tochter da."

„Nun, die finde ich eigentlich auch nicht gerade angenehm", meinte Jörgens.

Möninghoff aber lächelte überlegen: „Du bist nur für den Gretchentypus mit blonden Zöpfen und blauen Augen zu haben, für Gänschen, die an den Klapperstorch glauben, bis sie Großmutter sind. Hier aber ist Rasse, Temperament. Kryzanowski, der von Weibern etwas versteht, meinte das auch. Er sagte auch, sie wäre gleichsam für mich geschaffen. Er freilich dachte in seiner Weise gleich an Dinge, die mir, der ich alles ästhetisch, ganz uninteressiert genieße, durchaus fern lagen. Du hast natürlich kein Verständnis für alles das. Ich würde an deiner Stelle Fräulein Triebschen heiraten. Du könntest auf diese Weise die Fabrik gleich mitehelichen und kämst so auf gut bürgerliche Weise zu einer sicheren Stellung, was ja dein höchstes Ideal ist."

Jörgens sah beiseite: „Jedenfalls würde ich Else Triebschen eher heiraten als diese Salomon."

Möninghoff lächelte: „Es steckt in dir wie in manchen beschränkten Köpfen, verzeihe meine Aufrichtigkeit, noch immer ein aus törichten Vorurteilen entsprungener Antisemitismus. Ich bin über solche Ansichten hinaus. Ich frage nur nach der Persönlichkeit, nicht nach der Herkunft. Und Fräulein Salomon hat ganz fraglos starke Reize. Mit etwas Geschmack gekleidet, könnte sie ganz apart wirken. Es könnte mich sogar fesseln, ihr dabei mit Rat an die Hand zu gehen. Damenmoden sind ja überhaupt meine schwache, oder wenn du willst, meine starke Seite. Ich hätte jedenfalls einen guten Redakteur für eine ele-

Digitized by Google

gante Modezeitung gegeben, wenn das Schicksal es gewollt hätte. Wie gesagt, Kryzanowski meinte, ich hätte sicher Erfolg bei Fräulein Salomon.

„Na, dann Prost in diesem Sinne", sagte Jörgens, und sie stießen an. Möninghoff aber lächelte, als er getrunken hatte, in sich hinein, als sei ihm ein glänzender Gedanke gekommen.

---

7. Kapitel.

Nach langen, trüben Winterwochen voll Nebel und Regen war plötzlich ein Vorfrühlingstag über das Land gekommen von unsagbarer Farbenpracht und Süßigkeit der Luft, ganz unerwartet, wie alles ganz große Glück. Einer jener Tage war's, wo der Himmel höher und weiter scheint, die Erde freier und größer, wo jeder Weg in der Sonne liegt, als führe er zum Paradiese, wo alle Herzen durchwoben sind, wie von feiner, unhörbarer Musik und man Veilchen an allen Ecken vermutet, lang vor der Zeit.

An einem solchen Tage war es Rex gelungen, den einsamen Abel einmal heranzulocken aus seiner Klause und ihn zu bewegen zu einer Wanderung durch den Grunewald. Rex war ausgelassen wie ein kleiner Junge, der schulfrei hat. Es schien ihm schwer zu werden, ruhig zu gehen, er sei berauscht vom Sonnenschein wie von köstlichem Weine, rief er aus, und er hätte Lust, jeden Baum zu umarmen, weil er sich als seinen Bruder und Verwandten fühle an diesem Feiertage der Erde. Rex trug eine braune Lodenjoppe und einen grünen Hut mit Sperberfeder, wie man sie im Gebirge trägt. Manchmal sprang er hoch auf und schien nach den Sonnenstrahlen greifen zu wollen, die wie goldene Fäden schräg ausgespannt schienen zwischen den kahlen Föhrenstämmen. Abel, der kleine, etwas verwachsene Mensch, der doppelt unsicher schien neben dem starken, übermütigen Freunde, hatte Mühe mitzukommen und schüttelte oft halb ironisch, halb neidisch den Kopf über die ausgelassenen Sprünge des andern.

So trieben sich die beiden jungen Leute den ganzen Nachmittag im Walde umher, lagerten eine Weile an den blauen Seen im Kiefernforst und sahen die Sonne purpurn untergehen über dem flachen Lande. Da ein kühler Wind zu wehen begann, sagte Abel, ihn fröre, es wäre Zeit, nach Hause zu gehen. Rex aber beharrte, man müsse nach einer solchen Wanderung irgendwo im Freien zu Abend essen.

So kehrten sie bei einbrechender Dunkelheit in einem Gasthause nicht weit von Wannsee ein. In einem großen, fast leeren Saal, wo die Fenster weit offenstanden, nahmen sie Platz.

Als der Wirt fragte, ob er nicht die Fenster schließen solle, da es gar kühl hereinzöge, lachte Rex: „Wir beide lieben frische, gesunde Luft mehr, als eine warme, stickige Stubenatmosphäre, selbst wenn wir uns einen solchen Genuß durch Frieren erkaufen müssen."

„Wir?" fragte Abel und verzog die Miene ein wenig.

Rex aber schlug auf den Tisch: „So seien Sie doch stolz, daß ich Sie mitzähle."

Dann bestellten sie ein einfaches Abendbrot.

„Und nun gestehen Sie, liebster Abel," sagte Rex plötzlich die Hand des Freundes berührend, die ganz schmal, weiß und fast durchsichtig zu sein schien, „ist ein solcher Frühlingstag nicht mehr wert als alle Weisheit, die Sie aus alten Büchern zusammenklauben?"

Abel schüttelte leise den Kopf, und seine großen, bangen Augen vermieden es, Rex anzusehen: „Nein, das kann und will ich nicht zugeben. Das ist nur für die Starken, nicht für diejenigen, die nur um so mehr gerade dann empfinden, was ihre Schwäche ist."

Rex betrachtete mit fast besorgtem Blick die feinen Züge des Freundes: „Nicht zum Grübeln über das Leben, sondern zum Leben selber sind wir da. Wissen Sie, was ich dachte, als ich Sie heute herauszulocken beschloß in die freie Luft und die erste Sonne? Ein bißchen Lebensstimmung wollte ich Ihnen erwecken, und das ist immer Kampfesstimmung, Ihnen ein bißchen Freude an der Erde beizubringen."

Abel aber hob jetzt die Augen: „Sie meinen es gut mit mir. Aber es ist nicht das, was ich will. Für Leute wie mich wird es immer unmöglich sein, mitzuschwimmen im Strome dessen, was Sie das Leben nennen. Was ich will, ist ja nur, einen Standpunkt gewinnen gegenüber der Außenwelt, die mich bedrückt. Ich möchte mir eine eigene Welt aufbauen im Innern, daß ich frei hindurchgehen kann durch dieses gefeierte Leben, das für Sie eine Gottheit ist, dem Sie am liebsten Menschenopfer bringen möchten."

Digitized by Google

Rex machte eine ungeduldige Bewegung: „Also mit anderen Worten, auch Sie suchen die ‚blaue Blume'?"

Abel lächelte: „Ja, aber wohl eine andere Spezies als Möninghoff und seine Freunde."

„Ach was!" brauste Rex auf. „Ich habe ja manchmal auch diesen Ausdruck gebraucht, in Wirklichkeit gibt es gar keine blauen Blumen, das sind Märchen, Albernheiten."

Abel wollte etwas erwidern, wurde aber unterbrochen, denn mit gewaltigem Getöse sprang die Tür auf und eine Truppe lärmender Fremder schob sich herein. Als sie ins Licht traten, erkannten die Beiden am Tische die Ankömmlinge. Voran ging Kryzanowskis breite Gestalt, dann folgten Fallois und Fräulein Laskowska, und zuletzt erschien Fräulein Arendt, deren Stimme schon von draußen hereingellte: „So, jetzt soll's aber lustig werden!"

Der Pole war verlegen stehen geblieben, als er Rex und Abel erblickt hatte. Als jedoch auch Fräulein Arendt, die einen riesigen Strauß von Kiefernzweigen in der Hand trug, die beiden erkannte, rief sie frohlockend: „Hoho! Da ist ja beinahe der ganze Klub zusammen."

„Sie vergessen, Fräulein Arendt," rief ihr Rex lachend, aber ohne aufzustehen zu, „daß ich nicht mehr Mitglied der ‚blauen Blume' bin, sondern cum infamia hinausgeworfen. Wenn ich nicht irre, hat sogar Ihre geniale Handschrift auch jenen Wisch geschmückt."

„Das ist Ihnen für Ihr Betragen von neulich auch ganz recht geschehen," sagte die Arendt und legte ihren Strauß ab, „sind Sie denn noch sehr böse?"

„Im Gegenteil! Sie haben mir sogar eine herzliche Freude gemacht mit dem schönen Handschreiben, zumal es echtes holländisches Büttenpapier war, darunter tut es Möninghoff ja nicht. . . . Wenn Sie übrigens sich heransetzen wollen . . .?"

Einen Augenblick sahen die Ankömmlinge sich wie beratend an, entschieden sich aber dann, dafür herbeizukommen, und man rückte zwei Tische zu einer großen Tafel zusammen.

„Wissen Sie, Herr Rex", sagte die Arendt und sah ihn schwärmerisch an; „es war ja nicht schlecht gemeint, daß wir Sie auswiesen. Es muß Ihnen wirklich einmal gesagt werden, daß Sie so nicht weiterkommen in der Welt mit Ihrer — ja, ich muß das Wort schon brauchen, — Arroganz."

Rex lehnte sich in seinem Stuhle zurück und lachte schallend: „Ach, Sie haben doch ein gutes Herz, Fräulein Arendt, daß Sie auch auf mich pädagogisch einwirken wollen."

„Ja, verstehen Sie, Herr Rex," sagte auch die Laskowska, „es ging wirklich nicht gut, als Möninghoff im Gehrock zu uns kam, um die Unterschrift zu holen, sie ihm abzuschlagen."

„Ja, ja, er ist ein schöner Mann!" sagte Rex. „Übrigens trage ich niemand etwas nach, ich finde es nur tragisch, daß mir, dem Gründer des Vereins, so etwas passieren mußte."

Sie sind der Gründer?" fragte die Arendt. „Ich dachte Möninghoff. . . ."

„Nein!" erklärte Rex. „Ich hatte zuerst den Gedanken. Möninghoff hat ihn von mir übernommen. Gott, wir waren jung damals, als wir uns in München kennen lernten, Stern, Möninghoff und ich. Fritjof Alexander, der damals noch Friedrich hieß, war auch noch ehrlicher als heute, wenn er sich auch schon damals parfümierte. Später in Berlin wurde die ‚blaue Blume' dann gegründet. Übrigens will ich Möninghoff, wenn er das behauptet, das Urheberrecht daran nicht abstreiten. Ich habe es heute als eine Torheit erkannt, in einem Vereine irgendwelche wirkliche Ideen zu züchten."

„Übrigens hätte ich nicht unterschrieben," erklärte die Arendt, „wenn Möninghoff acht Tage später zu mir gekommen wäre. Er hat mich neulich im Theater so unverschämt ‚behandelt'. Vielleicht können wir es rückgängig machen."

(Fortsetzung folgt.)

Anmerkung: Der Roman „Die blaue Blume" von Bruno Wölfing erscheint auch als Buch im Verlage von Otto Janke, Berlin SW 11, und ist durch alle Buchhandlungen oder vom Verlag zu beziehen.

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

Die Ersten

Frau Georg Jahn und ihrem Jüngsten freundlichst zugeeignet.

Er trug die langen Hosen nicht gern
Nie wollte er sie haben,
Ihm leuchtete noch der Kindheit Stern
Beim wilden Spiele der Knaben.

Für die Mutter blieb er das „Bübchen" noch
Als sehnig die Glieder ihm schossen,
Er schalt sie zärtlich, sie lachte doch,
Auch wenn es den „Jüngsten" verdrossen.

Da kam der Tag, er griff zum Schwert —
Es ahnte niemand der Seinen —
Der Kaiser rief für Heimat und Herd —
Da pochte das Herz in dem „Kleinen"!

Da stand er — in blanker Waffenwehr —
Entrang sich der Mutter Kosen:
„Was sagst du, Mütterchen? Schau mal her:
Meine ersten langen Hosen!"

Erich Janke.

★

Der Fahnenträger / Novelle von Helmuth Unger

Das Heer stand im Feindesland, ein gewaltiges Kriegslager.

Der Fahnenträger Mikoleit von der 4. Kompagnie des 1.. Infanterieregiments mußte sich am Abend krank melden. Der Leutnant befahl es ihm, als gütliches Zureden vergeblich war. Mikoleit versuchte in ehrerbietigstem Tone Einwände zu erheben.

Er sei gar nicht so krank, das körperliche Unwohlsein würde bestimmt bald vorüber sein. Und außerdem sei jeden Tag eine Schlacht zu erwarten. Wenn er da nicht mitginge.

Der Offizier lächelte.

Der Aufmarsch sei ja noch gar nicht beendet, und bis es zur Schlacht komme, sei er, Mikoleit, schon längst wieder in der Front. Also, er solle vernünftig sein und sich in dem nahe gelegenen Kriegslazarett beim Herrn Stabsarzt melden. Er gebe ihm jetzt den Befehl.

Da ging Mikoleit.

* * *

Als einziger lag er nun in dem großen und geräumigen Zelte. Verwundete gab es hier noch nicht, wie in Belgien und an der russischen Grenze, und die wenigen Revierkranken wurden gleich im Lager selbst behandelt.

Der untersuchende Arzt hatte bei der Aufnahme ein recht ernstes Gesicht gemacht, aber ihm seine Krankheit nicht benennen wollen.

Ruhelos und übererregt wälzte sich Mikoleit die Nacht über auf seiner Matratze hin und her. Der Kopf brannte ihm, und die Pulse schlugen hart gegen die gebräunte, arbeitzerschürfte Haut.

Ob man ihn nicht verspottete, daß er sich krank gemeldet hatte? Jetzt, wo es galt, seinen Mann zu stehen! Wenn es zum Kampfe kam, würden die Kameraden fragen, warum trägt Mikoleit denn unsere Fahne nicht? Und dann antwortete einer: „Weil er sich ins Stroh verkrochen hat, er zieht den Strohtod dem ehrlichen Schlachtentode vor."

Weit nach Mitternacht sank der Gefreite in einen von wirren Traumbildern durchzitterten Halbschlummer.

Im Kriegslager, das seit zwei Tagen über die Westgrenze auf feindlichen Boden vorgeschoben war, war es still geworden.

Dann und wann flatterte ein Postenanruf durch die sternenklare Augustnacht.

Plötzlich schreckte Mikoleit auf.

Er strich sich mit zitternder Hand über die Stirne, richtete sich mühsam auf und lauschte . . . lauschte.

Jetzt! . . .

Jetzt wieder! . . .

Was war das denn?

Fernes Gebrumm. Das ist Kanonenschießen!

Wie? — — —

Er irrte sich doch nicht?

Mit gierigen Händen griff er nach dem Wasserglase, das neben ihm auf einem Schemel stand.

Da!! Jetzt von neuem.

Bumm! . . . Bumm, Bumm!

Digitized by Google

Die Artillerie geht ins Feuer.

Der Tag der Feuertaufe gluſtert im Oſten empor.

Und er ſoll nicht dabei ſein?

Mikoleit ſinkt wieder in die Kiſſen zurück. Er horcht noch immer. Die Mattigkeit iſt ſtärker als ſein Wille und wirft ihn wiederum in einen wirren Schlummer.

Als er dann erwacht, fällt ſchon das erſte Tageslicht durch die kleinen Fenſteröffnungen in den Zeltplanen.

Ein Krankenträger ſteht vor ihm und friſcht die kühlenden Umſchläge für Stirn und Herz an.

„Was iſt los, Kamerad?“ fragt der Kranke.

„Wir ſind angegriffen worden. Der Feind ſteht vor Lagarde.“

„Und wir? Und mein Regiment?“

„Sie ſind ſchon lange ausgerückt, den Franzoſen entgegen.“

Mikoleit erſchrickt.

Seine Gedanken arbeiten fieberhaft. Und er überlegt, wie er fortkommen kann.

„Kamerad, willſt du mir zu trinken geben?“

Der Wärter geht, um dem Kranken einen Becher Waſſer zu holen. Er denkt ja an nichts Schlimmes. Als er wieder zurückkommt, iſt die Bettſtatt leer.

* * *

In langen Sätzen eilt Mikoleit über das Feld. Seine Gedanken und Wünſche taumeln ihm weit voran.

Wie konnte der Leutnant geſtern nur ſagen, es könne noch gar nicht zum Kampfe kommen! Wer würde jetzt die Fahne der vierten Kompagnie an ſeiner Stelle tragen und ſich Ruhm und Ehren holen? In einer Viertelſtunde kommt er im Feldlager an. Der Platz iſt leer von Truppen. Nur die Bagagewagen ſtehen in langen Reihen noch aufgeſtellt, und einige Lagerfeuer qualmen.

Der Fahnenträger braucht keinen nach dem Wege zu fragen. Der Kanonendonner und das immer heftiger werdende Gewehrgeknatter weiſt ihn zurecht.

Sein Körper iſt faſt am Zuſammenbrechen. Aber weiter . . . nur weiter!

Endloſe Infanteriekolonnen wälzen ſich auf der ſtaubigen Straße in den glutenden Morgen hinein. Munitionskolonnen. Einige Eskadrons Huſaren.

Eine leichte Feldhaubitzbatterie jagt quer über das Stoppelfeld. Sirrende Handpeitſchen klatſchen auf die ſachernden Roſſe.

Mikoleit ruft ſeine Regimentsnummer.

Ein kleiner Feldwebel betrachtet ihn verwundert und weiſt ihn weiter.

Und der Fahnenträger läuft, daß ihm der Atem pfeifend durch die verbiſſenen Zähne ſpringt.

Er iſt mitten unter den vorgehenden Truppen, die ausſchwärmend gegen den Feind angehen.

Niemand hat mehr auf den einzelnen acht, der wie ein gehetztes Tier zwiſchen den Kolonnen hindurchraſt.

Weiter . . . weiter . . . weiter!

Krankenträger, die weiße Binde mit dem roten Kreuze am linken Oberarm, kommen mit den erſten Verwundeten ihm entgegen.

Mikoleit lieſt ſeine Regimentsnummer auf den Achſelklappen der Achzenden.

Kameraden alſo! Seine Kompagnie im Gefecht.

Alſo doch!

Nun werden Sie ſagen, daß er ein Feigling iſt.

Er muß es ihnen zeigen.

Der Gefreite ſtolpert und fällt.

Ah! Einen Augenblick ruhen! . . .

Die Trompete! Das Signal zum Vorgehen.

Und die Kanonen donnern, daß die Ohren taub werden.

Mikoleit ſpringt wieder auf.

Eine Böſchung ſteigt vor ihm aus dem weiten Blachfeld an.

Hier findet er die Kameraden.

„Wo iſt die vierte . . .?“

Ein Elſaſſer gibt ihm Auskunft, ohne ihn anzuſehen. Er muß im Laufen einen neuen Ladeſtreifen in den Lauf ſeines Gewehres ſchieben. Nahrung will das Rohr, wenn es Arbeit verrichten ſoll. Der Fahnenträger preßt beide Fäuſte auf ſein Herz, das hart gegen die Rippen pocht.

Nur vorwärts, denkt er. Fällt. Taumelt wieder auf.

„Die vierte . . . die vierte Kompagnie . . .?“

Zwei Soldaten ſtützen ihn.

So kommt er mit Voranſtürmenden mit.

Und dann noch einmal.

Ein letzter Verſuch.

Ein Loßreißen und Weiterſtürmen . . .

Ziſchen und Gellen ringsum. Pfeifende Granaten, ſirrende Schrappnells. Maſchinengewehrtrommeln. Rufe. Kommandos.

Und da!

Da flattert hoch über den Helmſpitzen die Fahne der . . . ſeiner vierten Kompagnie.

Noch zwanzig Sprünge. Er ſteht neben dem Fahnenträger und reißt das Heiligtum an ſich.

Die Kameraden erkennen ihn und laſſen ihn gewähren.

Mikoleit iſt da. Der lange Mikoleit iſt da.

Man hängt ihm das meſſingne Signum vor die Bruſt.

Blutiger Schaum ſteht ihm vor den Lippen. Wie Stricke liegen die blauen, geſchwollenen Adern auf den Handrücken.

Und zwei klammernde Fäuſte heben den Schaft der Fahne hoch empor.

Mikoleit jubelt auf. Und ein tieriſcher Schrei quillt aus dem flatternden Tuche.

Digitized by Google

Jetzt hat auch der Leutnant seinen alten Fahnenträger gesehen. Er grüßt und zeigt mit der Degenspitze nach vorn.

Wieder das Signal.

Avancieren!

Mikoleit stürmt voran, daß die andern ihm nicht folgen können.

Die feindlichen Schützengräben müssen fast erreicht sein.

Hier und da leuchtet zwischen den Büschen ein Gewehr auf.

Und noch einmal, ein allerletztes Mal einige Sprünge.

Eine vernichtende Gewehrsalve springt ihn an.

Mikoleit steht um Sekunden allein und wendet sich um.

Hinter ihm kommen sie, der Sieg muß errungen sein.

Fünf feindliche Kugeln beißen sich in seine Brust, eine frißt eine kleine Öffnung mitten in die heiße Stirne.

Er sieht. Sein Kamerad kann ihm gerade noch die Fahne abnehmen und dann weiterstürmen.

Er sieht nichts mehr. Sein Kopf schlägt hart auf den blutigen Rasen.

*

Patrouillengang durch Lüttich

Durch leere Gassen hallt ein harter Schritt,
Totmüde läuft das matte Echo mit . . .

Die schwarze Maas, die meine Straße quert,
Ist wellenlos und wie vom Blut beschwert,

Sieht mich aus dunklen Augen klagend an,
Mich helmbeschirmten, fremden Reitersmann,

Der um sein Leben mit dem Tode rang
Und seine Siege jauchzend sich erzwang.

Mit toten Augen winkt der Strom mir zu.
Kein Stern geht mehr in seinem Bett zur Ruh. Hans Herbert Ulrich*).

*

Kanonen / Studie von Alfred Richard Meyer

In allen größeren deutschen Städten, vor den Schlössern und auf den Marktplätzen stehen bereits die stummen und vor wenig Tagen noch so verderbenreich beredten, eisernen Zeugen aus unseren ruhmreichen Schlachten: russische, französische und belgische Kanonen. Der Reichshauptstadt jedoch wurde diese jubelnde Freude erst am Sedantage zuteil, dafür aber in festlicherer und umfangreicherer Form. Es war ein unvergeßlich militärisches Schauspiel größten Stils, als der Oberstleutnant Freiherr von Bulklar vom Ersatzbataillon Kaiser Alexander vor dem königlichen Schloß der Kaiserin, der Kronprinzessin und dem in unseren Tagen durch seine preußisch knappen Erlasse so schnell populär gewordenen Oberbefehlshaber in den Marken, Generaloberst von Kessel, die erste erbeutete russische Fahne, von einem braven, blumenbekränzten ostpreußischen Landsturmmann getragen, fünf belgische Geschütze, die durch ihre hohen Schilder auffallen, auf karrenartigen Wagen montierte und von zwischen der Schere einhertrottenden, struppigen Kosakenpferden gezogene russische Maschinengewehre sowie elf russische Kanonen vorführte und übergab. Der Gedränge der Berliner war derartig beängstigend, daß zahlreiche Frauen ohnmächtig von den Sanitätskolonnen davongetragen werden mußten. Es kann einem wirklich ein wenig bange werden, wenn man daran denkt, wie das erst bei dem hoffentlich bald zu erwartenden feierlichen Einzug unserer siegreichen Truppen Unter den Linden werden wird.

Kanonen! Feindliche Kanonen! Wie viel deutsche Hände gehen in diesen Tagen in ganz friedlicher Neugier streichelnd und dennoch in verhaltenem Haß über euch, die ihr so manchem unserer Freunde und Bekannten den grimmen Tod auf dem Schlachtfelde gebracht habt! Und dennoch — man hat Respekt vor euch, die ihr nichts anderes als eure Pflicht getan habt. Mit diesen Gefühlen stehen wir auch vor den ehrwürdigen und kostbaren Geschützen vor dem Hotel des Invalides in Paris, vor der „Batterie Triomphale", und wir entsinnen uns eines 1580 gegossenen österreichischen Laufs mit der Inschrift:

„So mein Gesangk in Luft erschallt,
manch Mauren von mir niderfallt"

oder auch der vier im Siebenjährigen Kriege von den Österreichern aus dem Berliner Zeughause fortgeführten wertvollen Kurfürstenkanonen, die Friedrich I. 1708 in Berlin anfertigen ließ, oder der gewaltigen Mörser aus Algier oder der hol-

*) Unser Mitarbeiter erhielt als einer der ersten, vor Verdun, das Eiserne Kreuz.

Digitized by Google

ländischen Vierundzwanzigpfünder. Und mit diesen Gefühlen gehen wir auch abends durch das Berliner Kastanienwäldchen nach der Singakademie an der „Faulen Grete" und dem „Langen Hans" vorüber und wissen gar nicht, was einst von ihrem Bediener, dem Büchsenmeister, der sein Leben vor dem großen Ereignis eines Schusses jedesmal seiner Schutzpatronin, der heiligen Barbara, anzuempfehlen hatte, alles an Tugenden und Fertigkeiten verlangt wurde. Nach Gohlkes Geschichte der Feuerwaffen mußte er „lesen und schreiben können, damit er im Sinn behalte alle Stücke, als da sind: destillieren, separieren, sublimieren, konfortieren; er sollte alle Stücke wilden und zahmen Feuerwerks bereiten können, sollte von den Tragweiten und Mensuren, von Festigung der Mauern, Futtern der Gräben, von Angriff mit Türmen, Katzen und Schirmen wissen. Er sollte auch ehrbar sein in Worten und Werken, allezeit bei Sinnen und sich sonderlich hüten vor Trunkenheit." Eine Befürchtung, die für unsere brave Artillerie in diesem, jeden Alkohol ausschließenden Kriege wegfällt.

Im Gegensatz zu den gegenwärtigen, durch die Proben von Lüttich und Namur nur allzu deutlich bewiesenen Erfolgen unserer Kanonen hat die Sage manchem Geschütz des Mittelalters Unsterblichkeit verliehen, wenngleich seine Taten uns heute etwas sagenhaft anmuten. So erzählt man sich von der „Großen Grete" („De grote Greite"), die folgende Inschrift hatte:

„Grote Greite heit ick,
Saven Mielen schiet ick,
Den ick dräp, den greut ick",

daß sie über einen besonders weiten und sicheren Schuß verfügte. Einstens lag der Bischof von Münster mit dem Grafen von Tecklenburg in grimmer Fehde. Als der Feldherr des Bischofs nun eines Tages in seinem Lager auf der St. Moritz-Heide vor Münster im Freien speiste, richtete der Büchsenmeister auf der Schanze zu Tecklenburg die „Große Grete" auf die mit herrlichen Speisen besetzte Tafel und schoß, als Probe der Treffsicherheit des silbernen, der Haltbarkeit wegen aber stark mit Kupfer legierten Kanonenrohres, dem Feldhauptmann den duftenden Braten und die leckeren Gemüse direkt vom Tische herunter. Was dem biederen Feldhauptmann selbst dabei geschah, erfährt man leider nicht. Der spätere erste preußische König, Markgraf Friedrich III., ließ dann, als er in den Besitz der Grafschaft Tecklenburg kam, aus dem Silber der „Großen Grete" Münzen mit seinem Brustbilde schlagen, das aber seine Wangen und seine Stirn merkwürdig glühend, wie von dem reichlichen Genusse alten Weines gerötet, in Wirklichkeit natürlich von der Kupferlegierung aufschimmern ließ. Die Münzsammler sind heute noch ganz wild auf diese „roten Markgrafen-Taler".

Ebenso wie diese berühmte Kanone hatten ihre Schwestern in Barbara ihre individuellen Inschriften, von denen hier nur einige ganz besonders charakteristische erwähnt werden können. So etwa:

„Will niemand singen,
so sing aber ich.
Über Berg und Tal
hört man mein Schall." (1544)

Wann man mich in Zirn gebracht,
so beweis ich meine Macht." (1677)

„Friedrich, dem der Sieg gegeben,
läßt das Volk in Freuden leben." (1691)

Besonders liebte man es, den Kanonen die Namen von Tieren zu geben, so etwa in mehr als einem Falle: „Die Nachtigall", weil „sie den Feinden gar lieblich singet". Aber da ist auch „ein Rebhuhn" aus dem Jahre 1566:

„Das Raphuhn mit dem Schnabel pickt,
daß mancher drob zu Todt erschrickt."

Da ist ein zweipfündiges Bronzerohr, genannt die „Amsel":

„Die Amsel heiß ich Dag und Nacht,
und las mich hören, das es kracht!"

Ein anderes weist eine „Lerche" auf dem Ackerfelde als Symbol und die Inschrift:

„Die Lerche werd ich genannt,
Mein Stimm ist aller Welt bekannt."

Ein Zwölfpfünder von 1580 erklärt seinen Beinamen also:

„Die Schlange hat ein scharff Gesicht,
dafür hilft Panzer und Harnisch nicht."

Neben dem Drachen, dem Greifen, dem Adler gab es auch eine „Taube":

„Die schöne Taube bin ich genannt,
mich nit ein jeder recht verkennt.
Wann aus meinem Schlag Junge fliegen,
so tun darob die Mauern klieben."

Reiche Ornamente und kriegerische Darstellungen der deutschen Renaissance waren bei den damaligen Meisterwerken der Gießerkunst beliebt, wie wir sie Künstlern wie Hilliger, Herold, Löffler verdanken. Besonders der Artilleriepark Kaiser Karl V. wies die herrlichsten Stücke mit derben Versen auf. Erwähnt seien hier noch zwei in Danzig gegossene und dem Rate der Stadt Danzig gehörige Achtzehnpfünder. Der eine (1617) hat eine Bildtafel, auf der man die Figur eines Mannes sieht, der in der rechten Hand eine Sense, in der linken ein Kind hält, in welches er hineinbeißt. Darunter steht:

„Saturnus heißt das Kindt allein.
Ich fraß sie alle, Groß und Klein."

Der andere (1625) zeigt ebenfalls ein Bild und eine Umschrift. Um die getriebene bildliche Darstellung, Ring mit einer Schlange, laufen die Worte:

Digitized by Google

„Der Storch in Eil
Gleich wie ein Pfeil
Advis dem Feindt
Bringt eh ers meint."

Es sind jetzt gerade 600 Jahre her, daß man zum erstenmal einer Kanone Erwähnung tut, und zwar verzeichnet eine Genfer Chronik vom Jahre 1313, daß in Deutschland diese „neue Kunst" aufgekommen sei. Was dann in den Jahrhunderten aus den Steilfeuer- (Mörser und Haubitze) und Flachbahngeschützen bis zu den Vollendungen Krupps geworden ist, erleben wir täglich in schrecklicher Wahrheit, und lächeln über die „Lanze des ungestümen Feuers" der Chinesen, die als erste die Explosivfähigkeit des Salpeters erkannten. Unsere schwere Artillerie sowie unsere schwere Schiffsbestückung, die auch uns noch manche angenehme Überraschung bringen kann, hat bei der Wegnahme des hoch in Felsen gelegenen Sperrforts Givet sowie im Kampfe um Namur in den österreichischen schweren Motorbatterien (30,5-Zentimeter-Mörser, ohne Pferde, nur mit Automobilen zu befördern) einen nicht zu verachtenden Bundesgenossen gefunden. Kann man es diesen Riesen aus Gußeisen, Gußstahl, Schmiedeeisen und Bronze gegenüber für möglich halten, daß die russische Zarin Anna (1730—1740) einmal anläßlich der Vereidigung eines Staatsmannes vier Kanonen und zwei Mörser aus — Eis (nicht etwa Druckfehler für Eisen!) anfertigen ließ, und aus ihnen Salut feuerte, ohne daß sie selbst zersprangen? Und noch ein anderes Kuriosum kann hier erwähnt werden, daß die Tibetaner gegen eine englische Expedition Kanonen aus Leder verwandten, d. h. lederne, mit eisernen Bändern zusammengehaltene Rohre. Sie mögen ebenso wirksam gewesen sein mit ihrem „dem Ohr fast unausstehlichen Geräusch", das man nach einer alten Chronik zunächst tadeln zu müssen glaubte, als jene Kugeln und Geschütze aus gebranntem Lehm, die man um 1850 herum in indianischen Grüften Südmexikos aus der Zeit der spanischen Invasion her fand. Da waren die 50 bis 100 Pfund schweren Steinkugeln des deutschen Mittelalters, die manchem Raubritternest ein krachendes Ende bereiteten, doch eklig wirksamer.

So sehr wir gewiß die Macht der Sprache aus eisernem Munde bewundern, so sehr sehnen wir uns doch danach, daß sie gar bald, wenn sie uns den Sieg, den herrlichsten Sieg brachte, wieder, und hoffentlich für lange, lange Jahre verstummen möge. Da ist uns die kleine Kanone im Schlosse zu Paretz doch noch lieber, mit der einst Kaiser Wilhelm I. als Kind eifrig herumspielte; oder jene andere, längst verschwundene im Parke von Branitz, die der Fürst Pückler-Muskau auf einer Miniaturinsel aufstellte, und die mittags um punkt zwölf Uhr mit dem durch ein Brennglas gesammelten Sonnenstrahl selbsttätig losgeschossen wurde, wenn nämlich die Sonne schien; andernfalls wußte es der Magen des Fürsten aber wohl auch ohne diesen niedlichen Kanonenschlag, daß es bald Zeit zum „Luncheon" sei, dem, laut § 3 der Branitzer Hausordnung vom 28. Mai 1867 „im Frühstückszimmer jeder Gast beiwohnt oder nicht, ganz nach seinem Belieben".

★

Ruhetag im Felde

Vier Wochen Kriegszeit waren schon vorüber,
Manch blutige Arbeit hatten wir getan;
Manch einer von uns lautlos ging hinüber,
So manches Auge blickte düster, trüber,
Obgleich wir schritten auf der Siegesbahn.
Und nun ein Ruhetag! Die Stunden dehnten
Sich endlos, endlos, am Spätsommertag;
Die Siegesfreude, die auf allem lag,
Hielt nicht so vor, wie wir es immer wähnten.
Da kam die Post. Die erste Post im Felde!
Gespannt jetzt blickte jedes Angesicht;
Und keiner war, dem eine Nachricht nicht
Auslöste das Gefühl der inneren Kälte.

An Hecken und an Zäunen standen sie
Und lasen mit gebräunten, heißen Wangen;
In manchem Aug' sah ich ein Tröpfchen hangen,
Und viele, viele sah ich froher nie.
Dann fing die ungewohnte Arbeit an:
Dicht saß beim Landwehrmann der Landwehrmann,
Und schrieb und schrieb, bis daß der Abend kommen
Und ihm den letzten Tagesschein genommen.

Still lag das Dorf. Zuweilen Postenschritt,
Und Ronderuf, — fern klirrten ein paar Bügel;
Der Mond auf leichtem Wolkenkahne glitt
Wie segenspendend über Tal und Hügel.
Der Traumgott aber wieder spann und wob
Von Ost nach West, von Süd nach Nord die Brücke, —
Und jede Brust, die sich still atmend hob
Tat's heute nur in heimlich süßem Glücke. . . .

Thilo Kieser, z. Zt. im Felde als Hauptmann d. R. Mitkämpfer von Tannenberg.

Digitized by Google

Freundschaft / Von Wanda West

Das ist nun eine Woche her — ich lag im Grase und sah den Himmel an, und die Wipfel und die Vögel, die hin und wieder flogen. Ich las in einem Buche, das von veilchenblauen Wegen spricht und goldsmaragdenem Entzücken, und von tiefer, tiefer Ewigkeit. Dies Buch hatte ich begonnen, als ich so einsam war, daß alle Worte, die ich mit Menschen sprach, meine Einsamkeit anwachsen ließen, bis ich mich vor meiner eigenen Seele zu ängstigen begann.

Nun lag ich im Grase, und las die letzten Seiten in diesem Buche, welches „glühend und stark ist wie die Morgensonne, die aus hohen Bergen kommt". Und so erfuhr ich, daß es aus der Sehnsucht nach dem Freunde geboren ward — nach dem „vollkommenen Freunde, dem er alles sagen konnte, der ihn immer verstand". —

Und heute, da ich über die Freundschaft schreibe, ich, die ich doch freundlos war bisher, heut schreibe ich jene Worte nieder vom vollkommenen Freunde, und ich glaube, es sind auch vollkommene Worte. —

Dein Freund ist, wer dich immer versteht — ach, ist darin nicht viel gesagt?

Wieviel das ist, wen haben, der dich immer versteht, das weiß nur, wer so einsam war, daß die Vögel vor seinem Fenster erschrocken vorüberfuhren, und daß die Blätter an den Akazienbäumen bebten.

Verstehen und verstanden sein — und immer — oh, das muß Freundschaft sein. „Wie süß und seltsam." Oh dies muß seltsam sein, und selten, so wie Orchideen.

Ich sehe sie — eine blaßfarbige Blume, königlich-einsam, stark und herb — ist das die Freundschaft? — Eine wunderseltene Blume. Doch sie ist teuer. Es kostet viel Blut und Tränen und gequälte Tage, bis man reif ward, eines Freundes Freund zu sein. Dieses denke ich mir so.

Aber ich weiß nichts. Man findet keine Freunde, wie man im Frühling Anemonen findet. Und fände sie wär, er müßte doch am Ende seines Lebens schreien: „Von allen Freunden der beste mich nie verstand!"

Ich aber fand weder Freunde noch den vollkommenen Freund. Es war eine singende Sehnsucht in meiner Seele nach dem, der mich verstand. Keiner aber von denen, die ich traf, hatte genug gelitten und gelugt, um mein Freund zu sein. Niemandes Freund darf ich mich nennen.

Denn das heißt mehr: verstehen — als nur einsehen. Verstehen heißt: stark sein und helfen können, und lachen, lehren, mit Zarathustras Lachen. Verstehen heißt nicht nur: Gefühl haben, sondern Kraft und Trotz und Geduld.

Und dieses fand ich nie.

Freundlos muß ich mein Dasein nennen, aber freudlos nicht. Blumen fand ich mit purpurnen und tiefen Kelchen, die aber, welche stark- und herbduftend aufwächst, habe ich nicht gefunden. Kann sein, ich habe zu heiße Hände für Blumenblätter, welche kühl sind und keusch.

Und meine Seele hat die purpurnen Tiefen lieb.

Ich weiß nicht, was es ist.

Ich weiß nur, daß ich vielleicht nicht ganz ehrlich wäre, wenn ich sagte: ich glaube an die Freundschaft.

Ich glaube an die Wahrheit und alle purpurnen Gewalten. Die Freundschaft aber — wenn es eine gibt — ist zu kühl für meine heißen Hände.

✱ Bücherbesprechungen ✱

Willibald Alexis: **Ruhe ist die erste Bürgerpflicht.**

Alexis will in diesem Roman die Antwort geben über die inneren Ursachen, die Verfall und schließlich die Niederlage von Jena und Auerstädt herbeiführten; man fühlt die Katastrophe herannahen. Es ist das lebenswahrste, fesselndste und bedeutendste Werk des Verfassers. — **Cabanis** ist ein Zeit- und Sittenbild des Siebenjährigen Krieges. Es gibt wohl kein Buch, an dem sich das Berliner Leben jener Epoche so gut studieren ließe. Der Aufbau des Romans ist vorzüglich; ebenso wie in

A. E. Brachvogel: **Der Fels von Erz.**

Die Kämpfe des Großen Kurfürsten mit den Schweden und den Polen und die Niederwerfung eines auffässigen ostpreußischen Adelsgeschlechtes bilden den Hauptteil dieses berühmten Werkes. Derfflinger, Görzke, Schöning und andere aus der Umgebung des Herrschers treten als besonders markige Persönen plastisch hervor. Durchweht von echt vaterländischer Gesinnung, kann das Buch auch für die reifere Jugend empfohlen werden, die auch gerade jetzt an dem Werk lebhaften Anteil nehmen wird.

Philipp Emtich: **Fahrten und Abenteuer eines deutschen Seeoffiziers.**

Ein deutscher Seeoffizier gibt uns hier moralisch und vaterländisch hochwertige, dabei spannend geschriebene Schilderungen, die für Tapferkeit, Edelmut und Selbstlosigkeit eintreten.

Inhalt des Heftes 4: Die Meistergeige. Roman von Hans Werder. — Die blaue Blume. Roman von Bruno Wölfing. **Beiblatt:** Die Ersten. Gedicht von Erich Janke. — Der Fahnenträger. Novelle von Helmuth Unger. — Patrouillengang durch Lüttich. Gedicht von Hans Herbert Ulrich. — Kanonen. Studie von Alfred Richard Meyer. — Ruhetag im Felde. Gedicht von Thilo Kieser. — Freundschaft. Von Wanda West. — Bücherbesprechungen.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin, Verlag von Otto Janke Ausgegeben am 18. Oktober 1914. — Druck: A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek

1915 Heft 5

Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Die Meistergeige / Roman von Hans Werder

4. Fortsetzung.

Jenes „Schloß" lag außerhalb des großen Dorfes, auf einer Anhöhe. Die Zigeuner standen fiedelnd, bettelnd und lärmend da unten um das Wirtshaus herum. Sdenek allein wanderte diese Anhöhe hinauf, durch ein hohes, steinernes Tor, in den Burghof, den große Mauern und Gebäude umschlossen. Ein Turm ragte empor, Efeu überzog wuchernd das Gestein. Ein Brunnen plätscherte unter tiefem Lindenschatten. Sdenek trat hinzu und trank durstig aus dem silberhellen Strahl. Dann schaute er um sich. Es war still, weltvergessen, einsam hier, in dem engen Burgfrieden. Niemand würde zuhören, wenn er spielte. — Gut, — dann sei es darum!

Er lehnte sich an den Stamm der Linde, und dünkte sich allein im tiefen Walde, ja, allein auf der ganzen Welt. Und seine Geige begann zu singen und auszuströmen alles, was des Zigeuners Herz erlebt in dieser durchwanderten Zeit. Alles Hoffen und Sehnen, all die herzversengende Leidenschaft, und die bittere Enttäuschung. Niemals hätte er das in Worte zu kleiden vermocht. Aber die Geige, — ja, die konnte das alles erzählen.

Endlich war es ihm, ganz plötzlich, als wäre er nicht mehr allein. Der Blick eines Menschenauges hatte den Bann gebrochen. Er richtete sich auf und schaute umher. Da stand ein Mann, in einiger Entfernung von ihm, regungslos, und betrachtete ihn mit gespannten Blicken. Es war ein ältlicher, vornehmer Herr, Sdenek sah und fühlte dies sofort. Und ohne Zögern zog er tief den Hut vor dem Fremden. Der näherte sich ihm langsam, mit vorsichtigen Schritten.

„Du spielst sehr gut, Zigeuner. Du bist sehr musikalisch. Waren das alles Fantasien? Ich meine — deine eigenen Töne, die dir in den Sinn kamen?"

„Gnädiger Herr, was soll der Zigeuner anders geigen, als die Lieder, die ihm im Ohr erklingen? Wie der Wind weht in Waldwipfeln — wie der Sturm ächzt, und Wildwasser rauscht. — Das sind die Melodien, die er lernt — die er singt."

„Bist du allein hier? — Wo kommst du denn her?"

Der Zigeuner beschrieb einen weiten Bogen in der Luft um sich her. „Die Welt ist groß — der Himmel hoch — die Wolken sind mein Zeltdach, das Moos im Waldesgrund mein Lager."

„Komm mit mir ins Haus, ich werde dir zu essen geben", sagte der Herr, und der Zigeuner folgte ihm schweigend. — „So — hier setz dich hin."

Es war eine kleine Eingangshalle, in deren Mitte ein eichener Tisch stand, Bänke und Schemel darum her. Der alte Herr war durch eine Seitentür verschwunden. Nach kurzer Zeit aber kam ein Diener und brachte auf einem hölzernen Brett gute, warme Speisen und eine kleine Kanne Wein.

„Hier setz dich hin und iß, laß es dir wohl schmecken," sagte er dabei, indem er den Zigeuner neugierig musterte. „Fein hast du gespielt, wir rissen alle Fenster auf. Nur näher durften wir nicht kommen, weil der Herr Graf da war. Und der ist sehr eigen mit die Musik."

Digitized by Google

Stumm, mit aufmerkendem Blick sah der Zigeuner ihn an. Er aß und trank mit ruhigem Behagen, während der Bediente ihm in einseitiger Unterhaltung Gesellschaft leistete. Dann räumte er das Geschirr wieder fort, und Sdenek blieb allein.

Er wußte, daß „der Herr Graf" nun wiederkommen würde. Ja, da war er schon. Er setzte sich zu ihm, nahm die Geige in die Hand und betrachtete sie von allen Seiten. Dann spielte er ein paar Takte darauf mit sicherer Kennerschaft, setzte sie wieder ab, und starrte Sdenek durchdringend an. „Zigeuner, sag' mir, wo du diese Geige her hast!"

Sdenek lächelte schwermütig. „Gestohlen hab' ich sie nicht, Herr Graf. Daß es ein Schatz ist, den ich da mit mir führe, das weiß ich freilich. Aus Cremona stammt sie. Wißt Ihr, wo das liegt? Jenseits der Alpen, wo die Sonne scheint — heißer und heller als hier, und der Himmel blau, wie wir ihn niemals hier sahen. Da hat die Geige das Singen gelernt, und ein großer Meister hat sie gebaut. Ein Toter hat darauf gespielt. Und der Teufel selber. Meister Tartini hat sie besessen. Habt Ihr je von dem gehört, Herr Graf?"

„Allerdings! Er schrieb die Teufelssonate. Hat ihm die vielleicht der Teufel auf diesem Instrument vorgegeigt?"

„Ja, das hat er. Und dann nach Meister Tartinis Tode besaß sie ein großer Künstler, den rettete sein wunderbares Spiel vom Tode durch Räuberhand. Des Seeräubers Tochter hörte ihn spielen und rettete ihn. Er kam über die Alpen nach Deutschland, und mit ihm die Geige. Er war ein großer Künstler, — und rastlos wanderte er von einer Stadt zur andern. Nicht durch die Wälder und Wüste wie ein Zigeuner. Aber ruhelos auch. Und krank war er. Zu kalt war ihm Nordlandsluft, zu rauh unsere Stürme. Bei einer Frau, die ihn liebte, wohnte er lange. Sie pflegte ihn, und da ist er gestorben. Rinaldo Nazari hieß er. Ob er sie wiedergeliebt, ich weiß es nicht. Jung und schön ist sie gewesen. Seine Geige ließ er ihr zurück. Als ich zu ihr kam, war ihr Haar schon schneeweiß. Aber ihre Augen leuchteten noch wie Frühlingslicht, als ich auf der Geige spielte. Lange Jahre hatte sie geschwiegen, ich endlich brachte sie wieder zum Singen, — und das beglückte die alte Frau. Ich kam immer wieder zu ihr. Immer wieder, der Geige wegen. Und einmal — als ich wieder kam — da war die Frau tot. All ihr Hab und Gut hatten ihre Verwandten geerbt. Die Geige hatte sie mir bestimmt. Es stand in ihrem Testament, und man gönnte sie mir. Keiner, keiner ahnte, welch ein Reichtum das war!"

Der Graf nahm sie noch einmal zur Hand und versuchte. Dabei trat ein Ausdruck in seine Augen wie Heißhunger. Sdenek sah es, und die seinen wurden kalt und berechnend.

„Zigeuner, verkaufe mir die Geige. Ich werde dir eine andere dafür geben."

„Habt Ihr eine Antonio Stradivari in Eurem Besitz, Herr Graf? — Dies ist eine. Ihr könnt den Geigenzettel sehen."

„Und was willst du dafür haben?"

„Zweihundert Gulden und eine andere Geige. Keine schlechte."

„Hundert Gulden? Das ist sehr viel, guter Freund. Für eine alte Fiedel!"

Sdenek lachte. „Ich sagte zweihundert, Herr Graf. Wollt Ihr mich zum besten haben, spreche ich fortan von dreihundert, und keinen weniger. Eine gute Geige außerdem!"

Der Graf wurde böse. Und nach einigem Hin und Her waren sie endlich doch handelseinig geworden. So viel Geld hatte Sdenek noch in seinem Leben nicht beisammen gesehen, und seine Augen funkelten in Gier und Siegesfreude. Denn nun war Thereslein ihm sicher.

Der Graf ging und holte aus seinen Schätzen eine andere Geige, gute Mittenwalder Arbeit. Der Zigeuner konnte wohl zufrieden sein.

Aber als er sie versuchte, — und zugleich nun seinen eigenen köstlichen Schatz in den Händen des andern sah, — und hörte, — da barg er sein Gesicht in den Händen und weinte bitterlich.

— — — — — — — — —

Die neue Geige im Arm, und das Herz voller Sturm und Hoffen, wanderte der Zigeuner zum Dorf hinunter. Von dem Wirtshause scholl ihm schon die gellende Musik seiner Bande entgegen. Dort also waren sie noch alle. Und jetzt gewahrte er Thereslein, die spähenden Auges über den Dorfplatz daher kam. Wie sie ihn erblickte, flog sie auf ihn zu.

„Kommst du endlich, Sdenek! Laß dir erzählen, ich hab' ein Unterschlupf gefunden für

Digitized by Google

den Winter. Die Gastwirtsfrau da drüben behält mich als Magd. Gleich heute schon tret' ich ein. Leicht wird der Dienst nicht sein, das seh' ich schon. Aber ich hab' doch eine Kammer zum Hausen, und verdien mir ein Stück Geld. Und das Lodderleben, das schreckliche, hat ein End'!"

„Theresl!" weiter sagte er nichts. Ein stummer Schmerz aber sprach deutlicher als Worte aus seinen heißen Augen.

Theresl faßt nach seiner Hand. Hier sahen es ja die andern Zigeuner nicht. Und überdies, jetzt war sie frei, und hatte nichts mehr von ihnen zu fürchten. „Sei gut, Sdenek", bat sie. „Schau, jetzt werd' ich dir es erst danken können, daß du mich gerettet hast, und mich weggeschleppt aus der Knechtschaft, aus der Hölle da. Jetzt werd' ich noch meines Lebens froh werden!"

„Ja, Theresl, das sollst du. Verdien' dir nur ein Stück Geld für die Aussteuer. Und wenn's Frühling wird, dann komm ich, und kauf' dir ein Häuslein, darin sollst du hausen, ganz wie eine freie Bäuerin! — Ja, schau mich nur an in großem Staunen! Das einzige auf der Welt, was ich besaß, das hab' ich fortgegeben in fremde Hand. Meine Geige! Verkauft! Um dich, Thereslein! Um dir ein Heim zu schaffen, wie du's haben willst. Und wenn ich komme, — so oft ich komme, immer, immer, — sollst du mich empfangen mit offenen Armen und sollst mein Eigen sein. Mein Weib. Verstehst du mich, Thereslein?"

Ja, sie verstand ihn endlich. Und Staunen, Zweifel, doch keine Ablehnung mehr, sprach ihn an aus ihren kühlen, hellen Augen.

„Ja, Sdenek, aber das geht doch nicht an? In deinem Häus'l, als dein — ach, Sdenek, das kann ich doch wohl nimmer?"

Da sprühte es wie heiße Blitze, wie lachender Übermut aus seinen schwarzen Augen: „Wir werden sehen!"

---

7. Kapitel.

In seinem Burgstübchen saß der Graf von Konsbruch bis tief in die Nacht hinein, und strich seine neue Geige, unermüdlich. Dazwischen betrachtete er sie wieder und wieder von allen Seiten, mit immer erneutem Entzücken. Eine echte Stradivari, von so köstlicher Arbeit, solch ein vollendetes Meisterwerk des allergrößten Meisters, das war nun sein Eigentum. Wie vom Himmel herab ihm in den Schoß gefallen, auf so ganz einfache, und doch so unerhört sonderbare Weise. Solchen Glücksfall hätte er sich in seinem Leben nicht träumen lassen.

Welch eine Stimme wohnte in diesem Instrument. Welch eine Fülle und welch ein Schmelz. Wer, — das wollte er wohl einmal sehen, würde ihm jetzt noch die Meisterschaft absprechen, da dieses Hilfsmittel ihm zu Gebote stand, über alle Nebenbuhler zu siegen. In Wirklichkeit hatte er ja nur einen Nebenbuhler. Und der nicht, nein, der ganz gewiß konnte ihm die Meisterschaft nun nicht mehr streitig machen.

Graf Konsbruch war ein alter Junggeselle, der einsam auf seiner Burg hauste. Seine Lebensgefährtin und einzige Lebensfreude, — das versicherte er oft, — war die Musik, war sein Geigenspiel; von nun an verkörpert in — d e r Geige.

Menschlichen Umgang liebte er weniger. Nur einzelne Persönlichkeiten gab es, die sein Musikleben teilten, deren Gesellschaft ihm deshalb angenehm war, und die ihn zuweilen besuchten, um mit ihm zu musizieren. Sie durften nur nicht zu oft kommen, und nicht zu lange bleiben, sonst verwandelte sich die Freude darüber in ihr Gegenteil.

Alles aber ertrug er, selbst lange Besuche, selbst unangenehme Gesellschaft. Unerträglich nur war ihm sein Neffe, Roderich Konsbruch, sein Bruderssohn, der Erbe seiner Burg und seiner Güter. Der Lehnserbe, — es war nichts dagegen zu machen. Und so mochte er es denn sein, mochte kommen und mit prüfendem Blick die Dinge betrachten, die einst ihm gehören würden, wenn der Alte einmal tot war. Dann konnte es diesem ja gleichgültig sein. Das Schlimmste aber war, er vermaß sich, auch seines Oheims musikalische Begabung geerbt zu haben. Und diese Erbschaft bei Lebzeiten, nicht wie Burg-Rode einst nach seinem Ableben, sondern schon jetzt, Auge in Auge, das erschien dem Alten wie ein räuberischer Einbruch in sein Geistes- und Seelenleben, in sein innerstes Dasein.

Wenn er nur ganz genau gewußt hätte, ob der Junge sich nicht heimlich vermaß, mehr von der Musik zu verstehen, als er selber. Dann, — ja dann hätte er irgendwie gegen ihn vorgehen können, so schien es ihm. Aber Roderich wahrte

Digitized by Google

die Form, es war ihm nichts vorzuwerfen, und der Alte sah sich mit Ingrimm zu einer machtlos wartenden Haltung verdammt.

Einer von seinen Bevorzugten erschien endlich einmal wieder in Burg-Rode. Gar zu lange hatte der Graf diesmal seine Einsamkeit ausgedehnt, der neuen „Gefährtin" zu Ehren. Länger ging es nun nicht mehr, und der Herr Justizrat Born aus der Kreisstadt folgte seinem Rufe alsbald. Dieser wackere Herr Rat hatte in der Justiz noch niemals seine Lebensaufgabe erkannt, wohl aber — ebenfalls — in der Musik. Wie sein Freund und Gönner für die Geige, so lebte er für das Klavier.

Aus Klavichord und Klavizimbel, diesen zartstimmigen Instrumenten, hatte sich zur Zeit gerade das Hammerklavier entwickelt, mit ungeahnter Kraft und Fähigkeit, — stark und zart, schwellend und sinkend, — eine ganze „Musik", gleichsam ein ganzes Orchester in sich darzustellen. Wolfgang Amadeus Mozart, der göttliche Meister, hatte ganz besonders dieses Instrument in den Dienst seiner herrlichen Kunst gestellt. Und schon dadurch war es für diese beiden Männer geheiligt. Solch ein wohlklingendes Hammerklavier also stand in dem Musikzimmer des Grafen Konsbruch. Daran saß nun der Justizrat, und er selber stand neben ihm, und hielt die Stradivari im Arm. Vor ihnen die Noten einer Mozartschen Sonate. Und in der Flut der Töne versanken die Beiden. Zugeschlagen waren die Pforten zur rauhen Wirklichkeit. Um sie her lag ausgebreitet das Sonnenland der Schönheit und Poesie.

Wer diese zwei ältlichen Männer da nebeneinander betrachtete, und ihrem Spiel zuhörte, der erkannte bald, wie trefflich sie zueinander paßten. Graf Konsbruch, der zierliche Herr mit dem graublassen, glattrasierten Gesicht, dem sorgsam gewundenen Zopf, der tadellos gewählten und gehaltenen Kleidung. Und daneben der Justizrat, ein wenig behäbiger, derber, ein wenig wohlwollender und gemütlicher im Ausdruck, doch auf seine Weise ebenso sorgfältig in Kleidung, Haltung und Benehmen. Und ihr beider Spiel der Inbegriff tadelloser Genauigkeit, musikalisch rein, sicher im Takt, einem aufgezogenem Uhrwerk gleich. Daß ihnen beiden etwas fehlte, irgend etwas, — das ahnte wohl einer vom andern, — doch von sich selber nicht. Oh, keineswegs. Und von dem anderen doch auch nur unvollkommen, sonst hätte eine gewisse Selbsterkenntnis daraus folgen müssen.

Als die Sonate beendet war, und ein kurzes Stillschweigen der Begeisterungsandacht Genüge getan, räusperte Graf Konsbruch sich leise. „Nun, Justizrat, was sagen Sie zu meiner Geige? Habe ich Ihnen zu viel vorgeschwärmt von dem Meisterwerk?"

Auch der Justizrat seinerseits räusperte sich ein wenig, nahm mit spitzen Fingern aus der zierlich vergoldeten Schnupftabaksdose eine Prise und rühmte dann, so warm er's vermochte. Allzuviel konnte er nicht erschwingen, denn so sehr eingreifend hatte er den Unterschied gegen des Grafen frühere Leistungen nicht empfunden. — Sollte das Spiel des verehrten Freundes nicht ein ganz klein wenig — hm — trocken sein, so daß die Geige sich weigerte, die letzten Tiefen ihrer Klangschönheit zu erschließen? — Nicht wagte er, diesen Gedanken auszudenken. Um keinen Preis hätte er ihn in Worte gekleidet. Dazu lag ihm zu viel an der Gewogenheit des Freundes, und an diesem unvergleichlichen Zusammenspiel.

„Ich wußte es doch, Justizrat, das Sie das heraushören würden", triumphierte der Graf. „War hier doch vor einiger Zeit der gute Pfarrer Bartholdy", — (das war auch einer von den Bevorzugten). „Wir spielen zusammen das sechste Mozartsche Konzert in Es-Dur. Was sagt mir der Mann? Mozart müßte feuriger gespielt werden. Was sagen Sie dazu, Justizrat? Feuriger! Als ob nicht Mozart alles Feuer der Sonne in sich bärge, so daß man nur Ton um Ton nachzubeten hätte. Nachzubeten, sage ich Ihnen. So korrekt und klar, wie man's vermag, — dann ist das Feuer da, — das Sonnenfeuer! Hab' ich recht, Justizrat, oder hab' ich nicht recht?!"

„Freilich, freilich haben Sie recht, mein verehrter Graf, wer würde daran zweifeln!" Der Justizrat bereute, gezweifelt zu haben, und fühlte sich beschämt, daß das Wort Trockenheit seine Gedanken hatte streifen dürfen. „Ich sage es ja immer, der gute Bartholdy, er ist musikalisch, gewiß, und er beherrscht sein Cello bis zum gewissen Grade. In unserm Bachschen Terzett damals, — es ließ sich nichts dagegen sagen. Aber für Mozart, ich wiederhole, da ist sein Spiel nicht

Digitized by Google

fein genug. Es ist zu massiv, zu, zu, — ja, wie soll ich sagen. Ich meine, ein Aburteilen über unser Spiel, das brauchen wir keinesfalls von ihm hinzunehmen."

„Oh, nicht im entferntesten!" Der Graf hob ein wenig die Schultern. „Ich — werde mit ihm üben! Vielleicht gelingt es mir noch, ihn etwas tiefer in die Feinheiten unseres göttlichen Meisters Wolfgang Amadeus einzuführen." — —

— — — — — — — — —

Als der Sommer sich schon dem Ende neigte, kam Graf Roderich, der Neffe, zu kurzem Besuch nach Burg-Rode. Er war Offizier in einem preußischen Dragoner-Regiment, und lebte mit seiner Mutter zusammen, deren einziges Kind er war. Er hielt es für seine Pflicht, sich hin und wieder nach dem Ergehen seines Oheims zu erkundigen. Und es gelang diesem nicht, ihm einen Vorwurf daraus zu entwickeln. Er mußte es einräumen, es war dem jungen Herrn schwer beizukommen. Auch vermied es Roderich, den Oheim viel durch seine Gegenwart zu beschweren. Er war Jäger, und trieb sich mit Vorliebe im Wald und Feld umher. Und dies war dem Alten angenehm. Er verachtete die Jagd, als eine mittelalterliche Roheit. Also mochte doch der Neffe beweisen, wie er wirklich innerlich beschaffen war.

Spät Abends war Roderich eingetroffen, und am nächsten Morgen empfing ihn der Oheim. Nun saß er da, zur Jagd gekleidet, dem alten Herrn gegenüber, in ehrerbietiger, doch zwangloser Haltung. Ein feiner, schlanker Mensch, mit dunklen Augen von unbeschreiblicher Tiefe.

Graf Konsbruch beobachtete ihn, wurde unruhig, ging hin und her, und warf sich wieder in den Sessel, wie im Kampf mit eigenen Entschlüssen. Er wußte, daß die neue, große Freude seines Lebens, die immer noch neu, obschon fast ein Jahr alt war, bei niemandem mehr Verständnis finden würde, als bei diesem Neffen, der doch eben den musikalischen Sinn — von ihm — geerbt hatte. So rückte er endlich mit seiner Erzählung heraus. Daß er eine echte Stradivari besäße, und daß er sie ganz zufällig gefunden und gekauft, von einem herumstreifenden Zigeuner.

Roderich konnte sich eines ungläubigen Lächelns nicht erwehren. Von einem Zigeuner, einem Landstreicher, eine echte Stradivari, — das war doch eine etwas merkwürdige Begebenheit. Da holte der Alte sie herbei, und Roderich untersuchte sie. Dabei wurde ihm freilich ganz heiß ums Herz. Das aber ertrug der Oheim nicht. Er nahm das Kleinod an sich, als fürchtete er, es sich entrissen zu sehen. Dann jedoch bat ihn der Neffe pflichtschuldigst, und nachdem er sich ein Weilchen hatte bitten lassen, willigte er ein und spielte die Violinstimme des geliebten Mozartschen Es-Dur-Konzerts.

Roderich lauschte regungslos, und zwischen seinen samtartig dunklen Brauen zogen sich allmählich feine Falten dichter und dichter zusammen, und sein Kopf senkte sich tiefer auf die Brust.

Graf Konsbruch gab ja gar nichts auf des Neffen Urteil. Oh, nicht das allermindeste. Aber doch wäre es ihm ein Hochgenuß sondergleichen gewesen, wenn dieser nun in einen Sturm der Begeisterung ausgebrochen wäre. Aber das tat er nicht.

„Ich muß mich immer aufs neue voll Bewunderung freuen, lieber Oheim," sagte er, — „über diese Goldreinheit Ihres Spiels. Mehr als das. Eine kristallene Klarheit ist es. So tief musikalisch —"

Der Satz war unvollendet, das fühlte man. Ein „Aber" fehlte. „Aber auch hart wie Kristall und keine Seele darin." Das sprach der Neffe nicht aus.

„Nun, und die Geige?" rief der Alte.

„Herrlich ist ihr Ton. Aber, — verzeihen Sie, Oheim, muß das Tempo in diesem Konzert so gemächlich genommen werden?"

Dem Alten lief der Kopf rot an. „Was hat das mit dem Ton der Geige zu tun? Allerdings muß es so genommen werden! Zweifelst du etwa daran? Gehörst du auch zu diesen — Dilettanten, die so wenig Achtung vor dem Tondichter haben, daß sie es besser wissen, besser machen wollen als er? Leidtun kannst du mir dann! Ich habe dieses Konzert von Mozart selber gehört, — in Wien, die unvergeßlich heilige Stunde. Dies und andres noch. Von dem göttlichen Meister. Ja — das — das war Genuß" — und er vergaß die unliebsame Gegenwart über der geheiligten Erinnerung.

Roderich empfand eine tiefe Hochachtung vor dieser andächtigen Begeisterung. Und so

Digitized by Google

sagte er nicht, daß auch er den „göttlichen Meister" gehört in Berlin, vor wenig Jahren erst, nicht lange vor dessen Tode. Daß er dieses selbe Konzert von ihm gehört in Berlin, und so ganz anders als hier heute. Daß auch sein ehrwürdiger, alter Lehrer, der einstmals als Kapellmeister in Wien mit Mozart in Beziehungen gestanden, und mit ihm musiziert hatte, es ganz anders kannte, und anders auffaßte. Freilich klar und licht, von allen Leidenschaften, von jedem Hauch der Sinnlichkeit frei, — doch voller Innigkeit des Gefühls, — nicht kühler Abgemessenheit. Er verschwieg dies alles. Er fühlte ein Mitleid mit dem Manne, der so voll Musik war, und voll begeisterter Empfindung für sie, und doch nicht das rechte Talent, und nicht das Können besaß, um sein Empfinden so wie er's dachte zum Ausdruck zu bringen. — — — — — — — — —

Graf Roderich wanderte dem Dorfe zu. Er trug zu seinem Jagdanzug keine Gewaffung, sondern eine Geige im Arm; aber das erkannte der alte Herr nicht, der ihn von seinem Fenster aus über den Burghof gehen sah, — und war zufrieden.

Drunten im Dorfe lag das Kirchlein, malerisch inmitten des Friedhofes, von alten Linden umrauscht. Seitwärts davon ein Häuschen mit grellrotem Ziegeldach. Hier wohnte von altersher der Küster, der zugleich das Amt des Organisten versah, und die wissenschaftliche Ausbildung der Schuljugend von Dorf Rode in seinen würdigen Händen hielt. Jetzt hörte er den jungen Grafen an sein Fenster pochen und kam eiligst zum Vorschein. „Herr Graf, ach, der junge Herr Graf. Gehorsamer Diener —"

„Guten Tag, lieber Schulmeister, wie freue ich mich, Ihn munter wiederzusehen! Und wie geht's?"

Es folgte eine ausführliche Beantwortung dieser Frage. „Und Herr Graf haben die Geige mitgebracht. Nun, da will ich schnell den Kirchenschlüssel holen."

Die Beiden kannten einander gut. Mit Hochgenuß hatte der alte Kantor in dem Neffen und Erben des Burgherrn die musikalische Begabung sich entfalten sehen, und dieser nannte ihn mit Vorliebe seinen ersten Musiklehrer.

Nun saß der Kantor an der Orgel, sein „Schüler" mit der Geige stand neben ihm, und eine Sonate von Bach ertönte durch das stille Heiligtum. Ganz allein waren die Beiden. Durch das Lindenlaub draußen fielen schräge Sonnenstreifen herein und beleuchteten hier und da ein buntbemaltes Wappen oder einen aus übersilberter Wolke herausschauenden, holzgeschnitzten Engelskopf an Wänden und Gestühl. Wo die Sonnenstrahlen nicht hintrafen, aber lag um so tiefer zwischen all dem Holzwerk der Schatten grauer, geheimnisvoller Dämmerung, die nun erfüllt ward von den unaussprechlich erhabenen Klängen.

Als die Sonate beendet war, erhob sich der Kantor und stellte andere Noten hin. Roderich nahm seinen Platz ein, und eine große Toccata von Meister Johann Sebastian brauste auf, in gewaltigen Tonwogen. Wie hatte doch dieser junge, schlanke Kavalier mit den schmalen Reiterhänden sich hineingelebt in die Gedankenabgründe des großen Orgelmeisters, um sie so wieder zum Ausdruck bringen zu können, die Dorfkirchenorgel zu so mächtiger Sprache zu zwingen. Mit diesem Gedanken blickte wohl der alte Lehrer bewundernd auf den jungen Orgelspieler hin, während er still in einen Winkel gekauert, ihm andachtsvoll lauschte.

Endlich war das Kirchenkonzert beendet. Roderich stand auf, langsam, noch wie umfangen von den Rieseneindrücken, denen er sich hingegeben. Er verabschiedete sich von dem Kantor mit herzlichem Aufwiedersehen. Und während der noch mit Orgel und Noten beschäftigt war, ging Roderich die Treppe hinab, und zwischen den Bankreihen dem Ausgange zu. Hier sah er eine dunkle, kauernde Gestalt, die sich, als er vorbeikam, mit scheuem Gruße erhob, und ihm dann folgte. Als sie aus dem Schattendunkel der Kirche ins Freie hinaustraten, wandte sich Roderich mit unwillkürlicher Neugierde nach diesem stillen Zuhörer seines Konzertes um, und sah mit Überraschung, daß es ein Mann war. Ein Zigeuner. Dieser zog noch einmal sehr tief seine Kappe, die ein paar Eulenfedern zierten, und behielt sie in der Hand, da Roderich stehen blieb, und ihn mit forschendem Blick musterte. Er schien nicht mehr so ganz jung zu sein. Ein schönes Gesicht, besonders durch den Ernst und das kluge Feuer der kohlschwarzen Augen. Jetzt funkelte ein Lachen darin auf.

„Ich bitt' um Verzeihung, gnädiger Herr. Ich hörte das Geigen- und Orgelspiel und schlich

Digitized by Google

mich hinein. Da mußte ich zu Ende hören. Es war große — große Musik. Seit lange hab' ich solche nicht gehört."

Roderichs forschender Blick ging in den der Verwunderung über. „Zigeuner, das ist ja seltsam, daß eine Bachsche Toccata dich zum Zuhören verlockt? Ich glaubte — Tanzmusik —"

In diesem Augenblick trat der Kantor, begleitet von dem Knaben, der die Bälge getreten, aus der Kirchentür, und verschloß sie sorgfältig. Als sein Blick den Zigeuner streifte, nickte er ihm freundlich, seinen Gruß erwidernd, zu. „Grüß Gott, Sdenek! Auch mal wieder im Lande?" Damit ging er vorüber. Roderich aber blieb stehen.

„Gnädiger Herr sind vom Schloß?" sagte Sdenek rasch, auf die vorherige Anrede eingehend. „Dann kennen Sie gewiß die Geige, die ich voriges Jahr dem Herrn Grafen verkaufte?"

„Ach — der bist du? Zigeuner, das freut mich aber, daß ich dich kennen lerne. Daß ich nun erfahren kann, wie diese ganze Sache zusammen hängt. Mein Onkel hat mir nicht viel darüber gesagt. Er ist eigen, besonders mit seiner Musik."

Wieder das aufblitzende Lachen auf des Zigeuners Gesicht. „Spielte der Herr Graf die Geige vor Eurem Ohr? Ließ er sie singen?"

„Er spielte sie, — ja. Er spielte eine Weise von Mozart. Singen? Nein."

Sdenek ließ traurig den Kopf hängen. „Ihr hörtet sie nicht singen, meine Geige? Könnt mir nichts von ihr sagen? Ihr spieltet sie nicht selber?"

„Nein, mein Oheim gibt sie nicht aus der Hand."

„Jawohl, drum eben kennt Ihr sie nicht. Die Geige hat eine Seele; die muß geweckt werden; und der Herr Graf weckt sie nicht. Ihm selber fehlt sie, darum klingt keine Antwort aus den Saiten. Ach, meine Geige!" Tränen blitzten in den Zigeuneraugen.

„Warum hast du sie denn verkauft, wenn sie dir so lieb war? Das begreife ich nicht!"

„Herr, um des Weibes willen, das ich liebte, und das nicht mit uns wandern wollte, durch die tiefen Wälder, über die sonnige Heide, durch Herbststurm und Winterschnee. Sie konnte es nicht, sie ist ein deutsches Bauernkind. Und die andern verfolgten sie. Ich aber konnte nimmer von ihr lassen. Da bot mir der Graf viel Geld für meine Stradivari, — und ich nahm es und kaufte ein Häuschen für Theresl. Da wohnt sie nun. Dort in der Kirche vorm Altar bin ich mit ihr gestanden, sonst wär sie nicht hineingegangen in mein Häus'l."

Roderich lachte: „So! Das war recht vernünftig von ihr, ich muß sie loben. — Und nun erzähle mir weiter, wie du zu der Stradivari gekommen bist."

„Gnädiger Herr, wollt Ihr mit mir kommen zu meinem Häuschen, wo das Theresl wohnt? Da hab' ich all mein Hab und Gut. Auch die Schrift von dem Künstler, der zuletzt die Geige besessen, ich will Sie Euch geben."

Roderich folgte gern, und auf dem Wege die Dorfstraße entlang erzählte der Zigeuner, was er schon dem alten Grafen über die Vorgeschichte der Geige berichtet. Wie elektrisiert fuhr Roderich auf, als er den Namen Tartini hörte.

„Was — Tartini hat sie besessen, hat darauf gespielt? Ein Heiligtum wäre ja das! Und die Teufelssonate — auf dieser selben Fiedel hätte sie der leibhaftige Teufel ihm vorgegeigt? Sdenek, das ist fast zu viel, um es glauben zu können."

„Ihr müßt die Schrift lesen, gnädiger Herr. Hier ist mein Häuschen."

Es lag freundlich von Grün umgeben. In der offenen Tür stand eine junge Frau, blaß, das rötliche Blondhaar in Flechten aufgesteckt. Als sie Sdenek kommen sah, lachte sie ihm zu. Er umfaßte sie leicht, und zog sie mit ins Haus.

Roderich setzte sich auf das Bänkchen an der Hauswand, und schaute in das grüne Dach über ihm. So sonderbar erschien ihm dies alles, als ob er ein Märchen erlebte. Dessen Mittelpunkt aber war die wunderbare Geige, die er nicht berühren durfte, — wie ein sagenhaftes Geheimnis.

Jetzt trat Sdenek heraus, setzte sich zu ihm, und gab ihm ein schmales Heft, eng beschrieben in italienischer Sprache. „Könnt Ihr das lesen, Herr Graf? Der Maestro Rinaldo hat es geschrieben, und der gab es der Frau mit dem Silberhaar. Es steht alles darin, wie er es von Meister Tartini erfahren."

Roderich konnte Italienisch von seinen Musikstudien her, und vertiefte sich mit Eifer in die

Digitized by Google

krause Schreiberei. „Nicht jetzt, Herr Graf", wehrte Sdenek. „Ihr müßt das Büchlein behalten, es gehört zu der Geige. Mir nützt es nichts. Damals trug ich es nicht bei mir, als ich zum Schloß hinaufging, sonst hätte ich es dem Herrn Grafen gleich gegeben. Jetzt noch es ihm bringen, das wollte ich nicht, weil er die Seele der Geige nicht kann zum Reden bringen. Aber Ihr, Herr Graf, Ihr könnt es! Und Ihr erbt einmal die Geige von dem alten Herrn. So gehört Euch schon jetzt das Büchlein."

„Zigeuner, ich danke dir vielmals, ich freue mich sehr darüber", rief Roderich und zog seine Börse, der er ein Geldstück entnahm. Allzuviel hatte er nicht zu vergeben. Sdenek aber nahm es nicht.

„Die Schrift kommt Euch zu, Herr Graf, ich will kein Geld dafür. Aber eine Belohnung könntet Ihr mir geben. Eine große Freude. Ach, wenn Ihr das wolltet!"

„So sag' es doch, Mensch! Gern will ich dich erfreuen, wenn ich es kann."

„Ich möchte Euch auf meiner Geige spielen hören. Den Teufelstriller, wenn es sein könnte. Und auch sonst, was Ihr mögt. Ihr habt die Seele. Eure Musik spricht sie aus, und Sdeneks Geige wird ihr Antwort geben. Sie wird singen."

„Ach, Sdenek — dir den — Wunsch zu erfüllen, einen größeren hätte ich selber nicht. Aber ich kann ja nicht. Die Geige liegt im festverschlossenen Kasten. Mein Oheim will nicht, daß ich sie anrühre. Und ihn darum zu bitten, das vermag ich nicht."

Die Zigeuneraugen funkelten verschlagen wie die einer Wildkatze. „Steht der Geigenkasten noch auf jenem großen Bücherschrank? Schließt ihn auf, Herr Graf. Hier ist der Schlüssel. Es waren ihrer zwei, diesen behielt ich, nehmt ihn."

„Unsinn", wehrte Roderich zürnend ab. „Ich erbreche keine fremden Schlösser, — und eigne mir nicht gewaltsam an, was mir nicht gehört."

Jetzt lachte der Zigeuner. Er steckte den Schlüssel wieder ein.

„Herr Graf, wo wohnt Ihr? Ich meine, auf welcher Seite der Burg liegt Eure Kammer, und Euer Fenster?"

„Über dem niedrigen Turm mit den Schießscharten, das breite Fenster an der Westseite nach dem Garten zu. Weshalb —?"

„Oh —ich frage nur so."

„Leb wohl, Sdenek, und nochmals habe Dank! Ich hoffe, ich seh dich noch wieder!"

„Schönen Dank, junger Herr. Die Hoffnung soll sich wohl erfüllen, denk' ich!" — — —

Später Abend. Graf Roderich hatte einen langen Vortrag seines würdigen Oheims entgegengenommen. Zuerst über die schrecklichen Zustände, die in Frankreich jetzt herrschten, und die Blut, Mord und entfesselte Gewalttat aller Art an Stelle rechtmäßiger Verhältnisse setzten. Dann über Preußen, das nicht einschritte gegen diese Greuel, und überhaupt nicht tatkräftig aufträte. Ja, wenn König Friedrich noch lebte, der große Feldherr, der Musiker, Dichter und Philosoph! Ja — dann!

Gewiß, auch Roderich war überzeugt, daß dies und jenes dann anders sein würde in dieser ziemlich mangelhaften Welt. Und nachdem er dieser Ansicht genügenden Ausdruck gegeben, und noch einen entsagungsvollen Abschiedsblick zu dem verschlossenen Geigenkasten dort auf dem Bücherschrank hinüber gesandt, — verabschiedete er sich und ging auf sein Zimmer. Der Burgherr ebenfalls stieg die Treppe hinauf in sein Schlafgemach, das auf entgegengesetzter Seite in den Burghof hinabsah.

Roderich trat an das offene Fenster. Eine matte, silbrige Helligkeit, von der breiten Mondsichel ausgehend, durchströmte die blaue Dunkelheit der Frühherbstnacht. In schwarzen Umrissen hoben sich die Baummassen des Parkes und das Mauerwerk der Burg gegen den helleren Himmel ab. Still war es draußen. Nur der Klageruf des Käuzchens gellte zuweilen aus dem Dickicht herüber.

(Fortsetzung folgt.)

Anmerkung: Der Roman „Die Meistergeige" von Hans Werder erscheint auch als Buch im Verlage von Otto Janke, Berlin SW 11, und ist durch alle Buchhandlungen oder vom Verlag zu beziehen.

Digitized by Google

Die blaue Blume / Roman von Bruno Wölfing

4. Fortsetzung.

„Nein, lassen wir die Geschichte ruhen!" erklärte Rex. „Rausgeschmissen ist rausgeschmissen! Mir ist der Verein ja schon lange gleichgültig. Früher dachte ich, der Verein könnte mir vielleicht einmal in irgendeiner Weise nützlich sein, eines meiner Dramen auf die Bühne bringen. Nun ist das schon ohne den Klub durchgefallen, so benutze ich diesen nur als Blitzableiter für meine zeitweilig schlechte Laune. Auch will ich Möninghoff keine Hindernisse in den Weg legen bei seinen Weibergeschichten."

„Ah, Sie meinen, daß Möninghoff Fräulein Salomon . . .?" fragte die Arendt, sich gespannt über den Tisch beugend.

„Nein, ich meine gar nichts!" wies Rex schroff ab. „Ich weiß nur, daß Möninghoff kokett ist wie eine höhere Tochter und kein Mädel sehen kann, ohne ihr imponieren zu wollen. Zu mehr hat er gar keine Kraft. Erzählen Sie uns lieber," wandte er sich plötzlich an Fallois, „was Sie alles von der vie de bohême gesehen haben."

Fallois errötete etwas bei der plötzlichen Anrede und sah Kryzanowski an. Dieser übernahm die Antwort: „Sie kennen meine ernste Auffassung über die Bedeutung der vie de bohême. Ich habe mich bemüht, Herrn Fallois Verständnis dafür beizubringen."

„Jedenfalls sieht man es ihm an den Haaren an, daß er die bürgerlichen Kreise vermeidet!" lachte Rex und blickte auf das jetzt tief gescheitelte und ziemlich wirre Haar Fallois', das vorher so glatt über den Kopf gekämmt gewesen war, als säße es auf einem Leutnantsschädel.

Die Laskowska aber legte mütterlich ihren Arm um Fallois' Schulter. „Es wird noch ein ganz vernünftiger Mensch aus ihm werden, wenn er erst wirklich vom Geist der Bohême durchdrungen ist."

„Na, viel Glück!" lachte Rex und nickte ironisch. „Ich für meinen Teil bin etwas skeptisch dem Zauber der Bohême gegenüber geworden. Ich habe noch keinen gefunden dabei, der nicht ein wenig Komödiant war."

„Wie können Sie so reden, Herr Rex!" sagte die Laskowska. „Sie, ein Künstler! Eigentlich ist doch jeder Künstler ein Bohêmien!"

„Das wollen wir einmal nicht untersuchen", erwiderte Rex. „Jedenfalls ist noch lange nicht jeder Bohêmien ein Künstler. Übrigens täuschen Sie sich über meine Person. Weil einmal ein Stück von mir einen Achtungserfolg gehabt hat, wie ich beim Frühstück in der Zeitung las, bin ich noch kein Künstler. Ich will vielleicht einmal einer werden."

Aber noch einmal erhielt die Gesellschaft einen Zuwachs, denn der lange Bertram mit einer Dame erschien im Saale. Die Arendt, welche nur Bertrams endlose Gestalt erblickt hatte, rief ihm zu: „Hoho, Sie müssen auch heran, der ganze Verein ist hier."

Bertram wurde verlegen und sah zu der Dame, die jetzt auch ins Helle getreten war, hinüber, ihr ein paar Worte zuflüsternd. Diese aber nickte und nun kamen beide an den Tisch der andern.

Bertram machte seine Begleiterin als „Fräulein Wenzel" bekannt. Sie war nicht hübsch, ihre Züge waren nicht regelmäßig, wenn auch angenehm, und sie trug sich sehr einfach, fast ganz in Schwarz. Sie kam neben Abel am oberen Ende der Tafel zu sitzen.

Am unteren Teile des Tisches, dort wo Kryzanowski saß, begann bald ein erhebliches Zechen. Kryzanowski predigte dort in längerer Rede, daß Bier ein barbarisches Getränk sei, es symbolisiere so recht die Dickflüssigkeit und den geringen Gehalt an Spiritus des germanischen Geistes, was ihn aber nicht hinderte, das erste Glas auf einen Zug zu leeren und es dem dicken Wirte sofort zur weiteren Füllung zu überreichen.

Inzwischen berichtete Fallois einiges von seinen Erlebnissen in der vie de bohême.

Mit nonchalantem Stolze erzählte er, wie vor kurzem seine ganze Barschaft morgens um halb vier in einem etwas berüchtigten Café beim Knobeln daraufgegangen war, nachdem er abends zuvor eine größere Summe bei derselben Gesellschaft aber „glatt", das war sein Lieblingsausdruck, gewonnen hatte.

Fallois war jetzt nicht mehr mit der früheren Eleganz gekleidet. Er trug eine stets sehr un-

Digitized by Google

ordentliche Schleifenkrawatte, und bemühte sich in der Haltung möglichst seinem Vorbild Kryzanowski zu gleichen, trug meist die Hände in den Hosentaschen wie jener. Seine Wangen meist etwas blaß, begannen sich, sowie er Alkohol genoß, ganz dunkel zu erhitzen.

„Na, und Ihr Herr Vater bezahlt alles so ohne weiteres, was Sie beim Knobeln verlieren?" fragte Rex, der ihm spöttisch zugehört hatte.

Fallois warf sich in die Brust: „Mein alter Herr ist nicht philiströs. Selber einmal Korpsstudent gewesen. Er sagt, Jugend müsse sich austoben, was ich als durchaus vernünftigen Grundsatz schätze."

Rex sagte nichts, nur später nahm er heimlich Kryzanowski beiseite und redete ihm zu, doch es mit dem kleinen Fallois nicht zu arg zu treiben.

Der Pole war beleidigt: „Im Gegenteil," sagte er von oben herab, „ich erfülle meine moralische Pflicht. Ich führe ihn ein in die höheren Formen des Daseins, die künstlerischen. Parbleu, der Junge wäre ja ganz verkommen mit niedrigen Weibern. . . ."

Rex klopfte dem Polen gutmütig auf die Schultern: „Na, nicht beleidigt sein, bester Herr Kryzanowski! Erfüllen Sie denn Ihre moralische Pflicht nur tüchtig! Es schadet dem Buben ja auch schließlich nichts, wenn er sich einmal gehörig den Kopf anrennt."

Der Pole wußte nicht, ob er eine grobe Antwort darauf geben sollte oder nicht, und so brummte er nur etwas in seinen schwarzen, keilförmig geschnittenen Vollbart. —

Inzwischen hatten alle ihr Abendessen beendet, und jemand hatte vorgeschlagen, zu tanzen. Die Tische wurden etwas beiseite gerückt, und Bertram wurde ans Klavier komplimentiert. Zwar war er, nachdem er ein paar Akkorde angeschlagen hatte, entsetzt wieder aufgesprungen mit dem Ausruf, seine Musikerseele bekäme Krämpfe, wenn sie auf diesem verstimmten Kasten spielen solle. Schließlich ging's aber doch.

Dann traten Rex mit Fräulein Arendt, die strahlte vor Begeisterung, und Fallois mit der Laskowska zum Tanze an. Kryzanowski erklärte, zum Tanzen zu faul zu sein, Fräulein Wenzel sagte, sie wäre nicht in Stimmung, und Abel hatte überhaupt nicht tanzen gelernt.

Er saß mit Fräulein Wenzel beiseite, und während die andern zu Bertrams Musik durch den Saal jagten, kamen die Beiden in eine leise Unterhaltung.

Fräulein Wenzel erzählte, sie sei Klavierlehrerin und kenne Bertram erst seit kurzem. Sie habe ihn liebgewonnen durch sein Geigenspiel. Dabei weilten ihre Blicke beständig am Klavier, wo Bertrams lange, dünne Gestalt mit weit zurückgebeugtem Kopfe und gespreizten Armen eine seltsame Tanzmusik vorführte.

Kryzanowski aber hatte inzwischen einen alten Tannenbaum entdeckt, der noch von Weihnachten her in der Ecke lehnte. Den zog er hervor, stellte ihn in der Mitte auf und besteckte ihn mit Wachsstreichhölzern als Christbaumkerzen.

Bertram aber ging, während der Pole seine Lichter entzündete, in eine Weihnachtsmelodie über, die er dann mit Beibehaltung der Hauptmotive in Walzertakt übertrug, zu dessen Klängen sich die andern bald um den brennenden Baum bewegten, während der Pole, gewaltige Rauchwolken ausstoßend, dem Treiben von seiner Ecke aus behaglich zusah.

Anna Wenzel aber erzählte indessen Abel, der ihr schweigend, nur manchmal sie durch einen Blick oder ein Wort ermutigend, zuhörte, bei den Klängen dieser seltsamen Musik ihre Geschichte weiter: „Das Leben hat mir eigentlich niemals ein schweres Leiden gebracht, aber auch kein großes Glück. Ich habe meine Schülerinnen unterrichtet, habe ihnen Fingersatz und Etuden beigebracht und bin dafür bezahlt worden. War eine Schülerin dann so weit, daß sie etwas zu leisten versprach, dann kam sie bald aus meiner Obhut heraus und zu irgendeinem bedeutenden Musiker. Schließlich beschwere ich mich nicht darüber, es muß ja wohl so sein in der Welt. Ich bin mir ja immer bewußt gewesen, daß das, was ich leisten kann, nur bescheidenes Mittelmaß ist."

Abel schüttelte den Kopf und sagte leise mit einer sinnenden Stimme: „Das sollte Sie nicht kümmern. Im letzten Grunde ist alles Mittelmaß, was wir leisten. Wenn wir die Fülle des Daseins in seiner Unendlichkeit betrachten, wenn wir den Maßstab der Ewigkeit anlegen, dann sehen wir, daß das, was wir groß und klein nennen, Dinge sind, die sich kaum unterscheiden voneinander."

Digitized by Google

Das ist eine sonderbare Überlegung", sagte Fräulein Wenzel nachdenklich. „Aber es macht traurig, wenn man sich das vorstellt."

„Oder es macht auch fest und stolz", erwiderte Abel, und in seine dunklen Augen kam ein Leuchten. „Wir müssen nur absehen von jedem Egoismus. Es ist eine Eigenschaft alles Nachdenkens über die Unendlichkeit, daß sie den Menschen, je nach seinem Werte, emporhebt oder zur Verzweiflung bringt."

Anna Wenzel sah Abel an. Sie hatte durch Bertram gehört von dem Mystiker, der abseits der Welt sich seine eigene bauen wollte, und es fiel ihr ein, daß Bertram damals hinzugesetzt hatte: „der ist besser als wir alle". Und plötzlich, als ihre Augen den dunkeln, versonnenen des andern begegneten, sagte sie den Gedanken, den zu äußern sie sich jedem andern gegenüber gescheut hätte.

„Ich weiß wohl," sagte sie und zog ihre dunke, einfache Boa fester um die Schultern, gleichsam als fröre sie, „daß ich selber nichts Eigenes leisten kann in der Welt. Aber das möchte ich können, helfen, einem andern helfen, der das könnte. Ich habe oft gedacht, wenn einer käme, dem ich dienen könnte — dienen mit der ganzen Kraft meiner Seele. . . ." Dann verstummte sie. Nur ihre Blicke gingen hinüber, dorthin, wo Bertram spielte, und Abel begriff, aber er sagte nichts. Erst nach einer Weile richtete sich Anna Wenzel auf, gleichsam erwachend aus irgendeinem Traume, und fügte hinzu, fest, als lege sie ein Bekenntnis ab: „Ich glaube an ihn."

Jetzt hörte Bertram zu spielen auf, und die andern kamen an den Tisch, lachend und lärmend.

„Wissen Sie, was?" rief jetzt Rex, übermütig im Kreise umhersehend, „Sie haben alle so gehorsam den Brief Möninghoffs an mich unterzeichnet, so unterschreiben Sie, bitte, auch eine Karte, worauf ich Möninghoff den Empfang quittiere."

Kryzanowski, der vor kurzem abermals von Möninghoff bei einem Pumpversuche abgewiesen war, erklärte sich sofort bereit. Auch die Laskowska, in ihrer polnischen Aussprache, setzte hinzu: „Eigentlich ist Herr Möninghoff doch kein rechter Künstler. (Fräulein Laskowska sagte: Kinstler.) Ein Künstler muß leidenschaftlich sein, das Leben genießen. Möninghoff aber sieht immer nur darauf, was die Menschen für Krawatten tragen."

„Ja, er soll neulich erklärt haben," sagte die Arendt, „mit einem Individuum, das Sparröllchen trüge, könne ein anständiger Mensch überhaupt nicht verkehren. So nennt er nämlich die Manschetten, die angeköpft werden."

„Ein Snob ist er!" erklärte Rex kurz und energisch. Dann schob er Bertram die Karte zum Unterzeichnen hin, worauf er sich bei Möninghoff bedankte und ihm viel Glück bei seinem weiteren Suchen nach der ‚blauen Blume' wünschte. Er seinerseits habe sie gefunden.

„Und was ist die blaue Blume?" fragte die Arendt neugierig, als die Karte an sie kam.

Rex wandte sich kühl herum. „Genau das, was jeder sich darunter vorstellt, nichts anderes!" erwiderte er fast grob.

Als dann die Stimmung immer ausgelassener wurde, tanzten die beiden Polen einen Kujawjak, zu dem Kryzanowski nur nach langem Weigern sich bereit erklärt hatte. Jetzt stampfte er prustend daher mit der Grazie eines jungen Elefanten, die Laskowska aber tanzte geschmeidig und mit leidenschaftlichen Bewegungen, so daß Fallois in heller Begeisterung sofort Unterricht bei ihr zu nehmen beschloß.

„Überhaupt!" erklärte er, wobei seine Stimme sich beständig überschlug und seine Wangen glühten wie Mohn im Sommer, „überhaupt soll jetzt ein Leben angehen! Wir reisen nämlich Ostern nach Paris, Kryzanowski, Fräulein Laskowska und ich. Berlin ist ja ein stumpfsinniges Nest! Auch in meinen Adern rollt ja französisches Blut. In Paris soll dann erst das rechte Leben beginnen! Ich habe schon an meinen alten Herrn geschrieben. . . ."

„Na, glückliche Reise!" lachte Rex, dann brach man auf, denn es war noch eine beträchtliche Strecke zur Bahn, und es galt, den letzten Zug zu erreichen.

Als man hinaus trat ins Freie, war rings tiefe, stille Nacht. Es war kühl geworden, und dicht an dicht standen die Sterne am tiefblauen Nachtfirmament. Nur in der Ferne ein blasser Glanz deutete die Nähe Berlins an. Rex, der den Weg kannte, übernahm die Führung. Die Feierlichkeit der reinen Nacht schien beruhigend auf alle zu wirken. Der Lärm verstummte, und in geordneter Reihe folgte man Rex, der mächtig

Digitized by Google

vorausschritt zwischen den dunklen Stämmen des Föhrenforstes.

Abel hatte sich an Rex angeschlossen und deutete ihm kurz auf dessen Frage an, was er mit Fräulein Wenzel über Bertram gesprochen hatte.

Rex erwiderte sehr ernst: „Es wäre schade, wenn ihr Vertrauen getäuscht würde. Über Bertrams Talent erlaube ich mir kein Urteil, dazu verstehe ich nicht genug von Musik. Schwache Menschen wie unser Bertram sind ja leicht allerlei Sentimentalitäten und guten Vorsätzen zugänglich, nur halten sie nicht lange. Übrigens sieht diese Frau wirklich zu fein für ihn aus."

Man war jetzt auf einen breiteren Weg gelangt, wo die Sterne durch die hier weiter abstehenden Wipfel klar hindurch schienen und weniger Gefahr war, über die freiliegenden Baumwurzeln zu stolpern. Auch Fräulein Arendt schloß sich jetzt an Rex und Abel an.

„Für mich gehört dieses Wandern in klarer Nacht zu den schönsten Dingen des Lebens", sagte Rex, wuchtig mit seinem eisenbeschlagenen Stock die Erde stoßend. „Immer so hineinzugehen ins Ungewisse, nur mit dem Glauben, daß wir Wege und Ziele schon finden werden."

Die Arendt, die dadurch, daß Rex heute abend mit ihr getanzt hatte, kühn geworden war, fuchtelte begeistert mit den Armen in der Luft: „O ja, wie ich Sie verstehe, Herr Rex. Ich habe auch immer solche Sehnsucht gehabt ins Ungewisse, wie Sie sagen, aber uns Frauen sind ja die Hände gebunden. Auch ich möchte etwas, ich weiß selber nicht, was. . . ."

„Ja, ja, ich sehe, Fräulein Arendt, Sie haben mich verstanden", sagte Rex scheinbar ganz ernst.

Die gute Arendt merkte nichts von Spott. „Nicht wahr", sagte sie entzückt, „Sie fühlen es, daß ich Sie begreife. Wissen Sie, Herr Rex, ich hätte eine Bitte. Sie werden jetzt ja doch bald weggehen von mir, irgendwelchen bedeutenden Zielen entgegen und uns dann bald vergessen. Aber vorher möchte ich Sie noch um etwas bitten. . . . Darf ich?"

„Nun, bitten dürfen Sie auf jeden Fall, ob ich es gewähre, das steht bei mir", lachte Rex.

„Ich möchte nämlich, daß Sie mir einmal ganz allein etwas von Ihren neuesten Dichtungen, die sie sonst niemand zeigen, vorlesen."

Rex lachte: „Was sollte das für einen Zweck haben?"

Die Arendt schien sich einen Augenblick zu besinnen, dann sagte sie ganz leise, als verriete sie ein Geheimnis: „Ich würde dann sagen können, später einmal, wenn Sie ein berühmter Mann geworden sind, Herr Rex, er hat mir doch einmal an einem stillen Abend ganz allein etwas gelesen, das noch niemand sonst kannte, und er hat gefühlt, daß ich das begriff. Denn das würden Sie fühlen, dessen bin ich sicher. Mehr will ich ja nicht. Für Leute wie Sie sind wir Frauen ja doch nur Episode, aber das genügte. Ich habe immer eine so grenzenlose Sehnsucht nach dem Höheren verspürt, aber ich habe es nie gefunden. Nicht einmal ein Brosamen ist abgefallen für mich, wenn die Großen bei Tische saßen."

„Orphelia, geh in ein Kloster!" unterbrach jetzt Rex mit rauher Stimme ihr Schwärmen.

Die Arendt zuckte zusammen, als hätte sie einen Peitschenhieb bekommen. „Ha!" stieß sie pathetisch aus, „Sie verstoßen mich?"

„Orphelia, geh in ein Kloster!" wiederholte Rex noch bitterer.

„Sie, sie sind . . ." stieß die Arendt heraus, und ein Schluchzen unterbrach plötzlich ihre Stimme. Aber sie vollendete den Satz nicht, sondern blieb zurück, und man hörte Kryzanowskis Stimme aus dem Dunkeln sie anrufen.

Rex aber schritt mit Abel voran, ohne sich um sie zu bekümmern. „Warum haben Sie die Arme so mißhandelt?" fragte Abel vorwurfsvoll.

„Es wäre ihr besser gewesen, schon früher einmal wäre dem überspannten Frauenzimmer der Kopf zurecht gesetzt worden", sagte Rex hart.

Sie waren jetzt an eine weite Lichtung gekommen und sahen vor sich einen See dunkelblau zwischen den Föhren liegen, der die Sterne des Himmels widerstrahlen ließ.

Hinter ihnen aber sangen die andern, die jetzt gruppenweise auftauchten, ein Lied, das Rex vor Jahren einmal gedichtet und das Bertram in Musik gesetzt hatte.

Rex schien eine Weile dem Gesange zu lauschen. Dann nahm er den Arm des Freundes: „Sehen Sie, ist das nicht schöner, eine solche Nacht voll Sternen und Stille zu genießen, als alle Weisheit der Welt zusammen."

Digitized by Google

Abel erwiderte erst nach einer Weile: „Für Sie, die Sie das können; Sie sind stark, Sie können das Leben bezwingen, Herr werden darüber. Mir bleibt nur der andere Weg, das Leben zu überwinden, indem ich ihm entsage."

Rex antwortete nicht, sondern summte die Strophe mit, die die andern sangen:

„Seht, es leuchten alle Weiten,
Frühling, Frühling soll ja sein,
Jeder Schritt, den froh wir schreiten,
Führt aus Nacht ins Licht hinein. — —

Ob die Zeit zum Reifen bringt
Alle Träume, die uns blühen?
Fragt nicht drum, seid froh und singt,
Kränzt das Haupt mit jungem Grün!"

Dann tauchten in der Ferne, zwischen den Stämmen durchblitzend, die Lichter ihres Zieles auf. Rex und Abel erwarteten die andern, Fallois und die Laskowska, Bertram und Fräulein Wenzel, und zuletzt Kryzanowski mit Fräulein Arendt erschienen Arm in Arm paarweise hintereinander gehend. Die Arendt aber an Kryzanowskis Arm sagte zu Rex: „Meinen Sie, mich könnten Sie kränken mit Ihrer Brutalität? Mir liegt gar nichts daran! Ich grolle Ihnen noch nicht einmal. Ich habe sogar Ihr Lied mitgesungen. . . ."

Rex antwortete nicht, sondern ging schweigend neben Abel her. Erst lange darauf sagte er plötzlich: „Es ist doch falsch, was Sie da sagten, Abel, mit dem Entsagen. Wenn das ein Ziel wäre, so bliebe als Konsequenz ganz allein, sich tot zu schießen. Wir alle müssen kämpfen, ich wie Sie, und das muß unsere Freude sein."

Abel aber schwieg.

Dann fuhren alle, ziemlich ermüdet meistens, mit der Stadtbahn nach Hause.

---

8. Kapitel.

Nicht wie eine Reihe rosenwolkiger Frühlingstage war das Leben des jungen Abel gewesen. Er war der Sohn eines armen Privatlehrers, der auch einmal kühnere Pläne gehabt hatte in seiner Jugend. Sein ganzes Leben lang hatte der in sich einen unbezähmbaren, geheimnisvollen Drang zum dunklen Orient in sich getragen. Von Brot und Obst sich nährend, höchstens Sonntags ein wenig Fleisch genießend, hatte er sich dem Studium der assyrischen und babylonischen Sprachen gewidmet. Zu einer Professur hatten die Mittel nicht gereicht, und so war er ganz allmählich in die armselige Existenz eines Privatlehrers hineingetrieben, der tagsüber nach Stunden lief, und nur des Abends in seinen alten Schriften sich vergraben konnte. Dann träumte er von den versunkenen Riesenstädten an den großen Strömen Mesopotamiens. Aus den Büchern und Bildern stieg ihm die Erinnerung an jene geheimnisvollen erloschenen Kulturen auf und erfüllte sein armes Dasein mit dem fernen Abglanz längst vergangener ungeheurer Größe und Wunder. Er selbst hatte es nie zu Entdeckungen gebracht. Früh verbraucht war er dahingewelkt.

Auf den Sohn war vieles übergegangen von dem Wesen des Vaters. Er war ebenso weltscheu geworden wie dieser, war ebensowenig begabt für das praktische Leben, und trug auch in sich jenen fast dämonischen Hauch zum Forschen und Wissen um verborgene Dinge. Unansehnlich von Gestalt, ein klein wenig verwachsen, nicht begabt für Frohsinn und Spiel, war er schon als Knabe einsam gewesen. Des Abends aber saß er mit dem Vater zusammen in der ärmlichen Stube, und dann erzählte dieser wohl zuweilen von versunkenen Welten, gestorbenen Völkern und ihren Städten und Königen..

Die Mutter hatte Abel nie gekannt, sie war früh gestorben. Zwar hatte der Vater — dessen höchster Wunsch für den Sohn ein Beruf war, der zur Pension berechtigte, immer darauf gedrungen, daß dieser eine Staatsprüfung ablegte. Aber als dann der Vater starb, als der Sohn eben die Universität bezogen hatte, da verließ dieser die Philologie, die er zuerst betrieben hatte, und ließ ganz seinen Neigungen freien Lauf. Derselbe Drang zum Geheimnisvollen und Unerklärten trieb den Sohn aber einen andern Weg, und er gab sich ganz der Philosophie, besonders ihren dunkleren Gebieten, der Metaphysik und den ans Mystische grenzenden Bestrebungen, hin. Von Plato war er zu Jamblichos und Plotinos gelangt, und damit mitten hinein in die nebelverhangenen, nur manchmal von grellen Blitzen zuckenden Nordlichtern und raschen, unerklärlichen Helligkeiten überstrahlten Gefilde der Mystik geraten, und langsam tastend suchte er immer tiefer einzudringen in dies weglose Gelände.

Digitized by Google

Auch er erwarb sich durch Stundengeben einen spärlichen Unterhalt, die freie Zeit brachte er auf Bibliotheken zu. Ein Lesesaal mit seiner drückenden Luft, seiner meist überheizten Temperatur und den vielen arbeitenden Menschen war ihm der liebste Aufenthalt. Dort hatte er seinen Platz nahe am Fenster, und so saß er Tag für Tag über seinen Folianten. . . .

Auch heute hatte er sich in die mächtigen braunen Lederbände der Werke des alten Theophrastus Bombastus Paracelsus von Hohenheim vertieft, deren schwerfällige, altertümliche Sprache und seltsame, kühne Gedanken über Makrokosmus und Mikrokosmus Abel merkwürdig anzogen. Jetzt aber legte er die Bände zusammen und begab sich auf den Heimweg. Er wollte zu Hause noch Rex erwarten, der heute abend seine Doktorprüfung zu erledigen hatte und ihn noch vor seiner Abreise zu besuchen gelobt hatte.

Langsam ging Abel durch den Tiergarten nach Hause, wo ein weicher, bläulicher Dunst über alles ausgegossen schien, in dem nur fern und rot, fast strahlenlos die späte Sonne schwamm.

Im Gehen stellte sich Abel den grünen Prüfungstisch vor, an dem Rex im Frack gerade jetzt wohl von seinen Professoren ausgefragt wurde. Abel lächelte, als er sich Rex im Frack dachte, und überhaupt in der demütigenden Situation des Kandidaten. Bange um den Erfolg war ihm ja nicht, dafür kannte er den Freund zu genau; auch wußte er, daß der Hauptprüfende, eine der stärksten und stolzesten Persönlichkeiten der Universität, ihm wohlwollten. Langsam ging Abel seine Straße, gedankenvoll in die rote, glanzlose Sonne blickend.

Da plötzlich sprach ihn ein Bettler am Wege an, ein ruppiger Gesell mit einem Arm bloß, der Zündhölzer feilhielt. Abel fuhr zusammen. Verlegen suchte er eine Münze aus der Tasche und legte sie auf den Kasten des Mannes. Es war ihm, als hätten der Blick und die bittenden Worte ihm eine Wunde geschlagen. Seine friedliche, behagliche Stimmung war dahin, das Bild des Krüppels verließ ihn nicht, es schien ihn aus dem Nebel überall anzustarren und vor ihm herzuhinken auf der langen Straße, und Abel konnte sich dessen nicht erwehren, er litt unter dieser Vorstellung. War nicht ein solcher Anblick ein Verdammungsurteil über alle Kunst und Philosophie? Konnte wirklich ein Mensch, der sich für feiner und besser hielt als andere, ruhig seinen Gedanken leben, wenn da draußen solche Bilder des Jammers standen? Rex, ja, der war stark, der wollte kämpfen für alle diese Enterbten, der glaubte daran, helfen zu können — aber er . . .

Traurig von diesen Gedanken, aber ohnmächtig, sich ihr zu erwehren, war Abel eingeschwenkt auf die Straße nach Moabit, wo er wohnte. Auf der Spreebrücke blieb er stehen. Die Sonne war jetzt gesunken, nur die Laternen am Ufer des Flusses spiegelten sich in dem dunklen Wasser, während ferne die erleuchteten Stadtbahnzüge über eine hohe Brücke rollten. Dann ging Abel nach Hause und erstieg die fünf Treppen zu seiner Wohnung. Es war das ein überaus einfaches Zimmer, aber es bot einen weiten, freien Blick über die flachen Dächer hin, die endlos sich auszudehnen schienen. Abel liebte diesen Blick, liebte ihn vielleicht gerade seiner Melancholie halber. Und als jetzt überall in der dunkeln Masse der Häuser unter ihm die Lichter aufzublitzen begannen, da vergaß sich Abel, der die Fenster hatte schließen wollen, wieder und geriet ins Träumen, wie das seine Art war, und überließ sich seinen Vorstellungen wie den Wellen eines Stromes. . . .

Da klopfte es an der Tür, aber es war nicht Rex, sondern Bertrams lange Gestalt erschien, die fast anzustoßen schien an die niedrige Decke des Raumes. Der Musiker legte sein rundes Hütchen und die Notenhefte, ohne die er fast nie zu sehen war, auf den Tisch und setzte sich, seinen Überrock aufknöpfend, auf das Sofa.

Abel zündete indessen die Lampe an, und Bertram begann ein Gespräch von weitliegenden Dingen, das jedoch, wie Abel bald erkannte, nur Einleitung war. Denn Bertram kam öfters zu Abel, um ihm seine verschiedenen Nöte zu klagen.

Endlich kam er auf sein Ziel..

„Sehen Sie, Abel," sagte er, „da ist noch etwas, worüber ich sprechen möchte mit Ihnen. Sie haben neulich Anna Wenzel ja kennen gelernt. Nun, ich kann sagen, daß ich so ziemlich verlobt bin mit ihr. Was meinen Sie nun dazu, soll ich sie jetzt gleich heiraten?"

Abel sah den andern, der ihn mit seinem spitzen Gesicht gespannt anstarrte, erstaunt an: „Sie wollen jetzt?" fragte er zögernd, fast erschrocken.

Digitized by Google

Bertram lehnte sich zurück in das Sofa und machte eine kühne Bewegung mit seinem langen Arm: „Warum nicht?" fragte er. „Wir lieben uns leidenschaftlich, kann ich sagen. Ich fühle eine Kraft in mir, wie noch niemals in meinem Leben. Seit ich Anna kenne, bin ich ein neuer Mensch geworden. Jetzt werde ich schaffen können, die Ideen strömen mir nur so zu. Ich denke mir, wir werden uns ein kleines Haus zusammen mieten, Anna und ich, irgendwo im Grünen, dann werde ich meine Sinfonie vollenden und meine andern Pläne alle. Dann sollen Sie einmal sehen!"

Abel wußte nicht recht, was er antworten sollte. Er spielte nervös mit seinem Federhalter und fragte endlich, nur weil er fühlte, daß der andere eine Antwort erwartete: „Und haben Sie denn das nötige Geld zum Heiraten? Wie mir Fräulein Wenzel erzählte, hat doch auch sie ihr Brot selbst zu verdienen, ist also wohl nicht vermögend."

„Es muß alles gehen", erklärte Bertram, und stemmte energisch die Faust auf den Tisch. „Ein Mensch, der wahrhaft liebt, hat auch doppelten Mut. Aber diese Kräfte dürfen nicht unverbraucht bleiben. Und warum sollen wir uns in Sehnsucht verzehren! Anna hat einige Ersparnisse, ich selbst habe ein kleines Vermögen, das mir erlaubt, zu leben, wenn ich sparsam bin. . . ."

„Und Ihre Braut?" fragte Abel schüchtern. „Was sagt die dazu?"

„O Anna!" sagte Bertram in triumphierendem Tone und schob zuversichtlich die Hände in die Taschen, „Anna, die werde ich schon gewinnen! Und beim heiligen Brahma, es müßte doch sonderbar zugehen in der Welt, wenn ein Mensch, der Talent hat, sich nicht durchsetzen könnte . . ." Dabei schlug er mit der Faust auf den Tisch, daß die Lampe klirrte und Abel nervös zusammenzuckte.

Aber schon während seiner letzten Worte hatte man vom Treppenhaus her stürmische Tritte vernommen, und jetzt flog die Tür auf und Rex erschien. Sein Hut und sein Lodenkape flogen nur so auf einen Stuhl, und dann stellte er sich breitbeinig mitten ins Zimmer und stemmte die Fäuste in die Seite. „So, da wären wir!" rief er, „und fein ist's gegangen! Ein Kinderspiel, so ein Examen!"

Die andern gratulierten. Rex lachte und winkte ab. „Nicht nötig, nicht nötig! Das habe ich mir schon selber besorgt. Ich fühle mich nur frei, frei, frei! Es ist lächerlich, so gering man auch denkt von einem Examen, wenn man es hat, freut's mich doch! Ich habe nur den gepumpten Frack, dieses Hanswurstgewand, ausgezogen daheim und werde jetzt gleich nach der Bahn gehen. Noch heute verlasse ich Berlin. Ich habe kein Bedürfnis, mich zu betrinken. Aber da ist in Mähren ein Streik ausgebrochen, Tausende von Arbeitern sind in Ausstand, da muß ich hin! Einmal den Menschen losgelassen sehen, einmal Leben sehen, außerhalb der Geleise! Ich möchte kämpfen, kämpfen; mit irgend wem um irgend was, ganz einerlei, nur kämpfen und siegen. . . ." Er stand noch immer mitten im Zimmer und rieb sich triumphierend die Hände.

Abel schaute wehmütig lächelnd von Rex zu Bertram und von Bertram zu Rex. „Da fühle ich mich ja doppelt schwach heute, wo alles um mich von Kraft nur so überzuschäumen scheint. Übrigens können Sie Herrn Bertram gratulieren, er hat sich verlobt.

Rex sah einen Augenblick Bertram wie gedankenlos an und sagte nur, offenbar ganz mechanisch: „So, so! Mit wem denn?" Offenbar interessierte ihn das gar nicht, er war noch viel zu sehr mit sich beschäftigt. Bertram gab auch keine Antwort, sondern erhob sich nur verlegen vom Sofa, offenbar sehr peinlich berührt, daß Abel davon gesprochen hatte.

Dieser antwortete jetzt für ihn: „Mit jener Dame, die Sie auch neulich kennen gelernt haben, Rex."

Bertram aber fügte hinzu: „Aber es sollte eigentlich noch nicht bekannt werden."

Rex hatte sich jetzt allmählich in die Situation gefunden. „So", sagte er und musterte Bertrams lange, dünne Gestalt. „Also verlobt. Nun, Sie haben es eilig. Wie alt sind Sie denn."

„Sechsundzwanzig", erwiderte Bertram etwas betreten.

„Ja, ich meinte auch, es wäre vielleicht besser, mit dem Heiraten noch etwas zu warten", sagte Abel.

Rex lachte laut und gellend auf: „Also heiraten wollen Sie auch gleich?"

Bertram tat gekränkt und ergriff seine Notenhefte in der Absicht, sich zu entfernen, da

Digitized by Google

ihm dieses Verhör höchst unbequem war. „Das werde ich wohl am besten wissen", sagte er spitz.

Rex aber fuhr heraus: „Sie wollen sich nur ins Unglück reiten und eine Frau mit, das werden Sie gewiß!"

„Und das ginge S i e doch am allerwenigsten etwas an!" sagte Bertram. „Was haben Sie sich denn in fremde Angelegenheiten hineinzumischen? Sie, der Sie alles am besten verstehen wollen, für den alle andern nur Dummköpfe sind."

„Und so weiter!" vollendete Rex kühl und preßte höhnisch seine scharfen Mundwinkel zusammen. „Heiraten Sie nur, wenn es Ihnen Spaß macht, unser Rat wird Sie ja doch nicht aufhalten, aber gesagt bekommen sollen Sie es wenigstens einmal. . . ."

Bertram aber hielt bereits die Klinke der Tür in der Hand: „Es ist eine Unverschämtheit von Ihnen, was Sie da sagen. Behalten Sie Ihre guten Ratschläge nur für sich. Meinen Sie vielleicht, Sie hätten alle Weisheit gepachtet? Fräulein Arendt sagte neulich auch, der wird noch ganz gehörig in die Tinte geraten! Na, mich soll's freuen, wenn Ihnen noch recht viel Stücke durchrasseln wie neulich da." Damit schlug er, ohne eine Antwort von Rex zu erwarten, die Türe zu.

Rex sagte gar nichts zuerst, sondern lachte nur höhnisch. Abel aber schüttelte den Kopf, und sagte dann vorwurfsvoll: „Warum haben Sie ihn denn gleich so angefahren?"

„Ja, es war wieder einmal dumm", sagte Rex ganz naiv und plötzlich völlig beruhigt. „Warum mich so aufregen, aber so ist mein Temperament nun einmal! Ich habe es jetzt mit der Hälfte von allen meinen Bekannten der Reihe nach verdorben. Aber Sie haben ja eben gesehen, wie männlich dieser Heiratskandidat sich benommen hat. Natürlich wird er seine Grete herumkriegen. Wissen Sie, warum er gerade Sie um Rat gefragt hat, bester Abel? Weil er wußte, daß Sie ihm nicht abraten würden, wenigstens nicht energisch. Und auch, wenn Sie es getan hätten, seinen Willen hätte er doch durchgesetzt. Übrigens scheint die Liebe wenigstens äußerlich einen guten Einfluß auszuüben auf ihn, mindestens hat er sich die Haare etwas schneiden lassen. Vor allem glaube ich nämlich, und darum habe ich so losgepoltert, der gute Bertram hat nichts Ordentliches gelernt. Vom Konservatorium mußte er herunter, weil er Radau bekam mit seinen Lehrern. Das könnte nun ja ein gutes Zeichen sein, bei ihm aber zweifle ich daran. Dann hat er privatisiert, privatum studiert, wie er sagt, richtiger wäre wohl, privatim gebummelt. Mag sein, daß er Talent hat, aber er kann's nicht leiten und nicht beherrschen, also ist's wertlos für ihn."

„Und Sie glauben nicht, daß die Liebe veredelnd wirken könnte auf ihn?" fragte Abel schüchtern.

„Nein, Liebe kann wohl einen Menschen emporreißen", entgegnete Rex sehr schroff. „Aber oben erhalten kann er sich nur aus eigener Kraft, und die hat Bertram nicht."

„Und seine Braut glaubt an ihn so felsenfest!" sagte Abel leise.

„Welche Frau tut das nicht, wenn sie sich in einen Mann vergafft hat", spottete Rex, im Zimmer auf und ab stürmend. „Aber lassen wir den dürren, langhaarigen Bertram und gehen wir zu Interessanterem über."

Er war ans Fenster getreten und blickte hinaus, wo jetzt völlig Nacht geworden war. „Wissen Sie eigentlich, wie schön Sie hier wohnen?" fragte er, ohne sich umzuwenden, den andern, der noch am Tische saß, „all diese schwarzen Ungeheuer von Häusern da draußen mit ihren tausend flimmernden Augen, die in ihren steinernen Bäuchen Tausende von Menschen mit all ihren Leiden und Freuden beherrbergen, was geben die einem alles zu denken. Ha, und da gibt es Schafsköpfe, die finden unsere Zeit häßlich, unromantisch, unschön. Weil sie zu dumm sind, die Schönheit zu begreifen! Das aber muß doch jeder zugeben, daß die Zeit reich, reich, so überreich ist, oh, ich möchte nicht in einer andern Zeit leben, nicht früher und nicht später."

Er hatte sich umgewandt und blickte Abel an.

Aber finden Sie nicht auch, daß unsere Großstadtkultur etwas Perverses hat?" fragte dieser jetzt, da er fühlte, Rex wartete, daß er ein Wort sagte. „Wäre nicht ein einfaches Haus mit einem kleinen Gärtchen den Leuten besser als aller guter Lohn?"

„Und in dem Garten müßte dann Mönninghoffs ‚blaue Blume' blühen. Ach, Sie sind alle Romantiker! Aber das hilft uns nichts! Niemals geht die Weltgeschichte rückwärts. Nein, Riesen-

Digitized by Google

häuser sollten wir bauen wie in Amerika, dreißig Stockwerke hoch, und mit allem modernsten Komfort müßten sie eingerichtet sein. Zentralheizung, Lift, elektrisches Licht — das wäre etwas!"

„Sie sind mehr Romantiker als wir alle!" lächelte Abel.

Rex aber kam jetzt an den Tisch und setzte sich neben den andern. Der Schein der Lampe fiel über seine ganz kahlrasierten, scharfen Züge, die etwas gerötet von der Aufregung waren, während Abel blaß und schmal wie immer aussah. Mit plötzlicher Weichheit legte Rex seine Hand auf diejenige Abels. „So," sagte er fast zart, jetzt wollen wir noch von Ihnen sprechen."

Abel wollte ablehnen, aber Rex hielt ihn fest: „Wenn ich jetzt gehe, werden Sie sich wahrscheinlich noch viel mehr einspinnen in Ihre Grübeleien und gar nicht mehr in Gesellschaft gehen. Aber ich will das nicht! Sie sollen heraus, Sie sollen nicht versimpeln in Ihrer Enge. Menschen, Menschen tun Ihnen not."

Abel schüttelte wehmütig den Kopf. „Ich glaube, Sie verstehen meine Natur doch nicht ganz. Wir sind Menschen, und das, was Sie Leben nennen, gar nichts. Mich hat die Natur zum Einsiedler geschaffen. Vielleicht kann ich einmal so etwas Gutes leisten, durch die Kraft des Gedankens, des inneren Schauens. Vielleicht finde ich so einen Weg, den draußen im Getümmel des Lebens keiner ahnt. Und der vielleicht besser ist, als alles . . ."

Rex aber beharrte, immer den andern fest anschauend. „Das sollen Sie alles haben, aber gehen Sie trotzdem unter Menschen, tragen Sie Ihre Ideen hinaus, kämpfen Sie! Halten Sie Vorträge, schreiben Sie meinetwegen, nur heraus, heraus! Und dann noch eins. Ich weiß, daß Sie keine gesunden Nerven haben, daß Sie hypersensibel sind, daß Sie an Phobien leiden! Tun Sie etwas dagegen, laufen Sie im Freien, turnen, schwimmen Sie, nur heraus mit Ihnen."

„Und Sie glauben nicht, daß es mir gelingen wird, geistig all das zu bezwingen?" fragte Abel.

„Sie wissen doch auch, welche Macht dem Geiste über körperliche Zustände gegeben ist!"

Rex aber stand unwillig auf: „Ich weiß aber auch vor allem," rief er aus, „daß der Körper den Geist beherrscht, daß Sie nicht denken und schaffen können wie Sie wollen, wenn Sie nicht gesund sind, daß alle Stimmungen, aller Mut und alle Freudigkeit, körperliche Zustände sind, das weiß ich!"

Inzwischen hatte es jedoch abermals an der Türe geklopft, und auf Abels verwundertem Hereinruf erschien Jörgens, der die Kollegienmappe unter dem Arm trug und offenbar gerade aus der Universität kam.

„Nun, so viel Besuch wie heute bekomme ich sonst in Wochen nicht", sagte Abel und begrüßte Jörgens.

Als dieser auch Rex die Hand reichte, wurde er etwas verlegen. „Ich komme nämlich nur," sagte er zu Abel gewandt, „um Sie für heute in acht Tagen zur Feier von Möninghoffs Doktorexamen einzuladen. Sie werden noch eine gedruckte Einladung bekommen, aber er bat mich, da ich doch in ihrer Nähe wohnte, Sie noch ganz besonders einzuladen."

„Ja, hat denn Möninghoff seinen Doktor schon in der Tasche?" fragte jetzt Rex, der sich in das Sofa gesetzt hatte. „Wie ich gehört habe, soll doch Möninghoffs schriftliche Arbeit gar nicht glänzend zensiert sein."

Jörgens zuckte die Schultern. „Nun, das ist Möninghoffs Sache. Er hat übrigens doch eine sichere Art des Redens, die vielleicht manchem imponiert, und dann weiß er doch allerlei."

„Na, es sieht Möninghof jedenfalls sehr ähnlich, ein solches Fest anzusetzen, ehe er sein Schiffchen im Trockenen hat. Aber ich sage hiermit für meinen Freund Abel zu. Er hat sich neuerdings entschlossen, mehr in Gesellschaft zu gehen."

Abel lächelte verlegen. „Nun ja, ich werde kommen", gab er dann zu.

(Fortsetzung folgt.)

Anmerkung: Der Roman „Die blaue Blume" von Bruno Wölfing erscheint auch als Buch im Verlage von Otto Janke, Berlin SW 11, und ist durch alle Buchhandlungen oder vom Verlag zu beziehen.

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

Später Herbsttag ohne Sonne

Eine Krone über meinem Haupte,
Die der Herbststurm mit Gewalt entlaubte.

Eine Wolke über mir im Grauen,
Ganz zerrissen ist sie anzuschauen.

Aus dem Firmament, dem fahlen,
Sinkt es über mich wie schwere Qualen,

Schwere Qualen, die der Tod bereitet,
Wenn er nahe an sein Opfer schreitet.

Leo Heller.

Unter dem Roten Kreuz / Von Johanna Weiskirch

Bilder von der Verbands- und Erfrischungsstation

Es war in den letzten Tagen des August. Da kam ich an einem wundervollen Sommerabend mit der Eisenbahn nach Hause. Nicht von weit her. Nur von zwei Stationen weiter rheinabwärts.

Ein tiefer, stiller Friede, der es mir schwer machte, an den Weltkrieg zu glauben, lag über dem kleinen, trauten Rheinstädtchen, das zurzeit mein Heim birgt. Unter der Marksburg stand der Vollmond. Wie eine Flut magischen Lichtes rann es von ihrem stolzen Pallas auf die sich zu ihren Füßen ins Grün der Reben schmiegenden Häuser hernieder. Als wären sie ausgestorben, lagen die engen, winkligen Gassen. Wie auf den Fußspitzen ging der von den Erntefeldern kommende Abendwind hindurch.

In meiner vom Mondglanz erhellten Stube saß ich lange Zeit still am Fenster. Während meine Augen auf der an meinem Arm leuchtenden, weißen Binde mit dem roten Kreuz hafteten, zogen des Tages wechselreiche Bilder an mir vorüber. Meines Herzens Wünsche wurden erfüllt: An der nahen Verpflegungs- und Erfrischungsstation für verwundete und durchfahrende Krieger, die von den vereinigten Vaterländischen Frauenvereinen Ober- und Niederlahnsteins unter dem roten Kreuz errichtet wurde, durfte ich mich betätigen. Wie ein Heiligtum nahm ich, ehe ich die Lampe anzündete, die Binde mit dem roten Zeichen der Nächstenliebe vom Arm und legte sie dahin, wo ich Liebes berge. Seitdem habe ich sie manchesmal, bei Tag und Nacht, im Liebesdienst getragen, und Bilder, große, heilige, in Leid und Freud, füllen meine Seele. Sie wiederzugeben, so gut ich es vermag, sei mir hier gestattet:

Im Arztezimmer läutet das Telephon. Die jungen Helferinnen in der netten Tracht der Rote-Kreuz-Schwestern, und wir Frauen vom Außendienst sehen gespannt von den Soldatenstrümpfen auf, an denen wir im Freien eifrig stricken. Ein Zug in Sicht? Ob er Verwundete, ob er Gefangene bringt? Oder Landsturmmänner?

Da erscheint auch schon der Chefarzt mit dem von schneeweißem Haar und Bart umrahmten, gütigen Gesicht auf der Treppe der Verbandsstation und verkündet: „Ein Verwundetenzug ist von Koblenz gemeldet, meine Damen. In einer Viertelstunde wird er hier sein."

Er geht, und statt seiner tritt die energische, zielbewußte Oberschwester vor, und mustert ihre Schar mit wahren Feldherrnblicken. Wir sind alle bereit und erheben uns, um die uns zugeteilten Vorkehrungen zu treffen. Ich wickle unter rasendem Herzklopfen mit zitternden Händen meinen Soldatenstrumpf zusammen. Ein heißes Bangen ist in mir, da ich den ersten Verwundetenzug sehen soll. Auch meine Füße wanken etwas, als ich mich zu den Kolleginnen nach der Feldküche begebe. Die darin bediensteten Frauen haben unter die bei Tag und Nacht kochenden großen Kessel frische Nahrung geschaufelt. Wir tragen die verschiedenen Erfrischungstische auf den Bahnsteig, wo die Sanitätsmannschaften bereits mit den Tragbahren warten. Da kommt auch der freundliche, zum Bahnhofskommandanten ernannte Oberstleutnant zum Empfang unserer tapferen Kämpfer, und gleich darauf läuft der Zug langsam ein.

„Nimm dich zusammen!" raune ich mir zu, da ich die ersten, blutgetränkten Verbände an den

Digitized by Google

Köpfen und Armen der Krieger bemerke. Aber was ist das? Aus dem zweitletzten Wagen jubelt eine Trompete: „Nur am Rhein, da will ich leben, nur am Rhein begraben sein!" Und kräftige Männerstimmen, denen man keine Kampfesmüdigkeit anmerkt, fallen singend ein.

Ha, so kehren deutsche, mit Wunden bedeckte Krieger aus der Schlacht heim? So? Ich entferne schleunigst den Tränenflor, der mir die Blicke umschleiern wollte, und nun kann ich mir den trompetenblasenden Helden ansehen. Man sieht zwar von seinem über und über verbundenen Kopf nur die Lippen, die Nase und die Augen, aber diese schönen, blauen, lachen trotz der Wunden voll Lebensfreude, da er die Trompete absetzt und sie uns grüßend entgegenschwenkt. Da sehe ich, daß es eine silberne ist. . . . „Erbeutet!" ruft er triumphierend. Und da sehe ich noch etwas: daß er auch das eine Bein bis zum Knie verwickelt hat! Ihn muß ich zu allererst erquicken! Ich reiche ihm eine Tasse dampfenden Kakao, die er mit ritterlicher Verbeugung annimmt. Mein Herz ist voll Dankes ihm gegenüber. Die Brille der Sentimentalität hilft er mir von den Augen nehmen, wenn auch meine Seele voll des Mitleids und des Erbarmens ist für ihn und seine Kameraden. Zu diesen gehe ich nun von Wagen zu Wagen. In meinen Händen ist kein Zittern mehr, da ich ihnen Erfrischungen reiche, ihnen weiche Kissen unter die zerschossenen Glieder schiebe, oder sie hebe und stütze. Ich bin unendlich stolz, als mich eine der Schwestern den geschwollenen Fuß eines blutjungen Freiwilligen verbinden läßt, was ja eigentlich meines Amtes nicht ist. Aber ich habe es ganz gut gemacht, wie mir der Patient und die Schwester sagen. Es sind viele Schwerverwundete im Zuge, aber kein Stöhnen, kein Schmerzenslaut ist zu vernehmen.

Die Ärzte der Niederlahnsteiner Verbandstation sind sehr beliebt bei den Verwundeten, denen man die Zufriedenheit ansieht, wenn sie aus dem Verbandsraum kommen oder auf Bahren wieder in den Zug getragen werden. „Geht nur hinein und laßt euch nur hier verbinden, denn da drin gehen sie sehr zart mit einem um", sagen sie zu ihren ängstlichen Kameraden, deren Wunden anderswo vielleicht nicht sehr schonend behandelt wurden, und nun mit dem alten Verband weiter wollen. Beim Verteilen von Zigarren und kleinen, gestopften Tonpfeifchen aus meiner Westerwälder Heimat, die sehr viel Absatz finden, nähere ich mich einem Wagen, an dem eine der jungen Frauen schon Speisen und Getränke gereicht hat. Heiteres Lachen ist mir von dort ans Ohr gedrungen, aber ich habe mich nicht nach der Ursache erkundigt. Nun wird sie mir klar: Als ich eben meine Pfeifen anbieten will und in den Wagen schaue, pralle ich mit einem leisen Aufschrei vor der Gestalt zurück, die da im Eingang ins Riesenhafte vor mir emporwächst. Ein großer, schöner, dunkeläugiger und dunkelbärtiger Mann in einem Anzug, von dem ich nicht weiß, was ich aus ihm machen soll, steht vor mir. Von einem Krieger hat er jedenfalls keine Spur an sich. Ich suche in meiner Erinnerung, wo ich ihn schon gesehen habe. Das muß lang, lang her sein! Vielleicht in meiner Kindheit? Da wird's hell in meiner Seele, hell, wie Weihnachtskerzen. So, wie der verwundete Kämpfer da vor mir, sahen die drei Weisen aus dem Morgenland in meiner Kinderphantasie aus. Genau so! Und hier sah ich einen von ihnen zum ersten Male verkörpert. Fast ohne daß ich es will, frage ich auch schon: „Sind Sie einer der drei Weisen aus dem Morgenland?" „Nein, aber der Sultan von Marokko", antwortete der große, schlanke Mann und lacht hell auf. Auch ich muß lachen, und damit ist der Zauber gebrochen. Ich sehe mir nun den Sultan genauer an und merke, daß er in einem eleganten, weitfaltigen, nach orientalischer Art zugeschnittenen Badeanzug steckt, über dem er, um sich noch malerischer zu gestalten, einen Mantel aus Brussaseide trägt. Den wirkungsvollen Eindruck der ganzen Gestalt erhöht der dunkle, von Verbandzeug turbanartig umschlungene Kopf. Auf meine Frage, wie er zu dieser interessanten Bekleidung komme, erzählte er mir, daß er sie aus dem Badezimmer eines Schlosses bei Sedan genommen und sie im Zug mit seiner total zerrissenen und beschmutzten Uniform vertauscht habe.

Im Selamlik des Sultans von Marokko geht es überhaupt trotz der keineswegs leichten Verwundungen der Insassen sehr fidel zu. Einer von ihnen will mir noch schnell ein lustiges Kriegserlebnis erzählen, als der Kommandant das Ablassen des erledigten Zuges befiehlt. Schade! „Auf Wiedersehen auf der Reise nach Paris!" rief der Sultan und die Seinen, und die lange Wagenreihe setzt sich langsam in Bewegung. Auch aus den anderen Wagen klingen heitere Abschiedsgrüße, und der mit der silbernen Trompete bläst wie bei der Einfahrt: „Nur am Rhein da will ich leben, nu—r a—m Rhei—n — be—gra—" — —

Die Ferne nimmt den Zug auf. Mir aber ist es, als ob ich die Feuertaufe erhalten hätte und nun manchem Leid gewachsen sei. — — —

Dicht bei der Feldküche steht ein ausrangierter Eisenbahnwagen, der wohl früher Rottenarbeitern zum Unterschlupf gedient hat. Wir haben ihm den stolzen Namen „Salon" gegeben. Jetzt dient er uns Frauen vom Außendienst bei schlechtem Wetter als Aufenthaltsort. Gelegentlich nehmen wir auch unseren Nachmittagskaffee in ihm ein. Seine Ausstattung ist den Kriegsverhältnissen völlig entsprechend: In der Mitte ein primitiver Tisch. Davor lange Bänke über die man, wenn es sein muß, mit noch nicht verlorener Gelenkigkeit turnt, um die bereits Sitzenden nicht zu stören. An einer der tapezierten Wände, durch deren Risse der Wind manchmal wie ein Gassenjunge pfeift, hängt ein kleines Spieglein. Ich habe bemerkt, daß man

Digitized by Google

nicht schöner wird, wenn man hineinschaut. Wir Frauen sehen aber auch nur hinein, wenn wir uns unbeobachtet glauben, um nicht in den Verdacht der Eitelkeit zu kommen. Aber die hübschen Mädchen aus der Küche nehmen ihn, als gutes Vorrecht der Jugend, manchmal von der Wand, um sich im Nebengelaß der Feldküche darin zu spiegeln. Auch einen Kleiderrechen haben wir im Salon. Die Zufuhr von frischer Luft geschieht ungehindert durch die stets offene Tür, wodurch man leicht in verschnupften Zustand kommt. Die beiden Fensterlein sind nämlich mit großer Sorgfalt verklebt, lassen sich also nicht öffnen.

Aber etwas haben wir doch in unserem Salon, was auf Kultur und Komfort deutet: An der Decke eine elektrische Birne, die, wenn sie nicht gerade schlechter Laune ist, strahlende Helle verbreitet.

In diesem Salon sitzen wir wieder einmal beim Kaffee, als plötzlich Wagen auf den Gleisen auftauchen. Wir fahren empor. Ein Zug? Unangemeldet? Ja, wirklich, aber einer mit gefangenen Franzosen. Schade, daß wir uns da im Hintergrund verhalten müssen! Seitdem irgendwo im Vaterland deutsche Frauen dem Feind gegenüber ihre Würde vergessen haben sollen, müssen wir die feindliche Verpflegung den Männern überlassen. Schon wollen wir uns wieder in den Salon zurückziehen, als wir bemerken, daß auch einige Wagen mit deutschen Verwundeten in dem langen Zug sind. Die brauchen uns, und die Begleitmannschaften müssen doch auch versorgt werden, selbst, wenn die Herren Franzosen nichts haben sollen. Da bekommen wir auch schon unsere Anweisungen von der Oberschwester, die Verwundeten zu laben, und können bei der Gelegenheit auch manchen Blick in die Wagen der Gefangenen werfen. Die braven Landwehrmänner, die sie mit aufgepflanztem Bajonett bewachen, haben Verständnis für unsere Neugier und geben die Eingänge etwas frei. Die bleichen, hageren Gesichter der Franzosen reden von großen Entbehrungen und Strapazen, ihre Uniformen sehen, abgesehen von den Spuren des Krieges, verkommen aus. Wie ich so von Wagen zu Wagen schreite, fällt mir an einem eine Kreideaufschrift in die Augen. Ich schaue und schaue, und lese und lese, und schüttele den Kopf. Da steht: „Hier sitzt der Vaterlandsverräter aus Neuwied!" Ich frage einen der Landwehrleute, was das zu bedeuten habe, worauf er mir unter grimmigem Auflachen antwortet: „Genau das, was da steht. Um dieses elenden Lumpen halber, der um achtzig Franken die Stellung seiner Kameraden verraten hat, sind ihrer eine Menge niedergemacht worden."

Ich stehe einige Minuten stumm da, ehe ich fragen kann: „Und warum hat man ihn nicht gleich erschossen?"

„Als ob das eine Strafe für den Schurken wäre! Wenn ich mit ihm tun könnte, wie ich möchte, ich — ich — ich risse ihm tausend Wunden und streute ihm Salz hinein, und das wiederholte ich, bis er an seinen Schmerzen zugrunde gegangen wäre!" Mit knirschenden Zähnen stand der brave Landwehrmann da und forderte mich dann auf, einen Blick auf den unglückseligen Menschen zu werfen. An Händen und Füßen gefesselt, saß er stumpf, wie ein Tier, in der Ecke des Wagens unter den Franzosen, mit denen er zusammen gefangen genommen worden war.

Ich frage den Landwehrmann, wohin er gebracht, was mit ihm geschehen wird. Er zuckt die Achseln, will mir offenbar keine Antwort darauf geben. „Wird ihm schon sein Teil werden", sagt er, und fügt hinzu: „Wir haben noch so ein Schandexemplar im Zug. Im letzten Wagen sitzt es. Schauen Sie es sich einmal an."

Zögernd gehe ich auf den letzten Wagen zu, vor dem schon zwei meiner Kolleginnen stehen. Da sitzt, von mehreren Landwehrleuten bewacht, ein blutjunger Bursche, fast noch ein Kind, auf dem mit Stroh bedeckten Boden des Wagens. Den rassigen Kopf auf die feingeformten Hände gestützt, sieht er mit großen, dunklen Augen an uns vorbei. Auf meine Frage, wer der Junge sei und was er verbrochen habe, erfahre ich, daß er der Sohn eines französischen Kommandanten und mit den im Wagen befindlichen Franzosen gefangen genommen worden sei, weil er ihnen während des Kampfes zur Vernichtung der Deutschen anfeuernde, begeisternde Worte zugerufen habe. Im dichtesten Kugelregen habe er dabei unerschrocken gestanden, und sich schließlich mit den Soldaten vom Regiment seines Vaters gefangen nehmen lassen. Und auch da habe er noch auf Deutschland gescholten und Frankreich hochleben lassen. Aus diesem Grunde habe man ihn allein gesetzt und ihn scharf bewachen lassen. Seit zwei Tagen habe er jede Nahrung verweigert.

Ein tiefes Mitleid mit dem unglückseligen Jungen ergreift mich. Ob Freund, ob Feind: jedenfalls ist er aus dem Stoff, aus dem Helden werden. Wie wird seine Mutter um ihn bangen?

Da die Gleise nicht frei sind, hat der Zug längeren Aufenthalt, als man annahm. So wird den Gefangenen unter scharfer Bedeckung gestattet, in kleinen Trupps die Wagen für kurze Zeit zu verlassen. Bie dieser Gelegenheit kann man so recht ihre Verwahrlosung bemerken. Aber die ganze katzenartige Geschmeidigkeit der Franzosen macht sich beim Klettern aus den Wagen und in sie geltend. Es sind auch einige Turkos unter ihnen, die uns mit breitem Grinsen anschauen. Der gefangene Knabe hat nur stumm den Kopf geschüttelt, als man ihn fragte, ober den Wagen verlassen möchte.

Nachdem unsere Leichtverwundeten und die Begleitmannschaften verpflegt sind, wird freie Fahrt gemeldet, und der Zug kann seiner Bestimmung entgegenfahren.

— — — — — — — — — —

Digitized by Google

Heute ist den ganzen Tag ein melancholischer Bindfadenregen vom düstergrau verhangenen Himmel niedergegangen. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend! Als ich mich um neun Uhr auf den Weg nach der Eisenbahn mache, herrscht eine geradezu beängstigende Finsternis. Durch die unerleuchteten Gassen muß ich mich direkt tasten. Fröstelnd besteige ich den kalten Triebwagen, in dem nur noch ein mißmutiger Fahrgast sitzt. In Oberlahnstein gesellen sich noch einige Frauen und junge Mädchen vom Nachtdienst zu mir, von denen ich höre, daß an der Verbandstation ein Verwundetenzug halten soll. Es ist so. Da gibt's gleich Arbeit für uns. Die Feldküche ist schon in voller Tätigkeit. Da können wir sofort die Eimer und Kannen mit kräftiger Fleischbrühe, Kakao und Kaffee an die dankbaren Helden verteilen. Der freundliche, ruhige, junge Arzt vom Nachtdienst geht von Wagen zu Wagen und fragt: „Ist noch jemand da, der frisch verbunden werden möchte, der komme nur getrost ins Verbandszimmer." Trotz der schon so vielen Verbundenen veranlaßt die vertrauenerweckende Stimme doch noch manchen Zögernden, sich den Verband erneuern zu lassen. Zwei junge Söhne von Frauen des Vorstandes sind unablässig bemüht, die Krieger mit Tabak, Zigarren, Zigaretten, Postkarten und Bleistiften zu versorgen. Diesmal sind die verwundeten Helden ausnahmslos mit Blumen, meist großen Astern, geschmückt, mit denen sie sehr sorglich umgehen. Sie sind ihnen in Bullay geschenkt worden.

Es hat glücklicherweise aufgehört, zu regnen, so daß wir den Zug abfertigen können, ohne durchnäßt zu werden. Aber der Sturm hat sich aufgemacht und spielt mit dem zerrissenen, vom Mondlicht hier und da beleuchtetem Gewölk Fangball.

Als der Zug nach Gießen weiterfährt, suchen wir unsere Lagerstätten auf. Wir legen uns angekleidet nieder, um im Bedarfsfall gleich bei der Hand zu sein, da die Züge meist nur eine Viertelstunde vor ihrem Eintreffen von Koblenz aus gemeldet werden.

Ich kann nicht schlafen. Das Brausen des Sturmes wächst mitunter zum Dröhnen an unter dem leichten Gebälk des Daches. Jede Stunde höre ich schlagen, und einige Züge mit nach dem westlichen Kriegsschauplatz ziehenden, singenden Soldaten vorüberfahren.

Schließlich erbarmt sich aber Gott Morpheus doch meiner. Da träume ich von der Heldentat des „U 9". Sie spielt sich draußen vor den Fenstern der Verbandstation auf dem Rhein ab. Ich bin so stolz! So stolz! — — —

„Meine Damen, bitte, aufstehen! Ein Verwundetenzug ist gemeldet!" Ich fahre auf. Durch die kleinen Fensterscheiben fällt fahlgraues erstes Morgenlicht. In ihm steht, wie von grauen Schleiern umsponnen, Schwester Eva, die mädchenschlanke, junge, verwitwete Frau, die ich lieb habe. Sie weckte uns, aber das Rauschen und Rieseln des Rheins liegt mir noch immer im Ohr. So nah klingt's, so nah! Wie kommt das? Ich reibe mir die Augen und springe vom Lager. Und da merke ich, daß es regnet; daß der Sturm schweigt und es Bindfaden regnet wie am Tag zuvor! Einen Moment grauf's mir davor, in dies Wetter hinaus zu sollen. Dann schäme ich mich vor mir selber und denke daran, wie oft die armen Kerle da draußen für uns in Sturm und Regen kämpften und bluteten. Im Nu bin ich unten mit den andern. Schon huschen allerlei Gestalten den Zug entlang, aber es gibt wenig zu tun. Es sind meist erst vor kurzem verbundene und erfrischte schwerverletzte Krieger in ihm, die müde, ach, so müde sind und nichts wollen, als Ruhe. Die Wagentüren werden nur wenig geöffnet, um die feuchte Nachtkühle nicht hineinzulassen, und durch die Spalte reichen wir hier und da warme Getränke hinein. Zu einigen der in Schmerzen liegenden steigt der Arzt mit der Morphiumspritze, um ihnen Linderung und Schlaf zu verschaffen. Und unvermindert rauscht und rieselt der Regen.

Wir legen uns nicht mehr nieder, als der Zug weiterfährt. In der Feldküche strecken wir die kalten Füße ans Feuer. Die dort bediensteten mütterlich-guten Frauen, von denen die eine mit einem prächtigen Humor gesegnet ist, brauen uns einen starken Kaffee, der Wärme gibt. Und so überstehen wir diese regentriefenden Morgenstunden, bis unsere Ablösung folgt und wir nach Hause gehen dürfen.

— — — — — — — — — —

Ich habe wieder Nachtdienst. Früher, als sonst, verlasse ich das Haus, weil ich in Oberlahnstein eine Besorgung zu machen habe, und von dort bei dem schönen Herbstwetter zu Fuß nach der Verbandstelle gehen will. Als ich den Zug besteige, sitzt in der einen Ecke des Abteils ein Herr, der mir einen sehr aufgeregten Eindruck macht. Er springt öfter auf, trommelt an die Scheiben und redet zornig vor sich hin. Dabei bemerke ich, von welcher stattlichen Größe und Breite er ist, und ich wundere mich im stillen, warum diese prächtige Männergestalt nicht auf einem der Kriegsschauplätze weilt. Als ob er meine Verwunderung fühle, wendet er sich um und schaut mich an, als ob ich die Schuld an seinem Mißmut trüge. Unwillkürlich ducke ich mich tiefer in meine Ecke. Im letzten Moment vor der Abfahrt treten drei bekannte Herren meines finsteren Reisegefährten ein. Einer redet ihn an: „Nun, lieber Freund, was ist Ihnen dann passiert? Sie sehen ja aus, als ob Sie die Pfalz vergiften wollten."

„So, sehe ich so aus? Habe auch alle Ursache da", wird ihm brummend zur Antwort.

„Und warum, wenn man fragen darf?"

Der große Herr springt auf, flammende Röte im energischen Angesicht. Mit vor Erregung bebender Stimme schreit er: „Warum? Warum? Schauen Sie mich an! Ist es nicht eine Schande,

Digitized by Google

daß ein Mensch mit einem Körper wie ich Bureaudienste tun muß, anstatt fürs Vaterland zu kämpfen? Draußen im Feld schlagen sich viel Schwächere für Deutschlands Ehre herum! Als ob die nicht auf den Schreibsessel gehörten, als ich. Schauen Sie mich nur an! Schämen muß ich mich, nicht im Krieg zu sein! Muß zu Hause bleiben, weil die Herren von oben mich für unabkömmlich erklärt haben! Wenn meine Frau mir nicht fortwährend in den Ohren läge, ich ginge nach Frankreich und erklärte: ‚So, da bin ich, nun schickt mich mal fort, wenn ihr könnt!'"

Immer drohender hatte seine Stimme geklungen, und bei seinen letzten Worten traf mich abermals ein so finsterer Blick seiner blauen, zornsprühenden Augen, daß ich mich fast versucht fühlte, zu sagen: „Ich bin aber wirklich nicht Schuld an Ihrem Pech."

Da sind wir in Oberlahnstein. Ich steige aus, aber das Bild des tiefgekränkten Mannes folgt mir den ganzen Tag.

An der Verbandsstation gibt es, als ich frühzeitig dort ankomme, keine Verwundeten zu versorgen. Wir beschäftigen uns deshalb mit dem Aufrollen von Binden und dem Falten gewaschener Wäsche, die von mit frischer Wäsche versehenen Verwundeten dageblieben ist. Dabei fährt mir das Zittern wieder einmal in die Hände. Greulich zerschossene Unterkleider kommen da aus den Waschkörben zutage, manchmal nur noch zur Hälfte vorhanden. Aber auch feine französische Damenwäsche, mit der sich unsere Helden in der Not ausgeholfen hatten, deren Anblick uns bei allem Leid lächeln macht.

Wir sind noch nicht fertig mit unserer Arbeit, da wird unser Glaube, heute keine Verwundeten mehr zu bekommen, zunichte gemacht. Es wird ein Zug teils Schwerverletzter angemeldet. Wir haben eben noch Zeit, die üblichen Vorkehrungen zu treffen, da fährt er auch schon mit beängstigender Langsamkeit ein. Die Ärzte, Schwestern, Sanitäter und einige freiwillige Samariter haben vollauf zu tun. Unter den letzteren fallen mir zwei Männer auf, deren Wirken ergreifend ist. Der eine, eine hochgewachsene, stattliche Erscheinung, ist ein evangelischer Pfarrer aus der Umgebung, der in seiner begüterten ländlichen Gemeinde für unsere Verbandsstation eine sehr rege Liebestätigkeit entfaltet. Er und der andere, mir noch unbekannte Samariter, tragen mit geradezu frauenhafter Zartheit und Sorgfalt die Verwundeten nach und vom Verbandssaal. Bald heben sie die armen Kerle auf ihre Arme, bald auf ihre Rücken. Es sind bei Chalons verletzte, meist verheiratete Reserveleute, die wir da erfrischen und verbinden, darunter viele Bayern. Aber alle sind guten Mutes. Auf einem der Wagen mit Bayern lese ich: „Achtung! Nicht reizen! Bayerische Löwen!" Auf einem anderen steht:

„Wartet nur, für die Dum-Dum
Schlagen wir euch klein und krumm.
Paßt mal auf, ihr Rasselbinder,
Demnächst holt euch all der Schinder!"

Der Zug ist für Gießen bestimmt. Eine Anzahl Kölnische Jungen, die darin sind, ereifern sich darüber, daß man sie an ihrer Heimat nicht ausgeladen habe. Alle Vernunftsgründe, die man ihnen anführt, warum das geschehe, bleiben unberücksichtigt: sie wollen heim zu den Ihren, wo sie auch gut verpflegt würden. Ihr mitunter köstlicher Zorn macht keinen Eindruck auf den Kommandanten: er befiehlt ihnen, zu ihrem eigenen Besten, einzusteigen, als die Zeit der Abfahrt da ist.

Es ist inzwischen Nacht geworden. Wir räumen noch auf und stoßen bei einem Gang ums Haus auf zwei Leichtverwundete, die nicht mit eingestiegen sind und sich versteckt hielten. Wir machen ihnen Vorwürfe. „Wir sehen, daß wir einen Zug bekommen, wir fahren heim nach Köln", erklären beide lachend, und damit tauchen sie auch schon in die Dunkelheit unter. „Wohl bekomm's!" rufen wir ihnen nach.

Dann legen wir uns nieder. Wer es fertig bringt, auf dem nicht gerade paradiesischen Lager schlafen zu können, kann es diesmal ungestört bis zum Morgen tun, denn es wird kein Zug gemeldet.

*

Frage

Ist das rote Blut vom Grund der Meere
Oder warum sonst dies wilde Wallen,
Warum sonst dies ewiggleiche, schwere
Sehnsuchtstiefe Aufundniederfallen?
Ist das rote Blut vom Grund der Sonne,
Oder warum sonst dies tiefe Gluten,
Diese wilde, junge Frühlingswonne,
Sich im Feuerzauber zu verbluten.
Kommt es aus der Tiefen schwarzem Tore,
Oder warum sonst, dies Erdenbangen,
Ist es aus des Himmels Licht geboren,
Oder warum sonst, dies Lichtverlangen?

Wanda West.

*

Digitized by Google

In der Nähe / Skizze von Rose Raunau

„Aber Mutter, du lachst ja immerzu bloß mit dem Mund und mit den Zähnen!"

„Ja, womit soll ich denn lachen, Junge?"

„Ich glaube", — sinnt er nach und bleibt für diese Anstrengung stehen — „ich glaube, auch ein bißchen mit den Augen."

Und sie lacht, wie er verlangt, und lügt auch mit den Augen. Was können Mütter nicht!

Der kleine Tyrann ist zufrieden. Er wandert singend und summend und pendelnd und springend weiter über die Tannennadeln hin, die wie ein Teppich auf dem Waldweg liegen. Bei jedem Sprunge gleitet er und schiebt die kleinen Nadeln in drolligen Häufchen vor sich her. Aber seine Mutter, findet er, freut sich gar nicht richtig darüber. Große können sich überhaupt gar nicht richtig freuen.

Durch das dünne Geäst der Birken sieht die Mutter in den Frühlingshimmel auf. Der weiche Wind umweht ihr die Stirne, bis die Falten, die darauf gebrannt schienen, nur noch feine, leise Striche sind.

Jauchzend springt der Junge vorwärts. „Hier mußt du sitzen, Merechen." Das war ein Wort seiner Erfindung, auf dessen Doppelsinn er stolz war.

„Hier an dem doppelten Baume ist's ganz hoch, und deine zwei Füße müssen in den Graben runtergucken, wo ich spiele."

Er hilft ihr niedersitzen wie ein kleiner Ritter. Dann wirft er sich in den trockenen Graben, legt sich vornüber zwischen die Farren und stützt seinen Jungenkopf in beide Hände. Den Boden bearbeitet er dazu mit den Spitzen seiner Schuhe, daß die Tannennadeln in die Höhe stieben.

In einem Anfall von schwärmerischer Zärtlichkeit und edlem Tatendrang ruft er plötzlich von unten her: „Mutter, jetzt möchte ich allen Leuten alles wegnehmen, was sie haben, und es um dich rumlegen."

„Aber Junge, schäme dich doch! Jemandem etwas wegnehmen?"

Und das ist's wohl auch nicht, was seiner Mutter fehlt, und was sie brauchte, nicht das alles, das alle Leute hatten. — — —

Hand in Hand war sie mit dem Manne gegangen, dem sie ihr Leben anvertraut, in dem ehrlichen Willen, ihn zu beglücken. Er aber raste einem Abgrund zu, gepeitscht von einer Leidenschaft, die jeden Ruf überschrie. Sie faßte seine Hand fester, immer fester, um ihn zu halten mit ihrer armen Frauenkraft, sie hängte sich an ihn mit dem ganzen Schwergewicht der Liebe und der Überredung. Und doch. Der Abgrund kam näher, immer näher. Schon mußte er darin versinken und sie mit ihm. Sie schauerte. Ihn konnte sie nicht retten, mit aller Liebe nicht, sich selbst nur durfte und mußte sie bewahren.

Sie gab seine Hand frei, und er jagte, ohne sich umzuschauen, in stürmendem Lauf hinunter in das Ende, „begierig wütend nach dem Abgrund zu."

Erstarrt und traurig hatte sie ihm nachgesehen mit blicklosen Augen. Dann wir sie an ihr Tagewerk zurückgegangen und zu ihrem Kinde.

Hier in der Einsamkeit suchte sie Heilung und Vergessen, Läuterung und neue Kraft in dem reinen Leben dieser Gotteswelt, weit weg von der Welt, in der sie gelitten hatte, vor der sie geflohen war.

Aber im Frühling tut das Traurigsein und das Alleinsein mehr weh als sonst. Sie verschlang die Hände hinter dem Haarknoten im Nacken und streckte sich lang ins Moos. Die Augen sahen in das wolkenlose Blau und schlossen sich halb vor dem grellen Glanze. Der Frühling, „der in den Birken weht", der alles Leben befruchtet und Knospen treiben läßt, begann sein Regen auch in der ruhenden, halb schlummernden Frau.

Sie dehnte ihre schlanken, langen Glieder in einem schamvoll süßen, einem quälend erinnerungsvollen Schwellen und Erzittern.

Staunend schüttelt sie den Traum von sich ab und richtet sich auf. Sie schalt sich, daß sie noch nicht so wunschlos war wie der Baumstumpf dort, aus dessen Rinde nur Moos und Farren keimten, nichts eigenes mehr. Und sie war doch schon so alt, so alt!

Aber keine Bitterkeit kam in ihre Seele. Mit warmen Augen und einem fast zärtlichen Segnen sah sie auf das Menschenpaar hin, das jetzt langsam, ganz lansam, den schnurgeraden, schimmernden Birkenweg herkam.

Innig aneinander gelehnt gingen sie. Von Zeit zu Zeit blieben sie stehen und sahen dabei einander in die erhitzten Gesichter.

„Der Junge, der ein erschreckendes Verständnis für die Stimmungen und Gedanken seiner einsamen Mutter hatte, vergaß seinen weißen Schmetterling und schmiegte sich an ihr Knie.

„Haben die sich lieb, nein, haben die sich lieb!" Eine lange, unausgesprochene Gedankenkette lag in dem Blick der klugen Kinderaugen. Sie sahen in vergangene Weite, als suchten sie dort Erinnerungen, und kehrten traurig leer in die Wirklichkeit zurück.

„Ja, mein Kind, die haben sich lieb!" Sie zwang ihre Stimme zur Helle und Festigkeit. „Wir wollen uns freuen, daß der liebe Gott Menschen so glücklich sein läßt."

Das Paar kam näher, und es war gar nicht jung, wie sie jetzt sehen konnte. Also schon ein Leben hatten die miteinander verbracht, und er hing so unverändert treu an ihr? Wie hatte die Fremde dort das vermocht! Sie mußte wohl schöner und besser und klüger gewesen sein als sie

Digitized by Google

und so viele andere die sie gekannt hatte im Leben, und die Schiffbruch gelitten in der Liebe wie sie.

Jetzt glomm doch eine kleine Flamme des Neides in ihr auf.

Also das gab es in der Welt! Soviel Liebe, soviel Treue! Zwei grau miteinander gewordene Menschen, die so versunken zusammengingen? So voll verstehen und im gleichen Tritte?

Der grüne Wald glitzerte und tanzte vor ihren Augen, weil Tränen, heiße Tränen, drin waren, die langsam, wider ihren Willen kamen und ihr die Welt verschleierten.

Jetzt, wo ihr Blick wieder klar wurde, sah sie es, der Mann wollte eigentlich seinen Arm von dem Arm der liebenden Frau lösen. Er hatte wohl die Nähe Fremder geahnt.

Aber sie verstand offenbar seine Bewegung nicht, sie hielt ihn fest, eisenfest. —

Endlich waren die beiden, ohne sie und das Kind bemerkt zu haben, an den hochgewachsenen Sträuchern, vorbei. Das Erschrecken ließ die atemlos, stille Frau erbleichen. Sie hätte so gern ihrem Jungen auch die Augen verdeckt, wie sie mit ihren Händen seine beiden, kleinen Ohren zuhielt. Der lachte, wie nur Kinder lachen können.

Die Faust der fremden Frau fuhr drohend dicht vor der Nase des Mannes hin und her. Wie er, verzweifelt, sich auch dreht und wendet, jeder Biegung seiner Nase folgt ihre Hand.

Die Frau hält ihn in ihrem Arm wie in eiserner Klammer. Vergeblich jeder Versuch, sich zu befreien, sie war in jedem Sinne stärker als er.

In leisem Tone, als spräche sie von Liebe, redete sie dicht an seinem Ohre:

„Stillhalten wirst du, du Klatschweib, bis ich fertig bin. Deine Charakterigkeit werd' ich dir schon austreiben! Schlecht machen bei die Leute wirst du mir? Jetzt, wo ich dir rausgefuttert hab'? Wie hab' ich dich genommen? Auf den Kopf hätt' man dir stellen können und schütteln" — sie tat es wirklich und energisch — „schütteln, nich ein roter Dreier wäre rausgefallen aus dir!"

Gott sei Dank, sie waren endlich aus Gehörweite. So konnte das Eheglück von anderen, die sie beneiden wollte, aussehen? Nur von weitem durfte man's betrachten? Die erstarrte Frau ließ ihren Jungen los, der lustig von einem Bein aufs andere sprang.

„Nein, werden die lachen, wenn ich das den Jungen in der Schule erzähle! Sieh mal, Mutter, die Bäume machen auch ganz komische Gesichter wegen der scheußlichen Frau. Und alle weißen Schmetterlinge, die immerzu Fangen gespielt haben, die sind richtig erschrocken und weggeflogen."

Und dann setzte er noch einmal kopfschüttelnd hinzu: „So eine scheußliche Frau! Ich heirate nicht. Ich bleib Witwer."

*

Fremde Abendglocken

Die letzten Laute trägt der Tag mir zu
Auf wandermüden, glanzgesäumten Schwingen,
Und sucht nach Kampf und Siegen Rast und Ruh,
Nach Heimatsstimmen, die vom Frieden singen.

Da sprüht's wie Gold im fremden Kirchturmknauf,
Und tausend Strahlen sich verzaubert regen,
Ein Klang — ein reines Glockenlied wacht auf
Und breitet sich zu wunderstarkem Segen.

Hans Herbert Ulrich.

* **Neue Bücher** *

Ihr schlechter Ruf, Roman von Marie Madelaine. Preis 4,— Mk., geb. 5,— Mk. Verlag von B. Elischer Nf., Leipzig.

Gideon der Arzt, Roman von Johannes Hoeffner. Preis geh. 4,— Mk., geb. 5,— Mk. Hinstorffsche Verlagsbuchhandlung, Wismar.

J. C. Rathmann & Sohn, Hamburger Roman von Nathanael Jünger. Preis geh. 4,— Mk., geb. 5,— Mk. Hinstorffsche Verlagsbuchhandlung, Wismar.

Deklamatorienbuch für christliche Familienabende von E. Broszeit. Druck der Vaterländischen Verlags- und Kunstanstalt, Berlin.

Erziehungskunst von Christine von Thaler. A. Hartlebens Verlag, Berlin und Leipzig.

Dietrich von Bern, Heldentaten und Abenteuer von Paul Baumann. Preis kart. 1,20 Mk. Verlag Gustav Weise, Stuttgart.

Deutsches Liederbuch, vierte vermehrte Auflage (6.—11. Tausend). Verlag der Deutschbundgemeinde, Berlin-Steglitz.

Nachdenkliche Stunden, Sonette von Erich Arndt. Verlag der Keyssnerschen Hofbuchdruckerei, Meiningen.

Parzival, erzählt von Gustav Schalk. Preis geb. 1,— Mk. Verlag Otto Maier, Ravensburg.

Inhalt des Heftes 5: Die Meistergeige. Roman von Hans Werder. — Die blaue Blume. Roman von Bruno Wölfing. **Beiblatt:** Später Herbsttag ohne Sonne. Gedicht von Leo Heller. — Unter dem Roten Kreuz. Bilder von Johanna Weiskirch. — Frage. Gedicht von Wanda West. — In der Nähe. Skizze von Rose Raunau. — Fremde Abendglocken. Gedicht von Hans Herbert Ulrich. — Neue Bücher.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin. Verlag von Otto Janke. Ausgegeben am 24. Oktober 1914. — Druck: A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek
1915 Heft 6
Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Die Meistergeige / Roman von Hans Werder

5. Fortsetzung.

Roderich schloß das Fenster, zündete Licht an, und zog das Büchlein des Zigeuners hervor. Im tiefen Sessel ruhend, die Lampe neben sich, versank er voll Entzücken in dieser entschwundenen Welt. Alles, was Rinaldo Nazari von Meister Tartini über die Vorgeschichte des herrlichen Instrumentes erfahren, gab er in farbenvoller Schilderung wieder. Und dann seine eigenen Erlebnisse. Zuletzt folgte, deutsch geschrieben, — die Erzählung der „silberhaarigen Frau", — worin diese Rinaldos Tod mitteilte und ihre Bekanntschaft mit dem schweifenden Zigeuner. Wie er wieder und wieder in ihr Haus gekommen, um jener Geige willen. Wie sie Freude gefunden an seinem feinen musikalischen Gefühl. Sie selber mußte ein solches in hohem Maße besessen haben. — Wie sie ihn unterscheiden gelehrt, und all ihr eigenes Wissen seinem leicht fassenden Verständnis mitgeteilt. Wie sie endlich beschlossen, ihm Rinaldos Geige zu vermachen, da keiner sie wie er in Ehren halten würde.

Bei diesem Schlußsatz mußte Roderich lächeln. Die gute Dame schien reichlich begeistert für den Zigeunerknaben gewesen zu sein, denn die fernere Zukunft dieses Meisterwerkes der Geigenbaukunst hatte sie entschieden sehr außer acht gelassen bei solcher Bestimmung.

Bis zu diesem Schlusse war Roderich gelangt, da schreckte ihn ein Pochen an der Fensterscheibe draußen auf. Konnte das ein Nachtvogel sein? Der Fittich des Käuzchens, das so kläglich geschrien? — Da, noch einmal, rascher und stärker. Roderich sprang auf, öffnete hastig das Fenster, und beugte sich hinab. Da sah er den dunklen Umriß einer Menschengestalt auf dem Schießschartenrande des Turmes drunten schweben. Ein schwarzes Etwas wurde zu ihm emporgehalten.

„Nehmen Sie, Herr Graf, rasch, ich kann's nicht länger halten", raunte eine Stimme. Roderich griff zu und packte, und zog es durchs Fenster herein. Es war ein Geigenkasten. Gleich darauf umfaßte das Fensterkreuz eine Männerhand. Ein Ruck, ein Schwung, und in Roderichs Zimmer stand Sdenek, der Zigeuner.

„Sdenek, — Mensch, — wie kommst du hier herauf? Das ist ein Weg für eine Katze allenfalls!"

„Katzen und Zigeuner, Herr Graf, das gilt hier einerlei. Innen im Schloß fühlt' ich mich nicht so sicher, als hier auf der Mauerzinne. Erst hab' ich dem Studierzimmer des Herrn Grafen einen Besuch abgestattet. Haha, — das wäre geglückt! Nun schaun Sie, junger Herr —" er zog aus seiner Jacke den kleinen Schlüssel, den zweiten, den er behalten, — und schloß den Geigenkasten auf. Da lag in ihrem dunklen Gehäuse die goldrote Nachtigall, wie sie einst der Medici aus Meister Stradivaris Hand entgegengenommen. Und im gleichen Entzücken wie jener damals, hob sie Roderich empor, und konnte sich nicht sattsehen an ihrer Schönheit, — die noch so viel weitere Schönheiten verhieß.

„Sdenek, es ist schrecklich, was du getan hast! Nie wieder darfst du ähnliches wagen, wenn wir Freunde bleiben sollen. Aber nun — da es einmal geschehen ist, — den Teufelstriller sollst

Digitized by Google

du jetzt wenigstens zu hören kriegen, du Teufelskerl!"

Sdenek lachte stolz, im Hochgefühl errungenen Sieges.

Roderich stimmte die Geige. Und dann erbrauste der Teufelstriller, mit all der dämonischen Macht, die an seinen heimatlichen Ursprung gemahnte.

Welch ein Klang aber war in dieser Geige! Ein Zorn schien darin zu brausen, als schrie aus ihr die Erinnerung an jene Sturmnacht am Adriatischen Meere, da Satanas selber diesen Triller ihren Saiten entlockt. Und eine Saite sprang entzwei mit zitterndem Wehelaut.

„O weh", seufzte Sdenek.

„Ja — siehst du —" Roderich ließ enttäuscht den Bogen sinken. „Die Erinnerung ist ihr schmerzlich, wir dürfen ihr das nicht wieder antun. — Doch — dieser Schade läßt sich ersetzen." Er suchte aus seinem Reisekoffer ein Päckchen Violinsaiten hervor, wählte die richtige aus, und Sdenek befestigte sie schnell, mit erstaunlich sachkundiger Hand.

„So, Herr Graf, das wäre wieder gut. Nun andere Musik, die ihrer Seele besser zusagt. Sehr zart ist ihre Seele."

Und Roderich spielte die Ciacona von Bach, den Schlußsatz aus des Meisters herrlicher D-Moll-Suite, für eine Violine erschaffen. Kein anderer Tondichter hat je der einzelnen Geige so mächtige Sprache angewiesen. Solch eine Entfaltung von Tönen, als hörte man ein Orchester erklingen, und den Zauberlaut der Violine als Vollendung dazwischen. Und wie sie nun sang, die goldrote Nachtigall! Als löste sich eine besondere Stimme drinnen in dem feinen Gehäuse, und brachte zum Leben, wie ein goldener, rinnender Strom, was der große Meister ihr zu sagen vorschrieb, aus den Tiefen seiner reinen Seele, seiner weltumfassenden Gedankenfülle. — Und durch Roderichs Hand, durch Roderichs Seele, ward diese Macht ihr vermittelt. Es war eine Feiertagsstunde in seinem Leben, das fühlte er. In des Zigeuners Augen standen Tränen unendlicher Begeisterung.

Nun war sie beendet, die Ciacona. Und beide Männer standen schweigend, erfüllt von der Größe des Eindrucks.

„Ja, das war das Rechte für sie", sagte Sdenek endlich. Mit dem Teufel will sie nichts zu schaffen haben, meine Nachtigall. Dieses großen Meisters Töne will sie singen. Und das — könnt Ihr, Herr Graf!"

„Ja —!" Roderich tat einen befreienden Atemzug. Aber nun soll auch Mozart zu Worte kommen. Wollen doch sehen, ob unsere Nachtigall das hier nicht besser können wird, als in meines Oheims Händen?"

Und nun folgte das Mozartsche sechste Es-Dur-Konzert. Nicht in der kühlen Vorschriftsmäßigkeit, wie der Oheim sie gespielt. Nein, schwungvoll, poesiereich, im edlen Fluß ihrer durchsichtigen Schönheit, so spielte Roderich Mozarts Musik. Als ob er ihm hätte nachfühlen können, all die Tiefen des Leidens, durch die seine Seele gegangen, und sich daraus emporgearbeitet und hinaufgeschwungen, zu dem Sonnenglanz sieghafter Heiterkeit. So verstand ihn Roderich, und so sang es die Geige. Herzbefreiende Sonnenstrahlen schwebten mit ihren Tönen durch das nächtliche Gemach.

„Schade, daß Ihr Oheim das nicht hören konnte", lachte Sdenek. „Dann hätte er verstanden die Musik, die in der Geige mit dem Nachtigallenköpfchen lebt."

„Ja, schade." —

Die beiden Musikanten da oben in der stillen Kammer wußten es nicht, wie schrecklich es war, — daß durch die schweigende Nacht die mächtige Flut der Töne hinübergezogen war, — durch die einsamen Gänge und Winkel, oder auf den Schwingen des Nachtwindes über den Burghof, bis zu dem Schlafkammerfenster des Burgherrn hin. Der erwachte aus seinem ersten leisen Schlummer, und lauschte. Und da vernahm er Geigentöne von solcher Fülle, daß eine Ahnung ihn beschlich.

Er erhob sich. Ein Schlafrock, eine gezipfelte Nachtmütze und warme Pantoffeln bildeten die Ausrüstung. Eine Kerze zur Hand, so schlich er lautlos die Treppe hinan, und den Gang entlang, bis zu Roderichs Kammertür. Sie schloß nicht sonderlich dicht. Er löschte die Kerze, und lehnte sich an die Tür und lauschte.

Seine Geige also. Die Stradivari. So also, — so mächtig konnte sie singen. Und dies die Bachsche Ciacona. So hatte er sie noch nie gehört. Er war viel zu musikalisch gebildet, um das nicht zu erkennen, und die Wut ohnmächtigen Verzagens packte ihn.

Digitized by Google

Dann aber, o Schrecknis, — folgte das Mozartsche Es-Dur-Konzert. In dieser schwungvollen Wiedergabe, die seiner eigenen mit bewußter Absicht spottete. Zu Schanden machte man ihn. Und seine eigene köstliche Geige, die niemand anrühren sollte, — die mußte ihm das antun! — Endlich dann hörte er die Worte Sdeneks, — und Roderichs kurze Bestätigung: „Ja, schade."

Da war es zu Ende mit seiner Fassung. Aufkochte die nur mühsam gebändigte Wut der Empörung, Verzweiflung. Er riß die Tür auf, und stürzte hinein.

„Hallunke, Spitzbube, wie kommst du zu meiner —" ja, wahrhaftig, er hielt sie im Arm, sein goldrotes Kleinod. „Einbrecher, Verräter — das — das hast du dich unterstanden!"

„Der Einbrecher bin ich, Herr Graf", rief Sdenek. „Ich holte die Geige durchs Fenster, ich hatte den Schlüssel!"

Doch der Schwergereizte hörte nicht auf ihn. Sein Neffe, der allein, der hatte das Verbrechen auf sich geladen. „Mit deinem Leben sollst du mir das büßen, Verräter!" Und er stürzte sich auf den wortlos, unbeweglich Dastehenden. Er riß ihm die Geige aus der Hand wie ein Rasender. Keiner hätte sagen können, wie das Entsetzliche geschah. Sie stürzte zu Boden, sie schlug auf; — das Meisterwerk, in dem die Geister der Göttin Musika ihr sonniges Dasein lebten. In einem schwirrenden, gellenden Ton des Jammers schrie sie auf.

Dann war es totenstill.

„Meine Geige!" Der Schmerzenslaut zitterte auf, und verhallte. Graf Kronsbruch sank hin, eine Ohnmacht überkam ihn. Er hatte es gesehen. Aus der wunderfeinen Decke von Tannenholz, aus der klingenden Tanne vom hohen Karst, die der Göttin Musika Schutz gewährt gegen ihre Verfolger, — aus der wunderbaren Aderzeichnung, die Meister Stradivaris Hand mit dem goldroten Lack überkleidet, — war ein Stück herausgebrochen. Ein Loch geschlagen. Eine Öffnung, durch die sie entflohen, die holden Geister der Musik. Verstummt war sie. Zu ewigem Schweigen verdammt. Vernichtet, gemordet.

Auch Roderich sah es. Auch Sdenek. Er beugte sich darüber. „Nehmt sie, Graf Roderich, behaltet sie", flüsterte er ihm zu. „Verwahrt den Scherben wie ein Heiligtum. Ich suche einen Meister, der sie wieder heil macht. Ich suche ihn durch die ganze Welt, bis ich ihn gefunden. Dann komme ich. Verwahrt sie wohl bis dahin." Er öffnete behend das Fenster und schwang sich hinaus. Die breite Mondsichel stand gerade über dem Waldrandund gab ihm ihren letzten Schimmer. Ein leichtes Rieseln ein knisterndes Geräusch. Fort war er. —

Graf Konsbruch erhob sich mühsam. „Geh mir aus den Augen, — und laß dich niemals wieder vor mir blicken — Verräter —" stöhnte er heiser.

Roderich stand vor ihm, totenblaß. „Ich habe mich schwer vergangen, — mehr als ich es für möglich gehalten. Ich weiß, daß Sie mir niemals verzeihen können, mein Oheim. Und ich bitte nicht darum. Erst dann werde ich es versuchen, wenn es mir gelungen sein wird, Ihnen Ihre Geige — geheilt — wieder zu Füßen zu legen."

---

8. Kapitel.

Im Schloßpark von Teplitz wanderte auf und ab etwas mühsam auf seinen Stock gestützt, Roderich Konsbruch, ein blasser Invalide. In der Schlacht von Jena war er schwer verwundet worden. Seine Mutter hatte ihn unter den Leidensgefährten herausgefunden, hatte es vermocht, ihn fortzuschaffen, und ihn mit Sorgen und Mühen zurecht gepflegt. Nun war er seit dem Frühjahr hier, und der lange Gebrauch der heißen Quellen hatte ihm sehr wohlgetan, und im Nachwirken erhoffte er völlige Heilung, um sich baldigst wieder dem Dienste des schwer getroffenen Vaterlandes stellen zu können. Bald war es ein Jahr, seit das Verderben hereingebrochen. Roderich wünschte jetzt, Teplitz verlassen zu können, doch wußte er nicht, wohin sich zu wenden. Seine bisherige Garnison war eine Durchzugsstätte französischer Heere, das alte, liebe Regiment hatte aufgehört zu sein. Burg Rode, das ihm die Heimat hätte bedeuten können, blieb für ihn verschlossen. Wo sollte er hin?

Der Besitzer von Teplitz, Fürst Clary, ein liebenswürdiger, junger Weltmann, hatte sich ihm in warmer Freundschaft angeschlossen, und lud ihn dringend ein, für den Winter mit ihm nach Florenz zu gehen. Das verlockte ihn sehr.

Der erste kalte Herbstwind zog ihm durch die Parkwipfel entgegen; es fröstelte ihn. Ja,

Digitized by Google

verlockend war der Gedanke, den Zugvögeln gleich, der Sonne nachzuwandern.

Roderich schrak aus grübelndem Sinnen auf. Hatte nicht eine bekannte Stimme seinen Namen gerufen? Mit einem Ruf, der wie jubelnde Begrüßung klang? — Ja, wirklich. Sdenek, der Zigeuner war es, und schon stand er vor ihm, strahlend vor Glück.

„Endlich, Herr Graf! Nun hab' ich Sie gefunden! Hab' Ihre Spur gesucht, wie man der Fährte des Wildes nachspürt, im Neuschnee und im Morgentau. Kriegesschrecken hatten sie mir verwischt. Aber Sdenek findet, wenn er sucht. Und ich bringe Ihnen Ihre Geige. Sie ist geheilt, sie kann wieder singen. Ja, sie singt so schön wie vordem!"

Und Roderichen war es zumute, wie bei einer Auferstehung von den Toten. Vor Jahren schon hatte Sdenek sie abgeholt. Er hätte endlich, so berichtete er, einen Meister gefunden, wie er ihn gesucht. Einen greisen Geigenbauer in Mittenwalde, dessen Überlieferungen noch auf Matthias Klotz oder gar Jakobus Stainer zurückgingen, und für den ein Meisterwerk, wie er es ihm in die Hand zu legen gedächte, ein Heiligtum bedeutete. Er würde die verstummte Nachtigall wieder singen lehren. Roderich hatte sie ihm wirklich gegeben, und Sdenek war von dannen gezogen. War verschollen geblieben, jahrelang. Doch Roderich hatte fest an seine Wiederkehr geglaubt. Mochten Kriegsunruhen ihn fern halten, mochte auch der landstreichende Zigeuner sonst freie Ansichten hegen über Besitz und Eigentum, das wußte er nicht, und das galt ihm gleich. Doch wo die Musik in Frage kam, das Geigenspiel, und diese Geige, da glaubte er an Sdenek. Es gab da ein Band der Sympathie, wie aus Tönen gewoben, das den vornehmen Offizier mit dem fahrenden Zigeuner in Freundschaft verknüpfte, und Vertrauen zwischen ihnen schuf. Und nun war er da, und brachte ihm seine Fiedel.

Sie war es wirklich. Das Nachtigallenköpfchen von Ranken umgeben, dies seltsame Zierat trug keine andere. Und keine andere sang diesen Ton. Daß sie nach ihrer schweren Beschädigung diesen Vollklang der Schönheit wieder gewonnen, war schon bewundernswert genug. Aber Roderich hatte das Gefühl, als sprächen alle die Schicksale, die das Instrument durchlebt, in tiefen Schwingungen aus seinem Ton. Als spräche wirklich eine Seele daraus.

Die Reise nach Italien mit dem Fürsten Clary ward angetreten. Die Nachtigall kam wieder in ihr Vaterland. In Florenz, wo die Hand des Toten auf ihr sein Sterbensleid ausgeklagt, hier ließ sie wiederum nach viel mehr denn hundert Jahren ihre Stimme ertönen. Wunderbare Geige, welcher Bestimmung soll dein Schicksal dich zuführen? Wird es erhaben und glänzend sein, ein Markstein in der Geschichte der Kunst? Oder wird es hinunter reichen in die Tiefen von Leid und Schmerzen menschlichen Erlebens, denen du Linderung und Trost bereiten darfst? Irgendein Höhepunkt wartet auf dich. Denn da du eine Seele hast, so mußt du auch ein Schicksal haben. — — — —

„Roderich, komm mit mir, wir wollen nach Lucca hinüber fahren", sagte Fürst Clary. Nach österreichischer Weise hatte er längst den Freund vermocht, mit du ihn anzureden.

„Nach Lucca? Was wollen wir denn da?" wunderte sich Graf Roderich.

„Aber schau, Mensch, du kommst halt immer aus einer anderen Welt", zürnte Fürst Clary. „In Lucca ist eine interessante Hofhaltung. Der Fürst Bacciocchi,*) hieße, das solltest halt wissen, hat die Elisa Bonaparte zur G'mahlin. Eine von der Löwenbrut, schau, — verlockt dich das nimmer?"

„Das soll mich verlocken? Von Bonapartes Brut eine? Und da wolltest du hin, Clary? Das kann doch dein Ernst nicht sein!"

Fürst Clary lachte übermütig vor Vergnügen. „Nun geh, wirst mich gar auffressen, mit dein' großem Zorn! Hab' mein Lebtag nicht gedacht, daß du solch ein G'schau machen könnt'st mit dein großen, schwarzen Guckerln! — Aber hieß' schön, um die Bonapartin ist mir's schon nimmer. Nur, der Bacciocchi, der hat mich eingeladen, weißt, und dich mit. Den kenn' ich gut, von lang' her. Und warum ich dich bitten tu, mit mir zu fahren, du unguter Gesell, das verdienst schon nimmer. Da gibt's ein Konzert beim Fürsten im Schloß, — wird musiziert den ganzen Abend. Dein Geigen sollst mitnehmen, lieber Bub, ich will auch amal Staat mit dir machen. Er soll einen feinen, jungen Geiger haben in seiner Kapell, der Bacciocchi, — hab' auf den

*) Sprich „Batschocki".

Digitized by Google

Namen vergessen, aber ich glaub', wir werden viel Spaß davon haben."

So kam Roderich mit seinem Freund nach Lucca, als Gast des Fürsten, der um seiner Gemahlin willen zum souveränen Herrscher dieses Ländchens eingesetzt war. Entsetzlich schien es ihm, ein Gast von Bonapartes, des Verhaßten, Schwester zu sein, sich vor ihr zu verneigen, ihr vorgestellt und freundlich von ihr begrüßt zu werden. Sie war schön, die Fürstin Elisa. Der gewisse klassische Schnitt der Züge, und die lebensvollen, großen Augen, die jenen korsischen Geschwistern allen zu eigen, gaben auch ihrer Erscheinung etwas Eindrucksvolles und Bedeutendes. Von ihrem Bruder sprach sie nicht. Den fürchteten sie alle, und wollten doch gern selber alle durch ihn große Fürsten und Fürstinnen sein.

Auch der Bacciocchi sprach keineswegs von seinem großen Schwager, sondern nur von der Kunst, von Musik. Er freute sich, Graf Konsbruchs Geigenspiel zu hören, und auch selber ihm, dem feinen Musiker, einen Genuß bieten zu können. In seiner Kapelle hätte er seit Jahresfrist als ersten Geiger einen Buben angestellt. „Aus Genua stammt er, heißt Nicolò Paganini. Ein Bub ist er noch, wahrhaftig. Aber ein wunderbarer!"

Paganini. Zum ersten Male schlug der Name an Roderichs Ohr. Und über die Saiten der Geige rann es wie ein Zittern. Wenn die Geschichte der Geigenkunst in den Sternen geschrieben stand, lesbar in diesen goldenen Zeichen auf blauschwarzem Himmelsgrunde, — so sah sie jetzt einen Stern aufblitzen, einem Kometen gleich, der einen Abschnitt für sie bildete von noch nicht dagewesener Bedeutung.

„Da ist er ja", rief Fürst Bacciocchi. „Nicolò, komm her, daß ich dich diesen Herren vorstelle. Der hier ist ein Geigenkünstler, von dem auch du vielleicht noch lernen kannst."

Der Vorgestellte verneigte sich vor den Gästen seines Herrn leicht und flüchtig. Bei den letzten Worten huschte ein Lächeln um seinen Mund, verschwand aber sogleich wieder, und ließ schwermütigen Ernst zurück.

Ein Bub sollte er noch sein. Nun ja. Achtzehn Jahre vielleicht, zart und schmächtig, fast körperlos mochte man's nennen. Aber ein Kopf war da, der fiel auf, den konnte man nicht übersehen, wenn schon der Körper kaum vorhanden zu sein schien, — aufgezehrt von der Übermacht, die in diesem Kopfe ihren Wohnsitz hatte. Übermächtig, gewiß, war diese Stirn entwickelt, hoch, breit und frei, mit all den Wölbungen, die den Genien der Musik zum Tummelplatz dienen. Die Nase ein lang geschwungener Bogen, der Mund schmal und fest geschlossen. Wenn er sich öffnen wollte zu reden, — zu viel würde das werden, von Schmerz und Ringen, von innerstem Entsagen und Erleben. Er konnte nicht davon reden. Es mußte eine andere Sprache dafür geben. Schon die Augen mit ihren breiten Lidern besaßen diese Sprache. Abgründe schienen sie zu sein von Leidenschaft und Feuer, von grenzenloser Schwermut, und grenzenlosem Begehren. Und diese schwarzen, leidvollen Flammen in einem gelbweißen Angesicht, mit langem, spitzem Kinn. Rabenschwarzes Haar in leichten Locken von jener Apollostirn zurückgeworfen. Das war Nicolò Paganini.

„Will der Herr Graf sein Spiel mich hören lassen?" fragte er leichthin wie einer, der ablehnender Antwort gewiß ist. Und eine solche ward ihm zuteil. Ihn wollte man hören, den jugendlichen Künstler.

„Er muß Euch sein Konzert auf der G-Saite spielen", flüsterte Bacciocchi seinen Gästen zu. „Er hat nicht gut getan, und mußte seine Untat ein paar Monate lang im Gefängnis büßen. Da hat er alle drei Saiten zerrissen mit seinem wilden Gespiel, nur die G-Saite ist ihm heil geblieben, und darauf hat er dann zu spielen gewußt, — ein ganzes Konzert; oh, es ist wunderbar."

Und Paganini begann zu spielen. Die Welt versank; um ihn her nicht nur, sondern auch um seine Zuhörer. Alle Wirklichkeit schwand dahin, wie Welt und Werktag in den Silbernebeln des Abends versinken, und Sternenpracht heraufzieht aus Tiefen der Nacht, — aus Quellen des Lichtes, und der unbegreiflichen Unendlichkeit. — Eine Insel, erfüllt vom Lichte dieser Sterne, — so war die Musik, die er gab. So stand er inmitten dämmernder Nacht, auf der Insel des Lichtes mit seiner Kunst, mit diesem Können und Herrschen auf Geige und Bogen, wie es noch nicht erhört gewesen auf Erden, und wie es auch seither nicht wieder erschienen ist, noch erscheinen wird. Ein Komet, ein Einzelner unter dem Heer der Sterne.

Digitized by Google

Wie aus einem tönenden Traume erwachten sie alle, als Paganini geendet. Graf Roderich erwachte noch nicht. Er war in eine andere Welt entrückt, und große Erkenntnisse vor seiner Seele aufgestiegen.

Endlich erhob er sich und ging zu dem Jüngling hinüber, und sprach mit ihm. Er zog ihn in eine Fensternische, und fragte ihn, und ließ sich von ihm erzählen. Es war eine freudlose Geschichte, die er ihm andeutete. Freudlos, inhaltlos dieses junge, überreiche Leben. Nicht Armut, nicht Härte, und doch Darben, und Kälte und Einsamkeit. Die schweigsamen Lippen deuteten es an, die leidenschaftlichen Augen klagten es. Immer arbeiten, üben, studieren, ein planmäßiges Ausbilden des Riesentalentes, wenn andere Kinder spielten, und nach Blumen und Vögeln haschen durften. Immer arbeiten, entsagen, entbehren; keine Liebe, kein Sonnenschein. Und nun die fertige, große Kunst in den Knabenhänden haltend, an der Pforte der Welt stehend, an der Pforte unerhörten Ruhmes und Glanzes vielleicht. Ja, sicher sogar. Aber ob des Glückes? Daran glaubte er selber nicht. Das junge, heiße Herz kannte nicht die Fähigkeit, Glück zu erfassen, glücklich zu sein. Schwer lag das Schicksal vor ihm, wie ein Felsenberg.

„Laßt mich Euer Konzert auf der G-Saite noch hören, Signor Nicolò", bat Roderich. Eine „seltsame Musik, meine ich, müßte das sein."

„Eine Spielerei", entgegnete Nicolò mit seiner spöttischen Schwermut. „Spielerei die ich dem Zufall der zerrissenen Saite verdanke, — und die nun klingt wie ein Fanatismus. Dem großen Publikum, denke ich, wird sie gefallen. Das fühlt sich stets fortgerissen vom Fanatismus, und ahnt nicht, wieviel Spielerei oft dahinter steckt. Kleine, neckende Wellen. — Aber mit Ihnen, Herr Graf, ist es doch wohl ein anderes?"

„Ja, ich denke wohl", sagte Roderich und betrachtete den Jüngling mit seinen dunklen, tiefen Augen, die ernst und still und männlich wirkten neben der frühreifen, flackernden Leidenschaft in denen des Künstlerknaben. — „Aber Ihr habt mir so Großes und Ernstes geboten von Eurer Kunst, Signor Nicolò, daß ich nun auch hören möchte, wie Ihr — „spielen" — könnt.

Und da spielte ihm Paganini das Konzert auf der G-Saite, ein Werk einseitiger, doch fast unbegreiflicher Technik und Kunstfertigkeit.

„Eure Geige übrigens leistet Euch zu Gefallen auch das Äußerste der Möglichkeit", lächelte Roderich. „Wer ist sie, wo habt Ihr sie her?"

„Eine Guarneri del Gesù. Sie ist wundervoll. Ich denke, daß ich nie in meinem Leben eine finden werde, die mehr als diese, — das Äußerste mir zu Gefallen tut, — wie Sie das ausdrücken, Herr Graf. — Aber wollen Sie mir einmal die Ihrige zeigen? Auch sie soll ein Meisterwerk sein."

„Ja, von Antonio Stradivari. Hier nehmt, und versucht sie, bitte."

Da sang die goldrote Nachtigall unter den Händen Paganinis. Es brach wie ein Jubel aus ihrem wunderfeinen Gehäuse, ein Jubel aus ihrer Seele. So unerhörte Pracht hatte noch niemand ihren Saiten entlockt. Noch hatte sie's nicht gewußt, was sie vermochte. Alle Abgrundsschätze, die in ihr lebten und bisher geschlummert, die hatte dieser Dämon zur Flamme erweckt. —

Ja — Paganini war es, der die Geigenkunst zur dämonischen Macht erhob.

---

9. Kapitel.

Über Burg Rode waren Jahre und Jahrzehnte dahingegangen, wie Wolken ziehen, vom Westen herauf, um gegen Morgen zu verschwinden. Und immer neue kommen, als sendete sie der Ozean herauf aus unbekannten Tiefen; — und hin in unbekannte Fernen wandern sie. So auch die Zeitenräume, die wir Jahre, Jahrzehnte Jahrhunderte nennen. Wesenlos sind sie entschwunden, doch ihren Schatten haben sie auf die Erde geworfen; und der verleiht ihr zuweilen Farbe und Ausdruck, die nicht wieder entschwinden.

Blutigrote, brand- und rauchgeschwärzte Schatten waren es gewesen, die das neue Jahrhundert gebracht, — und graue, freudlose, und segensvoll blühende, — alles im Wechsel nacheinander. Burg Rode selbst aber stand unverändert. Denn der Lehnsherr, der jetzt darauf schaltete, besaß eine andächtige Wertschätzung für alles Angeerbte und Überlieferte. Selbst die Geräte in den Zimmern standen noch, — hellgelb aus geflammter Birke mit steifen Beinen wie zu Großvaters, — und ganz vorsintflutlich wie zu Urgroßoheims Zeiten.

Zwar von diesem letzteren ehrwürdigen Herrn

Digitized by Google

wußte man wenig. Einsam als alter Junggeselle und Sonderling sollte er gelebt haben, und sein Neffe hatte ihn beerbt. Der Großvater. Ja, von diesem wußte man schon mehr. Er war bei Jena verwundet worden, und noch einmal in der Schlacht bei Leipzig, und hatte dann, ein gänzlicher Invalide, in gereiften Jahren eine schöne, vornehme Frau geheiratet. Und niemand wunderte sich, daß sie ihn gewählt. Es war ein gar zu anziehendes Gesicht, das da aus dem breiten Goldrahmen von der Wand hernieder schaute. Diese Augen unter den samtartig dunklen Brauen, diese unergründlich tiefen Augen. Kein Wunder, daß die schöne, blonde Isabella sich darin festgesehen, und ihr Herz ihnen gefangen gegeben. Es schienen die Geister der Schönheit, der Musik und allerlei liebenswürdiger Anmut darin zu wohnen. Eine breite, rote Narbe ging schräg über seine Stirn.

„Wir haben die blutige Schlacht geschlagen,
Deß müssen die Mütter und Bräute klagen,
Drum bin ich so rot."

Das erzählte die Narbe.

Ein Held war Großvater Roderich. Ein Held der Befreiungskriege. Beneidenswert!

Sein Enkel, der jetzige Herr von Burg Rode, trug nach ihm den Namen Roderich, und war stolz darauf; noch mehr auf das Bewußtsein, ihm auch sonst zu gleichen. Es war dieselbe schmächtige Gestalt, und das feine, dunkle Gesicht mit den samtartigen Brauen. Leider nicht die abgrundtiefen Augen, und nicht die musikalische Begabung.

„Die hätte er uns wirklich vererben können, der gute Großvater. Urgroßoheim hatte sie doch auch schon besessen, und sich geärgert, daß der Neffe sie von ihm überkommen." So erzählte die Überlieferung. Wie schade, daß der heldenhafte Großvater so früh hatte sterben müssen, und der Vater ebenfalls. Nun war Graf Roderich Konsbruch der junge, — so früh in seinen Besitz gekommen, hatte die Soldatenlaufbahn aufgegeben, und saß auf seiner Burg. Dreißig Jahre alt, und noch unverheiratet. Er mochte auch nicht heiraten. Die Mädchen der Umgegend gefielen ihm nicht, und weiter hinaus ins Leben kam er nicht. Das Dasein war recht eintönig. Hätte nicht seine Schwester es mit ihm geteilt, die Gute, Lebhafte, Warmherzige, er hätte es wirklich so nicht ertragen.

Da saß sie ihm gegenüber mit ihrer kunstvollen Stickerei, unter dem freundlichen Schein der Hängelampe, — Sabinchen mit ihrem aschblonden, duftigen Scheitel, und den gelblich grauen, klugen Augen. War sie eigentlich hübsch? Man wußte es kaum recht zu sagen; aber jeder mochte sie gern ansehen, und ein jeder hatte sie gern, der liebevolle Bruder gewiß nicht am wenigsten.

„Also morgen abend wird Tante Minettchen hier wieder sitzen", sagte Sabine. „Und ob sie wirklich die kleine Kusine Isabella mitbringt? Ich bin neugierig!"

„Ich auch," ergänzte Roderich, „und besonders, — weshalb die Kleine eigentlich herkommt, was sie hier will. Sich amüsieren? Das dürfte auf eine Enttäuschung hinauslaufen." — — — — — — — — — — — —

Tante Minettchen war wirklich angekommen, ein zierliches, altes Dämchen mit Mullhäubchen und schwarzseidener Schürze. Und sie hatte wirklich die kleine Kusine Isabella mitgebracht. Diese Kleine war ein Mädchen von achtzehn Jahren, groß und schlank wie eine Tanne, und von stolzer Haltung. Wie eine Krone trug sie das hellblonde Haar, das die schöne Großmutter in die Familie gebracht. Dazu die Augen des Großvaters Roderich, die großen, dunklen, — das ergab einen Gegensatz und eine Schönheit von überraschender Wirkung.

Roderich starrte sie fast sprachlos an. So etwas hatte er noch niemals gesehen, und so etwas hatte er noch niemals empfunden. Eine wunderbare Stimmung kam über ihn, mehr und mehr; bald Heiterkeit, aufgelegt und unterhaltend, — bald Schweigsamkeit bis zur Schwermut.

Isabella ließ beides über sich hingehen, ohne sonderlichen Anteil. Ihre Gedanken schienen nicht mit hierher gekommen zu sein. Wo lebten, wo wanderten sie? Weit in der Ferne, das war klar. Und was war ihr Inhalt? Oder wer? In schlaflosen Nächten erwog Roderich diese Fragen und sie bereiteten ihm seltsame Pein.

Bald entdeckten die Geschwister, daß auch Isabella es war, auf die Großvater Roderich seine musikalische Begabung vererbt. Auch das noch! Die Musik also war es, die in den Tiefen dieser Augen lebte, ihnen den besonderen unerklärbaren Schimmer verlieh, — ihren Augen so

Digitized by Google

wie einst denen des Großvaters. Sehr merkwürdig war das.

Jahrzehntelang hatte das Hammerklavier des Urgroßoheims stumm dagestanden. Jetzt unter Isabellas Händen gewann es seine Sprache wieder. Und es sang nicht wie zu jenen Zeiten, wenn der alte Justizrat spielte, nur Bachsche und Mozartsche Weisen, alles andere als minderwertig verachtend. Nein, Robert Schumann, Karl Maria von Weber und Franz Schubert, das waren die Meister, von denen man jetzt sprach, die man spielte und sang. Isabella kam aus der großen Welt, und brachte die neuen Gewinnste mit herein in das vereinsamte Burgleben. — — — — — — — — — —

„Wo ist denn Isabella wieder?" Wie immer schwebte diese Frage auf Roderichs Lippen; er wagte schon gar nicht mehr, sie auszusprechen. Und er wußte es ja auch. Fast immer war sie in der Bücherei, am Klavier, oder unter den Bücherschätzen, die der Urgroßoheim angehäuft. Wieviel lieber hätte er es gesehen, sie wäre mit ihm umhergestreift, durch Feld und Wald, zu Fuß und zu Roß. Doch darauf stand nicht ihr Sinn.

Heute nun wagte er es selber, einzudringen in den altersgeschwärzten Bücherraum, — denn gar zu lange blieb sie darin versteckt. Und da fand er sie. In der tiefen Fensternische stand ein wurmstichiges, gotisches Lesepult, davor saß sie, und die hereinfallende Sonne hauchte Goldfunken über ihr blondes Haar. Bei seinem Eintritt schrak sie auf. Ihre sonst blassen Wangen waren von Eifer gerötet, und ihre Augen sahen ihn an, wie aus weiter Ferne. Wo mochte sie geweilt haben? In einem unbekannten Land jedenfalls, in traumhafter Dämmerung, und mußte sich zurückfinden in irdisches Tageslicht. Schon hatte sie sich gefunden, man sah es, und sie sprang auf, und eilte ihm entgegen.

„O Vetter Roderich, was habe ich entdeckt! Einen Schatz, wie noch kein Goldgräber ihn herrlicher gefunden! Nein, wie die Forscher, die Troja und Mykene aus der Erde graben, so komme ich mir vor!"

„Kusinchen —"

„Ja, wußtest du es denn nicht, Roderich, diese alte, verstaubte Geige vom Urgroßoheim — der Schlüssel lag hier in dem Lesepult vergraben, — ich habe den Violinkasten aufgeschlossen. Eine Stradivari ist das! Hast du das gar nicht gewußt?"

„Eine — was?" fragte er ganz erschrocken.

Ihre Augen blitzten. „Vetter Roderich, so fragt man nicht. Eine echte Antonio Stradivari, — als Enkel von Großvater Roderich weiß man, was das ist. Nämlich eine Kostbarkeit, die heutzutage ein Vermögen darstellt."

„Ein Ver— —, aber wieso denn, Kusinchen, — diese alte Fiedel?"

„Ja, ein Vermögen nicht nur in klingendem Golde, — sondern auch in der Wirklichkeit, als ein Besitz, der die schönsten Erdengüter einem erschließt. Oh — du solltest diese Geige — einmal in den Händen — — eines Künstlers — hören —" Ihre Stimme flüsterte nur noch, ihre Hände glitten liebkosend über die Saiten hin.

Ja, da lag sie auf dem uralten Samtpolster, das sich zu gelblichem Grau entfärbt hatte. Die goldrote Sängerin. Und das eingelegte Vogelköpfchen auf dem Geigenhalse schien dem Lichte und der Freiheit entgegen zu atmen. Wie so lange hatte sie schweigend getrauert im finsteren Gewahrsam, und ihre feine Seele, ihre Stimme, hatte stumm gedarbt, Jahrzehnte lang.

„Woher weißt du denn das alles? Sind da Unterschiede, die du kennst?" wagte Roderich endlich beklommen zu fragen.

„Ich kenne einige Unterschiede. Mein Herz erstarrte vor Entzücken, als ich den Kasten aufmachte, und — dies — vor mir sah. Aber so unbedingten Glauben an meine Erkenntnis würde ich dennoch von meinen Mitmenschen nicht einfordern, bekannte Isabella. Also: Ermiß meine Glückseligkeit, — dieses Buch lag dabei, lag in dem Kasten mit verwahrt. Sieh — o sieh, darüber studiere ich schon den ganzen Nachmittag." Und sie hielt ihm strahlend die vergilbten Blätter im abgeblaßten, blauen Deckel entgegen. „Die Besitzer der Geige haben das geschrieben, zum Teil nach mündlichen Überlieferungen. Das erste ist alles italienisch. Heil mir, daß ich das lesen kann. Und denk' es dir — Tartini hat die Geige gehabt, und gespielt, als seine beste, lebenslang!" Sie schlug in die Hände vor Begeisterung.

„So — ach!" staunte Roderich. Der scheinbar sehr berühmte Name sagte ihm nichts, gar nichts; und er begann seinen Mangel an Bildung als einen Übelstand zu empfinden. „Soll

Digitized by Google

mich doch wundern, ob Sabinchen von diesem Kunden schon mal was gehört hat?" seufzte er unhörbar in seiner Not.

„Ja, Tartini". bestätigte Isabella nochmals bewundernd. „Seine Teufelssonate, — auf dieser Geige hat sie ihm der Teufel vorgespielt!"

„Nanu!" erlaubte sich Roderich brummend einzuschalten. Sie überhörte das.

„Und nach ihm hat sein Schüler Rinaldo Nazari sie besessen, von dem wußte ich noch gar nichts."

„Gott sei Dank!"

„Wie meinst du? Ja, und durch den ist sie nach Deutschland gekommen. Höchst abenteuerlich und aufregend ist das alles. Ich werde es Euch übersetzen. Von da ab ist es dann deutsch geschrieben. Heute abend lese ich es Euch vor, das erste erzähle ich."

Es ergab sich, daß auch zu Sabinchens Ohren der Name Tartini noch nicht gedrungen war. Auch Stradivari bedeutete ihr keinen ganz geläufigen Begriff. Sie machte durchaus kein Hehl aus ihrer Unkenntnis, und bereitete dadurch der jüngeren Base großes Ergötzen.

Beide Geschwister aber brachten doch der Vorlesung Anteil und steigende Spannung entgegen, zumal als sie nun ihres eigenen Großvaters Erlebnisse zu berichten begann. Er hatte getreulich fortgefahren, alles hineinzutragen in das vergilbte Büchlein. Auch wie der junge Paganini auf der Geige gespielt. Dieser Name war glücklicherweise beiden Geschwistern bekannt, so daß sie sogar bewundernde Blicke zu dem bevorzugten Instrumente hinüber warfen.

Und weiter berichtete die Erzählung, wie Roderich dann heimgekehrt war aus Italien und dem finsteren Sonderling auf Burg Rode seine wieder geheilte Geige zurückgebracht hatte.

„Der vortreffliche Greis", so erzählte die Handschrift, „saß in seinem Sorgenstuhle neben dem wärmenden Ofen, die Gicht in beiden Füßen, und sehr gealtert. Es fiel mir beim Anblick dieses edlen Gichtbrüchigen gar schwer auf die Seele, wie einsam er hier gesessen, unterschiedliche Jahre, seiner größten, ja einzigsten Freude beraubt, das betrübte Gemüt voll bedauerlicher Haß- und Rachegedanken. Denn daß er solchen sich hingegeben, sah ich alsbald an dem Blick, mit welchem er mich maß, als ich vor ihn hinzutreten mich erkühnte. Gleich als wolle er mir das Herz durchbohren, also funkelte er mich an aus gar kalten Augen, obwohl ich es an artigen und submissesten Beteuerungen keineswegs fehlen ließ. Er riß mir die Violine aus der Hand, und ich sah deutlich seine welken Greisenhände zittern vor Erregung des Gemütes. „Dein Frevel", so rief er mit heiserer Stimme mir zu, „deine Schuld war es allein, die mich um Jahre meines bedauernswerten Lebens betrogen hat. Denke nicht, Undankbarer, daß du der Strafe für deine Untat entgehen mögest. Ich habe wegen Abänderung des Lehnsganges die Einwilligung des Königs sowohl als der Agnaten nachgesucht; ja, ich habe es zu erreichen gewußt, daß du schmählich übergangen werdest, und daß Burg Rode an deinen jungen Vetter Karl fallen soll." Nach dieser mir gleichsam ins Angesicht geschleuderten Eröffnung, fühlte ich in meinem Herzen keinerlei Verpflichtung mehr, noch fernere Worte der Besänftigung an den unversöhnlichen Greis zu verschwenden, geschweige denn ihm nochmals meine Unschuld zu beteuern. Mit einer wie ich wohl sagen darf, stolzen Verbeugung verließ ich das Gemach. Den hartherzigen Oheim habe ich nicht wiedergesehen. Nach seinem Ableben jedoch ward mir ein Schreiben übermittelt, in welchem er mir, — dennoch zuletzt durch mein Verhalten zu einiger Rührung bewogen, die wiedergewonnene Stradivarigeige als Erbteil vermachte. Kurz zuvor war mein Vetter Karl in der großen Bataille von Leipzig rühmlichst gefallen. Ich selber, obgleich schwer blessiert, durfte abermals genesen. Meinem trefflichen Oheim und Erblasser jedoch schien das Bewußtsein keine Pein mehr bereitet zu haben, das nunmehr dennoch das Leben in meine Hände überging. Friede seiner Asche. Die ererbte Geige aber gewann noch einmal Leben und Stimme in meinem Arm. Wer nun von meinen Nachfahren, wenn ich endlich heimgerufen werde zur großen Armee der himmlischen Heerscharen droben, — wird begnadet und auserlesen sein, nach mir die Seele in dem edlen Instrumente zu erwecken?" — — — — — — — — —

„Ganz merkwürdig —" staunte Roderich, der Enkel. „Von dem alten italienischen Künstler da will ich ja gar nichts sagen. Aber auch der Großvater, der doch ein sehr vernünftiger Mann war, ein Reitersmann und ein Held, — der spricht von der Fiedel als ob sie ein Mensch wäre, mit

Digitized by Google

einer Seele, und Erlebnissen und Empfindungen. So selbstverständlich erwähnt er das, man möchte beinahe selber anfangen, daran zu glauben.

Isabella strahlte ihn an, aus den schimmernden Tiefen ihrer Augen. „O glaube nur daran, Vetter Roderich. Solch ein Kunstwerk von Meisterhand, dem die Sprache, — und welch eine Sprache! — verliehen ist, wenn Meisterhand ihre Zunge löst, wie sollte die keine Seele besitzen. Die Seele der Musik ist es, die aus ihr klingt. — Könnte, ach könnte ich sie einmal hören!"

„Ja, Kusinchen, ich kann sie dir nicht vorspielen, leider, leider! Ich gäbe viel darum, wenn ich es könnte, nur um dir die Freude zu machen."

„Wie gut von dir! Aber es ginge dennoch. Burg Rode ist immer gastfrei gewesen, zu allen Zeiten. Selbst der finstere Urgroßoheim hat Künstler, Musiker bei sich gesehen. Warum könnte das nicht auch jetzt so sein? Ich kenne einen Geigenkünstler, — der käme, wenn wir ihn einlüden. Und der würde die Großvatersgeige singen machen, — o herrlich, herrlich könnte das werden! Nur ein einziges Mal. Roderich, ach Roderich, — darf ich ihn einladen in deinem Namen?"

Seine Hand lag müßig auf dem Tische, und spielte mit den vergilbten Blättern, aus denen Isabella vorgelesen. Und jetzt umfaßte sie diese kräftige Männerhand mit ihren beiden schlanken, weichen, und drückte sie liebkosend, beschwörend. Und ihm rann es von dieser lieblichen Berührung aufwärts durch Hirn und Adern wie ein glühender Strom, der ihm Besinnung und Überlegenheit raubte. Er beugte sich nieder und bedeckte sie mit Küssen, diese Mädchenhände.

„Tue doch, was du willst, Isabella. Alles was in meinen Kräften steht — was dir Freude macht — ist mir ja Glückseligkeit —" er stammelte es wie ein Trunkener. Und sie hätte gern ihre Hände zurückgezogen, erschreckt durch seine Leidenschaftlichkeit. Aber erst wollte sie doch der Erfüllung ihres Wunsches sicher sein, und preßte noch einmal mit Wärme seine gefesselte Hand. „Ich darf ihn also einladen, hierher in dein Haus? Du erlaubst es, Roderich? O wie bist du großmütig und gütig!"

„Ja, Kusinchen, ich sage es dir ja! Das ist weder Großmut noch Güte. Wenn ich dir einen Wunsch erfüllen, eine Freude bereiten kann, — du hast über mich zu befehlen."

Ihre Hände lösten sich von der seinen, und diese zog sich zurück. Es klang nicht mehr so kopflos trunken, was er jetzt gesprochen, sondern bewußt ritterlich, und sie fühlte den Unterschied. Aber den Siegespreis hielt sie in der Hand, — alles andere war wertlos daneben.

Sabine hatte ihre Arbeit sinken lassen, und blickte beunruhigt auf die beiden. „Ja, verzeih Isabellchen, — wer ist denn aber dieser fremde Geigenkünstler, den — du — einladen willst. Kennst du ihn denn so genau? Verkehrt er im Hause deiner Eltern? Wirst du dir keinen Tadel, keine Mißdeutung zuziehen? Entschuldige, aber die Sache kommt mir etwas merkwürdig vor."

Isabella flog auf die Base zu, und umschlang sie stürmisch. „O du holde Weisheit, — du strenge, unnachsichtige. Sei nur gut und laß mich machen, du wirst ja sehen, — und du sollst ganz zufrieden mit mir sein! — Unseres gestrengen Burgherrn Erlaubnis habe ich, — nun wirst doch du mir mein Glück nicht hindern wollen, Sabinchen?"

Roderich lehnte sich in den Stuhl zurück, stumm. Sein dunkles Gesicht war blaß geworden. Er wußte es urplötzlich, daß er irgend etwas über sich heraufbeschworen hatte, — dessen Tragweite ihm noch verborgen war, aber das ihm großes Herzeleid verhieß.

Tante Minettchen hatte diesem Auftritte nicht beigewohnt. Als sie am andern Tage durch Sabine davon erfuhr, war sie vor Entsetzen einer Ohnmacht nahe. „Die Eltern haben sie von Hause fortgeschickt, — hierher — in die Einsamkeit — eines Künstlers wegen, der ihnen nicht zusagte. Ist er das, jener Violinspieler, den sie sich jetzt einlädt, — so bin ich blamiert, geächtet für immer! Erbarme dich, Sabinchen, wir müssen es verhindern! Was meinst du, sie wird doch nicht schon geschrieben haben?"

„Sie brachte heute früh schon selber einen Brief zur Post. Ich glaube nicht, daß es noch Zeit ist, irgend etwas zu verhindern!"

Nein, verhindern ließ sich wohl nichts mehr. Die Zeit schlich hin, in ungewisser Erwartung. Isabellas Unruhe wuchs sichtlich von Tag zu Tage, und Roderichen ward schwer und bange ums Herz.

Digitized by Google

Der Frühling nahte. Über den Wäldern lag ein rötlich blauer Schein von all dem Treiben und Knospen in saftgeschwellten Zweigen. Die wilden Gänse zogen schreiend in langer Kette am Himmel hin. Die Luft war voll würziger Frische, und zugleich wie von Sehnsucht erfüllt.

„Komm mit mir in den Wald", bat Roderich immer wieder. Und sie erfüllte ihm den Wunsch. Er hatte ja auch den ihren erfüllt.

Über das Bruch hin zog die Schnepfe mit knarrendem Laut. Roderich trug das Gewehr über der Schulter, aber er ließ die Schnepfe streichen. Fern lag seinem Sinne das Gejaid.

Rötlich von goldenem Gewölk durchzogen war der Abendhimmel. Die Zweige der Ellern zeichneten sich fein und schwarz darauf ab. Ein Nebel lag über den Gründen.

Da — der Klang des Posthorns tönte durch die Abendstille, von fern her, langgezogen, weich. Isabella blieb stehen und horchte. „Wie seltsam das klingt. Sehnsucht weckend! Woher kommt wohl die Post? Aus großer Ferne?"

„Aus Neudeck, vom Bahnhof. So sehr arg weit ist ja das nicht. Meinen Gästen schicke ich den Wagen natürlich. Es gibt aber noch andere Reisende."

Sie wandte ihm den Kopf zu, und sah ihn überlegend an, dann funkelte es auf in ihren Augen. „Komm", befahl sie kurz und eilte voran. Er folgte. Über einen feuchten Wiesenstreifen, und ein frischgepflügtes Ackerland, so schwierige Pfade liebte sie sonst nicht. Hier ging die gepflasterte Straße von Baumreihen gesäumt, und schon nahte das Rollen der Räder.

— — „Auf die Chaussee —

Liebchen Ade —

Scheiden tut weh!" blies abermals der Postillon in den stillen Abend hinaus. Aus dem Nebel tauchten dunkle Umrisse auf, und deutlicher der große gelbe Wagen. — Er hielt, ein Mann sprang heraus, und eilte herbei. Isabella stand bereits am Straßenrande, Roderich sah es, um ein Geringes noch entfernt. Er sah, wie der Mann auf sie zueilte, den Hut in der Hand, und wie sie dastand, regungslos.

Was war das alles?

Roderich trat jetzt neben sie. „Graf Konsbruch", sagte er kurz, den Hut ziehend. „Harald Eginhard", antwortete der andere.

Gewiß, den Namen hatte Isabella genannt. Das war er also. — „Warum haben Sie sich denn nicht angemeldet? Wie gern hätte ich Sie abholen lassen!"

„Danke, danke! Ich ahnte, daß die Überraschung nicht mißlingen würde, sondern mich gleich meinem Reiseziel entgegen führen, so wie ich es mir gewünscht!"

Wie jung er noch war! Dunkles Lockenhaar hing ihm in die Stirn, in seinen Augen lag Verlangen und Siegesgewißheit; Trotz und Lebensfreude um den knabenhaften Mund.

Roderich wußte kaum, wie sie endlich nach Hause gekommen. Der Gast hatte sich umgekleidet und ward bewirtet. Er saß neben Sabinchen, der Hausherrin, und unterhielt sie, unterhielt die ganze kleine Runde in strahlender Laune und Beredsamkeit. Was hatte er alles erlebt und gesehen. Paris, Rom, Petersburg, überall war er zu Hause, überall hatte er in Konzerten gespielt. Dieser Ring war ein Geschenk des Zaren, diese Perlnadel ein Andenken der Kaiserin Eugenie. Jetzt war er auf der Reise nach München, um daselbst, wie er hoffte, vor König Ludwig zu spielen.

Sabinchen war hingerissen. So etwas kannte sie nur aus Romanen, in der Wirklichkeit erschien es ihr berauschend. Tante Minettchen saß dabei wie die Butter an der Sonne, sich zerschmelzen fühlend, im Feuer des Elternzornes. Roderich in angemessener Zurückhaltung. Und Isabella? — Sie schwieg. Was sollte sie sagen? Seiner Stimme zu lauschen, die Gewißheit zu schlürfen: er ist da, — er ist gekommen, — weiter vermochte sie nichts.

Der Künstler erklärte, daß er sehr erschöpft wäre von großen Konzerten, die er gegeben, und nichts von Musizieren hören möchte.

Roderich wunderte sich. Der Großvatergeige wegen war er doch eingeladen, und nun wollte er überhaupt nicht — mit fragendem Blick sah er zu Isabella hinüber. Doch sie schwieg voller Andacht. Sie mochte sich ja wohl auskennen mit den Launen und Schrullen solcher Künstler.

(Schluß folgt.)

Anmerkung: Der Roman „Die Meistergeige" von Hans Werder erscheint auch als Buch im Verlage von Otto Janke, Berlin SW 11, und ist durch alle Buchhandlungen oder vom Verlag zu beziehen.

Digitized by Google

Die blaue Blume / Roman von Bruno Wölfing

5. Fortsetzung.

Rex aber stand nun auf: „Ich muß jetzt gehen. Um halb neun Uhr fährt mein Zug ab, und ich habe noch einiges zu erledigen. Auch werden mich zu Hause wohl noch ein paar Freunde erwarten."

Auch Abel war aufgestanden und wollte Rex die Hand reichen, dieser aber ergriff seine beiden Hände und schaute ihm ernst ins Gesicht: „Also heraus, lieber Abel! Lernen Sie das Leben bejahen, nicht sich vorbeischleichen daran, das ist unwürdig! Auch in Ihnen sind Kräfte, die Sie nur noch nicht geübt haben. Wer weiß, wann wir uns wiedersehen, aber wenn es geschieht, möchte ich Sie gesund und stark sehen, nicht als einen, der sich vor eingebildeten Krankheiten fürchtet, nein, als einen, der sich als Mensch fühlt, dem es aufgegeben ist, die Früchte der Erde zu ernten. Wir beide, Jörgens und ich," sagte er dann, „wir suchen das Leben dort, wo es am interessantesten ist, nicht war, Herr Jörgens?"

Dieser, der scheu daneben gestanden hatte, nickte lächelnd.

Dann ließ Rex Abels Hände los, nach letztem, herzlichem Drucke, und dann ging er mit Jörgens.

Abel aber stand noch lange oben bei offener Tür und lauschte fast traurig ins Treppenhaus hinunter, wo die Stimmen der Beiden und die Tritte auf den Stufen allmählich verklangen..

---

9. Kapitel.

Pünktlicher als jemals sonst hatten die Mitglieder der „blauen Blume" sich in dem Klubraum gefunden, um die Promotion Frithjof Alexander Mönninghoffs festlich zu begehen. Es herrschte eine gewisse erwartungsvolle Stille, nur wenig und nicht laut wurde gesprochen, denn noch war die Hauptperson des Abends, Möninghoff selber, nicht vorhanden. Bis jetzt saßen auf dem Diwan oder in den stilvollen Sesseln um den runden Ecktisch nur Eva Salomon in roter Seidenbluse und Max Stern, Kryzanowski, Fallois und die Laskowska, dann Bertram und seine Braut und Abel, und zuletzt erschien etwas verspätet mit einem großen Strauß billiger Blumen Fräulein Arendt. In Hintergrunde trieb sich, der Bestellungen gewärtig, ein Kellner umher.

„Ja, eigentlich können wir als Möninghoffs Gäste doch nichts bestellen, ehe er selber da ist", bemerkte Max Stern und blickte wichtig durch seinen Hornkneifer hindurch im Kreise umher.

„Aber wir können doch auch nicht aus lauter Anstandsgefühlen und Rücksichtnahme auf den Gastgeber hier verdursten", brummte Kryzanowski, der eine offenbar ganz neue weiße Weste unter seinem schwarzen Gehrock sehen ließ.

„Ja, wissen wir denn überhaupt, ob Möninghoff bestanden hat?" fragte Abel.

Niemand wußte es. Stern sagte, er wäre zwar in der Universität gewesen, um Möninghoff zu treffen, hätte sich aber verspätet und niemand mehr gefunden.

„Nun, ich denke, bei einem so gebildeten Menschen wie Herrn Möninghoff ist doch ein Mißerfolg ausgeschlossen?" sagte Eva Salomon in fragendem Tone leise zu ihrem Vetter.

„Jedenfalls aber wäre selbst ein schlechter Ausgang für uns gar kein Grund, nicht fidel zu sein heute abend!" erklärte Kryzanowski. „Die Einladung lautet ganz bestimmt, nicht nur für den günstigen Fall, da ist es doch Ehrensache für Möninghoff. Im übrigen bin ich für Haut-Sauterne! Da wird Möninghoff sicher mittun, ein bißchen süß war immer sein Geschmack. Also, Herr Ober, bringen Sie einstweilen einmal drei Flaschen."

Abel widersprach, doch wurde er von Kryzanowski übertönt, der kurz entschied, wer nicht wolle, brauche ja nicht mitzutrinken.

„Ist Möninghoff durchgefallen, nun, so bewirten wir ihn eben auf unsere Kosten", sagte Stern beruhigend. Doch machte Kryzanowski ein bedenkliches Gesicht bei diesen Worten, das sich freilich rasch erhellte, als die Laskowska sagte: „So etwas würde Möninghoff auf keinen Fall zulassen; dafür ist er viel zu viel Gentleman."

Abel erzählte indessen von Rex. Er habe eine Karte aus Brünn von ihm, wohin jener gegangen sei, um den Streik zu studieren, der jetzt alle Zeitungen beschäftige.

„Ha!" sagte die Arendt und rollte die Augen.

Digitized by Google

„Da ist Rex so recht auf seinem Gebiete. Ich muß zwar sagen, daß ich ihn hasse, und er haßt auch mich, er hat mich immer mit ganz besonderer Arroganz behandelt, aber ich muß doch sagen, — denn ich bemühe mich immer, persönliche Gefühle ganz aus dem Spiele zu lassen — ich muß doch sagen, Rex ist ein bedeutender Kopf und wird einmal Großes leisten."

Eva Salomon schien diese Worte nicht zu hören, Stern jedoch richtete sein Glas aus Fräulein Arendt: „Es würde mich als Mediziner doch interessieren, ob Sie nicht ein — sozusagen — lustbetontes Gefühl haben, wenn er sie arrogant behandelt, Fräulein Arendt!"

Kryzanowski feixte laut auf bei diesen Worten und nickte Stern zu, der Arendt jedoch stieg ein blasses Rot in das gelbe Gesicht. „Sie sind ekelhaft, pfui!" sagte sie.

„Jedenfalls ist Rex ein Mensch, der weiß, was er will", sagte die Laskowska. „Er arbeitet viel, — eigentlich zu viel für einen Künstler."

Abel aber widersprach der ersten Behauptung. „Ich glaube," sagte er, „das keiner von uns allen so wenig weiß als Rex, was er soll im Leben. Aber immerhin weiß Rex das, daß er jeden Weg, den er einschlägt, mit eisernem Willen gehen wird. Und schließlich führt ja jeder Weg zum Ziel."

Kryzanowsky aber, der sich eben die Zigarre ansteckte, die Stern ihm angeboten hatte, zuckte die Achseln und legte den Kopf vornehm zurück: „Mon Dieu!" sagte er. „Was heißt Ziel? Je m'eu fiche! Wenn Sie einmal so viel gelesen hätten vom Leben wie ich, würden Sie nicht davon leben. Ich kenne das Leben und weiß, daß das Träume sind. Übrigens", fuhr er plötzlich in verändertem Tonfall fort, „bedaure ich persönlich außerordentlich, daß Rex schon abgereist ist, ich hatte die feste Absicht, ihm meine Schulden in den nächsten Tagen zu bezahlen." Der Pole sah stolz umher bei diesen Worten und streichelte seinen schwarzen, keilförmigen Vollbart, verriet aber nicht, daß es sich nur um fünfzig Pfennige handelte. Doch ließ er sich von Abel die Adresse von Rex angeben, und notierte sie sich ostentativ.

Das Eingießen des inzwischen angebrachten Weines übernahm Kryzanowski ebenfalls. Er machte das mit großer Eleganz, indem er dabei ein paar lobende Worte über die Sorte äußerte und so nebenbei ein paar Pariser Lokale nannte, wo er in ganz besonderer Güte diesen Tropfen gefunden habe.

Man hatte bereits die Gläser ergriffen, um anzustoßen, da ging plötzlich die Tür auf, und Möninghoff im dunkeln Paletot und ebensolchem Hut erschien, begleitet von Jörgens.

Einige der Gesellschaft waren aufgesprungen und wollten dem Dichter schon beglückwünschen zum bestandenen Examen, doch hielten sie erstaunt zurück, als sie Möninghoffs ernste und feierliche Miene bemerkten. Dieser legte indessen mit ruhiger Würde den Überzieher ab, übergab ihn und den Hut dem herbeigeeilten Kellner und rückte mit raschem Blick in den Spiegel seine Krawatte zurecht. Dann trat er, das Taschentuch, das er in der Brusttasche trug, noch etwas hervorzupfend, mit langsamem, würdevollem Schritt an den Tisch heran.

„Meine Herrschaften!" sagte er dann mit etwas gemachter Überlegenheit, wobei er den Kopf ein wenig seitwärts neigte, „ich hatte Sie hierher gebeten, um mit mir das Bestehen meiner Promotion zu feiern. Ich muß bekennen, daß das etwas voreilig war. Ich habe Unglück gehabt, infames Pech. So bleibt uns also nichts anderes übrig, als dieses Mißgeschick zu feiern. Ein Mensch, der wirklich über dem Philisterleben steht, läßt sich natürlich nichts anhaben von so etwas. Im Grunde ist es ja nur lächerlich. Ich hatte die ganze Komödie nur des Dekorums halber unternommen. Ich hoffe, es soll darum heute abend nicht weniger lustig werden."

Von allen Seiten umdrängte man ihn jetzt, als er sich niedergelassen hatte, und sprach auf ihn ein. Möninghoff jedoch wies mit kühler Geste alles zurück: „Beaucoup de bruit pour une omelette!" sagte er kühl. „Ich bitte Sie nur, nehmen Sie so etwas doch nicht tragisch."

Kryzanowski hatte inzwischen Möninghoffs Glas gefüllt und stellte es vor ihn hin. „Sie sind natürlich heute u n s e r Gast, Herr Möninghoff", sagte er.

Möninghoff jedoch winkte energisch ab: „Daran ist kein Gedanke. Ich versichere Sie, meine Herrschaften, Sie nehmen den Fall ernster als ich. Ich habe Sie geladen, also sind Sie meine Gäste. Wenn es Sie aber so schmerzt, können Sie ja dunkle Weine zur Trauer trinken!"

„Spirituell!" rief die Laskowska aus.

Digitized by Google

Die Arendt tröstete: „Was liegt schließlich am Examen. Es machen ja so viele Leute den Doktor, es ist wirklich gar nichts Originelles dabei. Ich hatte Ihnen diese Blumen mitgebracht."

Möninghoff musterte mit etwas kritischen Blicken das Bukett, doch bedankte er sich, wie es sich gehörte, wenn auch sein Stilgefühl durch die Zusammenstellung der Blumen etwas chokiert war.

„Im Grunde betrachte ich es als ein Freudenfest heute," sagte er, „denn ich bin ja diese Albernheiten los. Wenn ich mich über etwas ärgere, so geschieht das allein über den Professor. Denn ich muß sagen, es war ganz entschieden eine Malice im Spiel. Ich muß ihn irgendwie gekränkt haben. Mich nach Raffael zu fragen! Der gilt doch heutzutage nur noch in Töchterschulen als großer Maler! Nach Botticelli hätte er mich fragen sollen! Aber da fürchtete er vielleicht, daß ich mehr wisse als er selber."

„Ich will Ihnen sagen, Herr Möninghoff, warum Sie kein Examen gemacht haben", rief jetzt Fräulein Laskowska über den Tisch, weit sich vorbeugend und mit ihrer Zigarette in der Luft allerlei magische Kreise beschreibend. „Sie sind eben ein Künstler" — (Fräulein Laskowska sprach wie immer Kinstler aus) — „und Künstler machen keine Examina. Das ist Dummheit; weil Sie ein wahrer Künstler sind, haben Sie revoltiert gegen diese geistige Frohn, Ihr besseres Selbst hat sich einfach gesträubt, das tote Wissen in sich aufzunehmen. Ich kenne das, ich habe das auch erlebt. Aber unter Künstlern ist uns das eher ein Beweis dafür, daß wir etwas taugen, als für das Gegenteil."

Möninghoff nickte: „Ich gebe das Studium jetzt ganz auf und werde nur meinen künstlerischen Ideen leben."

„Bravo, Bravissimo!" rief die Laskowska begeistert aus, und ihre schönen, grünlichen Augen, die irgend etwas von Edelsteinen in Glanz oder Farbe zu haben schienen, schillerten noch stärker auf. „Das habe ich unserm Freunde Fallois auch gesagt. Sehen Sie Herrn Fallois an, meine Herrschaften! Soll der Jurist werden? Unmöglich, un—mög—lich!"

Fallois lachte und lehnte sich zurück: „Aber ich habe ja keine Spur von Talent zu irgend etwas. Was ich treiben könnte, wäre ja alles nur schlimmster Dilletantismus."

„Unsinn!" rief die Laskowska aus. „Was braucht ein Künstler Talent? Sein Leben macht den Künstler aus, daß er Sinn hat für die Freiheit und Schönheit des Daseins! Ich bin überzeugt, daß die größten Künstler überhaupt keine Bilder gemalt haben. Habe ich denn Talent? Ich male zwar Bilder, stelle sie aus und verkaufe sie auch. Aber ich weiß ganz genau, daß sie Kitsch sind. Wenn ich wirkliches Talent hätte, würde ich wahrscheinlich niemals etwas verkaufen. Aber ich, ich bin nicht so dumm. Ich kenne mein Publikum. Ich male schöne runde Gesichter mit roten Backen und Augen, die süß sind wie Bonbons, und darunter schreibe ich ‚Flora' oder ‚Jugend'. Alles natürlich ist Kitsch, und ich weiß das ganz genau. Aber die deutschen Familien werden gerührt dadurch, sie kaufen sogar und hängen das Zeug in die gute Stube. Oder ich male Katzen und Stilleben, bringt alles Geld ein, und ich habe die Schadenfreude über das dumme deutsche Publikum noch gratis dazu. Aber ich lebe! Das ist die Hauptsache. Jetzt male ich schon eine Zeitlang gar nichts mehr, weil ich gerade Geld genug habe, und jetzt erst fühle ich mich ganz als Künstlerin."

„Aber mein alter Herr will absolut, daß ich Jurist werden soll", warf Fallois ein und zog ein saures Gesicht.

„Aber Sie sind doch reich, Sie haben's doch gar nicht nötig", bestand die Laskowska.

„Na kommen Sie erst einmal nach Paris mit, Fallois, dann werden Sie schon Mensch werden", sagte Kryzanowski wohlwollend nickend.

Fallois richtete sich auf und rief so gewaltsam, daß seine Stimme wieder in die Fistel überschlug: „Ja, ja, Paris, wir gehen nämlich zu dritt hin in das verdammte Nest, dort wird dann vie de Bohême studiert, an der Quelle, aber glatt!"

Möninghoff nickte fast melancholisch: Grüßen Sie den Louvre und die Venus von Milo von mir, ich käme auch bald einmal wieder. Aber zunächst muß ich nach Italien, ich habe Sehnsucht nach Sonne. Nur zwischen den grünen Hügeln von Firenze werde ich schaffen können."

„Übrigens, Herr Möninghoff!" rief jetzt Bertram ihm zu. Ich habe jetzt auch eine neue Idee für meine sinfonische Dichtung. Wir waren uns doch noch nicht ganz klar. wie wir den zweiten und dritten Satz nennen sollten, nachdem wir

Digitized by Google

im ersten die Unklarheit und das dumpfe Sehnen nach der Höhe hatten darstellen wollen. Ich weiß jetzt, was der zweite Satz bringen soll. Es wird ein feines Andante con molte affetto und wird die Erlösung durch die Liebe bringen."

Möninghoff machte ein etwas überlegenes Gesicht. „Finden Sie das nicht etwas banal, mein Lieber?" fragte er dann. „Ich meine, es müßte sich doch etwas anderes finden lassen, was originell wäre."

Fräulein Arendt aber, die bisher mit Jörgens gesprochen hatte, unterbrach jetzt auf einmal das Gespräch der andern: „Aber die ‚blaue Blume' wird ja jetzt eingehen! Alle gehen ja fort, außer Herrn Abel und mir. Ich Elende muß ja hier bleiben in meinem trostlosen Beruf, obwohl ich beinahe sterbe vor Sehnsucht. Oh, Sie sind glücklich! Herr Möninghoff geht nach Italien, Jörgens nach München, um dort zu studieren, und die polnischen Herrschaften nach Paris."

„Ja, dann wäre dieser Abend also wohl der letzte", bemerkte Möninghoff.

„Das müßten wir doch eigentlich noch besonders feiern!" rief die Arendt.

„Sekt!" schlug Kryzanowski vor.

Möninghoff winkte dem Kellner. „Stellen Sie einstweilen einige Flaschen Heidsiek kühl," sagte er, „und bringen Sie das dann herauf." Der Kellner verschwand mit höflicher Verbeugung.

Möninghoff wandte sich nun zu Eva, welche die dunkelrote Seidenbluse vorzüglich kleidete: „Ich werde nun wenigstens für diesmal der freundlichen Einladung Ihrer Eltern nicht nachkommen können", sagte er. „Denn in einigen Tagen schon bin ich in Florenz."

„So schnell verlassen Sie Berlin?" fragte Eva etwas enttäuscht.

Möninghoff lächelte stolz: „Sie begreifen wohl, gnädiges Fräulein, daß mir unter diesen tragikomischen Umständen der Boden Berlins nicht sehr angenehm als Aufenthalt ist, wenn ich mir auch selbstverständlich aus dem Mißerfolg nicht das geringste mache. Ich reise zuerst nach Hause. Meine Mama wird sich wohl auch rasch in den Gedanken finden, daß ich nicht Doktor bin. Ich habe ihr schon ein Telegramm gesandt und ihr bedeutet, daß irgendein Grund zum Bedauern nicht vorhanden wäre. Was hätte ich schließlich auch von dem Titel gehabt? Titel sind immer Unkultur. Ich hätte ihn auch niemals auf die Visitenkarte drucken lassen, das wäre ja so dégoûtant, als wollte ich Leutnant der Reserve oder ähnliches dazuschreiben. Alle Titel sind im Grunde lächerliche Eitelkeiten."

„Aber Sie kommen doch wieder nach Berlin zurück?" fragte Eva und schaute den Dichter gespannt an.

„Gewiß, und ich hoffe, dann mir das besondere Vergnügen gestatten zu dürfen, an Ihre Pforte zu pochen."

„Es wird mich außerordentlich freuen", versicherte Eva. „Übrigens habe ich mir bei Gelegenheit Ihrer Gedichte, die mir ganz außerordentlich gefallen haben, mancherlei überlegt. Vielleicht war an den Worten jenes ungeschliffenen Menschen — Rex hieß er ja wohl — doch ein Korn Wahrheit. Man muß modern sein. Ich hatte mich zu stark von Heine beinflussen lassen. Das war ein Fehler, ich sehe es ein. Meine nächsten Gedichte werden moderner werden! Man muß eben in allem mit seiner Zeit gehen."

Möninghoff bestätigte das und fügte hinzu, daß er bestimmt von ihr Großes erwarte, worauf Eva, dankbar und beglückt, auch seine Verse noch einmal mit großer Überschwenglichkeit zu loben begann.

Inzwischen hatte der Kellner einen großen Sektkübel vor Kryzanowski aufgepflanzt. Der Pole prüfte mit Kennermiene Etikette und Verschluß, winkte jedoch energisch ab, als der Kellner fragte, ob er entkorken solle. „So etwas besorgt man am besten selber!" sagte Kryzanowski wichtig zu den andern. „Ein Garçon gießt zu leicht etwas daneben."

Dann erledigte er mit Virtuosität das Entkorken und füllte die spitzen Kelchgläser. Ehe jedoch einer zu trinken begann, erhob er sich energisch, räusperte sich und gab zu verstehen, daß er eine Rede zu halten gedenke. Alles verstummte.

Dann redete Kryzanowski also: „Mes dames et Messieurs. Gestatten Sie mir als den Ältesten unseres Kreises ein paar ganz schlichte Worte. Ich empfinde es dankbar als ehrenvolle Aufgabe, heute zu Ihnen sprechen zu dürfen, heute, wo wir zum letzten Male zusammen sind, und bei dieser Gelegenheit möchte ich noch einmal besonders des Helden des Tages gedenken. Ja, ich sage H e l d e n des Tages, wenn ich spreche von unserem allverehrten Freunde, unserm geschätzten Vor-

Digitized by Google

sitzenden, dem Poeten und Künstler, Herrn Frithjof Alexander Möninghoff. Denn darüber bin ich mir ja so klar wie über nichts in der Welt, daß keiner unter uns weilt, der in dem kleinen Mißerfolge auch nur eine Spur von Schimpflichem entdeckt. Im Gegenteil, gerade die Art, wie Herr Möninghoff diesen Mißerfolg aufgenommen hat, daß er trotzdem in unserer Mitte weilt, daß er vergnügt und heiter ist und überlegen lächelt über die kleinliche Bosheit der Professoren, gerade das, meine Herrschaften, zeigt uns, wie wir es aufzunehmen haben, darin liegt Größe, das ist sublime. Mir aber scheint der ganze Vorgang symbolisch zu sein. Gestatten Sie mir, das kurz zu begründen. Herr Möninghoff hatte, das kann ich bei meiner bekannten Hochachtung für ihn wohl bewerken, ohne ihn zu kränken, sich noch nicht völlig freigemacht von den Vorurteilen der deutschen bourgeoisen Gesellschaft. Er hatte wohl ursprünglich geglaubt, man müsse einen Titel haben, er hat das geglaubt, als er anfing zu studieren und noch ganz jung war, und später hat er dann in edler Beständigkeit an dem Ziele festgehalten, obwohl er innerlich viel zu weit war, um auf die Dauer seinen Geist einspannen zu können in das Joch enger Wissenschaft, während seine Seele zu den Hochflügen erster Künstlerschaft bestimmt war. Das hat sich gerächt, zur Strafe geriet er in die Fallstricke der Professoren. Ich mache sicherlich unsern verehrten Freunde keinen Vorwurf daraus, daß er das Examen unternommen hat, aber es ist das herbe Schicksal aller derer, die noch großen, erhabenen Zielen ausspähen, daß sie zuweilen über erbärmliche Steine im Wege stolpern. Aber es ist auch ihr Recht, darüber zu lachen. Nun, wir haben alle mit Freude gesehen, daß Herr Möninghoff lacht über die Kleinlichkeit der Professoren. Und morgen, meine Herrschaften, wendet er Deutschland den Rücken, um sich in das Land der Schönheit zu begeben. Das heißt, mit anderen Worten, Herr Möninghoff macht sich frei von deutscher Philistrosität und wird jetzt ganz ein freier Künstler, un artiste véritable. Und darum, meine Herrschaften, werden Sie alle gern und mit Enthusiasmus einstimmen, wenn ich rufe: der Vorsitzende und Gründer der ‚blauen Blume', der Dichter Frithjof Alexander Möninghoff, er lebe hoch, hoch und abermals hoch!"

Begeistert waren alle eingefallen und umdrängten den blonden Frithjof, der, nach allen Seiten anstoßend und dienernd, über das ganze Gesicht lächelte bis unter die Künstlerlocken hinauf.

Als er dann einigermaßen ruhig geworden war und man sich zu verschiedenen Gruppen verteilte, gelang es Abel, Bertram auf die Seite zu ziehen. Anna Wenzel war gerade von Käthe Arendts Gesten und gewaltsamen Augenverdrehungen ganz in Anspruch genommen.

Abel redete dem langen Musikus ernsthaft zu, doch ja keine Dummheiten zu machen, er sei ja noch jung und habe Zeit, auch würde jede Liebe nur veredelt durch einige freiwillige Entsagung. Bertram jedoch war schon sehr angeheitert von Wein und Champagner und klopfte gutmütig lachend von seiner endlosen Höhe herab dem kleinen Abel auf die Schulter. „Pa, Sie sind ängstlich, Abel! Aber Sie kennen das Leben nicht. Derselbe Rex, dem ich, wenn ich ihn wiedersehe, seine Unverschämtheit ganz gehörig, aber ganz ge—hö—rig, wiedergeben werde, hat einmal gesagt, alles, was der Mensch zum Leben brauche, sei Courage. Nun, und die habe ich. Anna, was meinst du. Ich könnte neun Sinfonien noch heute abend schreiben, und eine zehnte dazu. . . ."

Anna Wenzel kam herbei und hängte sich in Bertrams Arm, dabei mit ihrem feinen und ein wenig blassen Gesicht Abel anschauend, als bäte sie ihn für irgend etwas um Verzeihung. „Du sollst nicht so viel trinken!" flüsterte sie ihrem Bräutigam zu.

Bertram aber stolperte ein wenig schief an den Tisch, goß seinen Kelch voll und rief den beiden andern zu, indem er das Glas zum Trunke erhob: „Prost, ihr beiden da! Ihr habt Angst vor dem Leben, das ist's! Hier aber sind wir in der ‚bli—bla—blauen Blume'. Wir sind noch Idealisten, prost!" Er trank.

Und aus einer andern Ecke ertönte Kryzanowskis Stimme mit tiefem Baß: „Jawohl, wir sind noch Idealisten, ich komme mit!" Er beriet dort hinten gerade mit der Laskowska, ob er auf seine Rede hin nicht einen neuen Pump bei Möninghoff versuchen könne.

Plötzlich jedoch erhob sich drüben am Tische Möninghoffs distinguierte, schlanke Gestalt. Er rückte an seiner Krawatte, sah noch einmal mit leichter Drehung des Kopfes in den Spiegel, und

Digitized by Google

man begriff, daß er zu reden gedachte. Er drehte sich einen Sessel so, daß er seine Hände beim Sprechen in leichter und eleganter Form ein wenig aufstützen konnte, und begann seine Rede als tiefste Stille eingetreten war, ganz leise nach seiner Art, als spräche er von Geheimnissen, und erst allmählich hob sich seine weiche Stimme ein wenig. „Meine verehrten Herrschaften! Lassen Sie mich zunächst Ihnen allen danken für die Freude, die Sie mir bereitet haben, einmal, daß Sie alle so vollzählig erschienen sind, dann, daß Sie die liebenswürdigen Worte meines Freundes Pan Kryzanowski so herzlich unterstützt haben. Ich kann zweifeln, ob ich alles so ganz verdient habe, doch nehme ich es dankbar als ein teures Andenken aus Ihrer aller Händen mit in die Welt hinaus. Lassen Sie mich über die unangenehme Episode des heutigen Tages schweigen. Das ist abgetan für mich. Nicht von mir selber ja wollte ich sprechen, sondern davon, daß wir heute wahrscheinlich zum letzten Male in diesen Räumen versammelt sind, und daran möchte ich nur noch einige Worte knüpfen. Unsere Vereinigung, die wir gegründet haben unter dem Symbole der ‚blauen Blume', die so manches Mal uns zusammengeführt hat zu schönen Stunden, sie wird sich auflösen, und wir werden uns zerstreuen nach allen Seiten, wie die Blätter einer Rose, die der Herbststurm zerzaust. Dennoch bin ich in tiefster Seele überzeugt davon, daß das Band, das uns alle zusammengehalten hat, nicht so bald zerreißen wird."

„Bravo!" rief der Pole, und einige andere Stimmen murmelten beifällig.

Möninghoff aber strich sich mit der Linken leicht über die blonden Locken, dann fuhr er, das Haupt zurücklehnend, stärker als bisher zu sprechen fort: „Ja, meine Damen und Herren, ich glaube, daß das, was uns am tiefsten verbunden hat, nicht der Klub, nicht unsere Abende gewesen sind, an denen wir Verse lasen und süßen Tönen lauschten, nein, was uns am tiefsten verbunden hat, das war das gemeinsame Streben in die Höhe, das war das, daß wir alle das Land der Griechen mit der Seele suchten. In diesem Sinne haben wir die ‚blaue Blume' gegründet, wir haben sie aufgepflanzt wie einen Heroldsstab, alle zu sammeln, die herausstrebten aus Dumpfheit und Enge den Höhen des Lebens zu. Vielleicht waren es ja ganz verschiedene Wege, die wir gingen, vielleicht waren wir selber uns nicht immer ganz klar darüber, was wir zu suchen hatten, aber wir strebten der Sonne zu wie Ikarus, unbekümmert um alles Gewöhnliche, um jenes Gemeine, das so viele unserer Zeitgenossen umfängt. Wir streben den lichten Höhen der Freiheit zu, wo die blaue Blume blüht, die wir suchen, wir werden nicht nachlassen, und sollten wir zehn Jahre lang kämpfen um sie, wie die homerischen Griechen um Helena, und länger noch, unbekümmert um die, welche untreu werden. Wo immer wir Erfüllung unserer Sehnsucht finden, eines ist uns gewiß, immer werden wir zurück denken an die schönen Stunden, die uns vereinigt haben, als unsere Jugend in ihrer Blüte stand."

Hier wurde der Redner, der, die Linke weitausstreckend, mit leuchtenden Augen dastand, von begeistertem Beifall unterbrochen und mußte einen Augenblick einhalten. Während zuerst bei seiner Rede seine Blicke wie ziellos umhergeschweift waren, dann wiederholt nach denen Evas gesucht hatten und zuletzt, als die Stelle mit den Untreuen kam, einen Augenblick auf Jörgens gefallen waren, schienen sie jetzt jene erhabenen Höhen zu erblicken, von denen er vorhin gesprochen hatte. „Ein Strahl von Hellas ist auf uns niedergesunken," fuhr er fort, „einem schöneren Leben ziehen wir zu, wo man das Haupt stolzer trägt und den Blick zur Sonne richtet, ungeblendet von ihrem Glanze. Keine äußeren Abzeichen brauchen wir, wir bilden eine Freimaurerschaft des Geistes, und in diesem Zeichen wollen wir siegen. Ob wir uns wiedersehen werden, ob wir äußerlich fremd dahin gehen werden durchs Leben, der Geist, der uns verbindet, der wird bleiben ein „Κτῆμα ες ἀεί' daran die Motten und der Rost nicht fressen. Darum können wir getrosten Mutes diese Vereinigung, die uns äußerlich zusammengehalten hat, lösen, der Geist, der uns innerlich verbindet, als dessen Symbol wir die ‚blaue Blume' fanden, der wird uns leiten wie der Stern von Bethlehem die Könige aus Osten, und darum fordere ich Sie auf, alle mit mir die Gläser zu erheben."

Die letzten Worte des Redners wurden erdrückt von dem Lärm der Beifallsrufe, des Stühlerückens und des Gläserklingens. Bertram war ans Klavier getreten und erging sich in jauchzenden Akkorden, und Fritjof Alexander Möninghoff stand in der Mitte des Raumes, um-

Digitized by Google

drängt von den andern, lächelnd in Glück und Stolz.

Nur langsam kam man zur Ruhe. Kryzanowski lehnte jetzt faul in einer Ecke und ließ ohne Gewissensbisse den Kellner die weiteren Flaschen öffnen, während die andern in Gruppen verteilt rauchten und plauderten.

Möninghoff hatte sich, um sich von der Anstrengung des Sprechens zu erholen, etwas ans Fenster zurückgezogen, lehnte jetzt in vornehm nachlässiger Pose in der Nische und schaute auf die nächtlich erhellte Straße hinaus. Jetzt, wo die gewaltsame Spannung von vorhin etwas nachließ, wurde ihm doch etwas melancholisch zumute, wenn plötzlich grell das Klingeln der Straßenbahnen von unten, die Erinnerungen an die Ereignisse des Tages ihm in die Gedanken kamen.

Da trat Eva Salomon, langsam und mit ihrer schmalen, goldenen Uhrkette spielend, auf ihn zu: „Sie haben so schön gesprochen, so konnte nur ein Dichter reden", sagte sie.

Möninghoff lächelte melancholisch, er fand nicht gleich eine Erwiderung.

Eva aber fuhr fort, scheinbar auch durch das Fenster hinausblickend auf die erhellten Straßen: „Oh, Sie sind glücklich, Herr Möninghoff, fort zu können aus dem häßlichen Berlin. Auch ich möchte dahin, wo die Zitronen blühen. Ich habe ja eine so grenzenlose Sehnsucht hinaus aus diesem furchtbar engen Dasein. Ich ersticke, wenn ich hier bin, ich vergehe in Marasmus, wie Max Stern einmal neulich von einem ähnlichen Falle sagte."

Möninghoff lehnte sich leicht zurück an die Wand. „Nun, wenn ich wiederkomme, hoffe ich, werden Sie auch Ihre Pläne verwirklicht haben."

Eva aber sah ihn mit ihren dunklen Augen an: „Ja, kommen Sie wieder! Sie sind ja der einzige Mensch, der mir begegnet ist unter all diesen Leuten. Oh, wenn Sie wüßten, wie unglücklich ich bin, man will mich verheiraten an einen Kaufmann, aber ich will nicht, ich will etwas ganz anderes. Oh, wenn Sie wüßten! Aber ich tue es, ich tue es ganz gewiß."

Ihre Hände hatten sich leicht zusammengepreßt, und erstaunt bemerkte Möninghoff den leidenschaftlichen Ausdruck ihrer Züge. Er sann nach einer Antwort, war aber froh, daß sie unterbrochen wurden, denn er fand solche gespannten Situationen mit starken Leidenschaften peinlich.

Im Zimmer jedoch hatte sich der lange Bertram ans Klavier gesetzt und ein Lied zu spielen begonnen, das man öfter schon in dem Klub gesungen hatte, ein Lied, daß von der Zukunft und ihren großen und herrlichen Dingen sprach.

Zweites Buch.

1. Kapitel.

Es war drei Jahre später. Da gingen von Berlin aus Anzeigen ins Land, daß mit dem ersten Oktober eine neue, in künstlerischem Geiste geleitete, vornehme Zeitschrift erscheinen würde, die allmonatlich ausgegeben werden und den Namen die „Blaue Blume" führen solle. Das Programm war das folgende: Es sollte im Rahmen dieses Blattes eine Richtung gepflegt werden, die sich abseits von Modeströmungen des Tages ganz dem Kampfe für Schönheit und Stil widmen wollte. Besonderen Wert würde man dabei auf die äußere Ausgestaltung legen, die im Gegensatz zu der Häßlichkeit der Tagesprodukte einheitlich künstlerisch gehalten sein sollte. Neben den ersten literarischen Namen des In- und Auslandes seien auch die hervorragendsten Größen der bildenden Kunst für Zeichnung des Buchschmuckes gewonnen worden, und schon hätten die besten Talente Deutschlands, Frankreichs, Belgiens und Skandinaviens ihre Mitwirkung zugesagt. So werde die „Blaue Blume" ein Hort echter Kultur inmitten der Dumpfheit und Alltäglichkeit des sogenannten „modernen" Lebens sein. Als Herausgeber zeichneten Fritjof Alexander Möninghoff und Felix Peter Mannheimer.

Im September, am Abend eines regengrauen Sonntages, kam Möninghoff an in Berlin, das er seit drei Jahren nicht mehr betreten hatte. Jörgens und Max Stern, jetzt Doktor der Medizin und erster Assistent an der chirurgischen Klinik, erwarteten die Ankunft des Zuges, der Möninghoff bringen sollte, in der Halle des Anhalter Bahnhofs. (Fortsetzung folgt.)

Anmerkung: Der Roman „Die blaue Blume" von Bruno Wölfing erscheint auch als Buch im Verlage von Otto Janke, Berlin SW 11, und ist durch alle Buchhandlungen oder vom Verlag zu beziehen.

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

Siegesahnung

In Sonne lag der Wald. Der Birken Licht
Erglänzte silbern aus den braunen Reih'n
Der Kiefernstämme. Gras und Blumengrün
Umsäumte polsterdicht des Weges Rand.
In allen Wipfeln harfte leiser Ton,
Doch meinem Ohr erschien das Wehen dumpf
Und ahnungsschwer. Ein bleicher Schatten flog
Und schien der Sonne helles Gold zu trinken,
Warf fahlen Schimmer auf den hohen Wald.
Auf diese Stätte, die voll Trauer stand,
Da draußen, fern von allem Sommerfrieden
Des Landes Söhne harren, kriegsbereit,
Und jetzt, in dieser stillen Abendstunde
Vielleicht ihr Blut auf fremden Boden fließt.
Was rauscht der Wald? Ward Siegesbotschaft ihm
Von Wolkenscharen, die der Wind gesandt?
Die Wipfel neigen sich in Flüsterchören,
Ein Zittern überfällt das Birkenlaub,
Als wüßt es viel . . . Und nur mein Menschenherz,
Mein töricht, taubes, kann den Urgesang,
Die fremden Weisen, nimmermehr verstehn,
So wild es auch an seine Wände hämmert,
Um Antwort flehend Wolken, Licht und Wald.

Hedwig Forstreuter.

Im Krug von Wreczolenka / Von Hanns Gisbert

Christian Bergner war schlecht beraten, als er sein Heimatsdorf im Brandenburgischen verließ, um die Erbschaft des Mutterbruders an der Ostgrenze des Reiches, den Krug in Wreczolenka, zu übernehmen. Der Krug des alten Mikoleit war schon seit Jahren durch die Kränklichkeit des Besitzers und seine mit den Jahren zunehmende Taubheit zurückgegangen, erst recht, seit diesem wegen Weinfälschung der Prozeß gemacht worden war; obzwar der Wein die geringste Rolle in der Gegend spielte. Und der Fusel war echt und stark, das sah man an den vertrunkenen Gesellen, die oft schon am frühen Morgen mit verglasten, roten Augen aus der Schenke trollten.

Christian Bergner war enttäuscht, als er die verfallenen Gebäude, die verkommenen Felder, die unsaubere Wirtschaft sah; aber er hoffte mit zwei starken Armen und gutem Willen viel fertig zu bringen, erst recht, wenn ihm eine tüchtige Frau zur Seite stände. Und die junge Lotte Schulze, sein Nachbarkind von daheim, die er auf diese Aussicht hin heimführte, hantierte so fleißig in Küche und Kammer, stand so frisch und blühend unter dem verwitterten Firmenschild, daß jeder seine Freude daran haben mußte, und der junge Ehemann nicht zweifelte, daß ihm das Glück doch einmal lächeln müsse. Und doch verrechnete er sich. Für die Grenzbevölkerung war und blieb er der Preuße, und die ansässigen Deutschen übertrugen das Mißtrauen, das sie gegen den alten Mikoleit gehegt, auf seinen Nachfolger. Der Krug blieb leer trotz aller Freundlichkeit und Sauberkeit der Wirtsleute. Christian Bergner mußte seine Arme im Feld tüchtig regen, um das Nötige für seine junge Frau und die beiden Kinder, die im Laufe der Jahre dazugekommen, herbeizuschaffen, und Lotte hatte die junge Bauernmagd, die ihr zur Hand hätte gehen sollen, entlassen, um alle Arbeit selbst zu tun. Aber sie ließen den Mut nicht sinken; sie hatten sich lieb und waren überzeugt, daß ihre unablässige Arbeit doch einmal gesegnet sein werde.

Bis Lotte mit einem dritten Kinde niederkam, das die Augen nur öffnete, um sie wieder zu schließen, weil es bei der Geburt gar so hart hergegangen war. Und die junge Mutter konnte und konnte sich nicht erholen; sie hatte dem toten Kinde alle Kraft und allen Lebensmut mit ins Grab gegeben, und schlich nun mühsam einher mit bleichen Lippen und zitternden Gliedern. Mit fast übermenschlicher Anstrengung suchte sie ihre Pflicht zu tun, um nach der geringsten Arbeit zu Tode erschöpft zusammenzusinken. Blutenden Herzens sah Christian das Elend zu Hause, ohne helfen zu können, ohne die Mittel herbeischaffen zu können, die der Arzt verordnet hatte. Ruhe und Pflege, kräftige Kost und stärkende Weine, wenn möglich Luftveränderung. . . . Wie sollte er das fertig bringen, wo der harte Winter vor der Tür stand und die

Digitized by Google

diesjährige Ernte so spärlich ausgefallen war, wie nie vorher.

Im Krug von Wreczolenka hörte man kein frohes Lachen mehr. Spät wurden die Läden von einer müden, blassen Frau geöffnet, deren trostloser Gesichtsausdruck keinen Gast anlockte. Christian Bergner ging mit verdrossener Miene aufs Feld; in den Winkeln kauerten die vernachlässigten Kinder. . . . Der Junge war ein schwerfälliger, plumper Bengel; aber Lisetta, das Töchterchen, war ein rechtes Evastöchterchen mit Hausfraueninstinkten, das schon unter Mutters Anleitung zu fegen und zu säubern verstand, wie ein Altes. Dann ging ein matter Sonnenstrahl über das kranke Gesicht, und Lotte Bergner rechnete, wie lange es noch dauern würde, bis die Zehnjährige ihr eine Hilfe sein könnte. Vielleicht, daß sie sich dann das Reisegeld zusammensparen könnte, um die Heimat noch einmal wiederzusehen! Die Schwester hatte sie eingeladen und versprach, sie recht hegen und pflegen zu wollen, damit sie gestärkt und gekräftigt nach Hause zurückkehren könne.

Da aber kam ein Tag, der alles Hoffen und Wünschen zuschanden machte. Das war, als Bergner mutlos von der Kreisstadt zurückgekommen war, wo er sich um eine Stelle für den Winter beworben hatte und seine Frau fahl und starr wie eine Tote vorfand. Der Arzt, den der Verzweifelte geholt, obgleich er wußte, daß er ihn nicht bezahlen könnte, gab die Hoffnung nicht auf. Ein sofortiger operativer Eingriff könne noch nützen; aber die Kranke müsse vorsichtig nach der Stadt transportiert werden. Tragbahren, Wagen mit Gummirädern, damit nicht die geringste Erschütterung stattfinde.

Starren Antlitzes hörte der Mann zu; wie sollte er das machen? Kein Pfennig bares Geld im Hause. . . . Bis spät in die Nacht saß Bergner in der leeren Wirtsstube, den Kopf in den aufgestützten Händen und grübelte über sein Schicksal. Es graute ihm, zu der Frau heraufzugehen, die er so über alles liebte, und der er nicht helfen konnte, obwohl Hilfe für sie möglich war. Wenn er sein Herzblut für sie hergeben könnte! Kein Opfer wäre ihm zuviel!

Um Mitternacht ertönten Schläge an der Tür. Ein paar wild und verschlagen aussehende Gestalten begehrten Einlaß und Trank. Der ältere mit den slawischen Zügen kam ihm bekannt vor, und er irrte nicht. Iwan Baschnikoff war oft mit Getreide über die Grenze gefahren und hatte im Krug einen Schluck Branntwein genommen, wenn er beim Zoll abgefertigt war. Ein häßliches Lachen irrte um den breiten Mund des Slawen. War der Preuße jetzt so weit, wie er ihn haben wollte?

Die beiden Männer saßen lange, lange bei dem Wirt von Wreczolenka und flüsterten geheimnisvoll mit ihm. Als sie schieden, waren alle Läden geschlossen und ein Haufen Gold lag auf dem Wirtstisch, der Bergner zu glühen schien wie das höllische Feuer. Aber das Gold brannte nicht, wenn er daran rührte, und er sollte das Zehn-, das Hundertfache haben, wenn er den beiden Fremden zu willen war. . . .

Christian Bergner ging in dieser Nacht nicht zu Bett. Am anderen Morgen aber holte er schon in der Frühe den großen Wagen des Fuhrhalters aus dem Städtchen, holte Tragbahren und Pflegerinnen, damit seine kranke Frau nach der Kreisstadt überführt werden könne. Und abends trat ein neuer Knecht bei ihm ein, Wassily Afejakin, ein Kleinrusse, — der Begleiter des Baschnikoff. . . .

Seit jener Zeit ging es mit den Bergners aufwärts; die Frau genas; die Felder wurden bestellt; die Gehöfte ausgebessert, das Wirtshaus sauber gestrichen; mehr und mehr fanden sich jetzt auch Gäste ein und füllten die Kasse des Krugs; die Kinder wurden gepflegt und besuchten gute Schulen. Aber der Bergner ging finsteren Blickes umher, als hätte er einen Geist gesehen, sagten die Leute, und schoben die Veränderung auf die furchtbare Erregung bei der Krankheit der Frau. Und wenn es je in seinem Gesicht hell aufleuchten wollte, so genügte das Eintreten des Knechtes, ihn wieder ernst und traurig zu stimmen. Mit List und Gewalt suchte er ihn zu entfernen. Umsonst!

Gegen die Seinen war er gut und freundlich, manchmal weich. Er hatte sie nur zu sehr geliebt. . . . Die Frau kehrte aus der Heimat wie eine andere wieder! kein Kränkeln, kein Klagen mehr. Die Operation hatte alle schlechten Stoffe entfernt und die Frühjahrstage am stillen Havelsee ihre Genesung vervollständigt; jetzt bangte sie um den Gatten, der so vollständig verändert war. Aber er wich allen besorgten Fragen aus, und allmählich gewöhnten sich Frau und Kinder an das verdüsterte Antlitz, an den scheuen Blick des Mannes, der keinem mehr recht ins Auge zu sehen vermochte. Niemand ahnte, was er litt . . . .

Iwan Baschnikoff kam oft, meist nachts und unverhofft. Wassily, der Knecht, öffnete ihm auf das wohlbekannte Zeichen, und saß dabei, wenn das Raunen und Fragen anging. Oft und oft hatte Christian Bergner versucht, von den Russen loszukommen. Er hatte ihnen das Sündengeld auszahlen wollen, es hatte reiche Zinsen getragen und ihn unabhängig gemacht. Er war zu Opfern jeder Art bereit; allein sie ließen ihn nicht aus ihren Krallen, den Elenden, dessen Notlage sie ausgenützt hatten, um wichtige Aufschlüsse zu bekommen, und der ihnen jetzt wertvoll war, weil seine Felder zur Brücke herabreichten, zur Brücke, die in einem Kriegsfalle den Deutschen unentbehrlich war. Bergner wehrte sich wie ein Verzweifelter, sie aber ließen ihn nicht los.

Jahr um Jahr war vergangen. Bergners Sohn war ein stämmiger, junger Mensch geworden, der in einem Posenschen Regiment seine Zeit abdiente und nicht übel Lust hatte, zu kapitulieren; Lisetta war eine schlanke Siebzehnjährige, die gern mit den vorüberreitenden Mannschaften und Offizieren scharmuzierte, ohne sich etwas dabei zu vergeben,

Digitized by Google

als der Kriegsruf aus Rußland alle Deutschen zur Wehr rief. Eine Begeisterung sondergleichen erfüllte die Luft, und der Krug von Wreczolenka widerhallte von vaterländischen Gesängen. Die Mobilmachung sah das ganze Volk in Waffen, und jeder wartete in Spannung auf den Moment der Kriegserklärung. Unablässig war der fremde Knecht hinter seinem Herrn her: „Die Brücke, Herr, die Brücke . . . .“

Nein, er konnte nicht! Er konnte nicht vollbringen, wozu er sich damals in Wahnsinn und Verzweiflung verpflichtet hatte. Tausendmal hatte er es ihnen gesagt. Er konnte und er wollte nicht! Lieber schied er freiwillig aus dem Leben. . . .

Aber da waren sie, die Andern, die Weg und Steg genau kannten, die Sprengstoffe in seinem Keller aufgehäuft hatten, daß es genügend wäre, eine Stadt in die Luft zu sprengen; sie würden das Schreckliche ausführen, wenn er nicht da wäre, es zu verhüten.

Was sollte er tun? Sich den Gerichten stellen und ein offenes Bekenntnis ablegen? Und damit Frau und Kinder ins Verderben schicken, den Sohn mit Schimpf und Schande beladen, aus seiner Laufbahn schleudern?

Er kniete nieder vor dem Christusbild, das in der Schlafstube zu Häupten des Bettes hing und betete mit verzweifelter Innigkeit, er, der so lange nicht gewagt hatte, vor seinen Herrn zu treten. Aber keine Erleuchtung wollte ihm kommen, kein Ausweg.

Ihm blieb nichts übrig, als das Schreckliche zu tun. . . . Nein, nein und wieder nein! „Hilf, Herr! Hilf noch in letzter Stunde!“

Zug um Zug donnerte über die Brücke. Die ganze Bevölkerung war auf den Beinen, um das sich entwickelnde militärische Schauspiel zu sehen, die Scharen todesmutiger, siegbegeisterter Streiter für das Vaterland. Unablässig verfolgten die Blicke des Russen den Wirt: „Die Brücke, Herr, du weißt, was du gelobt hast.“

Die Wachtposten und Offiziere kehrten im Kruge ein und wurden bewirtet. Die Frau versprach ihnen, zur Nachtzeit Getränke zu schicken. Und Christian Bergner schlich sich umher wie ein Verdammter, wußte er doch, was Wassily, der Unhold, in das Bier, in den Tee, mischen würde.

Kein Entrinnen gab es; sie würden ihn beim Wort nehmen! Heute noch. Morgen war der Knecht vielleicht schon des Landes verwiesen, heute konnte er noch bei dem Satanswerk helfen. Es würde nicht auffallen, wenn der Krugwirt mit seinem Gesellen durch seine Felder nach der Brücke ginge, um den Mannschaften Atzung zu bringen. Und wenn die Ahnungslosen getrunken hatten und betäubt oder entseelt dalagen, dann konnten die Minen gelegt werden, die Deutschland den Zugang zu der russischen Grenze versperren sollten.

Bergner schickte Frau und Tochter aus dem Hause; sie sollten bei der Truppenverpflegung am Bahnhof von Wreczolenka helfen; er würde die Sache hier mit Wassily schon allein schaffen.

Ein Gedanke kam ihm. Wenn er den Knecht niederschösse wie einen Hund? Was lag an diesem elenden Leben? Gerne würde er dann das seine opfern, als Sühne für seine Schuld. . . .

Als ob er etwas von diesem Vorhaben geahnt hätte, umschlich der Russe seinen Herrn, immer auf dem Sprung, ihm die Kehle zuzuschnüren.

Als es zu dunkeln begann, erscholl der unheilvolle Vogelruf, der das Anderen Kommen kündete. Wassily öffnete die Hinterpforte im Keller, und Baschnikoff stand vor seinem unseligen Werkzeug, die scharfgeladene Pistole an seine Schläfen haltend. „Willst du, oder willst du nicht?“

„Ich will nicht, ich kann nicht! Sei barmherzig, Iwan Baschnikoff, ich kann mein Vaterland nicht verraten. Ich will dir alles wiedergeben, was du mir geliehen hast, bei Heller und Pfennig . . .“

„Hör auf mit deinem Geflenn. Vaterland! Pah! Dein Vaterland hätte dich und dein Weib verhungern oder krepieren lassen . . .“

„Habe Mitleid! Was du tun willst, willst du ja auch für das Land deiner Jugend tun. Du mußt doch verstehen, daß ich nicht gegen das meine handeln kann, daß ich wahnsinnig war, als ich es versprach . . .“

„Ich weiß nur, daß du wahnsinnig bist, wenn du jetzt nicht tust, was du geschworen hast. Ich schieße dich nieder wie einen Fahnenflüchtigen, wenn du dein Wort nicht hälst, und die Brücke,“ — das häßliche Gesicht verzerrte sich in einem boshaften Lachen — „die Brücke springt doch in die Luft.“

Christian Bergners Antlitz wurde noch finsterer. Und dann wußte er was er zu tun hatte. . . .

Er zuckte die Achseln. „Wenn es nicht anders ist. Ich hatte gehofft von meinem Wort frei zu kommen. Aber es ist noch zu früh. . . . Ich will einen Trunk aus dem Keller holen, um mir Mut zu dem Höllenwerk anzutrinken. Ihr sollt meine Gäste sein!“

Er schloß die Tür ab, als er nach längerer Zeit heraufkam und legte den Schlüssel aufs Spind. „Bei der Unterhaltung, die wir heute Abend führen, können wir keine Zuhörer gebrauchen.“

Und dann ging es an die Besprechung des teuflischen Planes. Wie verabredet, sollte Wassily mit den Körben vorangehen, in denen Brot und Getränke mit einschläfernden Mitteln waren; die beiden anderen würden mit der ersten Kiste mit Sprengstoffen folgen. Wenn sie zum zweitenmal kämen, würden die Schlafmittel gewirkt haben, und ihnen wäre freie Hand gelassen.

Bergner schüttelte sich wie im Fieber; alle die Last, die er die langen Jahre hindurch getragen, lag schwer auf seiner Seele. Er war kein Verräter, wollte keiner sein, trotz der Stunde der Schwachheit, die jene ausgenutzt hatten. Nein, tausendmal nein! Gott Dank, der ihm den Ausgang gezeigt hatte!

Digitized by Google

Und wieder fühlte er sich leicht und froh. War es nicht vielleicht ein Glück, daß die Elenden sich an ihn geklammert hatten? Vielleicht hätten sie einen anderen gefunden, dem keine Bedenken gekommen wären? Nun hielt er das Schicksal des Reiches in seiner Hand . . . Weiß Gott, er wollte es zum Rechten lenken! Er wollte die eine Stunde seines Lebens ausmerzen, die ihn, von Leid und Sorge erdrückt, so grenzenlos schwach gefunden hatte. Er wollte wieder wert sein, ein Deutscher zu heißen!

Verächtlich und stolz hörte er auf die trunkenen Reden der Beiden, die sich schon im Vorgefühl des Triumphes weideten, sah Wassilys scheußliches Lachen: „Die sind schlau da unten. Die trinken nicht und kosten nicht, ehe ich nicht getrunken und gekostet habe. Ich werde mich sputen müssen, um in meinem Schläfchen nicht von dem Feuerwerk der Brücke gestört zu werden."

„Du hast keine Eile nötig." Finster sah Bergner auf den Schurken, der ihm seit jenem schrecklichen Tage keine frohe Stunde mehr gegönnt hatte. „Du wirst keinen Schlaf mehr tun, als den letzten, Wassily Asejakin!"

Überrascht ließ Baschnikoff das Glas vom Munde sinken; was war der Rede Sinn?

Im selben Augenblick ein merkwürdiges Geräusch aus dem Keller. „Teufel, was ist das?" Die Männer waren aufgesprungen, auch der Wirt. Er trat zum Spind, über dem die Bilder von Frau und Kinder hingen; einen Augenblick war es, als ob er bete. . . . Dann warf er den Schlüssel durch das Fenster, daß er klirrend zur Erde fiel. Stolz trat er vor die beiden, die ihn so lange geknechtet hatten.

„Du kannst mich jetzt niederschießen, Iwan Baschnikoff! Es wäre nur die Strafe für jene Stunde, die ich nicht ausmerzen kann aus meinem Leben. Aber es wäre vergebliche Mühe. . . . Ich gehe freiwillig; ich habe meine Rechnung mit dem Himmel gemacht; mein Tod ist die Sühne für meine Schuld. Meine Kinder brauchen sich ihres Vaters nicht mehr zu schämen." Wild lachte er auf. „Ich gehe; aber ich gehe nicht allein. Ihr, die ihr mich auf teuflische Art gezwungen habt, Genosse eurer Schurkerei zu sein, sollt mir Gesellschaft leisten. . . . Wißt ihr, was das Geräusch im Keller, was das Knistern und Knattern bedeutet? Es ist die Zündschnur, die den Keller in Brand steckt. . . ."

Schwer donnerten die Fäuste der Schreckensbleichen wider die Tür: „Verrat!"

„Ja, betrogene Verräter! Ich befreie mein Vaterland von euch. Jede Tür hinter euch ist verschlossen. Ihr sitzt in der Falle."

Wassily duckte sich, um dem Wirt an die Kehle zu springen. Baschnikoff legte die Waffe auf ihn an, der hoch und frei mit über die Brust gekreuzten Armen vor ihnen steht.

„Schieß zu, elender Schuft! Ein Deutscher stirbt für sein Vaterland, aber er verrät es nicht."

Im selben Augenblick ein Schwanken. . . . Scheint sich nicht der Boden der Stube zu heben? . . . Eine furchtbare Erschütterung — ein Knall, der an Schrecken alles übertrifft, was sich menschliche Phantasie ausdenken kann, ein Klirren und Krachen. Verzweifelte Flüche der beiden Russen, von des Wirtes Lippen ein todesmutiges Hurrah!

Der Krug von Wreczolenka ist nichts mehr als ein wüster Trümmerhaufen. Der Übergang über die Brücke ist den deutschen Truppen gesichert. Christian Bergner hat sein Ehrenschild wieder reingewaschen.

★

Singende Arbeiter

Ingrimmig bogen sich die nackten Rücken,
Die Hämmer wuchteten, die Essen sprühten,
Glühhitze, Staub und Rattern zum Erdrücken,
Und draußen dehnte sich die Welt in Blüten.

Da schwebte aus dem Hämmerdröhnen
Ein altes Lied, nur leise quoll's,
Und klang wohl wie ein Sehnsuchtsstöhnen,
Doch grausam hart und seltsam stolz. Otto Doderer.

★

Eine deutsche Mutter / Skizze aus schweren Tagen von M. von Rentz

Mutter Hoffmann trug schweres Leid. Nach wenigen Jahren glücklichster Ehe hatte ihr der Tod den Mann genommen, und von diesem Tag an war ihr Leben trüb geworden. Ihre Menschenliebe und Güte aber waren geblieben; wo sie über die Schwelle trat, hörten Tränen auf zu fließen, und die Augen leuchteten auf.

Mutter Hoffmann hatte einen Sohn — er war ihr ein Trost, aber sie sah mit geheimer Sorge auf ihn. Hermann war nicht wie die anderen Kinder. Wenn die Jugend frisch und jauchzend umhertobte, stand er abseits von ihnen — verträumt und ohne alle Fröhlichkeit.

Wenn sie ihre wilden, kindlichen Kriegsspiele spielten, schlich er sich wohl gar von ihnen weg, und wenn die frischen Dorfmädel ihren Strickstrumpf zu Mutters Ärger hinwarfen, um sich dem furchtbaren Kriegerheere anzuschließen, um mit Begeisterung gegen den Feind loszuziehen, ihn gefangen zu nehmen oder gar zu vernichten drohten, waren wohl Hermann und die Allerkleinsten die einzigen im Dorfe, die nicht Heeresfolge leisteten, und die

Digitized by Google

Mädel zeigten, wenn sie ihn trafen, mit Fingern nach ihm und spotteten:

„Du kannst ja bei Simons Kindermädel spielen" — oder: „Geh doch zur alten Webern und hilf ihr Strümpfe stricken".

So trieben sie's mit ihm in ihrer Art, während die Buben nur verächtlich lachten. Wenn es aber Hermanns Mutter hörte, so mußte sie die Zähne fest zusammenbeißen, um nicht zu weinen.

Nein — er war nicht wie die anderen Kinder. Nicht wie Nachbars frische, wilde Buben, auf die Frau Hoffmann mit stillem Neide sah. Denen war kein Graben zu breit, kein Zaun zu hoch, kein Spiel zu wild.

Nur abends schlichen sie oft schuldbewußt nach Hause, und Frau Krause klagte, daß sie Mühe und Not genug hatte, wieder zusammenzuflicken und in Ordnung zu bringen, was ihr Fritz und Karl heimbrachten. Als sie sie früh zur Schule zurechtgemacht, hatte es an guten Ermahnungen ihrerseits wirklich nicht gefehlt, aber es ging halt, wie sie klagte, zu einem Ohr hinein und zum anderen wieder heraus. Mutter Hoffmann half dann wohl und beklagte im stillen, daß sie diese Arbeit nicht für ihren einzigen tun konnte. — — — — — — — — — — —

Es war sehr schwer gewesen, für Hermann einen Beruf zu finden. Er schwankte hin und her beim Suchen danach. Konnte sich da nicht entschließen und fand dort nicht die geringste Liebe zur Sache. Seine früheren Schulkameraden, die längst schon wußten, was sie wollten, und die halb erwachsenen Mädchen sangen laut oder leise das Spottlied hinter seinem Rücken:

„Hänschen will ein Tischler werden;
Ist zu schwer der Hobel.
Schornsteinfeger will er werden,
Doch ihm scheint's nicht nobel." usw.

Endlich entschloß er sich für den Postdienst.

Eine schwere Zeit brach herein. Hermann selbst nahm das Telegramm auf, das Tausenden des deutschen Volkes den sicheren Tod bringen würde. Seine Hände zitterten, als er die Worte nachschrieb — er wußte, auch er war gerufen worden — auch er mußte mit hinein in das furchtbare Ringen um Recht und Sieg.

Er war nicht der einzige aus seinem Heimatsdorfe, aber als Hermann nach Hause ging, um Abschied zu nehmen, begegnete er nur strahlenden Gesichtern, und Fritz und Karl, die Nachbarssöhne, kamen ihm aufgeregt entgegengelaufen. Sie konnten den großen Tag nicht erwarten, an dem sie hinausmarschieren durften voll hoher Begeisterung für das große Ziel, voll Liebe zu Kaiser und Vaterland, voll Mut der großen, heiligen Aufgabe gegenüber.

Vater Krause war ernst, die Mutter Krause weinte.

Hermanns Mutter weinte nicht; es legte sich ihr in diesen Tagen eine schwerere Last auf die Seele, als sie bisher getragen. Bei den Vorbereitungen zu seiner Abreise saß Hermann mit fest zusammengebissenen Zähnen bei seiner Mutter. Er sprach kaum ein Wort über das plötzlich hereingebrochene schwere Unglück, und die wenigen Worte der Mutter fanden keinen Widerhall.

Dann zogen sie hinaus. — —

Frau Hoffmann ging jetzt nur aus, wenn sie wußte, daß Elternherzen für ihre frischen Buben bluteten, oder daß Frauen um den Mann weinten und klagten, oder daß jungen Bräuten die Wangen blaß und schmal wurden. Dort tröstete sie, richtete die Verzagten auf und lenkte ihren Blick zu dem ewigen Richter dort oben. — — —

Tage banger Sorge waren vergangen. Die ersten guten Nachrichten waren gekommen und hatten auch in dem kleinen Dorfe die Seele des Verzagtesten mit Hoffnung und Zuversicht erfüllt.

Kleine Funken waren es gewesen, die durch weitere tröstliche Nachrichten bald zur größeren Flamme wurden und aufrichteten.

Freilich hatte schon manches Haus den Sohn verloren, ihn hergeben müssen für die große deutsche, ehrliche Sache, und Frau Krause lag eines Tages schluchzend an Frau Hoffmanns Brust, die warme, begütigende, liebe Worte für die gebrochene Mutter fand.

Ihr Karl war den ehrlichen, rühmlichen Soldatentod gestorben.

Frau Hoffmann sah geradeaus, wie in weite, unendliche Fernen, während sie sprach. Ihre Seele suchte den Sohn — wo mochte er jetzt kämpfen oder auch wie Karl ruhen? — — — — —

Es ist fast Mitternacht. Draußen ist alles still. — Das Dorf liegt in tiefer Ruhe. Die Sterne gehen ihre Bahn, und ihr Licht leuchtet herab auf Freund und Feind, auf friedliche Bilder und Greuel des Krieges.

In Mutter Hoffmanns Stube brennt noch Licht; sie sitzt mit gefalteten Händen am Tisch, und langsam rinnen erlösende Tränen über ihr Gesicht.

Da — war's nicht, als ob es ans Fenster klopfte? Sie hebt lauschend den Kopf.

Da wieder — und noch einmal.

Sie steht auf und geht zum Fenster. Sie öffnet es und will fragen, aber sie kann nur halb erstickt sagen: „Du?!"

„Ja, ich, Mutter! — — "

Sie will hastend zur Tür, aber ihre Knie zittern — sie kommt kaum vorwärts, und es darf ihn doch niemand sehen — niemand.

„Was soll das? — Was heißt das? Wo kommst du her?"

„Mutter — ich — ich hielt's nicht aus — ich konnte nicht — ich — ich —" er brach auf dem ersten Stuhl zusammen.

Die Mutter stand vor ihm.

„Du bist also — du bist —" sie spricht mühsam und sie würgt das Wort heraus: „Du bist — desertiert — ausgerissen?"

Er antwortet nicht, senkt nur schuldbewußt den Kopf.

Digitized by Google

Sie schleppt sich in die Küche — holt Milch und Brot. „Hier, trink und iß!" sagte sie mit harter Stimme.

Mit finsterer Miene beobachtet sie ihn, wie er gierig das Brot verschlingt.

Seine Kleider sind zerrissen und beschmutzt — und plötzlich steigt ihr ein höhnisches, verächtliches Lachen die Kehle herauf. Sie muß daran denken, wie sie sich früher sooft danach gesehnt hat, ihn einmal so zu sehen. Sie lacht noch einmal, so daß der Sohn sie erschreckt ansieht.

Ja, jetzt sah sie ihn einmal „so".

Sie sah, daß auch ihm einmal kein Graben zu breit, kein Zaun zu hoch gewesen war — jetzt.

Sie hielt die Hände vor ihr Gesicht, dann sagte sie ruhig: „Geh hinauf, leg dich — dein Zimmer ist noch in Ordnung."

„Gute Nacht", sagt er leise, aber er erhält keine Antwort. — — — — — — — —

Als er sich am Morgen durchs Haus schleicht, findet er die Mutter im Lehnstuhl sitzend — tot.

„Mutter!"

Auf dem Tisch liegt ein Blatt Papier — mit zitternder Hand steht darauf geschrieben:

„Wenn du noch etwas für deine Mutter tun willst, so stelle dich der Behörde; ich habe viel ertragen, aber einen Sohn zu haben, der seinem Vaterland in der Stunde der Not und Gefahr den Rücken kehrt, das ertrage ich nicht.

Deine unglückliche Mutter."

*

Zwischen Sumpf und See

Zwischen Sumpf und See, im falben Ried,
Der Nachtwind singt sein gespenstisch Lied.
Durchs Waldesdickicht mit grellem Schein
Lugt des Mondes bleiches Gesicht herein.
Warum wohl so klagend das Käuzlein rief?
Woher das Kichern im Grunde tief? —
Aus dem See, vom raschelnden Schilf umlaubt,
In feuchten Locken Haupt um Haupt —
Wer so spöttisch gekichert, nun, weißt du es, Mond:
Der Nixen Schwarm, der im Grunde wohnt
Zwischen Sumpf und See.

Zwischen Sumpf und See, aus dem Moorgrund tief,
Steigt der Alte, der tausend Jahr fast schlief.
Scheu raunt's da und flüstert im Nixenchor:
„Der König selber? Was trieb ihn empor?" —
Seine Stimme ertönt wie ein Donnerschlag:
„Ihr Töchter auf, nun kommt unser Tag!
Rüstet das Mahl und richtet den Saal —
Eh' der Mond noch leuchtet zum drittenmal,
Viel hundert Buhlen zur Festesstund'
Führt ihr mit euch hinab in der Tiefe Grund
Zwischen Sumpf und See!" — — —

Zwischen Sumpf und See, in Dickicht und Ried,
Drommetet der Krieg sein wildes Lied.
Die Wälder beben, es zittert die Flut,
Grell leuchtet der Tag wie Flammen und Blut.
Ein Keuchen und Ringen in Gras und Moos,
Um den Siegespreis, um das Todeslos.
Hoch oben in Lüften mit Schild und Speer,
Entstiegen den Grüften, ein Geisterheer,
Uralte Schmach zu tilgen bereit,
Urenkelsprossen segnend im Streit
Zwischen Sumpf und See — — —

Zwischen Sumpf und See, in den Tiefen kauern
Die Nixentöchter und lauschen und lauern
Mit flimmernden Augen und bebenden Nüstern,
Und strecken die Arme gierig und lüstern:
„Ihr Söhne der Fremde, die ungebeten
Mit Herrschergelüst dieses Land betreten,
Heiho, ihr Frechen, jetzt sollt ihr gebannt
Für ewig bleiben bei uns im Land!
Kommt mit — wir laden euch alle zu Gast!
Geöffnet weit steht der Tiefe Palast
Zwischen Sumpf und See!" — — —

Zwischen Sumpf und See, ob zerstampftem Ried
Da heult der Nachtwind ein Totenlied.
Fernhin verhallte Trompetenklang,
Der deutschen Sieges Triumphlied sang.
Der bleiche Mond hält stumm die Wacht.
Ein leises Kichern nur tönt durch die Nacht.
Das kommt aus dem Grund, aus der Nixen Schwarm.
Um versunkene Russen schlingt sich ihr Arm.
Sie feiern heute wohl Liebesstund'
Mit Hunderten, Tausenden drunten im Grund
Zwischen Sumpf und See! — — —

Florentine Gebhardt.

Inhalt des Heftes 6: Die Meistergeige. Roman von Hans Werder. — Die blaue Blume. Roman von Bruno Wölfing. **Beiblatt:** Siegesahnung. Gedicht von H. Forstreuter. — Im Krug von Wreczolenka Von Hanns Gisbert. — Singende Arbeiter. Gedicht von O. Doderer. — Eine deutsche Mutter. Skizze von M. von Rentz. — Zwischen Sumpf und See. Gedicht von F. Gebhardt.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin, Verlag von Otto Janke Ausgegeben am 31. Oktober 1914. — Druck: A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek

1915 Heft 7

Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Die Meistergeige / Roman von Hans Werder

(Schluß.)

So sehr arg schien es mit dieser Erschöpfung denn auch nicht zu sein. Als der Künstler morgens an der wohlbesetzten Frühstückstafel erschien, erklärte er diesen Anblick für den erfreulichsten unter der Sonne, und die verflossene Nacht für die behaglichste seines Lebens. In einem Burgstübchen mit tiefen Nischen und gewölbter Decke, und dem Blick auf diese herrlichste Winkelei von einem Burghof, — zu hausen, — das sei an sich schon wie eine Ballade. Die schönsten Motive wären ihm durch den Kopf gegangen, und hätte sich's nicht eben so sehr gut da geschlafen, so wäre sicher die Tondichtung „Im Burggemach" heute bereits fertig.

Die beiden Mädchen mußten ihn dann umherführen, durch die ganze Burg, mit all ihren Türmen, Erkern und Winkeln. Auch hinab in den Park, der den Hügel umgab, mit mächtigen Eichen- und Buchenwipfeln.

„Wie schön ist dies alles, Gräfin Isabella. In Ihrer Stelle ginge ich niemals fort von hier."

Sabine sah ihn forschend an. Seltsam berührte sie aus seinem Munde gerade dieser Satz, der so ganz ihrem und Roderichs Wunsche entsprochen hätte. Isabella bog den Kopf zurück, und schaute hinweg in die Waldestiefe. „Gewiß ist es hier schön", sagte sie langsam, kühl. Aber ich bin hier nicht heimisch, und wer kann dem Schicksal gebieten, wohin es uns führen soll?"

„Wenn einer auf der Welt, so kannst du es jetzt wohl", dachte Sabine. Als sie heimgekehrt waren, suchte sie sogleich ihren Bruder auf. In seinem Arbeitszimmer fand sie ihn, den Kopf in beide Hände vergraben. Er fuhr auf, und sah ihr aus leidvollen Augen fragend entgegen. Sie erzählte ihm die Gespräche. „Ich kann aus dieser ganzen Bewandtnis nicht klug werden", schloß sie. „Nicht aus seinen Empfindungen, und nicht aus ihren."

„Oh, — ich schon!" entgegnete er gelassen. „Sie vergöttert ihn, — und in ihm die Kunst. — Er ist verliebt in sie, aber etwas anderes steht ihm noch höher. — Noch weiß ich nicht, ist es die Kunst, oder ist es der Erwerb von Geld und Ruhm."

Sabinchen senkte traurig den Kopf. Er hatte recht, sie fühlte es wohl.

„Im übrigen," fuhr Roderich fort, „er ist ein gut aussehender, anziehender Mensch. Findest du nicht auch? — Laß die Beiden nicht allein, Sabinchen. — Das — sind wir ihr schuldig!" —

— — — — — — — — — —

Der letzte Abendschein war erloschen, der Diener brachte die Lampen herein.

„Nun, Gräfin, — und die Geige? Ich glaube, jetzt ist die Stimmung da, zum Ausflug in die Vergangenheit. Das Buch habe ich durchgelesen, bin also gerüstet."

Sie saßen wie gewöhnlich in der Bücherei, wo „sie" — schon wartend auf dem alten Pult in der Fensternische lag.

Stumm nahm Isabella sie aus ihrem Gehäuse und reichte sie ihm, — feierlich wie der Ritter den Gral enthüllt.

So hielt sie Harald nun in Händen, und wandte sie betrachtend hin und her. Einen langen Pfiff zwischen den Zähnen durch tat er. „Donnerwetter — ja — allerdings —"

Digitized by Google

Dann stimmte er, es dauerte eine ganze Weile. „So, nun wird es gehen."

„Die ersten Töne dir — du Meister, den ich verehre!" —

Isabella sah ihn fragend an. Wen meinte er? — Doch dann fragte sie nichts mehr. Es stieg ein goldener Nebel um sie her aus unbekannten Tiefen, und umhüllte ihre Sinne und ihre Seele mit Zauberschleiern. Melodien waren das, wie es keine noch gegeben. Und sie wußte nicht, was das war. Des Künstlers Augen ruhten auf ihr, unverwandt. Noch war er bei ihr, — nicht untergetaucht in den Zauberwelten.

Er setzte den Bogen ab.

„Um Himmels willen — Harald — was ist das?"

„Ja, Isabella! Auf diesen Augenblick habe ich mich lange gefreut. Richard Wagner ist das."

Sie flog empor. „Das ist ja wohl gar nicht möglich —!"

„Ja, mein Kind, es ist so. Habe ich Ihnen nicht immer gesagt, daß das eine neue Welt sei, die sich uns erschließen wird, sobald man es uns nur ermöglicht, den Mann zu hören! — Nun und — ich habe ihn gehört."

„Aber — das klang ja wie Meereslieder, — Wellen am Phäakengestade, der Insel der Seligen!"

„Freilich! Schlechtweg irdisch ist das nicht, was Sie hier hörten. Von der Atlantis mag es herkommen, die Sie ja immer schon suchten. Irland hat der Dichter sie hier genannt. Und Tristan und Isolde heißt diese Wundermär. Nun hören Sie weiter."

Ja, nun allmählich versank er ganz in seiner Kunst. Man sah es. Die leuchtenden, grauen Augen wurden tief wie die Nacht, als schauten Sie aus ungemessenen Fernen her. Sein Antlitz wurde schmaler und blasser. Nichts sah noch fühlte er mehr. Hoch empor über das eigene Selbst trug ihn der mächtige Fittig seiner Künstlerschaft. Und seine Hörer zog er mit sich auf das wogenumrauschte Eiland, wo er herrschte mit seiner Kunst.

Einmal schaute Isabella auf zu dem Bilde an der Wand, wo Graf Roderich der Ältere mit den tiefen Künstleraugen herniederschaute. Sie schienen ernst und durchdringend auf jenem zu ruhen, der jetzt sein Kleinod in Händen hielt. Ja, diese Augen bestätigten ihr, was sie fühlte, — nach den zwei großen Italienern Giuseppe Tartini und Nicolò Paganini hatte kein Künstler noch wie dieser die goldrote Nachtigall zum Singen gebracht. — — — — — — — — —

Als er geendet, herrschte tiefes Schweigen.

Er sank in einen Sessel, lehnte den Kopf zurück und schloß die Augen. Isabella hielt die ihren in den Händen verborgen.

„In des Weltatems wehendem All
Ertrinken — Versinken."

Das war ihr einziges Empfinden.

Und Roderich hielt tief den Kopf gesenkt. Die Musik hatte ihm im innersten Herzen gepackt. Er war doch immerhin des Großvaters Enkel. Und darüber noch erhob sich ein anderes Gefühl.

„Mir erkoren — mir verloren —" so mochte es lauten. Entsagungsgewißheit. Und die erfüllte nun seine Seele.

Auch Sabine war tief ergriffen, ihre Augen feucht. Gewaltig war der Eindruck auf sie eingestürmt, mußte sich erst klären und festigen, das fühlte sie wohl und sann auf Betätigung ihres Empfindens. Nach einer Pause erhob sie sich und ging hinaus, um bald wiederzukehren, Weinkaraffe und Glas in der Hand. An Kundry die hilfsbereite mochte sie erinnern. Sie reichte dem Künstler das gefüllte Glas. Er sah zu ihr auf, und ein Lächeln trat in seine Augen. „Erdenluft muß ich noch atmen?" Er sagte es als Frage, doch angenehm berührte ihn diese gesunde Rückkehr zur Erdenluft.

„Ja, ich bin es nun, der hier zu danken hat", sprach er dann weiter. „Wahrhaftig, auf dieser Geige — da lassen sich Künstlerträume verwirklichen."

„Nun, Meister, unwillkürlich brauchte Sabine diesen Ausdruck. Sie werden doch gewiß eine noch viel schönere besitzen."

Er lachte. „Nein, Gräfin, das gibt es nicht! Mehr als ein Meisterwerk von Stradivari ist den Sterblichen auf diesem Planeten nicht erreichbar. Und etwas auch nur annähernd Vollendetes wie dieses hier sich anzuschaffen, dazu gehört ein Vermögen. Nun — solch armer Künstler wie ich, — für den Lebensunterhalt braucht er seine Fiedel. Alles andere bleibt ein Traum ferner Zukunft. Alles Wünschen und alles Sehnen."

Digitized by Google

„Es kommt mir vor, nachdem ich jenes Geigenbuch gelesen," nahm da Roderich das Wort, „als hätte diese alte Fiedel keinem der Künstler nur zum Lebensunterhalt gedient. Sondern immer — wie soll ich sagen, — zu einem gesteigerten Lebensinhalt. Verstehen Sie, wie ich das meine? So recht ist es wohl nicht ausgedrückt."

Harald sah ihn überrascht, beinah bewundernd an. „Allerdings verstehe ich, wie Sie das meinen, Herr Graf. Wenn ich, — als Künstler, — so fühle und solchen Ausdruck dafür finde, so ist das selbstverständlich, denn es handelt sich um eigene Empfindung und Erfahrung. Von Ihnen aber, dem die Kunst fern steht, beweist es, wie Sie mit zu fühlen verstehen —"

Roderich wehrte mit einer raschen Handbewegung ab. Unerträglich, daß dieser wildfremde Mensch feststellen wollte, was er — mit Isabella zu fühlen vermöchte. Denn sie allein war es, die seinem Empfinden die Richtung gab. Und er litt dabei, wie er nicht gewußt, daß Menschen leiden könnten, still im verschwiegenen Herzensschacht.

Isabella fühlte dies alles, unklar, doch mit feinem Verständnis. Es war ihr schwer und peinlich, da doch nicht ihm das Echo in ihrem Herzen galt. Leise stand sie auf und ging hinaus.

Die Blicke der drei Zurückbleibenden folgten ihr, jeder mit einem anderen Ausdruck: Frage, Sehnsucht, Mißbilligung.

In nervöser Unruhe erhob sich Harald, verwahrte die Geige, ging ein paarmal hin und her, empfahl sich dann etwas unvermittelt und verließ rasch das Zimmer.

Roderich preßte die geballten Fäuste vor seine Augen: „O ich Tor — mit welchem Wahnsinn ich mich selbst zugrunde richte!"

„Nicht du", sagte Sabine fest, beinah zornig. „Gegen dieses Schicksal vermochtest du — nichts! — Aber jetzt — entschuldige mich mal —" Sie sprang auf, und eilte hinaus, den beiden nach — das war jetzt ihre erste Pflicht.

In dem Gartenzimmer, am tiefen, breiten Erkerfenster, da standen die Beiden wirklich. Heller Mondschein fiel durch die bleigefaßten Scheiben herein. Eine goldige Helle war es, doch mit der verschleiernden Weichheit, die dem Mondlicht eigen. Harald hielt den Arm um das Mädchen geschlungen. Ihr blonder Kopf, vom Mondlicht mit Schimmer umwoben, war leicht zurückgesunken. Sie schloß die Augen, und er beugte sich über sie und küßte sie.

Entsetzen durchfuhr Sabinen bei diesem Anblick. Da war also das Schicksal, unabwendbar. Wie ein Abgrund tat es sich vor ihr auf, und sie meinte, die an seinem Rande Hinirrende warnen, retten zu müssen.

„Isabella!" Es war ein Ruf der Herzensangst.

Isabella schrak zusammen. Doch löste sie sich nicht aus dem Arm, der sie umschlungen hielt, und der auch regte sich nicht, sie frei zu geben.

„Kommen Sie, Gräfin Sabine", rief Harald. „Sie sind ja nicht der tückische Tag, der neidbereite, der uns dies traumhafte Glück zerstören möchte?"

Sabine trat rasch näher. „Ich fürchte doch, Meister", sagte sie kalt. „Vergessen Sie, bitte, nicht, daß Sie meines Bruders Gast sind —"

„Gewiß nicht, nein!" unterbrach er sie hastig. „Aber ich wußte nicht, daß Ihr Bruder der Hüter dieses Schatzes sei. Daß ich es vor ihm zu verantworten hätte, wenn ich die Himmelsschätze hinnehme, die diese Hände mir bieten."

„Ich weiß nicht, was meine Kusine Ihnen bieten kann oder darf. Sie ist noch ein halbes Kind, und sie steht hier unter seinem und meinem Schutz. Doch können wir Ihnen keine Antwort geben. Gehen Sie zu ihrem Vater, und fragen Sie den!"

Sabine sah, daß seine Hand zitterte, die jetzt Isabellas Hände an seine Lippen zog.

„So stürben wir, um ungetrennt
Ewig einig ohne End',
Ganz uns selbst gegeben,
Der Liebe nur zu leben."

Er murmelte es vor sich hin, bebend vor Leidenschaft.

Isabella aber ließ es geschehen, daß Sabine sie umschlang und mit sich fortführte.

Die Zimmer der beiden Mädchen lagen nebeneinander. Die Verbindungstür war nur angelehnt. Doch sprachen sie nicht mehr zusammen.

Es war spät. Sabine saß vor dem Spiegel und bürstete ihr aschblondes Haar. Tränen standen in ihren Augen.

Digitized by Google

Wenn Roderich dies gesehen und gehört hätte! Um Leben und Tod hätte es gehen können! O namenloses Herzeleid!

Da schob sich sachte die Tür weiter auf, und Isabella trat herein. Schneeweiß war ihr Gesicht, und die blauen Schatten um die Augen ließen diese noch größer und dunkler erscheinen. Lang wellte sich ihr goldblondes Haar.

„Isolde!" rief Sabine unwillkürlich.

„Ja, Sabine, nenne mich so. Und fürchte nichts für mich. Du weiß es ja, — wenn du es verstehen wolltest, — ich habe nie ein Hehl daraus gemacht. Ein Leben gibt es nicht für mich ohne Harald. Aber — ich brauche ja nicht zu leben!"

„Was heißt das, Kind, um Gottes willen! Du könntest doch nicht daran denken wollen, dein Leben von dir zu werfen, um eines unerfüllten Traumes willen?"

„O nein! Aber es wäre dann kein Leben, sondern wie hindämmerndes Warten, ob sich das Sehnen erfüllen werde! — Mit ihm gehen, — jetzt schon, — das will ich ja gar nicht. Das wäre eine Beschwer für ihn. Bleigewicht an seine Schwingen, — und die muß er frei haben, für seine Kunst. Also fürchte nichts! Nur verlange nicht, daß das ein Leben für mich sei, — betrogen — „um dieses einz'ge, ewig kurze — letzte Weltenglück!" — — — — — — — — —

Harald verließ Burg Rode, um seine Reise nach München fortzusetzen. Isabella schaute ihm nach, mit lichtlosen Augen, und Roderich sah das. Er sah nichts weiter auf der Welt.

---

10. Kapitel.

Schon brannten die Gaslampen im Konzertsaale, und die Zuschauer drängten herein. Es war eine bunte Menge, die sich da versammelte. Mehr glänzende Festgewänder und Edelsteine, mehr Uniformen und schwarze, modische Herrenröcke als man sonst in den Konzerten zu sehen gewohnt war. Dazwischen aber auch wie üblich, phantastisch und ärmlich zugleich, das Fähnchen der Musikschülerin mit den wuscheligen Haaren, der junge Musiker mit flatternder Krawatte und den Künstlerlocken, — sowie der Kritiker und Berichterstatter, mit dem blassen, klugen Schreibstubengesicht und dem Zwicker über den kurzsichtigen Augen. Sie alle waren vertreten. Auch ernste lebens- und gedankenvolle Künstlergesichter. Es galt ein musikalisches Ereignis.

Harald Einhardt, ein vielversprechender Violinspieler, ein sehr bevorzugter Schüler Meister Joachims, — den man schon verschiedentlich in Berlin gehört, — der war dann verschollen gewesen, viele Jahre lang. Man sagte, er hätte sich abgewandt von der alten, edlen, — der klassischen Musik, an welcher Hochschule und Oper und alle sonstigen musikalischen Behörden Berlins unverbrüchlich festhielten. Und hätte sich bedrohlichen Abwegen zugewandt, jenem großen Irrlicht, das seine verführerische Flamme jetzt in Bayreuth leuchten ließ, und ganze Scharen Verblendeter dort ins Verderben riß. Worin dies Verderben bestand, darüber war man sich nicht klar. Aber vorhanden mußte es doch sein. So viele Musiker schrien es, so viele Kritiker behaupteten es, so viele Zeitungsstimmen verkündeten es.

Nun war dieser verlorene Sohn plötzlich wieder aufgetaucht, war in Berlin erschienen, und gab ein Konzert. Das war sehr bedeutungsvoll, das mußte man hören. Es hieß, er wäre sogleich bei Meister Joachim gewesen, und der hätte ihn hinausgewiesen. Andere wußten, — nein, — er hätte ihm vielmehr geraten zu diesem Konzert, und sich bemüht, Stimmung dafür zu machen. Nun — man würde ja sehen, — hören. In einer Loge des Konzertsaales erschien eine Dame, in schwarzem Samt gekleidet, groß und schlank. Wie eine Krone schimmerte das blonde Haar über ihre Stirn. Ein Lakai in fürstlicher Livree hatte sie begleitet, ihren Mantel über den Arm genommen, und war damit verschwunden. War sie eine Prinzessin? — Die in der Loge nebenan wunderten sich und beobachteten sie; setzten aber inzwischen ihre Betrachtungen über den Künstler fort, und tauschten ihre Meinungen aus. Es war ein Cellospieler unter ihnen, — der war aller Weisheit und Erkenntnisse voll.

Die blonde Isabella beugte sich vor in ihrer Loge, die Arme auf die samtgepolsterte Brüstung gestützt, und spähte. Der Klavierspieler kam, und nahm zur Begleitung vor dem offenen Flügel Platz. Ein Diener brachte die Meistergeige herein.

Digitized by Google

Über Isabellas Augen ging ein feuchter Schleier. Das war sie, — die goldrote Nachtigall.

Und dann stand er da, — Harald Einhardt. Im Frack, elegant; und doch lag etwas Schlichtes in der Erscheinung. Sein Gesicht war schmaler und blasser geworden, seine Augen dunkler. Gereift sah er aus. Es war ja auch so lange her! Isabella preßte die gefalteten Hände ineinander.

„Mir erkoren, — mir verloren."

— — — — — — — — — —

Nun begann er. — Wie sonderbar. War das die reuige Heimkehr des verlorenen Sohnes? — Er spielte das Es-Dur-Konzert von Mozart.

Isabella lehnte sich zurück und schloß die Augen. Hatte er denn gewußt, daß sie hier war, daß sie kommen würde? — Natürlich wußte er's, und ihr weihte er dies, ihr wollte er zeigen, daß, was ihres Urgroßoheims Vergötterung, und ihres Großvaters Meisterleistung gewesen war, die ideale Kunst Mozarts, — daß die auch ihm in der Hand und im Sinne lag, als etwas tief Vertrautes. Früher war das nicht so. Vieuxtemps und Paganini, mit der Technik, die keine Technik mehr war, sondern bedingungslose Beherrschung; die waren ihm über alles gegangen. Damals hatte sie es nicht gewußt, was ihr jetzt klar wurde, — etwas Virtuosenhaftes, Äußerliches hatte ihm angehaftet. Nein, nein, so hatte er zu jenen Zeiten nicht gespielt.

Der zweite Satz kam jetzt, das „Un poco adagio". Aus tiefster Seele herauf klangen ihm die Töne; —innig, rein und licht, so war Auffassung und Tongebung. Verklärung lag darin.

Nein, so hatte es der Großvater doch wohl nicht spielen können. Mit dieser vollkommenen Freiheit der Hand und des Bogens. Und ganz so hatte wohl die geliebte Geige damals noch nicht geklungen. Alle die Erlebnisse, die ihre feine Seele beeindruckt, sangen ja mit aus ihrem wundervollen Ton, und der wurde immer reicher und inhaltvoller von Jahrzehnt zu Jahrzehnt. Welche höchste Aufgabe würde sie noch erreichen? Einer Menschenseele die Todesstunde zu verklären? Der Gedanke schoß Isabella durch den Kopf. „Ach, wenn ihr das geschähe von ihr!" —

Harald hatte noch die Ciacona von Bach gespielt. Er überbot sich selber, und griff zu des Riesen auserlesenen Schätzen, die er wie rauschende Ströme über seine Zuschauer hinschüttete.

Großartiger Beifall hatte ihm gelohnt, und nun war die Pause. Isabella saß regungslos da; und in der Nebenloge begann die Unterhaltung aufs neue.

„Seine Violine klingt aber auch ganz besonders hübsch", meinte eine Damenstimme, und der Cellospieler wußte wieder Bescheid. „Ja, es ist eine Stradivari. Eine sehr reiche Dame, die in ihn verliebt ist, soll sie ihm geschenkt haben. Er selber hätte sie nicht kaufen können, dazu ist er viel zu arm."

„Arm? Solch großer Künstler, der jeden Abend für sein Konzert hunderte von Talern bekommt?"

„Ach, — wo bekommt er denn die? In Bayreuth vielleicht, in dem leeren Wagnertheater? Ach pardon, ‚Festspielhaus' soll man ja wohl sagen. Übrigens — darin soll er sehr anständig sein, und seine Mutter und Geschwister noch mit unterhalten, von dem, was er verdient."

Isabella hielt ihren Fächer vor die Augen. War das wirklich so, wie diese Menschen da sprachen? — Sie schrak zusammen, die Tür ihrer Loge ging auf. Ein Saaldiener trat ein und überreichte ihr ein Briefchen. Sie nahm es. Im Umschlag eine Besuchskarte: „Harald Einhardt", und die Worte: „Kann ich Sie nach dem Konzert einen Augenblick sprechen?" Sie schrieb auf den Umschlag: „In der großen Eingangshalle an einer der Säulen"; und reichte ihn dem Diener über die Schulter zurück.

Es begann der zweite Teil des Konzerts. Jetzt legte Harald Zeugnis ab für seinen Bayreuther Meister. Jetzt pries und feierte er ihn. Halb nur kommt dessen großer Gedanke des allumfassenden Kunstwerks zum Ausdruck, wo man nur seine Musik, ohne Wort und Bild des Dramas, reden läßt. Wer wußte das besser als sein begeisterter Jünger, der Geigenkünstler da oben. Aber dem stand nichts anderes zu Gebote als seine Geige; und so gut sie's vermochte, mußte sie singen zu seinem Preise. Harald selber hatte sich nach Partitur und Singstimme die Töne gesetzt für Geige und Klavier, die ihm am verständlichsten schienen für die unkundige Fremdlingsschar; den gedruckten Wortlaut dazu hatte er ihnen in die Hände gegeben. Die Seemanns- und Hirtenlieder aus Tristan, das Sommernachts-

Digitized by Google

weben und den Liebestod. Und alle die herzberückenden Lieder aus den Meistersingern. Es gehörte freilich diese Geigenstimme dazu, und dieser heiße Herzschlag des Künstlers, um gleichsam Wort und Bild zu ersetzen, und das Kunstwerk so herrlich vor den Zuhörern erstehen zu lassen. Sie verstanden ihn wirklich. Es ging über alles, was er zu hoffen gewagt. Sie bekundeten das durch einen Beifall, der in Jubel ausbrach:

„Wie kann die Kunst wohl unwert sein,
Die solche Preise schließet ein?" —

Wieder und wieder wurde der Künstler gerufen. Es half ihm kein Sträuben, denn die Berliner beruhigen sich nicht, ohne die einmal geforderte Zugabe. So spielte er noch das Albumblatt von Wagner, das niemand kannte. Dann aber war es genug. Isabella wollte jetzt den Schluß. Sehr offensichtlich wandte sie sich, und verließ die Loge.

Ihr Lakai stand wartend da, und legte ihr den Abendmantel um die Schultern. Ihre Samtschleppe leicht mit der linken Hand raffend, ging sie die große Eingangshalle entlang, und blieb an einer Säule stehen, mitten in dem Gewirre von Konzertgästen, die da an den Schaltern um ihre Mäntel und Hüte kämpften.

Sogleich sah sie Harald kommen, im Pelz, mit breitem Bieberkragen, den Hut in der Hand. Mit spähend suchendem Blick bahnte er sich den Weg, und schon hatte er sie gesehen, und stand vor ihr. Isabella streckte ihm die Hand entgegen:

„Dem Vogel, der heut' sang,
Dem ist der Schnabel hold gewachsen!" —

„Gräfin!" — er beugte sich tief über ihre Hand. „Wo soll ich anfangen, Ihnen zu danken!"

„Sie wollten mich sprechen", unterbrach sie ihn. „Darum habe ich hier auf Sie gewartet."

„Auch dafür meinen Dank, Gräfin. Ich wollte nur um gnädige Erlaubnis fragen, wann und wo ich meine Aufwartung machen dürfte."

„Wußten Sie, daß ich hier sein würde?"

„Ja, Gräfin. Das ersahen Sie wohl aus meinem Programm?"

„Ja. — Ich bin jetzt für einige Zeit mit meiner Herzogin hier. Wir wohnen im Schloß. Sie wissen, daß ich Hofdame bin. — Nun ja. Also, morgen vormittag bis 12 Uhr bin ich frei. Wenn Sie in der Zeit kommen wollen?"

„Pünktlich um elf Uhr, wenn Sie gestatten, Gräfin."

Sie nickte ihm freundlich zu und schritt hinaus. Der Lakai riß die Wagentür vor ihr auf. — — —

Einen kurzen Blick nur sandte Harald ihr nach. Dann entfernte er sich schnell. War das dieselbe Isabella, die auf ihn hatte warten wollen, ihr ganzes sonniges Leben lang? Und war er das, dem dies nur gerade selbstverständlich geschienen, daß dies stolze, junge Leben sich hatte aufopfern wollen, für ihn? Wunderbar führt das Leben. Und seine unbegreiflichsten Pfade sind die in des innersten Herzens tief verborgenem Schacht. — — — — — — — — — —

Pünktlich zur genannten Stunde wurde er ihr gemeldet. Isabella saß in ihrem Hofdamenzimmer im Königlichen Schloß und erwartete ihn. Sie trug ein langschleppendes Kleid von dunkelblauem Tuch, das ihre zarte, edle Gestalt herrlich kleidete. Um ihre Augen lagen Schatten. Sie hatte wenig geschlafen in der Nacht, und viel gegrübelt und gesonnen. Wie war das Leben einst schön gewesen, ein Lenzestag voll Erwartung eines strahlenden Sommers. Wo sind sie hingegangen, all die Lenzesblüten und Sommerspracht?

Nun saß ihr Harald gegenüber. Er hatte den Hut auf den Teppich gestellt, und die Handschuhe von den Künstlerhänden gestreift. Wallende Locken und zurückgeschlagene Hemdkragen trug er nicht mehr. Wie ein Weltmann sah er aus. Aber die grauen, tiefen Künsteraugen, die waren noch tiefer geworden.

Er mußte ihr erzählen von den Wanderjahren, die hinter ihm lagen, und die so tiefe Spuren seinem Wesen und seiner Wesenserscheinung aufgeprägt. „Es trat eine Wandlung in meinem Leben ein, als Sie mir die Geige schickten, Gräfin", schloß er. „Darüber möchte ich Ihnen noch mehr erzählen. Zunächst aber, bitte, müssen Sie mir sagen, — sie gehörte doch nach Burg Rode, — wodurch kam sie als Besitztum in Ihre Hand? In Ihre großmütige, freigiebige Hand, die sogleich weiter schenken mußte, um zu beglücken, durch diese fürstliche Gabe."

Isabella seufzte. „Sie wissen, daß mein Vetter Roderich im Kriege gefallen ist. In der Schlacht von Mars la Tour, bei dem Todesritt der Dragoner, den Heldentod im schönsten, herr-

Digitized by Google

lichsten Sinne. Die Kugel in der Brust, ein Siegesleuchten auf der Stirn, so fanden sie ihn." Ihre Stimme brach wie in Tränen.

Harald sah vor sich nieder. Mit einem kurzen, ernsten Schweigen zollte er dem Gedächtnis des gefallenen Helden seine Ehrfurcht. „Und Gräfin Sabine?" fragte er dann leise. „Die Liebenswürdige, Gütige, — wie hat ihr Leben sich gestaltet nach diesem Verlust?"

Isabellas Ausdruck hellte sich auf. „Gott Dank, — ihr ist es gut ergangen, meiner Sabine. Der Lehnserbe kam, — und faßte Neigung zu ihr, vom ersten Tage an. Sie hat ihn geheiratet und ist Herrin von Burg Rode nach wie vor. So habe auch ich meine Heimat dort behalten."

„Aber die Geige?" fragte er noch einmal.

„Ja, die hatte mein guter Vetter für mich bestimmt. Da ich doch die Musik vom Großvater geerbt hätte, so sollte ich sie nun auch ganz besitzen."

„Ganz besitzen", wiederholte Harald. „Und da war es Ihr erstes, sie mir zu geben, Gräfin Isabella?"

„Sie wollten mir erzählen," unterbrach sie, „daß dadurch eine Wandlung in Ihr Leben getreten wäre?"

„Ja, nicht nur durch dies Besitztum, das mich so reich machte, und mich als Künstler zu schöneren Leistungen befähigte. Auch innerlich. Durch das Gefühl, ihrer würdig werden zu müssen; ich meine, des Schicksals und der Seele dieses Instrumentes; all meiner Vorgänger, die darauf spielten, und von ihrer eigenen Seele ihr einflößten. Männer wie Tartini, und wie Ihr Großvater Roderich.

„Sagen Sie mir, Gräfin, — Sie haben mich früher gekannt, in meiner Eitelkeit, meinem oberflächlichen Hang zum Virtuosentum. — Haben Sie den Eindruck — jetzt, — daß ich gereift sei, mich — vertieft habe, ein wenig?"

Isabella strich sich über die Augen, und ließ schattend die Hand darauf ruhen. „Gereift — ja — ganz gewiß. Ich hörte es schon an Ihrem Spiel gestern. Und vertieft, ja, auch das. — Sie wissen es ja, Meister Harald, ich habe Sie damals sehr bewundert, kritiklos. Wie sollte ich es — verleugnen — was ich einst so — warm empfand. Jetzt, im Rückschauen freilich, stellt sich manches anders dar. — Ach, ist es denn ein Vorzug, so wissend, so welthellsichtig geworden zu sein, — wie man's eben wird, wenn man all die Lebensrunen entziffern soll, — und findet doch nimmer ihres Rätsels Lösung."

„Forschen Sie nicht danach, Gräfin Isabella", rief er flehend. „Können Sie der vergangenen Zeit nicht gedenken, ohne den verschönernden Nebelhauch zu zerreißen, der darüber liegt? Sie, mit der unverwüstlichen Schwungkraft Ihrer Geistesflügel, die Sie stets über jede Erdenschwere emporhob. Sie jetzt so — ganz anders sprechen zu hören, das klingt wie ein Vorwurf, — das ist furchtbar für mich!"

„O nicht doch", rief sie lebhaft. „Das soll es nicht. Wir waren beide jung, und mußten unser Schicksal erleben. Welcher Vorwurf könnte Sie treffen? Bewies ich Ihnen nicht meine Gesinnung deutlich, indem ich — die geliebte Großvatergeige in Ihre Hand gab?"

„Ja, Isabella! Gestatten Sie mir, daß ich auch dies noch sage: Es berührte mich wie eine Erlösungstat. Wie die Tat der Senta. Gleich dem Holländer irrte ich auf den Wellen meines ruhelosen Schicksals umher. Da grüßte mich diese Tat unendlicher weiblicher Treue, und die ganze Seelengröße, die in solcher Treue zum Ausdruck kommt. Die ganze vollkommene Selbstlosigkeit. Sie hat mir die Augen geöffnet, mich bekehrt, aufwärts geführt. Was auf der Welt gibt es, womit ich Ihnen das danken könnte, Isabella?"

Sie wehrte ab, mit einer Handbewegung, leichthin und sanft. Ja, eine Senta war sie gewesen, die durch Treue beglücken und erlösen wollte, — ohne Glückesbegehr. Keine Isolde.

„Konnte ich mir je einen schöneren Dank wünschen, als diesen? Als zu hören, — und zu sehen — was aus Ihnen geworden ist. Welch ein Mann Sie geworden sind —" Sie brach ab. Sie fühlte ein Zittern in ihrer Stimme, und sie wollte nicht weich werden. Wollte auch das tiefe Feuer in seinen Augen nicht heißer werden sehen.

„Das war nun also wohl die Antwort auf Ihre Gewissensfrage, vorhin", sprach sie dann in leichterem Tone weiter. „Aber nun sagen auch Sie mir eins noch, Harald. Ich hörte, Sie wären arm, noch immer, trotz Ihrer großen Künstlerschaft. Sie arbeiteten für den Unterhalt Ihrer Mutter, — Ihrer Geschwister —?"

Digitized by Google

„Meiner Schwester", verbesserte er. „Ja, auch das haben Sie mich gelehrt, Isabella, den Meinigen die Treue zu halten, nicht nur für mich, für mein eigenes Wohl zu leben. Meine Mutter ist sehr leidend. In Monaten, Wochen vielleicht, kann ihr Lebensfaden zerreißen, — dann bleibt meine kleine Schwester allein zurück. Sie ist zwanzig Jahre alt, — wie ein Kind erscheint sie mir. Ich will dann für sie sorgen, sie unabhängig machen so gut ich kann. Und darum habe ich ein Anerbieten nach Amerika angenommen. Heute früh schon, infolge meines gestrigen Konzertes, war der Impresario bei mir, und ich habe mit ihm abgeschlossen. Für einen unerhört hohen Preis, die denkbar günstigsten Bedingungen. Auch das, Isabella, verschafft mir Ihre Geige. Ohne diese herrliche Helferin könnte ich solche Aufgaben nicht übernehmen."

„Wie sehr beglückt mich das! Und wann — wird dies geschehen?"

„In vierzehn Tagen soll ich mich einschiffen. Nur der Gedanke, daß ich vielleicht meine Mutter nicht wiederfinden werde, wenn ich zurückkehre, ist mir schrecklich. Und was indessen aus meiner Schwester wird."

„Sagen Sie ihr, daß sie mich sofort benachrichtigt", befahl Isabella. „Ich nehme mir dann Urlaub, und bringe sie zu Sabinchen nach Burg Rode. Da wird sie gut aufgehoben sein. Von dieser Sorge wenigstens sollen Sie befreit sein."

„Senta!" rief er aus. Für einen Augenblick überwältigte ihn die Empfindung, doch wagte er es nicht, sie in Worte zu kleiden. Stumm sank er vor ihr nieder, wie Tannhäuser vor Elisabeth.

Sie ließ es geschehen. Und als er sich langsam wieder erhoben, sah sie mit einem Lächeln zu ihm auf.

Die Uhr auf dem Kamin schlug zwölf, mit silberhellem, scharfem Klang. Isabella stand auf. „Ich muß gehen, — Dienst der Herrin —", sagte sie leichthin, doch ihre Augen verschleierten sich.

Harald küßte ihre Hand. „Leben Sie wohl, Isabella. Und sollte ich Sie nicht wiedersehen, so vergessen Sie es nicht, daß mein Dank als Huldigung und als Segen zugleich Ihren Pfad mit Blumen bestreuen möchte. Vergessen Sie es niemals, daß Sie der Engel, den ich preise — der gute Stern meines Lebens gewesen sind!" — —

— — — — — — — — — —

Das Schiff ging von Bremerhaven in See. „Delphin" hieß es. Ein Dampfer, groß und stattlich für jene Zeit, ein Ozeanfahrer, dem man sich gern anvertraute für die vierzehntägige Seereise. Es war die erste, die Harald Eginhardt unternahm, und er fand es bezeichnend und geeignet, daß ein Delphin den Künstler mit seinem Saitenspiel über das Meer tragen sollte. Mit wahrem Genuß schaute er hinab auf die Wogen, wie sie rasch und schäumend an der Schiffswand dahinschossen, und uferlos sich dehnten, bis in die Unendlichkeit. Heute in ruhiger Pracht, — dunkelgrün, klar und tief, morgen schon die Häupter schüttelnd, mit schaumflatternder Mähne in zornigem Ungestüm. Dann hob und senkte sich das Schiff in stolzem Wiegen, und Harald fühlte seine Brust von salzigem Meeresodem durchweht, mit dem Gefühl herrlich gesteigerter Lebensfreude. Daß das Schaukeln ihn nicht krank machte, wie so viele der Mitreisenden, das gab ihm ein besonders erhebendes Seefahrerbewußtsein.

Eine Tafelrunde von etwa 30 Personen versammelte sich in dem Speisesaal der ersten Kajüte. Der Kapitän als Oberhaupt, der Schiffsarzt am andern Ende des Tisches. Manche anziehende Bekanntschaft fand sich unter diesen dreißig Reisenden. Aber Harald schloß sich nicht leicht an. Wohl unterhielt er sich gern, und unterhielt gut. Doch über die Oberfläche gingen die so angeknüpften Beziehungen selten hinaus, und in seinem Herzen blieb er immer einsam.

Durch seinen Impresario war es bekannt geworden, daß er ein Geigenkünstler wäre, ein ganz großer. Vielen war sein Name rühmlichst bekannt. Und nun bestürmt man ihn, sich hören zu lassen. Nach einigem Zögern ging er darauf ein, verständigte seinen Klavierbegleiter, und gab ihm das von ihm selber für die Geige eingerichtete Vorspiel des „Fliegenden Holländers". Für seinen Bayreuther Meister werben, das sollte seine Kunst immer und überall. Wie konnte sie es besser hier auf der Meeresfahrt, als wenn er diese Vollendung von Meermusik und Seestimmung ihnen vorführte, die ihnen allen wie eigenes Erleben erscheinen mußte. Die gewaltige Schilderung von Wind und Wellen, — von heulendem Sturm und brausender See. Und daraus hervorwachsend, in scharf herausklingenden Mo-

Digitized by Google

twen, die unheimliche Gestalt des Holländers mit seiner Sturmeswildheit und seiner verzweifelten Sehnsucht nach Frieden, Tod und Erlösung. Und mitten in all den Stürmen erscheint wie ein Rettung verheißender Glanz das Erlösungsmotiv, durchgeführt immer höher hinauf, bis in das Reich des Lichtes, der gestillten Sehnsucht, der vollendeten Erlösung.

Als Harald diese letzten Takte beendet, mit ihrer Befreiung, ihrem abgeklärtem Frieden, — ließ er den Bogen sinken; und den begeisterten Beifall mit einer einzigen Verbeugung beantwortend, verließ er den Saal. Seine Geige verwahrte er, dann trat er auf das Oberdeck hinaus.

Ganz einsam war es hier, schwarz die See, und stark durchwehend der Wind, der darüber strich. Diese letzten Takte seiner Musik verfolgten ihn. Und wie der Wind die langsam rollenden Wogen da unten, so wühlten sie ihm das Herz in seinen Tiefen auf. Wie immer, spiegelte sich sein Empfinden in Musik und Dichtung seines Meisters wider, und er sprach ihm die Worte nach, mit der er selber diese Musik erläutert: „Was ihn so mächtig zieht, es ist der Blick eines Weibes, das voll erhabener Wehmut, und göttlichen Mitgefühls zu ihm dringt." —

Ja, das war es, was ihn so „mächtig gezogen", und seine Seele beeinflußt: die reine, entsagende Zuneigung und Treue jenes schönen, stolzen Mädchens, das so viel vom Leben hätte begehren und erwarten dürfen, — und doch immer nur, der echten Senta gleich, zu ihm gesprochen: „Ich bin's, durch deren Treu' dein Heil du finden sollst."

Mit finstren, leuchtenden Blicken schaute er in die Meeresnacht hinaus. Wie es wehte, und schwebte, dort in der endlosen Ferne. Waren es Wellen, Wolken oder die Segel des unheimlichen Seefahrers?

„Die düstre Glut, die hier ich fühle brennen,
Darf ich Unseliger sie Liebe nennen?"

Ach nein, das war vorbei. Glück, das dunkelnächt'ge Land mit seinem dämmernden Schein, in dem Isoldens und Tristans Liebe leben durfte, „ewig einig ohne End'", — das war ihm nicht beschieden, und würde es nimmermehr sein.

— — — — — — — — — —

Tiefer erbrauste der Sturm, heulender, drohender. Zwei Tage schon, mit Regen und Schneeböen, die er dem Schiffe entgegenpeitschte. Auf und nieder stieg und sank der Delphin, die Wasserberge durchschneidend.

Es war unbehaglich in den Kajütenräumen, und auf Deck frostig, schauerlich. Zum Schneegestöber verdichteten sich die Böen. Eine graue Nacht brach an.

Harald ging in seine Kammer. Er verschloß die Tür und legte sich zur Ruhe. Dann fiel ihm ein, wie der Kapitän ihm heute bei Tisch gesagt, man dürfe die Kabinentür nicht verschließen. Bei einem Aufprall des Schiffes könne das gefährlich sein. Nun ja — warum nicht? Seine Gedanken verflüchtigten sich. Von dem Heben und Senken des „Delphin" gewiegt, schlief er endlich ein, — tief und fest. — —

Und plötzlich fuhr er auf. Was war das eigentlich? Hatte er das geträumt, — diesen Stoß, der ihn bis ins Mark der Knochen erschütterte? Er richtete sich auf, zündete Licht an, und schaute um sich, — horchte, lauschte. Ja, — was war es denn eigentlich?

Stand das Schiff still? War das Rattern der Schraube verstummt, diese gleichmäßig dröhnende Begleitung der Meerfahrt? Wirklich, nein, — er hörte sie nicht mehr. Das Schiff stampfte und schlingerte. Anderes Getön drang zu seinem Ohr, durch das Pfeifen des Sturmes und das knatternde Aufschlagen der Seen hindurch, — und steigerte sich. Das Brüllen der Sirenen, — Kommandorufe, — Poltern, — Krachen, — Stimmengewirr.

Harald sprang auf, warf einen Mantel um, und stürzte an die Tür, versuchte sie aufzuschließen, zu öffnen, — vergebens. Das war die Warnung des Kapitäns! Von irgendeinem Stoß war die Tür festgerammt, und das Schloß öffnete sich nicht mehr. Er rüttelte daran, versuchte sie zu sprengen, — unmöglich. Stark und fest war sie gearbeitet, und keinerlei Werkzeug stand ihm zur Verfügung. Er versuchte es immer wieder, er donnerte an die Tür, doch sie gab nicht nach, und niemand hörte ihn.

Das Getöse und Gekrache nahm zu, das Stimmengewirr, — Gebrüll, — Hilferufe. Und gegen die Schiffsplanken donnerten die Seen. Der ganze Rumpf des Dampfers erbebte darunter.

Dennoch schraubte Harald das runde Fenster auf, und versuchte hinauszusehen. Große, schwarze Wellen drängten bis dicht heran, schossen

Digitized by Google

ihren Gischt zu ihm herein, und fluteten wieder hinweg zur Tiefe. Lichtschein, vom Schiffe herfallend, überschimmerte aufzuckend die wilden Wasser. Er spähte und lauschte, es ward ihm klar, aus dem Kommandieren, Rufen und Schreien, das in abgerissenen Lauten zu ihm drang, daß da draußen vielleicht Rettungsboote klar gemacht wurden, Menschen sich hineindrängten. Gellende Hilferufe erschollen, und Todesschreie, so furchtbar, daß, wer sie gehört, im ganzen Leben keine Lebensfreude mehr gewinnen könnte, so wollte es ihm scheinen.

Es kam ihm vor, als legte das Schiff sich mehr und mehr auf die Backbordseite. Was mochte geschehen sein? War der „Delphin" auf einen Fels geraten? Mit einem anderen Schiffe zusammen gestoßen? Niemals würde er es erfahren, das wußte er plötzlich ganz genau. Über den schwarzen Wassern wandelte der Tod, und streckte seine kalte Hand nach ihm aus. Verloren war er. In diesem engen Gefängnis dem Untergange, der Vernichtung geweiht.

Auf Haralds Stirn trat der kalte Schweiß. Das Grauen vor dem Tode kroch an ihn heran, — und das starke, junge Leben in ihm lehnte sich dagegen auf mit leidenschaftlicher Gewalt.

„Wenn ich wenigstens schaffen, ringen könnte, um mein Leben kämpfen, andere retten und dabei zugrunde gehen. Aber so — langsam und machtlos den Tod an sich herankommen lassen, — furchtbar ist das!"

Noch einmal donnerte er gegen die Tür und versuchte sie zu sprengen mit aller Wucht seines Leibes. Vergebens. Wie ein Bergmann in seinem Schacht, verschüttet und vergessen in der Erde Schoß, — so lag er hier in seinem Meereskerker.

Harald raffte sich auf. So sei es darum. So komme denn der Tod. Leichter ist es freilich, sich ihm entgegenzuwerfen, wie jene, die da draußen um ihre und anderer Rettung kämpfen. Oder gar wie Roderich Konsbruch auf dem Schlachtfelde offenen Auges hineinzustürzen in Heldentod und Sieg. Aber so werde denn hier das Schwerere erfüllt, — auch dem schleichenden Tode ins Angesicht zu blicken mit unerschrockenem Mut.

„Ein Mann, wie Sie es geworden sind —" hatte Isabella-Senta zu ihm gesagt. Jawohl, das wollte er ihr nun beweisen. „Und ich sehe dich nicht wieder, Isabella. Kann dir nicht vergelten, was du mir gewesen bist. Und nicht dich, mein Schwesterchen, das ich schützen und hegen wollte. Das ist am schwersten. Aber Senta wird sich deiner annehmen. Sie versprach es mir, — und sie hält die Treue.

„Durch mich sollst du das Heil erreichen."

Und ihre Geige, die sie in ihrer Treue mir geweiht, geopfert, auch die geht nun mit mir zugrunde. — Wo ist sie? —"

Er tastete bei dem flackernden Licht umher. Das Schwanken und Schlingern wurde immer unerträglicher, und durch das offene „Bullenauge" zischte das Wasser herein.

Er nahm die Geige zur Hand. Seine Gedanken irrten in tiefe Fernen zurück, wo er gewußt hatte, daß man betete, wenn man in Not war. Und daß es einen Gott im Himmel gab, der Gebete erhörte. Daß es in den Tod hinein ging, wenn das Leben zerriß, wie das Seil der Norne. Und nach dem Tode, — was kam dann?

Gab es nicht einen Gott, der sich erbarmte, — der vom Tode errettete?

Seine Hand erfaßte den Bogen, und führte ihn, — und die Geige begann zu singen:

„Aus tiefer Not schrei ich zu dir,
Herr, Gott, erhör mein Rufen.
Dein' gnädig' Ohren neig' zu mir,
Und meiner Bitt' sie öffen.
Denn so du willst das sehen an,
Was Sünd' und Unrecht ist getan,
Wer kann, Herr, vor dir bleiben!"

Die Töne stockten. Was war das, — Sünd' und Unrecht? — Wie aus der Tiefe, unterhalb der Schwelle des Bewußtseins, wo sie geschlummert, tauchte die Erinnerung herauf, zogen mit Blitzesschnelle die Bilder seines ganzen Lebens an ihm vorüber. All die vergeudeten Jahre, Tage, Stunden, — angefüllt mit Eitelkeit und Selbstsucht, mit freventlichem Begehren, und schwächlichem Nachgeben. Nirgends eine Tat selbstloser Liebe, mannhaften Edelmutes. Sünd' und Unrecht überall, — so war es wirklich.

Die Geige sang weiter:

„Ob bei uns ist der Sünde viel,
Bei Gott ist viel mehr Gnade.
Sein Hand zu helfen hat kein Ziel,
Wie groß auch sei der Schade."

Heiß stieg es in Haralds Augen auf. Ja, wahrlich, groß war der Schade. Aber für den gerade war Gottes Erbarmen da, auch wenn der

Digitized by Google

Tod unabwendbar blieb. Vielmehr Gnade. Welch ein wahrhafter Erlösungsgedanke:

„Und ob es währt bis in die Nacht
Und wieder an den Morgen,
So soll mein Herz an Gottes Macht
Verzweifeln nicht noch sorgen."

Ach, mächtig, Leben erweckend mitten im Tode, ist dieser Trost. Singe weiter, du goldrote Nachtigall. Sphärenmusik ist deine Stimme. Nie hat sie herrlicher geklungen als hier in der Finsternis der Meernacht, da du eine erlöste Menschenseele zum Sterben bereiten sollst; — zur Befreiung aus dem Gefängnis, und zum Eingange in die ewige Freiheit der Gottesnähe.

Das Licht war erloschen, das Wasser schoß herein. Aufbrandeten die zornigen Wogen und griffen nach ihrem Opfer. Und hinab in die Schlünde der Tiefe zogen sie das geborstene Schiff.

Der „Delphin" war ein Raub des Meeres geworden. Über sein Grab hin rollte sieghaft der tosende Ozean. — — — — — — — — —

Tief drunten auf seinem Grunde liegt die Atlantis, das versunkene Eiland, auf dem die Sonnensöhne einst gewohnt. Jetzt sind es die Geister der Tiefe, die ihre Heimat dort haben. Die trugen auf wiegenden Händen hinab in ihre Stadt den toten Spielmann mit seiner Geige im Arm. Ihn betteten sie zur letzten, langen Ruhe, — bis das Meer seine Toten wiedergibt.

Die Geige aber nahm der Meergeister König zur Hand, und entlockte ihr wunderbare Weisen. So rein wie die Töne, die einst von den Sternen zur Erde herab kamen, als Echo von des Weltenschöpfers Stimme.

Und wieder empor zu den Sternen dringen diese Klänge in den hellen Nächten, wenn stumm die Meeresfläche schlummert.

Wenn aber Seefahrer untergehen in den Wogen, dort, wo die „Atlantis" versunken liegt, dann klingt aus der Tiefe des Meerkönigs Geigenspiel, als trügen die zarten Töne ihre Seelen hinauf in das Reich der Gnade und Freiheit, zu den Höhen des ewigen Lichtes.

Anmerkung: Der Roman „Die Meistergeige" von Hans Werder erscheint auch als Buch im Verlage von Otto Janke, Berlin SW 11, und ist durch alle Buchhandlungen oder vom Verlag zu beziehen.

★

Die blaue Blume / Roman von Bruno Wölfing

6. Fortsetzung.

Jörgens sah viel reifer aus als damals, als er Möninghoffs Schildknappe in dem Klub gewesen war, wie Rex einmal sich geäußert hatte. Er trug jetzt einen kleinen, keck zugespitzten Schnurrbart. Die knabenhafte Rundung seines Gesichtes war geschwunden, und die einst so weichen Züge machten jetzt einen festen, energischen Eindruck. Auch Stern hatte sich verändert. Zwar den schwarzen Hornkneifer trug er noch immer auf der etwas starken Nase, doch hatte er sich jetzt einen dunklen Kinnbart wachsen lassen, der ihm ein sehr würdiges Ansehen gab.

„Sie haben Möninghoff nicht mehr gesehen, seitdem er damals ohne den Doktor Berlin verließ?" fragte Jörgens den andern, als sie nebeneinander auf dem Bahnsteig dahinwandelten.

Da Stern verneinte, fuhr er fort: „Auch ich habe ihn nur einmal ganz flüchtig zu Hause gesehen. Ich bin neugierig, wie er sich entwickelt hat. Sein Vater ist gestorben inzwischen, und Möninghoff ist damit in den Besitz des ganzen Vermögens gelangt, über das er frei verfügen kann, da die Mutter ja ganz in Bewunderung für den großen Sohn aufgeht und niemals seinen Mäzengelüsten widersprechen wird. Und wie ich glaube, wird Fritjof Alexander es sich angelegen sein lassen, das Geld unter den mannigfaltigsten und wohlklingendsten Überschriften unter die Leute zu bringen."

„Ah," lachte Doktor Stern verständnisinnig, „Sie meinen also auch, daß Möninghoff die finanzielle Deckung des neuen Blattes übernommen hat?"

„Natürlich! Zum mindesten den größten Teil. Doch da kommt der Zug."

Langsam und zischend schob sich in der Tat jetzt der Luxuszug in die Halle ein. Und bald er-

Digitized by Google

spähten die beiden einen Herrn im grauen, englischen Reisemantel, der eben sein Coupé erster Klasse verließ.

Mit distinguierter Würde begrüßte Möninghoff die beiden. „Eine unangenehme Fahrt!“ sagte er. „Und Berlin empfängt mich wieder einmal mit seiner alten, griesgrämigen Miene. Unhöflich wie man hierzulande nun einmal ist! Ah, ich kann kaum daran denken, daß ich noch gestern im Lande der Sonne war!“ Dabei machte Möninghoff mit der gelbbehandschuhten Rechten eine langsame Geste und lächelte wehmütig, wie er es früher schon gern getan hatte.

In einem fashionablen Hotel in der Nähe des Bahnhofes nahm Möninghoff vorläufig Logis. Er bat die beiden Freunde höflich, sich einen Augenblick im Wartesalon zu gedulden. Nachher schlüge er Kempinskys Restaurant vor, wohin er Mannheimer, seinen Mitredakteur bei der neuen Zeitschrift, bestellt hatte. In fünf Minuten sei er wieder hier, er müsse nur noch sein Reisekostüm ablegen und sich in den Smoking werfen.

„Laß nur, Fritz“, lachte Jörgens. „Solche Umstände sind in Berlin nicht nötig. Kein Mensch sieht dich darum an.“

Möninghoff aber lächelte überlegen. „Es ist nicht wegen der Leute, sondern einfach aus Stilempfinden, daß ich es nicht liebe, im Reiseanzug in ein anständiges Lokal zu treten.“

Damit ging er. Die beiden andern lächelten sich verständnisinnig zu: „Ganz der Alte!“ sagte Stern.

Jörgens nickte: „Eigentlich finde ich es ein bißchen unverschämt, uns aus Stilempfinden hier warten zu lassen. Aber sein Smoking wird jedenfalls etwas Außergewöhnliches sein, wahrscheinlich beim ersten englischen Schneider in Paris gearbeitet, bei dem sonst nur der König der Belgier und einige seinesgleichen sich ihre Fräcke bauen lassen.“

Endlich — die fünf Minuten waren schon zu fünfundzwanzig geworden — erschien Möninghoff. Er trug einen dunklen Overcoat, einen schwarzen, spiegelnden Zylinder und knöpfte noch die Handschuhe zu, jetzt auch dunkle, im Gegensatz zu den gelben, die auf den helleren Reiseanzug abgestimmt gewesen waren.

Bei Kempinsky nahm man an einem bequemen Ecktisch Platz. Möninghoff sah nach der Uhr. „Mannheimer kann noch nicht hier sein, ich hatte ihn auf neun bestellt“, sagte er.

Jörgens, der bereits sich gesetzt hatte, fragte: „Du, Fritz, wer ist denn dieser Herr Mannheimer?“

„Intelligenter Mensch, Buchhändler und Literat!“ antwortete Möninghoff. „Da unsere Ideen sich trafen in betreff einer neuen, wahrhaft künstlerischen Zeitschrift, so wurden wir bald befreundet. Er scheint ein gediegener Geschäftsmann zu sein. Ich überlasse ihm das Buchhändlerische fast ausschließlich. Ich habe nur gleichsam die geistige Direktive übernommen. Im übrigen gedenke ich mich jetzt ganz meinen dichterischen Werken zu widmen.“

„Haben Sie viel geschrieben in der Zwischenzeit?“ fragte Stern.

„Geschrieben, nein!“ erwiderte Möninghoff und kräuselte vornehm seine schönen Lippen. „Zum Schreiben hatte ich keine Zeit. Gedichtet habe ich viel, aber nur im Leben. Ich habe Schönheit gelebt! Nächte im Mondschein an Neapels Küsten verträumt und köstliche Frühlingsmorgenluft geatmet in Florenz! Jetzt bin ich nach Berlin gekommen, um alle die Fülle von Schönheit und Kunst, die ich genossen habe, wiederzuspiegeln in Versen oder größeren Werken. Wie Vögel am besten singen, wenn man sie in lichtlose Zimmer sperrt, so scheint auch für den Poeten zuviel Sonne und Schönheit nicht gut zu sein; man kommt nicht zum Schaffen. Hier in der Häßlichkeit Berlins hoffe ich die nötige Stimmung zu finden.“

Jörgens und Stern hatten blitzschnell einen Blick getauscht, als in Möninghoffs Worten die schöne Stelle von Neapels Küsten aufgetaucht war, jetzt aber sagte Stern: „Ich habe mich manchmal gewundert, daß sie so völlig verstummt waren. Auch Ihre Mallarméübersetzung und der zweite Band Ihrer Verse sind noch nicht heraus?“

„Nein!“ lächelte Möninghoff. „Ich hatte Wichtigeres zu tun. Oh, wenn Sie wüßten, was Leben heißt! Leben im Süden in Olivenhainen, wenn die Orangen dufteten in der Ferne! Und wenn sie wüßten, wie süß die Liebe ist in jenen schönen Landen. Und dann Paris! Es ist nicht auszusagen.“ Wieder machte Möninghoff mit seiner tadellos gepflegten Rechten eine seiner unendlich stilisierten Bewegungen, die ein Symbol

Digitized by Google

für einen Schwarm unaussprechlicher Gefühle und Gedanken zu fein schien.

Stern warf wieder einen verstohlenen Blick zu Jörgens hinüber, worauf dieser nicht mehr an sich halten konnte, sondern in ein helles Lachen ausbrach. „Weißt du, Fritjof Alexander Möninghoff, so schön ich deinen neuen Smoking auch finde, und so elegant und genial auch deine Krawatte geschlungen ist, eigentlich ist's doch nicht die rechte Tracht für dich. Das wäre erst ein Renaissancekostüm mit prunkenden Farben, und um den Hals müßtest du eine goldene Kette tragen, ein Barett auf dem Haupte und einen spitzen Degen an der Seite, oder Louis quinze ginge auch noch, wäre in mancher Beziehung sogar noch stilgerechter."

Möninghoff streifte ihn mit verächtlichem Blick: „Du hälst das wohl für geistreich, was du da redest?"

Aber Jörgens versicherte jetzt mit tiefem Ernste, nichts läge ihm ferner als faule Witze zu machen, er meine das wirklich so.

Inzwischen war jedoch ein Herr zwischen den Tischen hindurch gekommen, nach allen Seiten spähend, der jetzt, nachdem er Möninghoff erkannt hatte, auf diesen zutrat. Nach intensiver Begrüßung stellte Möninghoff ihn als Herrn Schriftsteller Felix Peter Mannheimer vor.

Der Ankömmling nahm Platz, sehr korrekt und geschäftsmäßig. Es war ein etwas dicklicher Herr, mit fahlem, fettigglänzenden und ganz glattrasiertem Gesicht und grauen, nüchternen Augen. Er sah aus wie ein Schauspieler.

Behutsam legte er auf den Tisch ein verschnürtes Packet, pflanzte dann seine gespreizte, fleischige Hand darauf und sagte mit wichtiger, geheimnisvoller Miene vom einen zum andern blickend: „Die blaue Blume!"

„Aha!" rief Möninghoff mit so viel natürlichem Eifer, als er ohne stillos zu werden, verraten durfte, „Sie haben die erste Nummer gleich mitgebracht? Aber so geben Sie doch her, warum öffnen Sie nicht!"

Mannheimer jedoch zog das Packet zurück und wehrte Möninghoffs ausgestreckte Rechte ab. „Halt!" sagte er. „So etwas verstehen Dichter nicht." Dann entfernte er mit geschickten Griffen den verschnürenden Bindfaden, riß das verhüllende Seidenpapier ab und reichte dann die beiden zum Vorschein kommenden Hefte an Möninghoff und Jörgens, bei welchem Stern interessiert mit einsah.

Der ganze Umschlag war aus festem, dunkelblauen Papier. Darauf war mit feinen, silbernen Linien eine stark stilisierte Lotosblume gezeichnet, die mit der Umrahmung künstlerisch verwoben war. Oben in der Ecke aber stand, mit großen, verschnörkelten und nicht ganz leicht lesbaren Buchstaben ebenfalls in Silber: „Die blaue Blume". Monatsschrift für ästhetische Kultur. Erster Jahrgang, herausgegeben von Fritjof Alexander Möninghoff und Felix Peter Mannheimer."

Mit gespannten Mienen hatte der Buchhändler die Gesichter der andern beobachtet, die aufmerksam das Heft betrachteten. Als niemand etwas sprach, fragte er endlich selber in etwas heiserem Tone: „Schick? Was?"

Stern äußerte ein paar anerkennende Worte, die, wie das ja bei ihm eigentlich selbstverständlich war, von gründlicher Sachkenntnis zeugten. Auch Möninghoff schien befriedigt. „So, jetzt wird sie in ein paar Tagen wohl ausfliegen?" fragte er. Mannheimer jedoch schüttelte den Kopf. „Da ist noch mancherlei zu erwägen, woran Dichter gar nicht denken!" sagte er.

Wohl nur Jörgens achtete auf den versteckten Hohn, den Mannheimer jedesmal mitklingen ließ, wenn er das Wort Dichter aussprach. Sich breit die Hände reibend, fuhr indessen der dicke Buchhändler fort: „Wir wollen einmal Bresche rennen! Ich werde alle Hebel in Bewegung setzen, um die Sache ins Geleise zu bringen. Zwar können wir bei der Indifferenz des Publikums ja nichts auf allzu großes Interesse rechnen, doch soll auch der buchhändlerische Erfolg, wie ich hoffe, von sich reden machen."

Jörgens hatte indessen in dem Hefte geblättert und fragte Mannheimer, ob er die übrigen Blätter auch aufschneiden dürfe. Dieser beeilte sich, ihm sein eigenes Messer anzubieten. Dann las Jörgens das Inhaltsverzeichnis vor.

„Lauter klingende Namen!" sagte Mannheimer, als Jörgens fertig war mit dem Register, wo alle Modehelden und Snobs aus Literatur und Kunst beinahe vollzählig vertreten waren. Auch Möninghoff nickte wohlwollend.

„Von dir, Fritz, sind also nur drei Gedichte darin?" fragte Jörgens jetzt Möninghoff.

Digitized by Google

„Auch die Préface ist von mir," sagte dieser, „das heißt jedoch, auch Herr Mannheimer hat mitgearbeitet daran."

„Das muß ich gleich lesen", erklärte Jörgens und blätterte mit Eifer die Stelle auf. Inmitten von breiten Randleisten war das Vorwort mit lapidaren, mehrfarbigen Buchstaben gedruckt, umwoben von Ornamentik, allerlei Pfauen, posaunenblasenden Engeln und ähnlichem dekorativem Zauber.

„Jedenfalls", sagte Jörgens, „ist die Zeitschrift nur für Leute bestimmt, die viel Zeit zum Lesen haben!"

„Wieso?" fragte Mannheimer stirnrunzelnd.

„Nun, mir scheint," gab Jörgens trocken zurück, „wenn ich von mir auf andere schließen darf, ziemlich viel Zeit dazu nötig zu sein, allein diese Initialen und den Druck überhaupt zu entziffern."

Möninghoff erwiderte überlegen: „Du wirst doch wohl nicht verlangen, daß wir in einer vornehmen, künstlerischen Zeitschrift die gewöhnlichen, häßlichen Schriftzeichen verwenden, die man hierzulande die ‚deutschen' nennt. Ich bin fast überzeugt, daß für die Deutschen nicht eher ein wirklicher Kulturmorgen aufdämmern wird, als bis sie diese häßliche und geschmacklose Schrift abgelegt haben. Wir aber suchen den Stil in allem. In unserer Revue wird man in jedem Buchstaben den Geist des einheitlichen Stilgefühls spüren. Wenn dir das Verständnis dafür abgeht, so muß ich das bedauern, obwohl das ja mit an deinem Volke im allgemeinen liegt."

„Deinem Volke?" fragte Jörgens gedehnt. „Gehörst du denn nicht dazu?"

„Ich glaube wenig. Man lernt immer mehr europäisch empfinden", sagte Möninghoff, zu Mannheimer hinüberblickend, der bestätigend nickte.

Dann laß Jörgens laut das Vorwort: „Die ‚Blaue Blume' haben wir zum Symbol erkoren. Und diesem Zeichen wollen wir kämpfen den guten Kampf um ein neues Leben. Wir rufen alle Freunde im Lande auf, sich um unser Banner zu scharen. Gegen die dumpfen Mächte des Alltags, gegen Häßlichkeit, Enge und Spießbürgertum gilt es den Kampf für Schönheit, Licht und Kultur. Wohl keimt es überall im Lande, wohl regt es sich wie von kommendem Frühling, aber noch ist das vereinzelt. Darum nun geben wir das Zeichen zum Sammeln. Es muß vorwärts gehen, und es wird vorwärts gehen. Es gilt herauszukommen aus dem überwitzigen Treiben der „modernen" Zeit, aus der Banalität des politischen Treibens, aus der Verspimpelung unseres ganzen öffentlichen und privaten Lebens. Nicht einer Clique wollen wir dienen, nein, alle sind berufen, die gewillt sind, mit uns zu gehen. Wir vertrauen auf den gesunden Sinn des Volkes, daß es nicht zurückbleiben will hinter dem Umkande. Wir lieben nicht die großen Worte, unsere Taten sollen zeugen. Die blaue Blume sei unser Symbol! Der Schönheit eine Gasse!"

Jörgens hatte das Blatt langsam sinken lassen, als er gegen das Ende kam. „Hm!" sagte er als er fertig war, „ohne Zweifel ist das sehr schön, sogar lapidarisch! Hoffentlich werden sich nun recht viel Abonnenten finden! Wieviel kostet das nun alles zusammen, was das Blatt an neuer Kultur ins Land bringt."

„Sieben Mark fünfzig pro Quartal", erwiderte Mannheimer. „Das ist ein Spottpreis für ein so splendid ausgestattetes Blatt."

Jörgens klappte das Heft zu und legte es vorsichtig nieder. „Mag sein!" sagte er. „Trotzdem finde ich den Spottpreis von dreißig Mark im Jahr für ein Blatt, das eine neue Kultur bringen will, nicht ganz populär genug."

„Du mißverstehst uns vollkommen, mein Lieber," sagte Möninghoff, sich vornehm zurückbeugend und in etwas näselndem Tone, „wenn du etwa annimmst, es käme uns auf das, was du Popularität nennst, an. Wir verzichten auf Massenwirkung und wollen es möglichst vermeiden, zur geistigen Plebs niederzusteigen. Unser Blatt soll ein Tempel echter Kultur sein, der jedem offensteht. Und ich meine, sieben Mark fünfzig Pfennige ist nicht zuviel."

„Und alle diejenigen, die nicht abonnieren, gehören natürlich zur geistigen Plebs. Entsetzlich!" rief Jörgens aus. „Da muß ich doch zusehen, daß ich gleich ein Exemplar bestelle."

Möninghoff sah beiseite. „Ich muß immer mehr eine Neigung zu faden Witzen bei dir konstatieren", sagte er kühl.

„Ich bin ja auch bloß Chemiker", sagte Jörgens lachend. „Vielleicht entschuldigst du mich damit ein wenig."

Stern jedoch brachte, um einen Zank zu vermeiden, das Gespräch in eine andere Bahn, in-

Digitized by Google

dem er mit seiner üblichen Sachkenntnis auf die Randleisten und die Vignetten zu sprechen kam.

Doch entfernten sich sowohl Mannheimer wie Jörgens ziemlich frühzeitig. Jörgens sagte, er müsse am nächsten Morgen früh heraus. Möninghoff entließ ihn kühl, indem er die Hand, die Jörgens hinhielt, gar nicht zu sehen schien und nur eine vornehm, nachlässige Verbeugung machte.

„Wie sich dieser Jörgens unangenehm verändert hat", sagte der Dichter dann zu Stern, als sie beide nun allein am Tische saßen.

Stern nickte: „Übrigens aber ist er doch ein ganz netter Bursche. Ein bisserl vorlaut manchmal, aber das ist halt so. Er soll übrigens eine glänzende Laufbahn vor sich haben, man munkelt, daß er mit der Tochter des Kommerzienrats Triebschen quasi verlobt sein soll. Erstes Etablissement in der Branche!" Und Max Stern verzog wichtig die Stirne.

Möninghoff lächelte: „Früher war diese Tochter, die ich auch gekannt habe, ein sentimentaler Backfisch: ‚Typus Thekla' aus dem Wallenstein. Ich unterhielt mich einmal auf einem kleinen Spaziergang mit ihr. Aber lassen wir das! Wer ist denn sonst aus unserem Kreise noch hier?"

„So ziemlich alle", sagte Stern. „Außer Rex. Wo der steckt, weiß ich nicht. Er muß ein aberteuerliches Leben hinter sich haben."

„Ja, ich erinnere mich, einmal üble Dinge von ihm in der Zeitung gelesen zu haben", sagte Möninghoff wegwerfend. „Er war da in eine sehr faule Affäre verwickelt, ist, wenn ich mich entsinne, aus Österreich ausgewiesen worden und soll auch gesessen haben oder so etwas."

„Nun, das wird wohl üble Nachrede sein", lachte Stern. „Doch sollen seine Ideen ihn mehrmals in Zusammenstöße mit den regierenden Herrschaften gebracht haben."

„Lassen wir ihn," entschied Möninghoff, „ich habe kein Interesse daran, wo in der Welt er sich seinen harten Schädel endgültig einrennt. Erzählen Sie mir lieber, wer sonst noch da ist von dem einstigen Klub."

Stern zählte an den Fingern auf: „Erstens ist da Abel, der Berlin überhaupt nicht verlassen hat und nach wie vor sich in seine Mystik einspinnt, dann ist da die unvermeidliche Käthe Arendt, dann Bertram, und auch Herr Kryzanowski soll trotz aller Abneigung gegen das Deutsche Reich wieder im Lande sein. Es steht also nichts im Wege, wenn wir den Verein noch einmal auftun wollen."

Möninghoff lächelte etwas zerstreut: „Dazu dürfte wohl niemand Lust verspüren. Von unserem heutigen Standpunkt aus betrachtet, war ja der ganze Klub eine fabelhafte Harmlosigkeit." Der Dichter schwieg einen Augenblick und schien etwas zu überlegen, dann fragte er wie beiläufig und in gleichgültiger Betonung, wobei er scheinbar eine Dame am Nebentisch betrachtete: „Und dann war da noch ihr Fräulein Kusine, Fräulein Salomon, ist sie noch hier?"

Doktor Stern nickte und setzte seinen Kneifer fester, der immer eine Neigung zum Herabfallen hatte. „Ich habe meine Kusine sogar heute vormittag noch getroffen und ihr erzählt, daß Sie heute abend ankämen. Sie erinnerte sich Ihrer noch sehr wohl und hat sich wiederholt nach Ihnen erkundigt. Ich glaubte, daß Sie ihr damals riesig imponiert haben, unter uns gesagt."

Möninghoff lächelte geschmeichelt. Ich bitte Sie," sagte er, „Ihr Fräulein Kusine höflichst von mir zu grüßen, wenn Sie sie treffen."

„Ah, Sie wissen noch nicht, daß sie verheiratet ist?"

Möninghoff zuckte mit keiner Miene. „Nein", sagte er. „Ich wußte das nicht. Mit wem denn und seit wann?"

Stern lachte: „Ja, es war uns allen etwas überraschend. Die Sache spielte schon zu Ihrer Zeit, als Sie noch hier waren. Die gute Eva wollte aber damals absolut nicht, obwohl er ein sehr sympathischer Mensch ist, Kaufmann en gros, Rosenbaum. Man murmelt sogar von einem Korbe etwas, und dann zwei Jahre darauf hätte Eva selber die Sache aufgenommen. Doch ist das wohl nur Gerede, das bleibt natürlich unter uns als Ehrenmännern."

Möninghoff schien einen Augenblick zu überlegen, dann fuhr er, gleichsam sich zusammenraffend, auf: „Aber Sie wollten mir noch von den andern erzählen. Was treibt Fräulein Arendt? Schwärmt sie noch immer für das Leben im allgemeinen."

Stern lachte: „Mehr jetzt für einen Kapellmeister von der Oper im besondern. Sie macht ihm Fensterpromenaden, steht abends am Opernhaus und wartet auf ihn, kurz, benimmt sich, na

Digitized by Google

eben wie Fräulein Arendt. Natürlich hat ihr Gott keine Ahnung von so etwas. Und uns erzählt sie zuweilen: ‚Ha! welche Stirn und welche Augen, ha! dieser Blick, ich könnte in die Erde versinken vor ihm! Er ist ein Genie!'" Dabei machte Stern die rollenden Augen und die theatralischen Gesten der städtischen Mädchenschullehrerin nach und fügte hinzu: „Übrigens spricht sie Schemie aus."

„Und Bertram?" fragte Möninghoff mechanisch lächelnd, während seine Gedanken ganz anderswo zu weilen schienen.

„Bertram?" wiederholte Stern. „Der ist womöglich noch dünner geworden, wenn das angängig war. Er begegnet einem zuweilen, obgleich das immer ein wenig peinlich für unsereinen, der eine gesellschaftliche Stellung hat, werden kann. Denn Bertrams Anzug ist, delikat gesprochen, gewöhnlich etwas schäbig. Er ist verheiratet und besitzt drei Kinder. Geistige Produkte scheint er daneben nicht zutage zu fördern. Schade, man dachte doch damals, er hätte Talent."

Einen Augenblick schwiegen beide und tranken wie auf Kommando aus. Möninghoff füllte die Gläser und sagte dabei: „Sagten Sie übrigens nicht auch, Kryzanowski wäre wieder da?" offenbar noch immer mit anderen Dingen beschäftigt.

Stern berichtete: „Der edle Pole ist gesehen worden hier, und zwar noch immer in Gesellschaft jenes Fallois. Sie erinnern sich vielleicht noch dieses rotbackigen Jünglings aus guter Familie, der für Bohême und griechisch freie Sinnlichkeit schwärmte. Er soll seine roten Backen gründlich dabei verloren haben und furchtbar heruntergekommen sein. Abel erzählte das. Haben Sie übrigens dessen Buch gelesen?"

Möninghoff neigte langsam bestätigend sein schönes Haupt. „Ja, ich habe das Buch gelesen", sagte er. „Es scheint recht gut und nicht ohne eine gewisse Tiefe. Aber es ist ein Mangel an Formgefühl zu spüren darin, der mich nicht zum reinen Genuß kommen läßt."

Stern stimmte dem bei. „Mir scheint es nicht schlecht zu sein, jedenfalls eine eigenartige Erscheinung. Mich interessierte es besonders vom Standpunkt des Arztes. Es stehen Dinge darin, die mich an allerlei aus meiner psychiatrischen Praxis gemahnen."

„Sie meinen . . .?" fragte Möninghoff erschrocken.

Stern jedoch winkte ab: „Nein, vorläufig ist nichts zu sagen. So etwas geht vorüber. Es fiel mir nur auf, und gesund ist Abel ja auf keinen Fall. Um auf das Buch zurückzukommen, so scheint es mir in der Tat ungeschickt gemacht. Schon der Titel ist so unpraktisch wie nur möglich: ‚Prolejomena zu einer Philosophie des Innenlebens. So etwas kauft doch kein Laie. Und ein Fachmann legt es doch gleich aus der Hand, sowie er die stark individuelle, poetische Sprache verspürt." Stern hätte wohl noch einige weitere Gedanken hinzugefügt, wurde aber von Möninghoff ganz unvermittelt unterbrochen:

„Und hat Ihre Frau Kusine," fragte der Dichter, „Frau Rosenbaum, sagten Sie ja wohl, noch weitere Gedichte geschrieben."

„Nein, glücklicherweise nicht," lachte Stern, „hoffentlich hat die kalte Douche, die Rex ihr gab, gründlich gewirkt."

Es wurde spät, bis die beiden sich trennten.

---

2. Kapitel.

Möninghoff hatte sich inzwischen im Westen der Stadt eine eigene, standesgemäße Wohnung gemietet und sie mit viel Geschmack und Kunst eingerichtet. Doch hatte er mehrere Wochen dazu gebraucht, und so hatte er den Besuch bei Frau Rosenbaum, den er schon lange geplant hatte, immer noch hinausgeschoben. Endlich aber hatte er einen Tag als fest bestimmt angesetzt dafür und hatte doppelt solange Toilette gemacht an diesem Morgen, um den Besuch zu erledigen. Es war darüber bereits elf Uhr geworden, und noch immer stand er am Fenster, seine Nägel polierend. Vor ihm aber stand ein großer Kasten, der ganz angefüllt mit allerlei komplizierten Werkzeugen und Essenzen war, die der Dichter alle für die Pflege seiner Fingernägel benötigte.

Da erschien der Diener im Zimmer und meldete, daß „jemand" den Herrn zu sprechen wünsche."

„Wer ist's denn?" fragte Möninghoff über die Schulter. „Können Sie ihn nicht abfertigen?"

Jean, der Diener in seiner blauen Livree rümpfte die Nase. „Ein Mann ist's", sagte er überlegen. „Eine Karte hatte er nicht. Er be-

Digitized by Google

stand jedoch darauf, den Herrn absolut sprechen zu müssen."

Möninghoff sah nach der Uhr. „Elf!" sagte er. „Da habe ich noch ein halbe Stunde Zeit. Gut, führen Sie ihn in den Empfangsraum. Ich komme gleich." Und in der Tat ging Möninghoff, nachdem er sich nochmals von allen Seiten im Spiegel besehen hatte, hinüber.

Wäre nicht die enorme Länge und Schmalheit des Besuchers gewesen, so hätte ihn Möninghoff sicher nicht gleich erkannt. Denn seitdem er Bertram zum letzten Male gesehen, hatte dieser sich sehr verändert. Er trug jetzt einen etwas struppigen Bart ums Kinn, seine Haltung war schlapp und vorübergebeugt, und der schwarze Rock, den er an hatte, war in Schnitt und Eleganz denen ähnlich, die man bei bäuerlichen Hochzeiten zu sehen bekommt.

„Parbleu!" sagte Möninghoff, „Sie sind es, Bertram?"

„Jawohl, Herr Möninghoff," sagte dieser mit einer verlegenen Verbeugung, die doppelt linkisch durch seine Länge erschien, „es ist lange her, daß wir uns gesehen haben."

„Nun, nehmen Sie Platz", sagte Möninghoff, mit einer jovialen Bewegung seiner wohlgepflegten Rechten auf einen Stuhl weisend. Er selber setzte sich auf einen erhabenen, thronartigen Sessel und schlug mit nachlässiger Grazie die Beine übereinander. „Es ist schön von Ihnen, daß Sie mich aufsuchen, wie geht es denn, und was führt Sie zu mir?"

Bertram hatte sich ebenfalls niedergelassen und spielte mit seinen etwas ältlichen Handschuhen, dann begann er mit sehr belegter Stimme zu sprechen: „Ich komme mit einer Bitte, Herr Möninghoff. Ich dachte, weil wir doch einmal in demselben Verein waren und weil . . ." Er stockte, hüstelte und fuhr dann fort. „Mir ist es nicht gut gegangen unterdessen. Wer sich auf sein Glück verläßt, der ist verlassen. Das habe ich erfahren müssen."

„Aber nun," sagte Möninghoff wohlwollend, und kam sich dabei sehr würdevoll vor in seinem hohen Lehnsessel, „so schlimm wird es doch nicht sein, Bertram? Sie sind doch ein Mensch von Talent, soviel ich mich entsinne. Echte Begabung bricht sich doch immer Bahn." Dabei klopfte er behaglich mit der Rechten auf die Armlehne seines Sessels.

Bertram lächelte melancholisch und maß nervös die Länge seiner Handschuhe aneinander: „Das sagen Sie so, Herr Möninghoff. Aber was kann man machen gegen das Schicksal. Ich hatte mich mit meiner Frau, die Sie ja auch noch gekannt haben, im Harze niedergelassen und arbeitete an meiner Oper. Mit einem gewaltigen Schlage wollte ich das Publikum erobern. Später begreift man ja seine eigenen Phantasien kaum. Aber ich darf an jene Zeit nicht zurückdenken. Ach, es war vielleicht zu schön, ich fühlte meine Kraft so ungeheuer . . . und dann war doch alles umsonst." Er schwieg und verfiel wieder in seinen nervösen Husten.

Möninghoff hatte das Zittern in der Stimme des andern sehr wohl herausgehört, und Bertram tat ihm leid. In teilnehmendem Tone fragte er: „Und haben Sie denn die Oper nicht vollendet?"

Bertram lachte bitter: „Zwei Jahre starker Arbeit hat es mich gekostet. Sie bedenken vielleicht nicht, wieviel rein physische Kraft dazu gehört, eine Oper zu schreiben, ja bloß eine Seite der Partitur, wenn man mit modernem Orchester rechnet, wo auch die Holzbläser dreifach besetzt sind. Da gehen drei Takte auf eine Seite. Und dann sind die Stimmen zu schreiben! Meine Frau hat ja wacker geholfen beim Kopieren. In zwei Jahren war dann auch alles fertig, schön und deutlich geschrieben auf bestem Notenpapier. Und alles für die Hunde!"

Möninghoff suchte zu begütigen, als er merkte, daß Bertrams Schultern leise zu zucken begannen. „Aber beruhigen Sie sich doch, Herr Bertram," sagte er mitleidig, „ich will ja für Sie tun, was ich kann . . ."

Bertram aber fuhr hartnäckig mit seiner Erzählung fort. Mit einer gewissen Wollust schien er alles auszukramen: „In Berlin hat mich der erste Schlag getroffen. Ich reichte meine Manuskripte bei der Königlichen Oper ein. Ich sollte warten, hieß es. Aber es ist kein Vergnügen zu warten, Herr Möninghoff, wenn die Arbeit von mehreren Jahren und die Hoffnung eines ganzen Lebens auf dem Spiele steht. Da wird man nervös! Täglich bei jeder Post, die ja in Berlin fast alle Stunde kommt, liegt man auf der Lauer. Immer nichts. Man sieht den Briefboten ins Haus kommen, hört ihn die Treppe heraufstampfen, denkt: jetzt kommt er, jetzt ist er da, und

Digitized by Google

die Oper ist angenommen. Und dann trottet er zur andern Tür, und es war nichts für heute. Als ich nach einem halben Jahre dann immer noch keine Antwort bekam, ging ich selber hin und holte mein Manuskript zurück. Man machte ein paar Verbeugungen. Noch nicht gelesen! Zuviel zu tun! Und ich zog ab. Ich versuchte es in Dresden. Jetzt ist mein Manuskript in Weimar. Ich bin krank geworden unterdessen. Meine Nerven haben's nicht ausgehalten. So, da haben Sie meine Geschichte, wenigstens zum Teil."

Möninghoff betrachtet aufmerksam die glänzende Spitze seines Lackschuhes. Es war ihm ja selten im Leben wirkliches Elend begegnet, und wie alle nicht sehr starken Menschen war er leicht zu rühren. „Nun, und wie kann ich Ihnen dienen?" fragte er sanft und war in diesem Augenblick wirklich bereit, sofort die Geldbörse zu ziehen.

Bertram hustete nochmals, dann sagte er bitter: „Ich komme nicht um ein Almosen, Herr Möninghoff, wie Sie vielleicht denken. Ich möchte Sie nur bitten . . . Sie geben da eine Zeitschrift heraus, für Kunst und ja auch Musik. Wenn Sie mir da eine Stelle abtreten könnten als Berichterstatter für Konzerte oder sonst etwas. Es braucht ja nichts Besonderes zu sein. Ich dachte nur, weil wir in demselben Verein waren, könnten Sie vielleicht an mich denken . . ." Er stockte und wagte Möninghoff nicht anzusehen.

Dessen Mienen waren jedoch immer trüber geworden. Das, was Bertram verlangte, war ihm bedeutend unangenehmer, als wenn er um Geld gebeten hätte. So lange es kein wirkliches Opfer war — und ein paar Hundertmarkscheine bedeuteten ja nichts für ihn — war Möninghoff gern zu helfen bereit gewesen. Er sann einen Augenblick nach und sagte dann vorsichtig: „Ich bin ja gewiß gern bereit, lieber Herr Bertram, Sie in Ihrer schwierigen Lage, die ich ganz verstehe, zu unterstützen. Freilich, ob es auf diese Art möglich sein wird, weiß ich noch nicht genau. Das heißt, bitte regen Sie sich nur nicht auf!" sagte er hastig, als er sah, daß Bertram eine jähe Bewegung machte, als wolle er aufstehen. „Verstehen Sie mich nur recht! Wir haben für unsere Revue in ihrem musikalischen Teil, der ja überhaupt nicht sehr umfangreich gedacht ist, schon einige der hervorragendsten Musikschriftsteller gewonnen. Diese sind nun einmal verpflichtet. Ferner bin ich auch nicht alleiniger Redakteur, sondern habe gleichsam nur die geistige Leitung. Alles Geschäftliche erledigt mein Kollege Mannheimer — — —"

Jetzt aber fuhr Bertram mit krampfhafter Bewegung in die Höhe. Durch seinen ganzen, dünnen Körper lief ein Zittern, wie bei einem Menschen, der plötzlich einen glühendheißen Bissen verschluckt hat: „Ich verstehe schon!" sagte er erbittert. „Sie können mich auch nicht gebrauchen. Sie werfen mich hinaus, ich kann gehen!" Er tat wirklich einige Schritte, dann aber ballte er die Fäuste, warf plötzlich den Kopf zurück, und schrie, schrie mit lauter, gellender Stimme durch Möninghoffs eleganten Salon: „Hinausgeschmissen also, überall hinausgeschmissen! Sie können mich nicht brauchen, Sie haben bereits die hervorragendsten Musikschriftsteller engagiert. Wir aber sind Narren, uns schmeißt man hinaus!"

Möninghoff war ganz starr vor Schreck bei dieser plötzlichen Szene. Er wußte nicht, sollte er zornig werden oder nachgeben. Er entschied sich für das letztere, weil es das bequemere war. „So regen Sie sich doch nicht auf!" sagte er und näherte sich Bertram, der jetzt ganz bewegungslos mit niederhängenden Armen dastand und vor sich auf den Teppich starrte. „Ich will Ihnen etwas sagen!" fuhr Möninghoff dann fort, dem ganz unheimlich zu werden begann, „eine Stelle als Referent ist ja nicht mehr frei, aber ich mache Ihnen einen anderen Vorschlag. Wenn Sie etwas schreiben wollen, einen Essay zum Beispiel, so schreiben Sie doch irgend etwas über moderne Liedkunst oder was Ihnen sonst liegt. Das können wir dann aufnehmen. Später können wir dann über Dauernderes reden."

(Fortsetzung folgt.)

Anmerkung: Der Roman „Die blaue Blume" von Bruno Wölfing erscheint auch als Buch im Verlage von Otto Janke, Berlin SW 11, und ist durch alle Buchhandlungen oder vom Verlag zu beziehen.

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

Sonnenaufgang

Wenn im Schlaf die Blumen nicken
Und der Tau hernieder fällt,
Wenn der erste Strahl der Sonne
Rosig grüßt die Frühlingswelt.
Dann, o Herz, kannst du erfassen,
Wie so klein und nichtig ist,
All dein Leid, dein töricht Klagen,
Daß du so verlassen bist.

Vögelein, die, kaum erwachet,
Stimmen an ihr frohes Lied,
Von den Wiesen leise wallend
Hoch der graue Nebel zieht. —
Und du hebst den Blick nach oben.
Frieden, Klarheit ringsumher,
Deine Hände leise faltend,
Hast du kein Begehren mehr.

Emma Janssen v. Belitzka.

Die Kula / Von Dietrich Darenberg

Seit zwei Tagen schwiegen die Mauser. Es war, als habe der Erdboden die Montenegriner verschlungen. Still und trostlos öde lagen die kahlen Hänge und schroffen Felsenwände unter den glühendheißen Strahlen der Sonne da; hoch oben im Blau des Himmels kreiste mit mächtigem Flügelschlage ein weißköpfiger Geier, der, gierig in die Tiefe spähend, von Zeit zu Zeit seinen hungrighelseren Schrei herniederwarf.

In der Kula war es angenehm kühl, denn ihre dicken Mauern, aus gewaltigen Quadern gefügt, wehrten dem Sonnenbrand. Auf den niedrigen Bänken rings an den Wänden zu Füßen der Schießscharten saß hier und dort ein Soldat, schläfrig und stumpf, so daß seine Arbeit nur langsam vorwärts kam. Der größte Teil der Besatzung hatte seine Obliegenheiten beendigt und lag nun im tiefen Schlaf auf den Matratzen im Erdgeschoß der Kula. Seit drei Wochen hatte man sich nie sorglos dem Schlummer überlassen dürfen; die Mauser des Feindes trugen unheimlich weit, und er zielte mit Falkenaugen. Zwar war die Kula kugelsicher, aber dies und jenes Stück Blei fand doch durch die engen Scharten hindurch Weg und Ziel. Fünfmal in dunkler Nacht hatte man einige zwanzig Schritt weit von der Kula entfernt mit unsäglicher Mühe ein flaches Grab in den festen Steinboden schaufeln müssen, darin der Leichnam eines braven Kameraden zur letzten Ruhe gebettet wurde.

Vor einer der nach Westen gerichteten Schießscharten stand der Kommandant der Kula, Ibrahim al Gossarah, und spähte, die Ellenbogen auf das Maschinengewehr gestützt, hinüber nach den Bergen jenseits der Drina, deren kalkig-steinige Hänge unter dem Sonnenglaste wie Schneefelder dalagen. Jenseits der Drina lag das Land des Feindes, des grimmigsten Feindes seines Volkes. Man mußte es diesen Christenhunden lassen: sie waren verwegene, tollkühne Krieger, zäh und ausdauernd, Eisenköpfe, die ihren Willen haben wollten. Und wie sie schossen! Aber an dieser Stelle kamen sie doch nicht in den Sandschak hinein, mochten sie auch bis in alle Ewigkeit vor dem Paß liegen. Schmal wie ein Saumpfad, hier und dort in den Felsen eingesprengt, klomm der Weg aus dem Drinatale die steile Höhe hinan, und trat durch eine tiefe Schlucht mit fast senkrechten Wänden auf das Hochfeld hinaus. Gerade vor dem Felsentor aber, auf mäßiger Höhe, lag die Kula, deren Maschinengewehre den Paß bestrichen. Ein paar Mann der Besatzung konnten ein Heer zurück ins Drinatal werfen. Wie mochten die Montenegriner über die Kula wettern und fluchen, die die Türken hier an unvergleichlich günstiger Stelle erbaut hatten!

Ibrahim al Gossarah lächelte stillvergnügt vor sich hin. Ja, ja, die Kula würde den Giaurs noch viel zu schaffen machen. Das Mehl und Öl reichte auf lange Zeit, und auch an Konserven war kein Mangel. Nur mit dem Wasser konnte es eine üble Sache werden. Die Zisterne im Kellerraum faßte nur noch 1½ Meter; aber wenn man die Leute auf knappere Rationen setzte, reichte es dennoch für vier Wochen. Vier Wochen! Das war eine lange Zeit. Konnte nicht Allah die Wolken vom Meer

Digitized by Google

zuhauf treiben die ihren Segen auf das Dach der Kula rauschen ließen, und die Zisterne füllten? — Und hatte das Kismet anders entschieden, — nun, sie würden zu sterben wissen. Die Christenhunde sollten viel Blut lassen für diesen Weg; die Kula mußte gehalten werden bis auf den letzten Mann; denn wenn der Paß in die Hände der Feinde kam, dann gingen im Sandschak Nacht für Nacht Gehöfte und Dörfer in Flammen auf, und Hunderte von Maultieren schleppten die Leute über den Saumweg in die armseligen Täler der schwarzen Berge . . .

Ibrahim al Gossarah nahm von neuem den Feldstecher vor die Augen und suchte die fernen Hänge ab. Nichts, nichts! Kein lebendes Wesen, weder Mensch noch Tier, bewegte sich zwischen den Steinblöcken des Felsenlabyrinths. Der Feind schien das Nutzlose seines Vorhabens einzusehen.

Ibrahim wandte sich ab und schritt der Mitte des saalartigen Gemaches zu. Sogleich trat ein Soldat an seine Stelle und übernahm das Späheramt.

Der Kommandant stieg in das obere Stockwerk, das gleichfalls einen einzigen, großen Raum enthielt. Hier war die Luft dunstig und heiß, denn auf die spannbicken Steinplatten des Daches brannte die sengende Hochsommersonne nun schon seit vielen Stunden. Halbe Dämmerung lag in dem weiten Gemach.

„Deine Befehle, Effendi?" fragte Mehemed Ali, der Feldwebel.

Ibrahim winkte lächelnd ab und schritt hinüber nach der Schießscharte an der Westseite.

„Sahst du sie, Mehemed?"

„Nein, Herr!"

„Sie haben genug von unseren Maschinengewehren. Freilich, hätten wir den Scheinwerfer nicht, so würden sie schon längst bei Nacht und Nebel unsere Kula umheult haben, die bissigen Hunde. Nun aber sind sie davon und liegen daheim auf dem Stroh."

Der Feldwebel schüttelte verneinend das Haupt.

„Ich weiß, Mehemed, was du sagen willst. Magst recht haben, daß diese Giaurs des Scheitans Kinder sind; doch wenn du gegen die Söhne der Wüste die Grenzwacht gehalten hättest wie ich dafern im Yemen, wahrlich, du würdest die aus den Schwarzen Bergen geringer schätzen."

Über das gebräunte Gesicht des alten Soldaten huschte ein verlorenes Lächeln.

„Du kennst die listigen Teufel nicht, Effendi. Verlaß dich darauf, daß sie etwas gegen die Kula vorhaben. Ihre Mauser schweigen nicht umsonst."

Ibrahim wandte sich ein wenig unwillig ab. Der Feldwebel ist ein Schwarzseher, dachte er. Sie kommen nicht wieder; denn so töricht sind sie nicht, daß sie dem Tod blind in den Rachen laufen.

Der Kommandant schien recht zu behalten. Eine ganze Woche verging, ohne daß der Knall einer Büchse die Stille der öden Berggegend zerriß. Die Soldaten waren frohen Mutes und freuten sich des Schlafs, den sie nun reichlicher genießen konnten. Mehemed Ali allein ging nach wie vor mit sorgenvollem Gesicht umher und tat düster und schweigsam, aber mit doppeltem Eifer seine Pflicht. — —

Es war am Abend des zehnten Tages, seitdem sich die Feinde zurückgezogen hatten. Mehemed Ali, der die Posten nach der Feldwache im Rücken der Kula begleitete, schickte sich eben an, mit den Abgelösten heimzukehren. Da drang plötzlich aus der Ferne ein schwacher Ruf an ihr Ohr. Der Feldwebel befahl zweien der Soldaten, die Gegend abzusuchen. Nicht lange darauf kehrten sie zurück, einen jungen Menschen mit sich führend, der sich kaum auf den Beinen halten konnte.

„Führt mich zu dem Kommandanten!" hauchte der Jüngling, der fast noch ein Knabe schien.

Mehemed Ali maß ihn mit mißtrauischen Blicken, aber er enthielt sich jeder Frage an den Fremden, obgleich er sah, daß die Soldaten vor Neugier brannten. Schweigend trat man den Weg nach der Kula an. Der junge Mensch hing schwer in den Armen seiner Begleiter, von Zeit zu Zeit öffnete er die Lippen zu einem leisen Seufzer. In der Kula sank er sogleich auf eine der Matratzen an der Wand nieder.

„Wasser, Wasser!" stöhnte er.

Und als er sich gelabt und ein wenig ausgeruht hatte, begann der Kommandant das Verhör:

„Wer bist du?"

„Jussuf Ben Thaleb aus Wrembotil."

„Wer schickt dich her?"

„Der Muezzin aus Wrembotil."

„Was hast du mir zu sagen?"

„Herr, du sollst auf der Hut sein; die Serben kommen. Sie folgen mir auf den Fersen."

„Wieviele?"

Ibrahims Stimme bebte ein wenig; die Soldaten blickten scheu zu ihm hinüber.

„Eine Streifschar ist's, Herr, ihre Zahl weiß ich nicht."

„Der Muezzin sendet dich her?"

„Ja, Effendi, denn der Dorfälteste hält es mit dem Feinde, der Hundesohn."

Jussuf Ben Thaleb spie auf den Boden, dann gruben sich seine weißen Zähne bohrend in die Unterlippe, während in seine Augen eine zähe Glut des Hasses trat.

„Der Muezzin glaubt, daß sie mit denen da drüben einig geworden sind, um die Kula unter ihr Kreuzfeuer zu nehmen. Die Serben seien feige Hunde, läßt er dir sagen, du habest sie wenig zu fürchten. Und die Kula sollteste du halten bis auf den letzten Mann, Effendi, denn man werde dir Hilfe bringen."

Ibrahims Gesicht verdüsterte sich: „Ich weiß auch so, was ich zu tun habe."

„Verzeih, Herr, ich sage nur, was mir aufgetragen ist."

Jussuf Ben Thalehs Nacken straffte sich einen

Digitized by Google

Augenblick, und unter seinen dunklen Wimpern leuchtete es auf, aber im nächsten Augenblicke saß er wieder in demütiger Haltung da.

Mehemed Ali, dem nichts entging, fühlte plötzlich einen heftigen Widerwillen gegen den Fremden. War es die Wahrheit, was der Jüngling berichtete? — — Aber konnte es denn Lüge sein, Betrug und Verstellung? — — Nein, nein, ein Knabe, ein Kind, das konnte nicht lügen mit solchen Mienen. Es war unmöglich. Und dennoch: er konnte den Gedanken nicht verscheuchen, daß jene hinter der Drina den Knaben in die Kula gesandt. — Aber was wollten sie damit erreichen? Der schwache Knabe vermochte nichts gegen vierzig Krieger, und es war widersinnig, hier an Verrat zu glauben. — Und doch. — —

Die warnende Stimme in der Brust des Feldwebels schwieg nicht, und endlich entschloß er sich, dem Kommandanten von seinen Zweifeln zu reden. Der sah ihn mit großen Augen an und zuckte mit den Achseln.

„Effendi, es sind verschlagene Hunde; ich fürchte ihre listigen Anschläge mehr, als ihre Gewehre."

„Was soll ich tun?"

„Gestatte, daß ich mit dem Knaben rede und ihn frage."

„Du magst es tun!"

Und nun hub ein viel schärferes Verhör an. Der Feldwebel stellte die verfänglichsten Fragen, aber Jussuf Ben Thaleh beantwortete sie sicher und ohne zu stocken. Und als ihn dann Mehemed Ali aufforderte, einige Suren herzusagen, da kam er dem Befehl sogleich nach, und sein Vortrag war genau so leiernd und überhastend, wie der des besten Koransschülers. Nach dieser Probe schwieg der Feldwebel bedrückt und trat kopfschüttelnd beiseite. Jussuf aber sah ihm frei ins Angesicht und sagte mit traurigem Ton in der Stimme: „Herr, du tust mir weh mit deinem Mißtrauen. Allah möge deinen Geist erleuchten, daß du in mir den Bruder siehst."

Der Kommandant befahl, dem Boten Speise und Trank zu geben, und ihm das Lager zu rüsten. Dann stieg er in das obere Stockwerk und warf sich in seiner Kammer auf das Feldbett. Also die Serben wollten kommen. . . . Ja, ja, und die Montenegriner von drüben her. Mochten sie nur, die Kula war fest. Im übrigen — Masch-Allah! — was half das Grübeln und Sorgen und Denken? Das Kismet fragte nicht nach der Menschen Wünschen und Wollen . . .

* * *

In einer Talschlucht am linken Ufer der Drina hatten die Montenegriner ihr Lager. Einzeln wechselten sie auf mühseligen Bergpfaden, wo jeder Fehltritt den sicheren Tod brachte, hin und her über die Grenze. Solange die Kula nicht in ihrem Besitz war, brachte ihnen der Krieg keinen Gewinn; denn sie konnten die Beute aus dem Sandschak nicht heimbringen. Gegen die Maschinengewehre der Türken kam man nicht an, da blieb nichts anderes übrig, als durch einen listigen Anschlag den Feind aus seinem festen Bau zu vertreiben.

Leise sich unterhaltend lagen die Krieger um die dürftigen Feuer. Es war heute schon der vierte Tag, seitdem sich Joseph, der Sohn des Führers, auf den Weg gemacht hatte, um die Kula seinen Kampfgenossen in die Hände zu spielen. Er hatte offenbar Unglück gehabt, denn die Wachen hatten gemeldet, daß die Türken auch heute in der gewohnten Weise ihren Scheinwerfer arbeiten ließen. So war das Opfer nutzlos gewesen. Scheu blickten die Männer zu Peter Wambulitz, ihrem Führer, hinüber; aber kein Zug in dessen scharfgeschnittenem Gesicht verriet Sorge oder Kummer. Gleichmütig rauchend lag er beim Feuer. Aber so waren die Wambulitz alle: eisenharte, unbeugsame Menschen..

Von der nächsten Wache her ertönte ein leiser Pfiff. Hastig sprangen die Männer auf. Auch Peter Wambulitz erhob sich und schritt langsam dem Ausgang der Talschlucht zu, wo die Wache stand. Sollte Joseph dennoch zurückkehren? Furchtbare Tage lagen hinter ihm, die Angst und Sorge hatten ihn schier zermürben wollen, aber trotz allem war es seinem Stolz gelungen, Gleichmut zu heucheln. Niemand ahnte etwas von der Höllenqual, die er in diesen schrecklichen Tagen ertragen.

Und nun stand plötzlich der Sohn vor dem Vater. Peter Wambulitz machte eine Bewegung, als ob er den Heimgekehrten an seine Brust drücken wollte, aber im gleichen Augenblick sanken seine Arme wieder herab.

„Der Scheinwerfer flammt immer noch, Joseph", sagte er mit kaltem Spott.

„Ja, Vater."

„Du kamst wohl durch den Paß?"

Dunkle Glut trat in Josephs Stirn und Wangen, der grausame Hohn des Vaters brannte wie fressendes Gift in seiner Brust, aber er sprach kein Wort, sich zu rechtfertigen.

„Kamst du durch den Paß?"

„Nein, ich stieg über den ‚Pfad der sieben Mäuler'!" Peter Wambulitz starrte seinen Sohn in das Angesicht.

„Über den ‚Pfad der sieben Mäuler'? Jetzt bei der Nacht?"

„Ja, Vater!"

Im Kreise der Männer ward ein Murmeln laut. Das hieß Gott versuchen, was Joseph vollbracht. Es gab ihrer wenige unter ihnen, die es bei Tage wagten, über jenen furchtbaren Pfad zu klettern, der an sieben Abgründen, Höllenschlünden, vorbeiführte, über kaum spannenbreite Felsleisten lief, und sich um vorspringende Steinnasen wand, so daß, wer ihn ging, an vielen Stellen fast frei im Luftraum hing.

„Die Kula ist unser, ihr Männer; berichte, Joseph!"

Stolz und Freude klang nach in den Worten des Führers, und seine Stimme war so fest, daß keiner Zweifel an seiner Zuversicht hegte.

Digitized by Google

„Ja, die Kula wird unser sein, in wenigen Tagen schon. Sie ließen mich nicht in das obere Stockwerk, wo der Scheinwerfer flammt. Zweimal versuchte ich, in den Raum vorzudringen, aber der Feldwebel wies mich zornig zurück. Da galt es, vorsichtig zu sein. Der Alte war der einzige, der mir mißtraute."

„Verlangte er auch, daß du ein paar Suren hersagtest?"

„Sogleich zu Anfang, und er war wohl zufrieden mit mir."

„Dann soll Fatime noch auf ihre alten Tage einen neuen Rock haben. Als dein Großvater sie drüben raubte, hat er wohl nicht daran gedacht, daß sie seinen Enkel dereinst zum halben Moslem machen würde."

„Vater . . .!"

„Versteh mich doch recht, Joseph, ich weiß, daß du kein Heide bist. Hab' ich denn je etwas dazu gesagt, wenn Fatime dich ihre alten Sprüche lehrte? Freilich, ich habe nie geahnt, daß sie uns so nützlich werden könnten. Doch nun erzähle, was du ausgerichtet hast!"

„Ich ging den Soldaten wacker zur Hand, so daß sie mich in den unteren Räumen der Kula schalten und walten ließen. Sie glaubten mir alle aufs Wort, daß mich der Muezzin von Wrembotil gesandt, alle, mit Ausnahme des Feldwebels, der oft mit dem Kommandanten heimlich flüsterte. Doch der achtete nicht viel auf ihn, und so hatte ich gewonnenes Spiel. Aber was sollte ich tun? Des nachts wälzte ich mich auf dem Strohsack um und um, sann und sann, ohne etwas zu finden. Aber in der vorigen Nacht schoß mir ein glücklicher Gedanke durch den Kopf, so daß ich vor Freuden hätte aufjauchzen mögen. Wißt ihr, was ich heute am Nachmittag getan habe? — — Ich habe eine Kanne voll Petroleum in ihre Zisterne gegossen! In wenigen Tagen ist die Kula unser."

Peter Wambulitz strich sich lächelnd den langen Schnauzbart. „Bist ein ganzer Mann, Joseph, und nun geh und pfleg' dich."

An den Feuern kreiste bis tief in die Nacht die dickbauchige Flasche mit dem scharfen Sliwowiza: die Kula gehörte den Montenegrinern.

* * *

Als man in der Kula bemerkte, daß sich der Bote heimlich entfernt hatte, herrschte nicht geringe Bestürzung. Der Kommandant lief von Raum zu Raum und hielt überall scharfe Nachschau; aber alles war in bester Ordnung. Dennoch konnte er ein dumpfes Gefühl der Sorge und des Unbehagens nicht unterdrücken. Er beriet sich mit dem Feldwebel. Der machte ein finsteres Gesicht und sagte voll Ingrimm: „Effendi, glaube mir, es war einer von den Hunden da drüben, und Allah mag wissen, was er hier angestellt hat. Nun, wir werden es bald erfahren. Ach, hätten wir doch den Burschen an die Mauer gestellt und ihm die Kugel gegeben!"

Dem Kommandanten brachten die Worte wenig Trost, aber als die Nacht ohne jede Störung verlief, beruhigte er sich. Vielleicht war Jussuf Ben Thaleh heimlich davon geschlichen, weil er fürchtete, man würde ihm nicht erlauben, heimzukehren.

Als dann am nächsten Morgen das Trinkwasser ausgeteilt wurde, bemerkte man das Unheil. Alle waren wie vernichtet von dem furchtbaren Schlag; denn sie wußten zu gut, was ihnen nun bevorstand.

Ibrahim al Gossarah wagte nicht, in das Angesicht seines Feldwebels zu sehen. Er trat vor die Tür der Kula und starrte finsteren Blicks in die öde Berglandschaft hinaus. Nach einer Weile rief er den Feldwebel zu sich.

„Was rätst du mir, Mehemed Ali?" fragte er tonlos.

„Herr, du weißt, daß es stundenweit in der Runde kein Wasser gibt. Ein paar Tage können wir uns noch halten, das Wasser der Konserven mag so lange reichen. Dennoch rate ich, laß uns sogleich aufbrechen, daß wir uns nach Süden durchschlagen. Auf Skodra zu stehen unsere Brüder."

„Und die Kula?"

„Gib den Hunden ihre Trümmer!"

Ibrahims Augen leuchteten auf. „So sei's, heute Nacht brechen wir auf!" —

Es war gegen zehn Uhr abends. Die Soldaten standen marschbereit. Als Wegzehrung trug jeder einen Beutel voll Mehl und einige Büchsen mit Konserven.

Der Feldwebel trat als letzter auf den Hof hinaus und erstattete dem Kommandanten Bericht.

„Und nun brich auf, Effendi; Allah sei mit euch und geleite euch!"

„Was redest du, Mehemed Ali?"

„Herr, ich bleibe, ich halte die Kula solange ich kann, und vermag ich's nicht mehr, dann spreng' ich sie in die Luft. Ich hoffe, daß der Feind den Abzug nicht entdeckt."

Keinen Laut brachte der Kommandant über seine Lippen. Stumm bot er dem Feldwebel die Hand und neigte das Haupt vor ihm. Dann gab er leise den Befehl zum Abmarsch. —

Drei Nächte noch flammte in alter Weise der Scheinwerfer der Kula, dann aber erlosch er.

Ob sie wohl kamen? Ach, wenn sie sich doch bei Tage durch den Paß wagten! Aber Mehemed Ali wartete umsonst.

Fortan blieb er im Kellergeschoß der Kula und sah nicht ein einziges Mal mehr nach dem Feinde aus. Geduldig wartete er der Stunde der Rache.

Und in der fünften Nacht kamen sie, viele, viele, ein Chor lärmender Stimmen tönte durch die Kula, Lachen erklang und lautes Jubelgeschrei, denn es fand sich reiche Beute in der starken Feste.

Langsam erhob sich der Feldwebel von seinem Sitz, ein stolzes Lächeln flog über sein finsteres Gesicht. Mit fester Hand entzündete er ein Bündel ölgetränkter Tuchfetzen und warf es in die Pulverkammer.

Digitized by Google

Der Herbst

Feldeinsamkeit. Das letzte Abendrot.
An allen Weiden hängen Trauerfahnen.
In blassen Stoppeln liegt der Sommer tot.
„Erschlagen!" flüstert rings ein wehes Ahnen.
An seiner Brust verblutet noch ein Mohn.
Es flieht das Wild, dem schützend er gewogen.
Und Schatten huschen kalt; es nachtet schon.
Am Wald hin schleicht ein Mann mit Pfeil und Bogen. . . .

Karl Pries.

Vermischtes

Das Theater und der Krieg. Als Anfang August der große Krieg ausbrach, schlossen alle Sommerbühnen sofort ihre Pforten. Es hatte sogar den Anschein, als ob die Direktoren unserer Winterbühnen den Beginn der Winterspielzeit für unmöglich halten würden. Wie falsch diese Ansicht sei, wie schwerer Schaden daraus der Kunst und den Schauspielern erwachsen würde, wurde in Nr. 52 des letzten Jahrgangs von mir an dieser Stelle dargelegt. Glücklicherweise kamen die maßgebenden Männer ihrerseits bald zur Einsicht. Nach und nach begannen mehrere Berliner Theater zu spielen und hielten sich, wie ich es forderte, entweder an die patriotischen, klassischen Werke unserer Literatur oder ließen neue unter dem Eindruck der jüngsten Ereignisse selbst entstandene dramatische Schöpfungen einstudieren. Mit großem Erfolge in sehr vielen Fällen! Ihnen folgten bald die Provinzbühnen. Seit Anfang November spielen in Berlin wieder 30 Bühnen, im Reiche bereits 62 Theater. Wie bei der Pflege neuester Dichtung, so gehen auch in diesen schweren Zeiten die Privattheater mit lobenswertem Beispiel voran. Dieses Verdienst darf ihnen von keiner Seite vergessen werden.

Was nun die Wahl der Stücke anbetrifft, so werden von Klassikern besonders Kleist („Hermannschlacht" und „Prinz von Homburg"), Schiller („Wilhelm Tell" und „Wallensteins Lager"), Goethe („Götz von Berlichingen"), Lessing („Minna von Barnhelm"), Körner (Zriny) und Gutzkow („Zopf und Schwert") bevorzugt. Dagegen sind Grabbe, Werner, Uhland, Halm, Hebbel, Freytag, Klinger, Leisewitz, Lenz und Zschokke noch nicht wieder zu Ehren gekommen. Unter den modernen Dichtern beherrschen Heyse und Wildenbruch am meisten den Spielplan. Von alten Possen weckt „Mein Leopold" von L'Arronge allabendlich im Lessingtheater Stürme von Heiterkeit. Man muß Jakob Tiedtke als Schuhmachermeister Weigelt sehen; er ist echt wie das ganze Stück des ehemaligen Direktors des Deutschen Theaters. Hugo Müllers Posse „Gewonnene Herzen" erlebte im Deutschen Künstlertheater seine erfolgreiche Auferstehung.

Mit Uraufführungen traten in Berlin bisher 16 Bühnen auf den Plan, im Reiche 15. Im Komödienhaus erwies sich das Volksstück von Hans Gaus „Es braust ein Ruf" als bestes der in Berlin aufgeführten Werke. Gaus hat den Fehler der anderen Autoren, ein Bild aus dem Schlachtfelde zu geben, das doch nur komisch wirken kann, da man zu sehr die Theatermache merkt, glücklich vermieden und beschränkt sich darauf, die Wirkung der Mobilmachung auf die Einwohner einer kleinen Stadt zu schildern; er trifft das kleinstädtische Milieu ganz vortrefflich. Er zeigt an lebenswahren Figuren, wie der Krieg alle Menschen einander näher bringt und sie bessert. Da wird der Tyrann zum Wohltäter, die Xantippe zur liebevollen Gattin, der harte Vater milde und weich. Ein Gutsbesitzer, der seinen Leuten ein strenger Herr war, vor dem sie nur Furcht hatten, erwirbt sich ihre Liebe, als er vor dem Ausrücken ins Feld den Zurückgebliebenen weitgehende Hilfe verspricht. Dem einzigen wegen Spielens verabschiedeten und von ihm verstoßenen Bruder verzeiht er, als es fast schon zu spät ist. Der Kaufmann Röder, der die Kriegsangst der Kundschaft benutzt, alle Waren im Preise zu erhöhen und sich deshalb mit seinem wackeren Sohne Fritz entzweit, wird anderen Sinnes, als ihm der würdige Pfarrer der Stadt die Augen über sein unpatriotisches Verhalten geöffnet hat und als er erfährt, daß die Braut seines Sohnes, die er wegen ihres französischen Namens für eine Spionin hält, keinen innigeren Wunsch hegt, als ihren Verlobten auf dem Schlachtfelde zu sehen. Nichts rührt sein habgieriges Herz tiefer als dieser Beweis von Opferwilligkeit und Vaterlandsliebe. Den dichterischen Wert dieses Stückes bestimmt überhaupt mehr der Geist als die Sprache. Man spürt deutlich den Wunsch des Dichters, die vaterländische Gesinnung aus den Taten seiner Gestalten hervorleuchten zu lassen.

Mit ganz wenigen Ausnahmen lassen die übrigen Stücke erkennen, daß sie wenig mehr als Episoden aus dem Leben daheim und im Felde wiederzugeben willens sind. Das wirkt um so unnatürlicher, je mehr Gesang und Tanz in Situationen angebracht sind, in denen zu solchen Scherzen wirklich nicht der Ort und die Zeit ist. Da die Werke indessen dem Erfolge nach berufen sind, einen Siegeszug über deutsche Bühnen anzutreten, müssen sie kritisch gewürdigt werden: das heißt ihre Vorzüge und Nachteile müssen offen dargelegt werden.

Das vaterländische Schauspiel „Deutschland über alles" von Ernst Richard Dreyer verdient insofern ein Lob, als darin eine bühnenwirksame Handlung mit konsequent durchgeführter Steigerung wahrzunehmen ist. Das Stück spielt im Elsaß, die Heldin ist ein deutsches Mädchen, das ihre starke Neigung zu einem französisch gesinnten Elsässer dem Vaterland zum Opfer bringt und schließlich für das Leben des Irregeleiteten selbst den Tod erleidet. Das Werk errang im Rosetheater in Berlin einen durchschlagenden Erfolg und dürfte für die Provinzbühnen von besonderer Bedeutung werden. Mehr als 300 Bühnen haben es, wie ich erfahre, bereits angenommen.

Kurz, knapp und kriegerisch lauten in diesen Tagen des großen Weltkrieges die Titel der neuen Stücke, deren Uraufführungen der Kritiker allwöchentlich besuchen muß. Wenn das Stück so gut wäre, wie der Titel, so könnten wir uns dieses Sieges auf literarischem Schlachtfelde aufrichtig freuen. Schon Lessing verlangte, daß ein Titel kurz und somit gut sein müsse. Wir werden sehen, wie weit die Stücke dieses Saisonbeginns diesen Anforderungen entsprechen.

„Immer feste druff!" diese Forderung richten an die Zuschauer und — mit Hilfe der Zeitungen auch wohl an unsere Krieger im Felde — die Autoren des vaterländischen Volksstücks „Immer feste druff" Hermann Haller und Willi Wolff. Sie haben in vier szenenreichen und stimmungsvollen Bildern die Ereignisse vom Tage der Kriegserklärung an bis zu den ersten Kämpfen auf belgisch-französischen Boden festzuhalten versucht und nicht versäumt, auch den Ernst und den Humor zu Wort

Digitized by Google

kommen zu lassen. An Handlung ist nicht mehr darin, als es die zahlreichen Begebenheiten jener Augusttage, die jetzt schon weit hinter uns liegen, zulassen. Was an komischen Einfällen auftaucht, vermag ein gewissenhafter Zeitungsleser in den verschiedenen Berliner Blättern mit leichter Mühe aufzufinden. An großen Gedanken ist nichts darin als der vaterländische Geist, der sich aber zurzeit überall bemerkbar macht. Er allein hebt das ganze Stück auf eine höhere Stufe und macht einen Besuch des Theaters am Nollendorfplatz lohnend.

Sehr prophetisch variiert Gerhard Preuß das alte Sprichwort „Ende gut, alles gut" in seinem Volksstück „Anfang gut — Alles gut." Jeder Deutsche wird wünschen, daß Preuß mit seiner Behauptung recht behalten möge. Wenn es draußen auf dem Schlachtfelde weiter so geht, wie bisher, so trifft die Schilderung der Ereignisse zu, wie sie Preuß in seinem Stücke gibt. Auf deutschem Boden, hart an der französischen Grenze, im Elsaß spielt das Stück. Die Vorgänge erinnern an den Ueberfall von Mülhausen durch die Franzosen. Deutsche und Franzosenlinge stehen sich feindlich gegenüber. Nicht so, wenigstens bis zum Augenblick der deutschen Mobilmachung, die Tochter des Bürgermeisters, die den französischen Stadtsekretär nicht ganz ungern sieht. Als sie aber bemerkt, daß ihr Anbeter mit allen Fasern seines Herzens auf Frankreichs Seite steht, erwacht ihr patriotisches Gefühl; sie entdeckt, daß ihr Herz einem braven deutschen Bürger gehört. Der Bürgermeister soll in seinem Hause im Keller die Munition der deutschen Besatzung verwahren. Das Geheimnis hören nur die beiden Bewerber um die Hand des Stadthauptstöchterchens. Der Franzose wird zum Verräter, und der junge Ehemann — es hat eine Nottrauung stattgefunden — gerät in den Verdacht, der Verräter zu sein; er wird von allen verstoßen und verachtet. Der Bürgermeister soll vor ein französisches Kriegsgericht gestellt werden; ihn bedroht bereits der unabwendbare Tod durch Erschießen; da erscheinen, in der höchsten Not, die deutschen Soldaten als Retter und befreien den pflichtgetreuen Bürgermeister. Als Verräter wird der französische Stadtschreiber entlarvt und bestraft, während der fälschlich in Verdacht geratene deutsche Bürger glänzend gerechtfertigt in die Arme seiner Gattin zurückkehrt. Man ersieht aus diesen Andeutungen, daß Preuß seinem Stücke eine wirkliche Handlung zugrunde gelegt hat. Das Schicksal der Hauptpersonen läßt die Zuschauer nicht gleichgültig, so daß sich schon daraus der gute Besuch erklärt, den die vorzügliche Aufführung des Stückes im Theater an der Weidendammer Brücke aufzuweisen hat.

Des Vorzuges einer konsequent durchgeführten Handlung kann sich auch das Volksstück „Mein Leben dem Vaterlande" von Hans Berg rühmen. Es gehört sogar zu den wenigen Stücken, die ohne den Notbehelf auszukommen wissen, im zweiten oder dritten Akt ein mörderisches Gefecht auf französischem oder russischem Boden zur Vorstellung zu bringen. Berg beweist, daß man auch in dieser kriegerischen Zeit ein Stück ohne Kampfgewühl schreiben kann, das dennoch ganz von kriegerischem und patriotischem Geiste erfüllt ist. Er führt uns nach Ostpreußen und zeigt uns eine Familie, die ruhig auf ihrem Gute bleibt und ihre Pflicht nach jeder Richtung hin erfüllt. Einquartierung und Erntearbeiten bedingen das Anspannen aller Kräfte. In den einsamen Gutshof kommt ein deutscher Fliegeroffizier; er faßt zu der Gutsbesitzerstochter eine heftige Neigung. Lange kann er sich des Quartiers nicht erfreuen; das Vaterland fordert ihn. Er soll einen Erkundigungsflug über feindliches Gebiet ausführen. Hierbei wird er schwer verwundet; man bringt ihn in den Gutshof, und dank der aufopfernden Pflege des jungen Mädchens kommt er mit dem Leben davon. Als er auf dem Wege der Besserung ist, hält er um die Hand seiner Pflegerin an; aber zunächst ruft ihn nochmals der König. Erst nach dem Frieden wollen die beiden an ihr eigenes Glück denken. — Ich hätte im Casino-Theater ein so gutes Stück nicht erwartet und wünsche dem Dichter und Direktor recht volle Häuser.

J. G. Hagens.

Drei Kosakengräber liegen in der Nähe von Bautzen. Sie stammen aus dem Befreiungskriege und längst wären die Spuren verschwunden, wenn nicht ein Jahrhundert hindurch die Nachbarn des Tormersdorfer Waldes pietätvoll Jahr für Jahr am Sonntag Palmarum mit Blumen und Kränzen die Ruhestätten der Toten geschmückt hätte in Erinnerung an die Kämpfe gegen den damaligen gemeinsamen Feind. So handeln die deutschen „Barbaren", denen jetzt die Kosaken in Ostpreußen Frauen und Kinder hingemordet haben. Man sollte übrigens nunmehr diese Stätten ruhig ihrem Schicksal überlassen, wir haben keinen Grund mehr, Russen gegenüber Pietät zu üben.

Neue Bücher

Leierklang und Skaldensang, Gedichte von Kuno Heidenreich. Preis geb. 3,— Mk. Verlag Otto Salle, Berlin W. 57.

Segeband und die Andern, Roman in zwei Bänden von Bechtold Brandies. Preis brosch. 8,— Mk., geb. 10,— Mk. Verlag Otto Hillmann, Leipzig.

Alfred von Ingelheims Lebensdrama, Roman von Hans Land. Preis brosch. 4,— Mk., geb. 5,— Mk. Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt von S. Schottlaender, Breslau.

Düppel, ein Kriegsroman aus dem Jahre 1864 von Johannes Dose. Preis geh. 4,— Mk., geb. 5,— Mk. Hinstorffsche Verlagsbuchhandlung, Wismar.

Der Mensch und seine Entwickelung, dargestellt in archäologischen Romanen und Novellen. 1. Band: Die Steinzeit. Preis geh. 1,80 Mk., geb. 2,30 Mk. Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt von S. Schottlaender, Breslau.

Michelangelos Gemälde von Adolf Gottschewski. Preis 4,80 Mk. 10 illustrierte Textseiten, 30 Bildtafeln. Verlag W. Spemann, Stuttgart.

Fröbelsche Kinderarbeiten, unter Mitwirkung von Fachgenossen herausgegeben von Hans Denzer. 7 Hefte à 50 Pf. Otto Maier, Ravensburg.

Julchen im Lande der Freiheit, von Carolus Adolphus. Preis 2,— Mk., in Pappband 3,— Mk. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

Mit Kursbuch und Scheckbuch, von Hans von Kahlenberg. Preis geh. 2,— Mk., in Pappband 3,— Mk. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

Rolf Tanner, Erzählung von Rudolf Blümel Preis 2,50 Mk., in Pappband 3,50 Mk. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

Inhalt des Heftes 7: Die Meistergeige. Roman von Hans Werder. — Die blaue Blume. Roman von Bruno Wölfing. **Beiblatt:** Sonnenaufgang. Gedicht von Emma Janssen. — Die Kula. Von Dietrich Darenberg. — Der Herbst. Gedicht von Karl Prieß. — Vermischtes (Der Krieg und das Theater. Von Johann Gottfried Hagens). — Neue Bücher.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Janke Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin. Verlag von Otto Janke. Ausgegeben am 7. November 1914. — Druck: A. Gehdel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek
1915 Heft 8
Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Die Reise nach Meran / Roman von Else Rema

Frau verwitwete Sanitätsrat Pirchholtz feierte ihren Geburtstag. Es war nicht notwendig, zu sagen, den wievielten. Denn in der kleinen Stadt gab es über solche Daten keinerlei Zweifel. Etwaige Ungenauigkeiten in bezug auf diese wichtigen Wendepunkte, die im weiblichen Leben eine bedeutsame Rolle zu spielen pflegen, ließen sich rasch beseitigen.

Man rechnete an der Hand einwandsfreier Ereignisse einfach nach.

„Amanda Pirchholtz hat im selben Jahr geheiratet wie ich, ich war damals gerade zweiundzwanzig geworden, und sie war kaum . . ."

Oder „unser Wolfgang kam drei Monate später zur Welt als die kleine Rose Pirchholtz, die ein paar Wochen darauf starb, sie wäre im selben Jahr mit unserem Wolfgang konfirmiert worden . . ."

Oder Frau Lisbeth Joseffi sagte, wenn im intimen Kreise die Rede vom delikaten Thema des Alters war, „ich kann es ganz genau nachrechnen, denn Manda ging mit meiner Kusine, deren Mann jetzt Landgerichtsdirektor in D. ist, in die Tanzstunde."

Aber im allgemeinen wurden nur selten Erhebungen in dieser Richtung angestellt.

Es spielte keine besonder Rolle, ob die Damen sich etwas mehr oder minder gut konserviert hatten. Man nahm es nicht tragisch, wenn die Figur ein bißchen in die Breite ging, oder die Haare an üppiger Fülle einbüßten. Wozu hätte man sich auch über solche Nebensächlichkeiten Kopfschmerzen machen sollen?!

Man hatte seinen Mann und seine Kinder und sein Haus. Das waren die unverrückbaren Werte des Daseins, in dem es keine romanhaften Begebenheiten gab, und somit keine Konflikte und keine Kurven. Das Leben hatte seine vorgeschriebene Marschroute, die keine Zeit zu überflüssigen Abweichungen ließ. Alles in allem: es war ein gesunder, kräftiger Kern in der Frauenwelt der kleinen Stadt. Man war durchaus nicht ohne Interessen.

Die Männer politisierten am Stammtisch, und die Damen berührten ab und zu in den diversen Kränzchen die moderne Frauenfrage, von deren Fortschritten Zeitungen und Zeitschriften in spaltenlangen Artikeln unterrichteten. Aber man tat es mit wenig Wirklichkeitssinn. Man nahm auch das weibliche Stimmrecht mehr von der theoretischen Seite.

Denn man hatte die erste Stimme beim eigenen Mann, und vor dieser angenehmen Tatsache erstarb jedes streitbare Interesse für solch fernabliegenden Dinge, deren Tragweite man gar nicht zu ermessen vermochte im stillen Frieden eines ausgefüllten Frauendaseins.

Amanda Pirchholtz, die so wenig wie die Damen ihrer Umwelt von irgendwelcher modernen Weltanschauung angekränkelt war, die weder zu Nietzsche noch zu Häckel schwor, sah der Feier ihres Geburtstages wie stets mit angenehm erregten Gefühlen entgegen. Sie war keine nervöse Frau. Über Einsamkeits- und Herdenmenschen hatte sie noch niemals nachgedacht, obwohl ihr zu Lebzeiten des seligen Herrn Sanitätsrats und nach seinem Tode, in der stillen, behäbigen Beschaulichkeit ihres Witwendaseins ge-

Digitized by Google

nötigend Muße zu allerhand schöngeistiger und philosophischer Beschäftigung geblieben wäre.

Für Frau Amanda, deren Lebensstrom während glücklicher Ehejahre wie ein sanftes Wässerchen dahingeflossen war, hatte es nie einen Anlaß gegeben, sich die friedliche Welt ihrer Ideen und Gedanken mit schwer lösbaren, finsteren Problemen zu verdüstern. Ihre heitere, praktische Natur neigte nicht zu Komplikationen, die den sanitätsrätlichen Gatten in der ungestörten Hingabe an seinen Beruf hätten hindern können. Sie lebte an seiner Seite im unveränderlichen Kreislauf ihrer Hausfrauenpflichten, die sie stets neu und reizvoll dünkten.

Amanda Pirchholtz war zwar erheblich jünger als der Mann gewesen, dessen Porträt jetzt schwarz verhüllt auf der Staffelei im grünen Wohnzimmer stand. Aber diese Tatsache hatte nicht störend auf das Glück ihrer Ehe gewirkt. Es war vielleicht nicht so sehr das Verdienst des seligen Herrn Sanitätsrats als die gänzliche Talentlosigkeit seiner Frau, sich unverstanden zu fühlen und Schwierigkeiten in ihr Leben zu tragen.

Die Jahre gingen, und Frau Amanda wurde nicht jünger. Aber der sehr natürliche Vorgang fand nur wenig Beachtung bei ihr, die sonst von Damen unliebsam empfundene Metamorphose von der Jugend zum reiferen Alter glitt im friedlichen Gleichmaß der Tage fast unbemerkt an ihr vorüber. Aus der jungen Frau Doktor wurde eine sehr repräsentative Frau Sanitätsrat, die zu Gesellschaften, wie es sich gehörte, in schwarzseidener Toilette erschien, und die statt der Rembrandthüte von einst zu weniger auffallenden Formen griff. Man dachte darin ziemlich streng in der Stadt. Es gab ganz bestimmte Kleiderordnungen, an denen so unerschütterlich festgehalten wurde, als ob der Magistrat wie in früheren Jahrhunderten Zuwiderhandlungen mit Strafe belegt hätte. Amanda Pirchholtz fand keinen Grund zur Auflehnung.

An ihrem Gatten gingen Äußerlichkeiten spurlos vorüber. Er sah es gar nicht, ob sie statt der weißen Morgenröcke solide, dunkelgehaltene trug, die der ortsüblichen Anschauung gemäß ihrer Altersklasse entsprachen. Die weißen Morgenröcke der jungen Frau Doktor hatten einst Befremden erregt, aber da sie zur Ausstattung gehörten, war Amanda Pirchholtz von persönlich unpraktischer Geschmacksrichtung freigesprochen worden.

So wenig wie die Frauen neigten deren Gatten zu Komplikationen der allgemeinen Charakteranlage. Es waren solid gesinnte Ehemänner, deren Gedanken nicht einmal um Versuchungen kreisten, die in der Großstadt nur zu rasch plastische Verkörperung fanden. Der selige Sanitätsrat schätzte Gesundheit als höchstes Gut — bei seiner Amanda und bei seiner eigenen Person, bei seinen Nächsten etwas weniger, denn ohne die unzähligen Gebresten, mit denen die Menschheit nun einmal behaftet zu sein pflegt, wäre er nicht zu dem stattlichen Vermögen gekommen, das seiner Gattin ein sehr beschauliches Witwendasein gestattete. Ihr Geburtstag war in sämtlichen Kalendern der Familie rot angestrichen. Da Amanda keine philosophische Natur war, so fahndete sie niemals in den Seelen ihrer Mitmenschen, die sich für sie aus Freunden, Bekannten und Anverwandten zusammensetzte, nach Motiven für ihre Handlungsweise. Ihr bisheriges Leben hatte ihr den Luxus eines weitgehenden Optimismus gestattet, denn der selige Sanitätsrat war beflissen gewesen, seiner Amanda alles fernzuhalten, was den leichtesten Schatten auf ihr glückliches Temperament hätte werfen können.

Amanda freute sich aus ehrlichem Herzen über die Geschenke und Gratulationen zu ihrem Geburtstag, über die sie mit der üblichen Gegenleistung zu quittieren pflegte. Denn über die Abgeblichkeitstheorie hatte sie noch niemals nachgedacht, ebensowenig über ihre Rolle als präsumtive Erbtante.

Ihr Geburtstag fiel in die zweite Hälfte des Monat August. Damit war, schönes Wetter vorausgesetzt, ein feststehendes Programm gegeben, das nur im Falle elementarer Hindernisse einige Abweichungen erlitt.

Aber es wurde im Hause der Frau Sanitätsrat mit allen Eventualitäten gerechnet, mit einer Feier im Garten oder in den Räumen der Villa. Salon, Eßzimmer und Wohnzimmer wurden acht Tage zuvor einer gründlichen Spezialreinigung unterzogen. Auguste, die langjährige Köchin, die zu Lebzeiten des seligen Sanitätsrats mit der Erfahrung eines geschulten Assistenten seine Instrumententasche gepackt hatte, wenn es über Land

Digitized by Google

ging, erschien dann nicht anders als mit einem geblümten Leinentuch um den Kopf, da sie, sowie ihre Küchenpflichten beendet, mit einer Gewalt sämtliche Polstermöbel klopfte, die den Bewohnern der benachbarten Villen die Ohren beinahe zerriß. Frau Amanda hielt Truppenparade über ihren Wäscheschrank. Sämtliche Fransen der verschiedenen Decken und Deckchen wurden noch einmal mit einem, diesem Sonderzweck dienenden Elfenbeinkamm sorgsam gestrählt, denn darüber war sich auch ihre Gutmütigkeit klar: die weiblichen Gäste besaßen wachsame Augen für etwaige Mängel auf diesem Gebiet. Und dann wurden die Lampions vom Dachboden heruntergeholt. Denn bei schönem Wetter gab es am Geburtstag der Frau Sanitätsrat unweigerlich eine italienische Nacht.

Lange Jahre sprach man davon: es hatte sich einmal ein junges Paar beim rot-gelb-blauen Schein der Lampions verlobt. Der Geburtstag Frau Amandas hatte mit dieser denkwürdigen Begebenheit gewissermaßen historische Weihe erhalten, aber leider war sie nicht zum Präzedenzfall geworden.

Eitel war Frau Amanda nicht, zum mindesten hatte sie verlernt, an ihre eigene Person zu denken. Ihr Toilettenarsenal, das für gesellschaftliche Zwecke in Frage kam, war ein sehr bescheidenes. Mit einem Tüllkleid und einer Moiré-Antik-Robe, beide selbstverständlich schwarz und mehrfach renoviert, half sich Frau Amanda durch sämtliche Veranstaltungen der Saison. Frau Amanda hatte wie immer Glück. Es war schönes Wetter an ihrem Geburtstag, und bereits am frühen Morgen befestigte die treue Auguste ganze Schlangenwindungen bunter Lampions in den Gängen des Gartens, die sie auf Draht gezogen von einem Ende zum anderen spannte.

Das Moiré-Antik-Kleid und der gestickte weiße Unterrock lagen schon am Mittag auf dem Bett im Schlafzimmer der Frau Sanitätsrat ausgebreitet.

Bereits nach drei kamen die ersten Gäste.

Frau Amanda verfügte über pünktliche Verwandte.

Da war zunächst ihr eigener Bruder mit seiner Frau und seiner achtzehnjährigen Tochter, Fritz Ulrich, der Besitzer einer bedeutenden Weinhandlung, besaß unleugbar die schätzenswertesten Eigenschaften. Daß ihm ein starker, widerstandsfähiger Charakter innewohnte, bewies er als überzeugter Antialkoholiker, angesichts seiner Branche eine bewundernswerte Enthaltsamkeit, die niemand bei dem großen, wohlgenährten Manne vermutet haben würde. Fritz Ulrich führte das große Wort in seiner Ehe. Er sprach gern und viel, seine Frau war durch die Beredsamkeit ihres Gatten noch stiller geworden, als es ohnehin in ihrer Natur lag.

Grete, die einzige Tochter des Paares, die die meiste Zeit des Jahres stets irgendwo bei Verwandten zu Besuch war, zeigte alle Anlagen, in ihrem Werdegang neue Bahnen anzuschlagen. Sie hatte ihre ganz bestimmten Pläne, die zunächst darin gipfelten, aus ihrer Vaterstadt wegzuheiraten. Sie wollte nicht versauern, wie sie sich mehr offenherzig als liebenswürdig ihren Freundinnen gegenüber ausdrückte.

Sie galt für schnapperig in der Stadt. Sie mußte immer das erste und das letzte Wort haben wie ihr Vater, der seine Umgebung mit der Erzählung von „Beispielen" und „ähnlichen Fällen", deren er immer einige auf Vorrat hatte, zu langweilen pflegte. Deshalb ging man ihm gern ein bißchen aus dem Wege, was in der Stadt ziemlich schwer, aber mit einiger Willenskraft durchzuführen war.

Amanda liebte ihren Bruder. Und sie liebte auch ihre Schwägerin Kläre und ihre Nichte Grete. Aber sie sah auch die Schattenseiten in ihren Charakteren, ohne Kritik daran zu üben, denn das lag nicht in ihrer Natur.

Aber wenn ihr Bruder Fritz in sein eigentliches Fahrwasser geriet und seine Erzählungen von Beispielen und ähnlichen Fällen kein Ende nehmen wollten, befiel Amanda eine leichte Ungeduld, die sie offiziell allerdings niemals eingestanden haben würde.

Ulrichs erschienen gewöhnlich als die ersten Gäste.

Fritz, weil er es für seine brüderliche Pflicht hielt, Kläre, weil sie immer ein wenig an Neugier litt, und Grete, weil sie überhaupt nicht nach ihrer Meinung gefragt, sondern einfach mitgenommen wurde. Sie fand diese ausgedehnten Geburtstagsfeiern langweilig und unmodern. Die ganze Schenkerei hielt sie für überflüssig,

Digitized by Google

denn man bekam doch nie, was man sich wünschte oder was man brauchte.

Die beiden Schwestern des seligen Sanitätsrats, zwei Witwen in auskömmlichen Verhältnissen, Rosa Waitz und Emilie Kahlbaum, waren bekannt ob ihrer unheimlichen Pünktlichkeit, mit der sie sich bei Geburtstagsfeiern einzufinden pflegten und ein wenig berüchtigt ob ihrer Geschenke, die sie auf Ausverkäufen erstanden, und deren sie sich bei Gelegenheit entledigten, ohne viel Rücksicht auf den Empfänger zu nehmen. Man sah es von der komischen Seite, wenn sie einer jungen Frau von wenig Wochen einen Silberkranz brachten, den sie billig bekommen hatten, weil er im Schaufenster rettungslos eingestaubt war.

Frau Amanda Pirchholtz besaß bereits eine ganze Galerie solcher zarten Angebinde, die sie im Laufe der Jahre von ihren Schwägerinnen empfangen hatte. Die beiden Damen vertrugen sich nicht gut. Sie standen immer auf dem Punkt, ihr gemeinsames Heim aufzugeben. Aber es war ihnen damit nicht ernst. Sie brauchten diese Abwechslung im täglichen Leben, das damit die nötige Würze erfuhr. Wenn sie sich genugsam ereifert hatten, nahmen sie Brom, schliefen gut hinterher, und dann ging es eine Weile — bis zur nächsten stürmischen Auseinandersetzung.

Rosa brachte als Geburtstagsangebinde ein Werk über Italien, natürlich eine veraltete Ausgabe, und Emilie eine Monographie über Michelangelo. Niemand vermochte zu ergründen, woher diese seltsamen Ankäufe stammten, die um so mehr Verwunderung erregten, als es eigentlich nicht Sitte war, daß man sich Bücher schenkte.

Von drei bis fünf war es ein ununterbrochenes Kommen und Gehen.

Verwandte von so entfernten Graden, daß man sie gar nicht feststellen konnte, Freundinnen mit und ohne Männer, mit erwachsenen Töchtern und Söhnen, erschienen in Gala und mit Geschenken bewaffnet, die sie Amanda Pirchholtz mit wortreichen Gratulationen und Händedrücken überreichten.

„Noch hundert Jahre so wie heute, Liebste . . ."

„Viel Glück im neuen Lebensjahr . . ."

„Vor allem Gesundheit, liebste Freudin . . ."

„Hoffentlich freut's dich ein bißchen, was ich dir gebracht habe . . ."

„Nein, wie du aussiehst, mit jedem Jahr wirst du jünger . . ."

Amanda war immer ein bißchen wehmütig gestimmt dabei. Sie kannte zwar den Wortlaut der Gratulationen, die stets dasselbe Thema mit ganz geringen Abweichungen behandelten, denn sie war daran gewöhnt wie an alles übrige in ihrem ereignislosen Leben, aber gerade an ihren Geburtstagen überkamen sie stets schmerzlich-melancholische Anwandlungen, die sie dieses Mal unerklärlicherweise viel intensiver empfand, als es sonst der Fall gewesen.

Glückwünsche ihr?

Ihr Gatte hatte sie verlassen. Sie hatte ihm aus ehrlichem Herzen betrauert. Heiße Tränen hatte sie ihm nachgeweint. Das Leben schien ihr unerträglich geworden ohne ihn, der jeden Stein aus ihrem Weg geräumt. Sie hatte mit seinem Andenken einen Kultus getrieben, und den Menschen gegrollt, die sie ihrer schmerzlichen Versunkenheit entreißen wollten.

Und dann war sie allmählich ruhiger geworden.

Die Zeit hatte ihren Schmerz gemildert, und sie gedachte des teueren Toten wie eines Gutes, das für ewig ihrem Leben entschwunden war. Sie lernte sich abfinden mit dem, was ihr geblieben. Es war wenig genug. Aber die Gewohnheit breitete sich wie ein sanfter, weicher Schleier darüber. Sie bettete sie mit zärtlichen Armen in die Resignation, die ihres Lebens Teil geworden war.

Wenn das Schicksal ihr die kleine Rose nicht genommen hätte?!

Dann hätte ihr Dasein Zweck und Ziel gehabt.

Ihre Gäste ahnten nicht, daß ihre wohlgemeinten Wünsche herbe und schmerzliche Empfinden in Amanda auslösten, während sie sie äußerlich voll lächelnder Güte hinnahm.

Glück und Gesundheit?

Was hatte das Schicksal ihr noch an Glück zu geben?!

Gesundheit?

Wem nützte sie damit?

Aber dann brachte Auguste Kaffee und Schokolade und Berge von Kuchen. Damit wanderten die Gedanken von selbst zu den materiellen

Digitized by Google

Dingen des Lebens über, denn Amanda war eine aufmerksame Hausfrau, und vom Nötigen hatte man sich noch nicht emanzipiert. Die Kaffeetafel war — jahrelanger Tradition entsprechend — im Eßzimmer gedeckt, dessen weitgeöffnete Türen nach der Veranda gingen, wo die Jugend an kleinen Tischen eine Sonderabteilung für sich bildete.

Erst die Bowle wurde im Garten genommen.

Amanda seufzte ein bißchen, wenn sie auf die weißen Kleider mit den bunten Schleifen und auf die lachenden, fröhlichen Gesichter blickte, wenn sie das töricht holde Geschwätz vernahm, was ein Vorrecht der Jugend war.

In solchen Momenten stieg ein Sehnen in ihr empor, dem sie keine bestimmte Gestalt hätte geben und das sie nicht einmal in Worte hätte kleiden können. Es war etwas Undefinierbares, das Besitz von ihr ergriff.

Sei hätte aufspringen mögen und sich mitten unter die Jugend mengen, unter die frische, unberührte Jugend, und bitten: „Nehmt mich auf in euren Kreis, laßt mich teilhaben an eurer Freude und Heiterkeit, mich, die das Geschick schnöde bestahl!"

Amanda Pirchholtz sah erschrocken aus.

Was kam ihr bei? Was ging da vor mit ihr?

Ihr Blick ging an ihrer eigenen Gestalt herunter.

Das schwarze Moiré-Antik-Kleid brachte sie zur Besinnung. Es hatte einen Wendepunkt in ihrem Dasein bedeutet, denn als sie es wählte, nahm sie Abschied von der Jugend. Das war noch zu Lebzeiten ihres seligen Gatten gewesen. Seither war es unzählige Male modernisiert und aufgefrischt worden. Und immer hatte es noch einen älteren Anstrich erhalten.

Amanda dachte: mit jedem Jahr und mit jeder Änderung war ein Stück Jugend von ihr abgefallen.

Aber das ging wohl allen Frauen so wie ihr, wenn sie Geburtstag feierten, daß sie ein bißchen melancholisch wurden. Nur daß sie es niemandem sagten, wie ihnen zumute war, ebensowenig wie sie es gewagt haben würde, sich einer der Schwestern ihres seligen Mannes oder Klärе Ulrich anzuvertrauen.

Was sie wohl für Augen gemacht hätten?!

Amanda scheute sich schon vor dieser Möglichkeit.

Inzwischen floß die Unterhaltung munter fort. Man entwickelte wenig Schwung dabei. Alltägliche Ereignisse wurden besprochen.

„Die Stadt sollte ein Warenhaus bekommen."

Darüber ereiferten sich die Gemüter. Das Für und Wider wurde höchst temperamentvoll erwogen.

Die eine Partei sah bereits sämtliche Spezialgeschäfte dem Untergang verfallen, die andere wollte von solchen Möglichkeiten nichts wissen. Und Fritz Ulrich bewies mit dröhnender Stimme an der Hand einer Reihe von abschreckenden Beispielen, daß ein Warenhaus unmöglich in der kleinen Stadt existieren könne, während er innerlich beschloß, daß er gegebenen Falles nur gegen Kasse Ware liefern würde.

Und dann wechselte der Gesprächsstoff in ganz unerwarteter Weise.

Rechtsanwalt Joseffi, der gewöhnlich etwas später bei festlichen Anlässen erschien, weil ihn seine Sprechstunde bis sechs Uhr festhielt, brachte einen fremden Gast mit, Karl Maiwald, seinen Vetter.

Ein fremder Gast war ein Ereignis. Joseffis waren sonst nicht sehr eingenommen von diesem Verwandten gewesen, der, ein früherer Offizier, schuldenhalber den Dienst hatte quittieren müssen, und bei der Bremenlinie als Reisemarschall eingetreten war. Da man aber seit Jahren nichts Nachteiliges hörte, hatte sich das Vorurteil gegen ihn gelegt.

Karl Maiwald hatte Frau Amanda beim Eintritt ein paar wunderschöne Rosen überreicht.

Daran war nun nichts Verwunderliches.

Rosen blühten im Garten der Frau Sanitätsrat in üppiger Fülle. Sie hatte die Gabe mit dem üblichen formellen Dank entgegengenommen und sorgsam in eine Schale mit frischem Wasser gebettet.

Amanda hatte eine ganz besondere Empfindung dabei gehabt, als ihr der fremde Gast die an sich nicht ungebräuchliche Aufmerksamkeit erwies.

Es hatte etwas Huldigendes in der Art gelegen, wie er ihr die Rosen überreichte. Sie war sogar ein bißchen verlegen dabei geworden. Und

Digitized by Google

ein paar Sekunden später wußte sie, was es gewesen: nicht der Witwe des seligen Sanitätsrats Pirchholtz, der langjährigen Freundin seiner Verwandten hatte er die Rosen überreicht.

Der Mann hatte dem Weibe gehuldigt.

Handküsse zählten nicht zu den Verkehrsformen des Kreises, in dem durch jahrelange Vertrautheit derlei Äußerlichkeiten in Wegfall gekommen waren. Man wäre sich komisch erschienen.

Amanda war im ersten Augenblick nicht wenig überrascht gewesen, als Karl Maiwald ihre Hand ergriff und mit leisem Kusse streifte.

Aber es hatte sie nicht unangenehm berührt, im Gegenteil.

Allerhand Erinnerungen hatte die einfache Handlung in ihr ausgelöst.

Sie hatte das Gefühl gehabt, als erwache in ihrem Innern ein zartes Regen, das in jahrelangem Schlummer brach gelegen.

Wie ein Schneeglöckchen war es, das nach langem Winterschlaf schüchtern mit seinem ersten Knospen in die Welt sich wagte.

Amanda saß dem Spiegel gegenüber.

Zum erstenmal seit langen Jahren betrachtete sie sich forschend, suchend, mit objektivem Blick, als sei es nicht ihr eigenes Selbst, das er ihr da getreulich widergab.

Ihre blonden Zöpfe waren einst berühmt gewesen. Ihr seliger Gatte hatte als Bräutigam sogar ein schwungvolles Sonett gedichtet, in dem er das leuchtende Gold ihres Haares besang. Späterhin, als der Alltag in seine Rechte trat, als der Herr Doktor ein Ehemann geworden war, der die blonden Haare seiner Frau Liebsten alltäglich vor Augen hatte, hoch oder niedrig frisiert, frühmorgens in gelöstem Zustand und am Abend fein säuberlich in zwei langen Zöpfen auf den gestickten Kopfkissen wie graziöse Schlangen sich windend, war er so nach und nach gleichgültig gegen die blonde Pracht geworden. Die Gewohnheit des Besitzes hatte einen grauen Schleier über die Anmut seiner Frau gebreitet, er merkte es gar nicht mehr, wenn sie einen besonders vorteilhaften Tag hatte, wie er auch kein Auge dafür besaß, daß seine Manda so nach und nach alle Eitelkeit verlor.

Amanda hatte sich nie unglücklich dabei gefühlt. Sie wußte es gar nicht anders, denn in der Stadt war es nicht Mode, daß die Frauen ihren Männern Geliebte blieben.

Ein bißchen schlaff war ihr Gesicht geworden, stellte sie fest, das kam von dem Zuviel geistiger und körperlicher Ruhe, die sie seit Jahren genoß. Und auch das schwarze Tüllkleid saß nicht besonders. Die Armlöcher waren zu tief ausgeschnitten, und das ließ die Taille kurz und breit erscheinen. Das kleine Herz am Halse war dicht gefüttert, denn es war nicht Mode, daß die Damen in Frau Amandas Alter auch nur ein bißchen ausgeschnitten gingen, ausgenommen bei ganz großen Anlässen.

Welches Vorrecht wäre denn sonst den jungen Mädchen geblieben?

Ein bißchen dicker geworden war sie auch, aber Amanda entschuldigte sich sofort bei ihrem Spiegelbild. Das lag nur an dem schlechten Mieder, das überhaupt keine Form mehr hatte. Jedoch: von diesen Kleinigkeiten abgesehen, hatte sie sich eigentlich gut konserviert. Kummer und Sorge waren ihr fern geblieben. Das Leben war so ruhig hingeflossen in der Doktorvilla. Die Vergangenheit schien ihr in der Erinnerung wie ein einziger langer Sommertag.

Karl Maiwald verstand zu erzählen. Die ganze Tafelrunde lauschte seinen Reiseerlebnissen, als wäre er Nansen oder Sven Hedin. Dabei hatte er wirklich keine Abenteuer zu bestehen gehabt, noch an die Erforschung eines unbekannten Erdteils gedacht. Der ehemalige Leutnant besaß keinerlei Ehrgeiz mehr, als angenehm und luxuriös zu reisen. Vom Schlafwagen ging er in seine Kabine an Bord des Dampfers. Dort hatte er nur liebenswürdig zu sein und die Gesellschaft anregend zu unterhalten. Auf diese Kunst verstand sich der Reisemarschall in Perfektion.

Von den großen Luxusdampfern erzählte er geradezu Wunderdinge. Man hatte seinen Fünfuhrtee mit Kabarett, seine Konzerte am Abend und seine Bälle und Kostümfeste. Wenn man wollte, konnte man shuffle-bord spielen, im Turnsaal Gymnastik treiben, auf der künstlichen Eisfläche Schlittschuhe laufen oder in einem besonderen Schwimmbassin schwimmen. — Kurz, Amanda Pirchholtz schien es wie ein Märchen aus Tausend und einer Nacht.

Grete Ulrich, die sonst so viel Kuchen aß, daß sie sich in der Regel mahnende Blicke ihrer Mutter zuzog, lauschte mit blitzenden Augen und

Digitized by Google

atemlos geöffnetem Mund. Rechtsanwalt Joseffis waren von sichtbarem Stolz auf dem Reisemarschall erfüllt, der sich zum Mittelpunkt der Tafelrunde machte. Aber gerade als Karl Maiwald von einem Theater an Bord erzählen wollte, das man für den Dampfer „Marie Louise" plante, bewies Fritz Ulrich, indem er das Unglück auf der „Titanic" anzog, daß man sein Leben sehr gut bei den Klängen eines Walzers einbüßten konnte. Wovon er persönlich kein Freund war. Er wollte lieber in seinem Bett als auf einem Luxusdampfer unter Musikbegleitung sterben.

Amanda gestand es sich ungern nur ein: ihr Bruder Fritz war zeitweilig ein sehr unangenehmer Mensch. Das war übrigens die allgemeine, wenn auch unausgesprochene Überzeugung der ganzen Gesellschaft. Wenn man so gemütlich bei Kaffee und Kuchen saß, wollte man nichts von Tod und Unglück hören.

Man vermochte es kaum zu fassen!

Diese Herrlichkeiten gewissermassen direkt auf den Wellen des Meeres!

Amanda verfiel in Träumerei!

Was konnte man alles erleben, wenn man reiste!

Eine Eisbahn auf einem Dampfer! Bälle und Gesellschaften!

Die Hausfrauen konnten sich gar nicht beruhigen! Jeden Tag soundsoviel Gänge zum Lunch und zum Diner! War das wohl zu glauben!

Karl Maiwald erzählte von dem Proviant, den solch ein Dampfer bei der Ausfahrt mitnahm. Lebende Hühner und Gänse und ein Bassin für lebende Fische war auch an Bord. Grete Ulrich stellte sich unter einem modernen Dampfer ein zweites Schlaraffenland vor. Aber im allgemeinen machte der Reisemarschall auf die Anwesenden ein wenig den Eindruck eines Münchhausen. Man einigte sich nach lebhaftem Hin und Her, daß es so schön wie zu Hause auf der ganzen Welt nicht war, trotz aller Dampfer und ihrer Lustbarkeiten.

Amanda war anderer Meinung, aber sie äußerte sich nicht. Sie fühlte, sie würde heftigen Widerspruch erregen, wenn sie ihre Gedanken preisgeben wollte. Dann Frau Amanda fand plötzlich, daß ein Mensch, der nicht gereist war, überhaupt nicht mitreden konnte.

Rechtsanwalt Joseffis waren modern veranlagt. Sie planten für den kommenden Winter eine Mittelmeerreise, mit anschließendem Aufenthalt in Monte Carlo. Auch gegen Ägypten zeigten sie sich nicht abgeneigt. Lisbeth Joseffi dachte sich die Fahrten auf dem Nil wunderschön. Sie hatte einen Hang zur Mystik und Schwärmerei, beides hatte die Hochzeitsreise nach Italien in ihre Seele gepflanzt. Sie lag nun zwar schon eine Weile hinter ihr, aber sie zehrte noch immer von den Eindrücken, die sie damals in sich aufgenommen. Über ihrem Nähtisch hing eine Kopie der Assunta von Tizian, die Rechtsanwalt Joseffi im Aufflammen junger Flitterwochenliebe seiner Gattin zum Geschenk gemacht. Sie war billig gewesen, denn der junge Maler, der sie ihm verkaufte, hatte bereits seit Wochen von Tomaten und Makkaroni gelebt.

Joseffis galten im allgemeinen für kunstsinnig. Denn sie sammelten antike Gläser und Bauernmöbel. Und außerdem zählten sie zu den wenigen Familien der Stadt, die reisten.

Man war inzwischen beim Mittelgang angelangt. Er bildete die Unterbrechung zwischen Kaffee und Abendbrot. Auguste war Meisterin in der Bereitung eines geistigen Früchtepotpourris, dessen Rezept bereits in der ganzen Stadt herumgewandert war, aber selbst die tüchtigste Hausfrau erreichte nicht die Stufe der Vollendung, die die alte Köchin im Laufe der Jahre erklommen. Das war einwandsfrei festgestellt, und Auguste ging im Glorienschein unerreichter Kochkünstlerschaft einher.

Karl Maiwald schilderte das Eiland Capri in bunten, lockenden Farben. Dort blühten im Januar die Rosen und Veilchen. Dort war die Welt ein blauer, süßer Traum. Und ehe man sich's versah, war er mitten in Rom.

Rom! Das war ein Zauberwort!

Amanda fühlte ein undefinierbares Sehnen.

Max Joseffi dachte an das römische Recht. Seine Frau erinnerte sich in schmerzlicher Wehmut, daß es gerade auf der Piazza di Spagna gewesen, wo der junge Gatte ihr die erste Enttäuschung bereitet hatte. Er war an der Blumenpracht, die man dort feilhielt, vorübergegangen, ohne ihr auch nur ein armseliges Sträußchen zu kaufen.

Ernst Joseffi, der Obertertianer und dereinstige Nachfolger seines Vaters, dachte voll

Digitized by Google

Ingrimm an Cäsar und seine Schilderung des gallischen Krieges.

Grete Ulrich fielen die schönen Römerinnen und ihre wunderbaren Kosmetika ein. Die Schwestern des seligen Sanitätsrats, die gern gut aßen, entsannen sich, daß man bei den alten Römern sehr gut kochte.

Karl Maiwald war kein nüchterner, trockener Erzähler. Er langweilte seine Hörer nicht mit schulmäßigem Vortrage, er sprach nicht von Einwohnerzahlen und maß die Entfernungen nicht nach Kilometern, denn er kannte weibliches Publikum. Er sprach auch nicht von klimatischen Schwankungen oder von kirchlicher oder weltlicher Macht, die jahrhundertelang um die Herrschaft gerungen. Er fand glühende Worte für die Campagna, er schwärmte von den Kunstschätzen Roms, vom Empfang beim Papst, dessen Augen von himmlischer Güte strahlten, und vom internationalen Verkehr, der gerade in der ewigen Stadt so hinreißend wirkte.

Von Rom ging er über zu Florenz. Das war die Königin des Mittelalters! Die Stadt der stolzen Medici! Ein Fra Angelico war dort in den Gängen des Klosters von San Marco gewandelt, sein visionärer Geist sah sich von Scharen blondhaariger Engel umschwebt, die sein Pinsel mit Meisterhand in naiver, wonnesamer Farbenpracht auf die Leinwand bannte. Der die Zellen seiner Klosterbrüder schmückte mit den Wundern seines Pinsels.

Und die Frauen jener Zeit, die Frauen von der Glut überlebensgroßer Leidenschaft durchweht! Am Hofe des Herzogs von Urbino hatten sie ihren Siegeszug begonnen. Dort hatte man sie zu Königinnen der Salons gekrönt!

Frau Amanda, oder wie sie im täglichen Leben genannt wurde, „Manda", fühlte sich von fremdartigem Zauber umsponnen.

Das war eine neue, nie vernommene Sprache. Mechanisch löffelte sie an ihrem Früchtepotpourri.

Zum erstenmal gingen die Lobsprüche, die man ihm zollte, an ihr vorbei, ohne irgendwelchen Hausfrauenstolz in ihr auszulösen. Sie vergaß ihre Gäste zu nötigen, und wie im Traum ging sie mit ihnen in den Garten, wo man sich von den gastronomischen Strapazen zu erholen gedachte.

Die Jugend spielte irgendein Pfänderspiel. Die älteren Gäste lustwandelten in den Gängen, lobten den Stand der Beete und erörterten so nebenher, daß man es drehen könne wie man wolle: das Reisen habe seine großen Vorzüge für den Menschen.

Unleugbar, es bildete. Es war auch nicht mehr so schwierig wie ehedem. Im Gegenteil, man brachte sogar nicht einmal bares Geld bei sich führen, wenn man es nicht wollte. Schließlich war es auch gar nicht so teuer, wie man immer gedacht hatte. Das kam freilich auf die Ansprüche an. Wenn man im Beamten oder Offiziersverein war, hatte man überall seine Prozente.

Lene Bergmann, die als Lehrerin der Töchterschule auf eigenen Füßen stand, hatte im Vorjahre mit einer Kollegin eine Fußtour in die Schweiz unternommen. Das war prachtvoll gewesen.

Aber Fritz Ulrich zog ein bedenkliches Gesicht. „Damen allein?"

Er hatte da von Fällen gehört — von Fällen — — —

Niemand von der Gesellschaft offenbarte eine sonderliche Neugier, sie zu hören. Amandas Augen wanderten gleichgültig über die Blumenbeete und Obstbäume ihres Gartens hinweg, die sonst ihre liebsten Freunde gewesen. Ferne Welten hatten sich vor ihrem Blick aufgetan. Sie sah schlanke Palmen im südlichen Sonnenschein. Sie sah blaue Meereswellen an Capris Gestade spülen. Sie sah einen weiß schimmernden Dampfer nach fremden Küsten streben. Und an Bord war eine plaudernde, lebenslustige Menge. Da wurde getanzt, gespielt und gesungen. Sie wandelte in Rom, der ewigen Stadt. Und in Florenz in den Gängen des Klosterhofes von San Marco. Sie schaute die üppige, bunte Farbenwelt der Renaissance.

Die Frauen zogen an ihr vorüber, die Frauen in ihren brokatenen, güldenen Gewändern, die die Maler auf ihren Bildern verewigt hatten.

Vittoria Colonna war nicht mehr jung gewesen, da Michelangelo seine Blicke auf ihr ruhen ließ. Ihr Name war unsterblich geworden mit ihm.

Amanda Pirchholtz sann. Sie fand sich in ihren eigenen Gedanken nicht mehr zurecht. Ihr Leben, war es reich oder arm gewesen? Hatte sie

Digitized by Google

es gelebt oder war sie an ihm vorübergegangen? Bedeuteten Ruhe und Frieden das Glück?

Glück? war es ein feststehender, unveränderlicher Begriff?

Manda seufzte. Sie sehnte sich nach Einsamkeit. Die redenden Stimmen um sie her störten sie, die geräuschvolle Heiterkeit der Jugend, die auf dem großen Rasenrondell lachte und tollte, tat ihren Ohren weh.

Zum erstenmal in ihrem Leben sündigte sie mit ketzerischen Gedanken gegen die Gesetze der Gastfreundschaft. Sonst hatte sich die Geburtstagsfeier nicht lange genug ausdehnen können, heute wünschte sie ihr Ende herbei.

Als Auguste an den Gong schlug, der zum Abendbrot rief, war es ihr eine Erleichterung. Ihre Hausfrauenpflichten lenkten sie wenigstens von ihren unerfreulichen Gedanken ab.

Ob sie nicht doch nervös geworden war?

Auch allzuviel Ruhe konnte den Nerven schaden. Eine Luftveränderung wäre nicht übel! Davon hatte ihr seliger Artur viel gehalten, wenn es ihm auch nicht in den Sinn gekommen war, sie seiner Gattin zu verordnen.

Gerade in dem Augenblick, da man im Begriff war, zu Tisch zu gehen, gab es noch eine kleine Sensation: Doktor Fritz Brachmann erschien als letzter Gast. Das war zwar sein alljährliches Vorrecht, denn tagsüber hielt ihn seine Praxis fest, und man wußte ganz genau, daß er Frau Amanda wie seit Jahren schon die Schachtel mit Lindtscher Schokolade überreichen würde, aber die Gratulationsszene, die sich zwischen Frau Amanda und ihm abzuspielen pflegte, entbehrte einer gewissen pikanten Würze nicht, denn so lange sie Witwe und Witwer waren, konnte man an ganz bestimmten Kombinationen festhalten, die durch die Situation geradezu gegeben waren.

Doktor Fritz Brachmann, der Nachfolger des seligen Sanitätsrats Pirchholtz bewohnte mit seiner Wirtschafterin einen Teil des ersten Stockwerks in Frau Amandas Villa.

Er fungierte bei den meisten Familien als Hausarzt. Die Kinder nannten ihn „Onkel", die Frauen betrachteten und behandelten ihn als brüderlichen Freund, und die Ehemänner sahen in ihm den stets willkommenen „Dritten zum Skat". Vor fünf Jahren hatte er die Praxis des verstorbenen Sanitätsrat Pirchholtz übernommen. Vom selben Augenblick an war es eine feststehende Tatsache gewesen, daß Fritz Brachmann die Witwe seines Vorgängers heiraten würde.

Konnte es etwas Passenderes geben? Etwas Bequemeres vielleicht?

Die Beiden taten einfach ihre Wirtschaften zusammen, und damit war der Fall erledigt. Man dachte zeitweilig etwas realistisch in der Stadt, überhaupt da es sich nicht um unerfahrene Menschen, sondern um ein reifes Paar handelte, das füreinander wie geschaffen schien.

Man wurde im Laufe der Jahre etwas enttäuscht, aber man gab die Hoffnung nicht auf, Amanda Pirchholtz eines Tages doch noch als Frau Doktor Brachmann begrüßen zu dürfen.

Worauf warteten die Beiden eigentlich?

Diese Frage hätten die beteiligten Hauptpersonen selbst kaum beantworten können, denn sie lebten friedlich nebeneinander hin, Frau Amanda im Erdgeschoß, Fritz Brachmann im ersten Stock, ohne an eine Wandlung in ihren Beziehungen zu denken. Beide fühlten sich voll befriedigt vom Statusquo der Dinge. Doktor Brachmann war in Amandas Augen der „Nachfolger" ihres Gatten, und sie wiederum repräsentierte für ihn die „Witwe" seines Vorgängers. Und was die stärkste Hemmung bedeutete: beide hatten Wirtschafterinnen, die ihnen fast alltäglich ihre Leibgerichte kochten.

Fritz Brachmann war bequem geworden, und Frau Amanda nicht minder.

Es hatte in der ersten Zeit nicht an Anspielungen gefehlt, die dem Nachfolger des seligen Sanitätsrats und dessen Witwe mehr oder minder zart auf die praktische Seite der Vereinigung beiderseitiger Interessen aufmerksam machten. Aber weder Fritz Brachmann war bei solchen Gelegenheiten verlegen geworden, noch hatte Frau Amanda durch leises Erröten irgendwelche Gefühle verraten. Ab und zu hatte der Herr Doktor wohl in stillen Stunden mit dem Gedanken an eine zweite Ehe geliebäugelt, überhaupt wenn seine Wirtschafterin gar zu gebieterisch das häusliche Zepter über ihn schwang.

Und dann hatte er regelmäßig an die Witwe seines Vorgängers gedacht. Aber Frau Amanda machte so gar keine Anstalten, aus dieser Rolle herauszutreten. (Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die blaue Blume / Roman von Bruno Wölfing

7. Fortsetzung.

In den verglasten Augen des langen Musikers war allmählich wieder einiges Leben gekommen. Ohne zu sprechen, nahm er Möninghoffs dargebotene Hand. Dieser war jetzt plötzlich sehr befriedigt über die Lösung. Auch empfand er mit Genugtuung, daß er eine gute Tat vollbracht hatte, was seine Stimmung sehr hob. „Wir trinken noch irgendeinen Schluck Südwein zusammen", sagte er gemütlich und klingelte dem Diener, der alsbald, verwunderte Blicke auf den steif und stumm sitzenden Besucher werfend, eine Flasche Portwein, zwei Gläser und einige Kakes in feiner Dose auf silbernem Tablett herbeitrug. Möninghoff wurde ganz gesprächig jetzt, obwohl Bertram alles wie willenlos über sich ergehen ließ, gehorsam mit anstieß und gezwungen lachte, wenn Möninghoff eine geistreiche Bemerkung machte. Der Dichter suchte den noch immer Verstörten zu trösten, er würde schon seinen Weg machen, nur seinen Glauben verlieren dürfe er nicht. Ein echtes Talent triumphiere immer. Aber es gelang Möninghoff nur schlecht, den andern aufzuheitern, und es war ihm willkommen, daß sein geplanter Besuch ihm einen Vorwand zum Aufbruch bot. Er ließ nach dem Wagen telephonieren und sagte zu Bertram, er bedaure unendlich, aber eine wichtige — und wie er mit vielsagendem Blicke hinzusetzte — interessante Visite stehe ihm bevor. Mit feinem Witze gab er Bertram noch den Rat beim Gehen, ja keine Zeitschrift zu gründen, man glaube gar nicht, wieviel Ärger so etwas bringe und war froh, als der lange Gast die Treppe hinabstieg. Über den Vorbereitungen zu seiner Visite vergaß er den Musiker bald.

Eine halbe Stunde darauf stand Fritjof Alexander Möninghoff im Salon der Frau Eva Rosenbaum. Der Gatte war nicht zu Hause, was Möninghoff nicht unangenehm empfand, die gnädige Frau aber würde im Augenblick erscheinen.

Möninghoff musterte unterdessen mit Kennermiene die Einrichtung des Raumes. Alles war noch neu und zeugte von Reichtum und Streben nach Eleganz, obwohl das einem Menschen von dem feindifferenzierten Stilempfinden Möninghoffs noch nicht imponieren konnte. Zuviel Ameublement, Stich ins Protzige, dachte er und rümpfte hier und da leis die Nase über ein Bild oder eine Vase, die nicht hereingehörte. Trotzdem meinte er für sich, ein gewisses Streben nach Geschmack sei nicht zu verkennen.

Nach fünf Minuten ging eine Tür im Hause, und dann erschien die gnädige Frau in hellem, spitzenbesetztem Hauskleid. Sie bat mit weltmännischer Sicherheit, Platz zu nehmen.

„Ich weiß nicht," begann Möninghoff sich setzend, „ob gnädige Frau sich noch erinnern, daß ich einen Besuch schuldig geblieben bin."

„Eigentlich ist diese Schuld zwar verjährt, aber es macht nichts", sagte Eva, sich ebenfalls setzend, und warf mit rascher Bewegung den Kopf zurück. Dann schlug sie mit ungenierter Grazie die Beine übereinander. Möninghoff folgte nicht ohne Erstaunen jeder ihrer Bewegungen. Er fand ihre Schönheit noch charakteristischer als vor Jahren. Das, was er damals das Orientalische genannt hatte, das Ägyptische, an ihr, kam noch mehr heraus, ihre Frisur war noch bewußter nach hinten geordnet, so daß noch schärfer ihr schräges Profil hervortrat. Auch schien sie größer an Figur zu sein, obwohl Möninghoff nicht erkannte, woran das liegen konnte. Er vergaß fast zu sprechen, so sehr überraschte ihn Evas Anblick.

Indessen fuhr Frau Rosenbaum, als wären sie vorgestern auseinander gegangen, leichthin zu plaudern fort: „Ich habe von meinem Cousin, Dorktor Stern, von Ihrer Ankunft in Berlin gehört. Und die ‚blaue Blume' ist jetzt statt Name eines Klubs der einer Revue geworden. Der Buchhändler hat mir bereits ein Probeheft zugesandt. Ich verfolge das Unternehmen mit größtem Interesse."

Möninghoff verbeugte sich höflich im Sitzen: „Es wird mir eine Ehre sein, mehr solcher Leserinnen zu haben. Aber auch hier hat sich manches verändert."

„Ach so, meinen Sie!" sagte Eva, leicht die starken Lippen kräuselnd, und schaute im Salon umher. „Ja, ich habe mich verheiratet unterdessen. Es hat ja manche Annehmlichkeiten. Man hat mehr Freiheit als Frau, wenigstens

Digitized by Google

glaubte ich das früher." Sie sah Möninghoff scharf an bei diesen Worten, und ihre Augen schienen eigentümlich zu glänzen.

Der Dichter errötete unter diesem Blicke.

Eva aber fuhr gleichmütig fort: „Mein Gatte ist ausgegangen, wie gewöhnlich ins Geschäft. Eigentlich sind solch wackere Ehemänner doch rührende Geschöpfe, plagen sich tagaus, tagein über Rechnungsbüchern im Kontor und Bureau, nur damit die lieben Frauen es bequem haben daheim. Und sie sollten uns doch auf einen Berg führen, der leuchtet im Sonnenaufgang, und uns alle Reiche der Welt zeigen. Sie wissen, woran ich denke! Aber nun, Herr Möninghoff," fuhr sie in plötzlich verändertem Tone fort, „erzählen Sie einmal! Sie haben sicher viel mehr und Interessantes erlebt in der Zwischenzeit. Sie haben große Reisen gemacht?"

Möninghoff holte wieder sein wehmütiges Lächeln hervor, das er Frauen gegenüber so gerne spielen ließ. „Ja," sagte er, „ich habe mancherlei gesehen, Griechenland, Italien, Paris; aber schließlich ist Reisen Erleben!"

„Nein, das ist's nicht. Auch ich bin in Venedig gewesen, in Genua und Florenz."

„Auf der Hochzeitsreise?"

„Wie Sie das sagen! Auf der Hochzeitsreise!" rief Eva scheinbar schmollend und wandte ein wenig den Kopf. „Welche Ironie Sie in diese Worte legen! Übrigens habe ich mancherlei gesehen! Wollen Sie mich prüfen über den Canale grande, Zanipolo oder die Loggia dei Lanzi?"

Möninghoff beugte sich ein wenig vor: „Es lag mir ferne, gnädige Frau, etwas gegen Hochzeitsreisen sagen zu wollen, zumal ich selber keine gemacht habe!"

„Aber Sie haben wahrscheinlich ohne das viele Frauen kennen gelernt?" fragte Eva, den andern fixierend.

Möninghoff wich dem Blicke aus. Einen Moment schwankte er wegen der Antwort. Dann sagte er wieder mit jenem melancholischen Lächeln: „Nicht Frauen sind es, die wir brauchen, sondern die Frau. Was ich gesucht habe, ist jene eine, die mir Freude geben würde zum Schaffen, und diese habe ich nicht gefunden."

„Ah — —" sagte Eva lang hinziehend und senkte die schweren, dunkeln Wimpern über ihre schmalen Augen. „Sie haben also wenig gedichtet unterwegs?"

Möninghoff schüttelte sein blondes Haupt: „Nichts, gar nichts! Ich bin nach Berlin gekommen, um mich zum Arbeiten zu zwingen. Aber ich habe bis jetzt nur törichte Schreibereien gehabt wegen der Revue."

„Ich dachte immer, es müsse sich gerade im Süden viel freier schaffen lassen als in unserm grauen Berlin."

„Also gnädige Frau haben noch Neues geschaffen?"

Eva gab gleichsam zögernd zu: „Ja! Aber im Druck ist nichts von meinen Sachen erschienen. Kein Verleger hatte Courage dazu. ‚Viel Talent,' sagten sie alle, ‚aber Ihre Sachen sind zu modern!' So liegen die Verse jetzt in meinem Pult verschlossen. Aber lassen wir das! Erzählen Sie doch etwas von Italien oder Paris. Dieses interessiert mich sogar noch mehr. Wissen Sie, was ich Sie fragen möchte, Sie, einen Dichter? Haben Sie jemals g e l e b t, wirklich gelebt, gibt es überhaupt solch ein Überströmen, Überfließen, wie ich es möchte. Wir andern, wir vegetieren doch bloß. Aber ich meine, es müßte doch ein wirkliches Leben geben, sonst könnte einem doch die Sehnsucht danach nicht so verzehren. Haben Sie jemals das große Leben empfunden, so den Becher bis zur Neige geleert?" Sie hatte sich aufgerichtet und sah Möninghoff gerade ins Gesicht.

„Das wäre eine Gewissensfrage", suchte dieser zu scherzen.

Eva aber hielt die Augen noch immer fest auf seine weichen Züge gerichtet. „Ich habe niemals gelebt", sagte sie und betonte jedes Wort. „Ich habe niemals wirkliches Leben empfunden. Und das macht krank!"

Möninghoff, der allmählich merkte, daß Scherz hier nicht am Platze war, änderte den Ton: „Vielleicht habe ich in diesem Sinne auch noch niemals gelebt, wenigstens nicht in der Wirklichkeit, höchstens in der Phantasie."

„Aber Sie könnten diese Phantasie in die Wirklichkeit übertragen? Sie verstehen diese Sehnsucht?"

Möninghoff nickte leise.

„Hier versteht das niemand!" fuhr Eva fort. „Mein Mann lacht darüber. Ich habe viel nachgedacht über diese Dinge. Ich glaube, dieses wirkliche, in allen Farben prangende, in allen Akkorden brausende Leben, das duftend ist wie ein süd-

Digitized by Google

licher Garten, das ist's, was man unter der blauen Blume versteht. Und eine Sehnsucht nach Leiden, irgendeinem quälenden Leiden kommt manchmal über mich. Kennen Sie auch das?"

Möninghoff nickte. „Vielleicht ist dies Leiden die größte Offenbarung der Gottheit!" sagte er mit melancholischem Blicke, und fuhr ein wenig deklamierend fort: „Eben hatte ich ein Beispiel vor Augen. Kommt da ein Mensch zu mir, der unter die Räder des Schicksals gekommen ist, und nun flehend die Hände ausstreckte nach mir! Aufgeschrien hat er in meinem Hause, daß es mir durchs ganze Mark gegangen ist. Ich will sehen, daß ich ihm helfen kann, ich habe immer große Sympathien für Menschen gehabt, die für ihre Ideale zu leben wagten!"

Eva hatte ein wenig verwundert zugehört und dachte im stillen, warum erzählt er das. Und nun erhob sich plötzlich Möninghoff, weil er fand, daß die für einen ersten Besuch angemessene Zeit verstrichen sei. Und zögernd erhob sich auch Eva, wie in tiefen Gedanken.

„Ich bitte, mich dem Herrn Gemahl unbekannterweise zu empfehlen", sagte Möninghoff mit formschönem Neigen des Kopfes.

Eva lächelte fast unmerklich: „Nun, ich hoffe, es wird nicht das letztemal sein, daß ich Sie sehe, Herr Möninghoff. Sie bleiben noch in Berlin?"

Der Dichter sagte noch ein paar höfliche Worte und wandte sich zur Tür. Eva folgte ihm dicht auf den Fersen und schien mit einem Entschluß zu ringen. Dann aber, ehe Möninghoff die Tür geöffnet hatte, trat sie ganz nahe an ihn heran; ihm einen Augenblick den Weg sperrend und hastig die Worte hinwerfend, flüsterte sie: „Ich bin morgen um halb zwölf bei Schulte!"

Möninghoff war zu verblüfft, um gleich eine Antwort zu finden. Mechanisch ergriff er die dargereichte Hand. Sie war kühl und fühlte sich fremd an, und Möninghoff spürte den Druck des Eheringes. Verlegen starrten sie einen Augenblick sich an. Dann verbeugte sich Möninghoff und fand erst, als er auf der Straße stand, einige Klarheit.

Das war ein Rendezvous! Fast war der gute Fritjof Alexander mehr erschrocken als erfreut darüber. Und doch schmeichelte ihm das Entgegenkommen der schönen Frau so grenzenlos. Wie in einem Traume wiederholte er: „Ich bin morgen um halb zwölf bei Schulte."

Eine Zeitlang schwankte Möninghoff. Allerlei Bedenken stiegen ihm auf. Rasche und kühne Taten lagen ihm überhaupt nicht. Er erwog sogar, ob es nicht effektvoll wäre, auszubleiben. Aber je mehr er es überlegte, je mehr ihm das Bild der schönen Frau mit dem fremdartigen Profil vor die Seele trat, um so mehr neigte er dazu, doch hinzugehen. Zum mindesten konnte man ja sehen.

---

3. Kapitel.

Eva Rosenbaum befand sich schon lange vor der angegebenen Stunde in dem Kunstsalon von Schulte, Unter den Linden. Es war ihr, als wäre das Ganze weniger auffällig dadurch, als würde es etwas von dem peniblen Geschmack des Rendezvous verlieren, wenn sie recht lange da war, scheinbar nur wegen der ausgestellten Bilder. Jedoch, es war nur mechanisch und ganz unbewußt, daß sie von Gemälde zu Gemälde ging. Ein plötzliches Aufzucken der Augen, eine rasche Bewegung, als wollte sie etwas abschütteln, irgend etwas verriet manchmal, daß sie innerlich mit etwas rang. Es hatte doch viele Augenblicke seit gestern gegeben, wo sie ihre rasche Tat bereut hatte, wo sie eine Anwandlung verspürt hatte, ihrem Gatten alles zu erzählen, als wäre es ein schlechter Scherz, und dann wieder war es wie eine wilde Genugtuung über sie gekommen, als hätte sie Fesseln gesprengt, die sie bisher umschlossen hatten. Sie hatte doch etwas getan, etwas gewagt, mochte jetzt kommen, was wollte. Sie hatte sich in den Strom geworfen mit geschlossenen Augen, sie wollte sich treiben lassen, leben, leben! Und mit erhobenem Kopfe versicherte sie sich selbst, daß sie den Mut haben würde zu allem. Aber dann kamen wieder Momente der Scham, und sie riß das Taschentuch hervor und preßte es vor die Lippen, als könne sie so noch nachträglich die Worte ersticken, die sie gesprochen hatte gestern, als sie mit Möninghoff an der Tür stand. Gewaltsam suchte sie sich zur Gleichgültigkeit zu zwingen, sie wollte ihre Aufmerksamkeit ganz auf die Ausstellung konzentrieren, die sie neulich doch so gefesselt hatte. — Es war eine Sonderausstellung von Werken eines modernen Meisters, der trotz seiner Sonder-

Digitized by Google

barkeiten immer eine besondere Anziehung ausgeübt hatte auf Eva. Bilder verschiedener Art waren da, silberblaue, märkische Seen, die zwischen dunkeln, senkrechten Kiefernstämmen hindurchleuchteten, farbenstrahlende italienische Landschaften mit fernen, weißen Schneegebirgen. Interieurs gab es da, wo die Sonne durch offene Fenster in ein gewöhnliches Zimmer brach und auf den alten Stühlen und Kommoden Farben entzündete von märchenhafter Pracht, Abendlandschaften, wo ein blasser Glanz des Himmels noch über dunkle Hügel strahlte, und dann waren da Porträts von bleichen, traurigen Menschen, deren müde Augen viele Dinge umsonst gesucht zu haben schienen in der Welt. Auf all diesen Bildern aber war dieselbe extatische Glut der Farbe, die so fremd und unnatürlich schien und doch so schön war.

Endlich kam Möninghoff. Er trug den Zylinder in der Hand, als er auf Eva zutrat und sie ehrerbietig begrüßte. Er war in schwarzem, pelzverbrämten Paletot und hatte im Knopfloch eine weiße Chrysantheme.

Eva erwiderte unbefangen seinen Gruß und wunderte sich selbst über ihre Ruhe. „Ich bin fast alle Tage hier", sagte sie. „Dieser Maler gibt mir außerordentlich viel. Es wäre mir interessant, mit Ihnen zu sprechen, der Sie doch der Kunst so nahe stehen."

Möninghoff war viel verlegener als sie, er begann zu schwatzen, um das zu verbergen. Er setzte ihr des längeren in gedämpften Tone auseinander, warum er etwas später gekommen sei. Unglücklicherweise sei er im letzten Momente aufgehalten worden. „Ich schreite die Linden entlang, da begrüßt mich plötzlich ein Herr in Zylinder und schwarzem Bart, den ich kaum wiedererkannte zuerst. Auch gnädige Frau kennen ihn, es war jener Pole aus unserm Klub, Kryzanowski. Er bat mich in eigentümlich flehendem Tone, daß ich ihm eine Zeit angeben möchte, wo er mich zu Hause treffen könnte, er m ü s s e mich sprechen. Ich dachte natürlich, es handelte sich um eine Anleihe, deren der Betreffende schon mehrere bei mir angebracht hatte, als ich noch harmlos darin war, er wies es jedoch mit Entrüstung zurück. Es handele sich um ein Menschenleben, das ich vielleicht erretten könne. Seltsam, nicht wahr? Näheres gab er jedoch nicht an, das wolle er mir später auseinandersetzen. Auch drängte ich hierher. — Man ist furchtbar in Anspruch genommen, gnädige Frau", schloß er, selbstgefällig lächelnd.

Eva zuckte, abermals über Möninghoffs Abschweifungen verwundert, ironisch die Achseln. „Es tut mir dann sehr leid, Herr Möninghoff, daß ich Ihre wertvolle Zeit wegen einer so gleichgültigen Angelegenheit, wie es das Betrachten einer Ausstellung ist, in Anspruch nehme."

Möninghoff beeilte sich, etwas Entschuldigendes zu stammeln, aber es war ein falscher Ton aufgekommen zwischen ihnen, sie waren sich auf einmal fern gerückt, und in allem, was sie sagten, klang etwas Fremdes, fast Gehässiges mit.

Eva führte Möninghoff in den Nebensaal, wo weniger Leute waren; dort setzten sie sich in die bequemen Korbstühle.

„Nun, wie gefallen Ihnen diese Gemälde?" fragte Eva, auf die Wände deutend. „Ich finde sie wunderbar."

Möninghoff ließ einen flüchtigen Blick über die Bilder gleiten. „Offengestanden goutiere ich diesen Künstler nicht sonderlich", sagte er mit jenem überlegenen Tone, in welchem der Kenner gern mit Laien zu sprechen pflegt. „Die fachmännische Kritik steht ihm auch durchaus kühl gegenüber. Es ist kein echtes Gefühl, alles ist vielmehr gewaltsam und outriert."

Eva ärgerte sich. Als wenn er eine Zeitungskritik auswendig gelernt hätte, so klingt's! dachte sie. Auch hatte sie niemals Widerspruch vertragen. „Ich kann nicht finden, daß das kein echtes Gefühl ist. Warum muß denn alles Starke notwendig unecht sein? Ich finde die Bilder einfach großartig, alles andere ist mir gleichgültig. Da ist doch noch Glut und Macht darin. Nicht immer die blasse Alltäglichkeit. Ich finde, ein Künstler muß wirken, das genügt vollkommen!"

Sie war, ohne es zu wollen, in einen so heftigen Ton verfallen, als hätte Möninghoff eine persönliche Kränkung gegen sie ausgesprochen. Und dieser beugte sich dann auch gleich ihrem Zorne.

Er beteuerte, er hätte ja kein allgemein gültiges Urteil abgeben wollen, bloß nach einem flüchtigen Eindruck das gesagt. Überhaupt sei es gar nicht sein eigenes Empfinden, er habe viel-

Digitized by Google

mehr dem Urteil, das in Fachkreisen umginge, Worte verliehen."

Eva empfand ihn auf einmal lächerlich, wie er, leicht in sich zusammengesunken, neben ihr in dem Sessel lehnte. Trotzig warf sie den Kopf zurück: „Mir gibt dieser Maler viel, und das genügt mir. Die Fachkreise und ihr Urteil sind mir gleichgültig. Sehen Sie nur dieses Bild an! Dieser blaudunkle See im Vordergrunde, worüber schon tiefe Nacht liegt, und der Hügel dahinter, der ganz schwarz aussieht vor dem golden verglühenden Abendlicht, das ist doch schön! Das ist doch überirdisch schön, daß es gar nicht wahr zu sein braucht! Ich finde überhaupt, daß es lächerlich ist, nach der Wahrheit zu fragen, wenn etwas schön ist! Und das hier ist ein Traum, einfach ein Traum! Und Träume sind doch oft mehr wert als das Leben."

Möninghoff suchte noch immer gutzumachen, was er verfehlt hatte. „Sie haben von Ihrem Standpunkt aus natürlich ganz recht, gnädige Frau", sagte er. „Ich dachte nur . . ." Jedoch er vollendete den Satz nicht, denn er kam sich selber auf einmal schulmeisterlich vor.

„Ich möchte ein Leben führen, wie es auf diesen Bildern dargestellt ist!" sagte Eva wie zu sich selbst. „Es müßte so glühende Farben haben, wie sie hier gemalt sind. Solche Sommermorgen am Meere müßten es sein und solche berauschend schönen Sonnenuntergänge."

Wieder sah sie Möninghoff gerade ins Gesicht, und wieder wich er ihrem Blicke aus. Und da überkam es sie auf einmal wie ein Haß, eine Verachtung gegen ihn, sie fand diesen wohlrasierten Dandy im Pelzrock und Zylinder, die Chrysantheme in seinem Knopfloch, das seidene Cachenez, plötzlich unendlich fade. Mit plötzlichem Ruck stand sie auf. „Sie scheinen nicht recht bei Laune zu sein!" sagte sie mit schlecht verdecktem Hohn in der Stimme. „Aber es wird bald zwölf sein, ich muß gehen." Auch Möninghoff kam sich etwas blamiert vor. Und doch wagte er nicht, Eva zurückzuhalten, sondern folgte ihr verlegen, als sie jetzt dem Ausgang zuschritt.

Eine kühle, frische Luft empfing sie, als sie beide hinaustraten, auf den Pariser Platz und das Brandenburger Tor zuschritten. Die Sonne blinzelte ein wenig durch blasse Schleier, ohne aber durchzudringen, nur einen ganz blassen Glanz breitete sie über die Dinge.

Möninghoff überlegte, ob es nicht das angenehmste sei, sich zu verabschieden. Einmal war die Situation peinlich und dann konnten Bekannte sie zusammen sehen und, was immer peinlich war, nachher schwatzen. Aber dann erwog er doch auch, daß ein Abgang unter diesen Umständen nur blamabel wäre. So blieb er an Evas Seite, die rasch dahinschritt mit gesenktem Schleier und sich gar nicht um Möninghoffs Gegenwart zu kümmern schien.

Sie waren inzwischen durch das Brandenburger Tor hindurchgeschritten. Vor ihnen lag der Tiergarten im Rauhfrost. Die Charlottenburger Chaussee dehnte, in ihrer ganzen Länge sichtbar in der klaren Luft, sich weit vor ihnen aus und schien in der Ferne zusammenzulaufen. Eine kühle, würzige Winterluft wehte ihnen entgegen.

Eva blickte jetzt ironisch durch ihren Schleier zu Möninghoff auf. „Es ist schönes Wetter heute?" fragte sie und zog spöttisch den Mund zusammen.

Möninghoff, der das Lächerliche seiner Situation spürte und dem gerade keine geistreichere Bemerkung einfiel, sagte: „Ich weiß nicht, ob es an dieser Witterung liegt, oder woran, ich fühle mich heute gar nicht recht wohl. Ich habe so eine Art Druck auf den Nerven. Überhaupt die Nerven, gnädige Frau."

Eva aber unterbrach ihn plötzlich. „Wissen Sie was, Herr Möninghoff," sagte sie in fast mütterlichem Tone, „wenn Sie nicht wohl sind, so möchte ich Sie gewiß nicht aufhalten. Aber am Wetter liegt es gewiß nicht. Das ist sehr gesund. Ich würde etwas spazierengehen an Ihrer Stelle."

„Aber, gnädige Frau . . ." stotterte Möninghoff.

Eva aber hatte einen Entschluß gefaßt. Warum sich quälen, dachte sie, es war nun einmal eine Enttäuschung. „Dort kommt eine Droschke," sagte Sie zu Möninghoff, „wenn Sie den Kutscher anrufen wollten! Es ist schade, daß Sie so schlechter Laune waren. Ich dachte, Sie würden mir die Bilder etwas erklären können. Statt dessen sind wir in Geschmacksstreitigkeiten gekommen. Schade!"

Indessen war der von Eva bezeichnete

Digitized by Google

Wagen näher gekommen, und Möninghoff machte dem Kutscher ein Zeichen. Er wollte noch einige Worte der Entschuldigung sagen, womöglich gut machen, aber Eva hörte gar nicht auf ihn, sondern schritt auf die Droschke zu, kam Möninghoff im Öffnen des Schlages zuvor und stieg ein.

„Es würde mir leid tun, wenn ich Ihre kostbare Zeit zu sehr in Anspruch genommen hätte", sagte sie. Dann fuhr sie davon und ließ Möninghoff allein, der ganz verwirrt dem davonrollenden Wagen nachsah.

Langsam wandte sich der Dichter dann der Stadt zu. „Das war dumm benommen!" murmelte er. „Schließlich liegt ja nichts dran, es gibt ja Weiber genug, aber . . ." und er versank in ein Sinnen. Evas elegante Figur in dem schwarzen Jackett, mit dem Federhut, wie er sie heute gesehen hatte, tauchte immer wieder auf in seinen Gedanken.

Möninghoff war kein Eroberer, auch hatte er niemals starke Leidenschaften empfunden. Wenn er sich um Frauen bemüht hatte, war es fast ausschließlich geschehen, um seiner Eitelkeit zu fröhnen. Daß diese verletzt war, das tat ihm am wehesten bei der Geschichte mit Eva. Und je mehr er alles überlegte, desto mehr fand er, daß diese Scharte ausgewetzt werden müsse.

Lange sann er hin und her. Er ging in ein angemessenes Lokal zum Diner und da, als er schon beim Dessert war, kam ihm der erlösende Gedanke.

Er würde Eva einen Brief schreiben. Das war auf jeden Fall das beste, und er vermied so das Peinliche eines abermaligen persönlichen Renkonters. Zuerst galt es, den unangenehmen Eindruck, den er ihr hinterlassen hatte, zu verwischen. Aber je mehr er überlegte, desto mehr kam er zu dem Entschluß, doch die Möglichkeit einer Neuanknüpfung ihrer Beziehungen Eva nahezulegen.

So schrieb er noch am selben Nachmittag auf englischem Briefpapier mit seiner zierlichen, feinen Schrift an Eva den folgenden Brief: „Meine Gnädigste! Ich würde nicht zur Ruhe kommen, ehe ich mir dieses von der Seele gesprochen habe. Darum bitte ich um Verzeihung wegen dieser Kühnheit. Wie es so oft zu gehen pflegt im Leben, haben wir vielleicht beide, auf jeden Fall aber ich, heute nicht jenen Ton gefunden, der unter seiner gestimmten Menschen die Worte erst zu Trägern des Verständnisses machen kann. Vielleicht war es die lange Trennung, vielleicht ein Zufall, eine Äußerlichkeit, was so die Stimmung zerrissen hat. Gewiß sind die Beziehungen von Seele zu Seele viel zu fein, als daß man sie in Worte fassen könnte und denken, daß zwischen Ihnen, gnädige Frau, und mir eine Verstimmung bleiben sollte, das würde ich niemals ertragen. Glauben Sie nicht, daß ich irgendwie falsche Schlüsse gezogen habe daraus, daß Sie mit einem Menschen, bei dem Sie verwandtes Fühlen ahnten, sprechen wollten über die Bilder, welche Sie liebten. Und doch wäre es zu hart, mir meine momentane Indisposition zum Schaden anrechnen zu wollen. Niemand ist vor solchen Diskondanzen sicher. Und doch, ich muß es gestehen, als ich im Süden weilte in der Fremde, habe ich oft daran gedacht, wie wohl die Stunde sein würde, wo wir uns wieder gegenüber stehen sollten. Lassen Sie nicht diesen ungelösten Akkord den Schluß sein, es ist so selten, daß man einen Menschen trifft, bei dem gleiches Empfinden anklingt, so selten, daß es Sünde ist, wenn wir nicht mit aller Kraft unserer Seele uns bemühen um einen solchen, den ein Gott uns über den Weg führt. Und ich zweifle nicht, nein, ich bin überzeugt wie von etwas auf der Welt, daß auch für Sie diese Verstimmung nur ein momentaner Schatten war, der über ein sonniges Feld glitt. Und darum vergeben Sie mir, lassen Sie diese in Eile hingeworfenen Zeilen alles Trennende überbrücken, und lassen Sie mich hoffen auf ein Wort der Verzeihung.

Mit den ergebensten Grüßen und aller Verehrung

Frithjof Alexander Möninghoff."

Noch mehrmals las er dieses Schreiben durch, dann trug er es selber zur Post.

Aber er wartete vergebens auf Antwort.

---

4. Kapitel.

Auf die Lebensweise und den Charakter Abels hatten alle die Jahre, die ins Land gezogen waren, seit damals, als Rex abreiste, gar keinen Einfluß gehabt. Er hauste noch ebenso einsam wie früher hoch oben in seiner Dachstube, von wo er weit hinausschauen konnte über die Häuser der Stadt, und führte sein zurückgezoge-

Digitized by Google

nes Leben noch ebenso wie damals. Alles hatte er mit absoluter Regelmäßigkeit eingerichtet. Täglich gab er ein paar Privatstunden, durch die er sich die Mittel für seinen einfachen Lebensunterhalt erwarb. Täglich zu derselben Zeit, pünktlich fast auf die Minute, trat er in die Bibliothek, ging darauf einige Stunden im Tiergarten spazieren, und regelmäßig um dieselbe Stunde alltäglich legte er sich zur Ruhe. So hatte er es als die für seine Arbeiten förderlichste Art erprobt.

Mit der Außenwelt war Abel nur ein einziges Mal in Berührung gekommen, aber das war jetzt lange vorüber, und er dachte kaum mehr daran. Damals nämlich hatte er ein kleines Buch erscheinen lassen. Da er einen Verleger nicht hatte finden können, hatte er seine Ersparnisse darangewandt. Auf billigem Papier und in schlichtester Ausstattung war es erschienen unter dem Titel „Prolegomena zu einer Philosophie des Innenlebens." Aber niemand hatte Notiz genommen von dem kleinen Buche, unbeachtet war es vorübergeglitten in dem großen Strome des Geschriebenen. Was halfen selbst die Besprechungen, die Rex in einigen süddeutschen und schweizerischen Blättern erscheinen ließ? Auch sie hatten Abel fast mehr betrübt als erfreut. Zeigten sie ihm doch, daß der einzige, der sich seiner annahm, so warm auch seine Worte klangen, im tiefsten Grunde nicht mit ihm ging.

Aber doch war ein Ereignis eingetreten, das in dieses einsame Leben hereingeleuchtet hatte wie ein mächtiges Gewitter, das erst allem Vernichtung drohte und dann vorübergezogen war, Fruchtbarkeit und neues Gedeihen spendend.

Abel hatte Kant kennen gelernt. Wohl hatte er schon früher die Werke dieses Denkers gekannt, aber nur oberflächlich und ohne tieferen Gewinn zu schöpfen daraus. Er war fast abgestoßen durch die Härte der Form und die scheinbare Kühle der Gedanken. Und jetzt, als er noch einmal einen Ansturm gewagt hatte, war er plötzlich eingedrungen in die Welt dieses Denkers, und er war überwältigt worden von der Fülle der Gesichte. Und je mehr er eindrang, um so mehr wuchs seine Begeisterung. Entwickelte da nicht dieser kalte, scharfe Denker, was er selber geahnt und wie von ferne erschaut hatte? Stand es da nicht sonnenklar ausgeführt, daß all das, was wir tasten, sehen, hören, gar nicht die wahre Welt ist, sondern eine Welt des Scheines, eine Ausgeburt unserer armseligen Sinne? Das hinter jenen erst das eigentliche Sein beginnt! Wir selber aber mit unserem wahren Wesen, gehören dieser höheren Welt an, der Welt der Dinge an sich, dem „mundus intelligibilis". Und alles dies nicht erst nach dem Tode, sondern hier inmitten der Welt, die uns umgibt, und die wir erfassen vermöge der tiefen, inneren Harmonie, welche unsere Vernunft und das Göttliche verbindet. Und das schien ja auf all das hinzuweisen, was Abel erstrebt hatte; herauszukommen aus der engen Umgebung und kraft unsrer Vernunft eine neue, innere Welt des Ewigen, Unveränderlichen, Göttlichen.

Daß seine Auffassung Kants eine subjektiv einseitige war, kam Abel niemals zum Bewußtsein, und wenn auch, er hätte nicht darauf geachtet. Denn je mehr er eindrang, so fand er doch bei aller Bewunderung für den Genius Kants, daß dieser nicht konsequent gewesen war. Er hatte nicht scharf genug die Loslösung von der uns umgebenden Welt der Sinne verlangt. Und das war nach Abel das Ziel, worauf es ankam. Wie das geschehen sollte, darüber war er sich selber noch nicht ganz klar, aber er sah doch einen Ausweg, und das war schon viel.

Mit stiller Zähigkeit ging Abel diesen Gedanken nach. Manches nahm er auf von den alten Mystikern und Neuplatonikern, was ihm dienlich schien für die neuen Pfade. Und das Gefühl, daß er vorwärts kam, daß diese innere Welt, die er errichten wollte, langsam zwar, aber sicher zunahm an Größe und Klarheit, das erfüllte ihn mit wunderbarer Heiterkeit, daß er selber fast glaubte, schon jetzt die alte Hypochondrie ganz bezwungen zu haben, die ihn früher gequält hatte.

Noch freilich hatte er mit niemand gesprochen über seine neuen Gedanken. Wie ein Schatzgräber, der eine köstliche, wunderbare Krone gefunden hat irgendwo im Walde und der heimlich auf Mittel sinnt, den unerhörten Fund zu bergen, um ihn dann, wenn er gereinigt war von allem Rost und Staub, ihn in seiner ganzen Schönheit zu enthüllen, so war Abel. Wohl hatte ihn manchmal die Sehnsucht erfaßt, hinauszutreten unter die Menschen, den andern an Glück

Digitized by Google

und Klarheit zu bringen, was ihm selber geworden war. Aber noch immer hatte ihn ein Gefühl der Unsicherheit, auch das der Fremdheit wegen der Wahl der Mittel zurückgehalten.

Nun aber war in diesen Tagen plötzlich Bertram bei ihm erschienen, der noch jetzt wie in früheren Zeiten zuweilen zu Abel kam, um sich auszusprechen und jemandem gegenüber all den Groll gegen Welt und Menschen auszuschütten, die er auf dem Herzen trug.

Diesmal aber war Bertram wie ausgewechselt gewesen. Triumphierend hatte er erzählt, jetzt begänne eine neue Zeit! Möninghoff hatte ihn gebeten, einen Essay über moderne Musik zu schreiben, auch solle er später eine feste Stellung als Referent für Musik an der neuen Zeitschrift bekommen. Und dann hatte er, drohend die Fäuste ballend, hinzugesetzt: „Jetzt sollen diese Intendanzen es einmal zu hören bekommen, die ein neues Talent nicht vorlassen. Jetzt sollen sie einmal sehen, was wir können! Und all den aufgeblasenen und gefeierten Größen des Tages, diesen Eintagsfliegen, werde ich die Maske vom Gesichte reißen. In ein paar Jahren soll keine Spur mehr übrig sein von dem ganzen Gelichter." So hatte der lange Bertram geredet und war noch eine Weile gewaltig mit den dürren Armen fuchtelnd im Zimmer auf und ab gestürmt, wobei er freilich immer in Gefahr war, mit dem Kopf anzurennen an die niedrige Decke in Abels Dachstube.

Mit herzlicher Freude hatte Abel von diesem unerwarteten Glücksfalle vernommen, der eingetreten zu sein schien in das Leben des armen Musikers, und nur wenig, um dem andern nicht die Freude zu nehmen, hatte er zur Vernunft und Bescheidenheit geredet.

Als Bertram aber gegangen war und Abel allein in seinem Zimmer auf und ab wandelte, kam ihm plötzlich ein unerwarteter Gedanke. Wenn Möninghoff Bertram gegenüber sich so hilfreich gezeigt hatte, warum nicht auch ihm? War nicht Möninghoff auch ihm gegenüber immer liebenswürdig gewesen, hatte er nicht immer großen Respekt bewiesen vor seinem Wissen? Warum sollte nicht auch er einmal Gebrauch machen von dieser Bekanntschaft und diese Gelegenheit benutzen?

Wie ein Rausch erfaßte ihn dieser Gedanke. Ja, er wollte seine Entdeckungen endlich hinauswerfen in die Menge! War er auch noch nicht ganz im klaren, er hatte doch einen Weg, und vielleicht fand er Gefährten, die schneller gingen als er und ihm ihrerseits wieder entrissen. Ein unbezwinglicher Drang, zu wirken, erfaßte ihn auf einmal wie ein Fieber, ja, er würde für Möninghoffs Zeitschrift in einem Essay seine wichtigsten Gedanken festlegen, und viele Hunderte sollten es lesen!

Er stand am Fenster, preßte die heiße Stirn gegen die kühlen Scheiben und sah in die niederdämmernde Nacht hinaus. Er liebte den weiten Blick von seinem Fenster des Nachts vielleicht mehr noch als am Tage, wie ihm das Dunkel, wo man weit hinausschauen konnte in die Unendlichkeit des Universums überhaupt lieber war, als die Helle der Sonne, die trügerisch die Tausende der anderen und größeren Sterne verbarg.

Und dann kam ihm die Klarheit; alles das, was er in sich getragen hatte so lange Zeit, begann auf einmal Gliederung und Form zu gewinnen, Gedanke fügte sich an Gedanke, Bild an Bild und Vision an Vision, und schon nach einigen Stunden glaubte er soweit zu sein, mit dem Schreiben beginnen zu können.

Er entzündete die Lampe. Als er sich jedoch niederlassen wollte an seinem Tische, sah er plötzlich einen Brief daliegen, den er vorher gar nicht bemerkt hatte. Nicht ohne Mißtrauen und Verwunderung besah Abel den Umschlag. Der Brief war aus Berlin abgesandt, aber die Handschrift war eine ganz fremde. Kopfschüttelnd öffnete Abel, der fast niemals Postsachen bekam, das Schreiben. Er sah vorerst nach der Unterschrift; „Benno Raben", auch das sagte ihm nichts. Aber dann las er, daß der Absender des Briefes ihn bat, eine Zeit für einen Besuch zu bestimmen, er sei von Rex abgeschickt, um sich vorzustellen und beste Grüße zu bringen.

Mehrmals las Abel, herzlich erfreut, den Brief. Von Rex, wie lange hatte er nichts mehr gehört von ihm. Und gerade heute mußte dieser Gruß kommen, gerade heute, wo Abel im Begriff war zu tun, wozu Rex immer gedrängt hatte, hinauszutreten aus der Einsamkeit.

Das soll ein gutes Omen sein! dachte Abel und begann mit dem Schreiben. Kurz entwarf er zuerst eine Disposition der Gedanken, dann ging er zur eigentlichen Niederschrift über. Bis spät in die Nacht hinein saß er und bedeckte ein

Digitized by Google

Blatt Papier nach dem andern mit seinen großen, seltsam weichen und gerundeten Schriftzügen. Es schlug schon zwölf auf einer nahen Kirche, als er die Feder niederlegte. Sein Kopf glühte und seine Füße schienen zu Eis erstarrt. Aber als er nochmals überlas, was er geschrieben hatte, fand er, daß es gut war.

Rasch beantwortete er dann noch jenen Brief und bestellte gleich auf den folgenden Tag den Freund von Rex zu sich ins Haus.

Am nächsten Morgen ging Abel wider seine feste Gewohnheit nicht zur Bibliothek, so daß seine Wirtin sich schon besorgt erkundigte, ob er krank sei. Aber er schrieb weiter an seinem Aufsatz für die Zeitschrift „Die blaue Blume", dem er den Titel „Vom Königreiche der Seele" geben wollte.

Pünktlich zur angesetzten Stunde am Nachmittag erschien Benno Raben, den Rex empfohlen hatte. Er war eine schmale, fast zierliche Figur, mit feinem Gesicht, um das ziemlich langes, blondes Haar sich rahmte. Er war vielleicht zweiunddreißig Jahre alt.

Mit großer Herzlichkeit begrüßte er Abel und tat gar nicht fremd, sondern legte ohne weiteres ein Paket, das er mitgebracht hatte, auf den Tisch, warf das dunkle Cape, das er trug, auf einen Stuhl und setzte sich, als wäre er schon lange bekannt, bequem auf das Sofa.

Abel stand etwas verlegen dabei. Es war ihm plötzlich eingefallen, daß er ja gar nichts besorgt hatte, um es dem Gaste anzubieten, nicht einmal eine Zigarette. Verlegen bat er um Entschuldigung, aber der fremde Besucher lachte ihn aus. „Aber ich bitte Sie, Herr Abel, Sie werden doch um einen Freund von Rex keine Umstände machen. Wir sind doch alle moderne Menschen in Anführungsstrichen! Von meinen Bekannten rauchen eigentlich nur die weiblichen, und auch bei denen ist es wohl mehr das Bedürfnis, sich von dem Typus des deutschen Hausweibes zu unterscheiden, als sonst etwas. Aber halt!" unterbrach er sich plötzlich, „da hätte ich beinahe die Hauptsache vergessen!" Mit diesen Worten ergriff er das Paket, das er mitgebracht hatte, und förderte ein mittelgroßes, einfach gerahmtes Bild zutage.

Es war eine Seelandschaft aus der Schweiz, in Aquarell ausgeführt. Vorn lag ganz klar die tiefblaue, in der Ferne hellere Fläche des Wassers, dann angedeutet grüne Ufer und im Hintergrunde silberne Berge. Mitten auf dem Wasser aber stand ein Boot mit weitgebreiteten Segeln, von jener Art, wie man am Genfer See sie sieht. Wie große Schwanenflügel schienen sie sich auszuspreiten, um irgend wohin in grenzenlose Fernen zu fliegen. Das alles war mit ganz wenigen Strichen gegeben, mehr angedeutet als ausgeführt, in jener Art, wie die japanischen Künstler malen. Ein Zauber von Morgenklarheit schien auszugehen davon und einem zu verlocken, irgendwo hinaus zu wandern, wo es Sonne ist und Klarheit.

Benno Raben hielt das Bild so, daß Abel es bequem überschauen konnte. „Das wäre ein Gruß aus seiner Welt, läßt Rex Ihnen sagen!" bemerkte er dazu. „Rex hofft, daß er Sie vielleicht herauslocken könne ins Freie."

Abel betrachtete lange und schweigend das Bild. „Fast könnte man Sehnsucht bekommen dahin . . ." sagte er, fragte dann, nachdem er sich kurz bedankt hatte, aber, als wolle er diesen Gedanken unterdrücken, nach Rex, was er triebe und wo er weile.

Benno Raben legte das Bild nieder und begann zu erzählen. Er sprach sehr rasch, und alle Züge seines Gesichtes schienen mitzureden dabei, während seine Hände beständig nervös mit einem Bleistift spielten.

„Ich kann wohl sagen, daß es Rex gut geht, obwohl das bei ihm in etwas anderem Sinne zu nehmen ist, als wenn ich von Vetter Hinz oder Kunz erzähle. Er hat trotz aller Mißerfolge den Mut nicht verloren. Und das ist viel. Im übrigen hat das Schicksal, oder um mich zeitgemäß auszudrücken, haben die Umstände ihm oft übel mitgespielt. Enttäuschungen hat er viel mehr erlitten, als er sich das gemeinhin anmerken läßt. Ich kenne ihn, vielleicht besser als irgend jemand sonst. In Österreich ist er als lästiger Ausländer über die Grenze befördert worden, er muß sich wohl ziemlich vorlaut und unvorsichtig benommen haben. Übrigens findet er selber heute schon, daß ihm ganz recht geschehen sei. Aber er ist einer jener Menschen, die wie Gummibälle sind, je fester man sie auf die Erde wirft, um so höher springen sie wieder auf. — Ich habe Rex in Zürich kennen gelernt. Ich war damals noch erstes Semester, so ein rechter Enthusiast, begeistert für alle Dinge, die neu und fortschrittlich

Digitized by Google

waren. Da hat mir Rex einen kolossalen Eindruck gemacht. Ich kann sogar sagen, daß diese Begegnung entscheidend für mein ganzes Leben gewesen ist. Später bin ich dann mit nach Genf gegangen. Auch meine Schwester, die ebenfalls studiert, war dabei. Wir wohnten zu dritt in demselben Hause, Rex kam abends fast regelmäßig zu uns, meine Schwester kochte dann Tee, und nachher disputierten wir meist. Rex redet ja ein bißchen viel und hört sich vor allem gern reden, das ist wahr, aber ich habe ihm diesen Fehler immer gern verziehen, denn was er sagt, ist immer interessant. Und ich kenne in der Welt nichts Schöneres, als wenn ernste Menschen über das sprechen, was sie wollen."

Abel hatte den Erzähler mit ganz unmerklichem Lächeln beobachtet und überall in Gesten und Sprechart den Rexschen Einfluß konstatiert; auch daß er so gerne „ich" sagt, ist die Art von Rex, dachte er.

„Übrigens hat Rex auch viel von dem hiesigen Verein erzählt," fuhr Raben fort, „ich kenne vom Hörensagen bereits alle Mitglieder."

„Hat denn Rex nun seine blaue Blume gefunden?" fragte Abel. „Früher behauptete er, er allein von uns allen würde sie finden."

Raben lachte: „Das sieht meinem Freund Rex ähnlich, so kenne ich ihn. Aber ich glaube doch, daß er sie noch nicht hat. Es ist ihm manchmal sogar herzhaft schlecht ergangen; ich weiß das besser als irgendeiner, aber ich werde nicht davon sprechen. Aber das glaube ich auch, daß er etwas finden wird auf der Welt, wenn es am Ende vielleicht auch keine blaue Blume ist."

Abel nickte: „Ja, weil er die Kraft hat, auszuharren. Viele kommen vielleicht bloß darum nicht zum Ziel, weil die Muskeln versagen."

Raben aber beugte sich plötzlich vor, so daß seine langen Haare ihm fast ins Gesicht flatterten. Er sah Abel scharf in die Augen: „Und nun kommt der zweite Teil meiner Botschaft. Ich soll Ihnen Gruß und Bewunderung von einer Dame entbieten."

Abel lächelte gleichgültig: „Eine Bekannte von mir kann es nicht sein, ich habe keinen Frauenverkehr, und Liebesaffären gibt es auch nicht in meinem Leben."

Raben lachte: „Das weiß ich von Rex schon. Und er sagte auch, Sie würden jedenfalls erröten wie eine Jungfrau, wenn ich Ihnen so etwas sagte. Aber gestehen Sie wirklich, Herr Abel, interessiert es Sie wirklich gar nicht, zu erfahren, wer die Dame ist, die vielleicht im Geheimen für Sie schwärmt."

Abel konnte nun wirklich nicht verhindern, ein wenig rot zu werden. „Wie sollte ich dazu kommen?" fragte er.

Raben lachte: „Halten Sie es wirklich für ganz ausgeschlossen? Die Dame konnte ja ein gewisses kleines Büchlein gelesen haben."

„Das wäre seltsam", sagte Abel und wandte sich rasch ein wenig zur Seite.

„Und wenn diese Dame nun den Wunsch hätte, Sie kennen zu lernen, was dann?"

Abel winkte ab: „Sie würde dann höchstens bitter enttäuscht sein. Ich habe wirklich gar nichts an mir, was Frauenherzen bezaubern könnte." Dabei blickte er verlegen an seiner kleinen Figur hinab, die in einem etwas verbrauchten, schwarzen Anzug steckte.

„Meinen Sie wirklich, daß eine Frau, die Ihr Buch liest und liebt, soviel auf Äußerlichkeiten geben wird?"

„Um das zu beurteilen, habe ich vielleicht zu wenig Frauen kennen gelernt."

„Nun also!" sagte jetzt Raben lachend, „so will ich Sie nicht länger auf die Folter spannen. Wenn Sie es auch leugnen werden, ein bißchen neugierig sind Sie wohl doch. Aber es ist wirklich keine Fata Morgana, die ich Ihnen vorzaubere. Die betreffende Dame existiert in der Tat, und zwar ist sie meine eigene Schwester. Ich soll Sie vielmals grüßen von ihr einstweilen und Ihnen ausrichten, sie würde sich von Herzen freuen, später persönlich Ihre Bekanntschaft zu machen." (Fortsetzung folgt.)

Anmerkung: Der Roman „Die blaue Blume" von Bruno Wölfing erscheint auch als Buch im Verlage von Otto Janke, Berlin SW 11, und ist durch alle Buchhandlungen oder vom Verlag zu beziehen.

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

In solcher Nacht . . .

Schlaft wohl, ihr Kinder, gute Nacht,
Schutzengel halten bei euch Wacht.

Zu Häupten zwei, wie hold sie grüßen,
Spielkameraden! Und zwei zu Füßen,
Zur Rechten zwei und zwei zur Linken,
Zwei, die euch decken und wecken und winken
Dereinst ins himmlische Paradies.
Sind Friedensengel, hell schimmert ihr Vlies.

Sie wiegen euch lächelnd, ihr merkt es kaum,
Hinüber in den goldigsten Traum.
Schlaft ruhig, Kinder, gute Nacht,
Schutzengel halten bei euch Wacht.

Die Engel halten den Atem ein,
Denn ihr sollt schlafen. Hört ihr noch? Nein.
Da geben die Friedensengel ein Zeichen
Nach oben: Sie schlafen! Und leise: entweichen.

Und plötzlich seh ich, wie ist das geschehn,
Ganz andre Gestalten am Bettchen stehn.
Das sind die Friedensengel nicht mehr —
Sind Cherubime in Waffen und in Wehr:
Zu Häupten zwei mit flammendem Schwerte,
Zu Füßen zwei, mit Pfeilen Bewehrte,
Zwei Lanzen zur Rechten, zwei Lanzen zur Linken,
Zwei, die euch mit Schilden decken, die blinken,
Und viele mit Helmen, denn es ist Krieg.
Wie kam's doch, daß dies mein Herz verschwieg?
Schlaft wohl, ihr Kinder, gute Nacht —
Die Cherubime halten in Waffen Wacht.

Und wieder — viel schneller, als ich es melde,
Steht euer Bettchen mitten im Felde.
Die Engel, ich weiß nicht, wohin sie geraten,
Denn die euch beschützen, das sind jetzt Soldaten.
Soldaten zu Häupten, fünfhunderttausend,
Fünfhunderttausend zu Füßen, erbrausend,
Fünfhunderttausend in Westen und Osten,
Und keiner darf ruhen, sind all auf dem Posten,
Fünfhunderttausend und Millionen,
Umlauert vom Tod, umbrüllt von Kanonen,
Voll Blut und Wunden so viele der Braven —
Damit ihr könnt schlafen!

Die deutschen Soldaten, Trutzengel der Schlacht,
Schlaft ruhig, Kinder, sie halten die Wacht
In solcher Nacht — — —

Bernhard Schäfer.

*

Ruhetag / Skizze aus dem großen Kriege von Hellmuth Unger

Mit wirrem Kopf wacht der kleine Ulanenleutnant auf. Er braucht einige Zeit, um sich wieder zurechtzufinden, wo er ist. Richtig. Schloß „Bon séjour" bei Thiancourt. Und heute Ruhetag.

„Siehste, Reventlow, da hastе mal wieder Dusel gehabt", redete er mit sich selbst und steht gemütlich auf. „Das ist hier eine verdammt andere Sache als dies nächtelange Biwakieren im freien Felde. Wie war das doch gewesen? Gestern hatten sie den Leutnant Schulze, der beim Regimentsstabe war, mit dem Auto ausgeschickt, Obst und Wein zu besorgen. Die Franzosen hatten ihm die Fahrt nicht leicht gemacht. Schulze kam wieder mit leeren Händen. Aber er lachte:

„Wenn ihr was haben wollt, Kinder, müßt ihr euch schon selbst bemühen. Eine verdammt feine Sache habe ich für euch. Keine fünf Kilometer von hier ein Schlößchen und ein Weinchen! Na, ich sage."

Sie hätten ihn bald verprügelt.

Gegen Abend hieß es, die französische Infanterie hat sich zurückgezogen über den Fluß. Die und und die Bataillone sollten sofort langsam nachrücken, die anderen Regimenter hätten morgen Ruhetag.

Digitized by Google

Das war Glückes genug. In den umliegenden Ortschaften wurden Alarmquartiere bezogen, dreißig Offiziere luden sich im Schlosse ein. . . .

Der Ulanenleutnant stand vor dem hohen goldeingefaßten Spiegel und rasierte sich. Man wollte schließlich auch mal wieder einen Tag Mensch sein, außerdem waren Damen im Hause, die sollten nicht von den „deutschen Barbaren" reden.

Nun die guten Reitstiefel aus dem Offizierkoffer, die Nägel überpoliert.

„Bist doch ein feiner Kerl, Reventlow!"

In schimmerschwerem Sonnenschein lag das Tal vor ihm. Reventlow überschaute noch einmal die Landschaft, ehe er frühstücken ging. Schloß „Bon séjour" lag auf halber Berghöhe, die Front dem Tale zugewendet, während ein herrlicher Nadelwald es von Westen und Osten einsäumte. Weinberge zogen sich weit an dem kleinen Flusse entlang, ein wundervoll gepflegter Garten umstand das Haus. Und die reifen Äpfel knallten aus buntem Laub auf den blätterbestreuten Rasen.

Ruhetag.

Ein adrettes Dienstmädchen führte ihn in einen großen Raum in dem die meisten Kameraden schon beim Kaffee und Tee saßen.

War wirklich Krieg? Und der Hauswirt, eine große, frische Erscheinung, ein Franzose? Er mochte nahe an den Siebzig sein, sein Vollbart war schlohweiß und schwer herabfallend. Ein unendlich höflicher und gebildeter Mann. Er hatte es vorgezogen, mit seiner Familie während des Krieges auf seinem Schlosse zu bleiben. Er schien die Deutschen zu kennen.

Ruhetag. Sonntagsstimmung. Der Hausherr hielt eine Zigarette zwischen den Fingern und plauderte mit einem Hauptmann in deutscher Sprache sozialpolitische Gesetze. Seine Sprache hatte den harten Akzent, den man heute oft im deutschen Elsaß hören kann. Der Rittmeister der 3. Eskadron saß neben der Tochter des Wirtes, einer jungen Offiziersfrau und redete über Paris, über Ostende, Blankenberghe. Reventlow konnte den Gesprächen nicht folgen. Er betrachtete nur öfters heimlich das feine Gesicht der Französin. Sie war von dem Typ, den er so schätzte. Ob der Rittmeister ihr die Cour machte? Nein, sicher nicht, aber der hatte auch einen kleinen Buben daheim, wie sie, einen Lockenkopf, wie ihn Gainsborough so oft gemalt. Er schien ihr davon zu erzählen.

Ordonnanzen kamen. Die Offiziere standen auf und verabschiedeten sich. Befehle mußten eingesehen und unterschrieben werden. Morgen früh 4 Uhr steht das Regiment zum Ausrücken bereit! Dann wurde Post gebracht, Briefe, Zeitungen. Es war wirklich ein Glückstag heute.

Mittags.

Im großen Speisesaal ist gedeckt. Altes Silber mit eingeprägtem Wappen, schwere Kerzenleuchter auf weißem Damast, Schalen mit Pfirsichen und Weintrauben. Eine Speisenfolge, wie sie Reventlow nur von einem Tage bei Dressel in Berlin in Erinnerung hatte. Dazu Weine, die wie Öl in den Kristallkelchen funkelten, uralte Burgunder, goldiger Rheinwein, Epernay. Stimmengeschwirr. Zutrinken. Lachen. Umhergehende Bedienung. Qualm von Importen. Aroma von Mokka. In den hohen Fensterscheiben leuchtende Herbstsonne.

Ein Konzertflügel steht offen. Ein Oberleutnant spielt. Die Unterhaltung schwillt ab.

Man lehnt sich behaglich in den Sesseln des Rauchzimmers zurück, einige Offiziere sind auf die Schloßterrasse hinausgetreten.

Beethovens Pathétique. Der Feuerzauber. Ein alter Reitermarsch. Ein Volksliederpotpourri, eine Operettenmelodie.

Die Stunden vergehen.

Abends. Die Damen haben sich zurückgezogen. Wieder Zusammensein der Offiziere, der französische Baron unter ihnen.

Man trinkt ihm zu. Man ist ihm dankbar für seine Gastfreundschaft. Er erzählt von Berlin, von seinem Aufenthalt in Deutschland. O gewiß, er ist Franzose, er ist stolz darauf, aber er sieht eine Verblendung in Frankreichs Handeln. Man redet allgemein. Was die deutschen Zeitungen schrieben? Antwerpen gefallen. Drei englische Kreuzer in Grund geschossen. Verlustlisten. Ordensauszeichnungen.

In den hohen Stengelgläsern perlt der Champagner.

Kein Tag, solange sie nun schon in Feindesland sind, war so still und doch so bewegt, wie dieser. Man hat Briefe aus der Heimat empfangen, die seit Wochen unterwegs waren, eine fröhliche, siegesgewiße Stimmung muß im deutschen Vaterland herrschen. Darüber spricht man leise, um den Gastgeber nicht zu verletzen. Das ist man ihm schon schuldig, und ist Rücksicht des Siegers.

Im Tal der Aisne steht die Schlacht noch immer, in den Argonnen ringt man um jeden Fußbreit Waldboden. . . .

Ein Signalruf schwingt durch die Nacht. Einige Batterien rasseln auf der fernen Heerstraße, wie Kettengeklirr hallt es herüber.

Die Stille des Tages hat ein wenig vergessen lassen, daß blutiger Krieg ist. Und es ist so süß, seine Gedanken wandern zu lassen.

Wenn erst Verdun gefallen ist, wenn die große Schlacht an der Aisne ausgefochten! Ob man Paris zum drittenmal belagern wird?

Der Oberstleutnant klopft ans Glas. Er hält eine Rede auf den Wirt. Er spricht ruhig, bestimmt, taktvoll. Kein Wort, das den Baron verletzen könnte.

Die Kelche werden emporgehoben. Eine letzte Zigarre angezündet. Die Kerzen strahlen hinter weißen Rauchschleiern.

Morgen. Morgen geht's wieder an den

Digitized by Google

Feind. Ob man am Abend wieder so fröhlich zusammen ist? Ob keiner fehlen wird? Zehn Kameraden sind schon gefallen, acht davon bei der herrlichen Reiterattacke von Longwy.

Ein Reserveoffizier, ein alter Korpsstudent, spielt Studentenlieder. Er singt dazu ein altes schönes Burschenlied:

„Nennt man mir drei Wunderdinge,
Frauen, Lieder und den Wein,
Ist's im Herzen mir, als ginge
Drüber auf der Sonne Schein . . ."

Würzburger Studentenzeit.
Wie seltsam das in diese Stimmung paßte!
Und dann:

„Muß i denn, muß i denn . . ."

Ein junger Fähnrich summt mit.

Ja, so sangen sie, als es hinausging in den großen, ungewissen Kampf.

Den zweiten Vers, bitte:

„Wenn i komm, wenn i komm . . .
Wenn i wieder, wieder komm."

Da war es! Plötzlich, jäh tauchte ein Wort auf, das alle dachten und keiner aussprach.

„Wenn es doch endlich Frieden wär!" Der es sprach, war ein Ulanenleutnant, der eine Braut daheim hatte. Seine Brust schmückte das Eiserne Kreuz.

Die Musik brach ab. Stille.

Wenn es doch wieder heimginge! Als Sieger.

Wenn es doch endlich Frieden wäre!

Schweigend leerte jeder sein Glas.

Nur der Kelch des Ulanenleutnants zerbrach beim Aufsetzen.

★

Dem Vaterland

Hab' ich denn nichts, was ich dir geben könnte!
Nun merk ich erst, wie reich die andern sind.
Ihn dir zu opfern, hab' ich keinen Gatten,
Es dir zu weihen, blühte mir kein Kind.
Gering erscheint mir's, Geld und Gut zu geben,
Trotz allen Helfens steh ich traurig da.
Da merkte ich erst meine ganze Armut,
Als ich die andren Frauen weinen sah.

Wohl weinten sie, als sie vom Gatten schieden,
Als sie der Sohn zum letzenmal umfing,
Doch sah ich es, wie über ihre Züge
Ein opferfrohes, stolzes Leuchten ging.
Oh, wäre meine Seele frei von Sünde,
Und rein von jedem Unrecht meine Hand,
Daß ich die Gnade Gottes zwingen könnte
Mit heißem Flehn herab auf dieses Land.

Cl. v. Peßler.

★

Trost / Von Rose Raunau

Ein blasses, kleines Mädel, mit einer Schürze angetan, die schon von weitem leuchtete, kam die lange Brücke daher, im Mittagssonnenschein. Die rechte Hand trug den Korb, und die linke war wagerecht in die Luft gestreckt; sie hatte es so bei den Großen gesehen. Und dann wechselte sie, einen Augenblick wichtig stillstehend, und ließ den Korb in die Linke gleiten und streckte die Rechte in die Luft. Ihre weißblonden, straffgeflochtenen Zöpfchen mit den lila Wollfäden als Bändern, standen, wie sie den Kopf nach hinten bog, drollig hart von ihrem Rücken ab.

Ein ahnender, halb wissender Zug vertiefte das hübsche Alltagsgesichtchen; es war keine Verderbtheit darin, nicht einmal Frühreife oder Neugier, nur ein Träumen und Angst davor, es könnte Wahrheit in den schreckenden Träumen vom Leben sein.

Aber nun lachte sie. So blitzblau war das Wasser heute, und wie es glitzerte in der vielen Sonne! Wie lauter mächtig teure Steine. Sie wollte bloß schnell machen, daß sie dann beizeiten wieder hinten im Kahn spielen konnte mit dem Fritz.

Ach, wie fein das immer gewesen war früher, wie der Vater abends, sowie er aus der Arbeit kam und sein Essen hatte, sie alle gerudert hatte in dem alten Fischerkahn. Immer in die rote Sonne 'rein waren sie gefahren, bis die Sonne weg war. Der Vater hatte feste Pfeife geraucht, und die Mutter hatte gestrickt, und sie und die andern hatten auf der Tafel ihre Schulaufgaben gemacht, wo dann das Rechnen immer wie geschmiert ging. Und alle Lieder, die sie konnten, hatten sie hinterher auf dem Wasser gesungen, und der Vater hatte manchmal Harmonika dazu gespielt, bis es dann Zeit zum Schlafen wurde.

Und jetzt war das alles wie weg. Wie böse jetzt Vater bloß meistens aussehen konnte.

Digitized by Google

„Vater!" — ganz plötzlich wußte sie klar, daß sie ihm nicht begegnen sollte — „Vater!"

Man blieb auf der Brücke stehen und wunderte sich über das ängstliche, zarte Ding, das dem Manne im Arbeitskleide gerade in die Arme gelaufen war.

Er drehte den Korb aus den beiden kleinen Händen, die ihn nicht hergeben wollten, und hob mit Gewalt den Deckel hoch.

„Vater, nich doch! Ich muß doch dem Reinhold das Essen tragen. Das ist doch dem Reinhold sein Essen!"

„Bratwurst und Speckstippe und Sauerkohl. Und vor mir hatte sie et verstochen, und nischt gesagt von die ganze Fettlebe hier."

„Der Reinhold bezahlt et ja."

„Schene wat. Er bezahlt et." Weit im Bogen flog der Korb in den Fluß. Einen Augenblick noch hob das Wasser prahlend im Tanze die seltene Beute, dann hatte die kreiselnde Flut sie gurgelnd verschlungen.

Das Kind weinte auf. Ganz ungläubig hatte es zugesehen und die Armchen über das Geländer gestreckt.

„Der gute Korb und die ganze Wurst und alle Tellern!"

„Nu mach, daß du zu Hause kommst, daß sie's bloß weiß, so wer ich's allemal immer machen, und expreß bin ich nochmal den Gang von die Fabrik retour gekommen, daß ich dir abpassen konnte." —

„Mensch," schrie ihn einer wie erstarrt an, „dir ham se woll verjessen umzurühren? Schmeißt der nicht 'n Haufen Mittagessen in die Spree?"

„Hat der Mensch Worte! Dir is wohl det Fleisch noch nich teuer genug Menschenskind?"

Eine Menge Arbeiter hatten sich versammelt. Sie erwarteten gespannt und lachend die Explosion, die man kommen sah, und freuten sich, daß sie so was Gelungenes zum Erzählen für ihre neugierigen Frauen bekamen.

„Hätt'st et man lieber alleene gepäppelt, statt unken der Stadt ihre Fische zu füttern. Hätt'st et schon noch vertragen, so spack wie du aussehen tust."

„Wie lange bin ich denn groß raus aus die Charité? Und wo ich drin gewesen war, hat sie sich an den Kerl gehängt, indem er schon vordem is bei uns in Schlafstelle gelegen. Im Korbe is pikfein Gebratenes for ihn gewesen, und ich und die Kinder wir behelfen uns. Und sie selber hungert balde, und gönnt sich nischt. Nich ein Tag, wo sie nich bis spät in die Nacht rein geschuftet hat, bloß, daß er ihr mal sollte ein gutes Wort geben for alles.

Halb tot hab ich ihr verdroschen in die erste Wut, wo ich bin dahinter gekommen, wo doch die Kinder schon so groß sind, und sie selber balde an die vierzig. Und so eine stille Person, wie sie vordem gewesen ist. Und er is ein Lump, ein elendiger. Wie ich ihn hab stellen wollen da sagt er stramm, er weiß von nischt, und er will überhaupt soweit gar nicht, indem doch ledige Weibsbilder genug rumlaufen tun auf der Welt.

Aber das is nich an dem. Mir macht er nich dumm. Wie ich letzt Nachtschicht hatte, da wär er zu ihr, da schwör ich drauf, wenn ich ihn nich hätt' aufgelauert. Aber ich schlag ihn tot, ich schlag ihn tot, wenn ich ihn erwische. Ich schlag ihn tot!"

Das letzte Wort kam schon klein und halb weinerlich.

Man hob die Schultern und lachte.

„Helf er sich! Wenn einer nich mal kann ein Weibsbild in Raison halten!"

„Das sollte m e i n e sind!" und der Sprecher streifte sich die Ärmel von den muskulösen Armen hoch.

„Nun Mensch, nimm aber'n Daumen aus'm Spinat! Schmeiß ihr doch raus, zum Donnerwetter. Wovor bist de denn Mann und nich Wischlappen?"

Beleidigter Korpsgeist wurde unter ihnen laut.

„Da is scheene reden. Rausschmeißen! Wo se doch bloß ein Weib is und schließlicherweise auf der Straße läge am Ende. Und dann sind die Kinder und die Wirtschaft; und ihre Sachen hält sie auch zusammen soweit. Allens wat recht is. Und mal muß sie doch wieder zu Verstande kommen, meint man immer. Und zuletzt is man doch auch so erbärmlich gewöhnt an ihr in die ganzen Jahre."

Das sagte er nur zu sich selber, wie er ging. Eilend jetzt, es pfiff schon von der Fabrik, und der Meister würde ihn in Strafe nehmen zu allem Unglück, das er so schon angerichtet.

Er hätte ja schließlich können die Emma so mit dem Korbe retour geschickt haben, da würde sie sich ohnedem nicht mehr hingetraut haben auf den Bau, wo der Reinhold nu immer noch auf sein Essen lauerte.

Das war wenigstens noch was. Der saß nu da und lauerte. Und wie mächtig tückisch er sein muß!

Der Gedanke war Trost und löste seine Wut in Lachen. Er sprach es sich immer wieder vor. Der saß nu da und lauerte!

Digitized by Google

Bücherbesprechungen

The Svedberg: **Die Materie.** Akademische Verlagsgesellschaft m. b. H., Leipzig. 162 Seiten.

Zusammenfassende Darstellungen über Forschungsgebiete, in denen zahlreiche Gelehrte beschäftigt sind, gehören heute je länger je mehr zu den Notwendigkeiten, wenn nicht die Uebersicht verloren gehen soll. Svedberg hat sich im vorliegenden Buch der Mühe unterzogen, eine umfassende Darstellung des Problems der Materienforschung zu geben. Wir erhalten eine vollkommene, kurzgefaßte Geschichte der wechselnden Anschauungen vom Begriff der Materie, von den Meinungen der alten Kulturvölker an über die Alchymie des Mittelalters hinaus bis zu den modernsten Theorien des Stoffes. Mit großem Geschick und Fleiß ist aus der Fülle des Stoffes das Wesentliche herausgeschält, indem gezeigt wird, wie ein Fortschritt aus dem früheren hervorwächst. Dadurch gewinnt die Darstellung an Lebhaftigkeit und wir erhalten ein zusammenhängendes Bild über den Stand des Problems.

Anton Kerner von Marilaun: **Pflanzenleben.** 3. Auflage. Leipzig-Wien, Bibliographisches Institut.

Wer lernen will, mühelos dicke Bücher durchzulesen und durchzuarbeiten, dem kann man das große Werk der Botanik von Kerner empfehlen, das soeben in der wohlverdienten dritten Auflage erschienen ist. (Bisher Bd. I und II.) Der Kerner ist nämlich eins von denjenigen Büchern, bei denen Abbildungen und Text ein ausgezeichnetes organisches Ganzes bilden. Die Lektüre gestaltet sich daher ungemein plastisch und interessant. Es wird nacheinander besprochen das Lebendige an der Pflanze, ihre Nahrungsaufnahme, die Verarbeitung derselben zu Stärke; ferner das Verhältnis der Pflanze zum Wasser, der Stoffwechsel und die allgemeinen Lebensbedingungen. Vom Aufbau und Gliederung der Pflanzengestalt geht die Darstellung dann zur Fortpflanzung über. Dem Text sind mehr als 400 Abbildungen beigefügt; außerdem enthält das Werk 63 Tafeln, meist in prächtig gelungenem Farbdruck, und stellt bei solcher Vielseitigkeit ein Standwerk der Pflanzenkunde dar.

Wilhelm Ostwald: **Moderne Philosophie.** Akademische Verlagsgesellschaft m. b. H., Leipzig 1914.

Der bekannte Philosoph übergibt uns den ersten Band seiner Naturphilosophie, die ursprünglich als Umarbeitung der vor 14 Jahren erschienenen Vorlesungen über Naturphilosophie gedacht war, nun aber eine mehr selbstständige Form angenommen hat. Ostwald verbreitet sich hier zunächst über die Grundlagen der Philosophie, über Erfahrung und Sprache, die Elementarbegriffe und ihre Bildung, über die menschlichen Sinne und die durch sie erzeugten Erfahrungsgruppen; Erläuterungen über die Mathematik und über Raum und Zeit schließen den ersten Band ab. Es kann hier nicht der Ort sein, die dargebotenen Ansichten zu würdigen oder ihnen zu widersprechen; bei weitem das meiste ist sehr einleuchtend und vor allen Dingen durch Fluß und Klarheit der Darstellung ausgezeichnet. Wer Ostwald nur dem Namen nach kennt, sollte hier einmal Gelegenheit nehmen, einen Blick auf sein Schaffen zu werfen. Wenn den Laien auch nicht alles interessieren kann, was in dem Buche mit wissenschaftlicher Ausführlichkeit abgehandelt ist, so finden sich doch Abschnitte genug, die den Besitz des Werkes wertvoll machen, und die richtige Meinung von einem Manne kann man nur dann bekommen, wenn man seine Hauptwerke selbständig kennen gelernt hat. Dr. H. J.

Neue Bücher

Gedichte von Helene Gräfin Waldersee. Preis geb. 3,— Mk. Verlag L. Heege, Schweidnitz.

Im Kampf um den Ozean. Ein Seeroman von Walther Freyer. Preis geh. 5,— Mk., geb. 6,— Mk. Dietrichsche Verlagsbuchhandlung, Th. Weicher, Leipzig.

Sehnsuchtswege. Gedichte von Friedrich Kipp. Preis br. 2,50 Mk., geb. 3,50 Mk. Verlag August Greve, Münster.

Historien und Legenden. Autorisierte deutsche Uebersetzung von E. Mewes-Béha. Preis br. 4,— Mk., geb. 5,20 Mk. Verlag Art. Institut Orell Füssli, Zürich.

Das Einmachen der Früchte. Von Maria Aabel. (Eine Sammlung von über 260 erprobten Hausrezepten.) 27. Auflage. Preis br. 1,— Mk., geb. 1,50 Mk. Verlag Paul Hartung, Gotha.

Ein wunderliches Eiland. Novelle von Fedor Sommer. Preis 20 Pf. Verlag Philipp Reclam jun., Leipzig.

Kriegserinnerungen eines Soldaten des k. bayer. Infantrie-Leibregiments 1870/71. Von Florian Kühnhausen. Preis geb. 2,80 Mk. C. H. Beckschе Verlagsbuchhandlung, München.

Waldchristel. Drama in 4 Akten von Georg Brinkmann. Verlag der G. Brinkmannschen Buchhandlung, Wellingholzhausen.

Obsteinkochbüchlein für den bürgerlichen und feinen Haushalt. Von R. Mertens, neu bearbeitet vom Kgl. Garteninspektor W. Junge. 14. Auflage. Preis 1,50 Mk. Verlag Rudolf Bechtold & Co., Wiesbaden.

Das leuchtende Jahr. Verse der Jahreszeiten und Minnelieder von Hans Roelli. Preis 2,40 Mk. Verlag Art. Institut Orell Füssli, Zürich.

Geschichte der deutschen Lyrik. Von Prof. Dr. Richard Findeis. 2 Bändchen (Sammlung Göschen Nr. 737/38.) Preis je 90 Pf. geb. G. J. Göschensche Verlagsbuchhandlung G. m. b. H., Berlin und Leipzig.

Andre Picards Bekehrung. Von Arthur Babilotte. Preis geh. 4,— Mk., geb. 5,— Mk. Verlag Karl Reißner, Dresden. Roman aus dem Elsaß.

Der vergnügte Postkarten-Zeichner. Eine Zeichenschule mit 60 lustigen Postkarten, Vorbildern zum Nachzeichnen von Karl Winter. Preis 1,— Mk. Verlag von Hermann Beyer, Leipzig.

Inhalt des Heftes 8: Die Reise nach Meran. Roman von Else Rema. — Die blaue Blume. Roman von Bruno Wölfing. **Beiblatt:** In solcher Nacht. Gedicht von Bernhard Schäfer. — Ruhetag. Skizze aus dem großen Kriege von Hellmuth Unger. — Dem Vaterland. Gedicht von Cl. v. Peßler. — Trost. Von Rose Rannau. — Bücherbesprechungen. — Neue Bücher.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin, Verlag von Otto Janke Ausgegeben am 14. Novmber 1914.— Druck: A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek

1915 Heft 9

Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Die Reise nach Meran / Roman von Else Rema

1. Fortsetzung.

Fritz Brachmann sagte sich nicht, daß er ewig der Nachfolger des Sanitätsrats blieb. Denn zum Courmacher hatte er kein Talent und keine Zeit. Und Minnedienst ist unerläßlich, wenn der Mann eine Frau begehrt.

Die Jahre vergingen. Der Doktor pflegte seine Patienten, und Frau Amanda ihre Blumen.

Das Abendbrot verlief programmäßig, es löste wie jedes Jahr helle Begeisterung bei den Gästen aus, die sich wacker über Forellen, Lendenbraten, Mischgemüse und junge Hühner hinweg zur Käseschüssel durcharbeiteten.

Und dann flammten im Garten die Lampions mit buntem Schein in der Dunkelheit auf.

Man sprach wie immer vom Zauber einer italienischen Nacht. Das Grammophon, das auf der Veranda stand — Ulrichs hatten es Amanda zu Weihnachten geschenkt —, spielte das Intermezzo aus der „Bauernehre".

Im rotgestreiften Gartenzelt stand Fritz Ulrich und mischte die Aprikosenbowle, deren Rezept er niemandem verriet. Die Herren rauchten promenierend ihre Havannas, die Damen plauderten von allerhand häuslichen Angelegenheiten, und die Jugend schwatzte Törichtsüßes, während sie sich in den phantastisch beleuchteten Wegen des Gartens erging.

Karl Maiwald saß auf einem Peddigrohrsessel neben der Hausfrau und blies die Flöte des Rattenfängers von Hameln. Der Reisemarschall fiel gelegentlich in Leutnantsallüren zurück. Es machte ihm Spaß, die hübsche, appetitliche Witwe gegen das bequeme Kleinstadtleben aufzureizen, und außerdem war es ihm fast zur zweiten Gewohnheit geworden, für seine Gesellschaft Kunden zu werben.

Reisen! Das war erst der wahre Lebensinhalt!

Im Fluge die Welt durcheilen — sich berauschen an den ewig neuen Bildern, die die Natur rastlos schuf — weiter, immer weiter — das malte er Frau Amanda mit glühender Beredsamkeit. Unternehmungsgeist mußte der Mensch haben! Eine alleinstehende Frau wie sie ganz besonders! Und dabei streifte er sie mit einem Blick, dessen Inhalt Amanda in der Dunkelheit mehr fühlte als ahnte. Während er ihr von einer Gesellschaftsreise erzählte, an der sogar eine Prinzessin teilgenommen, erlebte Frau Amanda eine ganz eigenartige Wandlung, die zwar mehr als geistige anzusprechen war, als eine Art von Seelenwanderung, die ihr aber ihr Witwenleben in ganz neuer Beleuchtung zeigte. Sie schlüpfte sozusagen aus ihrer Haut heraus.

Die „Frau Sanitätsrat" fiel von ihr ab wie ein altes Gewand und die „alleinstehende Dame" kam aus der Hülle zum Vorschein.

Das war ihr nie zum Bewußtsein gekommen in ihrer lieben, gemütlichen Wohnstube, umgeben von der treuen Sorgfalt ihrer alten Auguste, im Kreise ihrer Verwandten und Freunde, daß sie eigentlich zu niemandem auf der Welt so recht gehörte.

„Gesellschaftsreisen sind sehr vorteilhaft für alleinstehende Damen", fügte der ehemalige Leutnant mit bedeutsamem Blick hinzu. „Unser nächster Ausflug geht nach dem Orient."

Digitized by Google

Amanda Pirchholtz erzitterte. Das nannte der Mann einen Ausflug!

Karl Maiwald fühlte, daß er in zu starken Farben aufgetragen hatte.

Vielleicht wäre eine kleine Tour nach Italien für den Anfang empfehlenswerter, wir haben da sehr nette, praktische Arrangements. Auf unsere Tickets können Sie von einem Ende bis zum anderen reisen, ohne nur ein einziges Mal das Portemonnaie ziehen zu müssen."

Das interessante Gespräch wurde unterbrochen.

Man suchte die Hausfrau, denn Rechtsanwalt Joseffi wollte mit ihr die Polonaise durch den Garten anführen. Das war auch eine feststehende Programmnummer in der alljährlichen Geburtstagsfeier, die Frau Amanda im Banne der neuen Ideenwelt, die sie erfüllte, zum ersten Male als lästige Pflicht empfand. Aber endlich schlug die Erlösungsstunde. Man trennte sich um Mitternacht, fröhlich und redselig. „Fortsetzung nächstes Jahr", rief Lisbeth Joseffi und küßte die Hausfrau, während Auguste an der Gartentür die wohlverdienten Trinkgelder entgegennahm.

„Doktor Brachmann verstand es doch gar nicht ein bißchen, sich angenehm zu machen", war Amandas letzter Gedanke vor dem Einschlafen. Genau so temperamentlos war ihr seliger Artur gewesen. Im selben Augenblick wurde sie von brennender Scham ergriffen, daß sie so etwas auch nur hatte denken können. Damit schlummerte sie in ihr neues Lebensjahr hinüber. Sie ließ sich nicht träumen, daß es sich ereignisreicher gestalten sollte als alle anderen zuvor.

* * *

Es ging Frau Amanda wie sehr vielen Frauen: sie sah im Hausgewand ungleich hübscher aus als in der Staatsrobe, die ihrem Wesen zu viel Würde und Gemessenheit gab. Ein Hauch von sorgender Behaglichkeit umschwebte sie, wie sie vor ihrem Büfett stand, dessen Fächer weit geöffnet waren, um die gläsernen, silbernen und porzellanenen Schätze aufzunehmen, die Auguste auf eichenem Tablett herzuschleppte, geputzt wie zur Parade vor dem obersten Kriegsherrn.

„Es hat wieder sehr gut geschmeckt gestern", stellte sie mit berechtigtem Stolze fest, nicht ein Stückchen ist übriggeblieben, Frau Sanitätsrat.

Amanda lächelte ein bißchen gedankenlos. Auguste Mitteilung löste bei ihr nicht das Hochgefühl aus, das sie sonst bei ähnlichen Mitteilungen beseelt hatte.

„Was sollen wir denn heute kochen, ich hatte auf Reste gerechnet", fuhr Auguste halb freudig, halb schmerzlich berührt fort.

„Es stimmt," zählte Frau Amanda, „zwei Dutzend Kristalltellerchen, eines davon an der Zacke leicht beschädigt. — Drei Dutzend Rheinweingläser . . . Die Bowlenkelche sind noch draußen . . ."

Auguste eilte, soweit es die Fülle ihrer Jahre gestattete zu eilen, in die Küche hinaus und kehrte mit einer ganzen Batterie leerer Gläser zurück.

„Was kochen wir denn heute, Frau Sanitätsrat?"

Das war immer eine Gewissensfrage, die zu weitläufigen Beratungen führte. Aber Auguste bekam ausnahmsweise keine Antwort, denn ihre Herrin starrte gedankenverloren auf die silbernen Fischmesser und Gabeln, die sie durch ihr ganzes Eheleben begleitet hatten.

„Was kochen wir denn heute?"

Auguste fragte bereits etwas dringlicher.

Frau Amanda schloß das lederne Etui mit einem kleinen Seufzer und schob es in das zweite Fach rechts im Büfett. Das war nun sonst ihr Stolz gewesen! Sie hatte sich immer so reich gedünkt, wenn sie ihre blitzenden Schätze musterte und sorgsam geputzt verwahren konnte. Aber mit einem Male schien ihr das alles so leer und nichtig. War das ein Lebensinhalt?

„Kochen Sie, was Sie wollen, Auguste."

Am liebsten hätte sie hinzugefügt: „Für Besuch bin ich nicht zu Hause", denn sie fühlte sich durchaus nicht in der Stimmung, noch einmal die Einzelheiten der gestrigen Geburtstagsfeier durchzugehen, was eigentlich mit zum Programm gehörte. Aber Auguste war auf solch moderne Gesellschaften nicht eingestellt, sie nannte sich mit Stolz einen lauteren Charakter, der in allen Lagen des Lebens auf Wahrhaftigkeit hielt. Lügen waren ihr fürchterlich. Es gab da in ihrem vorsanitätsrätlichem Dasein einige Daten und Wendepunkte, die durchaus nicht auf eine vertrauerte Jugend schließen ließen, und die in ihrem Dienstbuch durch längere und kürzere Pausen markiert waren.

Digitized by Google

Sanitätsrats waren nicht neugierig gewesen. Aber die wahrheitsliebende Auguste hatte die Lücken eingehender ergänzt, als es Frau Amanda gewünscht hatte. Heute dachte sie nicht mehr an die Vergangenheit ihres treuen Hausgeistes, denn Auguste hatte in jahrelangem, einwandsfreiem Lebenswandel gesühnt, was sie in der Jugend einst verbrochen.

Ob die Frau Sanitätsrat wohl krank war? Auguste wußte zwar längst, was sie kochen wollte: Geflügelreis von den übrigen Hühnerlebern, die sie vorsichtshalber gar nicht auf den Tisch gegeben, mit Parmesan darüber, und hinterher Tourtelettes mit Erdbeeren, denn da war eine angebrochene Büchse, die aufgebraucht werden mußte, aber sonderbar berührt fühlte sie sich doch von dem Wesen der Frau Sanitätsrat.

Feine Damen hatten ihre Nerven. Auguste hatte ihr Nichtvorhandensein bisher als Mangel an ihrer Gnädigen empfunden.

Sollte sie nun doch endlich nervös werden?

Auguste schichtete die Teller mit den gemalten Efeuranken vorsichtig übereinander, indem sie jedesmal ein Flanelldeckchen dazwischen legte, aber ihre Gedanken beschäftigten sich mit der Frau Sanitätsrat. Eigentlich tat sie ihr leid. Wenn man es nahm: eine Frau in den besten Jahren, und der Mann schon so lange tot! Immer und ewig das viele Alleinsein, das mußte einen Menschen auf die Dauer krank machen. Freundinnen und Verwandte kamen genug. Satt zu essen und zu trinken hatte sie auch.

Aber Auguste wünschte ihr was fürs Herz.

Warum der Doktor oben keinen Ernst machte? Eine Frau ohne Mann war nichts im Leben.

Auguste seufzte vernehmlich. Sie war ein paar Jährchen älter als ihre Gnädige, aber einen Mangel empfand sie mitunter doch.

Man konnte noch so begeistert Köchin sein, aber ein bißchen Liebe war nicht zu verachten. Sie hätte sich zwar längst verheiraten können, denn es gab Männer genug, die darüber hinwegsahen, was seine Herrschaften eine Vergangenheit nannten. Aber das waren immer junge Dachse gewesen, die es auf ihr Sparkassenbuch abgesehen hatten.

Daß die Frau Sanitätsrat auch kinderlos zurückgeblieben war!

Auguste schob die letzte Tasse in ihr Fach und ging in ihre Küche, denn der Reis mußte zeitig zugesetzt werden.

Amanda stand in ihrem grünen Wohnzimmer vor dem Vogelbauer und belegte seinen goldgelben Insassen mit allerlei zärtlichen Namen, wie sie Frauen für ihre Kinder oder Lieblingstiere haben. Mätzchen war zahm. Man konnte ihn ruhig im Zimmer herumspazieren lassen. Armer Kerl, dachte Amanda, er ist doch ein Gefangener im goldenen Käfig. Das Vögelchen war ihr teuer. Aber wenn es jetzt zum Fenster herausgeflogen wäre, hätte sie ihm die Freiheit gegönnt. Fast wünschte sie, daß er sie sich nahm. Aber im selben Moment dachte sie voll Angst und Sorge: was sollte Mätzchen anfangen da draußen in der Welt, die es nicht kannte? Sie lockte ihn auf ihre Schultern, und von dort nahm sie ihn mit zartem Griff und setzte den Vogel wieder in seinen Käfig, dessen Türchen sie sorgfältig schloß.

Dann ließ sie sich in ihren bequemen Sessel vor dem Nähtisch nieder und stickte ein bißchen. Aber nach ein paar Augenblicken legte sie die Arbeit wieder fort. Es schien ihr plötzlich so unsinnig, die weiße Leinwand mit grünen Blättern und bunten Blumen zu verzieren.

Sie griff nach den neuesten Journalen, doch sie fand die Romanfortsetzungen nicht spannend genug und die Abbildung der jüngsten Ereignisse recht uninteressant. Was ging es sie an, ob sie sich da unten im Balkan vertrugen oder nicht?! Sie blätterte ein bißchen in den Rubriken für Mode und Handarbeit. Eines der Häkelmuster fand ihren Beifall. Grete Ulrich konnte so etwas zur Aussteuer brauchen. Zum Schluß kamen die Inserate an die Reihe. Ihre Augen glitten uninteressiert darüber hinweg. Aber plötzlich hafteten sie auf drei groß und fettgedruckte Worte: „Für die Reise." Frau Amanda staunte. Welche Bequemlichkeit konnte man unterwegs genießen, wenn man alles mitnahm, was da aufgezählt wurde. Da gab es Schrankkoffer, Hutkoffer, Blusenkoffer, Coupékissen, zusammenlegbare Uhretuis, Flaschen, die drei Tage lang den Kaffee warm hielten, Hausschuhe in Taschen, und Romane, die man auf der einen Station lieh, um sie auf der anderen einfach liegen zu lassen.

„Katalog gratis und franko", stand am Schluß des Inserats.

Digitized by Google

Sie versprach sich angenehme Abwechslung von seiner Lektüre und ging sofort an ihren Schreibtisch im Salon, wo sie auf einer Postkarte umgehende Übersendung des interessanten Schriftstücks erbat. Sie empfand dringende Sehnsucht nach dem Katalog der Firma Degener in Leipzig.

Eine moderne Psychoanalyse würde ergeben haben, daß es im Unbewußtsein Frau Amandas, von dem sie selbst nichts ahnte, recht bunt zuging, Luxusdampfer, Luxuszüge, Schrankkoffer, Thermosflaschen und die Heiligenbilder Fra Angelicos, von denen der Reisemarschall erzählt hatte, wirbelten beängstigend untereinander.

Frau Sanitätsrat Pirchholtz begann den Appetit zu verlieren.

Auguste hielt es für ein sehr beunruhigendes Symptom.

Josephis und die Schwestern des Verstorbenen stellten die Diagnose auf Blutarmut. Man empfahl ihr Bewegung in freier Luft oder eine Kaltwasserkur. Frau Amanda dokterte an sich herum, aber nichts half so recht. Auguste konnte wahre gastronomische Kunststücke vollbringen — die Frau Sanitätsrat aß wie ein Vogel und lächelte wie eine Märtyrerin, wenn sie allein in ihrem Garten lustwandelte. Sie wurde blasser und schlanker, aber es kleidete sie gut, denn es wirkte unleugbar verjüngend, wie Amanda, unterstützt vom Spiegel, feststellte. Denn sie blickte jetzt öfter hinein als früher.

Karl Maiwald schickte eines Tages ein ganzes Buch Prospekte, mit den verlockendsten Abbildungen darin. Da sah man Dromedare, die auf ihrem Rücken schöne Damen durch die Wüste trugen. Und stolze Dampfer glitten auf der blauen Flut des Nils, den Amanda nur aus der biblischen Geschichte kannte. Heutzutage war es ein kleiner Ausflug, den man dorthin unternahm. Wenigstens war das der Eindruck, den man aus dem Prospekt empfing. Aber es konnte sein, wie es wollte: Ägypten übte keine Anziehungskraft auf Amanda aus.

Eine Akkordreise nach Italien, das war schon eher etwas.

Degener & Co. schickten postwendend ihren Katalog gratis und franko. Eine neue Aera war damit hereingebrochen: Frau Sanitätsrat ließ aus der ganzen Welt illustrierte Preisverzeichnisse kommen. Auch Prospekte von Hotels aller Windrichtungen.

Auguste erlebte an ihrer Herrin die schwersten Enttäuschungen. Frau Sanitätsrat fand plötzlich ihre Villa nicht komfortabel genug. Bald fehlte dies, bald fehlte das.

Und das war kein Wunder, wenn man den ganzen Tag über las, was die Hotels der Neuzeit auf dem Gebiete des Komforts leisteten. Frau Amanda verfügte über keinerlei Erfahrung, aber sie hatte sich an der Hand ihrer illustrierten Prospekte eine ganz bestimmte Meinung gebildet, wie man auf Reisen leben müsse. Zentralheizung war selbstverständlich. Und die große Halle, in der man abends rauchte, spielte, flirtete oder sonst etwas Überflüssiges tat, ebenfalls. Ein Kabarett und ein Wiener Caféhaus gleich am Hotel durfte auch nicht fehlen.

Allerlei außergewöhnliche Dinge hatten sich im Haushalt ereignet, seit die Hausfrau in Gedanken nur noch auf Dampfern, in Luxuszügen oder Hotels lebte. Mätzchen war einmal tagelang ohne Futter geblieben. Die Ausbesserwäsche war seit Wochen nicht durchgesehen, Auguste kam bereits mit den Küchentüchern in Verlegenheit. Zum Gläserabtrocknen hatte sie Tellertücher nehmen müssen, und solche anarchistischen Zustände liebte Auguste nicht.

Und wozu war der neue Einkochapparat angeschafft, wenn Frau Sanitätsrat die Früchte plötzlich verschenkte und die ganze Einlegerei überflüssig fand?

Auguste diagnostizierte, daß es bei der Frau Sanitätsrat „tiefer" liegen müsse. Diese entschloß sich, gedrängt von Verwandten und Freunden, endlich zu tun, was eigentlich sehr nahe lag: Doktor Brachmann zu konsultieren.

„Es kostet dich ja nichts als ehemalige Kollegenfrau", sagte Fritz Ulrich ermutigend.

Doktor Fritz Brachmann war ein richtiger praktischer Arzt. Aber für Seelenanalysen war er nicht der geeignete Mann. Schon weil er sich gar zu wenig auf das weibliche Geschlecht verstand.

Er fragte kreuz und quer.

Frau Amanda gab Auskunft — so weit es ihr opportun erschien. Die Hauptsache verschwieg sie: daß sie sich langweilte, etwa seit ihrem Geburtstag. Dafür klagte sie ausführlich über

Digitized by Google

Mangel an Appetit, weil ihr gerade dieses Symtom ihres Leidens vor Auguste peinlich war.

Doktor Brachmann machte ein nachdenkliches Gesicht. Er klopfte, horchte, fragte dies und das, zog ein Rezeptformular aus der Tasche und schrieb mit goldener Füllfeder ein langes Rezept.

Und Eisenpillen sollte die liebe Frau Sanitätsrat nehmen, denn blutarm und nervös sei sie jedenfalls. „Die Krankheit des Jahrhunderts", fügte er abschwächend hinzu, denn er glaubte, einen ängstlichen Ausdruck auf dem Gesicht seiner Patientin zu bemerken.

Aber er täuschte sich. Nur gelangweilt sah Frau Amanda aus. Sie war weniger unzufrieden mit ihm als Arzt, als daß sie ihm als Menschen unbegreiflich fand. Sie war doch wahrhaftig noch keine Nachteule. Und er saß ihr gegenüber, als sei sie eine leibhaftige Großmutter. Hatte denn der Mann Fischblut in den Adern? Oder war es ihr sonst entgangen, was er doch eigentlich für ein langweiliger Peter war?

Eisenpillen und Arsenikbrunnen aus Levico!

Innerlich machte sie sich über ihn lustig. Der wußte gerade, wonach eine Frau wie sie sich sehnen mußte?!

Dann plauderten sie noch ein bißchen zusammen. Doktor Brachmann erzählte, daß die Influenza in der Stadt grassiere. Und er erzählte von prophylaktischen Maßregeln, die er auch Frau Amanda empfahl. Die Prophylaxe war sein Steckenpferd, das wußte sie schon seit Jahren.

Zum Schluß lobte er die wunderbaren Künste seiner Wirtschafterin. Aber Amanda brachte diesen Mitteilungen kein überwältigendes Interesse entgegen, was aber der Herr Doktor nicht bemerkte. Denn auch ihm huschten allerhand Gedanken durch den Kopf, die nichts mit Blutarmut und Nervosität zu tun hatten, und auch nicht bei dem Hühnerfrikassee waren, von dem er seiner Patientin erzählte. Es war doch eigentlich ein recht lächerlicher Zustand — die hübsche Frau unten und er oben. Sie gefiel ihm. Er war durchaus nicht blind für ihre molligen Reize, und auch ihre sanfte Art war ihm behaglich. Aber er konnte zu keinem definitiven Entschluß kommen. Und deshalb begnügte er sich, seinen ärztlichen Besuch für den anderen Tag anzukündigen.

Aber die Kur schlug wenig an. Der ganze Bekannten- und Verwandtenkreis sprach darüber, daß die ärztliche Kunst doch noch wenig vorgeschritten sei, und man schlug Frau Amanda vor, einen Professor in der Großstadt zu konsultieren.

In Amandas Augen stieg ein leichtes Rot. Die Sache schien ihr so übel nicht, um so weniger als die Firma Degener in Leipzig inzwischen einen wundervollen Schrankkoffer gesandt hatte, vor dem Frau Amanda, wenn es niemand sah, in stummes Anschauen versunken stand. Sie hätte ihn ganz gern eingeweiht.

Grete Ulrich war klüger als Freunde, Verwandte und Doktor Brachmann.

„Ich glaube, du langweilst dich, Tante," sagte sie eines Tages, während sie mit großem Appetit ein Stück selbstgebackenen Pflaumenkuchen verspeiste, du bist doch eigentlich noch gar nicht so alt", fügte sie offenherziger als höflich hinzu.

„Du ziehst dich nur so alt an", stellte sie mit schöner Wahrheitsliebe weiterhin fest.

Tante Amanda lächelte und fand, daß Grete Ulrich ein sehr gescheutes Mädchen sei.

„Sie sollten Luftveränderung haben, meine liebe Freundin", schlug Doktor Brachmann ihr eines Tages vor, wiewohl er ein wehes Gefühl am Herzen empfand, wenn er daran dachte, daß er die hübsche, mollige Frau nicht mehr zwischen den Beeten im Garten umherwandern sehen sollte.

„Oder wie wäre es mit einem Sanatorium?"

Nein, das wollte Frau Amanda nicht, aber sie motivierte ihre Weigerung in allerhand dunklen Redewendungen, denen Doktor Brachmann mit ihm sonst fremder Findigkeit entnahm, daß sie seinem Vorschlag im Prinzip nicht abgeneigt gegenüberstand.

Er nannte eine ganze Reihe von Badeorten, die keine Gnade vor den Augen seiner Patienten fanden, und ihr ärztlicher Berater stellte fest, daß sie doch eine recht schwierige Patientin sei. Ihre Psyche gab ihm zu raten auf.

Fritz Ulrich erschien bei seiner Schwester, machte ein kritisches Gesicht und erklärte Doktor Brachmanns Vorschlag für annehmbar, nur empfehle er ihr, einen Erholungsaufenthalt bei Verwandten zu nehmen, und dabei erzählte er ein paar abschreckende Beispiele von übel ab-

Digitized by Google

gelaufenen Reisen ins Gebirge. Man stürze da leicht ab.

Es kamen Einladungen von allen Seiten, von Verwandten, an die Frau Amanda überhaupt nicht mehr gedacht hatte in den letzten Jahren.

Aber sie war wohltuend berührt. Was nützten bequeme Dampferverbindungen, Hotelpaläste und Schrankkoffer, wenn man sich vor der Welt da draußen fürchtete. Wenn man nichts als eine alleinstehende Dame war, sobald man den häuslichen Hafen verließ?!

Da war eine Kusine ihres seligen Gatten, die im Vorort einer Provinzstadt eine Villa mit schönem Garten besaß, der ein Landleben ermöglichte, während man gleichzeitig Kunstgenüsse in Hülle und Fülle in der Stadt genießen konnte. Das würde das Richtige sein. Sie konnte verreisen und brauchte nicht den Daseinskampf der alleinstehenden Frau beginnen.

Amanda schrieb an die Kusine, und prompt kam deren Antwort:

„Liebste, beste Amanda!

Ich kann Dir gar nicht sagen, wie glücklich Du mich und meine Familie mit der Ankündigung Deines lieben Besuches gemacht hast. Ich bedauere nur, daß der selige Artur damals, als ihr auf der Hochzeitsreise kamt, so plötzlich abgerufen wurde.

Ich kann mir vorstellen, wie Dein Leben in nicht endenwollender Trauer verfließt, denn niemand kann so aus tiefstem Herzen ermessen, welch einen Gatten Du Dein eigen nennen durftest. Es war ein seltener Mensch, an den ich nicht ohne Rührung zu denken vermag. Schade, daß uns die Jahre so entfremdeten.

Wenn ihr wenigstens Kinder gehabt hättet!

Im Vertrauen, liebste Amanda, unsere Wally wird sich demnächst verloben, wir warten nur den Assessor des jungen Mannes ab, um das Glück der Kinder offiziell bekannt zu geben. Kannst Du mich Dir als Schwiegermutter vorstellen? Du kommst zu guter Stunde in mein Haus, denn die junge Liebe unserer Wally wird Dein Herz erwärmen. Was könnte uns alternden Generation Schöneres erblühen, als sich am Glück der Jugend erfreuen zu dürfen. In jedem Fall, liebste Amanda, bringe Deine Moirétoilette mit, denn wir haben eine Silberhochzeit vor. Wir, die wir uns zur alten Garde zählen, brauchen uns nicht in Unkosten zu stürzen.

„Was wärst Du für eine famose Schwiegermutter geworden?!

Noch eines, liebste Amanda! Unser Gastzimmer ist nicht gerade in bestem Zustande. Das Bett hat keine Auflegematratze, und zu einem ordentlichen Teppich haben wir es auch noch nicht gebracht. Du begreifst: beim Einkommen eines Beamten! Ernst ist weniger denn je zu Neuanschaffungen aufgelegt, da wir bereits an die Aussteuer für unsere Tochter denken müssen. Aber ich gebe Dir den alten Teppich aus der Kinderstube ins Gastzimmer. Und was treue Liebe sonst für Dich tun kann, beste Manda, sei überzeugt, wird geschehen. Für die Frau unseres seligen Arturs ist uns kein Opfer zu groß!

Es grüßt Dich in der Freude baldigen Wiedersehens

Deine treu ergebene Emma Neuberg."

Amanda Pirchholtz las den erhaltenen Brief ein erstes und ein zweites Mal.

Auguste, die gerade den Kaffee nach der Veranda brachte, fragte teilnehmend: „Frau Sanitätsrat haben Ärger gehabt?

Ärger?! Nein, das war es nicht.

Aber Manda trank unter recht zwiespältigen Gefühlen ihren Kaffee. Sie dachte nach. Frauen mit Mann und Kindern hatten doch eine ganz andere Psyche als Frauen, die allein standen auf der Welt.

Früher hatte sie über solche Dinge nicht nachgedacht. Aber der Brief der Kusine hatte ganz neue Gesichtspunkte in ihr angeregt. Wie egoistisch Familienmütter doch leicht sein konnten! Verstanden sie es nicht besser? Ob das Haus der Kusine Neuberg geeignet war, eine wohltätige Umstimmung in ihr hervorzubringen? Frauen ohne Kinder blieben länger jung. Ob sie in ihrer seelischen Verfassung aufgelegt war, in Wallys Liebesglück Befriedigung zu finden? Für die eigene Mutter war es gewiß recht nett, die Tochter zu versorgen, und sie selbst fühlte ja auch verwandtschaftlich genug, um ihre Freude darüber zu teilen, aber — — —

Das Gastzimmer erschien auch nicht gerade in verlockendem Licht.

„Morgen werde ich die Reisekörbe scheuern," verkündete Auguste, „Frau Sanitätsrat können den mit Segeltuch bezogenen zur

Digitized by Google

Wäsche nehmen, das Moirékleid kommt doch gewiß in den neuen Koffer aus Leipzig?"

„Ich wünschte, die Motten hätten es gefressen."

Auguste ließ die Hand mit dem leeren Tablett sinken und starrte ihre Herrin wortlos ins Angesicht.

„Sie müssen nicht alles so wörtlich nehmen, Auguste, Sie wissen doch, wie nervös ich bin. Ich habe es natürlich ganz anders gemeint."

„Aber gewiß doch, das habe ich mir gleich gedacht. Das schöne Kleid, in dem die gnädige Frau ihre Silberhochzeit hätte feiern können, wenn der selige Herr noch gelebt hätte."

Frau Amanda fühlte sich unangenehm berührt, und sie fand, eine Trennung von der treuen Auguste, wenn auch nur auf Zeit, könne nichts schaden.

Einmal so ganz aus der Frau Sanitätsrat herausschlüpfen, einmal nur sie selbst sein, in neuen Verhältnissen, unter anderen Menschen sich bewegen, gegenseitig nicht wissen, woher man kam und wohin man ging, das war eine Lockung, die sie sehr unsicher über den geplanten Besuch bei der Kusine Neuberg denken ließ.

Frau Amanda handelte niemals im Affekt. Sie beschloß, die Sache noch einmal zu beschlafen.

Am anderen Tage schrieb sie Emma Neuberg eine Karte, in der sie mitteilte, daß sie über den Termin ihrer Ankunft noch gar nicht disponieren könne, denn Frau Albanus, ihre Schneiderin, sei sehr unpünktlich.

Zeit gewonnen, alles gewonnen! Und gerade diese Ausrede schien bei einer Frau immer am glaubhaftesten.

„Zu Neubergs willst du, Tante?" fragte Grete Ulrich in sehr enttäuschtem Ton, „das nennst du eine Erholungsreise? Da bleibst du doch immer im alten Rummel stecken? Ich glaubte, du würdest wenigstens nach Italien gehen?!"

Tante Manda machte ein sehr bekümmertes Gesicht. Zwei Seelen kämpften in ihrer Brust. Sie wollte einmal ganz heraus — und doch wieder nicht.

„Tante, nimm's nicht übel, du weißt nicht recht, was du willst." Grete Ulrich lehnte sich im Korbsessel zurück und holte aus ihrem Handtäschen eine Zigarette hervor, die sie seit Tagen mit sich herumtrug, denn im elterlichen Hause durfte sie nicht rauchen. Aber Tante Manda war nachsichtig, in letzter Zeit überhaupt!

„Du bist ein bißchen zurückgeblieben, Tante Manda."

„Was bin ich?"

„Ein bißchen altmodisch. Sieh mal, du könntest herrlich und in Freuden leben, eine wohlhabende Witwe bist du, die nach niemandem zu fragen hat. Nicht eine Stunde bliebe ich in diesem Nest, wenn ich könnte, wie ich wollte."

„Das sagst du so, Grete. Du weißt nicht, wie weich und warm so ein Nest sein kann."

„Ich hab's anders gemeint, Tante."

„Sicher, aber es tut mir weh, dich in diesem Ton von unserer lieben, kleinen Stadt reden zu hören. Du bist noch zu jung, um zu begreifen, wie fest uns die Gewohnheit binden kann, wie sehr Menschen und Dinge uns ans Herz zu wachsen vermögen."

Grete Ulrich wippte ein bißchen mit ihrem Sessel. „Du bist sentimental, Tante Manda. Die neue Generation denkt und urteilt kühler."

Amanda ließ den Blick nachdenklich über die hübsche, junge Verkörperung der neuen Generation gleiten.

Freilich, die Jugend — — —

„Wenn du erst erlebt haben wirst, mein Kind, was ich hinter mir habe — — —"

Grete Ulrich fand ihre Tante „furchtbar komisch". Und sie hielt mit dieser ihrer Meinung nicht zurück. „Wenn man dich hört!" Sie zuckte mit den Achseln. „Gar nichts hast du erlebt. Oder wenigstens nichts Außergewöhnliches. Das richtige, typische Frauenschicksal nur." Sie sagte es sehr stolz. Eigentlich verstand sie nicht genau, was sie so selbstsicher zum Besten gab. Aber Grete Ulrich verfügte über untrügliche Instinkte, die sie sehr häufig mitten ins Schwarze treffen ließen.

„Du bist in die Tanzstunde gegangen, hast ein paar Winterbälle mitgemacht, dann hast du Onkel Artur kennen gelernt, hast ihn geheiratet, und dann ist er gestorben. Jetzt bist du seine Witwe mit vielem Geld. Wenn ich dächte, daß ich einmal so wie du immer und ewig auf demselben Flecke sitzen sollte — nein, ich wäre totunglücklich."

Was sollte ich denn deiner Meinung nach tun?"

Digitized by Google

Grete Ulrich sah in diesem Moment sehr altklug aus. „Das muß man selbst wissen, darin kann niemand raten."

„Wenn du nun an meiner Stelle wärst ..."

„Oh, da wäre ich mir nicht eine Minute im unklaren. Zunächst kaufte ich mir eine Menge schöner Kleider. Aber die Albanus dürfte sie nicht machen, denn ihre Taillen haben einen zu kurzen Schnitt und ihre Röcke sind über die Hüften zu weit. Nein, zunächst hätte ich mir einen Käufer für die Villa gesucht, oder ich hätte sie vermietet, oder ich hätte sie eingekampfert von oben bis unten und wäre auf Reisen gegangen. Hier wäre ich in keinem Fall geblieben. Das kann man ein paar Wochen im Sommer aushalten, denn der Garten ist wirklich ganz reizend, aber jahraus, jahrein im Frühling auf die Erdbeeren und im Herbst auf die Birnen warten — nein, das ist kein Lebensinhalt."

Frau Amanda wurde nachdenklich.

„Und du meinst, Reisen wäre ein Lebensinhalt?"

Jetzt versagte Grete Ulrichs junge Weisheit doch einmal. Sie zögerte. „Wenn auch nicht gerade das — aber man fühlt doch, daß die Welt bunt und schön ist. Schließlich kann man sich auch ohne Lebensinhalt behelfen.

Amanda wußte das am besten. Denn was waren denn die Jahre seit ihres Mannes Tode andere gewesen, als ein leeres, freudloses Dahinvegetieren?!

Und zu seinen Lebzeiten? Ob sie seinem Dasein wirklich notwendig gewesen war? Sie schalt sich über ihre Zweifel und verdrängte sie gewaltsam aus ihrem Innern. Aber sie kam zu einem Entschluß. Sie schrieb der Kusine Neuberg, daß sie den geplanten Besuch bis zum nächsten Frühjahr verschieben wolle, da sie fürchte, im Hinblick auf die bevorstehenden Ereignisse den Haushalt mit der Anwesenheit eines Gastes allzusehr zu belasten.

Die Antwort kam umgehend. Die Kusine gestand „offen", daß ihre liebe Amanda wie immer das Richtige getroffen habe, denn ihr Haus sei im Moment so unruhig, so aus allen seinen wirtschaftlichen Fugen gerissen, daß ein Aufenthalt in ihm wahrlich keine Erholung bedeuten könne.

Amanda wurde ein bißchen bitter gestimmt. So sah es also hinter den Kulissen verwandtschaftlicher Liebe aus? Auf einem Damenkaffee bei Joseffis vollzog sich die letzte entscheidende Wendung in ihr.

Eine durchreisende Verwandte gab Veranlassung zu einer Nachmittagsgesellschaft, mit der man wie üblich die Anwesenheit des Gastes ehrte.

Unpünktlichkeit existierte nicht in der Stadt. Denn es hätte auch gar kein Grund vorgelegen, diese Untugend zu fröhnen. Man wohnte meist nebenan oder gegenüber. Um fünf Uhr waren die geladenen Damen vollzählig erschienen. Lisbeth Joseffi, die im Rufe stand, immer etwas Besonderes haben zu müssen, empfing in einem Teekleid, das Frau Cölestine Haberlandt in Berlin für sie hatte anfertigen lassen. Die Erscheinung der Gattin löste jedoch noch lebhafteres Interesse aus als das der Hausfrau.

Cölestine Haberlandt war Witwe und im Begriff, eine längere Italienreise anzutreten. Ihr heiteres, degagiertes Wesen wurde ungewohnt empfunden, denn die Kaffeegesellschaften verliefen im allgemeinen meist in würdevoller Ruhe. Cölestine Haberlandt wirkte als fremdes Element, nach mehr als einer Richtung. Sie gefiel, das ließ sich nicht leugnen, aber man fand sie im stillen reichlich emanzipiert, und das war gerade, was man nicht liebte.

Klärе Ulrich konstatierte, daß Frau Haberlandt sehr „vorgerichtet" sei, und Frau Major Ittenhelm wollte einen abenteuerlichen Zug an der Berlinerin entdecken, wie sie Frau Amanda und etlichen anderen Damen im tiefsten Vertrauen mitteilte.

Aber Frau Amanda enthielt sich jeder Meinungsäußerung, denn ihr gefiel die lebenslustige Witwe.

Man hörte es unter allgemeinem Staunen: Frau Haberland war seit kurzem glückliche Schwiegermutter. Man wollte es kaum glauben. Aber da Lisbeth Joseffi es bestätigte und die Photographien herbeiholte, die zwei junge Paare zeigten, Sohn und Tochter der Witwe mit Braut und Bräutigam, blieb schließlich nichts anderes übrig, als in der eleganten Frau im graziösen Teekleid eine wohlbestallte Schwiegermutter zu erblicken.

Man fand es doppelt verwunderlich, daß sie Berlin verließ und in die Fremde ging.

Cölestine Haberlandt lachte heiter. Sie

Digitized by Google

wollte sich in der Welt auch einmal umsehen, nachdem sie ihren Mutterpflichten genügt.

Das war ein ganz neuer Standpunkt, der hitzige Debatten heraufbeschwor! Nachdem man die ethische Seite genugsam erörtert, kam man auf die praktische zu sprechen.

Wer Frau Haberlands Wohnung daheim versorgte?

Die hatte sie ganz aufgegeben.

Und die Möbel?

Die befanden sich auf dem Speicher, gegen Mottenschaden, Feuer und Diebstahl versichert.

So wollte sie ein ganzes Jahr aus dem Koffer leben? Vielleicht noch länger? Warum denn nicht? Die modernen Kleider drückten sich nicht. Und wenn es doch einmal geschah, so bekam man sie überall aufgebügelt.

Und das hatten die Kinder erlaubt, daß die Mutter in übergroßem Zartgefühl davonging, um ihr junges Glück nicht zu stören?

Frau Cölestine Haberlandt sah überrascht aus. Solche Gedankengänge hatten sie nicht geleitet. Sie wollte selbst noch ein bißchen Glück für sich.

Man war sprachlos. Eine Mutter von erwachsenen, nein, verheirateten Kindern?! Was sollte das wohl für eine Art von Glück sein? Für solch eine Frau gab es doch nur noch Mutter- und Großmutterglück.

Die elegante Cölestine lächelte. Hier war nicht die Gelegenheit, zum Besten zu geben, was sie über diesen Punkt dachte. Sie war eine kluge und erfahrene Frau, die in Damenkaffees nicht ausplauderte, was sie vom Leben erwartete. Diese eigenartige Schwiegermutter stand im Brennpunkt des allgemeinen Interesses, und deshalb gestaltete sich die Nachmittagsgesellschaft zu einer sehr erregten Sitzung, die noch wochenlang danach Stoff zum Reden gab. Bis ein anderes Thema an die Reihe kam. Frau Amanda löste die Berlinerin ab, die längst an Capris Küste lustwandelte und die kleine Stadt vergessen hatte. Denn Frau Sanitätsrat Pirchholtz erklärte eines schönen Tages, daß sie den Winter im Süden verbringen wolle, oder vielleicht gar ein ganzes Jahr auf Reisen gehen.

Nicht, daß man so vorsintflutlich gewesen wäre, den Wert des Reisens nicht zu begreifen oder zu unterschätzen. Major Ikkenhelms waren schon im Lande der Mitternachtssonne gewesen, und Lisbeth Joseffi hatte ihren Mann im vorigen Jahr zu einer Reise nach Madeira zu überreden gewußt. Eine einfache Badereise, etwa nach Elster, Pyrmont oder Franzensbad, hätte nichts Befremdliches gehabt, aber sich einem ausgesprochenen Nomadenleben in die Arme werfen wollen — das lag doch eigentlich gar nichts im Charakter der etwas zur Bequemlichkeit neigenden Frau Sanitätsrat.

Der Entschluß war wohl noch nicht so ernst zu nehmen, kinderlose und verwitwete Frauen hatten manchmal sonderbare Gelüste, die bei ernsthafter Überlegung wieder verflogen. Man ließ sich nicht träumen, daß Frau Amanda in der Stille psychologische Wandlungen durchgemacht hatte, als deren Symptom die geplante Reise zu betrachten war.

Ebensowenig wußte man, daß Frau Cölestine unermüdlich Ansichtspostkarten sandte, die das Feuer in ihr schürten, und daß Karl Maiwald der indirekte Absender jener Prospekte war, die das Meer noch einmal so himmelblau erscheinen ließen als in Wirklichkeit, die Hotelpaläste doppelt so luxuriös, als sie sich dem menschlichen Auge an Ort und Stelle präsentierten, die Schlafwagen viel behaglicher schilderten, als sie in Wahrheit waren, wenn man darin eine ganze lange Nacht verbringen mußte. Der Reisemarschall war persönlich gar nicht an der Sache beteiligt, er hatte dem Bureau die Adresse der Frau Sanitätsrat angegeben, und man hatte sie ohne weiteres der Kartothek einverleibt.

Übrigens bekam er Prozente für alle Abschlüsse, die er direkt oder indirekt vermittelte.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die blaue Blume / Roman von Bruno Wölfing

8. Fortsetzung.

Abel schwieg einen Augenblick, dann fragte er verlegen: „Und ist Ihr Fräulein Schwester hier in Berlin?"

„Noch nicht", erwiderte Raben. „Aber in ein paar Wochen wird sie kommen. Ich habe einstweilen schon ein Zimmer neben dem meinen für sie gemietet. Wenn Gudrun kommt, werde ich Ihnen das mitteilen. Übrigens ist sie wirklich nicht gefährlich, und Sie brauchen sich gar nicht zu fürchten vor ihr." Dann aber kam er auf sich selber zu sprechen, erzählte, daß er Volkswirtschaft studiere, und packte eine endlose Fülle von Plänen aus. — — —

Als Benno Raben dann ziemlich spät gegangen war, ließ er Abel wirklich in sehr erregter Stimmung zurück. Die Nachrichten von Rex, die etwas trotzige und überschäumende Lebensfreudigkeit Rabens, und vor allem doch auch die Nachricht, daß eine Dame sich für ihn selber interessiere, bewegten Abel aufs tiefste. Die Schwester Rabens und ihr Gruß beschäftigten ihn, obwohl er es selber am liebsten unterdrückt hätte. Er schalt sich selbst lächerlich, kindisch, einen Toren, aber es half nichts. Als er jedoch nach einer Stunde bemerkte, wie erwachend aus einem Traume, daß er die ganze Zeit bisher mit lauter kleinen, überflüssigen Beschäftigungen vertrödelt hatte, da zwang er sich zur Arbeit. Und es ging, ging mit einer Leichtigkeit wie noch nie vorher. Denn ohne, daß er sich bewußt wurde, schwebte eine Frauengestalt ihm vor, für die er schrieb. Und als er spät in der Nacht aufstand vom Schreibtisch, war sein Essay „Vom Königreich der Seele" vollendet.

Eine ungekannte Freudigkeit erfüllte ihn, als er noch einmal die Blätter durchsah. Vielleicht konnte er ja Geld verdienen damit, viel Geld, und frei werden dadurch. Sein Blick glitt über das Bild, das Rex ihm gesandt hatte, eine unendliche Sehnsucht nach Glück kam auf einmal über den Einsiedler wie ein warmer Frühlingswind, und sie erfüllte ihn so, daß er nicht einmal den Widerspruch empfand, in dem sie mit allem stand, was er da von Entsagung und Überwindung geschrieben hatte.

---

5. Kapitel.

Trotzdem seine neue Wohnung mit allem Komfort und Geschmack eingerichtet war, wie es sich für den Herausgeber einer modernen Kunstzeitschrift gehörte, so fühlte sich Frithjof Alexander Möninghoff dennoch nicht sehr wohl in Berlin. Denn einmal gab die Revue Grund zu mancherlei Ärger, obwohl er selbst doch nur sozusagen die geistige Oberaufsicht dabei hatte, wie er sich ausdrückte, oder nur eine dekorative Strohpuppe war, die zu zahlen hatte, — wie sein Mitredakteur Felix Peter Mannheimer sich geäußert haben sollte. — Der Erfolg des Blattes schien sich nicht sonderlich anzulassen. Zwar ganz überschauen ließ sich der Geschäftsstand bis jetzt noch nicht, sagte Mannheimer, aber er sagte das längst nicht mehr in dem siegesgewissen Tone wie früher, sondern eher etwas nervös. Auch erwähnte er niemals die bevorstehende Rückzahlung von Möninghoffs großen Summen, obgleich er früher stets einen baldigen Termin in Aussicht gestellt hatte. Was Möninghoffs Stimmung jedoch am ungünstigsten beeinflußte, war der Umstand, daß Frau Eva Rosenbaum seinen Brief noch immer nicht beantwortet hatte. Möninghoff dachte oft über die leidige Angelegenheit nach. Entweder bereute er, daß er geschrieben hatte und Eva nicht einfach mit Gleichgültigkeit übergangen hatte, oder er suchte allerlei zu kombinieren, was sie wohl am Schreiben verhindern mochte. Auch die vielen Geselligkeiten, die er mitnahm, griffen seine Nerven an und machten ihn mißmutig.

Das schlimmste aber war, daß alle diese banalen und im Grunde lächerlichen Dinge ihm am Ausführen seiner großen Pläne verhinderten. Noch nicht eine Zeile hatte er geschaffen, seit er seinen neuen, eleganten Schreibtisch, der eigens für ihn in den Münchener vereinigten Werkstätten gearbeitet war, am Fenster stehen hatte. Aber die Inspiration blieb aus. Hätte wenigstens Eva geantwortet! So aber blieb Möninghoff nichts anderes übrig, als von einem Café ins andere zu ziehen und auf eine Eingebung zu warten, die jedoch ebensowenig kommen wollte als Evas Brief oder eine gute Nachricht von Mannheimer.

Digitized by Google

Auch an diesem Morgen, einem trüben Novembertage, als Möninghoff ziemlich spät aufgestanden war und nun durch die nebelverhängten Fenster auf die Straße blickte, stellte er wieder einmal wehmütige Betrachtungen an über die Schalheit des Daseins. Da meldete Jean in der blauen Livree, daß Besuch da sei.

Kryzanowski war's. Zwar war er noch immer elegant, wenigstens wenn man nicht genau hinsah, doch trat er heute merkwürdig bescheiden auf. Nicht mehr so patzig wie sonst schritt er umher, sondern heute wartete er demütig, bis Möninghoff ihn anredete.

Der Herausgeber der Monatsschrift „Die blaue Blume" beliebte eine hoheitsvolle und würdige Haltung zu bewahren. Er wußte, daß er der Gebetene sein würde, und genoß diesen Gedanken. Mit würdevoller Handbewegung, die zugleich der einzige Dank auf Kryzanowskis ehrfürchtige Verbeugung war, hieß er den Polen sich setzen.

Dieser rückte nicht sofort mit seinem Anliegen heraus, sondern er begann, indem er seine Verlegenheit unter allerlei Bewegungen, Räuspern und Lächeln zu verbergen suchte, von Paris zu sprechen. Er knüpfte an die letzte Sitzung des Klubs an, wo er — Kryzanowski — auf Möninghoff jene Rede gehalten hatte. Damals war er denn mit der Laskowska und Herrn Fallois nach Paris gereist. „Eine schöne Stadt, Paris!" sagte er. „Schon diese Luft, diese Atmosphäre! Ah, es lebt sich schön unter dem rosenfarbenen Himmel der „ville lumière"! Aber es ist ein gefährlicher Boden, ein Babylon, ein Moloch."

Möninghoff hatte sich in seinen hohen Sessel zurückgelehnt und hörte, mit Gelassenheit leicht die Hände reibend, den Erzählungen des Polen zu. Er fühlte sich behaglich und bedeutend. wie ein Fürst, der Audienz erteilt.

Auch ich bin in Paris gewesen in der Zwischenzeit", sagte er, den Polen unterbrechend. „Zwar liebe ich das Quartier Latin, in dem Sie wohl meist verkehrt haben, nicht sonderlich. Es ist etwas schmutzig oft. Ich habe in der Gegend des Acra de Triomphe gewohnt."

Der Pole kam jetzt zum Ziele. Leider habe ich auch manches Traurige erlebt dort, daß heißt nicht ich selber, sondern ein Mensch, der mir sehr nahe steht. Und einen solchen leiden zu sehen, beständig um ihn sein zu müssen und nicht helfen zu können, das ist für einen feiner gestimmten Menschen ja noch schlimmer, als selber zu leiden." Bei diesen Worten hatte Kryzanowski die Stimme gedämpft und die Hand aufs Herz gelegt, gleichsam um anzudeuten, daß er zu diesen feiner gestimmten Menschen gehöre.

Dann fuhr er in demselben Tone fort: „Es ist das jener Herr Fallois, den Sie ja kannten. Ich fühle, das kann ich sagen, keine Schuld an seinem Unglück. In Paris nämlich kamen er und Fräulein Laskowska plötzlich auseinander. Ich weiß nicht, auf welcher Seite die Hauptschuld lag, ich tat mein möglichstes, um die beiden zu versöhnen. — Sie verzeihen, Herr Möninghoff, daß ich Ihnen das alles erzähle, aber ich muß das aussprechen. Fräulein Laskowska schloß sich damals mit jenem galizischen Grafen zusammen, mit dem sie jetzt verheiratet ist. Fallois aber geriet, obgleich ich ihn warnte und ihn mit allen Kräften zurückzuhalten strebte, in immer schlechtere Gesellschaft und trieb sich in den übelsten Ballhäusern umher. Alle meine Ermahnungen hatten nur den Erfolg, daß er mich einen blöden Philister schalt, der kein Verständnis für eine leidenschaftliche Natur und eine griechisch freie Sinnlichkeit habe. Bis dann eines Tages das Unglück da war. — Ich weiß noch so genau, als wäre es gestern gewesen, wie er damals auf meinem Zimmer erschien und schrie, sein Leben wäre vernichtet. Geweint hat er, geweint wie ein kleines Kind, und nun denken Sie sich meine Lage . . ."

Möninghoff war während des letzten Teiles der Erzählung mit einer unruhigen Bewegung emporgefahren und begann mit auf dem Rücken verschränkten Armen im Zimmer auf und ab zu wandern. Dabei zog er seine feine, schmale Nase etwas kraus und machte ein Gesicht, als sei er gezwungen, einen unangenehmen Geruch zu atmen. Als der Pole jetzt schwieg und mit mitleidheischenden, tragischen Blicken unter den dichten Augenbrauen hervor ihn erwartend anstarrte, blieb Möninghoff stehen, starrte auf seine eleganten, rotbraunen Hausschuhe und fragte in leise näselndem Tone: „Und nun, mein lieber Herr Kryzanowski, das ist ja alles recht bedauerlich. Aber warum erzählen Sie mir diese doch nicht sonderlich delikate Geschichte? Ich erinnere mich dieses Herrn Fallois wirklich nicht.

Digitized by Google

War er nicht groß und blond?" Dabei spreizte Möninghoff zwei Finger vor der Stirn und verzog die Augenbrauen, als dächte er mit Anstrengung nach.

Mit verlegenem Lächeln erwiderte Kryzanowski: „Nein, Sie verwechseln ihn wohl. Fallois ist mittelgroß und braun und hatte damals auffallend frische Farben. Freilich, wer ihn heute sehen würde, könnte ihn kaum mehr erkennen. Er ist eine Ruine. Übrigens ist Fallois mehrmals in dem Verein gewesen."

„So, so, kann sein."

„Darf ich vielleicht noch das weitere erzählen?"

„Na, wenn es sein muß, bitte", sagte Möninghoff, machte ein ergebenes Gesicht und nahm seine Wanderung wieder auf.

Kryzanowski erzählte nun weiter, daß Fallois einem Kurpfuscher in die Hände gefallen sei, der ihn in drei Tagen zu heilen versprochen hätte, dessen Behandlung aber dem Kranken den Rest gegeben habe, so daß er alle und jede Hoffnung verloren hätte. Ein Zustand völliger Gleichgültigkeit sei über ihn gekommen, höchstens, daß er sich manchmal in Absinth berauscht habe. Dann hätte er von seiner Mutter gesprochen und geweint wie ein Knabe. Aber nach Hause habe er nicht gewollt. Nie mehr. — Er, Kryzanowski, habe alles getan, den andern zu erheitern, zu zerstreuen, ihn auf einen besseren Weg zu bringen. Er hätte sich sogar erboten, bei den Eltern Verzeihung zu erwirken. Aber Fallois hätte nicht gewollt. „Dann habe ich," fuhr Kryzanowski fort, „um ihn auf andere Gedanken zu bringen, es wenigstens durchgesetzt, daß wir nach Berlin übergesiedelt sind, aber geholfen hat es auch nichts."

Möninghoff war wieder stehen geblieben, und der Pole, welcher vermutete, daß der andere etwas sagen wolle, machte eine Pause. „Ich verstehe eigentlich immer noch nicht, wohin alles hinaus will", sagte jetzt Möninghoff. „Ausnahmsweise scheinen Sie ja heute keinen Pump vorzuhaben. Offenbar ist Fallois — so war ja wohl der Name — doch vermögend, ich kann mir nicht denken, daß Sie ganz uneigennützig alle diese Mühen auf sich genommen hätten."

Der Pole verzog mit schmerzlichem Ausdruck das Gesicht und fuhr dann mit dumpfer Stimme fort: „Vielleicht haben Sie eben nicht erwogen, was Sie sagten, Herr Möninghoff . . . Sie sind heute in gereizter Stimme . . . ich werde darum schweigen, wegen jenes Unglücklichen . . . sonst . . . Aber verzeihen Sie . . . Die Sache ist nämlich nicht so ganz einfach . . . Gewiß ist Fallois reich . . . sein Vater hat auch immer alles geschickt, worum der Sohn bat. Als dieser aber niemals nach Hause kam, kein Examen machte, gar nichts leistete, drohte der Vater mit Enterbung. Egon Fallois, der Sohn, aber reagierte trotz meiner Bitten nicht . . . Da hat ihm der Alte eine letzte Frist gestellt, bis zu welcher irgend etwas geschehen sein müßte. Natürlich tat Fallois nichts, er war wohl auch physisch und psychisch nicht mehr imstande dazu. Daraufhin brach der Alte einfach jede Beziehung mit ihm ab. Es war noch eine mündliche Szene, wobei ich nicht anwesend war, aber wir stehen jetzt ohne Mittel da."

Möninghoff pfiff zuerst, ohne zu erwidern, leise durch die Zähne, dann sagte er kühl: „Bitte, also weiter . . . Wieviel wollen Sie also . . . Sie schulden mir ja noch von früher nicht Unbeträchtliches, Sie wollten also wohl abrunden."

Kryzanowski indessen erhob sich jetzt feierlich, ergriff seinen Zylinder und trat mit tragischem Blick auf Möninghoff zu, der erschrocken etwas zurück wich. „Sie irren vollkommen!" sagte der Pole dumpf. „Ich komme nur zu Ihnen, als dem Herausgeber einer großen Zeitschrift, einem Manne von Einfluß, einem Manne, ja, ich sage das trotz allem, was heute vorgefallen ist . . . auch einem Manne von Herz, und bitte Sie, helfen Sie, Herr Möninghoff! Sie können! Geben Sie Fallois eine Stelle in Ihrer Redaktion, einerlei was, nur irgend etwas, was ihn fesseln könnte, etwas, was ihm einen Halt geben könnte im Leben . . ."

Möninghoff schüttelte, seine Wanderung durchs Zimmer wieder aufnehmend, mißbilligend das schöne Haupt. Er kam sich sehr männlich vor, als er nun sagte: „Lieber Herr Kryzanowski, Sie täuschen sich sehr in mir, wenn Sie glauben, Sie könnten auf meine Tränendrüsen so leicht wirken. Ich bin solchen Rührgefühlen nicht sonderlich zugänglich . . . Und was Ihren Vorschlag betrifft . . ., so ist der doch wohl nicht ernst zu nehmen. Sie empfehlen mir da einen verkommenen Menschen, einen Trunkenbold —

Digitized by Google

sagten Sie nicht, daß er tränke? — und den soll ich aufnehmen?"

„Ich verbürge mich für ihn."

„Und welchen Erfolg versprechen Sie sich davon?"

Kryzanowski lächelte verzweifelt: „Man sagt, daß Arbeit adelt, vielleicht hilft ihm das, vielleicht gibt eine Stellung, worin er etwas erwerben kann, ihm einen Halt."

Möninghoff verzog spöttisch den schmalen Mund und wippte leicht auf den Fußspitzen: „Ich finde es humorvoll, lieber Kryzanowski, daß gerade Sie auf Ihre alten Tage sich noch zum Apostel der Arbeit aufwerfen. Aber ich kann Ihnen wirklich nicht dienen!"

„Dann erschießt sich Fallois vielleicht in einer der nächsten Wochen", erwiderte Kryzanowski dumpf und zu Boden blickend. „Ich weiß keinen andern Ausweg; Sie könnten so leicht helfen! Sein Blut mag somit über Ihr Haupt kommen!"

„Pah, machen Sie sich nicht lächerlich", spottete Möninghoff. „Übrigens erschießt man sich nicht so leicht, als man davon spricht. Aber noch eine andere Frage, warum arbeiten Sie selber denn nicht, wenn Ihnen so viel daran liegt, für diesen Fallois zu sorgen. Ich finde es, daß es das natürlichste ist, daß jetzt Sie, wo Ihr Freund krank ist, für ihn sorgen. Sie haben doch früher aus seiner Tasche gelebt."

„Sie verkennen mich!" sagte Kryzanowski mit Würde. „Ich tue, was ich kann, aber es ist nicht so leicht, Arbeit zu finden, als sie denken."

Möninghoff ließ sich in den Sessel fallen, als wäre er tötlich müde. „Wer arbeiten will, findet immer Gelegenheit", sagte er leichthin.

Kryzanowski trat einen Schritt zurück, blickte den andern zornig an und sagte fast wild: „Das sagen Sie so, Herr Möninghoff, weil Sie niemals in der Lage waren, an fremde Türen pochen zu müssen. Da läßt sich leicht reden. Nun, ich will Ihnen nicht wünschen, daß Sie jemals erproben müssen, wie schwer es oft ist, Arbeit zu finden." Dann wandte er sich zur Türe, wohl in der Erwägung, daß sein Spiel ein verlorenes sei, und ging, ohne umzublicken, davon. Möninghoff folgte ihm mit großer, zurückhaltender Höflichkeit bis zur Treppe, wie es sich gehörte, und schloß dann mit einem Seufzer der Erleichterung die Flurtür hinter dem Polen.

Nachher tat es ihm ja doch ein bißchen leid, zu schroff mit Kryzanowski verfahren zu sein, aber er war es satt, sich ewig von diesen Tagedieben anborgen zu lassen! Auch empfand er dann eine Befriedigung, diesem Menschen, der ihm früher, als er noch Student war, so imponiert hatte, jetzt in dieser Weise seine Superiorität hatte fühlen lassen können. Aber nun wollte er arbeiten.

Er begann damit, daß er sorgfältig einen Bleistift spitzte. Es dauerte jedoch lange, und mehrmals hielt er die Spitze prüfend gegen das Licht. Dann, als er fertig war, ging er zunächst ins Nebenzimmer, um seine Hände von dem Graphit zu reinigen. Aber trotz aller dieser Vorbereitungen, blieb doch das weiße Papier leer, das vor ihm auf dem Schreibtisch lag, denn es kamen ihm absolut keine Gedanken. Und schließlich atmete er auf, als Jean abermals Besuch meldete.

„Abel!" sagte Möninghoff, der die geschriebene Karte las. „Gut! Führen Sie ihn herein.

Es war in der Tat Abels kleine Gestalt, deren Kopf ein wenig zu tief zwischen den Schultern steckte, die von dem unnahbar aussehenden Jean in der blauen Livree durch die große Flügeltür eingelassen wurde.

„Nun, das ist reizend, daß Sie mich einmal besuchen", sagte Möninghoff, der stets eine gewisse, mit Mitleid pikant gemischte Ehrfurcht vor dem zurückhaltenden Mystiker gehabt hatte und sich jetzt geschmeichelt fühlte durch diesen Besuch, zumal er ja keine Ahnung hatte davon, was Abel in seiner Brusttasche trug.

Möninghoff bat den Besucher, Platz zu nehmen, und ließ sich selbst wieder in seinen hohen Audienzsessel nieder: „Sie glauben gar nicht, was für Ärger und Mühe man alles als Herausgeber einer Zeitschrift hat", sagte er. „Denken Sie, da kommt eben der gute Kryzanowski zu mir und jammert mir eine endlose Geschichte vor. Natürlich wird alles gelogen sein, zum Teil wenigstens. Erlassen Sie mir, zu erzählen, worum es sich handelt; ich habe eine natürliche Abneigung gegen alle derartigen Subjekte. Was kann ich denn dafür, daß diese Herren Kryzanowski und Fallois Dummheiten machen. Nachher soll ich die Suppen auslöffeln, die sie eingebrockt haben. Nun, ich bin nicht der Mann, der sich zum Narren

Digitized by Google

halten läßt von diesen Herren. Ich wasche meine Hände in Unschuld. Und was diese Leute für Vorstellungen haben von dem Posten eines Redakteurs und Herausgebers einer Revue. Keiner überlegt, daß doch auch wir nicht allmächtig sind, sondern daß auch wir Rücksichten, Rücksichten nach allen Seiten nehmen müssen! Es blieb mir nun natürlich nichts übrig, als den edlen Polen zur Tür hinauszukomplimentieren."

Abel war bei diesen Worten immer unangenehmer zumute geworden, unwillkürlich hatte seine Rechte eine Bewegung zur linken Brusttasche hin gemacht, und dann war er rot geworden bis hinauf zu der hohen, wachsbleichen Stirne. Als Möninghoff nun schwieg und offenbar eine Bemerkung Abels erwartete, stotterte dieser ganz verwirrt hervor, daß sich Möninghoff doch Bertram gegenüber so nett gezeigt habe.

Da aber streckte Möninghoff wie abwehrend die Hände vor sich und rief mit verzweifeltem Gesichte aus: „Ach, Bertram, Bertram! Woran erinnern Sie mich da, Abel? Ja, ja, das war eine höchst schreckliche und peinliche Szene. Der Mensch fing ja hier auf meinem Zimmer an zu schreien und Gott und die Welt anzuklagen, bloß darum, weil ich schon einen anderen Referenten für Musik gewonnen hatte. Und dabei bedenken diese Leute gar nicht, daß eine junge Zeitschrift in erster Linie Namen, berühmte Namen braucht und nicht jeden hergelaufenen Anfänger anstellen kann. Ich habe mich dann breitschlagen lassen, dem Manne so etwas wie Beschäftigung zu geben und ihm nicht allen Mut für die Zukunft zu nehmen. Im Grunde tut einem der Mensch ja leid. Er sah wirklich elend genug aus. Aber sehen Sie, solchen Affären ist man ausgesetzt als Herausgeber einer Zeitschrift, jeder Mensch glaubt von einem profitieren zu können, vor keinem ist man sicher, und es ist natürlich höchst peinlich, die Leute dann mit irgendeinem faden Abweiser nach Hause schicken zu müssen."

Die Verlegenheit Abels war bei den letzten Worten immer noch gewachsen. Was mußte Möninghoff denken, daß er so rot war! Es mußte ihm doch auffallen, und dann fühlte er etwas wie Übelkeit oder Schwindel. Aber Möninghoff war viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt, als daß er auf Abel hätte achten können. Und zu dessen Glück erschien jetzt der blaubefrackte Diener und brachte auf silberner Schale eine Anzahl Briefe, deren Aufschrift Möninghoff flüchtig ansah und eben weglegen wollte, als beim Lesen der letzten Handschrift sein Gesicht plötzlich einen gespannten Ausdruck annahm.

„Würden Sie mir verzeihen," wandte er sich an Abel, „wenn ich dieses Schreiben nur eben durchfliege. Ich bin gleich fertig. . . . Es ist eine wichtige Angelegenheit."

Abel murmelte etwas von gewiß, nicht stören wollen, und Möninghoff trat darauf an seinen Schreibtisch, wo er den Umschlag vermittelst eines eigens hierfür bestimmten vergoldeten Miniaturdegens öffnete. Der Dichter hatte gleich vermutet, daß das Schreiben von Eva kam, obgleich er niemals ihre breite, etwas verschnörkelte Handschrift gesehen hatte. Und mit Spannung las er.

Der Anfang des Briefes war kühl. Eva mußte gestehen, daß manches in Möninghoffs Worten sie verblüfft hatte. Sie hoffte, daß er aus dem harmlosen Vorschlag, bei Schulte gemeinsam die Gemälde zu besehen, doch keine falschen Schlüsse gezogen hatte. Trotzdem wolle sie nichts nachtragen. Solche Differenzen könnten ja vorkommen, sie verstünde auch durchaus, was er sonst noch geschrieben habe. Auch sie würde sich freuen, wenn jede Mißstimmung weggewischt wäre und er gelegentlich wieder einmal ihr Haus betreten würde. Dann kamen noch ein paar höfliche Worte, und unterschrieben war der Brief: „Ihre E. R." —

Kopfschüttelnd hatte Möninghoff den auf blaßgrünem Papier geschriebenen Brief gelesen, hielt dann den stark nach irgendeinem exotischen Parfüm duftenden Bogen an die Nase und las noch einmal, offenbar völlig vergessend, daß Abel da saß. Diesem aber war die Pause nur angenehm, so konnte er sich doch ein wenig von der jähen Enttäuschung erholen. Also so sah es mit Bertrams großen Zukunftsplänen aus, und auf diesen Möninghoff hatte er selber so stolze Pläne gebaut! Das Manuskript, das er in der Brusttasche seines Kammgarnrockes trug, brannte ihn wie Nesseln, und dann die Scham, die Scham! Blitzartig, in fratzenhafter Verzerrung huschten ihm noch einmal die großen Hoffnungen, die er auf jene Arbeit gesetzt hatte, durchs Bewußtsein,

Digitized by Google

und dann sah er sich schon auf seinem Zimmer stehen und das Manuskript in tausend Fetzen reißen.

Inzwischen war Möninghoff mit der abermaligen Lektüre des Briefes fertig geworden. Hatte er zuerst nur Kühle und Zurückhaltung herausgelesen, so hatte er beim zweiten Lesen einen ganz anderen Eindruck gewonnen. Mit elastischem Schritte und ganz verändertem Gesichtsausdruck kam er jetzt auf Abel zu: „Verzeihen Sie nur meine Ungezogenheit, aber es war eine höchst wichtige Nachricht, die ich schon lange erwartete. Und glücklicherweise scheint sie ja nicht ungünstig zu sein. Also wo waren wir stehen geblieben? Ja, ja, bei Bertram! Ja, sagen Sie, geht es ihm nun wirklich so schlimm, als er mir erzählt hat?"

Abel, der sich inzwischen gefaßt hatte, runzelte die Stirn und sagte: „Ich weiß zwar nicht, inwieweit Bertram aus sich herausgegangen ist, ob er es viel schlimmer gemacht, viel übertrieben kann er kaum haben. Er ist lange krank gewesen, das Vermögen, das er im Anfang hatte, ist fast ganz aufgebraucht. Und dieser Haushalt ist entsetzlich, fast keine einzige Tasse, die einen ganzen Henkel hat! Die Frau ist mit Bertrams Manuskripten bei allen Musikverlegern hausieren gegangen, ist überall abgewiesen worden, und hat's immer von neuem versucht. Nichts, gar nichts hat sie erreicht. Und dann solche Zustände, daß keine Milch für die Kinder bezahlt werden kann, daß Doktor- und Apothekerrechnungen drängen und keine Aussicht auf Besserung ist."

„Ja, ja, er ist in der Tat höchst bedauerlich", deklamierte Möninghoff und sah in die Luft. Wäre Abel nicht zu sehr von seinen eigenen Gefühlen in Anspruch genommen gewesen, so hätte er wahrnehmen müssen, daß Möninghoff kaum zuhörte.

„Es wäre ein wirklich gutes Werk," fuhr Abel fort, „wenn Sie sich Bertrams ein wenig annehmen wollten, Herr Möninghoff. Es braucht ja nichts Großes zu sein, was Sie tun könnten, nur ihm nicht allen Mut nehmen."

„Aber gewiß, bester Herr Abel!" sagte Möninghoff jetzt in ganz heiterem Tone. „Ich will mich ja gern für ihn verwenden. Zunächst soll er einmal den versprochenen Aufsatz liefern." Möninghoff war auf einmal völlig umgestimmt durch Evas Brief, so daß er zu allem bereit war. „Schließlich!" fuhr er sich die Hände reibend in süßem Tone fort, „könnte ich mich ja auch einmal in der Kryzanowskischen Angelegenheit verwenden. Wissen Sie was, Herr Abel, wir könnten einmal zusammen in die Redaktion fahren und mit Mannheimer sprechen. Sie können ihm dann selber die Bertramsche Angelegenheit noch deutlich machen."

Abel war zufrieden. Er überlegte, daß er so Bertram vielleicht etwas nützen könnte, an seine eigenen Angelegenheiten dachte er gar nicht mehr.

Nachdem Möninghoff seine ziemlich umständliche Toilette beendet hatte, rollten sie beide bald darauf in einem Wagen der Redaktion der Kunstzeitschrift „Die blaue Blume" zu.

Peter Felix Mannheimer empfing die beiden Besucher in seinem Privatzimmer, einem nüchtern eingerichteten Raume ohne jeden Bildschmuck. Das einzige, was in die Augen fiel, waren die langen Reihen von Registratoren auf dem Büchergestell des Schreibpultes. Mannheimer schien nicht sonderlich erfreut über den Besuch zu sein, denn er verzog sein kahles, fettig glänzendes Gesicht etwas mürrisch und drehte sich dann direkt unhöflich auf seinem Kontorstuhle herum, als Möninghoff Abel vorstellte. Fritjof Alexander jedoch nahm, in andauernd guter Laune, wie er seit Empfang jenes grünen Briefes war, nichts mehr von Mannheimers unfreundlichem Betragen wahr, sondern ließ sich bequem in einen Rohrsessel nieder, schlug die Beine übereinander und steckte sich eine Zigarette an. Dabei lächelte er manchmal ganz leise vor sich hin, wenn er an jenen Brief dachte. Auch Abel setzte sich.

„Ich komme," begann Möninghoff, „um Sie in einer oder vielmehr verschiedenen Angelegenheiten zu konsultieren, lieber Mannheimer. Es haben sich da verschiedene Leute an mich gewandt, denen ich helfen soll. Sie befinden sich in Not, in wirklicher Not, in geradezu entsetzlichen Verhältnissen. Herr Abel kann das bezeugen. Es ist da zum Beispiel ein Herr Kryzanowski, ein Pole, Schriftsteller und Maler, der für einen kranken Freund eine Stelle in unserer Redaktion ausmachen wollte, wo dieser irgendeine anregende Beschäftigung finden könnte. Ich sagte ihm nun zwar . . ."

Digitized by Google

„Bei uns? Hier?" unterbrach Mannheimer grob Möninghoffs elegant dahingleitenden Redefluß, doch setzte er gleich, scheinbar beruhigt, hinzu, „aber fahren Sie fort, Sie haben ja noch mehr auf dem Herzen!"

Möninghoff sprach in der Tat, ohne etwas von Spott zu merken, behaglich rauchend weiter: „Ja, es ist noch mehr. Da war schon neulich ein Herr bei mir, der, wie ich glaube, wirklich ernst zu nehmen ist als Talent, dem aber das Schicksal übel mitgespielt hat und dem es jetzt geradezu schrecklich geht. Herr Abel kennt die Verhältnisse. Aber er ist einer, der für seine Ideale leidet, dem ich darum schon gerne helfen möchte, denn ich liebe solche Menschen, die für eine Idee leiden. Er bat mich, ob er nicht ständiger Musikreferent an unserem Blatte werden könnte. Nun sagte ich ihm natürlich, daß dieser Posten bereits mit den hervorragendsten Namen besetzt sei, aber mir tat der arme Mensch wirklich leid, man sah in seinen verhärmten Zügen sich das Elend seiner Seele spiegeln, und so sagte ich ihm, wenn er gelegentlich einmal einen Essay über irgendein musikwissenschaftliches Thema schreiben wollte . . ."

Während Möninghoff diese letzten Sätze noch sprach, mit vagen, milden Gesten, war jedoch Mannheimer mit plötzlichem Ruck auf seinem Drehstuhl herumgefahren und wandte nun sein breites, höhnisch grinsendes Gesicht dem Sprecher zu: „Wie hieß doch gleich dieser talentvolle Herr?" fragte er bissig.

Möninghoff nannte, etwas erstaunt über diese pötzliche Attacke, Bertrams Namen.

Da aber schlug Mannheimer ein grelles Gelächter an, drehte sich blitzartig auf seinem Stuhle zurück und begann in den Papieren zu wühlen, die auf seinem Schreibtische in ganzen Stößen aufgeschichtet waren. Dort ergriff er ein großes Kuvert und warf es Möninghoff zu. „Da haben wir bereits, was Ihr edler Schutzbefohlener geschrieben hat. Heute morgen schon ist das eingelaufen, prompt, das muß man sagen. — Ein persönliches Anschreiben lag bei, worin es hieß, daß dieser Artikel über moderne Musik von Herrn Fritjof Alexander Möninghoff bestellt sei. Nun lesen Sie selber, was sie da angerichtet haben."

Mit etwas erstauntem Gesicht öffnete Möninghoff das Kuvert und breitete die Bogen, die zusammengefaltet darin gesteckt hatten, auf seinen Knien aus. Dann las er den Titel vor: „Über die Oper der Gegenwart." Nun ja, das kann doch ganz interessant sein . . ." sagte er dann mit fragendem Blicke zu Mannheimer und Abel.

Der andere Herausgeber der Zeischrift „Die blaue Blume" brach abermals in sein höhnisches Lachen aus und schlug sich dabei mit beiden Händen auf seine breiten Beine. „Sehr interessant in der Tat! Lesen Sie nur, Herr Möninghoff." Und dann zu Abel sich wendend fuhr er fort: „Es ist unglaublich, was solch naives Volk einem alles zumutet. So etwas bekommt nun eine vornehme Zeitschrift ins Haus geschickt. Reißt da ein solcher Mensch im Stallknecht- oder Droschkenkutscherjargon unseren ganzen Theaterbetrieb herunter. Alle Leute, die aufgeführt werden, sind nach Herrn Bertram Crekins, Schurken und Betrüger. Nichts als Protektion und Bestechung gibt es auf unseren Theatern, Höflinge und Narren entscheiden ganz allein. Ein wahrer Künstler aber muß in Wind und Wetter vor den Türen stehen und antichambrieren bis ins nächste Jahrhundert, und kommt auch dann noch nicht zu Worte. Schund, nichts als Schund ist alles, was aufgeführt worden ist in diesen Jahren. Eine Sintflut müsse kommen, um all dies himmelschreiende Zeug zu ertränken, eher würde es nicht besser um unsere Opernbühnen. Und so etwas soll nun unsere Zeitschrift drucken. Und selbst, wenn es tausendmal wahr wäre, eine vornehme Revue kann sich doch mit solchen profanen Dingen nicht befassen. Es muß sonderbar aussehen im Hirne dieses Herrn Bertram!" Dabei tippte sich Mannheimer an die eigene fettig glänzende Stirn.

Möninghoff hatte inzwischen das Kuvert, in welches er das Manuskript ungelesen wieder versenkt hatte, behutsam auf den Tisch zurückgelegt und sagte: „Über den Wert dieser Arbeit kann ich ja kein Urteil abgeben, ich meine nur, weil der arme Mensch mir leid tat."

Sie scheinen überhaupt seltsam optimistisch in Betreff unseres Blattes zu sein, bester Herr Möninghoff", unterbrach ihn Mannheimer abermals, der Abels Anwesenheit ganz vergessen zu haben schien. „Und doch sollte aus finanziellen Gründen Sie manches mehr interessieren. Die Geschäftsbücher haben Sie überhaupt noch nicht angesehen, die ganze Last der Verantwortlichkeit ruht also auf meinen Schultern. Aber

Digitized by Google

ich bin es nachher nicht, der schuld sein wird, wenn es nicht geht. Die Abonnentenzahl, soweit ich es bis jetzt überschaue, ist zum Hohnlachen gering, und dann kommt uns noch die Kritik in die Quere. Hier habe ich zum Beispiel einen reizenden Artikel für Sie aufgehoben. ‚Die blaue Blume, ein Beitrag zur Psychologie des Snobismus' ist er überschrieben. Und gepfeffert ist er!" Bei diesen Worten hatte Mannheimer aus einer Lade seines Schreibtisches eine Nummer eines weitverbreiteten kritischen Organes gezogen und reichte sie mit ironischem Lächeln an Möninghoff. Dieser war jetzt auch plötzlich ernst geworden, er legte seine Zigarette beiseite und suchte den betreffenden Artikel.

„Haben Sie es?" fragte Mannheimer höhnisch. „Eine schöne Bescherung, das muß ich sagen! Und vor allem geht es auf Ihre lapidaren Eingangsworte. Die haben dem Herrn Referenten ganz besonders imponiert. Mit was für einem blutigen Hohn er Ihre schönen Sätze von den dumpfen Mächten des Alltags, der Versimpelung unseres öffentlichen Lebens und der Masse, die Sie der Schönheit bahnen wollen, als besondere Leckerbissen herausspießt und nachher alles Snobismus und Eitelkeit nennt."

Mannheimers Gesicht glänzte noch mehr als gewöhnlich; bei allem Ärger, den er empfand, machte es ihm doch keine geringe Freude, dem blonden Frithjof eins, aber kräftig, zu versetzen.

Möninghoff war in der Tat ganz rot geworden vor Zorn und Entrüstung und drehte ganz verlegen an seinem blonden, feinen Bärtchen. Plötzlich aber hob er den Kopf. Er hatte die Unterschrift des Kritikers entdeckt und ließ jetzt das Heft fallen, als sei es unrein. „Aha!" sagte er verächtlich. „Jetzt erklärt sich alles. Das hätte ich mir freilich denken können. Also gemeinste persönliche Motive! Und der Mensch entblödet sich nicht, auch seinen Namen noch darunter zu setzen!"

„Sie kennen den Kerl also?" fragte Mannheimer.

Möninghoff lächelte mit grenzenloser Verachtung. „Ob ich ihn kenne! Er haßte mich schon immer, suchte mir immer von hinten eins auszuwischen und verbarg schon damals seine kleinliche Bosheit hinter robusten Draufgeherwesen. Er war einmal Mitglied des Klubs, den ich gegründet hatte. Zwar ist er zuletzt mit Schimpf und Schande entfernt worden. Das ist nun wohl die Rache. Rex heißt der Edle!"

Abel hatte inzwischen das auf die Erde gefallene Blatt aufgerafft und, während die beiden Redakteure sich in geschäftlichen Dingen unterhielten, begann er die Rezension zu lesen. Ja, es war der Kraftstil von Rex, das erkannte Abel an der ersten Zeile bereits. Nachdem er das Vorwort Möninghoffs lächerlich gemacht hatte, schrieb Rex in sehr scharfen Ausdrücken, daß er das ganze Unternehmen nur als Ausdruck eines blasierten Snobismus auffasse. Es sei ja wohl etwas Wahres daran, daß durch die Jugend der neuen Zeit ein Streben nach großen Idealen und großen Zielen ginge. Aber nie und nimmer seien die dort zu suchen, wo sie diese Zeitschrift verhieße, in einem weltfremden, blutarmen Ästhetentum. Nicht außerhalb des Lebens, nicht auf erträumten seligen Inseln und phantastischen Elysien seien die neuen Lebensinhalte zu finden, sondern allein durch Umgestalten des Gegebenen. Werte, wirkliche Lebenswerte würden nur durch ernste Arbeit, niemals durch vages Träumen gewonnen. Der schaffende Künstler könne, m ü ß e vielleicht ein ästhetisches Lebensideal haben, niemals aber der bloß genießende und aufnehmende Mensch, der so verweichlichen und erschlaffen müsse. Gewiß solle auch er einer so gewaltigen Lebensäußerung wie der Kunst nur mit größtem, heiligem Ernste entgegentreten, aber nur in den Feierstunden des Daseins. Diejenigen aber, die ihren Mitmenschen das Leben des Alltags verleiden wollten und sie hineinreißen in eine verlogene Romantik, die verdienten als Volksverderber öffentlich gebrandmarkt zu werden. —

Abel hatte in eigentümlicher, durchaus nicht freudiger Spannung den Artikel zu Ende gelesen und die beiden andern völlig vergessen. Auch ihm war ja manches darin wie ein Hieb auf seine eigenen Ziele erschienen, die wohl nicht snobistisch und ästhetisierenden waren, aber doch hinausführen wollten aus dem Leben des Tages. Er sann nach und dachte wieder mit einer gewissen Bitterkeit, daß das, was Rex wolle, doch immer nur für die Starken und die Gesunden sei.

Da schreckte eine plötzliche Frage Möninghoffs Abel aus seinen Gedanken: „Nun, Sie scheinen ja mit großem Interesse dieses Pamphlet zu lesen?"

Digitized by Google

„Ich finde auch, daß der Ton absolut vergriffen ist. Aber das ist nun einmal die leidenschaftliche Art von Rex. Jedoch persönliche Motive möchte ich nicht annehmen.

„Pah, es ist mir ganz gleichgültig", sagte Möninghoff mit großartiger Geste. „Rex ist hiermit für mich erledigt, gegen solche Angriffe ist ein anständiger Mensch wehrlos. Zu kränken vermögen sie mich natürlich nicht."

„Schön", sagte Mannheimer trocken. „Uns ist dieser Aufsatz aber jedenfalls ein empfindlicher Schlag ins Kontor. Ich halte es wirklich auch für das beste beinahe, unser Blatt, sobald es geht, etwas einfacher zu gestalten.

Davon aber wollte Möninghoff nichts wissen. „Damit würde ja ganz der Charakter des Vornehmen und Distinguierten verloren gehen, den wir doch in erster Linie unserm Blatte zu geben strebten."

Mannheimer machte ein düsteres Gesicht. „Dann wird uns am Ende nichts anderes übrig bleiben, als die ganze Geschichte möglichst bald aufzustecken. Ich sehe sonst nicht, wie empfindliche finanzielle Verluste weiterhin vermieden werden können."

„Ja, wir haben natürlich noch immer den Idealismus und Kunstsinn der Massen überschätzt", sagte Möninghoff bitter.

Abel hatte sich inzwischen erhoben und seinen Hut ergriffen. Er fühlte sich schon lange überflüssig und erklärte jetzt, nach Hause zu müssen. Möninghoff hielt ihn auch nicht. „Sie haben jetzt nun selber einen Einblick in die Lage bekommen. Ich bitte Sie natürlich, nicht darüber zu sprechen. Sie sehen, daß ich Bertram und Kryzanowski mit dem besten Willen nicht helfen kann, so gerne ich auch möchte."

Abel dachte schon lange nicht mehr an seine eigenen zerstörten Pläne. „Und doch ist es so traurig für den armen Bertram", sagte er. „Das schlimmste wird diese neue Enttäuschung sein. Und er hätte auch das Geld so dringend nötig gehabt."

Abel hatte sich, während er dieses sagte, auch unwillkürlich an Mannheimer gewandt. Dieser aber erwiderte nur kurz, indem er in den auf dem Tische liegenden Papieren kramte: „Ich bedaure. Ich kenne den Herrn nicht und fühle keinerlei Verpflichtung. Ich selber bin in erster Linie Geschäftsmann."

Möninghoff aber machte eine Geste zu Abel hin. „Da kommt mir noch eine Idee. Ich möchte ja Bertram gewiß helfen. Aber Sie sehen selbst, wie schwer es ist. Wie wäre es nun, wenn ich ihn honorierte und das Manuskript so unter der Hand verschwinden ließe, ohne es zu drucken."

Das Honorar wäre aber Ihre Privatrechnung, warf Mannheimer brummig ein.

„Natürlich!" erwiderte Möninghoff. „Aber sagen Sie selber, Abel, ist das nicht eine glänzende Idee?" Er freute sich offenbar sehr über das eigene gute Herz.

Abel meinte zwar, es wäre Bertram vielleicht noch mehr auf die Veröffentlichung seiner Gedanken angekommen, als auf das Honorar. Doch sei es zum mindesten der armen Frau und den halbverhungerten Kindern zu gönnen, wenn Geld ins Haus käme.

Dann entfernte sich Abel und überließ die beiden ihren nicht sehr erfreulichen geschäftlichen Unterhaltungen. Als er jetzt einsam war, durchlebte er noch einmal und jetzt ernst in der ganzen Bitterkeit die Enttäuschung. Oh, welches Glück, daß er wenigstens nichts verraten hatte von seinem Artikel. So brauchte er sich wenigstens vor niemand als sich selber zu schämen. Aber das war ja das schlimmste. So also hatte es ihm ergehen müssen, und dann kamen die Erinnerungen an den Rexschen Artikel. Und die Zweifel an der Wahrheit der eigenen Gedanken. Auf einmal fühlte er, wie bitter einsam er war. Ohne zum Essen zu gehen, kehrte er heim. Er wußte, er würde nicht einen Bissen seiner kargen Mahlzeit hinunterwürgen können. Und im Gehen zergliederte er sein eigenes Gefühl und warf sich vor, daß er kleinlich gehandelt habe, aus törichtem Ehrgeiz, und daß er, der die Welt hatte geglaubt überwinden zu können, noch tief, tief darin steckte in ihren Lockungen. Ein unüberwindlicher Jammer kam über ihn, als er seine Kammer betrat, die er heute morgen mit so großen Hoffnungen verlassen hatte. Und da auf einmal kamen ihm die Tränen, und er lehnte sich an das Kreuz seines Fensters und schluchzte in bitterster Verzweiflung. (Fortsetzung folgt.)

Anmerkung: Der Roman „Die blaue Blume" von Bruno Wölfing erscheint auch als Buch im Verlage von Otto Janke, Berlin SW 11, und ist durch alle Buchhandlungen oder vom Verlag zu beziehen.

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

Dämmerung

Der Sturmwind rüttelt wild am Tor,
Die Wolken schleppen übers Dach;
Mich deucht, es war noch nie zuvor
So grau und schauerlich ein Tag.

Die Dämm'rung baut mit Geisterhand
Ihr Schattenreich um Schrank und Truh;
Die lieben Bilder an der Wand
Hängt sie mit dunklen Schleiern zu;

Und jeden lieben Platz des Glücks,
Und alles, was einst traut und schön,
Muß einsam ich und feuchten Blicks
In ihrem Grau versinken sehn!

Trostlos, — gebannt in trübem Traum,
Fühl' ich, wie mich ihr Strom umquillt,
Und harre reglos, bis der Raum
Von Nacht und Dunkel ganz erfüllt.

Kein Leben ist mehr! — Nur der Wind
Singt ohne Ruh' sein traurig Lied:
Der Tag ist tot! — Die Zeit verrinnt!

— — — — — — — — —

Und du bist alt, — und du bist müd'!

Isa Madeleine Schulze.

Türkische Derwische / Von Dr. Erich Janke

Eine Betrachtung zum „Heiligen Kriege".

Es ist noch nicht lange her, da bot der „kranke Mann" am Goldenen Horn den Witzblättern Europas eine beständige Zielscheibe mehr oder weniger gelungener Scherze in Wort und Bild; man hielt den Islam für eine in sich erstarrte, nicht mehr lebensfähige Religion. Das türkische Reich selbst wurde unter der Gewaltherrschaft Abdul Hamids ängstlich vor allen Fortschritten der Neuzeit behütet, Heer und Flotte befanden sich in jammervollem Zustand, und nichts deutete darauf hin, daß unter der Asche noch ein Feuer glomm. Die jungtürkische Bewegung brachte in das hindämmernde Land das Morgenrot der Freiheit, der Sturz des Tyrannen Abdul Hamid war das äußere Zeichen. Der letzte Balkankrieg, wenngleich für die Türkei nicht siegreich verlaufen, hat ihr doch das Bewußtsein der eigenen Stärke gebracht, und der in deutschem Geiste geschulte Enver Pascha drückte der neuen Zeit, die, wie es scheint, nun mit Riesenschritten heranrückt, seinen Stempel auf. Die Türkei ist erwacht, und der stärkste Bundesgenosse in ihrem neuen Kriege dürfte das gemeinsame Band des Islams sein, der Hunderte von Millionen unter die grüne Fahne des Propheten schart, und England und Rußland werden voraussichtlich dieser Bewegung n i c h t Herr werden. Der religiöse Fanatismus ist ein furchtbares Kampfmittel. Der Mohammedaner kennt keine Todesfurcht in der Schlacht, mag er fallen oder nicht, es ist „Kismet", im Rate der Vorsehung beschlossen liegt das unabwendbare Schicksal des einzelnen, und den Gefallenen erwarten die Freuden des Paradieses, das orientalische Phantasie noch üppiger ausmalt als christliche Priester des Mittelalters. Mag man Marokko, Tunesien und Algerien oder Tripolis durchstreifen und sich über das scheinbar geduldige Leben der geknechteten Mohammedaner wundern, es ist nur zähneknirschende Ohnmacht gegenüber den Errungenschaften der modernen Kriegstechnik, den diese Völker empfinden, der Haß gegen ihre Unterdrücker lodert überall in den Blicken und zieht seine stärkste Nahrung aus dem religiösen Fanatismus. Nun ist dieser aufgestachelt und von den Türken auch mit modernen Waffen ausgerüstet worden, und die ersten Erfolge werden in den Gläubigen die Meinung kräftigen, daß diesmal Allah ihre Sache

Digitized by Google

zum Siege führen wird. Der „tolle Mullah" hat den Engländern im Sudan gewaltig zu schaffen gemacht, und so wird es auch eines Tages in Indien zum Sturm kommen. Der Orient und seine Weltanschauung kennt keine Hast, die der Würde des Orientalen, die er auch in den kleinsten täglichen Dingen beobachtet, widersprechen würde, alles reift dort langsamer heran, aber wenn die Leidenschaften erst entfesselt sind, können die Folgen unabsehbar sein.

Einen interessanten Einblick in diesen Fanatismus gewähren die religiösen Gebräuche der Derwische, die uns aus der Kinderzeit her aus den Märchen von 1001 Nacht schon bekannt und vertraut sind. So gibt es in Smyrna eine besondere Klasse, welche in der äußeren Umgebung des Türkenviertels ihr Teké oder Derwischhaus hat, dort, wo sich das Armenviertel anschließt. Äußerlich unterscheidet es sich wenig von den benachbarten Häusern. Man tritt durch eine enge Pforte in einen kleinen Hofraum, in dem sich links ein Gärtchen befindet. Rechts ist der Eingang zum Teké. An den Saal desselben stößt ein niedriges Gebäude, das mehrere kleine Zimmer umschließt. Mit besonderer Erlaubnis des Konsuls ist auch Ungläubigen unter Umständen gestattet, den heiligen Handlungen beizuwohnen, eine Toleranz, die z. B. in Tunesien und Ägypten nicht ohne weiteres geübt wird. Das Innere der Teké ist in zwei Teile geteilt, einen schmalen, mit Strohmatten belegten Vorplatz, und einen großen, nur für die Derwische bestimmten Raum, beide durch eine niedrige Gitterwand voneinander geschieden, in deren Mitte sich eine offene Tür befindet. Auf der Mitte der Hinterwand ist über der sogenannten Gebetnische, welche die Richtung nach Mekka angibt, das Heiligtum von Mekka in höchst primitiver Weise abgebildet. Die Wände verzieren türkische Schriftzüge unter Glas und Rahmen, vermutlich die Namen von Ordensheiligen. Den Fußboden bedecken Schaffelle. Vor Beginn der feierlichen Handlung füllt sich der Raum mit Andächtigen, die bald nach türkischer Weise mit untergekreuzten Beinen, das Gesicht nach Mekka gerichtet, die Arme mit nach oben gekehrter Handfläche leicht vor sich ausgestreckt, dasitzen, bald mit gekreuzten Armen in gebeugter Stellung verharren, während sie leise die Lippen im Gebet bewegen. Der Unterschied der Stände verschwindet völlig, der reichgekleidete Kaufherr sitzt unmittelbar neben dem zerlumpten Chamal (Gepäckträger). Die Kopfbedeckung — bei den meisten der rote Fes, bei den Mekkapilgern der grüne Turban — behalten alle auf. Der Imam, der die Andacht zu leiten hat, nimmt in der Mitte der Hinterwand vor dem oben erwähnten Bilde auf einem kleinen Teppich Platz. Dann verharrt alles in tiefem Schweigen, bis endlich der Priester mit melodischer Stimme das Gebet beginnt, dessen einzelne Sätze von den übrigen Gläubigen nachgesprochen werden. Dabei neigen sie sich taktmäßig mit dem Oberkörper bald nach rechts, bald nach links vornüber. Der Priester hält eine Schnur mit schwarzen Kugeln in den Händen und zählt so nach, wie oft jene Sätze gesungen waren. Beim 101. mal dringt seine Stimme heller durch die übrigen in rascherem Tempo und etwas höherer Tonlage. Das wiederholt sich beständig, dann ertönt hier und da ein unartikulierter Schrei — die fromme Verzückung naht heran. Die Bewegungen des Oberkörpers werden immer heftiger, einige schleudern ihren Kopf mit solcher Gewalt vorwärts, daß man sich über die Festigkeit des Genicks förmlich wundert. Bald läuft den meisten der Schweiß in großen Tropfen über das Gesicht. Dieser Gesang endet mit dem 101 mal wiederholten Gottesnamen Allah, dann bringen Diener einen niedrigen, mit einem bunten türkischen Teppich bedeckten Tisch herein. Vier Derwische setzen sich daran, von denen der eine mit näselnder Stimme Koranstrophen vorträgt. Daran schließt sich ein langes Gebet, das von einem anderen mit großer Andacht und Energie verrichtet wird. Während desselben halten alle ihre Hände in der vorhin erwähnten Weise vor sich ausgestreckt und wiederholen im Chor einzelne Stellen. Hierauf folgt wieder ein von dem Imam angestimmter gemeinsamer Gesang. Auf ein ebenfalls vom Imam gegebenes Zeichen erheben sich zwei Knaben, werfen ihre leichten, schwarzen Mäntel von den Schultern, verneigen sich gegen den Priester fast bis zur Erde und fangen an, sich mit rasender Geschwindigkeit um sich selbst zu drehen. Ihre Bekleidung besteht aus dem eigentlichen Derwischornate, einer hohen, zuckerhutförmigen Filzmütze von hellbrauner Farbe, weißer Jacke mit enganschließenden Ärmeln und weißen, faltigen Unterröcken, die bis auf die nackten Füße reichen und sich beim Tanz glockenförmig aufbauschen. Es ist ein allerliebster Anblick, diese beiden, hübschen Knaben so leicht kreiseln zu sehen; anfangs halten sie die Arme über der Brust gekreuzt, dann strecken sie dieselben in wagrechter Richtung aus, die rechte innere Handfläche nach oben, die linke nach unten gekehrt. Der Kopf ist leicht erhoben, das Gesicht zeigt beständig denselben ernsten, ruhigen, völlig leidenschaftslosen Ausdruck, die Augen sind halb geschlossen. Nach einer gewissen Zeit springen Derwische hinzu, erfassen die Tanzenden und führen sie an ihren Platz zurück, wo sie die Mäntel wieder umlegen.

Nach diesem einleitenden Tanz erhebt sich die ganze Versammlung, um einen Kreis zu bilden, indem einer dem anderen die Hand reicht. Ein ohrenbetäubendes Geschrei beginnt: „Allah, o Allah!", und taktmäßig bewegen sie sich vor und rückwärts. In einer kurzen Pause werden die bald erschöpften Tänzer mit Rosenwasser erfrischt, in dem „pistikia", geröstete Früchte der Pistazien, schwimmen. Dann folgt der Schluß der ganzen Zeremonie. Der Kreis bildet sich wieder, jedoch enger als vorher, indem jeder seine beiden Nachbarn um den

Digitized by Google

Leib faßt. Der heisere Gesang beginnt von neuem und geht allmählich in Gurgeltöne und ein gewaltsames Röcheln über. In der Mitte des Kreises tanzen die beiden Knaben wieder mit, während die übrigen von einem Bein aufs andere hüpfen, wobei sie Kopf und Oberkörper bald nach rechts, bald nach links schleudern. Wem fallen da nicht die Baalspriester ein, von denen es 1. Kön. 18, 26 heißt: „Sie riefen an den Namen Baals von Morgen bis an den Mittag — und h i n k t e n um den Altar, den sie gemacht hatten — und ritzten sich mit Messer und Pfriemen nach ihrer Weise, bis daß ihr Blut hernach ging." Blut fließt hier zwar nicht, aber es gibt auch Sekten in Tunesien, die sich auf solche blutige Weise kasteien. — Allmählich wird das Geschrei wilder und wilder, ebenso das Hüpfen und Hinken. Die Priester springen händeklatschend umher und feuern die Gläubigen zu immer größeren Kraftanstrengungen an. Allmählich bildet die Versammlung einen dichten Menschenknäuel, dessen wildes Toben wirklich schrecklich anzusehen ist. Endlich verlassen auch den Ausdauerndsten die Kräfte, laute Schreie ertönen plötzlich — der Gottesdienst ist zu Ende.

Dieser Kultus der Derwische ist sicher eine sehr niedrigstehende Weise der religiösen Andacht. Ist aber der Gottesdienst irgendeines Griechen, dessen Andacht in unzähligen Bekreuzigungen und dem beständigen Küssen der heiligen Bilder besteht, oder dem Hinaufrutschen irgendeiner Treppe oder eines Hügels, anders zu bewerten? Es ist dies wohl zu verneinen. Das Wesentliche ist der außerordentliche Fanatismus, der sich darin ausspricht, und der nicht nur solche Sekten, die beim Volke besondere Verehrung genießen, sondern alle Mohammedaner gleichmäßig durchdringt. Mag die „Aufklärung" auch die gebildeteren Schichten der großen Städte, insbesondere Konstantinopels, wo solche Zeremonien meistens gegen Bezahlung den Fremden als Schaustück vorgeführt werden, bereits stark berührt haben, die große Masse ist zu allem fähig, wenn sie der religiöse Taumel ergreift, und dieser Umstand gleicht vieles aus, was an Ausrüstung und Ausbildung der Truppen nicht auf der Höhe steht. Aber auch hier ist viel geschehen, und man darf gespannt sein, wie der Mohammedanismus seine neue welthistorische Aufgabe, die Bekämpfung seiner Todfeinde England und Rußland, lösen wird.

*

Beim Abschied

Hast du es schon gemerkt, daß jedesmal,
Beim Händedruck, bevor ich scheide,
Ich schweige wie in stiller Qual — — —
Ich wollte dir noch so viel sagen! —
Wenn ich mich dann an deinen Blicken weide,
Da fühl ich alle Worte aus mir steigen:
Es sind zu viel! Wollt ich das alles fragen,
Klagen und sagen, die Nacht würde sich neigen,
Der neue Tag aufleuchten,
Und ich würde noch immer träumen, lächeln,
beichten — — —
Da such ich hilflos dann in meinem Schweigen
Deinen Mund — — —

Fred Hein.

*

Ein schwieriger Fall / Von Friedrich Uhlenhorst

Eines Morgens wurde bei einem bekannten Rechtsanwalt in Paris ein Mann mit Namen Coëffetau angemeldet. Es war ein gut gekleideter Mann, dem es nicht an äußerem Schliff fehlte. Sein Gesicht war großenteils in einem Walde von schwarzen Haaren verborgen, denn er trug neben seinem langen Haupthaar einen großen Backen-, Kinn- und Schnurrbart. Seine Augen waren schwarz, seine Gesichtsfarbe braun. Seine Physiognomie zeigte beim ersten Blick nichts besonders Auffallendes, aber bei näherer Beobachtung mußte die Bildung des Mundes, in dem sich eine Welt von niederen Leidenschaften aussprach, sofort die Aufmerksamkeit erregen.

Der Rechtsanwalt brauchte nur einen Blick auf diesen Mund zu werfen, welcher sich so gut hinter dem Bart versteckt glaubte, um zu wissen, woran er war.

„Ich heiße Coëffetau," sagte der Unbekannte, „kennen Sie mich nicht?"

„Coëffetau," sagte der Rechtsanwalt, die Augen schließend, und die Stirn auf die linke Hand stützend, „Coëffetau" —

„Da Sie sich nicht erinnern können, mein Herr" —

„Wartet ein wenig", sagte der Rechtsanwalt, nahm eine Feder, tauchte sie ein und schrieb etwas. „Ist es das?" fragte er den Unbekannten, indem er ihm auf einem weißen Blatt Papier den Namen Coëffetau zeigte.

„Ja, er ist vollkommen richtig geschrieben."

Digitized by Google

„Ich kenne Euch jetzt. Es sind die beiden Trennpunkte auf dem e, die mich wieder an Euch erinnern. Coëffetau, zum Tode verurteilt, wenn ich mich nicht irre —"

„So ist es."

„Und in Freiheit?"

„Und in Freiheit, wie Sie sagen."

„Was steht Euch zu Diensten?"

„Ich möchte mich gerne vor Gericht reinigen und mit meinem Namen in den Schoß der bürgerlichen Gesellschaft zurückkehren."

„Ihr fragt also den Namen Coëffetau nicht mehr, seitdem Ihr Euch der Verurteilung entzogen habt?"

„Ich nenne mich gegenwärtig Patriarch."

„Patriarch," rief der Rechtsanwalt mit einem Lächeln, „ein schöner Name."

„Er ist in der Tat nicht schlecht, um so mehr, als er an meine gewöhnliche Beschäftigung erinnert."

„Was treibt Ihr denn, Coëffetau?"

„Ich würde Ihnen sehr verbunden sein, wenn Sie mich nicht Coëffetau nennen wollten, solange meine Angelegenheit nicht in Ordnung gebracht ist."

„Da habt Ihr Unrecht getan, mir Euren Namen zu nennen."

„Ich weiß, wie loyal Sie sind, Sie werden meinen Namen nicht mißbrauchen."

„Gewiß nicht."

„Aber man könnte meinen Namen hören, z. B. ein Diener. Die Leute von der Polizei vergessen nichts, und wenn sie den geringsten Zweifel hätten, ob Patriarch und Coëffetau eine Person seien, so würde ich meine Mission nicht lange fortsetzen."

„Gut, Ihr seid jetzt Patriarch, ich werde Euch nicht anders mehr nennen. Aber Ihr sprecht da von einer Mission. Hat man Euch eine solche anvertraut?"

„Ich suche die entlassenen Galeerensträflinge zu ihrer Pflicht zurückzuführen."

Der Rechtsanwalt betrachtete den Mann.

„Ihr tragt keine Perücke, Patriarch?"

„Ich habe von Natur aus Haare genug", antwortete dieser, indem er mit der Hand durch dieselben fuhr.

„Ihr wißt, Patriarch," sagte der Rechtsanwalt in strengem Tone, „daß Ihr, wenn Ihr in dieses Zimmer tretet, jede Lüge und Verstellung außen lassen müßt. Ich wiederhole Euch, daß meine Zeit zu kostbar ist, als daß ich sie dazu verwenden könnte, Geschichten anzuhören, welche gut für den Untersuchungsrichter sind."

Der Mann schien zerknirscht. Er knöpfte den Rock auf, zog eine Brieftasche hervor und legte ein Pack Banknoten auf den Tisch.

„Ich will diese Summe, die ich Ihnen für meine Verteidigung anbiete, verlieren, wenn ich Sie betrüge."

„Nehmt dies zurück, Patriarch," sagte der Rechtsanwalt, „ich bin Euer Verteidiger noch nicht, und weiß auch nicht, ob ich es werde, Ihr seid mir nichts schuldig als die volle Wahrheit."

„Wie es Ihnen gefällig ist, aber ich lege großen Wert darauf, Ihnen —"

„Genug, Patriarch, sagt mir bestimmt und klar, was Ihr eigentlich von mir wollt."

„Soll ich beim Anfang anfangen?"

„Nein, ich werde Euren Prozeß in der Gerichtszeitung lesen, wenn Ihr fort seid; ich wünsche für jetzt nur den eigentlichen Zweck Eurer Rehabilitation kennen zu lernen. Ihr sagtet mir, daß Ihr die freigelassenen Galeerensträflinge zu ihrer Pflicht zurückführt."

„Oh, ich führe sie nicht alle zurück, aber ich versuche es. Es gibt ihrer unglücklicherweise zu viele, welche im Lager verdorben sind. Diese fangen das alte Leben von neuem an. Ich mache aus ihnen Schuster, Schreiner, Haarkräusler usw., und ich stehe Ihnen dafür, daß sie ihrem Gewerbe Ehre machen. Die Sträflinge haben gewöhnlich keine Hilfsmittel, wenn sie aus dem Lager kommen, und deshalb werden sie rückfällig. Aus diesem Grunde habe ich mich mit ihrem Schicksal beschäftigt. Mit Hilfe meiner ausgebreiteten Verbindungen und meines Vermögens habe ich eine Agentur in Paris errichtet, gleich jener der Mütter der Handwerksgesellen, und deshalb nennt man mich Patriarch. Jeder, der aus dem Lager kommt, befindet sich mit seiner Charakteristik auf meiner Liste. Man weiß, welches Gewerbe er vor seiner Verurteilung ausgeführt, und fragt ihn bei seinem Austritt, ob er sich etablieren will. Er antwortet ja oder nein. Ein früherer Schustergeselle wird z. B. gar nicht abgeneigt sein, Schuhmachermeister zu werden. Ich eröffne ihm einen gewissen Kredit auf die Bank der Stadt, wo ihm die Behörde seinen Wohnsitz angewiesen hat. Wenn er dort ankommt, wird er zum Polizeikommissar sagen: ‚Ich bin entlassen, hier sind meine Papiere, ich wünsche ein Geschäft in Ihrer Gemeinde zu gründen, ich habe soundso viel Kredit bei diesem oder jenem Bankier. Ich würde Ihnen sehr verbunden sein, wenn Sie nichts davon sagen wollten, daß ich aus dem Zuchthaus komme.' Dieser Kredit bei einem Bankhause flößt natürlicherweise dem Beamten ein Vertrauen ein, das er nicht gegen einen Menschen ohne einen Heller hegen könnte. Mein Freigelassener etabliert sich und wird ein ehrlicher Mensch. Das ist es, was ich für die Galeerensträflinge tue."

Der Rechtsanwalt hörte mit gespannter Aufmerksamkeit zu.

„Ist das alles?" fragte er.

„Ja, mein Herr!"

„Was verdient Ihr damit, Patriarch, daß Ihr die Galeerensträflinge zu ihrer Pflicht zurückführt?"

„Oh, Oh! Ich habe viele Verluste dabei."

„Ohne Zweifel", sagte der Rechtsanwalt.

Digitized by Google

„Es gibt Menschen, die sich nicht an das ruhige Leben gewöhnen können, den Bann brechen, den Schlüssel unter die Tür legen und mir alle Kosten des Geschäfts überlassen."

„Es ist ein ehrenwertes Geschäft, Patriarch, das Euch aber ruinieren muß."

„Andere sind besser und lohnen mich für meine Mühe."

„Ah!"

„Ja, nicht alles ist Verlust."

„Ich kann es mir denken, daß Ihr Eure Vorkehrungen trefft. Das ist nicht mehr als billig, denn wenn Euch die Schlechten ruinieren, so könnt Ihr nichts mehr für die Rechtschaffenen tun."

„Man muß mit diesen Burschen vorsichtig zu Werke gehen. Sie sind den Strick nicht wert. Erstens leihe ich nicht unter 15 Prozent."

„Das ist nicht zuviel."

„Dann bin ich natürlicherweise ihr Teilhaber im Geschäft. Jedes Jahr teile ich den Gewinn mit ihnen."

„Das ist schon besser", sagte der Rechtsanwalt.

„Wenn sie sich nach Ablauf von 10 Jahren vom Geschäft zurückziehen wollen, denn auf so lange lautet nur der Vertrag, so gehört das Geschäft mir. Ich habe es gegründet, und es ist nicht mehr als billig, daß es auf mich übergeht."

„Wie macht Ihr es aber, Patriarch, um die Verträge abfassen zu lassen? Denn da Ihr selbst unter Verfolgung steht, so könnten Euch diese Menschen anzeigen."

„Sie wissen nicht, daß ich Coëffetau bin."

„Aber sie könnten doch ihre Zweifel haben, daß dieser Patriarch, diese Mutter der Sträflinge, kein Heiliger ist."

„Im Zuchthaus spricht man vom Patriarch nur mit Verehrung und Achtung."

„Ihr laßt Euch dort doch nicht sehen?"

„Ich hüte mich wohl. Mein Name ist dort sehr bekannt, meine Person gar nicht."

„Es scheint mir aber nicht wahrscheinlich, daß die Pariser Polizei Euer Geschäft nicht kennt, und daß sie sich noch nicht nach dem Gründer desselben umgesehen hat."

„Im gewöhnlichen Leben nenne ich mich nicht Patriarch. Da ich bedeutende Geschäfte an der Börse mache, so sah ich mich veranlaßt, einen weniger bezeichnenden Namen anzunehmen. Ich heiße Dupuis. Sie sehen, daß ich Ihnen nichts verhehle. Sie allein in ganz Paris haben das Recht, meinen Wagen anzuhalten, wenn Sie mir begegnen und zu sagen: ‚Nein, Ihr seid nicht Dupuis, nicht Patriarch, sondern Coëffetau, der zum Tode verurteilt ist'."

Der Rechtsanwalt machte eine Bewegung, welche sagen sollte: „Ihr wißt recht wohl, daß ich dies nicht tun werde."

„Aber," fragte er, „warum wollt Ihr denn den Namen Coëffetau wieder annehmen?"

„Ich bin reich, sehr reich, ich lebe nicht glücklich, ich schlafe nicht ruhig, ich habe Gewissensbisse, ich möchte mich der Gesellschaft gegenüber entlasten. Es ist jetzt 25 Jahre her, seit ich einen Menschen getötet, in fünf Jahren würde die Verjährung eintreten, ich wäre frei, ich hätte weder Polizeiagenten noch Gendarme, noch Richter, noch Gerichtshöfe zu fürchten, aber fünf Jahre sind eine lange Zeit. Je mehr ich mich dem Ziele nähere, das mich freimachen wird, desto mehr finde ich, daß die Zeit sehr langsam vergeht. Die Jahre sind Jahrhunderte, die Monate Jahre, und eine Stunde will nicht enden. Was in einer Stunde vergehen kann, läßt sich nicht vorhersehen. Ich kann in weniger als einer Stunde verhaftet, verhört, eingesperrt usw. werden. Es gibt Leute, denen das Leben kurz vorkommt. Ich finde es lang, sehr lang, ohne Ende! — Wenn ich mich nur eines guten Advokaten wie Sie versichert halten könnte, eines Mannes, der sich die Mühe nehmen wollte, meinen Prozeß und meine gegenwärtige Lage zu studieren, so würde ich nicht zögern, mich zu dem Polizeikommissar meines Viertels zu begeben, und ihm zu sagen: ‚Herr Kommissar, ich bin Coëffetau, seit 25 Jahren zum Tode verurteilt. Ich überliefere mich den Händen der Gerechtigkeit, um mich gegen das Contumazurteil zu rechtfertigen.' Der Prozeß wird von neuem eingeleitet, Sie verteidigen mich, ich lege meine aufrichtige Reue an den Tag. Ich habe Gelegenheit, die Stimmen zu meinen Gunsten zu wenden. Das Schlimmste, was mir widerfahren könnte, ist eine Verurteilung zu 5 Jahren Gefängnis. Mit meinem Vermögen würde ich diese Zeit der Gefangenschaft weniger unangenehm hinbringen als ein gewöhnlicher Gefangener. Ich wäre demnach von jeder Sorge für die Zukunft befreit, ich wüßte, daß ich an einem bestimmten Tage frei sein würde, während ich, wenn ich mich nicht selbst angäbe, jeden Augenblick verhaftet und verurteilt werden kann, ohne daß die Richter meine Reue kennen."

Es trat ein augenblickliches Schweigen ein, der Rechtsanwalt hielt den Kopf in der Hand gestützt, während ihn der Mörder betrachtete, und mit einer Ängstlichkeit, als stände er vor dem Gerichtshof, das Ergebnis seiner Beichte erwartete. Eine Minute verharrte der Rechtsanwalt noch in tiefem Nachdenken, und als er endlich das Haupt erhob und Coëffetau voll ins Gesicht blickte, war es an diesem, die Augen niederzuschlagen. In diesem Augenblick war der Rechtsanwalt ein anderer Mensch. Er, der Coëffetau bei seinem Eintritt ins Zimmer kalt und gleichgültig empfangen hatte, war jetzt auf einmal in einen strengen Richter umgewandelt, dessen Blick schwer zu ertragen war.

„Ihr habt Mitschuldige gehabt?" fragte er.

„Ein Mann hat mir geholfen. Er hat die Hauptsache getan, er hat den Alten getötet. Ich hatte dies nicht beabsichtigt."

„Nur einen Mitschuldigen? War nicht auch ein Weib dabei?"

Digitized by Google

„Ich hatte damals eine Geliebte, welche Wache stand."

„Fürchtet Ihr nicht, das Weib zu kompromittieren?"

„Sie ist tot."

„Lebt der andere Mitschuldige noch?"

„Er ist ein Unglücklicher ohne Erziehung, der gerade nur soviel Verstand besitzt, um die Geschäfte, die ich mit den Sträflingen unternehme, zu leiten."

„Wünscht sich Euer Mitschuldiger ebenfalls dem Gericht zu stellen?"

„Ich glaube nicht."

„Aber, wenn Ihr Euch angebt, gebt Ihr auch ihn an."

„Ich werde ihn rechtzeitig benachrichtigen, damit er sich ins Ausland flüchten kann."

„Warum wandert Ihr nicht aus?"

„Ich habe es seit zehn Jahren versucht, aber ich kann nicht außerhalb Paris leben. Die Gewohnheit ist stärker als ich."

„Gut," sagte der Rechtsanwalt, „ich kenne jetzt Eure Angelegenheit." Er erhob sich und ging mit großen Schritten auf und ab. Coëffetau betrachtete ihn mit furchtsamen Blicken.

„Also, Herr Rechtsanwalt —"

„Kommt morgen wieder, ich muß erst die Gerichtsverhandlungen studieren."

„Ah, Sie erlauben mir also, auf Ihren Beistand zu rechnen?"

„Nein, rechnet auf nichts, solange ich nicht den Prozeß studiert habe."

Coëffetau entfernte sich darauf. Der Rechtsanwalt rieb sich seiner Gewohnheit gemäß die Hände. Dann erhob er sich und ging in eine Bibliothek, um die Register der Gerichtszeitung nachzusehen. Schon nach den ersten Zeilen der Anklageakte erinnerte er sich der Einzelheiten des Verbrechens wieder, das in seiner Jugend einen mächtigen Eindruck auf ihn gemacht, und daher kam es, daß der Name Coëffetau einen bekannten Klang für ihn hatte.

Coëffetau hatte bei Ausführung seines Verbrechens eine gewisse Erfindungsgabe an den Tag gelegt.

In der Straße Grenge-Bateliere stand noch vor 10 Jahren ein Eckhaus, dessen eine Seite an den Boulevard des Italiens angrenzte. Es war ein Haus, das nur einen Stock, oder vielmehr nur ein Halbgeschoß hatte. Über dem Einfahrtstor öffnete sich zuweilen ein kleines Fenster, in welchem der Kopf eines alten Mannes erschien, der einen Blick auf die unten Vorübergehenden warf. Zu ebener Erde wohnte rechts ein Weinhändler, links ein Sattler, und unter dem Tore hielt gewöhnlich ein Mietswagen. Dieses Haus sah zwar von außen klein aus, es hatte aber auf der Rückseite noch zwei Flügel, welche einen ziemlich großen Hof einschlossen. Der Hausmeister wohnte unten im Hausflur. Seine Frau, welche dem alten Mann das Hauswesen besorgte, hatte von ihrem Zimmer die Stiege, die zum Halbgeschoß führte, im Auge. In demselben wohnte nur der alte Mann und der Direktor einer Versicherungsgesellschaft, dessen Büros stark besucht waren. (Schluß folgt.)

★ Bücherbesprechungen ★

Der Zweck, seine Bedeutung für Natur und Geist von Rudolph Eisler, Berlin 1914. S. Mittler & Sohn.

Der Verfasser sucht den für die Philosophie so bedeutungsvollen Begriff des Zweckes in seinen mannigfachen Beziehungen zu allen Gebieten unseres Denkens und Handelns darzulegen. Er gibt zunächst einen Ueberblick über die Arten der Zweckmäßigkeit, um dann das Auftreten des „Zweckes" in den einzelnen Wissenschafts- und Kulturgebieten zu erörtern. Die Ausführungen über die Möglichkeit, wie man Ursächlichkeit und Zweckmäßigkeit, Mechanismus und Zielstrebigkeit von einem gemeinsamen Gesichtspunkt aus betrachten kann, sind besonders gut gelungen. Nicht zustimmen kann ich dem Kapitel „Zweck in der Aesthetik", in dem eine gewisse subjektive, ästhetische Zielstrebigkeit der Kunst betont wird; ich meine, daß gerade die Kunst das die Welt umgestaltende Element ist, dem daher wirklich objektive praktische Bedeutung und Zweckmäßigkeit zukommt. Jedenfalls aber erschöpft das Buch in denkbarer Kürze den vorgenommenen Gegenstand; es ist mit großem Fleiß, überaus klar und verständlich geschrieben und kann daher jedem, nicht etwa nur dem Fachphilosophen, bestens empfohlen werden. Uebrigens hat sich auf Seite 155, vierte Zeile von unten, ein Druckfehler eingeschlichen; hierauf möchte ich im Interesse der zweiten Auflage aufmerksam machen, die ich dem Buch von Herzen wünsche. Dr. H. J.

Der heutigen Nummer unserer Zeitung liegt ein Prospekt bei über

Otto Jankes ausgewählte Geschenkliteratur.

Eine reichhaltige Sammlung guter Bücher in jeder Preislage.

Inhalt des Heftes 9: Die Reise nach Meran. Roman von Elsa Rema. — Die blaue Blume. Roman von Bruno Wölfing. **Beiblatt:** Dämmerung. Gedicht von Isa Madeleine Schulze. — Türkische Derwische. Von Dr. Erich Janke. — Beim Abschied. Gedicht von Fred Hein. — Ein schwieriger Fall. Von Friedrich Uhlenhorst. — Bücherbesprechungen.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin. Verlag von Otto Janke. Ausgegeben am 21. November 1914. — Druck: A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek

1915 Heft 10

Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Die Reise nach Meran / Roman von Else Rema

2. Fortsetzung.

Auguste fand es sehr richtig, daß die Frau Sanitätsrat einmal heraus wollte, eine Ansicht, die durch ein sehr reichliches Kostgeld für die Zeit ihrer Dienstenthebung unterstützt wurde.

Mochte der Herr Doktor im ersten Stock doch einmal sehen, wie es ohne ihre Frau Sanitätsrat war. So ein Radikalmittel hatte schon mehr als einen Mann zur Räson gebracht. Auguste hatte Erfahrung auf diesem Gebiet, wenngleich nachhaltige Erfolge ihr nicht beschieden waren.

Frau Amanda ahnte nicht, daß sie das Thema aller Unterhaltungen abgab, denn mit ihren Reisevorbereitungen beschäftigt, lebte sie wie hinter einer chinesischen Mauer.

Allmählich begriff man: es wurde ernst mit dem künftigen Herumzigeunern. Auguste klopfte mit Vehemenz Möbel, die Hausschneiderin wurde auf eine endlose Reihe von Tagen verpflichtet, und Frau Amanda verhandelte mit ihren Schwägerinnen über die Instandhaltung der Wohnung während ihrer Abwesenheit.

Nun setzten alle Überredungskünste ein, Frau Amanda ihrem Entschluß untreu zu machen. Zuerst erschien Bruder Fritz. Er war es gerade, den sie am meisten fürchete. Nicht als ob er sie ihrem Vorhaben hätte untreu machen können, aber in ihrer jetzigen Gemütsverfassung, die immer noch recht unausgeglichen war, erfüllte sie sein weitschweifiges, umständliches Wesen mit nervöser Ungeduld. Jeden Sonntagvormittag sprach er bei seiner Schwester vor. Diesesmal erschien er bereits am Donnerstag. Dahinter stand seine Frau, die es sehr unvorteilhaft fand, wenn Amanda auf Reisen ging, denn dadurch würde vielleicht gar das Erbteil für Gretchen geschmälert. Warum heiratete sie nicht endlich Doktor Brachmann? Das war bedeutend lukrativer für die Verwandtschaft, nur bedachte Klärchen Ulrich nicht, daß ihre Schwägerin unmöglich einen Mann heiraten konnte, der sie nicht begehrte.

Fritz sollte ihr die Gefahren des Alleinreisens in den schwärzesten Farben schildern, was er denn auch redlich tat, denn im Bangemachen suchte er seinen Meister.

Aber er liebte es nicht, mit der Tür ins Haus zu fallen. Deshalb sprach er eine Stunde von nebensächlichen Dingen, die ihn selbst nicht sonderlich interessierten, seine Schwester aber innerlich zur Verzweiflung brachten.

Die Straße, die zur Felsener Mühle führte, sollte verlängert werden.

„So, so!"

„Das kostete viel Geld."

„Meines nicht", sagte Amanda wenig höflich.

„Kläre hatte den jungen Oberlehrer zu Tisch geladen." Davon sollte Fritz nichts erzählen, aber er hatte das Verbot seiner Frau schon wieder vergessen.

Endlich rückte er ein bißchen auf dem Stuhl, wie er immer tat, wenn die Hauptsache kam, spielte mit den Händen unruhig auf dem Tisch, während sein volles, rotes Gesicht um den Mund herum einen Zug nervöser Spannung zeigte, und dann fiel die entscheidende Frage.

„Du willst dich also wirklich auf die Wanderschaft begeben, liebe Amanda?"

Digitized by Google

„Sei so gut, Fritz, und sprich nicht mit mir, als ob ich ein Wanderbursche wäre. Drücke dich bitte etwas moderner aus. Ich will verreisen."

Fritz Ulrich wurde sonst leicht heftig, wenn etwas nicht nach seinem Kopf ging. Heute hielt er an sich. Denn seine Frau hatte ihn noch extra die Warnung mit auf den Weg gegeben: nicht aufbrausen! Da hatte man von vornherein verlorenes Spiel. Frau Klärchen wußte das am besten, denn sie zähmte ihren heftig verankagten Gatten mit einer Gemütsruhe, die ihn zur Verzweiflung bringen konnte. „Also du willst wirklich fahnenflüchtig werden", begann er von neuem, aber Frau Amanda fühlte sich abermals von seinen Ausdrücken verletzt.

„Lieber Fritz, von Fahnenflucht ist einfach nicht die Rede. Ich will tun, was meinem Gesundheitszustand notwendig ist. Nicht mehr und nicht weniger."

„Warum gehst du nicht in ein Sanatorium, oder machst eine Badereise, etwa nach Elster oder an irgendeinen anderen Ort für Blutarme und Nervöse?! Aber man erzählt sich, daß du dich, gelinde gesagt, einem Nomadenleben ergeben willst. Das kann doch dein Ernst nicht sein. Du würdest es gar nicht aushalten, denn du bist schließlich ein geordnetes bürgerliches Leben gewöhnt. Und allein willst du dich aus deinem friedlichen Leben herauswagen. Hier bist du eine Respektperson, die Frau des seligen Herrn Sanitätsrat Pirchholtz, der sich über das Grab hinaus der allgemeinen Liebe und Verehrung erfreut. Was bist du unterwegs? Nichts, gar nichts, eine Abenteuerin mehr! Unterbrich mich nicht, Manda, es ist, wie ich es sage, ich kenne die Welt. Was kann so einer armen, alleinstehenden Frau unterwegs nicht alles zustoßen?" Er empfand pränumerando Mitleid mit seiner armen Schwester. Er schilderte mit beredten Worten die Schreckniße und Fährlichkeiten, die ihrer unterwegs harrten, er trug die Farben mit einer Übertreibung auf, als wolle sie, mindestens ein zweiter Cook, zur Entdeckung des Nordpols eine Expedition ausrüsten.

Frau Amanda blieb äußerlich gänzlich ungerührt, wiewohl es in ihrem Innern durchaus nicht so ruhig aussah, denn mehrfach hatte die Rede ihres Bruders auf schwarze Punkte getroffen. Besonders wenn er sich über das Alleinsein erging.

Fritz Ulrich war in seinem Fahrwasser angelangt. Er erzählte geradezu haarsträubende Beispiele von grauenhaften Ereignissen, in deren Mittelpunkt alleinstehende Damen standen. Sie sollte bloß an Manolescu denken, den König aller Hoteldiebe.

Amanda erwiderte in unerschütterlicher Gelassenheit, daß der längst tot sei.

Aber ein halbes Dutzend Nachfolger sei erstanden, eine ganze Hoteldiebstahlindustrie habe sich entwickelt. Und was für Menschen sich an sie herandrängen würden, Hochstabler, Detektive, Heiratsschwindler, und er erzählte in aller Eile einen haarsträubenden Fall, der sich in jüngster Zeit zugetragen. Eine Witwe hatte sich mit einem angeblichen Grafen trauen lassen, der wenige Tage darauf als italienischer Kellner von der Polizei festgestellt wurde.

Vielleicht kam in letzter Stunde Fritz Brachmann zur Besinnung?

„Das würde ihm nichts nützen, lieber Fritz, denn ich habe das Kleinstadtleben gründlich satt."

„Was hast du?" Fritz Ulrich glaubte nicht recht gehört zu haben.

„Ich sehne mich fort von hier." Frau Amanda zuckte mit den runden Achseln. „Kannst du mir das im Grunde genommen verdenken, lieber Fritz? Du mußt nur einmal die Dinge im richtigen Licht sehen wollen. Das ist ja sehr nett, wie gut und lieb ihr alle zu mir seid, ich weiß, ich bin von Treue und Anhänglichkeit umgeben, aber du wirst mir selber zugestehen müssen, daß das Leben einer Frau in meiner Lage damit nicht ausgefüllt sein kann. Ihr habt alle eure Familien, eure Kinder, für deren Zukunft ihr sorgt, ihr Männer arbeitet, und eure Frauen schaffen euch ein behagliches Heim, in dem ihr vergeßt, daß es da draußen eine bunte, schöne Welt gibt. Das alles besitze ich nicht. Hast du schon einmal darüber nachgedacht, lieber Fritz."

Fritz Ulrich liebte seine Schwester. Und wenn er auch auf psychologischem Gebiet kein Held war, so viel sah er doch: es war ein Körnchen Wahrheit in ihren Worten. Die Aussprache der Geschwister endete sehr friedlich. Nur eine Bedingung stellte Fritz Ulrich bevor er sich zum Gehen anschickte. Manda mußte unbedingt mit einer Gesellschafterin, einer Dame aus guter Familie reisen, nur dann war sein brüderliches Gewissen beruhigt, und außerdem nahm er ihr

Digitized by Google

das Versprechen ab, daß sie im Falle der Not nach ihm rufen würde.

Die beiden Schwestern des seligen Sanitätsrats hielten es ebenfalls für ihre Pflicht, Manda ins Gewissen zu reden. Ungewarnt konnte man sie nicht in die Welt hinausziehen lassen.

„Bedenkst du gar nicht, was du tust, — eine Frau ohne Heim?"

„Meine Villa bleibt mein Heim für alle Zeit."

„Aber du willst sie für immer verlassen."

„Nicht daß ich wüßte," entgegnete Frau Amanda trocken, „ich habe meiner Reise kein zeitliches Ziel gesetzt. Vielleicht kehre ich bald zurück — vielleicht nach einem Jahr, vielleicht auch in kürzerer Zeit. Ich bleibe, so lange es mir gefällt."

„Es wird dir nicht gefallen."

„Möglich. Das kann man vorher nicht wissen."

„Glaubst du, daß du damit im Sinne des seligen Arturs handelst? Wir müssen dich auf einen sehr delikaten Punkt aufmerksam machen, liebste Amanda. Hast du nicht daran gedacht, welche Motive man deiner Reise unterlegen wird? Man wird ganz einfach sagen, du suchtest einen zweiten Mann."

„Wäre das so schlimm?"

„Eine Frau muß sich finden lassen."

„Hast du daran gedacht, welchen Eindruck diese Reise auf Doktor Brachmann machen wird? Wir müssen dir offen gestehen," — Emilie sprach immer im Plural — „daß er uns stets als der würdigste Nachfolger unseres seligen Bruders erschien. Es wird uns natürlich niemals angenehm berühren, dich an der Seite eines anderen Mannes zu sehen — aber wenn es zu deinem Glück ist — du siehst, wir sind weder engherzig, noch kleinlich. Nur zigeunere nicht allein in der Welt umher."

Es war gut, daß die treue Auguste, in weißer Haube und weißer Schürze wie ein wohlgenährter Friedensengel anzusehen, auf der Veranda, wo das inhaltreiche Gespräch stattfand, erschien und Kaffee nebst sehr wohlgeratenen Butterkuchen servierte, die sänftigend auf die erregten Gemüter wirkten und mählich auf wirtschaftliche Themen hinüberleiteten.

Es entwickelte sich nach und nach ein sehr unbehaglicher Zustand in der sanitätsrätlichen Villa. Die Teppiche wurden zusammengerollt, die Kronen mit Gaze umwickelt und die Polstermöbel sorgsam mit Leinenkappen verhüllt. Blumen und das Mätzchen kamen zu den Schwägerinnen Frau Amandas, und wichtige Dokumente nahm Fritz Ulrich in Gewahrsam.

Auguste scheuerte und putzte mit Feuereifer, denn sie wollte alles sauber hinterlassen. Man sollte nicht hinter ihr her reden können.

Und endlich zog die letzte Nacht heran, die Amanda Pirchholtz in ihrem hübschen, molligen Schlafzimmer verbrachte.

Ach nein, mollig war es nicht mehr. All die zierlichen Kleinigkeiten und gestickten Deckchen waren schon fortgepackt, jeder Schritt hallte auf dem teppichlosen Fußboden, die frostige Atmosphäre eines Aufbruchs für lange Zeit durchwehte es.

Amanda empfand sie schwer und unbehaglich. Sie schloß kein Auge. Vielleicht war es weniger die Aufregung vor der Zukunft, als die Vergangenheit, die lebendig vor ihrem Geist auferstand und sie beunruhigte, während sie schlaflos in ihren Kissen lag. Die niedliche, silberne Uhr, die mit dem Schrankkoffer zugleich aus Leipzig gekommen war, und die im Lederetui mit auf die Reise genommen werden konnte, tickte mit zartem Stimmchen, auf dem Nachttisch stehend, in Frau Amandas Ohren, als sei es die Sprache eines menschlichen Wesens. Sie hätte fliehen mögen vor dem „weißt du noch", mit dem der kleine Mahner unerbittlich alle seine Sätze begann.

Ach nein, sie hatte nichts vergessen. Dabei weinte sie ein paar Tränen in ihr Kissen hinein. Es war doch hart, eine alleinstehende Frau zu sein. Verwandte und Freunde halfen über das Gefühl der Vereinsamung nicht hinweg. Sie hatten ihre Familien, sie gehörten zusammen in Freud und Leid. Aber sie war sie nicht nur ein kunstvoll aufgepfropftes Reis, war sie nicht Jaungast überall?

Sie schalt sich undankbar im selben Atemzuge. Liebten sie nicht alle? Frau Amanda weinte heftiger. Es war doch traurig, daß ihr Artur von ihr gegangen!

„Weißt du noch," fragte das Uhrchen mit seinem feinen Stimmchen, „wie ihr zusammen

Digitized by Google

die Blumen im Garten setztet? — Wie Artur den Rosenstock brachte und ihn ‚Königin Amanda' taufte?"

Ach ja, in jedem Jahr hat er die wundervollsten Rosen getragen.

„Weißt du noch, wie selig du warst, als das kleine Mädchen zum erstenmal in seiner Wiege lag?"

Dann war die holde Blume wieder eingegangen, noch ehe sie dem Leben entgegen geblüht.

Die langen Jahre ihres Ehelebens zogen an ihr vorüber. War sie glücklich gewesen? — Unglücklich?

„Das weißt du nicht", sagte die kleine Uhr mahnend und strafend zugleich.

Hast du je Kummer und Sorge gehabt? Hat er dich nicht treu und innig geliebt, dein seliger Artur? War er nicht die verkörperte Güte zu dir? Hast du ihm auch alles gegeben, was du zu vergeben hattest?

Amanda wurde ruhiger. Ihr Herz klopfte in langsameren Schlägen.

Was er gefordert, gab ich ihm. Ist es meine Schuld, wenn er nicht den ganzen Reichtum nahm, den ich ihm bot?

Frau Amanda schob die Uhr ins Nachttischschübchen. Kaum, daß sie ihr Ticken noch vernahm. Nur leise, ganz leise drang es noch zu ihr. Sie verfiel in unruhigen Schlummer. Schreckliche Träume plagten sie. Auguste hatte sechs Teller vom guten Speiseservice zerbrochen, sie hörte ganz deutlich das Klirren der Porzellanscherben. Warum pochte sie aber darum so laut an ihre Tür?

„Frau Sanitätsrat — Frau Sanitätsrat wollten ganz zeitig geweckt werden."

Amanda erhob sich wie zerschlagen an allen Gliedern.

Gerade heute mußte sie nach Berlin reisen — wo sie müde und matt war wie noch nie. Dann wurde in aller Eile und Unbequemlichkeit das erste Frühstück in der Küche eingenommen, denn Auguste legte noch die letzte ordnende Hand an die Zimmer, da sie wenige Stunden nach ihrer Herrin reiste. Sie vergoß jetzt schon Tränenströme vor Trennungsschmerz. Wo die Frau Sanitätsrat wohl zu Mittag speisen würde? Sie hätte gern noch am letzten Tage junge Tauben gebraten, aber Frau Sanitätsrat hatte es energisch abgelehnt.

Auguste rannte in der Wohnung wie ein aufgescheuchtes Huhn umher, sie hatte vor Aufregung alle Überlegung verloren. Zwischen den Knöpfen ihrer Taille steckte der Zettel, auf dem der Kaufmann ihr alle Stationen notiert hatte, auf denen sie umsteigen mußte, denn sie reiste mit dem Personenzug vierter Klasse, der sich weder der Direktheit noch großer Eile befleißigte.

Wenn sie bloß die Zeit nicht versäumte, das war ein Gedanke, der ihr die Gänsehaut den Rücken entlang jagte.

Es war ein tränenreicher Abschied zwischen Herrin und Dienerin.

„Aber, liebe Auguste, ich mache doch bloß eine Vergnügungsreise, und Sie sollen sich bei Ihren Verwandten erholen."

„Das sagen Sie so, Frau Sanitätsrat, aber weiß man denn, wie alles enden wird?!" Auguste konnte nicht weiterreden, und die Tränen flossen auf ihre neue, rote Reisebluse.

Amanda floh förmlich aus ihrem Hause, das ihr so lange Jahre ein trautes Heim gewesen. Sie war froh, daß sie endlich mit Bruder Fritz im Wagen saß, der sie nach dem Bahnhof bringen sollte. Kläre und Grete waren schon im voraus gegangen.

Fräulein Linchen Stern, die in der Bahnhofstraße ihr Atelier hatte und die gerade ihren Schaukasten in dem Moment frisch dekorierte, als Frau Amanda vorüberfuhr, sah ihr mit geteilten Gefühlen nach. Linchen grüßte mit ungewohnter Zurückhaltung in den Wagen hinein, denn die Frau Sanitätsrat hatte nicht einen einzigen Hut zur Reise bei ihr gekauft, das Gerücht war bis zu ihr gedrungen, daß ihre einstige treue Kundin alles in Berlin besorgen wolle.

Beim Konditor Bermann wurden die Schaufenster geputzt, Amanda fand, daß es höchste Zeit dazu war. Wie viele Eisbomben und Pückelkegel hatte sie im Laufe der Jahre hier bestellt!

„Na, Frau Sanitätsrat, wohin soll die Reise gehen?" fragte der alte Gepäckträger jovial, der im Nebenamt als Lohndiener in der Stadt fungierte. „Nach Berlin, so, so, böses Pflaster!"

Fritz Ulrich besorgte das Billett und gab die Koffer auf.

„Bahnhof Zoologischer Garten, nur verliere aber nichts, Manda. Stecke alles in dein Täschchen und lasse es nicht aus den Augen, in den D-Zügen sind immer Taschendiebe. Iß im

Digitized by Google

Speisewagen, aber nicht nach der Karte, sondern eine regelrechte Speisenfolge, da kommst du besser fort."

Auf dem Perron standen sie alle vollzählig versammelt, die so und so viele Jahre mit Amanda Pirchholtz ihre Geburtstagsfeste gefeiert hatten. Nur Rechtsanwalt Joseffi fehlte, denn er hatte einen Termin wahrzunehmen, und Doktor Brachmann befand sich noch auf seiner Besuchsrunde.

Amandas Coupé sah aus wie das einer reisenden Fürstlichkeit, man hatte ihr Blumen gebracht, an denen ein Gepäckträger ganz allein in Berlin zu tragen haben würde.

„Tante, du schickst Ansichtspostkarten, nicht wahr?"

„Lassen Sie bald von sich hören, Liebste —"

„Vergiß uns nicht ganz draußen in der Fremde!"

„Mätzchen wird gut versorgt werden, ängstige dich nicht —"

„Natürlich, wir lüften alle Wochen —"

Im letzten Moment erschien Doktor Brachmann, mit Blumen in der Hand und der üblichen Schachtel Lindt Söhne.

„Liebste Frau, viel Glück auf den Weg", sagte er in plötzlich aufwallender Wärme, „und denken Sie meiner ein bißchen in der Ferne —"

Amanda fand keine Worte, Tränen erstickten sie, sie konnte nur immer wieder die Hand zum Coupéfenster hinausreichen.

Der Zugführer schwenkte sein rotes Fähnchen — und der Zug setzte sich in Bewegung. Amanda winkte noch lange mit dem Taschentuch, endlich entschwanden die Freunde ihren Blicken, die Häuser der kleinen Stadt flogen an ihr vorüber, und sie sank weinend in ihren Polstersitz zurück.

„Allein," ratterten die Räder — „allein — allein —"

Der Schaffner kam und verlangte ihr Billett.

Wo hatte sie es nur? Im Seitenfache ihres Täschchens — nein — —

Richtig — im Portemonnaie.

„Berlin, Zoologischer Garten", sagte der Schaffner und knipste das Billett durch.

Ab Kassel kommt der Speisewagen.

* * *

In einer Familienpension ersten Ranges, von Frau Cölestine Haberlandt empfohlen, war Frau Amanda abgestiegen. Oder wie unten am Schild stand, in einem komfortabelen „Home für In- und Ausländerinnen". Mit Untergrund-Straßen- und Stadtbahnverbindung nach allen Richtungen.

Das nach dem Garten belegene Zimmer wäre ganz nett gewesen, wenn sich nicht Dienstbotenstimmen aus den verschiedenen Küchen der Gartenhäuser, Teppichklopfen aus den benachbarten Höfen und übende Klavierschülerinnen zu einer Sinfonie des Lärms vereinigt hätten, die Frau Amanda mit sehr eigenartigen Ansichten über die Reize einer Großstadt erfüllte.

Vorläufig kam sie sich vor wie ein aus dem Nest gefallener Vogel. Sie sehnte sich nach ihrem Bruder Fritz, sie hätte gerne seine „Beispiele und ähnlichen Fälle" in Kauf genommen, die treue Auguste fehlte ihr, die sie gepflegt hatte wie ein kleines Kind, und sogar Doktor Brachmann, der gewissermaßen in das Bild der Villa gehörte, vermißte sie. In dieser Stimmung ihre „glückliche Ankunft" nach Hause melden sollen!

Sie nahm Ansichtskarten in möglichst bunten, heiteren Farben und begnügte sich, in „Eile" einige Grüße aus dem schönen Berlin zu senden. Daß sie beim Schreiben ein paar Tränen vergoß, konnten zum Glück die Empfänger nicht sehen. Es kümmerte sich niemand um sie. Die Hauptsache war, daß sie pünktlich zu den Mahlzeiten erschien, denn nachserviert wurde nicht, das stand neben vielen anderen Paragraphen in der gedruckten Hausordnung neben der Tür.

Frau Amanda setzte den Fuß nicht vor die Schwelle. Die schöne deutsche Reichshauptstadt war ihr unheimlich. Am liebsten saß sie in ihrem Zimmer, stickte ein bißchen, las und weinte abwechselnd. Am Abend wagte sie sich endlich einmal in den „Salon".

Dort saßen die Damen, die gerade kein Vergnügen für den Abend vor hatten und trieben allerhand Kurzweil.

Aber es war eine Welt, die Frau Amanda nicht verstand. Es wurde leidenschaftlich Bridge gespielt, sogar eine Lehrerin war anwesend, die die Tische überwachte. Ein paar Damen spielten sehr erregt Skat.

Im benachbarten Lesezimmer tagte ein Zirkel, der unter Aufsicht einer Italienerin die not-

Digitized by Google

wendigsten Redensarten für eine bevorstehende Romreise übten.

„Quanti sie ferma?"

„Avanti!"

„Facchino!"

„S'accomodi — — —"

Nein — so ging es nicht weiter! Dazu hatte sie sich nicht aufgemacht, um in Berlin Trübsal zu blasen, sagte sich Frau Amanda. Fritz hatte recht: ohne Gesellschafterin war ihr Vorhaben nicht durchführbar.

Am zehnten Tage ihres Aufenthalts beschloß sie ihre freiwillige Haft. Sie nahm ihr Notizbuch zur Hand und orientierte sich über die verschiedenen Lieferanten, die ihr Frau Cölestine Haberlandt empfohlen hatte, denn Frau Amanda konstatierte, daß sie „nichts zum Anziehen besaß".

Dem Schneider sollte ihr erster Gang gelten. Aber sie nahm ein Auto, denn in den unzähligen Straßenbahnlinien fand sie sich nicht zurecht. Man hatte ihr die 61 empfohlen, die 66 und die 72, auch die 92 könne sie benützen und die Untergrundbahn vom Nollendorfplatz ab.

Aber der Kopf schwirrte ihr von den Verbindungen. Allerdings erschrak sie ein wenig über den Preis des Autos. Dafür machte sie daheim im Landauer eine Tagestour. Der Chauffeur stellte seine Uhr und dachte „Provinzlerin". Damit war der Fall für ihn erledigt.

An einem Prachtbau, der Frau Amanda von schloßähnlichem Charakter dünkte, leuchtete ihr sofort das Schild entgegen, das ihr den Namen des gesuchten Mannes kündete, von dem Frau Cölestine Haberlandt in ehrfürchtigem Ton gesprochen:

„Antoine Großmann,
Atelier für Damenmoden,
Englische Kostüme — Reitkleider.
Lift."

Nach einigen Formalitäten saß Frau Amanda im Wartezimmer, in dem es ruhig und feierlich wie in einer Kirche zuging. Niemand sprach ein Wort. Die anwesenden Damen besahen Modebilder, blätterten in den Texten und gähnten verstohlen zwischendurch. Aus dem Nebenzimmer drangen hin und wieder abgerissene Laute.

„An der Seite kann der Rock etwas kürzer werden."

„Nicht wahr, pünktlich in acht Tagen."

„Den Stehkragen etwas niedriger."

Eine junge Dame in rauschenden Röcken kam heraus und eilte nach der Arbeitsstube, aus der sie nach wenigen Minuten mit mehreren halbfertigen Taillen zurückkehrte.

„Ob es noch lange dauert?"

Die junge Dame besaß diplomatisches Talent, denn ihrer Antwort war alles mögliche zu entnehmen, es konnte noch lange dauern, aber auch bald erledigt sein.

„Die Gräfin Tarukky, die probiert immer stundenlang", sagte ein junges Mädchen und blätterte ergeben weiter in den aufgelegten Modejournalen. Es dauerte in der Tat stundenlang. Aber Frau Amanda saß in einer Art Hypnose in ihrem Sessel. Es gab zu viel zu sehen für sie. Die Damen in Berlin gingen ganz anders gekleidet als sie selbst. Sie warf einen Blick in den Spiegel. Sie fand sich unelegant, dabei hatte sie echte Federn auf dem Hut, und ihr Kleid war aus feinstem Tuch gearbeitet.

Endlich öffnete sich auch für sie die Tür zum Nebenzimmer.

Ein Herr, der aussah wie ein Graf, machte eine einladende Handbewegung und ließ einen langen, prüfenden Blick über sie gleiten.

Die junge Dame mit den rauschenden Röcken, der endlos langen Taille und dem Zentimetermaß über die Schultern, schlug die Augen kaum auf von ihrem geöffneten Notizbuch. Der Herr, der aussah wie ein Graf, räumte ein paar Stoffproben vom Tisch und fragte: „Gnädigste befehlen?"

„Ein Reisekleid", entgegnete Frau Amanda prompt, denn im Wartezimmer hatte sie Zeit gehabt, sich den Fall zu überlegen.

Ein Reisekleid!

Herr Antoine Großmann zog ein sorgenschweres Gesicht, strich mit der Rechten seinen gepflegten, blonden Schnurrbart und sah seiner neuen Kundin melancholisch in die Augen. „Man trägt auch Reisemäntel neuerdings. Mademoiselle, bringen Sie den Mantel für Exzellenz herein."

Es war wirklich ein Wunderwerk, ein Gedicht aus Tuch, Seide und Stickereien. Auch der Preis war phantasievoll. Aber Amanda fand plötzlich, daß sie ihr Leben lang gespart hätte. Ja, sie wollte den Mantel dazu.

Digitized by Google

Eine eingehende Konferenz folgte der Meinungsäußerung. Borden, Stoffe, Knöpfe und Seiden wurden herbeigeschleppt. Erst für den Mantel und dann für das Kleid.

„Das nehmen wir," sagte Herr Antoine in kategorischem Ton, indem er den Stoff zwischen Daumen und Zeigefinger rieb, „unverwüstlich und doch dabei kleidsam. — Mademoiselle, das Maßbuch."

Herr Antoine Großmann griff mit eleganter Bewegung nach dem Zentimetermaß. Ein kurzes Schweigen. Er schüttelte leise mißbilligend den Kopf, zupfte ein bißchen an der Frau Sanitätsrat herum, musterte sie von weitem und in der Nähe, und endlich faßte er sein Urteil in dem kurzen Satz zusammen: „Gnädigste müssen ein anderes Mieder haben."

Amanda hatte das Mieder seit sechs Jahren, als sie es kaufte, war es ihr schon zu weit gewesen.

„Gnädigste müssen zu Madame Pimpinette." Er nannte Straße und Hausnummer. „Ich bitte Gnädigste dann wieder vorzusprechen." Herr Antoine Großmann verneigte sich wie ein Graf, Mademoiselle sah ein bischen herablassender aus — und die Audienz war beendet.

Aber Amanda war von frischem Tatendrang beseelt. Sie nahm abermals ein Auto und fuhr kurzerhand zu Madame Pimpinette, Unter den Linden.

Wenn Herr Antoine Großmann sich wie ein Graf geberdete, so verfügte die Miedermacherin der vornehmen Berliner Damenwelt mindestens über die Allüren einer Prinzessin von Geblüt.

Frau Sanitätsrat staunte. Diese Spitzen, Bänder und Stickereien auf Gegenständen, die doch gar nicht zur Geltung kommen?!

Madame Pimpinette lächelte nachsichtig. „Gnädigste sollten ein Reisemieder nehmen, eines für die Promenade und eines für die grande toilette. Morgen um zehn Uhr die erste Anprobe. Und wenn Gnädigste Bedarf haben in Hüten." Ihre Augen gingen mißbilligend über den Federhut, der bisher Frau Amandas Stolz gewesen. Als sie die Treppe herabstieg, las sie die Karte, die Madame Pimpinette ihr in die Hand gedrückt:

„Salon für künstlerische Kopfbekleidung
von
Yvette Joly."

Merkwürdig, so viele französische Firmen in Berlin! Aber für diesen Tag hatte sie genug geleistet!

Zu Hause angekommen, fand sie eine Ansichtspostkarte von der treuen Auguste. Sie entschuldigte sich, daß sie erst heute die Feder zur Hand nahm, und teilte mit, daß sie glücklich angekommen sei. Man sah es ihrer Schrift an, daß ihr Teig rühren geläufiger war als kalligraphische Leistungen.

Aber Frau Sanitätsrat war ein bißchen zerstreut bei der Lektüre, denn sie dachte an ihre drei Mieder, an ihr Reisekleid und an ihren Reisemantel.

Es ließ sich nicht leugnen: das Leben hatte für Frau Amanda neuen Reiz bekommen.

Zunächst nahm sie mit der Bridgelehrerin Rücksprache und trat sofort in den sich neu formierenden Anfängerzirkel ein. Das machte sie bekannter in der Pension. Eine Frau, die Bridge lernte und Toiletten bei Großmann bestellte, von der Pimpinette gleich drei Mieder auf einmal bezog, war der Beachtung wert.

Der Gang zur Putzmacherin zeitigte abermals ein Ergebnis, das Frau Amanda nicht erwartet gehabt, aber es überraschte sie nicht mehr allzu sehr, denn sie war nachgerade derartiges gewöhnt.

Yvette Joly erklärte, der neuen Kundin keinen Hut liefern zu können, wenn die Gnädige auf ihrer altmodischen Frisur beharre.

„Gnädige habe wundervolles Haar, aber es ist schlecht arrangiert."

Frau Amanda Pirchholtz begab sich am nächsten Tag in den Salon Renaissance. „Monsieur" war eine hervorragende Persönlichkeit. Er hatte verschiedene Hohenzollernbräute und eine Erzherzogin zur Hochzeit frisiert, und während der Hoffestlichkeiten fuhr er mit einem Auto bei seinen Kundinnen umher, anders war es nicht zu machen.

Ein junges Mädchen placierte Amanda in einer entzückend ausgestatteten Koje, und dann kam „er".

„Wundervolles Haar!" Monsieur ließ es durch die Hände gleiten, drehte Frau Amandas Kopf von links nach rechts, dann wieder von rechts nach links und sagte: „C'est ca. Man muß das Haar waschen und ihm die Farbe

Digitized by Google

wiedergeben. Madame hat ihr Haar vernachlässigt."

Dann begann er ohne viel zu fragen sein Werk. „Ich bitte, Madame, morgen wiederzukommen. Madame hat vorläufig nur eine Interimsfrisur."

Nach drei Tagen glänzte das Haar der Frau Sanitätsrat in wundervollem Goldblond, die Locken saßen entzückend, und Yvette Joly verkaufte ihr eine Reihe entzückender Hüte, für jede Stimmung einen.

Frau Amanda hatte jetzt „etwas" anzuziehen. Herr Antoine Großmann und Madame Pimpinette hatten ihr Möglichstes getan, aus der kleinstädtischen Frau Sanitätsrat, die in ihrer Toilette weit ihren Jahren vorausgeeilt gewesen, eine jugendlich und flott wirkende Modedame zu machen.

Fehlte nur noch zu der äußeren Wandlung die innere, daß Frau Amanda es lernte, zu denken, zu fühlen und zu handeln, wie es im Einklang mit ihrer neuen Persönlichkeit stand.

Die schöne deutsche Reichsstadt verfehlte ihren Einfluß nicht auf das empfängliche Gemüt der Frau, deren bisheriges Leben einen Traum geglichen hatte. Sie war nicht mehr der einsame Flüchtling, der sie in den ersten Tagen ihres Berliner Aufenthalts gewesen. Sie begann sich freier zu bewegen. Sie litt nicht mehr unter der Sehnsucht nach der Heimat, die Welt, die ihr im Anfang so fremd und furchterweckend erschienen war, hatte ihre Schrecken für sie verloren. Sie lernte sehen und genießen.

Das internationale Heim der Frau Direktor Pursch war die beste Vorschule für sie, wenngleich Frau Amanda hier nur von äußeren mondänen Allüren profitierte. Aber auch die waren nicht von Überfluß, denn nur zu lange hatte sie sich im Kreise von Freunden und Verwandten bewegt, so daß sie am Ende recht einseitig in ihren Anschauungen geworden war. Und vorzeitig bequem dazu, in geistiger und körperlicher Beziehung.

Amanda besuchte Museen, Galerien und moderne Kunstausstellungen. Das weitete ihren Blick, wenn sie auch nur ein sekundäres Interesse für alle diese Dinge offenbarte, denn in erster Reihe stand für sie ihr eigenes Ich, und das war nicht verwunderlich angesichts der Jahre, die hinter ihr lagen.

Sie fühlte sich noch einmal jung geworden, und dieses Empfinden berauschte sie, erfüllte sie mit einem Glücksgefühl, wie sie es seit dem ersten Jahre ihrer Ehe nicht gekannt hatte.

Sie galt jetzt in der Pension für eine flotte, elegante Frau.

Die Bridgelehrerin nannte sie ihre talentvollste Schülerin, denn Frau Amanda spielte mit einer Verve, als ob sie ihr ganzes Leben lang nichts anderes getan hätte, als am Bridgetisch zu sitzen.

Aber Berlin war nicht das Ziel ihrer Wünsche gewesen, als sie ihre Reise antrat. Es lockte sie nach dem Süden.

Man machte ihr in der Pension allerlei Vorschläge. Aber Frau Amanda lächelte verbindlich, schrieb sich alle Routen auf, die man ihr empfahl und begab sich in ein großes, elegantes Reisebureau Unter den Linden.

„Schalter drei", wurde ihr gesagt.

Und Frau Amanda stand mindestens eine Stunde vor Schalter drei, denn ein Herr setzte eine Reise nach Japan bis in die kleinsten Details fest, ein anderer Herr stellte eine Reise um die Welt zusammen, und eine Dame erörterte weitschweifig mit dem liebenswürdigen, jungen Mann hinter dem Schalter, ob sie besser zu Schiff oder per Eisenbahn nach Rußland ginge. Denn es sollte möglichst wenig kosten.

Endlich kam die Reihe an Frau Amanda Sie war auch ein schwieriger Fall, da sie genau genommen nicht wußte, wohin sie eigentlich wollte.

Monte Carlo?

Portofino vielleicht?

Oder Korsika?

Der junge Mann breitete reiches Material vor ihr aus. Aber sie erschrak vor den langen, weiten Reisen. Es gab doch noch Augenblicke in ihrem Leben, da sie wieder die Frau Sanitätsrat wurde, die einst in ihrem Garten unter ihren Obstbäumen geträumt hatte, und die sich vor der Welt da draußen fürchtete.

„Meran in Südtirol? Das war schon mehr ein Berliner Vorort geworden", sagte der junge Mann und zeigte ihr den berühmten Tappeiner Weg im Bilde.

Frau Amanda entschloß sich für Meran.

Von dort aus konnte sie eine Tour an den Gardasee unternehmen, auch Venedig konnte sie

Digitized by Google

gleich dabei erledigen, orientierte sie der verbindliche, liebenswürdige Herr am Schalter drei, den Frau Amanda sehr befriedigt verließ.

Inzwischen war auch die Gesellschafterinnenfrage in ein aktuelles Stadium getreten. Auf das Inserat, das sie in der gelesensten Zeitung erlassen hatte, waren eine Menge Offerten eingelaufen. — — — — — — —

„Du hast also geantwortet?"

„Nimm's nicht übel, Helga, es ließ mir keine Ruhe."

„Du wirst eine von Hunderten sein."

„Ich rechne nicht auf Erfolg."

Kamilla Scholl sagte es in traurig-resignniertem Ton.

Das kann man so ganz genau nie vorher wissen. Es ist wie eine Lotterie. Die geringfügigste Äußerlichkeit ist da oft ausschlaggebend. Vielleicht gefällt deine Handschrift ganz besonders, vielleicht deine Art, dich auszudrücken. Vielleicht weckt dein Name irgendwelche angenehme Erinnerungen, die Zufälle sind gar nicht auszudenken, die oft bei solchen Gelegenheiten mitspielen. Also brauchst du die Hoffnung noch nicht gänzlich aufzugeben. Warte in Ruhe ab, was sich begeben wird."

„Abwarten," wiederholte Kamilla seufzend, „habe ich mein Leben lang etwas anderes getan als warten? Wir Frauen warten alle. Auf das Glück in irgendwelcher Form und Gestalt. Und für jede von uns zeigt es ein anderes Gesicht. Wir sehnen uns nach dem Niegesehenen, es soll über unsere Schwelle geschritten kommen, es soll uns weich und warm in seine Arme nehmen, daß wir alles Ungemach der Welt vergessen lernen. Inzwischen tun wir, was wir für unsere Pflicht halten."

„Ach ja — die Pflicht!" Helga Streiter gähnte, denn sie hatte ein ganzes Tagewerk hinter sich.

„Was ist Pflicht und was ist Glück?! Wenn man es genau wüßte!"

Kamilla Scholl räumte ihr Batikhandwerkzeug zusammen.

„Steige zur Erde herab, Helga, plage dich nicht mit unnötiger Philosophie. Ich sehe, du willst mich irgend etwas fragen, bitte, los damit!"

„Wollen wir Rühreier oder Setzeier zu Abend essen?"

Helga Streiter dehnte und reckte sich in ihrem Sessel. „Sehr wichtige Frage allerdings. Mache, was du willst, mir ist alles recht."

„Also möchtest du etwas ganz anderes?"

„Gehen wir zusammen in die Speisekammer, dort kommt uns vielleicht ein erleuchtender Gedanke."

Es war eine nette, behagliche Dreizimmerwohnung in einem Gartenhaus des Berliner bayerischen Viertels. Selbstverständlich mit allem Komfort der Neuzeit, es fehlte weder an der Zentralheizung, noch an der Warmwasserversorgung. Es war ein allerliebstes Nest für zwei einzelne Damen, das sich Helga Streiter und Kamilla Scholl aus sehnsüchtigen Gefühlen nach einem eigenen Heim heraus errichtet hatten.

Sie waren Jugendfreundinnen. Ein paar Jahre hatten sie sich aus den Augen verloren gehabt und einander nur in kurzen Worten an Geburtstagen gratuliert, dann hatten sie sich in Berlin wiedergetroffen, beide als auf eigenen Füßen stehende Frauen. Helga Streiter war Inhaberin eines photographischen Ateliers und Kamilla Scholl vielbeschäftigte Kunstgewerblerin, die Batikken zu ihrem Hauptfach erwählt. Die Gleichheit ihrer Schicksale verband sie aufs neue. Beide waren Waisen und standen gänzlich vereinsamt auf der Welt.

Kamilla Scholl war heimlich verlobt gewesen, allerdings mit der Aussicht auf eine jahrelange Wartezeit, denn weder sie noch der Referendar Theo von Alberti besaßen Vermögen, aber das hatte die jungen Gemüter in ihrem Glück nicht weiter beschwert. Sie liebten sich — die Welt schien ihnen in rosenrotem Glanz, Schwierigkeiten gab es für sie nicht.

Kamilla blieb sich selbst getreu, die endliche Vereinigung mit Theo von Alberti verklärte ihr die mühevolle Gegenwart, sie strebte und arbeitete, von der Hoffnung beseelt, eines Tages auch ihr Scherflein zur Begründung des eigenen Heims beitragen zu können. Kein Opfer dünkte ihr zu groß und schwer für dieses Ziel.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die blaue Blume / Roman von Bruno Wölfing

8. Fortsetzung.

6. Kapitel.

Erst ganz allmählich wieder fand sich Abel wieder in seine gewohnten Bahnen zurück. Die Idee mit dem Hinaustreten in die Welt erschien ihm jetzt selber als ein lächerlicher Traum, und nur tiefer spann er sich in seine Grübeleien ein. — Doch sollte es nicht sehr lange dauern mit dieser Zurückgezogenheit, denn ein Brief von Benno Raben kam eines Tages, der ihn einlud, doch jetzt den versprochenen Besuch zu machen.

Zehnmal hatte Abel sich entschlossen, nicht zu gehen, aber am Ende stand er doch eines Tages vor der Türe, an welcher eine schmale Visitenkarte anzeigte, daß hier Gudrun Raben, stud. phil. wohne.

Die Bewohnerin selber öffnete, und Abel wollte eben eine Rede beginnen: „Ihr Herr Bruder", da unterbrach sie ihn schon lachend und hielt ihm die Hand hin: „Sie sind Herr Abel? Oh, das ist reizend."

Damit zog sie Abel ins Zimmer. Es war ein trüber Januarnachmittag, und bereits dämmerte es stark in der Stube, die Abel nur undeutlich besehen konnte.

Gudrun Raben zog indessen Abel, der abgelegt hatte, ans Fenster: „Wie anders hatte ich Sie mir vorgestellt, Herr Abel!" rief sie aus.

Abel wollte überlegen lachen, er konnte aber doch nicht verhindern, daß es bitter und traurig klang, als er sagte: „Ja, wußten Sie nicht, daß ich ein Verwachsener, ein Krüppel bin?"

Gudrun wollte etwas erwidern darauf, aber dann sah sie ihm in die schönen Augen, und sie empfand es auf einmal wie Scham, was sie hatte sagen wollen, und sprach jetzt nur ganz leise vor sich hin. „Aber Ihre Augen, die sind doch ganz so, wie ich sie mir gedacht hatte."

Abel war tief rot geworden und trat jetzt vom Lichte zurück. Wie einen plötzlichen Schmerz hatte er es empfunden, daß dieses Mädchen schön war, daß ihr Gesicht ganz ovalrund und von wunderbar weichen Formen war und ihre Augen, wenn sie sprach, zu glänzen schienen wie von irgendwelchem inneren Lichte.

„So," sagte Gudrun, „und nun kommen Sie, Herr Abel, setzen Sie sich zu mir aufs Sofa, und dann wollen wir plaudern, so wie ich es mir gedacht habe."

Und Abel gehorchte. Er war wie im Traume, da er niemals mit Frauen umgegangen war, so faßte es ihn auf einmal wie mit Zaubergewalt, daß dieses schöne Mädchen, das da im einfachen, schwarzen Kleid mit weißem, ungestärktem Halskragen, um den eine lose blaue Krawatte geschlungen war, neben ihm saß, sich für ihn interessieren sollte.

„Wissen Sie, daß ich mich sehr auf Sie gefreut hatte?" sagte Gudrun, als sie nun beide nebeneinander saßen. „Nicht wahr, es ist unrecht, daß ein Mädchen das einem Manne sagt, aber wir beide sind ja vernünftig, gelt? Anstandsregeln sind für die andern, und es mag ja auch vielen Männern sehr gut sein, daß ihnen nicht gesagt wird, wenn sie einem Mädchen gefallen. Aber Sie? Denken Sie, Herr Abel, ich habe Ihr Buch gelesen. Und wie habe ich es gelesen! Sie glauben es am Ende nicht, aber ich kann es fast auswendig."

Abel suchte nach einer Antwort. „Und was hat Ihnen so gut gefallen?" brachte er endlich fast heiser hervor.

Gundrun lehnte wie nachdenklich die Finger an die Stirn. „Das ist schwer zu sagen", antwortete sie. „Wissen Sie, wo ich es gelesen habe? In Bern auf der Terrasse, von wo man den ganzen Zug der Alpen sieht, oder bei Genf in einem kleinen, grünen Park am Ufer des weiten Sees am Sommermorgen. Das ist viel, denn es gibt wenig Bücher, die man an solchen Orten lesen kann. Ist es aber ein gutes Buch und läßt man es dann sinken, dann muß alles zusammenklingen, die Natur und das Gelesene. Es ist Musik in Ihrem Buche . . ."

„Also war es mehr die Form, die Sie anzog?"

„Nein, nicht bloß die Form, auch die Gedanken. Oder vielmehr beides, ganz untrennbar zusammen. Ich liebe die Bücher am meisten, die Musik haben, jenes innere Tönen, was die Seele verrät. Es gibt solche Bücher, wenn sie auch selten sind. Ihres ist eins. Sie sagen einmal darin: „Wenn du aber einen Menschen gefunden hast, der dir lieb ist, dann sollst du wan-

Digitized by Google

dern mit ihm über Höhen und durch dunkle Schlünde und sollst mit ihm niedersitzen am unendlichen Meere bei Nacht. Und wenn du sprichst mit ihm, so sollen deine Worte einfach sein, wie die Worte von Kindern, die sie gleich Blumen auf Wiesen im Sonnenschein finden. So sollst du wandern mit dem, der dir lieb ist. Und du sollst schweigen mit ihm, lange, lange! Wenn du dann einsam gehen wirst, zurück in dein Haus, dann wirst du seine Seele kennen und wirst wissen, ob sie gut oder böse ist. — So steht es in Ihrem Buche, und es ist schön. Haben Sie das alles erlebt?"

„Ja!" sagte Abel, und seine Stimme zitterte.

„Und war dieser Mensch, mit dem sie wanderten, ein Mann oder eine Frau?"

„Es war kein Mann und auch keine Frau."

„So war es ein Kind?"

„Wenn Sie wollen?" lächelte er. „Es war meine eigene Seele, die ich so kennen lernte.

„Und Sie haben niemals das mit einem andern Menschen erlebt?"

„Niemals."

„Warum niemals?"

„Ich habe keinen Menschen gefunden, mit dem ich so am dunklen Meere bei Nacht hätte sitzen können."

„Und glauben Sie nicht, daß es solche Menschen gibt, mit denen man das könnte?"

„Ich hoffe es, aber mein Leben ist fast immer ganz einsam gewesen."

„Wie seltsam!" sagte Gudrun, und dann schwiegen sie beide.

Draußen an die Fenster schlug der Winterregen.

„Und noch eins ist es, was mich so anzog an ihrem Buche. Diese Sehnsucht zu wandern. O wie oft habe ich das mir vorgesagt, leise und laut: ‚Wandern ist Leben! Jede Stunde, die du wandernd gingst über die Erde, gewinnst du dem Leben ab, jeder Schritt in die Ferne führt dich der Ewigkeit näher.' — Sind Sie eigentlich in der Schweiz gewandert?"

Abel schüttelte traurig den Kopf: „Ich bin überhaupt niemals gewandert. Ich war immer gebunden. Ich war ja arm. Das Wandern, von dem ich dichtete, war mir bloß symbolisch. Aber wie jedes echte Symbol kann es auch wörtlich genommen werden und verliert nichts am Sinne."

„Ich habe das verstanden", sagte Gudrun. „Ich weiß, wie sie es meinen. Und doch ist es so schön zu wandern, auch wirklich draußen. — Oh, ich bin mit meinem Bruder viel herumgezogen in der Welt. Überall und immer zu Fuß. In der Schweiz, in Frankreich und in Deutschland. Auch Deutschland ist schön. Besonders der Schwarzwald. Sie kennen ihn nicht? Auch nicht den Mummelsee? Er ist wie ein Grab. Ganz oben, hoch auf dem höchsten Berge weit und breit, da liegt er, still wie ein Brunnen. Bäume, schwarze Fichten stehen rings herum, wie Wächter, und sie werfen ihre dunkeln Schatten über sein schwarzgrünes Wasser. Einmal habe ich gelesen, daß die alten Germanen einen König begruben in der Ferne. Und sie leiteten einen Strom ab und schaufelten auf dem Grunde ihrem toten König ein Grab. Ich habe daran denken müssen, als ich oben am Mummelsee saß. Ob auf dem Grunde dieses stillen Wassers ein König begraben liegt? Oder vielmehr ein Sänger? Ich glaube, es war ein Sänger. Einmal, als ich im Nachen des Abends allein über die Tiefe fuhr, da habe ich Harfentöne im Rauschen der Tannen gehört — ganz deutlich. Es muß ein Sänger dort begraben liegen . . .?"

Tief verwundert schaute Abel auf das junge Weib an seiner Seite, das wie im Traume diese Worte sprach und deren Blick sich in der Dämmerung zu verlieren schien wie in grenzenloser Ferne. Aber er schwieg.

„Sie antworten nicht?" fragte Gudrun endlich, wie erwachend, „aber nicht wahr, ich rede wieder Torheiten. Aber so bin ich, und so müssen Sie mich schon nehmen. Ich bin überhaupt nicht so vernünftig, wie eine Studentin es sein sollte. Sind Sie böse?"

Abel lächelte: „Ihre Worte sind wie die Worte von Kindern, die sie gleich Blumen auf Wiesen im Sonnenschein finden."

„Ja, so sind sie. Es ist schon etwas wie von Vernunft drinnen, aber nur soviel wie in Träumen vielleicht."

„Manche Leute glauben, daß in den Träumen eine tiefere Weisheit sei, als in den wachen Gedanken."

„Ja, das glaube ich auch", sagte Gudrun. „Sie nicht?"

Digitized by Google

„Manchmal wenigstens."

„So ist es. Manchmal, nicht immer. Wissen Sie, was ich oft denke? Es muß sich gut träumen am Ufer des Meeres. Ich bin noch niemals am Meere gewesen, ich habe fast Furcht davor wie vor allem Unendlichen. Ich habe doch auch Sehnsucht danach. Am Meere, dort möchte ich träumen können. Ich müßte in einem weißen Kleid auf einer dunkelgrünen Wiese liegen, und große, weiße und gelbe, sternförmige Blumen müßten blühen. Und das Rauschen der Wogen müßte mich in Schlaf singen. Dann würden die Träume kommen, die mit den großen Augen, und die goldene Schalen in ihren schlanken Händen tragen. Sie reden davon in Ihrem Buche."

„Dann würden Sie die Musik des Werdens und Vergehens begreifen, von der ich auch gesprochen habe."

„Meinen Sie?"

„Ja! Es ist das Tiefste und Größte, was die Erde uns zu geben hat."

Wieder schwiegen sie eine Weile.

Endlich begann Gudrun: „Es ist so seltsam, tausend Dinge wollte ich Sie fragen, auf tausend Rätsel hoffte ich Antwort zu finden, gerade bei Ihnen. Und statt dessen rede ich fortwährend."

„Was Sie erzählen, ist mehr als Antworten. Wer weiß, ob ich so gute Antworten geben könnte. Meine sind immer selber Fragen."

„Ob man überhaupt jemals an ein Ziel kommen wird?"

Nur die Toren kommen an ein Ziel, und solche, die die Augen verloren haben für die tausend neuen Dinge, die auftauchen mit jedem Schritt. Es war inzwischen ganz dunkel geworden im Zimmer, so daß Abel nur ahnen, nicht sehen konnte, wo Gudrun saß.

Plötzlich jedoch sprang die Türe aus dem Nebenzimmer weit auf und breites Licht flutete ins Zimmer.

Abel und Gudrun waren zuerst ganz geblendet. „Benno!" rief Gudrun, die Hand vor die Augen haltend.

„Ach, du bist hier?" fragte der Bruder, der jetzt ins Zimmer trat. „Richtig, und Herrn Abel hast du bei dir."

„Du hast uns erschreckt!"

„Verzeihe, ich gehe gleich wieder. Ich hörte nämlich gar nichts hier, als ich eben heim kam, und dachte, du wärst wohl mit Herrn Abel spazieren gegangen."

„Bei dem Regen?" fragte Abel.

„Dann geht Gudrun am liebsten. Ein Geschmack, den ich übrigens teile. Aber du bist eine Wirtin, Gudrun! Läßt Herrn Abel im Dunkel sitzen und hast ihm noch nichts angeboten!"

„Materialist! Aber eine Lampe kannst du in der Tat anstecken, jetzt hast du unsere Dämmerstunde doch zerrissen."

Der Bruder gehorchte, entzündete in einer Ecke eine Lampe und brachte sie auf den Tisch. Dann nahm er ein Buch, das er gesucht hatte, und ging wieder auf sein Zimmer.

„Haben Sie eigentlich Rex näher gekannt?" fragte Abel jetzt.

Gudrun machte eine unruhige Geste: „Ja, aber ich fürchte mich vor ihm. Er wollte mich immer bekehren von meinen Träumen, wie er sagte. Er ist ein Freund meines Bruders und kam oft zu uns, denn wir wohnten immer so zusammen, Benno und ich, Zimmer an Zimmer. Es war ja immer interessant, was Rex sprach. Aber wie gesagt, ich fürchte mich ein wenig vor ihm, obwohl — ich glaube . . ."

Sie vollendete den Satz nicht, und Abel fragte nicht weiter.

Plötzlich aber rief Gudrun, lustig in die Hände klatschend: „Wissen Sie was? Benno hat mich auf einen Gedanken gebracht. Wir beide essen wirklich zu abend hier zusammen, ganz gemütlich."

Abel wollte etwas einwenden, aber Gudrun ließ ihn gar nicht zu Worte kommen: „Es werden natürlich keine Umstände gemacht. Auch habe ich gar nichts zu Hause. Küche und Keller sind leer; Sie müssen also schon mitkommen, um etwas einzukaufen."

„Aber ich habe keinen Schirm."

„So nehmen Sie meinen."

„Und Sie?"

„Schirme sind für die verweichlichten Männer. Ich brauche keinen. Der meine ist zwar am Griff etwas entzwei, aber ich brauche ihn fast nie, und bis zum Kaufmann wird er schon halten", sagte sie, dabei den Schirm, den sie herangeholt hatte, auf und zu klappend.

Dann setzte sie sich eine gestrickte Mütze auf, die die Form einer Matrosenmütze hatte und

Digitized by Google

ganz reizend auf ihrem feinen Kopfe saß, dem sie etwas Knabenhaftes verlieh. Um die Schultern aber warf sie ein weites Lodencape, wie auch ihr Bruder eins trug.

„So!" sagte Gudrun, „jetzt los! Aber, o weh, meine Schlüssel! Sie sind wieder verlegt."

Jetzt hub ein großes Suchen an. Auch Abel beteiligte sich, und selbst Benno wurde durch das Tischerücken aus dem Nebenzimmer gelockt.

„Natürlich die Schlüssel", lachte er.

„Und ich hatte sie doch noch vor zwei Stunden", rief Gudrun mit verzweifelter Miene.

„Hast du denn einmal in deiner Tasche nachgesehen?" fragte Benno lachend.

„Gudrun blieb stehen. „Nein!" sagte sie und griff in die Tasche ihres Kleides. „Richtig! Da sind sie!" rief sie dann jubelnd aus und hielt sie, übermütig damit klingelnd, in die Höhe.

„Wir lassen die Lampe brennen, wir kommen gleich wieder", sagte Gudrun beim Weggehen.

„Ich werde dann wohl fort sein", rief ihr Benno noch nach. „Ich gehe ins Theater."

Dann stiegen Abel und Gudrun die Treppe hinab.

„Raten Sie einmal, wozu ich Lust hätte!" sagte Gudrun. „Ich trinke sehr selten Wein, Bier überhaupt niemals. Rex würde zwar schelten, obgleich er selber nur aus Widerspruchsgeist ein so rabiater Alkoholgegner ist, aber ich möchte heute zur Feier des Tages mit Ihnen anstoßen."

Abel sträubte sich zwar, Gudrun aber bestand: „Sie müssen!"

Als sie auf die Straße traten, regnete es sehr stark, und sie beeilten sich, den Laden zu erreichen.

Gudrun kaufte ein. „Es gibt nur kalt bei uns heute", sagte sie zu Abel. Dann erstand sie etwas Schinken, roh und gekocht, frische Butter, einige Sprotten.

Abel raunte ihr zu, es wäre genug.

„Aber diese Büchse Ölsardinen vielleicht noch?" fragte der Kaufmann, zu Abel gewandt: „Die ißt der Herr Gemahl vielleicht gern."

Gundrun lachte: Gemahl stimmt zwar nicht, aber nehmen wollen wir die Büchse doch." Und dann noch eine Flasche Rotwein."

Der Kaufmann, ein behäbiger Herr mit einem fast kreisrunden Vollmondsgesicht brachte eine Flasche.

„Bordeaux, Médoc" las Gudrun von der Etikette. „Taucht der was?" fragte sie Abel.

Dieser versicherte, er verstünde gar nichts davon.

„Nun um so besser!" lachte Gudrun, „dann werde ich Ihnen einreden, er sei wunderbar, selbst wenn er ganz schlecht ist."

Der Kaufmann aber versicherte, er führe nur gute Ware und könne die Sorte durchaus empfehlen, dann nahm er an der Kasse das Geld, das Gudrun ihm reichte, in Empfang.

Abel betrachtete jetzt das Mädchen, wie es hell von Glühlicht beschienen an der Kasse stand. Der Regen hatte ihre blassen Wangen gerötet und der Sturm ihr das dunkle, etwas feuchte Haar über das Gesicht geweht. Und mit fast schmerzvoller Empfindung sah Abel wieder, daß dieses seltsame Mädchen auch schön, eigenartig schön war.

Als sie mit dem Bezahlen fertig war, raffte Gudrun ihre Einkäufe zusammen und breitete sorgfältig das Cape darüber.

„Sie nehmen die Flasche!" befahl sie dann, und Abel gehorchte. Dann verschwanden sie, von dem verschmitzt lächelnden Kaufmann geleitet. Draußen aber fauchte wieder der Sturm mit aller Gewalt ihnen entgegen. Nur mit Mühe konnte Abel seinen Schirm aufspannen, und sie mußten beide ankämpfen gegen den Sturm, der sich brausend in Gudruns Mantel fing. Bis es zuletzt ihr doch des Regens zuviel wurde und sie sich an Abels Seite unter den Schirm flüchtete, so daß sie eng aneinander gedrängt zu Hause ankamen.

Benno war ausgegangen, aber die Lampe brannte noch, und eine wohlige Wärme war. Eine unendliche Behaglichkeit ging durch den Raum, dessen Einrichtung Gudrun so arrangiert hatte, daß man in nichts mehr das Mietszimmer erkannte. Selsame Gefühle beschlichen Abel, als er den Schirm an die Seite gestellt hatte, und sich nun wieder niederließ an dem Tische, während Gudrun umherging, um alles zu bereiten. Die Ahnung eines Glückes, an das er nie zu denken gewagt hatte, dämmerte ihm auf, wie er ihr zu sah, die jetzt ein weißes Tuch ausbreitete über dem Tische, Teller und Gläser aus einem Schranke holte und die mitgebrachten Eßwaren sauber auspackte.

Abel hatte, in dem Wunsche sich nützlich zu

Digitized by Google

machen, die Flasche entkorkt und goß jetzt den dunkeln Wein in die Gläser, dann beobachtete er Gudrun, die eben das Brot schnitt und die Scheiben auf einem Teller aufschichtete. Das Licht der Lampe fiel auf ihr noch immer etwas gerötetes, feines Gesicht, in welches beständig die feuchten Strähnen ihres dunkeln Stirnhaares niederrutschten, die sie bald durch Schütteln des Kopfes, bald mit dem gebogenen Handgelenk zurück warf. Und ihre Hände, die über den Tisch hinhuschten, waren fein und weiß.

Dann, als ihre Hausfrauengeschäfte so weit gediehen waren, setzte sie sich neben Abel auf das Sofa und bot ihm den Teller mit Brot hin. Er nahm nur ein Stück, Gudrun aber legte ihm gleich zwei weitere hinzu. Abel erinnerte sich, niemals so heiter in seinem Leben geplaudert zu haben, wie an diesem Abend, er kam sich vor, wie ein vom Christkind überreich beschenktes Kind, und oft schien seine Stimme zu beben vor innerem Glück.

„Auf gute Freundschaft", sagte Gudrun und hielt ihm das Glas hin. Abel stieß an, aber sagen konnte er nichts.

Dann räumte sie das Tischgerät beiseite, nahm die weiße Tischdecke ab und deckte wieder eine dunkle auf. Nur der Wein blieb vor ihnen stehen. Über die Lampe aber stülpte Gudrun jetzt einen dunkelgrünen Schirm, der das Licht in ein mildes Dämmern verwandelte. „Und nun erzählen Sie mir aus Ihrem Leben!" bat Gudrun. Und Abel tat es.

Weit zurückgreifend, schilderte er in seiner langsamen, sinnenden Art seinen Vater, wie er ihn gekannt hatte, meist über die assyrischen Bücher gebeugt oder auch dem Sohne erzählend von den alten Wunderländern am Tigris und Euphrat. Seiner Mutter konnte er sich kaum mehr entsinnen. Er hatte ja einige Vorstellungen von ihr, aber er wußte selber nicht, ob sie nicht von späteren Erzählungen anderer herrührten. Dann berichtete er von den hundert kleinen Nöten und Schwierigkeiten, mit denen er zu kämpfen gehabt hatte, und zuletzt erzählte er, was er niemand erzählt und nie andern zu erzählen gedacht hatte, von seinem inneren Leben, seinem Grübeln und seiner Einsamkeit.

Gudrun aber hatte die schmalen Hände gefaltet und hörte ihm zu, nur manchmal ganz groß zu ihm aufsehend.

Es war ganz spät geworden. Sie hatten gehört, wie Benno im Nebenzimmer durch eine andere Tür heimgekehrt war und sich wohl zur Ruhe legte, ohne stören zu wollen. Sie aber sprachen noch immer, in leisem Tone meist.

Endlich aber stand Abel auf. Gudrun aber trat an die große Glastür, die hinausführte zu einem kleinen Balkon. Der Regen hatte aufgehört, und der Mond mußte durch die Wolken getreten sein, denn über den feuchten Dingen draußen lag ein schimmernder Glanz. Man sah hinunter in einen Hof, in dem große, jetzt entlaubte Bäume standen.

„Kommen Sie, Herr Abel!" rief Gudrun ins Zimmer zurück und sehen Sie mit mir, wie schön das ist." Abel trat zu ihr auf den Balkon, und sie sahen nebeneinander stehend in die kühle, helle Wolkennacht hinaus.

„Dort unten die Kastanien im Garten werden weiß und rosa im Frühling bluten," sagte Gudrun, „dann müssen Sie mit mir des Abends zuweilen auf diesem Balkon sitzen, und im Sommer werden Blumen hier oben stehen, Fuchsien, Rosen und Levkojen und rote Kapuzinerkressen mit den breiten, grünen Blättern müssen sich in das Eisengitter ranken. — Dann werden wir beide hier sitzen und plaudern, einfache Worte vielleicht wie die von Kindern . . ."

„Die haben wir auch heute gesprochen", sagte Abel und sah zum Himmel hinauf, wo eben hinter dem Dachfirst des jenseitigen Hauses der Mond auftauchte.

Da legte Gudrun Abel die Hand auf die Schulter und groß ihn ansehend, sagte sie: „Und ich habe deine Seele gesehen und weiß, ob sie gut oder böse ist."

Dann gaben sie stumm sich noch die Hand und traten ins Zimmer zurück. Auch als sie zusammen die Treppe hinabstiegen, Gudrun die Lampe tragend, um die Haustüre zu öffnen, sprachen sie nicht. Nur unten im Tore sagte Gudrun ein herzliches: „Auf Wiedersehen", dann schloß sich der schwere Flügel, und Abel ging mit überströmendem Herzen davon.

Er konnte nicht nach Hause gehen. Nicht heute zurück in das enge Zimmer! Er ging in den nahen Tiergarten hinaus. Eine köstlich reine Luft war und klarer Mondschein, und alle Wolken verzogen sich mehr und mehr.

Digitized by Google

Als aber Abel endlich nach Hause ging, suchte er im tiefsten Winkel seines Schrankes, wohin er das Manuskript nach jenem Besuche bei Möninghoff geworfen hatte, seine Schrift „Vom Königreich der Seele" hervor, steckte sie in ein Kuvert, schrieb Gudruns Adresse darauf, und trug es noch in der Nacht zu einem Briefkasten, daß Gudrun seine Schrift gleich als Morgengruß empfing.

---

7. Kapitel.

Jenes große Werk, von dem Fritjof Alexander Möninghoff soviel erzählt hatte, das er in Berlin hatte schaffen wollen, das alle die Eindrücke seiner großen Reisen zusammenfassen sollte, es war noch immer nicht geschrieben. Bald war das Wetter zu trüb, um Stimmung zum Dichten zu geben, bald war es zu heiter, um einen Menschen, der als echter Lebenskünstler jede Minute nach ihrem Stimmungswert auskostete am Schreibtische zu halten. Außerdem hatte jener Streit mit Mannheimer Möninghoffs feine Nerven angegriffen. Wohl gewöhnte sich der blonde Fritjof Alexander an den Gedanken, daß das Geld verloren sei, aber daß seine großen Pläne so in nichts zerrinnen sollten, das war bitter.

Er hatte jenen Brief Evas nicht mit einem Besuche erwidert, sondern wieder mit einem Briefe, was ihm weniger riskant schien. Und diese Korrespondenz setzte sich fort, da Eva bald antwortete. Man räumte wirklich auf diese Weise alle „Diskordanzen" hinweg, und schließlich kam es von neuem zu einem Rendezvous. Eva hatte eine kleine Konditorei am Nordrande des Tiergartens vorgeschlagen, wo es sich in einem kleinen Hinterzimmer angenehm plaudern lasse. Sie hatte Möninghoff in einer bestimmten Angelegenheit zu sprechen.

In diesen Tagen waren Möninghoffs Gesten zuversichtlicher als die Wochen vorher. Er hatte Ideen, unbestimmt zwar noch wie ein erstes Morgendämmern, aber doch eine große Klarheit verheißend. Er sprach gern von diesen neuen Plänen, er erzählte besonders Jörgens, daß er eine große Tragödie schaffen wollte, ein Werk von unerhörter Gewalt der Leidenschaft, stark stilisiert, in blendendes orientalisches Kolorit getaucht und Schönheit, Schönheit ausstrahlend in jedem Verse.

Pünklich um halb neun war Möninghoff in dem bezeichneten kleinen Hinterzimmer, das durch große, schwere, dunkelrote Portieren vom Hauptraume abgetrennt war. Auf einem der ebenfalls dunkelroten Plüschsofas ließ er sich einstweilen nieder und überlegte sein großes Werk, das er „Die Königin von Saba" nennen wollte. Nicht daß er eine bestimmte Handlung schon im Auge gehabt hätte dabei, er fand nur den Titel dekorativ, auch war für malerische Hintergründe Gelegenheit, und dann konnte Eva vielleicht Züge für die Heldin leihen, denn schon früher hatte Möninghoff sie wegen ihres orientalischen Profiles in jene halb mythische Persönlichkeit umstilisiert.

Eva kam etwas verspätet. Sie trug ein dunkelbraunes, mit weißem Hermelin verbrämtes Kostüm und hatte ihre Züge unter einem dichten Schleier verborgen, den sie auch vorbehielt, als sie sich niederließ. Auf den Tisch stellte sie ein ledernes Täschchen mit silbernem Bügel, das irgend etwas Schweres enthalten mochte.

Die Unterhaltung präludierte eine Weile etwas gezwungen über allerlei fernliegende Themata. Man sprach vom Theater. Eva urteilte über alle Bühnenverhältnisse mit großer Überlegenheit und Kenntnis, sie wußte von fast allen Schauspielern irgendein interessantes Detail aus dem Privatleben und hatte eine durchaus selbständige Meinung über Shakespeareinszenierung.

Als endlich die kleine Kuckucksuhr über den beiden bereits halb zehn angegeben hatte, schien es Eva an der Zeit, anzufangen. Mit plötzlicher Wendung fragte sie den blonden Dichter: „Fanden Sie nicht trotzdem unsere briefliche Auseinandersetzung etwas komisch?"

Möninghoff sprach mit leisem Wiegen seines interessanten Kopfes dagegen. Es sei oft leichter, derartig schwierige Themen aus der Ferne zu erledigen. Man objektiviere sie so gleichsam.

„Na gut", sagte Eva und spielte mit dem kleinen Löffel, der bei ihrer Teetasse lag. „Ich wollte nämlich verschiedene Dinge heute mit Ihnen besprechen. Da ist erstens eine Frage: Ich werde in kurzer Zeit für einige Wochen an die Riviera reisen, von meiner Mama begleitet.

Digitized by Google

Da Sie, Herr Möninghoff ja sicherlich auch diese Gegenden aufs genaueste kennen, so hätte ich gerne ihren Rat erbeten."

Möninghoff legte seine Züge in nachdenkliche Falten. Er fühlte sich ein wenig geschmeichelt dadurch, daß man seine Weltkenntnis in Anspruch nahm, und strebte, die Frage mit Eigenart und Gediegenheit zu erledigen. „Gewiß kenne ich die Reviera", sagte er. „Ich habe schöne Zeiten dort verlebt, melancholisch schöne Herbsttage und auch einen silberblauen Frühling. Vielleicht könnte ich zu Mentone raten, die Landschaft genügt meinem Raumgefühl am meisten dort, es ist nicht so laut wie Nizza, wenn auch vielleicht ein wenig langweilig auf die Dauer. Bordighera ist zu englisch-steif. San Remo ... dort sind zu viele Kranke. Monte Carlo ... aber wenn man nicht spielt."

„Woher wissen Sie denn, daß ich nicht spielen würde?" fragte Eva, und Möninghoff glaubte ihre Augen hinter dem dichten Schleier blitzen zu sehen. „Ich könnte mit Leidenschaft spielen, um Tausende, mein ganzes Vermögen auf eine Nummer setzen."

Möninghoff fand nicht gleich eine Antwort, die so originell gewesen wäre, als daß er es für wünschenswert erachtet hätte, und so wollte er eben fortfahren in seinem geographischem Vortrag, da unterbrach ihn Eva: „Ich werde doch wohl nach Nizza gehen. Ich möchte ‚du monde' sehen. Leben! Darauf kommt es mir an. Diese Berliner Geselligkeit mit ihren monotonen Abfütterungen und spießbürgerlichen Bällen bin ich müde. In Nizza komme ich vielleicht noch zum Karneval hin, und Mi-Carème ist mir sicher."

„Nizza . . .!" wollte Möninghoff eben in gedehntem Tone wieder beginnen, da unterbrach ihn Eva abermals und sagte in vertraulichem Tone, sich ein wenig zu ihm beugend: „Zu Hause hat es das gegeben, was man wohl eine kleine Familienszene nennen könnte. Mein Gatte, der sonst ganz traitable ist, wollte mich nicht reisen lassen. Keine Bouderie, keine Kunst verfing. Max Stern in seiner Eigenschaft als Arzt kam mir endlich zu Hilfe. Ich werde ihm dafür bei seinen Werbungen um die Hand meiner Freundin Grete Mendel, die Sie ja auch einmal im Theater trafen, behilflich sein. Nun, Mama geht als Aufsichtsrätin mit. Männer sind ja zu allem zu bringen am Ende." Die letzten Worte hatte Eva halb ernst, halb spöttisch gesagt, und sie ließ sie jetzt in ein Lachen ausklingen, das lautete, als wenn man silberne Kugeln in einem Glasbecher schüttelt.

Möninghoff hatte inzwischen beständig ihre weißen Hände beobachtet, die keinen Schmuck außer dem sehr breiten, goldenen Traureif trugen. Diese Hände schienen weich und fein zu sein wie teuerste Lyoner Seide, und Möninghoff konnte den Blick nicht abwenden davon.

Eva hatte bereits lange beobachtet, daß sie Eindruck machte auf Möninghoff, und sie lächelte darüber, ganz leise. Dann knöpfte sie mit langsamen Bewegungen ihr Pelzjackett auf, das sie vorher nicht abgelegt hatte, und wieder konstatierte sie mit Befriedigung, daß Möninghoffs Augen ihren Händen nachhuschten, die jetzt die silbernen Knöpfe öffneten und dann die Jacke etwas zurückschlugen, so daß das spitzenbesetzte, weiße Kleid, das Eva darunter trug, zum Vorschein kam. Und Möninghoff, der sich auf derartiges verstand, konstatierte, daß es von feinstem Stoffe war.

„Würden Sie mir eine Bitte erfüllen?" fragte Eva jetzt ganz plötzlich.

Möninghoff machte eine Bewegung. „Welche?" fragte er.

„Nichts Bedeutendes, nicht einmal etwas Böses", lachte Eva etwas gezwungen. „Trotzdem möchte ich Sie ohne irgendwelche Bedingungen oder Klauseln schlechtweg erfüllt haben. Und dafür brauche ich ihr Ehrenwort."

„Aber wie kann ich", zögerte Möninghoff.

„Sie können ganz leicht", sagte Eva wie wegwerfend. „Ich möchte Ihren Mannesmut nur auf die Probe stellen."

Aber der Dichter zögerte noch immer.

Da richtete sich Eva ein wenig auf, lächelte seltsam und ihre Blicke richteten sich gerade auf sein Gesicht, so daß er die Augen niederschlug. „Würden Sie mir", flüsterte sie mehr als sie sprach, „auch dann diese Bitte nicht erfüllen, wenn ich Ihnen dasselbe Recht gäbe, alles zu heischen von mir? Was Sie wollen, alles! Sie sehen, ich habe mehr Mut als Sie!"

Möninghoffs Augen waren wieder an Evas schönen Händen hängen geblieben, die leicht zusammengezogen auf dem Tische lagen wie kleine, sprungbereite Katzen. Da fuhr ihm durch

Digitized by Google

den Kopf, er wolle Eva bitten, diese Hände dreimal küssen zu dürfen. Und er willigte ein.

Eva aber lachte übermütig: „Also ich habe Ihr Ehrenwort? Nun, es wird etwas Furchtbares sein! Ich bitte Sie also, daß Sie die Gedichte, deren Manuskripte ich in jener Ledertasche habe, in Ihrer Zeitschrift ohne jede Streichung zum Abdruck bringen werden.

Der etwas blöd gespannte Ausdruck in Möninghoffs sorgfältig rasiertem Gesicht wich einem nervösen Lächeln. „Ja . . . ich weiß nicht," stotterte er, „ich habe in diesen Dingen gar nicht allein zu befehlen. Es gehört auch Mannheimers Einwilligung dazu!" Und verlegen strich er sich über die blonden Locken.

„Ausflüchte!" sagte Eva streng. „Mein Cousin hat mir gesagt, Sie seien die einzige finanzielle Stütze des Blattes. Da sollten Sie doch Ihren Willen durchsetzen können, wenn Sie ein Mann sind!" — Das klang höhnisch und bitter.

Möninghoff sah nun wohl ein, daß er nicht zurück konnte. Er erkundigte sich, wieviel Gedichte es denn seien.

Schweigend griff Eva nach der braunen Ledertasche, drückte auf den silbernen Bügel und entnahm eine Anzahl gefalteter Blätter dem Täschchen. Mit der Hand das Papier glättend, sagte sie dann: „Ich will Ihnen nun sagen, warum ich Ihr Ehrenwort forderte. Denn es scheint wirklich Mut dazu zu gehören, diese Verse zu drucken. Nicht wegen mangelnden Kunstwertes, den hat noch kein Verleger bestritten. Aber gerade herausgesagt: der Inhalt ist kühn, allzu kühn vielleicht. ‚Von Ascheras Geschlecht' heißen die Verse. Sie wissen ja, wer Aschera war? Jene altsemitische, geheimnisvolle Gottheit des Mondes, in deren Hainen die Jungfrauen ihr Heiligstes preisgaben. — Ich wollte die Drucklegung endgültig besorgt haben, ehe ich nach dem Süden ging. Ich wünsche, daß bereits im Märzheft der ‚Blauen Blume' wenigstens Teile meines Werkes erscheinen."

Möninghoff wurde wieder bedenklich: „Aber es ist möglich, daß das Märzheft bereits soweit hergestellt ist, daß es nicht mehr möglich ist, Ihre Gedichte aufzunehmen, und daß die ganze Zeitschrift eingeht am ersten April, da sich zu wenig Abonnenten gefunden haben."

„Das ist Ihre Sache," erklärte Eva kurze, „wie Sie Ihr Ehrenwort halten. Ich werde das meine auch nicht zurücknehmen, wir haben gleich und gleich gespielt." Mit hastigem Ruck legte sie damit ihre Hand auf die seine, die blaß und schmal, wie müde auf dem Tische lag.

„Ja!" sagte er wie elektrisiert, und ergriff ihre Hand, die heiß sich anfühlte in seiner kalten. „Ich werde mein Wort halten! — Darf ich nun lesen?"

„Ach so!" bemerkte Eva kühl und zog ihre Hand zurück. „Sie haben wohl Angst, es seien Knittelverse? Nun, kindlich sind sie nicht! Aber ich kann Ihnen ja etwas vorlesen, damit Sie merken, mit wem Sie es zu tun haben. Ich werde blindlings eins herausgreifen, ohne erst nach besonderen Perlen zu suchen."

Sie hatte die Blätter aufgeschlagen, wurde aber dennoch rot, als sie das Gedicht erkannte. „Dies lieber nicht," sagte sie, die Blätter zusammenlegend, „nicht weil es unkünstlerisch wäre. Aber lesen Sie es lieber selber."

Möninghoff begriff. Sein Blick glitt wieder an Evas üppiger Figur hinab. Er schämte sich jetzt doch etwas seines früheren Zögerns: „Sie dürfen mir nicht nachtragen," sagte er, „daß ich nicht gleich zur Aufnahme Ihrer Verse bereit war. Aber ich habe schon viel Ärger um ähnliches mit Mannheimer gehabt. Ich habe Menschen abweisen müssen, die hungern für ihre Ideale, Menschen, in deren Wohnung es keine Tasse mehr gibt, an welcher nicht der Henkel entzwei wäre. Auf Kisten muß man sitzen, weil es keine Stühle gibt in dem Hause." Dabei machte Möninghoff eine Miene, als hätte er ähnliches erlebt, und senkte wie ergriffen sein Lockenhaupt.

Eva jedoch dachte wieder, wie schon früher, warum er dies wohl erzähle. „Sprechen wir lieber von etwas Lustigerem", meinte sie. „Zum Beispiel von Ihnen. Was machen Ihre Werke??

Möninghoff lächelte melancholisch: „Sie sind noch nicht geboren. Freilich die ungesungenen Lieder sind ja immer die besten, sagt jener Skalde bei Ibsen. Es hat mir auch ein wenig die Anregung gefehlt. Ich brauche das! Ich bin eine allzu sensible Natur, zu sehr abhängig von meiner Umgebung."

„Mein Cousin sagte mir, Sie arbeiten an einem großen Drama?"

„Arbeiten? Nein, eigentlich noch nicht. Es ist vorläufig noch ein ganz allgemeiner Plan, der

Digitized by Google

nur allmählich erst Formen gewinnt. So wie eine Stadt mit ihren Zinnen und Kuppeln von Ferne aus einem Nebel herausleuchtet. Nur die Umrisse meiner Dichtung sehe ich bis jetzt. Sie wird den Namen ‚Die Königin von Saba' tragen."

„Eine Tragödie?"

„Vielleicht! Obwohl das Tragische heutzutage nicht recht am Platze ist. Nun, man bestrebt sich ja auch in andern Dingen im besten Sinne unmodern, unzeitgemäß zu sein. Doch ist, wie gesagt, das Einzelne der Dichtung noch im unklaren. Nur ganz allgemein schwebt mir das orientalische Milieu vor, weiße Paläste mit goldenen Kuppeln am dunkelblauen Meere, Palmen und üppige Gärten und verschleierte Frauen in Sänften."

„Das ist schön. Ich liebe auch das Tropische, Sie werde in meinen Versen das wiederfinden!"

„Nur das Modell für die Heldin fehlt mir noch", sagte Möninghoff, und ihre Blicke streiften sich.

Eva lächelte: „Und wie müßte dieses Modell sein?"

Möninghoff beugte sich vor: „Schön, berauschend, leidenschaftlich. Wie Sie, gnädige Frau." Eva wandte den Blick nicht ab.

„Dichtungen sollten aber nicht nach äußeren Modellen gearbeitet werden wie eine Ballrobe! Dichtungen muß man erleben."

Möninghoff wurde so verlegen unter ihrem Blicke, daß er noch einmal beinahe ausgebogen wäre. Dennoch faßte er sich und flüsterte nur ganz wenig stockend: „Ich habe noch eine Bitte frei, gnädige Frau."

Eva nickte: „Wünschen Sie! Ich bin gespannt, ob Sie Geschmack bezeugen! Ich habe keine Furcht, ich werde alles gewähren . . ." Ein leiser Ton fiel auf das alles.

Da richtete sich Möninghoff auf: „Vorhin wollte ich nur darum bitten," sagte er, „Ihre schöne Hand einmal an die Lippen führen zu dürfen. Jetzt bitte ich um mehr. Wie es in Wildes Drama heißt: ‚Laß mich deinen Mund küssen.'"

In Evas fremdartigen Zügen regte sich nichts. „Ich darf nichts verweigern", sagte sie kühl und legte den Kopf etwas zurück.

Möninghoff, etwas aufgeregt, wollte schon seinen Arm um ihre Taille legen, aber Eva wies ihn ab. „Doch nicht hier! Begleiten Sie mich nachher durch den Tiergarten nach Hause! Wie ich kam, war es mondklar und herrlich still. Die frische Luft würde mir wohltun, es ist drückend heiß hier." Sie erhob sich, und Möninghoff zahlte.

Dann durchschritten Sie zusammen den Hauptraum des Cafés. Eva zog den Schleier noch fester, als sie zwischen den Tischen durchschritten. Der Saal war fast leer, nicht alle Lampen brannten. Nur vorn, in einer Ecke saßen zwei männliche Gestalten. Der eine der beiden saß wie müde ganz zusammengekauert, der andere aber fuhr, als er Möninghoff und Eva erblickte, in die Höhe, nahm die Zigarre aus dem Munde und machte eine langsame, tiefe, fast bedenkliche Verbeugung. — Der Dichter grüßte lässig.

Draußen nahm Eva Möninghoffs Arm. Es lag Mondschein wie ein bläulicher Teppich auf den Straßen, und schwarz mit seinen kahlen Bäumen gähnte der Tiergarten den beiden entgegen. Nur hier und da glänzte eine Laterne durch das Geäst.

Möninghoff und Eva gingen sehr langsam, fast im gleichen Schritt, und er spürte die Wärme ihres Armes und wie ihr Rock an seine Füße tastete.

„Wer war der Herr, der Sie grüßte?" fragte Eva.

„Ein ziemlich heruntergekommenes Subjekt. Sie kannten ihn, glaube ich, auch. Kryzanowski heißt er. Es ist mir peinlich, daß er uns sehen mußte, ich hoffe, er hat Sie nicht erkannt."

„Sind Sie ängstlich? Ich nicht."

„Nein, ängstlich bin ich auch nicht, aber . . ."

„Lassen wir das doch! Sehen Sie, wie das Mondlicht dort auf dem Boden so blaßblau liegt wie ausgestreutes Silber. Ich hätte fast Lust, an Ihrer Tragödie mitzuarbeiten."

„Nur Sie könnte ich mir als Königin von Saba denken", flüsterte Möninghoff.

„Aber man muß eine Dichtung erleben! Selbst wenn es eine Tragödie würde!" Damit bog sie in einen dunkleren Seitenpfad ein, der sie umfing mit seiner Verschwiegenheit wie ein stilles, heimliches Zimmer. (Fortsetzung folgt.)

Anmerkung: Der Roman „Die blaue Blume" von Bruno Wölfing erscheint auch als Buch im Verlage von Otto Janke, Berlin SW 11, und ist durch alle Buchhandlungen oder vom Verlag zu beziehen.

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

Soldatenmutter

Ich hab ihn hingegeben,
Ob fast das Herz mir sprang!
Der Kindheit sorglos Weben
Ward eisenharter Zwang!

Es brach im Waffenklirren
Ein köstlich Glück entzwei —
Wer weiß — im Kugelschwirren
Gellt bald ein letzter Schrei!

Noch bleibt ein schwaches Hoffen,
Ein Licht in dunkler Nacht,
Ein Türlein bleibt noch offen,
Vor dem die Liebe wacht!

Du heller Schein im Dunkeln
Gib Kraft mir und Bestand,
Und hörst du auf zu funkeln,
Flüstr' ich: „Fürs Vaterland!"

Erich Janke.

★

Der Ueberfall / Von Leo N. Tolstoi*)

Wir ritten schon mehr als zwei Stunden. Ein Fröstein überflog mich, und ich wurde sehr schläfrig. In der Dunkelheit sah ich immer noch undeutlich dieselben Gegenstände; in einiger Entfernung die schwarze Wand, dieselben sich bewegenden Absätze, neben mir die Kruppe des weißen Pferdes, welches breit auf den Hinterbeinen sich fortbewegte, während der Schweif fortwährend wedelte, dann den Rücken der weißen Tscherkeska, auf welchem die Büchse in schwarzem Futteral sich abzeichnete sowie die weißen Knöpfchen an der Pistole in dem gestickten Halfter, die brennende Zigarette, welche den buschigen Schnurrbart, den Biberkragen und die Hände in den waschledernen Handschuhen beleuchtete.

Ich beugte mich auf den Hals des Pferdes hinab, schloß die Augen und versank auf einige Minuten in Halbschlummer. Dann plötzlich erweckten mich Hufschläge und das bekannte Geräusch.

Es war das Rauschen von Wasser. Wir rückten in eine tiefe Schlucht ein und näherten uns einem Bergflusse, welcher in diesem Augenblick hoch angeschwollen und ausgetreten war**). Das dumpfe Rauschen verstärkte sich, das feuchte Gras wurde dichter und höher, und der Horizont verengte sich mehr und mehr. Auf dem dunklen Hintergrunde der Berge flammten zuweilen an verschiedenen Stellen helle Feuerzeichen auf, welche aber stets sogleich wieder verschwanden.

„Sag mir einmal, was sind denn das für Feuer?" fragte ich flüsternd einen neben mir reitenden Tataren.

„Weißt du denn das nicht?" war seine verwunderte Gegenfrage.

„Nein, ich weiß es nicht."

„Nun, die Bergbewohner haben Stroh um Stangen gewickelt und zünden diese an."

„Wozu denn?"

„Damit jeder Mensch weiß: der Russe kommt", versetzte er lachend.

„Wissen denn die Leute in den Bergen auch schon, daß unsere Abteilung anrückt?" fragte ich weiter.

„Gewiß. Wie sollten sie es nicht wissen? Das erfahren sie immer. Unser Volk ist einmal so."

„Also bereitet sich auch Shampl jetzt zum Feldzuge vor?"

„Jok*)," entgegnete der Tatar, den Kopf verneinend schüttelnd, „Shampl wird keinen Feldzug unternehmen. Er schickt einen seiner Untergebenen."

„Wohnt er weit von hier?"

„Gar nicht weit, hier links hinüber, etwa zehn Werst entfernt."

„Woher weißt du denn das? Warst du etwa in den Bergen?"

„Jawohl, alle Mitglieder unserer Familie waren in den Bergen."

„Und hast du selbst Shampl gesehen?"

„Nein, Shampl ist für uns nicht sichtbar. Hundert oder dreihundert oder gar tausend Müriden umgeben ihn und Shampl ist der Mittelpunkt", sagte er mit dem Ausdruck knechtischer Ehrfurcht.

Im Osten begann der Himmel sich zu erhellen, aber die Schlucht, durch welche wir marschierten, war feucht und dunkel.

*) Erschien im Verlag Otto Janke, Berlin, im Bande „Der Gefangene im Kaukasus". Preis 2 Mk., geb. 3 Mk.

**) Im Kaukasus sind Überschwemmungen im Juli am häufigsten.

*) Jok heißt im Tatarischen: Nein.

Digitized by Google

Plötzlich flammten hinter uns in der Dunkelheit einige Feuer auf. In demselben Augenblick ließ sich Pfeifen und Zischen abgeschossener Kugeln vernehmen, und die bisher uns umgebende Ruhe wurde durch fernher hörbare Schüsse und lautes, durchdringendes Geschrei unterbrochen.

Das war die feindliche Vorhut.

„Oberst Kasanow, lassen Sie Kette bilden!" rief der General mit gewohnter ruhiger, aber weithin vernehmbarer Stimme.

Das Detachement wandte sich dem Flusse zu. Es begann hell zu werden. Der Horizont, an dem nur noch ein bleicher Stern zu bemerken war, erweiterte sich. Im Osten erglänzte eben in hellen Strahlen die Morgenröte, ein frischer, durchdringender Wind kam von West, und ein weißlicher Nebel, dicht wie Dampf, erhob sich über dem brausenden Fluß.

* * *

Der Führer zeigte eine Furt, und die Reiter der Vorhut, sodann auch der General mit seiner Suite, begannen dort überzusetzen.

Sobald der Übergang beendet war, zeigte sich auf dem Gesicht des Generals nachdenklicher Ernst. Er wandte sein Pferd und ritt im Trab mit der Kavallerie über die breite, von Wald umsäumte Ebene. Die Kosaken zu Pferde bildeten eine Kette zur linken Seite des Waldsaums.

Im Walde sah man einen Mann zu Fuß, in Tscherkeska und Pelzmütze, dann noch einen, einen Dritten. . . .

Einer unserer Offiziere sagte: „Das sind Tataren." Dann stieg Rauch zwischen den Bäumen auf. Man hörte einen Schuß — noch einen.

Bald übertönte unser Gewehrfeuer das feindliche. Nur selten flogen Kugeln mit langsamem Geräusch, dem Flug von Bienen ähnelnd, an uns vorüber und bewiesen, daß das Feuern nicht von uns allein ausging.

Jetzt bildete die Infanterie im Laufschritt eine Kette, und die Geschütze fuhren im Trab auf. Man hörte einen Kanonenschuß donnern, den metallenen Klang der Kartätschen, das Zischen der Raketen und das Knattern des Gewehrfeuers.

Überall auf der weiten Ebene sieht man Reiterei, Infanterie und Artillerie. Der Rauch der Kanonade, der Raketen und des Gewehrfeuers vereinigt sich auf dem mit Tau bedeckten Grün mit dem Nebel.

Der Oberst Kasanow ritt in Karriere auf den General zu, vor dem er kurz sein Pferd parierte.

„Exzellenz," fragt er, die Hand an die Mütze legend, „befehlen Sie, daß die Kavallerie sich zum Angriff formiere?"

Es zeigten sich Feinde, und er deutete mit der Reitgerte auf einen Haufen tatarischer Reiter, von denen zwei auf weißen Pferden mit roten und blauen Fähnchen an Stangen vorausritten.

„In Gottes Namen, Iwan Michailitsch!" entschied der General.

Der Oberst wendet auf der Stelle sein Pferd, zieht den Säbel und ruft ein weithin schallendes „Hurra!"

„Hurra, Hurra!" ertönt es aus den Reihen und die Reiterei folgt ihm im Galopp.

Alles blickt mit regstem Interesse dorthin. Das eine Fähnchen verschwindet, und dann das zweite — dritte — vierte.

Der Feind, welcher diesen Angriff nicht vermutet hat, flüchtet sich in den Wald und eröffnet von dort aus das Flintenfeuer. Die Kugeln fliegen dichter.

„Welch herrlicher Anblick!" sagte der General auf französisch, indem er sich nach englischer Art auf seinem schwarzen Pferde mit sehr schlanken Beinen emporrichtete.

„Scharmant!" bestätigte der Major und, mit der Peitsche sein Pferd antreibend, ritt er zum General.

„Es ist doch ein wahres Vergnügen, der Krieg in einem so schönen Lande!" fuhr der Major, gleichfalls auf französisch, fort.

„Und besonders in guter Gesellschaft", fügte der General mit höflichem Lächeln bei.

Der Major verbeugte sich.

In diesem Augenblick schlägt eine feindliche Kanonenkugel mit raschem, unangenehmem Zischen ein. In den hinteren Reihen hört man das Stöhnen eines Verwundeten. Dieses Stöhnen macht auf mich einen so tiefen Eindruck, daß das kriegerische Schauspiel in diesem Augenblick für mich allen Reiz verliert. Außer mir achtet aber niemand darauf. Der Major lacht anscheinend sehr vergnügt. Ein anderer Offizier setzt in aller Gemütsruhe das durch den Zwischenfall unterbrochene Gespräch fort. Der General blickt nach der anderen Seite und spricht mit ruhigstem Lächeln etwas auf französisch.

„Befehlen Sie ihr Feuer zu erwidern?" fragte ihn der Kommandeur der Artillerie, rasch herbeisprengend.

„Ja, erschrecken Sie sie", erwiderte der General, nachlässig sich eine Zigarette anzündend.

Die Batterie begann zu feuern.

Unaufhörlich zuckten die Blitze und erdröhnte die Erde. Ein dichter Dampf, in welchem man kaum die lebhaften Bewegungen der Bedienungsmannschaft bei den Geschützen bemerken konnte, verhüllte jede Aussicht. Der Aul wird beschossen.

Wieder reitet der Oberst Kasanow herbei und auf Befehl des Generals fliegt er nach dem Aul. Wieder ertönt das Kriegsgeschrei, und die Reiterei verschwindet in dichten Staubwolken unseren Blicken.

Das Schauspiel war wirklich großartig, ich allein, der ich am Gefecht keinen tätigen Anteil nahm und nicht daran gewöhnt war, hatte den Eindruck, als ob sowohl dieser Anblick wie die Aufregung und das Geschrei überflüssig wären. Unwillkürlich kam mir der Vergleich mit einem Manne in den Sinn, der aus allen Kräften Hiebe mit dem Beil durch die Luft führt.

Digitized by Google

Der Aul*) war schon von den Unsrigen besetzt und von den Feinden keine Seele mehr darin geblieben, als der General mit seiner Suite, der auch ich mich angeschlossen, dahinritt.

Die Soldaten standen in Ordnung vor dem Tor. Einen Augenblick danach zerstreuten sich die Dragoner, Kosaken und Infanteristen mit ersichtlichem Vergnügen durch die krummen Gassen, und sofort belebte sich der soeben noch leere und stille Aul. Da stürzt ein Dach ein, dort durchhaut das Beil das feste Holz, und eine Bretterfür wird erbrochen; weiterhin gerät eine Heuscheune, ein Zaun, eine Hütte in Brand und bald steigt ein dichter Qualm in die klare Morgenluft.

Hier kommt ein Kosak, welcher einen Sack Mehl und einen alten Teppich mit sich schleppt, ein anderer Soldat trägt mit freudigem Gesicht aus einer Hütte ein blechernes Becken und einige Lumpen, ein dritter bemüht sich, mit ausgestreckten Armen zwei Hühner einzufangen, welche mit lautem Gackern längs des Zaunes hinflüchten. Wieder ein anderer hat irgendwo einen mächtigen Topf mit Milch gefunden, trinkt daraus und wirft ihn dann mit lautem Gelächter zur Erde.

Das Bataillon, mit dem ich aus der Festung N... ausgerückt war, befand sich auch im Aul. Der Kapitän saß auf dem Dach einer Hütte und blies aus seiner kurzen Pfeife dichte Rauchwolken hinab mit so gleichgültiger Miene, daß mich sein Anblick fast vergessen ließ, daß wir uns in einem feindlichen Aul befanden, und mich vielmehr ganz wie zu Hause fühlte.

„Ah, da sind Sie ja!" rief er mir entgegen, als er mich bemerkte. Ich stieg auf das Dach und stellte mich neben den Kapitän.

„Es scheint, es waren nicht viel Feinde da", bemerkte ich, um seine Meinung über das stattgehabte Gefecht zu hören.

„Feinde?" wiederholte er verwundert. „Es waren ja gar keine da! Kann man das etwa Feinde nennen? Aber heute abend sollen Sie einmal sehen, wenn wir den Rückmarsch antreten, wie sie uns begleiten und was dann von ihnen dort zusammenlaufen wird."

Er deutete dabei mit der Pfeife nach dem Walde, den wir am Morgen durchzogen hatten.

„Was ist denn das?" unterbrach ich beunruhigt den Kapitän, auf eine Gruppe donischer Kosaken deutend, welche sich nicht weit von uns gebildet hatte.

Man hörte daraus etwas wie das Weinen eines Kindes und die Worte: „Nicht totschlagen! Halt, man kann es hier sehen! Hast du ein Messer, Jewstignjejitsch? Gib das Messer her!"

„Da haben sie wieder irgendeine Teufelei vor, die Halunken", meinte der Kapitän ruhig. Aber in diesem Augenblick lief aus einer Ecke der hübsche Fähnrich mit aufgeregter, entsetzter Miene herbei und stürzte auf die Kosaken zu.

„Rührt es nicht an! Schlagt es nicht tot!" rief er mit kindlicher Stimme.

Als sie den Offizier sahen, traten die Kosaken zurück und ihren Händen entrann ein weißes Böckchen. Der junge Fähnrich war ganz bestürzt, murmelte etwas und stand mit höchst verdutzter Physiognomie vor der Gruppe. Als er den Kapitän und mich auf dem Dache bemerkte, errötete er noch mehr und kam rasch auf uns zu.

„Ich glaubte schon, sie wollten ein Kind ermorden", sagte er mit verlegenem Lächeln.

(Schluß folgt.)

*) Bezeichnung für Tscherkessendorf.

★

Den Frauen

Immer steht ihr hinter uns,
Wenn wir in den feuchten Gräben
Zwischen Tod und Leben kleben,
Lahm im Kreuz, froststarr und wund.
Wenn des Todes Geierflug
Über unsern Köpfen lauert,
Und die Seele kühl durchschauert,
Tröstet uns ein lieber Mund.
Und ein Heer von bleichen Fraun
Deckt mit seiner Treue Bilde
Wie mit einem erz'nen Schilde
Unsern todbereiten Leib.
Wie ein Wehn von großen Flügeln
Streift ein kühlendes Erbarmen
Um die Schläfen sacht, die warmen. . . .
Und die Lippen flüstern: „Weib" . . .

Immer denken wir an euch!
Mütter, Bräute, Schwestern steigen
Vor uns auf in langem Reigen,
Ihnen gilt der Herzen Takt.
Sie zu schützen vor dem Feind
Liegen wir in kaltem Regen,
Um uns fegt den Sterbesegen
Der Granaten Katarakt.
Wo wir sind, seid ihr uns nah,
Sei's am lohen Lagerfeuer,
In der Taube hoch am Steuer —
Euer stets sind unsre Triebe. . . .
Und wenn es denn Gott nun will,
Daß wir jäh erblassend fallen —
Wißt, daß unsre Lippen lallen
Todesdank für eure Liebe!

Paul Friedrich.

Digitized by Google

Ein schwieriger Fall / Von Friedrich Uhlenhorst

(Schluß.)

Am 22. Juni des Jahres 1827 sah die Hausmeisterin zwei Männer in Arbeiterkleidung die Stiege herabkommen, welche nicht ohne Schwierigkeit ein Faß herabrollten. „Was ist's damit?" fragte sie. „Vom Weinhändler!" sagten die Männer. Die Hausmeisterin erstaunte zuerst, dann aber, als sie näher über die Sache nachdachte, war sie ganz verblüfft darüber, was der Weinhändler für einen Grund haben könnte, ein Faß Wein nach dem Halbgeschoß und von dort wieder herunterschaffen zu lassen. Nachdem sie aber sich fünf Minuten besonnen hatte, ging sie zu dem Manne, der, wie erwähnt, zu ebener Erde wohnte, und fragte ihn, was seine Leute mit Fässern im Halbgeschoß zu tun hätten. Der Weinhändler sagte, sie müsse geträumt haben, er habe weder Fässer erhalten, noch weggeschickt. Dasselbe versicherten seine beiden Burschen. Die Hausmeisterin ging darauf in die Büros der Versicherungsgesellschaft, aber niemand konnte ihr Auskunft geben. Der Gang, welcher zu den Zimmern des alten Mannes führte, war finster. Sie holte deshalb ein Licht und war überrascht, als sie vor dem Eingang etwas Feuchtigkeit bemerkte. Sie schellte fünf- oder sechsmal so heftig, daß ihr der Glockenzug in den Händen blieb. Kein Geräusch ließ sich innen vernehmen. Der alte Mieter war ein Mann von sehr regelmäßigen Gewohnheiten. Er ging niemals des Nachmittags vor 5 Uhr aus, wo er sich zum Essen begab, und einen kurzen Spaziergang machte. Die Hausmeisterin faßte deshalb Verdacht und schickte nach einem Schlosser. Als das Zimmer geöffnet war, fand sich keine Unordnung vor, ausgenommen, daß die Klappe und die Schubladen des Sekretärs offen standen. „Man hat den Herrn bestohlen," rief die Hausmeisterin, „der Fußboden ist feucht, und hier ist sein Hut. Er ist also nicht ausgegangen. O mein Gott, man muß ihn in dem Faß fortgeschafft haben."

Eine halbe Stunde darauf erschien die Polizei, durch den Weinhändler in Kenntnis gesetzt, an Ort und Stelle. Eine genaue Untersuchung wurde vorgenommen, und die aufgefundenen Anzeichen, darunter mehrere frische Blutstropfen an den Fenstervorhängen, ließen keinen Zweifel über die hier stattgehabten Vorgänge.

Der alte Mann war entweder ermordet oder schwerverwundet und sein ganzes Vermögen, das sich in dem Sekretär befunden hatte, geraubt worden. Polizeiagenten wurden sofort zur Verfolgung des Fasses ausgesendet, das ein Kommissar auf dem Boulevard an der Straße Richelieu gesehen hatte, wie es von zwei Männern fortgerollt wurde. Es waren noch keine drei Stunden vergangen, seit die Mörder ihren Anschlag ausgeführt hatten. Man verfolgte die Spur des Fasses durch mehr als zehn Straßen. Ein Agent glaubte sogar behaupten zu können, daß es vor der Polizeipräfektur vorübergerollt worden sei. Hier wurde die Verfolgung eingestellt, weil es der Chef der Sicherheitspolizei für ganz unglaublich hielt, daß die Mörder die Frechheit gehabt, einen Leichnam vor den Augen der Polizei vorüberzuführen.

Nach vielen vergeblichen Nachforschungen begannen die geheimen Agenten, welche die Aufgabe hatten, die Urheber des Mordes in der Straße Grange-Bateliere zu entdecken, an dem Erfolge ihrer Bemühungen zu verzweifeln.

So waren sechs Monate hingegangen, ohne daß es gelungen, eine Spur der Mörder zu entdecken, als eines Tages die Aufmerksamkeit eines Agenten auf die Nummer 107 gelenkt wurde, welche auf der Bude eines Zuckerbäckers an einer Ecke des Boulevard Montparnasse in sehr großer, auffallender Schrift mit Rötel angemalt und auf den drei Seiten des Ladens wiederholt war. Dies fiel dem Agenten auf, und aus bloßer Neugier fragte er den Handelsmann nach der Bedeutung der Nummer.

„Ich kann nur wenig darüber sagen", antwortete der Mann. „Vor etwa sechs Monaten sah ich eines Mittags zwei Männer aus der Rue d'Enfer kommen, welche ein Faß vor sich herrollten, und mit denen mir nicht alles richtig zu sein schien. Der Kleinere vor ihnen hatte die Kappe so tief in die Augen gezogen, daß man sein Gesicht nicht sehen konnte, und als der andere einen Augenblick den Kopf entblößte um sich den Schweiß abzuwischen, sah ich, daß er ein schwarzer, blasser Mensch war, der keinem Arbeiter gleichsah. Sie blickten sich scheu um, wie Leute, die kein gutes Gewissen haben. Ich sage zu meiner Kleinen: ‚Diese Leute da scheinen Durst zu haben, biete ihnen dein Sodawasser an.' Bei unserm Handel muß man jede Gelegenheit ergreifen. Allein die Burschen empfingen meine Kleine mit solchen Flüchen und Scheltworten, daß sie zitternd zurückkam, obschon sie sonst gar nicht furchtsam ist. Als sie sich entfernten, sah ich ihnen nach und es schien mir, als ob sie nicht recht wüßten, wo sie mit ihrem Faß hinsollten. Ich sagte zu mir, diese Burschen haben wahrscheinlich das Faß, das schwer zu sein schien, gestohlen. Da bemerkte ich aus der Ferne auf dem Boden desselben etwas Rotes. Ah, das ist eine Marke, dachte ich, die muß ich sehen, empfahl meiner Kleinen die Bewachung des Ladens und ging den Männern nach. Aber es war keine Marke, sondern die Zahl 107. Die Burschen rollten ihr Faß fort, kamen aber bald wieder damit zurück und schlugen den Weg nach dem Observatorium ein. Dies bestärkte mich in meinem Verdacht. Ich trug zuerst die Nummer in meine Brieftasche ein, später aber schrieb ich dieselbe auf Anraten meiner Frau auf die Bude, damit derjenige, dem das Faß gestohlen worden, einen Fingerzeig erhalte, wenn er die Nummer sähe."

Digitized by Google

Der Polizeiagent kannte die Geschichte des Mordes, und beeilte sich, seinen Bericht abzustatten. Die Nachforschungen begannen aufs neue bei den Faßfabrikanten von Paris.

Man hatte schon am Tage nach dem Morde die sämtlichen Faßverkäufer verhört, aber keiner konnte sich erinnern, daß er in der letzten Zeit ein Faß verkauft habe. Coëffetau hatte lange genug über sein Verbrechen nachgesonnen, um nicht die Ungeschicklichkeit zu begehen, ein Faß zu kaufen, aber er hatte sechs Fässer gekauft, um die Verkäufer und die Polizei zu der Meinung zu verleiten, daß sie für einen Weinhändler bestimmt seien. Dies hatte er unstreitig sehr gescheit gemacht, aber dabei übersehen, daß die Faßfabrik jedes ihrer Erzeugnisse mit einer Nummer versah. Mit Hilfe dieser Nummer 107 entdeckte die Polizei am Tage nach der Erzählung des Zuckerbäckers den Faßfabrikanten. Mit dem Beistand dieses fand man den Fuhrmann, der die Fässer überliefert hatte, und durch diesen die Wohnung von Coëffetaus Mitschuldigen. Jetzt war es der Sicherheitsbehörde verhältnismäßig nicht schwer, nach und nach das ganze Verbrechen aufzudecken.

Man entdeckte die Wohnung Coëffetaus, seinen Namen, sowie den seines Mitschuldigen und erfuhr, daß sie ein kleines Haus in der Straße Cassini gemietet hatten. An dieses Haus stieß ein kleines Gärtchen, in welchem man in einer Tiefe von sechs Fuß das Faß und in demselben den alten Mann ermordet und in Stücke zerschnitten auffand, aber die Mörder waren zwei Tage nach der Verübung des Mordes aus Paris verschwunden. Sie wurden bei der darauffolgenden Gerichtssitzung gerichtet und per contumaciam zum Tode verurteilt. Ganz Frankreich beschäftigte sich damals 14 Tage lang mit diesem merkwürdigen Prozeß.

Dies ist eine kurze Übersicht des Berichtes, welchen der Rechtsanwalt nach dem Besuche Coëffetaus in der Gerichtszeitung las. Drei Tage darauf stellte sich der letztere wieder ein. Sein Aussehen war noch düsterer als früher. Es schien ihm sehr viel daran zu liegen, sein Schicksal zu erfahren.

„Bereut Ihr noch immer?" fragte ihn der Rechtsanwalt.

„Ja!"

„Ich nehme Euren Prozeß an." Die Züge des Mörders klärten sich einen Augenblick auf.

„Dies hier", sagte er, „bitte ich von mir anzunehmen."

„Ist dies von dem Gelde der Straße Grange-Batelliere?"

Coëffetau antwortete nicht.

„Ihr habt kein eigenes Vermögen gehabt vor — sechsundzwanzig Jahren?"

„Nein!"

„In Kriminalsachen nehme ich kein Geld, wenn ich seinen Ursprung nicht kenne."

„Ich habe mein Vermögen durch die Verkäufe an die Sträflinge verdoppelt."

„Dies macht keinen Unterschied. Ich kann nichts annehmen."

„Ganz nach Ihrem Gefallen."

„Ich habe Euren Fall studiert, er ist sehr schwer."

„Nicht ich habe den alten Mann ermordet, es war Lecouteux."

„Der, welcher den Spitznamen Auvergnat trug?"

„Ja."

„Es fehlt der Beweis dafür."

„Es wird sich aus den Verhandlungen ergeben. Ich hatte nicht die Absicht, den alten Mann zu töten, wir wollten bloß sein Geld, aber Lecouteux war von einer Mordwut besessen. Möge er auch die Strafe dafür tragen."

In diesem Augenblick läutete es an der Tür des Rechtsanwalts. Man hörte Flintenkolben auf dem Stiegenabsatze und den Befehl: „Öffnet im Namen des Gesetzes!"

„Man ist Euch gefolgt, Coëffetau", sagte der Rechtsanwalt.

„Verzeihung, Herr, daß ich Störung in Ihr Haus bringe. Ich habe den Polizeipräfekten benachrichtigt, und auf 2 Uhr den Chef der Sicherheitspolizei hierher bestellt."

Ein Diener trat ganz verstört in das Zimmer und bat um die Erlaubnis, die Polizei einzulassen.

„Ah, Coëffetau, Ihr habt uns viel zu schaffen gemacht", sagte der Chef der Sicherheitspolizei, der mit seinen Agenten eingetreten war.

Der Mörder antwortete nicht, sondern hielt die Hände zum Schließen hin.

„Auf baldiges Wiedersehen!" sagte er zum Rechtsanwalt. „Ich rechne auf Sie."

Zwei Monate darauf wurden Coëffetau und sein Mitschuldiger Lecouteux, genannt der Auvergnat, vom Gerichtshof der Seine zum Tode verurteilt und hingerichtet.

* * *

So lautete die Geschichte, die mir Herr Nautes eines Winterabends, als wir am Kamin saßen und plauderten, zum besten gab.

„Welch eigentümlicher und sonderbarer Fall", sagte ich. „Aber hatten Sie denn, als er zum erstenmal bei Ihnen war, um Ihren Rat zu holen, keinen Zweifel an seiner Verurteilung?"

„Ich war deren gewiß", antwortete kaltblütig der Rechtsanwalt.

Nach diesen Worten entstand unter uns ein tiefes Schweigen. Ich betrachtete den Rechtsanwalt, welcher seine unerschütterliche Kaltblütigkeit bewahrte.

„Sie wußten es," sagte ich, „und Sie haben einen Menschen auf — Verzeihen Sie, aber ich kann Ihren Beruf als Rechtsanwalt nicht begreifen."

Digitized by Google

„Ich habe ihn auf das Schafott geschickt, wollen Sie sagen, und in diesem Augenblick betrachten Sie mich als einen Staatsanwalt, den es nach Köpfen gelüstet, und Sie werfen mir vor, daß ich meinem Beruf untreu geworden. Was hatte Coëffetau eigentlich von mir verlangt? Ich sollte ihn verteidigen. Ich habe ihn verteidigt. Ich hatte im Anfang geglaubt, ihn vom Schafott zu retten und die Umwandlung seines ersten Urteils in lebenslängliche Galeerenstrafe bewirken zu können, aber am Tage nach der Verhaftung Coëffetaus änderte sich der Stand der Sache vollständig. Lecouteux war zu gleicher Zeit mit Coëffetau verhaftet worden. Der letztere hatte sich nicht damit begnügt, seinen Mitschuldigen anzuzeigen, sondern sich auch alle Mühe gegeben, ihn zu verderben. Dies gelang ihm zwar, aber der Schlag fiel gleichzeitig auch auf sein Haupt nieder. Ich habe Ihnen noch nichts von den geheimen Beweggründen gesagt, welche diese beiden Menschen zu unversöhnlichen Feinden machten. Als der Mord vollbracht war, teilten sie sich brüderlich in die ungeheure Summe, die sie geraubt hatten. Jeder von ihnen lebte dann nach seiner Weise. Sie haben gesehen, was für ein ordentlicher Geschäftsmann Patriarch, die Mutter der Diebe, war. Er besaß ein eigenes Haus und eine Equipage. Dagegen setzte der Auvergnate sein liederliches Leben fort, umgab sich mit Dirnen und Dieben, die ihm sein Vermögen durchbringen halfen. Als er ruiniert war, wandte er sich an Coëffetau. Dieser gab ihm wiederholt und längere Zeit hindurch nicht unbedeutende Summen, bis er endlich dessen überdrüssig wurde. Dann begann eine systematische Erpressung in großem Maßstabe. Lecouteux kam nur noch in betrunkenem Zustand zu Coëffetau, und es ist zu bewundern, daß die Dienerschaft des letzteren nicht schon längst von den Reden, die sie aus dem Munde des Auvergnaten vernahmen, der Polizei Anzeige gemacht hatte. Wenn ihn Coëffetau warten ließ, verlangte er nach Coëffetau, dem Mörder, und sogleich wurde dieser niedrige Mensch, dessen Aussehen und Manieren den Trunkenbold und Verbrecher verrieten, in das Kabinett des reichen Spekulanten geführt. Coëffetau sagte mir zwar, daß er Reue fühle, es war aber eine Lüge; er hatte kein Gewissen. Ohne die Anwesenheit von Lecouteux, der ihm beständig auf dem Nacken saß, hätte er nach seinem Verbrechen ganz ruhig fortgelebt. Als er zum erstenmal zu mir kam, konnte er nicht anders. Er fühlte sich in einem unsichtbaren Netz gefangen, dessen Maschen sich über seinem Kopf ausspannten. Ich hatte ihn durchschaut, obgleich er sich nichts davon merken ließ. Die Erpressung, welche Lecouteux gegen ihn übte, erklärt alles.

Coëffetau stützte sich darauf, daß er den alten Mann in der Straße Grange-Bateliere nicht ermordet habe, aber er hatte es nicht getan, weil ihm der Mut dazu fehlte. Seine Schuld war aber größer, als die des Auvergnaten, denn dieser war nur das Messer, während jener die Hand war. Coëffetau, genannt Patriarch, Mutter der Diebe, welcher den Wucherer gegen die Galeerensträflinge spielte, flößte dem Publikum noch mehr Widerwillen ein, als Lecouteux. Ich verteidigte ihn, so gut es in meinen Kräften stand, aber die Jury antwortete mit seiner Verurteilung."

★ Vermischtes ★

„. . . . Ihr Kochbuch hat mir und meinen Töchtern viel Freude gemacht, so daß besonders die jungen Mädchen, angeregt durch das hübsche Anrichten der Speisen, mit viel mehr Lust an das Kochen gehen", schreibt Frau Pfarrer Langhoff in Deutschsorno über das **illustrierte Kochbuch** von Mary Hahn, mit 406 Abbildungen. Ueber dasselbe ist der heutigen Nummer unserer Zeitschrift ein ausführlicher, mit einer Anzahl reizvoller Bilder versehener Prospekt beigefügt. — Die Eigenart dieses Buches zeigt sich zunächst in 406 prächtigen Abbildungen von angerichteten Fleisch- und Fischschüsseln, Vorspeisen, Gemüsen, wunderhübsch verzierten Salaten und Kompotten, Süßspeisen und Bäckereien. Schon an diesen Bildern sieht man, daß die Verfasserin keine Mühe und Kosten gescheut hat, ein Buch zu schaffen, das imstande ist, der Hausfrau oder Köchin das Kochen in jeder Weise zu erleichtern. Jeder Abschnitt ist reich illustriert und zeigt neben den fertig angerichteten Schüsseln auch die zur Herstellung derselben nötigen Handgriffe und Kniffe. Das Kapitel „Der Tee- oder Abendtisch" bringt eine reiche Auswahl in einfachen und feinen Gerichten für den Familientisch und für unerwarteten Besuch. Das Einmachen der Früchte und Gemüse ist ebenfalls eingehend behandelt einschließlich der jetzt so sehr beliebten Schweizer Konfitüren. Dies dürfte besonders den Damen mit eigenem Obstgarten manche Anregung bieten, Obst und Früchte aufs beste auszunutzen. — Kurz, es ist alles in dem Buche zu finden. Der Preis von nur 5 Mark für das Buch ist bei der Reichhaltigkeit des Inhalts ein äußerst minimaler. Wir wünschen dem Buche die weiteste Verbreitung. Zu haben ist das Buch in jeder Buchhandlung oder direkt vom Verlag M. Hahn, Frankfurt a. M.-Niederrad, der auch gern noch einmal Prospekt gratis sendet, wo derselbe verloren gegangen sein sollte. Apart zu haben ist außerdem von derselben Verfasserin für 1 M. (Porto 10 Pf.): Das Einmachen der Früchte und Gemüse im Haushalt, sowie Bereitung der Fruchtsäfte, Gelees, Konfitüren, Marmeladen und Liköre. 242 Rezepte mit 27 Bildern. Praktische Bücher sind die besten Festgeschenke!

Inhalt des Heftes 10: Die Reise nach Meran. Roman von Else Rema. — Die blaue Blume. Roman von Bruno Wölfing. **Beiblatt:** Soldatenmutter. Gedicht von Erich Janke. — Der Ueberfall. Von Leo N. Tolstoi. — Den Frauen. Gedicht von Paul Friedrich. — Ein schwieriger Fall. Von Friedrich Uhlenhorst. Schluß. — Vermischtes.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin, Verlag von Otto Janke Ausgegeben am 28. November 1914.— Druck: A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek

1915 Heft 11

Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Die Reise nach Meran / Roman von Else Rema

3. Fortsetzung.

Ein Jahr nach dem andern verschwand, Kamilla verlor den Mut nicht, wohl aber Theo von Alberti, der in einer kleinen Stadt als Referendar arbeitete. Sein Abschiedsbrief traf sie wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Es war ein Meisterwerk stilistischer Kunst, aber Kamilla las aus den glatten Redewendungen die unbarmherzige Wahrheit heraus: Theo von Alberti fürchtete sich vor einem Leben in Armut. Dieses Martyrium wollte er ihr und sich selber nicht auferlegen. Für sie beide mußten neue Glücksmöglichkeiten geschaffen werden.

„Erziehung und Gewohnheit regieren unser Dasein. Es sind Mächte, die wir niemals überwinden. Du, Kamilla, bist ebensowenig zum Entbehren geschaffen wie ich, denn wir beide sind in guten Kinderstuben aufgewachsen.

Ich weiß, Frauen können sich opfern. Aber ich würde zusammenbrechen in dem Bewußtsein, Deine Jugend und Schönheit an mich gerissen zu haben, ohne ihnen den Rahmen geben zu können, der ihrer würdig ist, und den ich für Dich ersehne. Kamilla, ich müßte die Achtung vor mir selbst verlieren, wollte ich, der Mann, nicht weiser sein als Du und Dich bewahren vor dem Loos an meiner Seite. Glaube mir, Deine Liebe würde schwinden in einer Ehe ohne Schönheit und ohne Poesie, die graue Dürftigkeit des Alltags würde Dich herabziehen in die Niederungen der Nüchternheit. Das Weib vermag nur den Mann zu lieben, der sein Geschick zu sonnigen Höhen führt. Ich müßte Deinen Augen ein Machtloser, ein Schwacher erscheinen. Aber Dein Freund will ich bleiben, Kamilla! Ich werde Dich lieben, so lange ein Atemzug in mir ist."

Vier Wochen später las sie die Nachricht von seiner Verlobung.

Kamilla Scholl war keine schwache, kleine Natur, sie überwand den Schlag, der sie getroffen, aber öde, traurige Hoffnungslosigkeit hatte sie überkommen. Ihr Lebensbaum schien ihr grausam entblättert, sie wünschte nichts mehr, es war tot und stumm in ihr geworden. Nur selten verließ sie ihre Wohnung, sie arbeitete mit Feuereifer an ihren Batiksachen, die sie einem Atelier für moderne Innenkunst lieferte.

Sie wollte ein selbständiges Unternehmen gründen, sie wollte ganz auf eigenen Füßen stehen, denn Träume von einem Glück an eines Mannes Seite hatte sie begraben.

Ihre Arbeit machte ihr Freude. Man lobte ihren Geschmack und bestellte ihre Muster immer wieder nach, so daß sie hoffen konnte, in absehbarer Zeit ihre bescheidenen Zukunftswünsche zu erfüllen. Aber Kamilla sollte aus ihrer mühsam errungenen Gemütsruhe abermals aufgescheucht werden.

Theo von Alberti, der inzwischen Assessor geworden, hatte nach seiner Verheiratung sein Domizil in Berlin aufgeschlagen, wenige Schritte von der kleinen Gartenhauswohnung entfernt, die Kamilla mit ihrer Freundin teilte.

Unverhofft war sie ihm auf der Straße begegnet. Sie fühlte, wie das Blut aus ihrem Gesicht wich. Es war, als ob ihr Herz aufgehört hätte zu schlagen. Sie konnte es nicht hindern: sein Anblick war ihr trotz allem, was geschehen,

Digitized by Google

lieb und vertraut. Und das war für ihren Stolz die peinvollste Niederlage.

Die Begegnung mit Theo von Alberti warf Kamillas Pläne über den Haufen. Fort wollte sie, nur fort von Berlin, wo sie stets von neuem seelische Stöße erlitt, denn er lauerte ihr auf, sowie sie auf die Straße trat, immer wieder versetzte er ihr Gemüt in Unruhe, und Kamilla fühlte sich nicht stark genug, ihre ablehnende Haltung auf die Dauer zu bewahren.

Kamilla hatte sich ihrer Freundin bisher nicht anvertraut, denn sie litt zu tief, um ihre Gefühle zu offenbaren, die Wunde war zu frisch, als daß sie hätte Helga Streiter von ihrem Leid erzählen können.

In dieser Stimmung hatte Kamilla Scholl das Gesellschafterinnengesuch gelesen und sofort beantwortet. Es handelte sich um die Begleitung auf einer Reise nach dem Süden, und dieses Inserat war ihr wie eine Botschaft des Himmels erschienen.

Fern von Berlin würde sie gesunden — was gab es Besseres für seelisches Leid, als in blauen Fernen Genesung suchen?

Allmählich war ihre Freude wieder angebebbt. Sie kannte Berlin. Da würden sich Hunderte melden. Warum sollte gerade sie diejenige sein, die das Glückslos traf!

Die beiden Freundinnen saßen in ihrem hübschen, behaglichen Eßzimmerchen und tranken Tee aus dünnen chinesischen Tassen. Das war für sie die Feierstunde des Tages, da wurde besprochen, was sie gearbeitet und geschafft hatten, da wurden Zukunftspläne erörtert, Hoffnungen und Wünsche ausgetauscht, und man schöpfte neuen Mut aus diesen abendlichen Aussprachen.

Helga Streiter klagte gern, sie war niemals zufrieden mit ihrem Los, während Kamillas positiver Sinn sich mit Lebensschwierigkeiten leichter abzufinden wußte. Beruf war Beruf. Und ganz glatt ging es nirgends.

„Aber du kannst wenigstens für dich allein arbeiten, du hast nicht nötig, dich mit fremden Menschen abzugeben, die dich unnütz quälen und denen du immer dasselbe wiederholen mußt."

Kamilla schwieg zu diesen Auslassungen, da sie sie genugsam kannte. Sie hätte auch lieber ganz nach ihrem eigenen Geschmack gearbeitet, aber wenn man Geld verdienen wollte, mußte man der Richtung des Publikums Konzessionen machen. „Du kannst dich wenigstens mit dir und deinen Gedanken beschäftigen bei deiner Arbeit."

„Die sind nicht immer so erfreulich," warf Kamilla ein, „ich wünschte manchmal, ich würde von ihnen abgelenkt."

„Da komm zu mir ins Atelier, da steht dir mehr Ablenkung zur Verfügung als du vertragen kannst. Wenn ich einmal in der Lotterie gewinne, mache ich nur noch Kunstaufnahmen von Menschen, die ich mir selbst dazu aussuche. Du kannst dir nicht denken, was es heißt, beliebige Gesichter photographieren zu müssen, bloß weil ihre Inhaber dafür bezahlen und daraus das Recht herleiten, sich zu Schönheiten des Jahrhunderts zu verwandeln. Wenn ich mein Atelier los werden könnte, ich tät's mit Freuden. Am liebsten machte ich es so wie du und suchte mir einen Reiseposten. Aber im übrigen begreife ich dich nicht recht, Kamilla. Was ficht dich an? Es muß doch ein gewichtiger Grund sein, der dich bestimmt, mich hier allein zurückzulassen? Denkst du an eine Trennung für immer?"

„Ich weiß das alles noch nicht, Helga," sagte Kamilla gequält, „die Zukunft liegt vor mir wie ein ödes, graues Feld. Ich möchte reisen — und ich möchte bleiben. Aber das ist unmöglich, glaube es mir. Du würdest vielleicht anders denken und anders handeln als ich — doch ich weiß mir keinen anderen Rat, ich muß fort von hier. . . ."

Und endlich kam es von ihren Lippen, was sie die letzten Wochen durch die Begegnungen mit Theo von Alberti gelitten.

Helga Streiter nahm es kühler. Sie begriff Kamilla nicht. Sie für ihre Person würde sich von einem solchen Wiedersehen nicht berührt fühlen.

„Ist er schon verheiratet?"

„Seit einem Vierteljahr."

„Hast du seine Frau gesehen?"

Kamilla sah starr auf den Frühling von Botticelli, der ihr gegenüber an der Wand hing.

„Schön? Jung?"

„Sie ist mindestens fünfzehn Jahre älter als er. Eine ganz unscheinbare Frau. Aber sie besitzt Millionen, und denen hat er sich geopfert."

„Wenigstens brauchst du nicht eifersüchtig

Digitized by Google

sein, Camilla, bedenke, wenn du eine schöne, junge Frau an seiner Seite gesehen hättest. . . ."

„Das wäre weniger verächtlich gewesen, Helga. . . ."

„So sind sie alle heutzutage," sagte Helga Streiter kaltblütig, „ich begreife nicht, wie du dich darüber aufregen kannst, wenn du ihn siehst."

„Ich habe ihn geliebt, Helga."

„Und vielleicht liebst du ihn noch, Kamilla?"

Kamilla Scholl seufzte und schwieg.

Du siehst doch so vergnügt aus, wie seit Wochen nicht", sagte am nächsten Tage Helga Streiter zu ihrer Freundin, als sie aus ihrem Atelier heimkehrte.

Der Kimono, der seit Monaten lagerte, ist verkauft, und ich habe eine Antwort auf meine Offerte bekommen. Eine Frau Sanitätsrat Pirchholtz bittet mich um meinen Besuch."

„Eine ältere Dame vermutlich, dem Titel nach zu urteilen, oder sie hat sehr jung geheiratet. Selbstverständlich Witwe. Du, nimm dich vor Witwen in einem gewissen Alter in acht. Sie sind seelisch immer ein bißchen aus dem Gleichgewicht geworfen und demzufolge etwas schwierig im täglichen Verkehr. Schreibt sie etwa über ihre Reisepläne?"

„Sie möchte zunächst nach Meran und von dort tiefer in den Süden."

„Natürlich. Rom als Endziel. Das konnte ich mir denken. Frauen in einem gewissen Alter gehen heutzutage nach Rom. Witwen und Unheiratete meistens. Die Königin Christine von Schweden macht post festum Schule. Aber ich könnte dich beneiden, Kamilla. Nur möchte ich mich nicht als Gesellschafterin verdingen. Das ist moderne Leibeigenschaft, selbst bei der besten Behandlung."

„Es ist noch gar nicht gesagt, daß ich den Beifall der Frau Sanitätsrat finde."

„Vielleicht bist du ihr zu hübsch, vielleicht wünscht sie eine Folie? Gesellschafterinnen haben sich eines möglichst unscheinbaren Äußeren zu befleißigen. Aber im übrigen, wir werden ja sehen."

* * *

„Einen Augenblick, Kamilla, ich bin gleich fertig."

Kamilla Scholl kam aus der Pension der Frau Direktor Pursch und beeilte sich, ihrer Freundin das Resultat der Unterredung mit Frau Sanitätsrat Pirchholtz mitzuteilen. Sie war engagiert, sie hatte den Sieg über sechzig Bewerberinnen davongetragen.

Helga Streiter stand im Begriff, die Aufnahme für eine angehende junge Schauspielerin vorzubereiten, die aussah wie eine Naive und im Bild durchaus als Medea wirken wollte.

„Ich bin am Ende meiner Kraft. Aber es ist gleich überstanden. Neun Aufnahmen liegen bereits im Fixierbad. Ich komme mir vor wie eine Betrügerin, denn sie sieht auf den Bildern wirklich wie ein überlebensgroßes Heldenweib aus."

Endlich waren sie allein im Atelier. Helga, im weißen Arbeitskittel, gegen ein landschaftlichen Hintergrund gelehnt, während Kamilla auf dem Diwan mit dem unechten Pantherfell saß, auf der die kleine Schauspielerin vor wenigen Minuten noch posiert hatte.

„So — du hast ihr gefallen? Das läßt auf eine angenehme Gemütsart schließen, sie ist gegen Jugend und Schönheit nicht eingenommen."

„Ich bin achtundzwanzig, Helga. . . ."

Nun aber vor allen Dingen, wer ist sie?"

Kamilla zögerte. „Es ist so schwer, nach der ersten kurzen Bekanntschaft ein Urteil abzugeben."

„Denke an Kant. Der erste Eindruck ist der maßgebende, und man soll ihn sich nicht verwischen lassen. Also?"

„Sie ist ungefähr Ende der Dreißig, aber gut konserviert, man könnte sie auch für jünger halten. Sie ist eine sehr elegante Dame. Ein bißchen phlegmatisch allerdings, aber darin kann ich mich täuschen."

„Verwitwet?"

„Und kinderlos."

„Hm. Und begibt sich auf Reisen. Das ist sehr gravierend."

„Sie ist noch nie aus ihrer Heimatstadt herausgekommen, wie es scheint, fürchtet sie sich ein wenig vor dem Alleinsein."

„Allein sein können ist eine Kunst, wem sie nicht angeboren, lernt sie nie. Hast du dich über die Beweggründe ausgesprochen, die dich veranlassen, Berlin den Rücken zu kehren?"

„Nein. Der Punkt schien sie auch gar nicht zu beschäftigen, sie stellte keinerlei Fragen in

Digitized by Google

dieser Richtung. Frau Sanitätsrat Pirchholtz steht dem Leben ein bißchen unerfahren gegenüber. Im übrigen trifft deine Charakteristik, die du von ihr entworfen, ohne sie zu kennen, soviel ich beurteilen konnte, ein wenig zu, Helga. Ich glaube, Frau Sanitätsrat Pirchholtz krankt an ihrer Vergangenheit, sie möchte nachholen, was sie ihrer Meinung nach versäumt hat."

„Wahrscheinlich war sie in ihrer Ehe nicht glücklich."

„Ich habe das Gefühl, sie spielt die Weltdame, ist es aber in Wahrheit gar nicht. Die elegante Toilette, sogar ein wenig übertrieben modern, paßt nicht zu ihrem Wesen. Ich kann sie mir viel besser im einfachen Hauskleid daheim in ihrer blumenumrankten Villa vorstellen, ich habe das Gefühl, als behage sie sich nicht in der Rolle, die sie über kurz oder lang doch wieder abgeben wird."

„Wann soll die Reise losgehen?"

„So bald wie irgend möglich. Ich habe alle notwendigen Vorbereitungen übernommen."

„Du wirst dich in dein neues Metier einarbeiten müssen. Die Sache ist nicht so einfach. Portiers, Kellner, Gepäckträger und chefs de reception sind schwierige Herrschaften, überhaupt für uns Frauen. Denn du darfst nicht vergessen, für diese Menschen sind wir immer noch inferiore Geschöpfe, was wir auch sonst im Leben vorstellen mögen. Und wie wirst du es mit Theo von Alberti halten? Ich meine, wirst du es ihm mitteilen, daß du von Berlin weggehst und daß er es ist, der dich vertrieben hat?"

„Nein. Er hat kein Recht an meinem Leben mehr. Ob ich gehe oder bleibe — das ist und muß gleichgültig für ihn sein."

* * *

Frau Sanitätsrat erledigte Korrespondenzen. Sie tat es nicht mit der gewohnten Verve, denn die Heimat und alle damit verknüpften Interessen, die sonst ihr Leben ausgefüllt hatten, waren in den Hintergrund gerückt und schienen ihr unwesentlich, seit sie ihre neue Umwelt auf sich wirken ließ.

Grete Ulrich war glückliche Braut des Oberlehrers, der sich im letzten Jahre um sie beworben.

Amanda Pirchholtz seufzte ein ganz klein wenig, während sie im Schreibzimmer vor dem grün ausgeschlagenen Pult saß und zur Abwechslung noch einmal in den Briefen blätterte, die sie in der letzten Zeit von ihren Freunden und Verwandten erhalten hatte.

Ob die muntere Grete den Oberlehrer auch wirklich liebte, oder ob man ihr es so lange vorgesagt hatte, bis sie es selber glaubte?

Was wußte so ein junges Ding von Liebe?!

In zehn Jahren würde sie ganz genau wissen, ob er der rechte Mann für sie gewesen, den sie im Unverstand der Jugend geheiratet hatte. Vielleicht kam ihr auch niemals die Erkenntnis? Desto besser. . . ."

Sie hatte ganz neue Anschauungen über das Leben bekommen, seit sie in Berlin war, und was das Schlimmste war: sie wußte selbst nicht mehr genau, ob sie mit ihrem seligen Arthur in glücklicher Ehe gelebt hatte?!

Frau Amanda empfand in Momenten gesteigerter Empfindungen, daß sie auf dem besten Wege war, ihr eigenes Ich zu entdecken, das entweder geschlafen hatte all die Jahre her oder überhaupt nicht vorhanden gewesen war, ein Ich, das ihr selbst höchst rätselhaft erschien.

Machte es sie glücklicher?"

Sie hätte keine geschlossene Antwort auf diese Frage geben können. Sie hatte äußerlich alle Stadien eines glücklichen Frauenlebens durchlaufen, aber wenn sie in die Vergangenheit zurückblickte, so dünkte es sie, als sei das alles nur leere Form gewesen, als habe sie gehandelt, gesprochen gesehen, gehört . . . und doch nicht gelebt. Sie war Gattin, Schwester und Freundin gewesen . . . aber keine eigene Individualität. Die hatte sie jetzt erst in sich entdeckt.

Die treue Auguste beschränkte den schriftlichen Verkehr mit ihrer Gnädigen auf kurze, sehr ungenaue Mitteilungen, die sie lichtblauen oder rosafarbenen Bogen mit bunten Blumen in der linken Ecke anvertraute, und aus denen absolut kein klares Bild von ihrer Existenz im Schoße der Verwandtschaft zu gewinnen war. „Es gefiel ihr sehr gut", diese Versicherung zog sich wie ein immer wiederkehrendes Leitmotiv durch ihre Briefe.

Die Schwestern des seligen Sanitätsrats standen wieder einmal auf dem Punkte, sich zu trennen. Aber dieses Mal sah die Situation ernst aus. Emilie schrieb, daß sie sich für die braune Garnitur entschieden hätte, und Rosa

Digitized by Google

teilte mit, daß man ihr das Recht auf die blaue nicht absprechen dürfe. Beide Damen hatten schon je eine kleine Wohnung in bester Lage der Stadt gemietet, die allerdings, was nicht zu umgehen gewesen, einander gegenüber lagen.

Aber man konnte sich ganz gut ausweichen, wenn man wollte, schrieb Emilie, und dieselbe zärtliche Ansicht äußerte Rosa per Postkarte.

Amanda Pirchholtz lächelte ein bißchen und seufzte dabei.

War das Leben wirklich nur dazu da, es in Kleinigkeiten zu verzetteln und sich in Gefühlen zu verausgaben, die an den Gegenstand verschwendet waren?

Bruder Fritz erging sich brieflich in endlosen Warnungen und Vermutungen, er verfehlte nicht, ihr fortgesetzt von schrecklichen Reiseabenteuern alleinstehender Damen zu berichten und belegte sie sogar mit sorgfältig aufgeklebten Zeitungsausschnitten, über die Amanda jedoch sehr flüchtig hinwegging.

Emilie Neuberg meldete die zurückgegangene Verlobung ihrer Tochter Wally. Dabei ließ sie durchblicken, daß das arme Ding sehr gut eine Zerstreuung brauchen könne. Amanda, die doch keine eigenen Kinder habe, würde sich erfrischen an der Jugend ihrer Tochter, und außerdem täte sie ein gutes Werk, wenn sie ihr nach der erlittenen Enttäuschung die Zerstreuung einer Reise böte. Man wäre für die nächste Zeit gesellschaftlich unmöglich. Amanda könne wohl kaum ein Verständnis für eine solche Situation haben, die für eine zärtliche Mutter geradezu Qualen bedeute.

Amanda Pirchholtz war bei der Lektüre des Briefes von einer leichten Ungeduld befallen worden. Sie war all die Jahre hindurch eine zärtliche Verwandte gewesen, aber nun wünschte sie endlich einmal sich selbst zu leben. War das ein ungerechtes Verlangen? Konnte man's ihr verdenken, daß sie endlich einmal frei sein wollte, ganz frei? War sie denn nur für andere da? Eine zärtliche Familie haben, war gewiß recht hübsch . . . aber Frau Amanda hatte im Moment wenig Sinn dafür. Sie wollte einmal für eine kurze Weile aufhören, Schwester, Schwägerin und Kusine zu sein.

Unter dem Eindruck dieser Empfindungen tauchte sie die Feder ein und schrieb:

„Liebste Emilie!

Du kannst Dir natürlich lebhaft vorstellen, wie sehr mich die von Dir erhaltenen Nachrichten betrüben. Ich weiß Dich in seelischen Konflikten und bin nicht einmal in der Lage, Dir nach irgendwelcher Richtung beizustehen, weder durch mein Kommen nach dort, das im Moment ganz unkunlich ist, noch durch die Aufforderung, Wally an meiner Reise teilnehmen zu lassen.

Du hast ganz recht: ich bin selbst nicht Mutter, und meine Empfindungen bewegen sich daher in entgegengesetzten Linien, wenn ich natürlich auch zu begreifen vermag, wie sehr Du unter den Ereignissen leidest. Du darfst überzeugt sein, daß ich Dir, welche Ansicht ich auch von den Dingen hege, meine verwandschaftliche Teilnahme nicht versage.

Aber ich muß Dir offen bekennen, daß ich nicht völlig mit Dir sympathisiere. Eine zurückgegangene Verlobung ist besser als eine unglückliche Ehe, muß denn durchaus geheiratet sein? Wieso seid Ihr gesellschaftlich unmöglich? Ich begreife das einfach nicht.

Wenn ein junges Mädchen und ein junger Mann den Mut zur Wahrheit besitzen, kann man sie doch nicht als Lohn dafür ächten wollen?!

Das scheint Dir gewiß nur so?! Ich muß offen gestehen, daß ich vielleicht nicht immer meiner heutigen Ansicht war, aber wenn man das Leben in der Großstadt sieht, wie es vorwärts treibt und flutet, wie das Heute die Erinnerung an das Gestern löscht, möchte ich darüber lächeln, wie wichtig und ernst man in der Kleinstadt Dinge und Ereignisse nimmt, die so wesenlos sind, wenn man das menschliche Dasein mit größerem Maßstab messen lernt. Empfinde es nicht als lieblos, daß ich Wally nicht bitte, mich auf meinen Reisen zu begleiten, aber ich wäre wohl kaum die geeignete Gesellschaft für ein junges Mädchen, ich bin selbst in einer Art von Gärungsprozeß, es ist so vieles unklar in mir, aber Du als glückliche Frau und Mutter würdest die Wandlungen nicht begreifen, denen ich als alleinstehende, kinderlose Frau ausgesetzt bin, selbst wenn ich versuchen wollte, Dir einen Einblick in mein Inneres zu geben.

Meine künftige Reisebegleiterin würdet Ihr nach Euren Begriffen ein spätes Mädchen nennen, hier denkt man anders über eine junge Dame von achtundzwanzig Jahren. Ich sage

Digitized by Google

es Dir im Vertrauen: ich fühle mich unfertig neben Fräulein Kamilla Scholl, sie faßt die Dinge mit einer Reifheit und Selbständigkeit an, um die ich sie beneiden könnte. Die Großstadt entwickelt die Menschen anders als die kleine Stadt, ich habe es hier einsehen gelernt.

Ab Meran erhälst Du meine Adresse. Inzwischen sei herzlich gegrüßt von Deiner treuen

Kusine Amanda.

Amanda Pirchholtz hatte kein ganz ruhiges Gewissen, als sie den Brief siegelte, denn sie fand sich selbst herzlos und wenig anhänglich an die Familie. Wenn sie Fräulein Scholl nicht bereits gefunden hätte, würde sie vielleicht die arme Wally mitgenommen haben, die daheim unter dem Druck einer zurückgegangenen Verlobung seufzte. Aber lieber Himmel — mußte sie denn immer einspringen, wenn es Ärgerlichkeiten in der Verwandtschaft gab?

„Amanda ist eine ganz andere geworden, als ich sie im Gedächtnis hatte," sagte Kusine Emma zu ihrem Mann nach Empfang des Briefes aus Berlin, „man soll einmal etwas von diesen Frauen wollen, die nur für sich selbst zu sorgen haben. Egoistinnen sind sie allesamt."

Es gab noch vielerlei zu besorgen vor der Abreise, Amanda und ihre künftige Gesellschafterin waren den ganzen Tag unterwegs. Frau Amanda beschäftigte sich allerdings mehr in Toilettenangelegenheiten, denn im letzten Moment entdeckte sie noch Unzulänglichkeiten in ihrer Ausrüstung, denen unbedingt abgeholfen werden mußte.

Fräulein Kamilla Scholl erledigte den geschäftlichen Teil der Angelegenheiten, sie tat es mit der gewohnten Hingabe an übernommene Pflichten, aber sie konnte ihre Gedanken nicht hindern, daß sie sich immer wieder mit Theo von Alberti beschäftigten. Nun würde sie ihn nicht mehr sehen. Sie floh vor seinen heißen, werbenden Worten, die sie nicht anhören durfte von dem Mann einer anderen. Das war sie ihrer Selbstachtung schuldig, aber ihr Herz litt bei dem Gedanken an die bevorstehende Trennung.

„Meran — Schlafwagen zweiter Klasse", sagte der Beamte im Reisebureau und legte auf das gelbe Brett des Schalters zwei Kärtchen, die Kamilla Scholl bezahlte und in ihr Ledertäschchen schob.

Neben ihr stand ein junger Mann, dem Aussehen nach ein Herrschaftsdiener, und forderte zwei Karten für den Schlafwagen erster Klasse nach Meran, der abends zehn Uhr über München abging.

Es war gar nichts Besonderes an dem jungen Menschen, der die Billetts in Empfang nahm, und deshalb schenkte Fräulein Scholl ihm auch keine Beachtung, denn sie ließ sich nicht träumen, daß in dem Moment, da er die Karten in sein einfaches Portefeuille schob, ein kleines, unsichtbares Rädchen am großen Rad ihres Schicksals in Bewegung gesetzt wurde.

„Wollen wir nicht Zimmer im voraus bestellen?" fragte Doktor Viktor Wernthaler seinen Vetter und Freund Wolfgang Königsreiner, als sein Diener ihm die Fahrkarten übergab.

„Wenn du meinst. . . ."

Wolfgang Königsreiner blickte von dem philosophischen Werk auf, in dem er las. „Hotel Kronprinzessin Stephanie soll sehr gut sein."

„Wenn Sie nach Meran gehen," sagte eine Bridgepartnerin zu Frau Amanda Pirchholtz am Abend desselben Tages, „so kann ich Ihnen Hotel Kronprinzessin Stephanie sehr empfehlen, es ist zwar teuer, aber Sie finden gute Gesellschaft dort. Und darauf kommt es Ihnen doch an."

* * *

Doktor Viktor Wernthaler stieß einen Seufzer der Erleichterung aus, als der Zug sich in Bewegung setzte.

Wolfgang Königsreiner, der seine Mütze aus der Handtasche nahm, sah ihn lächelnd an.

„Viktor, ich habe dich im Verdacht . . ."

„In welchem? Sprich dich ruhig aus", sagte Viktor Wernthaler und legte Zeitungen und Bücher auf das Fenstertischchen zwischen ihren beiden Sitzen.

„Du bist wieder einmal auf der Flucht vor einer Frau. . . ."

„Und wenn ich nein sage. . . ."

„Dann glaube ich es dir nicht. . . ."

„Freund und Vetter, du kennst mich. . . ."

„Wegen Mika Schönwald natürlich?"

Viktor Wernthaler hing seinen Ulster am Garderobehaken auf, befühlte rechts und links die Taschen seines Rockes, schob das Lederetui mit den Schirmen und Stöcken noch etwas mehr im Netz zurück, brachte sein seidenes Reisekissen

Digitized by Google

in die richtige Lage und blickte sekundenlang zum Coupéfenster hinaus, an dem die letzten Wohnhäuser Berlins vorüberglitten.

„Natürlich wegen Mika Schönwald, es blieb nichts anderes übrig, als zu fliehen."

Viktor Wernthaler befand sich sehr häufig in seinem Leben vor irgend etwas auf der Flucht, das ihm die Ruhe nahm. Und das war sehr leicht der Fall, es bedurfte keiner schwerwiegenden Anlässe dazu. Ein Diener, der schlecht einschlug, ein Mensch, dessen allzu häufige Gesellschaft ihm auf die Nerven fiel, eine Straße, die er nicht mehr sehen mochte, ein Zimmer, das irgendwelche geringfügige Schattenseiten in seinen Augen besaß . . . das waren alles Dinge, die Viktor Wernthaler zeitweilig in die Flucht trieben. Mitunter war es auch eine Frau, aber dann lag der Fall schon ernster.

Hals über Kopf pflegte er aufzubrechen, ohne daß er wußte, wohin er wollte, das überlegte er sehr oft erst im Coupé.

Viktor Wernthaler sprach manchmal von einer endgültigen Weltflucht, aber das mußte man nicht für ernst, sondern für das, was es war, nehmen: für ein bißchen Koketterie, die angeboren in seinem Wesen lag.

„Es war das beste, was du tun konntest, wenn du nicht gesonnen warst, die Konsequenzen deiner Handlungsweise zu ziehen," bemerkte Wolfgang Königsreiter, „ich für meinen Teil allerdings liebe es nicht, den Dingen durch die Flucht aus dem Wege zu gehen."

„Erlaube mal, ‚Konsequenzen meiner Handlungsweise', willst du damit vielleicht sagen, daß ich unehrenhaft gegen Mika Schönwald vorging?"

„Unehrenhaft?" Wolfgang Königsreiner zuckte mit den Achseln und ließ das Zeitungsblatt sinken, in dem er geblättert hatte.

„Lieber Viktor, es gibt Dinge, über die wir ganz verschiedener Ansicht sind und über die wir uns niemals einigen werden. Speziell in unserem beiderseitigen Standpunkt den Frauen gegenüber. Was ist da ehrenhaft und was ist da unehrenhaft? Dafür gibt es keinen Richter. Nach modernen gesellschaftlichen Begriffen magst du recht haben, aber du weißt, ich bin ein bißchen altmodisch und ein halber Wilder. Ich habe nicht umsonst mehr als zwanzig Jahre drüben gelebt. Da verbauert man, wenn man tagelang kein weißes Gesicht sieht. Übrigens, ich möchte noch etwas trinken, kommst du mit in den Speisewagen?"

Die beiden Herren erhoben sich. Es war eine schwierige Passage durch die schmalen Gänge der Durchgangswagen, zudem herrschte noch die Unruhe der ersten halben Stunde nach der Abfahrtszeit. Eckplätze wurden gesucht. Damen kamen vom überfüllten Frauencoupé in die Nichtraucherabteile, der Schaffner notierte die Plätze und gab Karten aus. . . .

Herren standen mit Zigaretten und Zigarren im Gange vor den geöffneten Fenstern, der Duft frischer Blumen mengte sich in den rauchigen Odem. . . .

Die „italienischen" Wagen waren überfüllt.

„Rompilgerinnen," sagte Viktor Wernthaler im Vorbeigehen, als er die Überzahl der Frauen gewahrte, „das ist nahezu eine Epidemie heutzutage, was wollen sie nur alle in Rom? Kunst? Und merkwürdig, es sind immer Frauen eines gewissen Alters, die es nach der Siebenhügelstadt zieht. Früher richteten sie einen Salon ein, oder sie wurden fromm. Und heutzutage? Heutzutage reist man, und natürlich nach Rom."

„Pardon", sagte Viktor Wernthaler und lüftete die Mütze, als eine Dame in die offene Tür ihres Coupés zurücktrat, um ihm den Raum zur Passage frei zu geben.

Diese Dame war Frau Amanda Pirchholtz, und hinter ihr stand Fräulein Kamilla Scholl.

Frau Amanda sah sehr modern und elegant aus, ihr leiblicher Bruder Fritz würde sie nach der Berliner Toilettenmetamorphose kaum wiedererkannt haben. In ihrem hellgelben Rindlederkoffer neuester Konstruktion bargen sich alle notwendigen Utensilien, deren eine Frau der Neuzeit zur Erhaltung von Jugend und Schönheit bedurfte. Es herrschte ein sehr interessantes, wenn auch wohlgeordnetes Durcheinander in diesem Handkoffer, der als typisches Kulturbild aus dem zwanzigsten Jahrhundert gelten konnte. Da waren Bridgekarten im zierlichen Lederetui, der neueste Frauenroman mit sezessionistisch gehaltenem Titelblatt lag neben dem Cicerone von Burkhard, über dem sich ein Libertykissen bauschte. Da war noch der Kimono für den Schlafwagen und der Turban, der die Frisur während der Nacht schützen, aber

Digitized by Google

auch gut kleiden sollte. Ein Kästchen aus Ebenholz, das sehr geheimnisvoll aussah und dem Requisitenschatz eines Prestidigitateurs entnommen schien, entzog Massageapparate und Cremes dem indiskreten Blick der Außenwelt. Denn Frau Amanda hatte Berlin nicht verlassen, ohne einem fashionablen Schönheitssalon einen Besuch abgestattet zu haben. Sie hatte bedeutende Einkäufe dort bewirkt, man hatte ihr gesagt, eine Frau brauchte nicht zu altern, wenn sie nicht wollte, und unter dem Eindruck dieser tröstlichen Versicherung hatte sie einen Schatz von Salben und Apparaten zusammengekauft, der selbst einer Poppäa genügt haben würde. Dafür hatte sie gratis Unterricht in der „Behandlung" bekommen, und Amanda erwies sich als gehorsame Patientin, denn sie wünschte das Stadium des Alters möglichst herauszuschieben.

Amanda Pirchholtz war noch Anfängerin auf ihrer Globetrotterlaufbahn. Die geringfügigste Begebenheit wurde ihr zum Erlebnis, sie besaß noch nicht die blasierte Gleichgültigkeit der Vergnügungsreisenden von Beruf. Interessiert blickte sie dem schlanken, brünetten Herrn nach, der eben an ihr vorübergestreift war. Er gefiel ihr, denn er unterschied sich wohltuend von den Vertretern des männlichen Geschlechts, die sie daheim gewöhnt war. In Gedanken lächelte sie über Fritz Brachmann. Er trug immer hellgraue Anzüge, die im Winter einen sommerlichen Eindruck machten und im Sommer einen winterlichen.

Doktor Viktor Wernthaler besaß jene Gleichgültigkeit gegen seine Umwelt, die das Resultat jahrelangen Reisens zu sein pflegt. Hier und da konnte ihn ein hübsches Frauengesicht aus seiner Passivität reißen, die ihm fast zur zweiten Natur geworden. Er fing rasch Feuer, aber es brannte auch schnell herunter. Zu jeder anderen Stunde wäre er nicht ohne weiteres an Frau Amanda vorübergegangen, denn er besaß eine feine Witterung für Frauen, in deren Psyche es geheimnisvolle Unterströmungen gab, die vor einem Schicksal standen oder deren zitternde Unruhe er durch den dichtesten Schleier vollendeten Weltdamentums spürte.

Aber Doktor Wernthaler befand sich nicht in der Gemütsverfassung, die ihn für eine interessante Frau empfänglich machte.

Er war im Begriff, sich aus den Maschen eines Netzes zu lösen, in dem sich seine Freiheit zu verfangen drohte.

Und das ist ein Stadium, das einen Mann unempfindlich für die holde Anmut einer Mona Lisa machen würde, wenn sie zu mitternächtiger Stunde in Fleisch und Blut aus ihrem Rahmen zu ihm herniederstiege.

Viktor Wernthaler hatte für die Dauer einer Sekunde, als er an Frau Amanda vorüberstrich, ein Parfüm geatmet, das seine Geruchsnerven irritierte, denn es erinnerte ihn an Mika Schönwald. Das war der einzige Eindruck, den er empfangen hatte und dem er möglichst rasch zu entfliehen trachtete.

Aber sein Freund und Vetter Wolfgang Königsreiner befand sich in ausgeglichener, friedlicher Gemütsstimmung, und demzufolge bemerkte er, daß Fräulein Scholl, die zweite und jüngere Dame im selben Coupé, seinem Geschmack durchaus entsprach. Er liebte die Frauen mit kastanienfarbenem Haar und blaugrauen Augen, besonders wenn sie einen so wahrhaften klaren Ausdruck hatten, wie des jungen Mädchens, für das er auf den ersten Blick eine starke Sympathie empfand. Es unterschied sich wohltuend von dem weiblichen Typ, den er in deutschen und amerikanischen Großstädten kennen gelernt.

„Das wäre eine Frau nach meinem Sinn", fuhr es ihm durch den Kopf, denn Wolfgang Königsreiner war des Alleinseins müde, und er sehnte sich nach einem weiblichen Kameraden, wenn er auch nicht gerade auf Freiersfüßen ging, denn das wäre zu viel gesagt gewesen.

Kamilla Scholl und Wolfgang Königsreiner sahen sich einen Moment lang in die Augen.

Sie fühlten es blitzartig: sie verstanden sich, aber sie waren Kulturmenschen mit allen Hemmungen und Bindungen, die die menschliche Gemeinschaft zum Gesetz erhoben hat.

Kamilla Scholl bewahrte die fremde, kühle Haltung der wohlerzogenen, jungen Dame, und Wolfgang Königsreiner ging stumm an ihr vorüber, obwohl er sich fieberhaft sehnte, ein Wort aus dem Mund der jungen Dame zu hören. Denn eine weibliche Stimme konnte ihn bezaubern oder abstoßen für ewige Zeiten.

Es war Nacht geworden. Im Speisewagen räumten die Kellner auf, die Reisenden zogen sich in ihre Coupés zurück, die Schlafwagen-

Digitized by Google

schaffner wiesen die Lagerstätten an, die einen waren unzufrieden, daß sie oben liegen mußten, die Damen im Frauencoupé konnten sich überhaupt nicht ausstrecken, denn man saß wie Sardinen in einer Büchse, — eine Russin rief nach ihrer Jungfer, die nicht kam.

Ratternd schoß der Zug seine vorgezeichnete Bahn in die schwarze Ferne hinaus.

Frau Amanda, im buntgeblümten Kimono, mit dem Turban auf dem Kopf, einer Balkanfrau ähnlicher, denn einer Dame aus dem Abendlande, lag massiert, das Gesicht mit einer wohlriechenden Creme zum Schutz gegen den Staub eingerieben, auf der unteren Stätte, während sich Fräulein Kamilla Scholl im weißen Flanelljäckchen auf dem oberen Lager zwischen Himmel und Erde schwebend erschien.

„Schlafen Sie, Fräulein Scholl", tönte es vom unteren Bett herauf.

„Nein, gnädige Frau."

„Wollen Sie eine Apfelsine? Oder Schokolade?"

„Danke, ich mag nichts essen. . . ."

„Der Kaffee im Speisewagen war nicht gut, meine Auguste machte ihn besser."

Es folgte eine Beschreibnug der treuen Auguste. Und dann plauderte man noch ein wenig von diesem und jenem. Im Grunde war man einander noch recht fremd, denn weder Frau Amanda neigte zu übergroßer Mitteilsamkeit, noch litt Fräulein Scholl an diesem weiblichen Erbübel.

„Wer wohl die beiden Herren gewesen sein mögen?"

Amanda hatte sie nicht näher bezeichnet, aber Fräulein Kamilla wußte sofort, daß der Blonde mit dem angegrauten Haar und der schlanke Schwarze gemeint waren.

„Der Schwarze hat vier Glas Kognak getrunken", bemerkte Amanda, die sich bei dieser Gelegenheit erinnerte, daß ihr seliger Artur gegen Alkohol in jeder Gestalt gewesen war. Darin war er modern — sonst aber auf keinem Gebiet.

Ihre Gedanken glitten träumerisch in die Heimat zurück, sie dachte an Freunde und Verwandte, an ihren Garten, der jetzt in Einsamkeit lag, denn Doktor Brachmann hatte niemals Interesse für ihn gezeigt, die entlobte Wally kam ihr in den Sinn . . . und dann sah sie wieder den schlanken, schwarzen Herrn vor sich.

Ob Mätzchen auch gemischtes Futter bekam? Rosa und Emilie waren keine Tierfreundinnen.

Ob im Zimmer ihres seligen Gatten auch über dem Ledersessel vor dem Schreibtisch eine weiße Kappe schützend lag? Auguste war manchmal ein bißchen vergeßlich.

Und dann lächelte Frau Amanda schon halb im Schlafe. Denn ein sehr angenehmer Gedanke war ihr gekommen. Wenn die beiden Herren auch nach Meran reisten?

Ihre rechte Hand fiel über den Bettrand langsam heraus, aber das schadete nichts, sie trug seit ihrem Berliner Aufenthalt parfümierte Wildlederhandschuhe während der Nacht.

Kamilla Scholl drückte ihr Battisttüchelchen vor die Augen, denen Tränen entflossen. Sie galten dem Mann, um dessen Willen sie in die Fremde ging und der ewig verloren für sie war.

„Theo", flüsterten ihre Lippen in lautlosem Schmerz . . . aber da erschien plötzlich vor ihrem geistigen Auge der blondhaarige Mann, mit dem sie einen kurzen Blick getauscht hatte.

Der Traumgott nahm sie in seine Arme, und sie merkte nicht, daß das grüne Plaid aus dem Netz auf ihre Schulter gefallen war und daß es sehr geräuschvoll zuging, als der Zug in Leipzig hielt. Denn trotz ihres Abschiedwehs schlief sie den gesunden Schlaf der Jugend.

Die beiden Vettern hatten es sich bequem gemacht. Rauchend und plaudernd lagen sie nebeneinander auf ihren Lagerstätten. Wolfgang Königsreiner war in einen englischen Mantel gehüllt, der ihm bereits auf seinen Fahrten in Amerika gedient hatte, Viktor Wernthaler trug auf Reisen stets einen seidenen Rock, der mit feinem Daunenfutter leicht wie ein Hauch war.

Es herrschte angenehme Dunkelheit im Coupé, lautlos glitt der Zug dahin.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die blaue Blume / Roman von Bruno Wölfing

10. Fortsetzung.

8. Kapitel.

Der Raum, worin einstmals der Verein „Die blaue Blume" getagt hatte, war ein ganz anderer geworden in den Zwischenjahren. Längst schon stand er jedem Handschuhmacher offen, der ihn betreten wollte, und zwischen denselben Wänden, deren dunkelrote Tapeten einst nur tiefernste Unterhaltungen über Kunst und die anderen großen Dinge des Lebens vernommen hatten, fanden jetzt Tagungen von Skatvereinigungen und ähnliche bourgeoisen Freuden statt. Traurig! Die Bilder der Denker und Dichter, die einstmals diese Wände geziert hatten, waren verschwunden, nüchtern standen die Tische an den Wänden umher, und die Kunstzeitschriften, die einstmals der Klub Möninghoffs hier aufgelegt hatte, sie waren schon lange nicht mehr zu sehen. Kurz, der Raum hatte einfach seine Physiognomie verloren, war seelenlos geworden, Philisterland! Und dennoch war er noch einmal dazu ausersehen worden, die Mitglieder des einstigen Klubs zu versammeln, und war zu diesem Zwecke heute abend reserviert.

Die glorreiche Idee zu dieser Zusammenkunft war von Käthe Arendt ausgegangen, die noch immer städtische Mädchenschullehrerin war trotz ihrer festen Überzeugung, daß sie einmal zu großen Erlebnissen und Leidenschaften vorgesehen war. Sie hatte eines Tages Jörgens und Stern im Tiergarten getroffen und sie für die Idee dieser Zusammenkunft gewonnen.

Als Hauptaufgabe aber galt es, Möninghoff zu überreden. Obgleich er die etwas gealterte Lehrerin gelegentlich sehr kühl gegrüßt hatte, war sie ihm dennoch auf das Zimmer gerückt. Er war nicht angenehm überrascht, er fand es taktlos von einer Dame, einen Herrn zu besuchen, zumal in der auffälligen Toilette, die Fräulein Arendt noch immer zur Schau trug. Zuerst hatte Möninghoff abgelehnt. Er wäre zu sehr in Anspruch genommen, überhaupt sei doch die soziale Stellung, die geistige Atmosphäre der einzelnen Klubmitglieder eine so verschiedene geworden, daß an wirkliche Harmonie kaum zu denken war. Dennoch hatte er, nachdem er Fräulein Arendt erst mit einem Korbe hatte gehen lassen, später eingewilligt, als ihn Doktor Stern gelegentlich daraufhin ansprach. Mehrere Erwägungen waren es gewesen, die ihn schließlich zum Nachgeben bestimmt hatten. Einmal war es ihm wichtig, den Polen zu treffen, der ihn ja an jenem Abend mit Eva zusammen erblickt hatte. Es beunruhigte den blonden Dichter, daß Kryzanowski am Ende Eva trotz des Schleiers erkannt haben könne und am Ende Stern gegenüber eine Andeutung würde fallen lassen, da er wohl noch gereizt war von jener Abweisung. Auch war es ja vorauszusehen, daß für die liebe Eitelkeit etwas abfallen würde, und Frithjof Alexander sah sich schon im Smoking inmitten dieser doch fast durchweg etwas kläglichen Existenzen stehen, als einziger, der es zu etwas gebracht hatte.

Käthe Arendt war die erste am Platze. Sie war gealtert, ihr Teint war noch gelber, und die müden Falten um ihren Mund herum noch deutlicher geworden, und ihre flackernden Temperamentsausbrüche kamen seltener.

Dann erschienen Jörgens und Doktor Stern. Dieser ließ sich mit wohlwollendem Lächeln der Lehrerin gegenüber nieder, und ihr den durchbohrenden Blick des erfahrenen Arztes zusendend, erkundigte er sich, wie es mit ihrer Neigung für den Hofkapellmeister stünde.

Die Arendt entrüstete sich: „Sie haben wieder niedrige Hintergedanken! Mediziner sind alle Materialisten! Die Menschen sind gar nicht so gemein als sie denken."

„Aber Sie unterschätzen mich", protestierte Doktor Stern.

„Nein, es ist eine ganz ideale Neigung, ich bewundere ihn einfach. Er ist ein König, im Theater, sein Pult sein Thron und der Taktstock ein Zepter, womit jeder Wink ein Befehl ist. Darum bewundere ich den Kapellmeister. Er leitet alles. Wenn er erscheint, erlöschen die Lichter, das Schwatzen der Masse verstummt, die Geiger heben die Violinen und die Trompeter ihre Messinginstrumente. Dann klopft er, alles wird still, und die Ouvertüre beginnt. Und er macht eigentlich alles, alles lenkt er, alles leitet er, Tausende stehen unter seiner Direktive, Sänger, Musiker und Publikum. Und er läßt ihnen den Ruhm, gleichgültig geht er nach Schluß der

Digitized by Google

Oper nach Hause. Das ist Größe! Nur manchmal, ganz zuletzt, dann ruft ihn das ganze Publikum, und dann erscheint er im einfachen schwarzen Rock unter all den beflitterten und geschniegelten Sängern. Das bewundere ich, weiter gar nichts, Herr Doktor! Wenn Sie mir wieder perverse Gefühle zuschreiben, so fällt das einfach auf Sie zurück."

Jetzt erschien Möninghoff. Er hatte mit besonderer Sorgfalt Toilette gemacht, der Kragen schien noch höher als sonst, die Halsbinde war einfach ein Gedicht — wie Fräulein Arendt fand — und der Sitz des Smokings und der weißen Weste über jeden Tadel erhaben. Mit vornehmer Würde begrüßte Möninghoff die Anwesenden. Er erkundigte sich höflich bei Doktor Stern nach dem Ergehen seiner Kusine, und fragte, nachdem er mit zerstreuter Miene die Antwort entgegengenommen hatte, Jörgens, warum er sich gar nicht sehen lasse.

Jörgens lachte: „Sehr comme il faut, daß du danach fragst, Fritz. Ich dachte immer, ein so prosaischer Mensch wie ich fiele dir auf die differenzierten Nerven. Übrigens hättest du doch, wenn es dich so nach mir verlangt, auch einmal zu mir kommen können. Der Weg von dir zu mir ist doch auf den Millimeter genau so weit, wie von mir zu dir!"

„Arbeit, Arbeit . . ." sagte Möninghoff mit tragischer Gebärde.

„Also wird es Ernst mit deiner großen Tragödie? Man hört so viel davon, bereits dachte ich: zuviel. Also die ‚Königin von Saba' soll sie heißen?"

Möninghoff strich sich mit leidendem Ausdruck die blonden Locken aus der Stirne: „Ich kann hier in Berlin nicht schaffen, ich brauche Farbe, Sonne, Glück! Übrigens wird es keine Tragödie, sondern ein Leidenschaftsdrama. Ich werde bald abreisen von hier."

„Und ich dachte, du wärest gerade darum hierher gekommen, um zu arbeiten. Nirgends arbeitet man doch so gut als in Berlin!"

„Ernst!" sagte Möninghoff und legte seine weichen, interessanten Züge in unsagbar verächtliche Falten. „So etwas scheinst du nie begreifen zu können, daß dichterisches Schaffen etwas ganz anderes ist als deine Arbeit, etwas so unendlich Delikates. Und wenn du wüßtest, wie ich leide unter dieser Unfähigkeit zu schaffen!"

„Armer Mensch!" sagte Jörgens trocken und hob dabei sein Weinglas. „Also stoßen wir an auf die ‚Königin von Saba'."

Ich werde nach Paris gehen, dort werde ich schaffen können, hier ist alles zu brutal, zu ordinär. Paris — ah", und Möninghoff versank, den Blick wehmütig ins Weite gerichtet, in ein schönes Sinnen."

„Wissen Sie übrigens, daß meine Kusine Eva Rosenbaum in diesen Tagen an die Riviera reist?" fragte jetzt Stern.

„Ah, wie ich Sie alle beneide, so die Welt, das Leben sehen zu können, ich werde niemals das Land, wo die Zitronen blühen, erblicken, und zöge so gerne dahin, dahin!" sagte Käthe Arendt und verdrehte die Augen.

Stern aber beugte sich zu Möninghoff und flüsterte ihm zu: „Einen kleinen Familienskandal hat's gegeben im Hause Rosenbaum. Der Herr Gemahl, sonst übrigens wirklich ein sympathischer Mensch, wollte nämlich durchaus nichts wissen von dieser Badereise und erklärte alles für Marotte und ähnliches Getier. An meiner Kusine ist übrigens eine große Schauspielerin verloren gegangen. Na, ich habe noch ein wenig sekundiert. Sie müßte ersticken in Berlin, schrie sie den armen Gatten an, der dann nachgab."

„Ach, sehr interessant", sagte Mönighoff und schien aufmerksam die Gasflammen zu studieren.

Fräulein Arendt aber, die sich nicht genug beachtet fühlte, unterbrach wieder einmal die Unterhaltung mit der Frage, ob sonst niemand kommen würde.

„Vielleicht Kryzanowski mit seinem sehr heruntergekommenen Schützling Fallois", sagte Jörgens.

„Fallois? Ha!" stieß Fräulein Arendt hervor und verzerrte ihr gelbes Gesicht . „Er hat mich neulich nicht gegrüßt auf der Straße. Ich finde das wenig gentlemanlike!"

„Kryzanowski war neulich bei mir", erzählte Möninghoff, „und bat mich um Unterstützung für jenen Fallois. Ich hätte natürlich gerne geholfen, was tut man nicht für alte Freunde, es ging aber nicht. Ich hätte es um so lieber getan, da Kryzanowski sich wirklich in ganz uneigennütziger Weise zu opfern scheint für diesen Fallois." Möninghoff schien ganz umgestimmt gegen den Polen.

Digitized by Google

Jörgens aber lachte, sein unbesorgtes, altes Knabenlachen: „Das mit dem Opfern hat so seine zwei Seiten. Mir hat der edle Pole neulich, als ich ihn halb betrunken vor einer Schnapsbude traf, sein Leid geklagt. Fallois hat nämlich gedroht, er wolle den schwarzen Pan trotz des schönen Vollbartes unerbittlich totschießen, wenn er ihm nicht ein anständiges Leben ermögliche. Risse Kryzanowski aber aus, so erkläre er sich damit einfach für zum Tode verurteilt. Er, Fallois, werde dieses Urteil zu vollstrecken wissen. So sieht es also mit dieser opferfreudigen Freundschaft aus!"

Stern warf zwar ein, es gäbe Fälle, die psychologisch denkbar seien, wenn auch durchaus pathologisch, wo in der Tat eine solche Affenliebe vorläge, wo ein Mensch sich ganz für einen anderen aufopfere. Er habe in der psychiatrischen Klinik derartiges beobachtet.

„Ich verstehe nur nicht, warum sich Kryzanowski nicht an die Polizei wendet?" fragte die Arendt und blickte beinahe entrüstet im Kreise umher.

Jörgens lachte: „Das habe ich dem wackern Pan auch gesagt, als er mir in seinem Schnapsdusel jene Jeremiade vorstotterte. Aber es muß das einen Haken haben, die Polizei scheint unser polnischer Freund auf keinen Fall belästigen zu wollen. Möglich, daß Fallois allerlei interessante Dinge weiß, die nicht ans Tageslicht kommen sollen. Übrigens haben solche Leute wie unser Berichterstatter des ‚Kuryer Warzawski' einen solchen Dégoût gegen die Polizei, daß sie nichts mit ihr zu tun haben wollen, selbst wenn sie ihnen nützlich werden könnte."

Inzwischen waren neue Gäste erschienen. Abel war's, der Benno Raben mitbrachte. Dieser trat ungemein sicher und gar nicht verlegen auf, als Abel ihn vorstellte. Ja, er hielt sogar ohne weiteres dem schönen Fritjoff Alexander die Hand hin, in die dieser die seine erst nach einigem, etwas verwundertem Zögern hineinlegte. Er habe soviel von dem Klub vernommen, — sagte Raben, keck im Kreise herumschauend, — daß er sich doch das Vergnügen nicht entgehen lassen wolle, ihn so posthum noch einmal in corpore kennen zu lernen.

Möninghoff machte zwar eine einigermaßen spöttische Miene, als Raben dabei erwähnte, daß er mit Rex befreundet sei. Den dürfe Raben nicht anführen hier, sein Name habe im Verein keinen guten Klang, Rex sei nämlich mit Schimpf und Schande ausgestoßen worden.

Benno Raben blickte den distinguiert in seinem Smoking ausschauenden Dichter groß an und sagte dann naiv: „Ach ja, Sie sind Herr Möninghoff. Von Ihnen hat Rex mir auch erzählt."

Der Dichter schien das jedoch gar nicht mehr zu hören.

Doktor Stern aber, der sich behaglich in eine Sofaecke geschmiegt hatte, sagte jetzt mit sehr reifer Stimme und bewegte dabei den Hornkneifer in seinen Händen wie einen Taktstock: „Nun, alles in allem, meine Herrschaften, ist es ja scharmant, daß wir uns noch einmal hier zusammengefunden haben. Ich darf ja lächeln darüber, da ich selbst doch mitgekommen bin. Aber wenn wir Herz und Nieren prüfen, müssen wir da nicht doch sagen, daß die ganze Vereinsgeschichte eine große Komödie gewesen ist?"

„Sie scheinen mir etwas ungerecht zu sein, Doktor Stern", unterbrach ihn Abel. „Wir sind alle viel zu oft ungerecht gegen die eigene Vergangenheit. Wir kommen uns immer sehr überlegen vor, wenn wir spötteln über unsere frühere Handlungsweise."

„Das meine ich auch", fiel Jörgens ein. „Ich muß ja gestehen, daß auch ich manchmal mit Humor zurück denke an unsere großen Pläne und Worte. Aber was tut's? Sind wir nicht doch oft recht vergnügt zusammen gewesen! Ist das nicht genug? Wir Naturforscher, Herr Doktor Stern, haben oft eine falsche Methode den Dingen der Seele gegenüber. Die gehören nicht auf den Seziertisch oder ins Laboratorium. Man zerstört sie durch Analysieren."

„Überhaupt finde ich," erklärte jetzt Raben, „daß in der Welt alles Große, jedenfalls das meiste, durch Unüberlegtheiten der Jugend gemacht wird. An und für sich finde ich die Idee mit dem Verein ganz schön. Sie haben doch etwas gewollt! Und ich finde es schon etwas, wenn ein junger Mensch vor einem steht und auf den Tisch schlägt und erklärt: ‚Ich setze meinen Kopf durch!'"

Raben hatte in der Tat bei diesen Worten mit der Faust auf den Tisch geschlagen, daß die Gläser erschreckt zusammenklirrten. Einige der anderen lachten, nur Möninghoff machte ein

Digitized by Google

ganz undefinierbares Gesicht. Bertram, der inzwischen ebenfalls erschienen war, entledigte sich seines Überrocks und kam an den Tisch.

Möninghoff aber zupfte jetzt an seiner Krawatte und sagte: „Ich glaube auch nicht, daß wir zu lachen brauchen über unsere damaligen Worte und Taten. Wohl ist auch mir die ganze Geschichte schon lächerlich vorgekommen. Aber gibt es etwas Festes im Leben, das nicht lächerlich wird? Tout passe, tout lasse, tout s'epace. Wir haben gestrebt nach den großen Dingen, wir haben sie vielleicht nicht gefunden, aber wir haben nach Großem gesucht, und das muß uns genügen. Andere werden vielleicht weiter kommen auf den Wegen, die wir angebahnt haben."

Mit einem edlen, wehmütigen Pathos hatte Möninghoff die letzten Worte gesprochen. Benno Raben hatte ihn verwundert betrachtet. Jetzt dachte er, wenn diese Worte nicht von einem so schmalen, geschniegelten Jüngling mit so gepflegter Haut und in so tadellosem Smoking gesprochen worden wären, so hätten sie vielleicht ganz vernünftig geklungen."

Abermals ging indessen die Tür auf, und Kryzanowski mit Fallois erschien. Sie waren beide nachlässig gekleidet, auch der Pole nicht wie sonst immer mit Zylinder, sondern mit einer dunkeln Pelzmütze. Er schien abgemagert zu sein, wenigstens fiel sein Bäuchlein weniger auf. Ganz elend aber sah Fallois aus, der mit so frischen, roten Backen vor Jahren denselben Raum zum ersten Male betreten hatte. Seine Augen lagen tief und glanzlos in ihren Höhlen, und die Nase war stark gerötet. Möninghoff machte eine unruhige Bewegung, als er den Ankömmling bemerkte, der sich ziemlich mürrisch niedersetzte. Kryzanowski aber sagte, mit einer leichten Verbeugung zu Möninghoff hinüber: „Wir haben uns ja noch vor kurzem gesehen!"

Abel aber nahm noch einmal die Unterhaltung von vorher auf: „Es ist ein schöner Gedanke, daß das Suchen nach Großem genügt. Derjenige, der ein Ideal sucht, trägt es doch eigentlich im Innern! Was heißt denn etwas Großes gewinnen oder besitzen? Daß wir es fühlen im Innern, das ist alles! Besitzt denn ein Geiziger sein Gold wirklich, das er verschlossen hält in seinen Kasten oder im Garten vergraben hat? Und ist es nicht überhaupt eine Eigenschaft der größten Dinge der Welt, daß man sie niemals in dem gewöhnlichen Sinne besitzen kann? Kann man die Unendlichkeit besitzen? Kann man Gott besitzen? Nur danach suchen, nur hinstreben zu ihnen, das können wir. Und je mehr wir suchen danach, um so tiefer lernen wir sie erleben, um so mehr werden wir in tiefster Seele erfüllt von ihrer Größe."

Abel hatte fester und stolzer gesprochen, als es sonst seine Art war, und alle, die ihn näher kannten, blickten erstaunt auf den Einsiedler. Aber auch Möninghoff mußte noch etwas sagen: „Das große Publikum wird immer unempfänglich bleiben für etwas Hohes. Ich habe erst jetzt wieder die Erfahrung gemacht. Dann schlägt man sich wohl selber an die Stirn und fragt sich verwundert, wie man nur ein solcher Optimist hat sein können, daß man glaubte, auf die Menge wirken zu können, sie begeistern. Man wird verkannt, ja, man wird böswillig und gehässig verleumdet." Er blickte bei diesen Worten zu Raben hinüber, gleichsam um diesem anzudeuten, daß das auf seinen Freund Rex ginge. Raben aber merkte nichts.

Jetzt fing auch Bertram an zu reden und beschrieb seltsame Gesten in der Luft mit seinen langen, dünnen Armen. „Sehen Sie, Herr Möninghoff, jetzt haben Sie es auch erfahren. Die Menschen laufen dem ersten besten Cliquengeschwätz nach. Etwas Gutes kommt überhaupt nicht auf."

Bertram sah bei diesen Worten im Kreise umher, als erwarte er Zustimmung, aber er fand nur spöttische oder gleichgültige Gesichter. Besonders Max Stern lächelte überlegen. Er glaubte, seit er selbst eine anerkannte Größe in seinem Fach zu werden begann, prinzipiell nicht mehr an verkannte Genies. Nur der Erfolg war ihm maßgebend.

Abel der das enttäuschte Gesicht Bertrams wahrnahm, suchte zu trösten, indem er ihm leise zuflüsterte: „Sie haben doch wenigstens eine Frau, die Sie versteht. Man soll nicht undankbar sein, Bertram!"

Der lange Musiker aber verzog sein Spitzmausgesicht, als habe er Essig getrunken: „Über solche Sentimentalitäten bin ich Gott sei Dank weg. Es ist langweilig, immer von derselben zu hören: ‚großartig, wunderbar!', wenn doch der Erfolg ausbleibt! Ich denke wie Herr Möninghoff, die Masse ist eben nicht für etwas Großes zu begeistern!"

Digitized by Google

Möninghoff aber empfand es unangenehm, daß ein Mensch in so schlechtem Rocke sich mit ihm auf eine Stufe stellte. Er legte den Kopf vornehm zurück und sagte näselnd: „Nur mit Unterschied! Ich habe niemals um die Gunst der Menge gebuhlt!"

Fallois hatte während der ganzen Zeit stumm in seinem Sessel gekauert, und nur sein hohler Blick war unheimlich von einem zum andern geglitten. Jetzt, nachdem er rasch hintereinander einige Gläser Wein hinuntergegossen hatte, wurde er lebendiger. Er richtete sich etwas auf, gähnte und sagte dann mit krächzender Stimme: „Es ist also alles hier genau noch wie vor drei Jahren!"

„Wieso?" fragte Fräulein Arendt.

„Nun, weil hier noch immer von Idealen und ähnlichem Blödsinn geredet wird, wie in einem Schillerschen Drama oder einer Tochterschule", antwortete Fallois und glotzte die Arendt an. Dann lachte er grell und fuhr fort: „Kinder, ihr kennt ja alle das Leben nicht. Wißt ihr, was das ist? Dreck ist's, weiter gar nichts, Dreck, von oben bis unten. Da wißt ihr's. Wer's nicht behalten kann, schreibe es sich in sein Notizbuch."

Eine peinliche Stille entstand. Niemand sagte etwas. Möninghoff machte eine unruhige Bewegung. und Kryzanowski goß sich sein Weinglas sorgfältig und umständlich bis zum Rande voll, da er nicht mehr recht wußte, was er sonst machen sollte.

Fallois ließ abermals seine hohlen Augen im Kreise herumwandern. „Aber so sagt doch was, Kinder!" rief er nervös. „Warum glotzt ihr mich denn alle so an, als wäre ich ein Kalb mit sieben Schwänzen. Lest ihr euch denn keine Verse mehr vor? Geht, redet doch was, meinethalben von der blauen Blume, wenn ihr nichts Gescheiteres wißt."

Bertram, den der billige Moselwein, den er in Massen verschluckte, zu erhitzen begann, stimmte jetzt dem andern bei. Er hätte recht, es sei ein Hundeleben, und das mit den Idealen wäre Blödsinn. . . . Und so fuhr er fort zu schimpfen über alles und alles, und stützte zuletzt mit tragischer Geberde sein dicht umbuschtes Haupt in die Hand, das schwer von den vielen Haaren, dem Alkohol und der Menschenverachtung war. . . . Stern aber, der Doktor der Medizin und erste Assistenzarzt an der chirurgischen Klinik, betrachtete ihn wie einen interessanten Fall.

Später setzte sich Bertram ans Klavier und begann zu phantasieren. Er schien all seinen Groll auf die alte Drahtkommode entladen zu wollen und schlug darauf, als wolle er mit jedem Schlage seiner mächtigen Tatzen einen Rivalen zerschmettern.

Möninghoff machte sich indessen an den Polen heran und zog ihn in eine Fensternische. Dort entspann sich bald eine lebhafte Unterredung, während die andern mehr oder weniger aufmerksam dem Klavierspiel zuhörten.

Mit süßester Würde bat der blonde Dichter den Polen um Entschuldigung wegen seines scharfen Benehmens. Nervosität, Überarbeitung, mancherlei Ärger seien der Grund gewesen. Es habe ihm schon lange leid getan.

Ruhig, mit ernstem Ausdruck hörte Kryzanowski zu. Triumphierend sagte er sich, daß er jetzt wirklich die Möglichkeit habe, dem andern Daumschrauben anzuziehen. Er sagte zuerst gar nichts, sondern trommelte nur leise mit den Fingerspitzen den Rhythmus von Bertrams Musik an den leicht beschlagenen Fensterscheiben mit.

Möninghoff, der ängstlich auf ein Wort des andern gewartet hatte, fuhr indessen, als Kryzanowski beharrlich schwieg, nervös zu sprechen fort: „Ich konnte damals eben nicht anders handeln. Zwar wußte ich selber damals noch nicht genau, wie schlecht es eigentlich mit unserer Zeitschrift stand. Auch habe ich trotz meiner Abweisung sofort Schritte getan, Ihren Wunsch zu erfüllen — Herr Abel ist Zeuge —, aber mein Mitredakteur Mannheimer eröffnete mir gerade an jenem Tage, daß wir wahrscheinlich gezwungen sein würden, bei der gänzlichen Interesselosigkeit des deutschen Publikums die Zeitschrift überhaupt eingehen zu lassen. Am ersten April vielleicht schon, spätestens im September wird die letzte Nummer erscheinen. Sie begreifen also, daß ich nichts tun konnte."

„Hm, hm!" brummte der Pole nur und setzte das Trommeln an die Fensterscheiben fort, während der in das bunte Lichtergewirr auf der Straße hinabzustarren schien.

Möninghoff suchte vergeblich auf dem undurchdringlichen Gesichte des andern etwas Beruhigendes. Endlich fragte er zaghaft: „Sie würden mir also nichts nachtragen?"

Digitized by Google

Kryzanowski zog die schwarzen Brauen zusammen. „Ich habe meine Sorgen nachher wie vorher", sagte er. „Ich habe Ihnen das gesagt, und Sie haben mir die Tür gewiesen. So etwas ist bitter."

Möninghoff griff in die Brusttasche und nahm ein elegantes Portefeuille von mattrotem Leder heraus. „Ich bin natürlich gern bereit, Ihnen auszuhelfen", sagte er. „Nur kann ich auf keinen Fall ofters mich einlassen auf so etwas. Ich habe große Verluste gehabt durch den Mißerfolg der Zeitschrift."

Kryzanowski schien jedoch von Möninghoffs Hand, die ihm verschämt etwas hinreichen wollte, gar keine Notiz zu nehmen. Mit immer gleichem tragischen Gesichtsausdruck trommelte er den Prestissimorhythmus mit, den Bertram über die Tasten jagte.

Mit dem herben Tonfall eines in seinen edelsten Gefühlen gekränkten Mannes sagte er endlich: „So sind nun die Menschen! Nachher glauben sie mit Geld alles gutmachen zu können. Aber, mein Herr, ich bin Pole! Vielleicht kennen Sie nicht die Tradition meines Volkes. Einer unserer großen Dichter hat einmal gesagt, jedem Polen ströme Ritterblut in den Adern. Auch ich weiß, was Ehre ist."

Beschämt zog Möninghoff die Hand, die einen blauen Schein umspannt hielt, zurück. Scheu lugte er nach rückwärts. Doch schien keiner sie zu beachten. Fallois saß brütend in seinem Sessel, während die andern schwatzten.

„Ich trage Ihnen nichts nach, weil ich das für unwürdig halte," fuhr Kryzanowski jetzt fort, „obwohl ich die Mittel in der Hand hätte, mich zu rächen!"

„Inwiefern?"

Kryzanowski wies mit verächtlicher Geste auf die Brieftasche, die Möninghoff noch immer in der Hand hielt: „Unter uns gesagt, Sie wollten doch mein Schweigen erkaufen damit?"

„Ich verstehe Sie wirklich nicht", stotterte der Dichter.

Der Pole aber richtete sich jetzt hoch auf und strich mit bedeutendem und großem Ausdruck seinen schwarzen Kinnbart. „Haben Sie keine Furcht!" sagte er stolz. „Pan Kryzanowski ist keiner unedlen Handlung fähig. Ich verkaufe mein Schweigen nicht! Sie können ohne Furcht sein, ich verrate nichts, obgleich es mir eine Kleinigkeit wäre, ein Brieflein an die Adresse eines gewissen Herrn gelangen zu lassen."

Mit überlegenem Blick beobachtete er den andern. Möninghoff schien sichtlich erleichtert. „Sie täuschen sich wirklich über die Bedeutung jenes Zusammentreffens. Ein Zufall, rein Äußerliches hat uns beide in jenes Kaffeehaus geführt. Trotzdem bin ich Ihnen dankbar für Ihre Diskretion."

Und schon wollte Fritjof Alexander Möninghoff, froh, so leichten Kaufes davongekommen zu sein, die Brieftasche wieder schließen, als der Pole noch seinen Arm berührte.

„Noch eins", flüsterte er. „Es handelt sich nicht um mich, aber wenn Sie mir einen Vorschuß machen könnten? Nicht bedeutend, ein paar hundert Mark."

Möninghoff trat zurück.

Der andere aber ließ ihn nicht zu Worte kommen. „Es ist nur ein Darlehen!" sagte er. „Ich kann sogar Bürgschaft stellen!"

Möninghoff hatte inzwischen die Situation überblickt. Seufzend nahm er aus seiner Brieftasche diesmal drei Scheine und reichte sie hin: „Mehr habe ich nicht bei mir."

„Danke!" sagte der Pole geschäftsmäßig. „Ein Darlehen, unter Gentlemen!" Und gleichgültig faltete er die Scheine und schob sie in die rechte Westentasche. Dann wollte er gehen.

Möninghoff aber hielt ihn zurück. „Ein Wort noch!" sagte er hastig.

Der Pole runzelte die Stirn.

„Sie werden immer schweigen?" fragte Möninghoff. „Das gilt für immer?"

„Sie irren!" erwiderte der Pole stolz und kühl. „Ich habe Ihnen gesagt, daß Sie nicht mein Schweigen erkauft haben, daß das nur ein Darlehen ist. Sie kennen mich sehr schlecht, wenn Sie glauben, ich hätte jemals daran gedacht, zum Angeber zu werden in einer Affäre, wo es sich um eine Dame handelt!" Damit ging er davon, während Möninghoff durchaus nicht völlig beruhigt am Fenster noch stehen blieb.

Noch immer tobte Bertram wie erbittert auf dem Klavier herum, es war, als wollte er die Aufmerksamkeit der andern erzwingen, indem er immer grellere Akkorde und zerrissene Passagen aufeinander türmte. Es hörte aber niemand den, denn Doktor Stern und Fräulein Arendt waren in einen erbitterten Kampf geraden.

Digitized by Google

Dennoch hatten zwei der Anwesenden den Vorgang zwischen Möninghoff und Kryzanowski beobachtet. Jörgens war der eine, und Fallois der andere, der zufrieden gelächelt hatte, als er die Armbewegungen der Beiden erkannt hatte. Und mit eigentümlichem Grinsen hatte er gleich dem Kellner gewinkt.

Stern, den jetzt seine Debatte mit Fräulein Arendt zu langweilen begann, erzählte eben, er habe Mannheimer vor kurzem auf der Straße getroffen, und dieser habe ihm im Vertrauen mitgeteilt, daß er einen neuen und hochinteressanten Beitrag für die Revue „Die blaue Blume" hätte. Gedichte von wahrhaft tropischer Glut, die an Leidenschaft alles vorher dagewesene überträfen. Und zwar von einer Frau! Eine neue Sappho! Vielleicht konfiziere man das Blatt sogar. Das wäre natürlich das angenehmste. Diese Reklame!

„Wie heißt denn die Frau, die so etwas schreibt?" fragte Fräulein Arendt im Tone der Entrüstung und bog den Kopf etwas zurück.

„Keine Ahnung!" sagte Stern. „Sie nennt sich Anadyomene. ‚Großes Talent!' meint Mannheimer, aber Redaktionsgeheimnis. Die Gedichte sollen über alle Maßen unanständig sein."

„Was der Vornehmheit der Zeitschrift keinen Eintrag tut", lachte Raben.

„Keine Spur, im Gegenteil!" sagte Stern, der sich auf so etwas verstand. „Aber vielleicht weiß Möninghoff etwas. Möninghoff!" rief er diesem zu, der noch immer in tiefen Gedanken am Fenster stand, nachdem ihn der Pole verlassen hatte. „Es sollen ja in Ihrer Zeitschrift nächstens Gedichte von unerhörter Unanständigkeit erscheinen. Wissen Sie nicht den Namen von dieser Anadyomene?"

Möninghoff war zuerst erschrocken. Sollte Stern . . .? Aber er sagte sich doch, daß Stern sicher nicht so fragen würde, wenn er eine Ahnung über die Person der Verfasserin hätte.

„Ich darf nichts verraten?"

Ist's denn eine Frau oder ein Fräulein?" fragte die Arendt.

„Natürlich ein Fräulein!" erklärte Stern.

Andere zweifelten daran, wenn auch nicht gerade an der standesamtlichen Seite der Tatsache.

„Vielleicht erfahren wir's durch den Staatsanwalt!" lachte Stern.

Möninghoff aber hatte sich wieder zum Fenster gekehrt und sah durch die lichtbeschlagenen Scheiben in die Nacht hinaus, während Bertram noch immer spielte und spielte. Draußen flutete das Nachtleben der Großstadt vorüber, Wagen, Automobile und Menschen in ununterbrochenem Strome.

Dann trat Jörgens zu dem einst so bewunderten Freunde, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte herzlich: „Du hast also wohl auch deine Sorgen, Fritz?"

Möninghoff fuhr herum, der freundliche Ton des andern berührte ihn seltsam, dennoch konnte er gerade Jörgens gegenüber keine Schwäche eingestehen.

„Warum meinst du?" fragte er in leichtem Tone. „Wegen der Zeitschrift? Das hat nichts auf sich, ich habe mich nur noch immer in der Beurteilung des deutschen Publikums getäuscht. Ich muß Lehrgeld zahlen! Aber die Masse hat kein Bedürfnis ein wenig herausgeführt zu werden aus der Enge des bürgerlichen Lebens."

„Ja, so sind die Menschen nun einmal", lächelte Jörgens. „Aber ganz unter uns gesagt, Fritz, bist d u denn wirklich so über all die Niederungen des Daseins hinaus. Woher weißt d u eigentlich den Weg zu den lichten Höhen? — Aber verzeih — ich wollte dich wirklich nicht kränken! Wann reisest du nach Paris?"

Einen Augenblick zögerte Möninghoff und lächelte unschlüssig. Sollte er sein Geheimnis preisgeben? Aber es lockte ihn zu sehr, diesen Spießbürger — so nannte er Jörgens insgeheim — zu verblüffen und ihm zu imponieren.

„Wenn du mir dein Ehrenwort gibst, nichts weiter zu sagen, so kann ich dir etwas verraten, was . . . was . . ."

Jörgens zuckte mit den Achseln: „Wenn du mein Ehrenwort brauchst, sage lieber nichts. Ich will mich durchaus nicht in deine Geheimnisse drängen."

Möninghoff sann nach. „Nun, ich denke, du weißt Vertrauen auch zu würdigen. Ich reise nämlich gar nicht nach Paris. Das sage ich nur, um keinen Verdacht aufkommen zu lassen. In Wirklichkeit reise ich nämlich an die Riviera." Gespannt blickte Möninghoff den Freund an, was er für ein Gesicht machen würde.

Digitized by Google

Jörgens aber blieb ganz kühl: „An die Riviera? Ach so! . . . Du reist nicht allein?"

Möninghoff lächelte selbstbewußt: „Ich werde dort meine ‚Königin von Saba' dichten."

„Na, viel Glück also, hoffentlich wird's was Gescheites!"

„Es wird eine Dichtung, eine Dichtung, das sagt alles! Voll orientalischer Pracht und tropischer Glut. Aber erst soll sie erlebt werden."

„Nun, ich bin neugierig, wie du tropische Glut erleben wirst!" spöttelte Jörgens leise.

Möninghoff aber lächelte nur überlegen und ließ Jörgens stehen.

Als der Dichter sich am Tische ein Glas Wein eingoß, wurde er von Bertram gestellt, der sich erkundigte, wann denn sein Essay im Druck erscheinen würde.

Möninghoff runzelte die Stirn und sah verlegen zu Abel hinüber. „Das ist Mannheimers Sache. Mich geht das nicht weiter an. Das Honorar werden Sie in einigen Tagen bereits erhalten. Mehr kann ich vorerst nicht tun."

„Aber es heißt ja, die Zeitschrift solle in den nächsten Wochen eingehen?"

Möninghoff machte eine nervöse Bewegung. „Ich versichere Sie, ich kann mich um alles das gar nicht bekümmern. . . . A propos, das wollte ich Sie schon immer einmal fragen: Was ist denn eigentlich aus jener sinfonischen Dichtung geworden, zu der ich Ihnen die Idee geliehen hatte."

Bertram verzog sein spitzes Gesicht: „Ach, es ist nichts daraus geworden. Der erste Satz, der das Chaos, die Irrsal der Gegenwart und der modernen Psyche darstellen sollte, das war ja so ungefähr etwas. Aber dann, wie die Erlösung in drei Sätzen herauskommen sollte, da hörte es auf. Ich hatte ja noch ein Adagio angefangen, ein Liebesgesang mit obligater Violine und obligatem Violoncell; aber damit war es auch zu Ende."

Möninghoff schüttelte den Kopf. „Schade, es wäre doch etwas gewesen, der Mitwelt in Tönen gleichsam den Weg zum Ideale zu zeigen."

Bertram lachte bitter: „Aber Sie wußten ja doch selber nicht weiter. Das mit der blauen Blume war doch Quatsch!"

Möninghoff sah hochmütig beiseite. „Wenn Sie sich nichts dabei denken konnten, so muß ich das ganz allein Ihrer vielleicht mangelnden Intelligenz zuschreiben."

Plötzlich tönte Fallois heisere Stimme über den Tisch: „Der lange Bertram hat ganz recht, ist auch Quatsch!" rief er. Vor ihm stand eine Flasche französischen Champagners in einem Eiskübel. Als jetzt niemand antwortete, sondern alle den angetrunkenen Sprecher ziemlich verwundert anstarrten, wurde der auf einmal lebendig. Er erhob sich, schlug mit der Sektflasche dröhnend auf den Tisch und gröhlte mit heiserer Stimme, wobei er schwankte wie eine Zypresse im Sturm. „Kinder!" rief er, „haltet einmal für einen Momang eure verehrungswürdigen Mäuler. Ich will, weil das sonderbarerweise sonst noch niemand heute getan hat, eine Rede halten! Und zwar auf die ‚blaue Blume'."

Möninghoff warf Stern einen Blick zu, der offenbar anfragen sollte, ob es nicht besser sei, einzuschreiten. Stern aber antwortete nur mit einem Kopfschütteln, gegen Betrunkene sei nichts zu wollen.

Fallois aber begann jetzt heiser und schreiend seine Rede: „Kinder! Ich weiß, ihr sucht alle nach einem Ding, einem Ding . . . einem Ding, . . . das ihr euer I—de—al nennt. Aber das ist Quatsch! Indeale sind Einbildung, sind Hirngespinste, sind Lügen, für die man sich noch nicht einmal einen Kartoffelfusel kaufen kann. Haltet euch ans Reale. Freßt, sauft, amüsiert euch mit Weibern, und dann legt euch hin und sterbt möglichst rasch und sanft! Das ist das einzige Solide im Leben. Verlaßt euch drauf. Amen! . . . So, jetzt wißt ihr's, und in diesem Sinne, in diesem Sinne prost!"

Er erhob sein Kelchglas, sah mit seinen wie blutunterlaufenen Augen im Kreise herum, trank dann sein Kelchglas aus, ohne daß einer mitkam, und ließ sich dann auf seinen Sessel fallen, wo er stumpfsinnig vor sich hinstierte.

„Ein ganz hoffnungsloser Fall", flüsterte Doktor Stern Möninghoff zu, der sich mit angeekelter Miene etwas abgewandt hatte. „Er war neulich bei mir, um sich untersuchen zu lassen. Ich habe es natürlich getan, ohne einen Pfennig Honorar zu nehmen, schon Kryzanowskis willen. Der arme Teufel ist in Paris einem Kurpfuscher in die Hände gefallen. Hoffnungslos, absolut hoffnungslos."

Möninghoff winkte dem Kellner: „Es wird wohl das beste sein, wir gehen. Der Abend ist

Digitized by Google

doch wohl als verfehlt anzusehen." Man erhob sich allgemein. Fallois bedeutete dem Kellner, Kryzanowski würde für ihn zahlen. Und zu Bertrams starrer Verwunderung legte der Pole wirklich einen Hundertmarkschein kalt lächelnd auf den Tisch.

Beim Hinabgehen sagte Möninghoff: „Ich wußte es voraus, daß es peinlich enden würde. Es ist nichts mit solchen Zusammenkünften. Man fühlt nur, wie man fremd geworden ist. Ja, so ist das Leben. Man entfernt sich voneinander, ohne daß man es merkt, alles gleitet vorüber — und eine unendliche Melancholie ist das einzige, was bleibt." Dabei hüllte sich der schlanke Dichter fester in seinen eleganten Pelzrock, als fröre ihn.

Benno Raben aber, der, neben Abel gehend, Möninghoffs Worte aufgefangen hatte, widersprach: „Ich finde nicht, daß das traurig ist. Das Alte fällt ab und Neues knüpft sich an, das ist Fortschritt, Entwicklung! Wir wachsen, und das ist das Schöne auf der Welt."

Möninghoff antwortete nicht, sondern machte nur ein gelangweiltes Gesicht. Dann trennte man sich vor dem Hause.

Fallois aber zog mit Kryzanowski noch in eine Likörstube, während die andern meist nach Hause fuhren. In dem Lokal verlangte Fallois nach jener Richtung, die er erfunden hatte und das „Ideal" getauft hatte.

„Eine verrückte Blase, dieses ganze Blaue-Blumen-Gesindel", sagte er dann zu Kryzanowski. „Wieviel hat dir denn der Geck, der Möninghoff gegeben? Gib mir mal gleich die Hälfte." — Kryzanowski jedoch rückte nur wenig heraus und behauptete, das wäre alles.

Fallois aber wurde grob. Er schrie, daß alle andern Gäste es hörten, der Pole betröge ihn. Und da er einmal im Schelten war, fuhr er in seiner Angetrunkenheit fort, dem Polen die wildesten Vorwürfe zu machen. Kryzanowski habe ihn auf die Bahn des Lasters gebracht, er sei an allem schuld, ohne ihn wäre er jetzt ein anständiger Mensch und vielleicht schon Regierungsassessor."

Der Pole verteidigte sich zwar, er habe im Gegenteil den andern immer auf die edleren Seiten der Bohème aufmerksam gemacht. Fallois sei schon vorher verdorben gewesen, er solle sich nur erinnern, was er am ersten Abend ihrer Bekanntschaft erzählt habe.

So stritten die beiden, zuletzt aber betranken sie sich in völliger Eintracht.

Auf dem Heimweg jedoch geschah ein Unglück. Fallois hatte den Versuch gemacht, ohne sich von Kryzanowski halten zu lassen, auf eine fahrende elektrische Bahn aufzuspringen, war abgestürzt, betrunken wie er war, und mit zerschmettertem Schädel liegen geblieben. Ein herbeigeholter Arzt konnte nur den Tod feststellen.

Kryzanowski aber weinte wie ein Kind an der Leiche.

---

9. Kapitel.

Abel kam jetzt oft zu Gudrun Raben, am liebsten nachmittags. Dann saßen die beiden sich gegenüber am Fenster, von wo man hinunter sah in den Hof mit den kahlen Kastanienbäumen. Manchmal las Abel vor, irgend etwas aus jenen Büchern, die er liebte. Er las mit leiser, langsamer und wenig singender Betonung, und Gudrun hörte dem zu, wie man Musik anhört. Sie verstand nicht immer den Zusammenhang, sie dachte ihm auch nicht immer nach, aber sie nahm Bilder, Gedanken, Stimmungen wahr, und sie träumte ihnen nach, wie man großen, fremden Vögeln nachschaut, die sich verlieren über der endlosen Weite des Meeres.

Nicht ganz ohne Bedenken beobachtete Benno, Gudruns Bruder, den immer enger werdenden Verkehr der Beiden. Eines Abends als Abel gerade wieder gegangen war, klopfte er an die Tür der Schwester und fragte, ob er sie einen Augenblick sprechen könne. (Fortsetzung folgt.)

Anmerkung: Der Roman „Die blaue Blume" von Bruno Wölfing erscheint auch als Buch im Verlage von Otto Janke, Berlin SW 11, und ist durch alle Buchhandlungen oder vom Verlag zu beziehen.

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

Das Mutterherz*)

Mutterherz, du reine Glocke,
Die durch all mein Leben tönt,
Die mich schon in Bubenlocken
Fromm mit Himmelsklang verwöhnt.

Durch der Kindheit Sonnentage
Tönteſt du mir lautre Luſt,
Heute ſtrömſt du heil'ger Klage
Wohllaut in des Mannes Bruſt.

Töne, goldene Glocke, töne,
In mein Leben tief hinein,
Daß mein Herz ſich fromm gewöhne,
Echo deines Klangs zu ſein!

Walter Flex.

Der Ueberfall / Von Leo N. Tolſtoi**) (Schluß.)

Der General ritt mit der Kavallerie voraus. Das Bataillon, mit welchem ich aus der Feſtung ausgerückt war, bildete die Nachhut. Die Kompagnie des Kapitäns Chlopow und des Leutnants Roſenkranz traten zuſammen den Rückzug an. Die Prophezeiung des Kapitäns ging buchſtäblich in Erfüllung. Sobald wir in den dichten, jungen Wald eingetreten waren, von dem er geſprochen hatte, erſchienen beſtändig blitzſchnell auf beiden Seiten Bergbewohner zu Pferde und zu Fuß, und zwar in ſolcher Nähe, daß ich ſehr gut ſehen konnte, wie einige, ſich bückend, mit der Büchſe in der Hand von einem Baum zum andern huſchten.

Der Kapitän nahm die Mütze ab und bekreuzte ſich fromm. Einige alte Soldaten taten dasſelbe Währenddeſſen ließ ſich das Kriegsgeſchrei vernehmen und wir hörten die Worte: „Ijai Giaur! Uruss ijai!“

Raſch hintereinander folgte der trockene, kurze Knall der Büchſenſchüſſe, und von beiden Seiten her pfiffen die Kugeln. Die Unſrigen antworteten ſchweigend mit raſchem Feuer. Nur ſelten hörte man in den Reihen Bemerkungen wie die folgenden: „Er†) ſchießt da von irgendwoher! Er hat gut ſchießen da aus dem Walde heraus. Kanonen müßten kommen!“ und ſo weiter.

Geſchütze fuhren herbei in die Kette, und nach einigen Kartätſchenſchüſſen ſchien der Angriff des Feindes ſich abzuſchwächen. Aber nach wenigen Augenblicken verſtärkte ſich bei jedem Schritt aufs neue das feindliche Kriegsgeſchrei und Gewehrfeuer.

Kaum waren wir auf dem Rückmarſch etwa dreihundert Faden weit vom Aul gekommen, als feindliche Kanonenkugeln pfeifend über uns hinflogen. Ich ſah, wie eine ſolche einen unſerer Soldaten zerriß.

Aber wozu die Einzelheiten dieſes ſchrecklichen Bildes erzählen, während ich doch ſelbſt viel darum geben würde, wenn ich ſie vergeſſen könnte.

Leutnant Roſenkranz ſchoß ſelbſt aus ſeiner gezogenen Büchſe. Dabei ſchwieg er aber nicht einen Augenblick ſtill, ſprach mit ſchriller Stimme auf die Mannſchaften ein und ritt fortwährend von dem einen Ende der Kette zum anderen. Er war etwas bleich und das harmonierte ſehr gut mit ſeiner kampfluſtigen Miene.

Der hübſche Fähnrich ſchwamm in Entzücken, ſeine ſchönen ſchwarzen Augen erglänzten vor Kampfbegier, und ein leichtes Lächeln ſpielte um ſeinen Mund. Wiederholt ritt er zum Kapitän und bat dieſen um die Erlaubnis, ſich mit Hurra auf die Angreifer zu ſtürzen.

„Wir ſchlagen ſie zurück,“ ſagte er dringlich und überzeugend, „ganz ſicher ſchlagen wir ſie in die Flucht!“

„Es iſt nicht nötig“, erwiderte der Kapitän kühl. „Wir müſſen zurück.“

*) Geſchrieben im Schützengraben vor Verdun.

**) Erſchien im Verlag Otto Janke, Berlin, im Bande „Der Gefangene im Kaukaſus“. Preis 2 Mk., geb. 3 Mk.

†) Er, darunter verſteht der ruſſiſche Soldat den Feind im allgemeinen.

Digitized by Google

Die Kompagnie des Kapitäns besetzte eine Waldlichtung und feuerte liegend auf den Feind. Der Kapitän in seinem abgetragenen Rock und der verschlissenen Mütze blieb schweigend auf derselben Stelle. Er überließ seinem weißen Pferdchen die Zügel und richtete sich in den kurzgeschnallten Steigbügeln hoch auf.

Die Soldaten wußten selber sehr wohl, was sie zu tun hatten, so daß dem Kapitän nichts zu kommandieren blieb. Nur selten erhob er die Stimme, um denjenigen zuzurufen, welche den Kopf zu weit emporhoben. Das ganze Äußere des Kapitäns zeigte wenig Martialisches, dafür lag aber so viel Wahrheit und Einfachheit in seinem Benehmen, daß er meine unwillkürliche Bewunderung erweckte.

„Hier sieht man, wer wirklich tapfer ist", sagte ich zu mir selbst.

Plötzlich ließ sich von derjenigen Seite, auf welcher der hübsche Fähnrich mit seinem Zuge stand, ein schwaches Hurra vernehmen. Als ich mich auf diesen Ruf hin umwandte, erblickte ich dort dreißig Soldaten, welche, die Gewehre in den Händen und die Tornister auf den Rücken, in mühsamen Laufschritt über das aufgepflügte Feld eilten. Sie stolperten häufig, bewegten sich aber doch unter fortgesetztem Hurrarufen vorwärts.

Vor ihnen ritt der junge Fähnrich mit geschwungenem Säbel.

Alles verschwand im Walde.

Nachdem das Kriegsgeschrei und das Knattern des Gewehrfeuers einige Minuten lang gedauert hatte, kam aus dem Walde das erschreckte Pferd herausgelaufen, und hinter demselben erschienen Soldaten, welche die Gefallenen und Verwundeten trugen. Unter den letzteren befand sich auch der junge Fähnrich.

Zwei Soldaten stützten ihn unter den Schultern; er war weiß wie ein Taschentuch, und sein Kopf mit dem hübschen Gesichtchen, auf welchem nicht ein Schatten mehr von jenem kriegerischen Entzücken zu entdecken war, welches ihn vor wenigen Minuten noch erfüllt hatte, war schrecklich eingesunken zwischen den Schultern und hing auf die Brust herab. Auf dem feinen Hemde, unter der aufgeknöpften Uniform, sah man einen großen Blutfleck.

„O wie schade!" rief ich unwillkürlich aus, mich von diesem traurigen Schauspiel abwendend.

„Ja, gewiß schade!" stimmte ein alter Soldat bei, welcher, mit düsterem Blick auf sein Gewehr gestützt, neben mir stand. „Er fürchtet sich nicht. Wie ist dies möglich?" fügte er hinzu, indem er nach dem Verwundeten blickte. „Noch dumm, hat aber auch dafür bezahlen müssen!"

„Fürchtest du dich vielleicht?" fragte ich ihn.

„Nein, das nicht!"

* * *

Vier Soldaten trugen auf einer Tragbahre den Fähnrich. Hinter ihnen führte ein fünfter das ermattete Pferd mit zwei grünen Kästen, welche das Verbandzeug enthielten. Man wartete auf den Arzt. Die Offiziere kamen herbei und bemühten sich, den Verwundeten zu trösten und ihm Mut einzuflößen.

„Nun, Bruder Alanin, wirst du so bald nicht wieder tanzen können", äußerte lachend der Leutnant Rosenkranz.

Wahrscheinlich war er der Meinung, daß dieser Scherz den Mut des hübschen Fähnrichs aufrichten könnte; aber soviel an dem kalten und betrübten Ausdruck seines Blickes zu sehen war, brachten diese Worte durchaus nicht die beabsichtigte Wirkung hervor.

Auch der Kapitän kam herzu und blickte den Verwundeten aufmerksam an. Auf seinem sonst stets gleichmütige, kühlen Gesicht sprach sich aufrichtiges Bedauern aus.

„Nun, wie steht's, mein lieber Anatol Iwanitsch?" redete er diesen an mit einer Stimme, in der so viel zärtliche Teilnahme mitklang, wie ich sie bei ihm nicht erwartet hatte. „Es ist klar, Gott hat es so gewollt!"

Der Verwundete blickte um sich, sein bleiches Gesicht ward auf einen Augenblick von einem schmerzlichen Lächeln belebt.

„Ja, ich habe Ihnen nicht gehorcht."

„Sagen Sie lieber: Gott hat es so gewollt!" wiederholte der Kapitän.

Nachdem der Arzt angekommen war, empfing er vom Feldscher Binde, Sonde und andere chirurgische Instrumente und trat mit zurückgeschlagenem Ärmel, unter einem ermutigenden Lächeln, an den Verwundeten heran.

„Es scheint in der Tat, man hat Ihnen ein kleines Löchelchen in die Figur gemacht", sagte er scherzend in nachlässigem Ton. „Lassen Sie doch einmal sehen."

Der auf den heiteren Doktor gerichtete Blick des Fähnrichs drückte Verwunderung und Vorwurf aus. Dieser bemerkte es jedoch nicht. Er begann die Wunde zu sondieren und sie von allen Seiten zu besichtigen; aber der Verwundete verlor die Geduld darüber und schob mit schwerem Stöhnen seine Hand zurück.

„Lassen Sie mich", sagte er mit kaum hörbarer Stimme; „es ist alles vergeblich; ich werde sterben."

Bei diesen Worten fiel er zurück. Als ich fünf Minuten später zu der Gruppe trat, welche sich um den Fähnrich gebildet hatte, und die Soldaten fragte: „Was macht der Fähnrich?" erhielt ich zur Antwort: „Es geht zu Ende mit ihm."

* * *

Es war schon spät, als das Detachement, in eine breite Kolonne geordnet, mit Gesang zur Festung zurückkehrte. Die Sonne verschwand hinter einem schneebedeckten Bergrücken und warf ihre letzten rosigen Strahlen auf eine lange, dünne Wolke, welche vereinzelt am hellen Horizont stehengeblieben war. Die Schneeberge begannen sich mit

Digitized by Google

violettem Nebel zu umhüllen, und ihre oberen Linien zeichneten sich mit außerordentlicher Schärfe in dem roten Licht der untergehenden Sonne ab.

Der schon lange aufgegangene, durchsichtige Mond erglänzte am dunkelblauen Himmel, das Grün der Wiesen und Wälder verdunkelte und bedeckte sich mit Tau. Die dunklen Massen der Soldaten bewegten sich geräuschvoll über die Ebene hin. Von verschiedenen Seiten hörte man Glöckchen, Trommeln und heitere Lieder. Der Vorsänger der sechsten Kompagnie ließ aus allen Kräften seine Stimme erschallen, und der gefühlvolle und kraftvolle Klang seines reinen, vollen Tenors tönte weithin durch die durchsichtige Abendluft.

*

Ahnung

Weit gespannt die hochgewölbten Flügel
Über mir der mächt'ge Vogel schwebt.
Bannt die Glieder mit den stieren Blicken,
Drin der Weite endlos Grauen bebt.
Die Verlassenheit der öden Steppe,
Schneeverwehter Wälder webt um ihn.
Meine Blicke, die zum Himmel streben,
Seine feuchten Flügel niederziehn.
Nacht für Nacht schwebt er mir stumm zu Häupten,
Keine Drohung scheucht ihn und kein Fleh'n,
Und mir ist, als müßt ich meinem Schicksal
Unverwandt ins harte Auge sehn.

Cl. v. Peßler.

*

Ein Truppenverbandplatz in Belgien / Von Stabsarzt Dr. F. Toeplitz

„Feindliche Streitkräfte halten die Höhen bei B. besetzt. Regiment greift an." Das war der Hauptinhalt des Befehls, den unser Grenadierregiment in T., einem jetzt vielgenannten belgischen Dorfe, erreichte. Es sollte die Feuertaufe des Regiments werden! Ein kurzer Blick auf die dem nächsten Leutnant rasch entrissene Karte besagte, daß zwischen dem letzten Hause von T. an der Straße nach B. und der voraussichtlichen Feuerlinie zu Beginn des Gefechts — soweit sich so etwas voraussehen läßt — etwa 1000 Meter lagen. Haus und Garten erwiesen sich als geeignet. Gutes Wasser war reichlich vorhanden. Noch eine kurze Besprechung mit dem Bataillonskommandeur, und mit seinem Einverständnis wurde die Flagge mit dem roten Kreuz an der Straße und auf dem Dache der kleinen, verlassenen Villa gehißt. Das Regiment entwickelte sich und Ärzte, Sanitätsunteroffiziere und Krankenträger bereiteten in Haus und Garten alles für die Labung und Lagerung der Verwundeten vor. Strohlager wurden gerichtet, Tee und Kaffee gekocht, der Sanitätswagen gab das Erforderliche für die Liebesarbeit her, und nun hieß es warten. Bald fanden sich auch die Ärzte der anderen Bataillone ein, so daß ein gemeinsamer Truppenverbandplatz für das ganze Regiment gewissermaßen von selbst entstand. Durch den glühend heißen Augusttag hörte man bald die ersten Schüsse krachen, und in das Knattern des Infanteriefeuers mischte sich bald das Raktaktak der Maschinengewehre und der dröhnende Baß der Artillerie. Und schon pfiff es auch uns um die Ohren. Mit einem Assistenzarzt stand ich vor der Tür unseres Häuschens und beobachtete mit dem Glase das Vorgehen unserer Schützenlinien. Hier konnten wir deutlich die Gewohnheit der uns gegenüberstehenden französischen Infanterie, meist zu hoch zu schießen, verspüren, denn hoch über unsere Schützenlinie weg schlugen die Geschosse ständig in unseren Verbandplatz ein. Plötzlich brach der Assistenzarzt neben mir nieder, ein Geschoß hatte ihm den Oberschenkel durchschlagen. So wurde er, der helfen sollte, der erste Verwundete auf unserem Verbandplatz. Es sollte nicht der letzte sein. Aus dem Gefecht entwickelte sich eine Schlacht! Bald kamen sie an, zuerst einzeln, dann in großen Scharen, diejenigen, denen ihre Verwundung gestattete, sich selbständig zum Verbandplatz zu begeben. Alle Hände voll hatten wir zu tun, um jedem so schnell wie möglich zu seinem Rechte zu verhelfen. Hier sahen wir zuerst den Segen unseres Verbandpäckchens, deren zwei jeder Angehörige des deutschen Heeres bei sich trägt. Fast alle kamen bereits verbunden an. Teils hatten sie sich selbst, teils hatten Kameraden ihnen den Liebesdienst erwiesen. Das Haus war bald voll belegt, und noch konnten die Krankenträger nicht ausgeschickt werden. Siegreich gingen unsere Grenadiere vor, das feindliche Infanteriefeuer ließ bei uns nach; nur noch vereinzelte verirrte, matte Geschosse fielen harmlos in unseren Garten. Ich war gerade hinausgegangen, um einige Anordnungen zu treffen, als mit lautem Sssss ein Schrapnell gerade in unseren Garten sauste, dem noch 15 andere, zum Glück, ohne Schaden anzurichten, folgten. Die feindliche Artillerie schien sich — o Völkerrecht und Genfer Konvention! — auf unsere Rote-Kreuz-Flagge einzuschießen! Es war

Digitized by Google

Nachmittag geworden, der Artillerielesegen hörte auf, und nun hatte sich das Gefecht weit genug entfernt; wir konnten daran denken, die Krankenträger mit ihren Tragen auszusenden, um die nicht marschfähigen Verwundeten hereinzuholen. Die fertig versorgten und gelabten Krieger wurden im Garten gelagert und es schien so, als sollte die weitere ärztliche Arbeit sich in aller Ruhe vollziehen! Aber es schien nur so! Wieder ging das Pfeifen der Geschosse los, und Schuß auf Schuß fiel in unseren Garten, zwischen die Verwundeten. Das Jägerohr unterschied deutlich zwischen dem scharfen Kugelpfeifen den dumpfen Knall der Schrotspritzen. Also Franktireurs! Aus allen umliegenden Häusern, von den Bäumen herunter knallte und pfiff es. Zum Glück schoß das Gesindel sehr schlecht, aber Ruhe mußte geschaffen werden. So mußten wir alle benachbarten Häuser in Brand stecken lassen. Wie verbohrt der Fanatismus dieser von einer verbrecherischen Regierung aufgehetzten Bauern war, konnte man daraus ersehen, daß aus dem Dachgeschoß eines Hauses, dessen Dachstuhl schon lichterloh brannte, noch 30 Schüsse in den Verbandplatz abgegeben wurden. Diese Toren! Kein Mensch hätte ihnen ein Haar gekrümmt, kein Haus wäre verbrannt worden, hätten die Zivilisten das Kriegführen, wie sich's gehört, den Soldaten überlassen.

Musterhaft würdig war das Verhalten unserer Verwundeten. Kein lautes Jammern, kein Hilfegeschrei! Dieselbe zähe Widerstandskraft wie im Kampfe, auch im Ertragen körperlichen Leidens. Mancher Strahl sonnigen Humors erhellte das Leidensdunkel der Kameraden. Allgemein klang das Bedauern durch, nun vorerst nicht mehr mitmachen zu können. Prachtburschen!

Gegen Abend war der Sieg unser, und die Sanitätskompagnie übernahm unsere Arbeit. Mehrere Hunderte von Verwundeten der verschiedensten Regimenter waren durch unsere Hände gegangen. Der erste Schlachttag des Regiments hatte neben vielem anderen auch die Bewährung der Verwundetenfürsorge der vordersten Linie erwiesen, er hat uns die Erfahrungen für viele, viele Schlachten und Gefechte, für den Maasübergang und manchen anderen Strauß gebracht. Mit Stolz tragen wir Sanitätsoffiziere wie die Offiziere und Mannschaften unser Eisernes Kreuz, den schönsten Lohn für treu erfüllte Pflicht!

*

Eine schwarze Perle / Von Werner Ritter

Ein schwarzes Pünktchen auf einer weißen Perle bildet einen Defekt, der das kostbare Kügelchen sofort tief im Werte sinken läßt, und wäre dies Pünktchen auch so klein und unbedeutend, daß es der Kenner nur mit dem Vergrößerungsglase entdeckt. Aber eine ganz schwarze, pechschwarze Perle? Wenige Leute dürften von der Existenz solcher Perlen Kenntnis haben. Man kennt wohl graue Perlen, die in Glanz und Schönheit mit den weißen wetteifern und eine gesuchte Ware des Liebhabers sind. Aber schwarze Perlen? Nur die Sage ging in den Kreisen jener, deren Geschäft es ist, mit den kostbaren Schmuckgegenständen umzugehen, daß es schwarze Perlen gäbe, ganz schwarze Perlen, von zauberhafter Schönheit, von unschätzbarem Wert. Doch keiner der Gelehrten des Juwelenladens hatte eine solche Perle gesehen; nur von ihrem Rufe hatte man gehört.

Da geschah es, daß eines Tages ein kleines, mageres Männchen in einen Juwelierladen der Herrengasse in Pest trat. Die Gesichtszüge dieses Mannes trugen einen ausgeprägt jüdischen Typus zur Schau. Seine Kleidung war altmodisch, verschossen, geflickt und schmutzig. Dieser Mann griff mit der mageren, abgezehrten Hand in die Tasche seiner schmutzigen, schwarzen Kleider und zog aus denselben einen in ein schmutziges Papier sorgsam gewickelten Gegenstand hervor.

Der eben anwesende Besitzer des Geschäftes blickte fragend auf das seltsame Individuum, während einer der Gehilfen in nicht zu verkennender Mißachtung den kleinen Sessel, der neben dem Pulte zur Bequemlichkeit der Kunden stand, zur Seite schob, als fürchte er, daß das Möbelstück durch eine mögliche Berührung mit dem seltsamen Gaste leiden könnte. Aber eben diese Bewegung machte den Gast auf den bequemen Stuhl aufmerksam. Er atmete sichtlich erleichtert auf und ließ sich die Mühe nicht verdrießen, den durch die Liebenswürdigkeit des Gehilfen bis an das Ende des Pultes gerückten Sessel aufzusuchen. Er ließ sich bequem in dem Stuhle nieder und begann nun den in der schmutzigen Papierhülle befindlichen Gegenstand von derselben loszuschälen.

Das dauerte wohl einige Minuten. Dann winkte der Mann den Besitzer zu sich und hielt ihm zwischen Daumen und Zeigefinger einen großen runden, schwarzen Gegenstand vor die Nase.

„Was ist das wert?" fragte er mit heiserer, krächzender Stimme.

Der Juwelier nahm den Gegenstand, sichtlich gespannt, aus der Hand seines Gastes, den dieser ihm überließ. Es war eine schwarze Perle. An einem Punkte hatte sie einen kaum bemerkbaren Defekt. Das mochte wohl von einer Spange oder Schließe herrühren aus der die Perle genommen war.

„Die Perle hat einen Fehler" sagte der Juwelier. — „So!" rief der Fremde gedehnt, indem er

Digitized by Google

sich vorbeugte, um die kleine Verletzung zu beschauen, welche die Perle hatte. Der Juwelier betrachtete aufmerksam den Fremden. Dessen Erstaunen war nicht erheuchelt. Er hatte bisher keine Kenntnis von dem Fehler der Perle gehabt. Es war kein Kenner.

„Woher haben Sie die Perle?" fragte nun der Juwelier.

„Was kümmert Sie woher ich hab' die Perle? Eine hohe, sehr hohe Herrschaft will mit anderem Schmuck sie bei mir versetzen. Sagen Sie mir, was sie wert ist, ich will Sie bezahlen für Ihre Mühe."

„Ich kann die Perle nicht schätzen", sagte der Juwelier, sie bewundernd betrachtend.

„Wie heißt, Sie können die Perle nicht schätzen?" fragte der Fremde betroffen. „Ich will Sie bezahlen für Ihre Mühe."

„Gut, gut," sagte der Juwelier lächelnd, „ich wollte nur damit sagen, daß die Perle unschätzbar, weil sehr selten, ist."

„Kann ich darauf borgen zweitausend Gulden?"

„Ja."

„Und fünftausend?"

„Auch."

„Und zehntausend?"

Der Juwelier nickte lächelnd mit dem Kopfe. Der kleine Mann wischte sich mit einem schmutzigen, blauen Tuche den Schweiß von der Stirn, der ihm plötzlich aus allen Poren hervorbrach. Er bat um ein Glas Wasser.

„Und zahlen Sie mir die zehntausend Gulden für die Perl', wenn ich sie will verkaufen?" fragte der glückliche Besitzer des Kleinods.

„Nein."

„Aha! Seh'n Sie!" rief der Fremde.

„Es gibt nur eine Firma in der Monarchie, welche für diese Perle Verwendung hat und sie kaufen dürfte. Es ist das die des Hofjuweliers Biedermann in Wien."

Der Fremde packte rasch seine Perle ein, legte trotz alles Protestierens einen Gulden als „bescheidene Schätzungsgebühr" auf das Pult und entfernte sich rasch.

* * *

Vierundzwanzig Stunden später trat er in den Laden des Hofjuweliers Biedermann in Wien. Dort machte man mit ihm kurzen Prozeß. Man nahm ihm die Perle ab, rief einen Polizeikommissar herbei und ließ ihn arretieren.

Auf der Polizei wurde er aufgefordert, auszuweisen, wer er sei und woher er die Perle habe. Er erklärte, Isak Roth zu heißen und nach Großwardein zuständig zu sein, wo er ein kleines Versatzgeschäft habe. Eines Tages, erzählte er, sei er durch eine Gasse Großwardeins gegangen, als er im dort befindlichen Hause eines seiner Kunden, eines Großwardeiner Bauern, großen Lärm hörte. Er trat ein und erfuhr, daß man den armen Mann wegen einer Steuerschuld pfänden wolle. Gleichzeitig rief ihn der Bauer zur Seite, zeigte ihm die Perle und verlangte 20 fl. für dieselbe, um die Steuer bezahlen zu können. Mehr aus Mitleid „mit dem armen Goj", als auf den Wert der Perle, die er erst in Pest schätzen lernte, gab er die verlangten 20 fl. Er brachte ferner vor, der Bauer in Großwardein habe ihm bemerkt, die Perle sei ein Andenken und er trenne sich ungern von ihr.

Man hielt Herrn Isak Roth in Haft, bis man in Großwardein Erhebungen gemacht hatte, welche seine Aussagen bestätigten.

Es stellte sich nun heraus, daß der fragliche Bauer ehedem Kammerdiener des unglücklichen Grafen Ludwig Batthyanyi gewesen sei. Der Mann gab an, Batthyanyi hätte die Perle als Busennadel getragen und wenige Stunden vor seiner Hinrichtung ihm sie zum Andenken geschenkt. Die goldene Nadel und goldene Fassung des Stückes hatte er, der Kammerdiener, schon vor Jahren sorgsam abgelöst, und von Not gedrängt, verkauft.

Die Perle selbst war ein gestohlenes Gut. Vor 150 Jahren wurden aus der englischen Krone, in welcher sich drei schwarze Perlen — die einzigen, die man kennt — befinden, eines dieser Kleinode, in Gesellschaft zweier großen Diamanten gestohlen. Seit 150 Jahren wurde diese Perle von seiten der englischen Regierung gesucht — vergebens. Sie fand sich nicht vor. Nun brachte ein Zufall zu Wege, was die emsigste Nachfrage nicht vermocht hatte.

Die englische Regierung löste die Perle mit 20 000 Pfund Sterling ein.

Wie die Perle in den Besitz des Grafen Batthyanyi gelangte, ist unbekannt. Vermutlich hatte er sie von irgendeinem Kuriositätenhändler gekauft. Der Graf kannte vermutlich nicht ihren ganzen Wert, hielt sie aber doch für kostbar und wollte damit, kurz vor seinem Tode, seinen treuen Kammerdiener beglücken. — Der Profit wanderte aber nun in die Tasche des Herrn Isak Roth.

Dies die Geschichte einer schwarzen Perle.

Digitized by Google

Bücherbesprechungen

Helden, ein lyrisches Flugblatt aus den August- und Septembertagen 1914 von Alfred Richard Meyer.

Der Krieg, ein Flugblatt mit Beiträgen von Elsa Asenijeff, Richard Dehmel, Herbert Eulenberg, Cäsar Flaischlen, Martin Gumpert, Carl Hauptmann, Gerhart Hauptmann, Klabund, Rudolf Leonhard, Alfred Lichtenstein (Wilmersdorf), Alfred Richard Meyer, Peter Scher, Rudolf Alexander Schröder, Hermann Stehr.

Der rührige Verlag von Alfred Richard Meyer, Wilmersdorf, beschert uns soeben 2 lyrische Flugblätter, deren Reinertrag einen patriotischen Zweck, nämlich der Nationalstiftung für die Hinterbliebenen der im Kriege Gefallenen zugute kommen soll. Während es sonst dem Literaturfreund so geht, daß die allzu reiche Fülle der lyrischen Produktion ihn von vornherein mit einem gewissen Mißtrauen erfüllt, gehören Alfred Richard Meyers Flugblätter zu denjenigen Erzeugnissen, denen man von vornherein sympathisch gegenübersteht, weil man weiß, daß man hier wirklich Qualitäten nicht Quantitäten vorgesetzt bekommt. Auch beweist schon die Auswahl der Namen, daß wir es mit ansehnlichen Leistungen zu tun haben werden. Im Blatt „Der Krieg" sind besonders hervorzuheben die Gedichte von Richard Dehmel, in denen sich echte Begeisterung offenbart. Auch das Reiterlied von Gerhart Hauptmann ist von unzweifelhafter Originalität und Kraft. Herbert Eulenberg schildert uns in einer „Begebenheit", wie stark der Drang nach Taten auch in unserer jüngsten Jugend lebendig ist. Rudolf Leonhard hat einige Bilder ersonnen, die die Gefechts- und Kriegsstimmung besonders gut zu charakterisieren vermögen. Weniger gefallen tut mir das Gedicht von Cäsar Flaischlen mit dem Refrain „daß unsere Kanonen auch mit Granaten, nicht mit Zuckerzeug geladen sind", abgesehen von dem schlechten Reim finde ich diesen Gegensatz nicht sehr glücklich. Schließlich ist auch echte Realistik durch Alfred Richard Meyer selbst vertreten. Das Flugblatt „Helden" enthält nur Gedichte von ihm, die zum Teil auch wieder das Groteske zu seinem Recht kommen lassen. A. R. Meyer bemüht sich schon seit Jahren mit Erfolg, derartige lyrische Stimmungen die volle Gleichberechtigung neben den zarteren Empfindungsmalereien zu erwerben, und man kann sagen, daß es ihm schon zum Teil gelungen ist. Am besten gefällt mir in der vorliegenden Sammlung „Das Krankenautomobil", dem man seine Originalität jedenfalls nicht absprechen kann. Aber auch ernsthafte und würdige Stimmungen vermag der Verfasser zu geben, wie das Gedicht „Die Mutter" beweist. Alles in allem nette Sachen, die man wirklich empfehlen kann. H. J.

Bruno Erdmann. Ueber den modernen Monismus. Verlag von Gebr. Partel, Berlin.

Eine „akademische Festrede" hielt der Verfasser zur Kaisergeburtstagsfeier 1914 in der Aula der Berliner Universität. Er verteidigte darin den religiösen Dualismus gegen den modernen „Monismus", dem er jedoch ganz sachlich gegenübersteht. Weder erkenntnistheoretisch noch ethisch stimmt der Verfasser mit der monistischen Philosophie überein; sein erkenntnistheoretischer Standpunkt scheint die Idealitätslehre zu sein, seine Ethik ist religiös orientiert. Daher sind die Grundstandpunkte, die Verfasser und Monismus annehmen, so verschieden, daß eigentlich gar keine Diskussion zwischen beiden möglich ist. Die „Jagd nach dem Glück aller" als höchstes sittliches Ziel hätte der Verfasser jedoch dem Monismus nicht als allgemeine Absicht in die Schuhe schieben dürfen, weil von einigen diese Ansicht vertreten wird, oder er hätte lieber deren Namen mitnennen sollen; denn es gibt viele Monisten, die anderer Ansicht sind, und gerade das Problem des Glückes im Leben und als Ziel ist in letzter Zeit oft erörtert worden. (z. B. „Die Umgestaltung der Welt" von Dr. Janke.) Alles in allem ist der Vortrag naturgemäß zu knapp gehalten, als daß er mehr als Andeutungen geben und so ausführliche Kritik herausfordern müßte. J. J.

Für unsere tapferen Soldaten! Verlag H. Thümmler, Chemnitz.

Eine Anleitung zur Herstellung gestrickter Bekleidungsstücke für unsere Soldaten ist soeben in H. Thümmlers Verlag in Chemnitz erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen. Das kleine Schriftchen kostet nur 10 Pfennig und unterrichtet die Frauen über das Stricken von Kopfschützern, Fausthandschuhen, Kniewärmern, Leibbinden, Pulswärmern und anderen von unseren im Felde stehenden Soldaten so gut zu gebrauchenden Bekleidungsstücken. Ein Teil des Reingewinnes ist zum Besten der Kriegsfürsorge.

Neue Bücher für den Weihnachtstisch.

Hans Werder. Die Meistergeige. Roman. Preis 4.— Mk., geb. 5,— Mk.

Mit reicher Phantasie schildert der Verfasser die Lebensgeschichte einer alten Cremonenser Geige, eines Meisterwerkes Stradivaris, die durch die Hände großer Künstler, vornehmer Dilettanten, musikalischer Abenteurer geht, um schließlich, einem Lebewesen gleich, ihr Schicksal zu vollenden. — Eine kleine Anzahl Luxusexemplare, vom Verfasser signiert, sind nur vom Verlage für 8,— Mk. das Exemplar zu beziehen.

Agnes Harder. Erbsünde. Roman. Preis 4,— Mk. geb. 5,— Mk.

Der Roman behandelt höchst spannend die Schicksale einer alten Patrizierfamilie, deren Sprossen allen Vorurteilen geopfert werden. Ein vielfarbiges, reiches Lebensbild breitet sich vor dem Leser aus. — Eine kleine Anzahl Luxusexemplare, vom Verfasser signiert, sind nur vom Verlage für 8,— Mk. das Exemplar zu beziehen.

Der heutigen Nummer unserer Zeitung liegt ein Prospekt bei über

Otto Jankes ausgewählte Geschenkliteratur.

Eine reichhaltige Sammlung guter Bücher in jeder Preislage.

Inhalt des Heftes 11: Die Reise nach Meran. Roman von Elsa Rema. — Die blaue Blume. Roman von Bruno Wölfing. **Beiblatt:** Das Mutterherz. Gedicht von Walter Flex. — Der Ueberfall (Schluß). Von Leo N. Tolstoi. — Ahnung. Gedicht von Cl. v. Peßler. — Ein Truppenverbandplatz in Belgien. Von Stabsarzt Dr. F. Loeplitz. — Eine schwarze Perle. Von Werner Ritter. — Bücherbesprechungen.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin. Verlag von Otto Janke. Ausgegeben am 5. Dezember 1914. — Druck: A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek

1915 Heft 12

Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Die Reise nach Meran / Roman von Else Rema

4. Fortsetzung.

„Wolfgang . . . weißt du, was ich fürchte?"

„Na?"

„Daß mir Mika Schönwald nachreist nach Meran."

Wolfgang Königsreimer sah seinen Vetter schweigend an.

„Glaubst du?"

„Was würdest du tun an meiner Stelle?"

„Ich kann mich nur schwer in eine solche Situation hereinversetzen. Ich erwecke nicht Hoffnungen im Herzen einer Frau, wenn ich nicht gesonnen bin, sie zu erfüllen."

„Als ob man zu Beginn immer gleich das Ende wissen könnte!"

„Wieso kommst du auf den Gedanken, sie könne dir folgen?"

„Man hat das so im Gefühl", gab Viktor Wernthaler zurück und besah die Spitzen seiner juchtenen Reiseschuhe.

„Wie bist du denn mit ihr verblieben?"

„Gar nicht. Ich habe ihr Blumen mit meinem Abschiedsgruß geschickt und meine herzlichste Teilnahme ausgesprochen. Was man eben in einem solchen Fall schreibt. Über die Zukunft habe ich kein Wort verloren."

„So waren die Blumen ein Epilog deiner Liebe?! Wenn sie's nur so aufgefaßt hat?!"

Viktor Wernthaler zuckte mit den Achseln und bedeckte seine Augen mit der rechten Hand. Der geringste Lichtschein störte ihn bei Nacht.

„Liebe?! Pah . . . heutzutage Liebe . . . wir sind allesamt keine Minnesänger mehr."

„Also ein Flirt?"

„Na . . . vielleicht war's schon etwas mehr. Aber ich war auf Komplikationen nicht gefaßt."

„Nimm's nicht übel, Viktor, aber einwandsfrei hast du dich da nicht gezeigt . . . wenn wir den Tatbestand genau untersuchen, so hast du die Frau, die du an deine Liebe glauben machtest, einfach allein in ihren Lebensschwierigkeiten zurückgelassen. Das mag in deinen Kreisen so Mode sein und gewiß für klug gelten, aber offen gestanden: ich vermag mich nicht mit dieser Taktik zu befreunden."

„Blieb mir etwas anderes übrig, als wortlos die Flucht zu ergreifen? Sage selbst? Hätte ich sie heiraten sollen am offenen Grabe ihres Mannes? Oder soll ich mir eine Frau nehmen, die vielleicht in nächster Zeit die Hauptrolle in einem Spielerprozeß spielt? Selbst wenn ich gewollt hätte . . . du siehst, es ist unmöglich, anders zu handeln, als ich gehandelt habe. Und ich will auch nicht! Ich habe Mika niemas Hoffnungen auf Heirat gemacht, wie hätte ich das auch gekonnt, sie war doch die Frau eines anderen! Konnte ich ahnen, daß der Mann eines Tages hingehen würde und sich erschießen? Ich hasse Skandal, er fällt mir auf die Nerven. Er hat mir Mika total verleidet, und — es ist nicht schön von mir, das zu sagen, aber die Situation entschuldigt mich — ich war es wahrhaftig nicht, der zuerst mit Mika anbandelte, sie war es, die einen regelrechten Flirt mit mir begann. Und da sagte ich nicht nein. Welcher Mann in meiner Lage hätte das getan? Ich fand sie reizend, apart, geistvoll und elegant, ganz nach meinem Ge-

Digitized by Google

schmack. Bequem war's auch . . . mit einer verheirateten Frau . . . man ist vor Konsequenzen sicher, das Wort Heirat steht nicht hinter jedem Kompliment. . . . Willst du Feuer?" Wolfgang reichte seinem Vetter das angebrannte Streichholz herüber.

„So . . . danke . . ." er warf das Hölzchen in den Aschenbecher am Fenster. „Das ist so die allgemeine Anschauung, daß verheiratete Frauen bequemer sind . . . im Moment wohl . . . aber das Spiel, das oft heiter und leichtsinnig begonnen wird, kann zur Tragödie werden. . . ."

Viktor Wernthaler richtete sich halb auf und holte eine zweite Decke aus dem Gepäcknetz über ihm . . . er fröstelte leicht.

„Und das Endresultat deiner Theorie? So oder so ists gefährlich, anzubinden, die jungen Mädchen wollen geheiratet sein, und die Frauen, bei denen wir uns sicher vor Scylla und Charibdis glauben, tragen Konflikte in unser Dasein. Ergo: ich werde in Zukunft beide Frauenklassen aus meinem Lebensbuch streichen. Was mir nicht allzu schwer fallen dürfte. Denn ich kann Liebe und Liebelei entbehren."

„In deiner momentanen Stimmung wohl. Man müßte die Frauen vor dir warnen." Viktor Wernthaler lächelte ein schadenfrohes Lächeln.

„Das wäre gerade der richtige Weg, sie abzuschrecken. Desto verführerischer erschiene ich ihnen. Nein — Wolfgang, wenn du nichts anderes weißt. . . ."

Meinst du, ich bin so gewissenlos, die Frauen nicht selbst vor mir zu warnen? Aber das nehmen sie nicht für ernst, sie halten es für einen Scherz, wenn ich die Wahrheit sage. Ich weigere mich energisch gegen die guten Eigenschaften, die man mir imputiert, aber vergebens! Ich eröffne alle Beziehungen mit derselben Ouvertüre: meine Gnädige, ich bin nicht geistreich. Ich habe kein Herz. Ich bin kalt und unempfindlich im Grunde meiner Seele. Ich habe einmal geliebt . . . das war Stella, meine früh verstorbene Frau . . . seither hat kein weibliches Wesen wahre Liebe in mir zu entfachen vermocht, es war immer nur Sinnenreiz, und oft nicht einmal das, nur ein tändelndes, oberflächliches Spiel . . . ich habe nicht einmal Talent zur Freundschaft, denn ich bin ein Egoist, dem nichts teuer ist als seine Ruhe. Ich bin auch nicht liebenswürdig, nur haben meine Formen eine gewisse Glätte und Schmiegsamkeit, die den trügerischen Glauben erwecken, ich sei ein Mensch von wertvollen inneren Eigenschaften. Sie täuschen sich, meine Gnädige, es ist schade um jede Stunde, die Sie in meiner Gesellschaft verbringen, schade um jede Minute, die Sie mir opfern, sparen Sie das Feuer Ihrer Augen, denn seine Wärme entzündet bei mir keine Gegenwärme, wenigstens nicht auf die Dauer, aus dem einfachen Grunde, weil mein Inneres kalt und erloschen ist. Seien Sie überzeugt, ich bin nichts als ein Blender, der keine jener Qualitäten besitzt, die sein Wesen vortäuscht.' Kann man ehrlicher zu Werke gehen als ich?"

„Du hast ja eben selbst gesagt, daß sie dir kein Wort von alledem glauben?! Ich gehe sogar noch weiter und behaupte, du tust es nur zu dem Zweck, dich interessant zu machen."

„Wenn mir das noch lohnte, Wolfgang! Falls Mika Schönwald dir nach Meran folgt . . . was dann?"

Viktor Wernthaler suchte nach einer bequemeren Stellung. „Vederemo! Wenn's ihr Spaß macht, mit mir zu flirten? Ich bin kein Unmensch! Falls sich die Verhältnisse um sie herum geklärt haben — warum soll ich auf die Gesellschaft einer hübschen Frau verzichten? Ohne Tendenz natürlich!"

„Und ihr Ruf?"

Viktor Wernthaler blies den Rauch seiner Zigarette durch die Nase. „Ich bitte dich, jede Frau hat den Ruf, den sie verdient. Und übrigens, da ist wohl nichts mehr zu verderben. Nach dem unglaublichen Ende ihres Mannes!"

„An dem sie aber keine Schuld trägt?!"

„Nein, sie hatte keinen Teil an seinen Machenschaften, sie ahnte wohl nicht, daß der Boden, auf dem sie stand, brannte, daß sie auf einem Vulkan tanzte. Aber . . . es war nun einmal ihr Salon, in dem gespielt wurde. Sie machte die Honneurs in einem Hause, das bei der guten Gesellschaft nicht mehr für einwandsfrei galt. Das Milieu, in dem eine Frau sich bewegt, ist ihr Schicksal. Ich bedaure Mika aufrichtig, aber . . ."

„Aber du hast das sinkende Schiff beizeiten verlassen. . . ."

„Pah . . . sie wird's nicht schwer nehmen, Mika ist eine elastische Frau. Sie wird auf Reisen gehen. Eine Witwe mit interessanter

Digitized by Google

Vergangenheit ist stets das Objekt männlicher Aufmerksamkeit. Sie wird sich gut anziehen, flirten und schließlich noch einmal eine glänzende Partie machen oder einen Abenteurer heiraten, je nach der herrschenden Konjunktur. Oder sie wird nach mehrjährigem Kurgastdasein, wenn sie Sehnsucht nach einem eigenen Heim bekommt — und diese Sehnsucht kommt bei den Frauen immer wieder zum Durchbruch — im Süden eine Pension eröffnen und Lieblingsspeisen für alte Herren kochen. Schließlich wird sie damit beglückt sein, wenn sie möglichst viele Extras auf die Rechnung setzen kann."

„Arme Frau!"

„Du kennst Mika nicht, Wolfgang. Sie würde sich nicht geschmeichelt fühlen, wenn sie dich hören könnte, Mika will kein Mitleid —"

„Na, das findet sie auch nicht bei dir —"

„Damit wäre ihr auch nicht gedient."

„Du bist ein seelischer Verführer, Viktor. Keiner, den ein beleidigter Gatte oder Bruder zur Rechenschaft ziehen könnte. Aber ein gefährlicherer, als der, den man mit der Pistole in der Hand straft. Du hast dich an Mika versündigt —"

„Dessen bin ich mir nicht bewußt", gab Viktor Wernthaler kalt zurück. „Du überschätzest Frauen wie sie. Frauen wie Mika haben keine Seele, die haben nur Nerven, sie sind aus Genußsucht zusammengesetzt. Toiletten, Gesellschaft, Sport, das sind die Angelpunkte ihres Daseins. Wer ihre Ansprüche an Luxus und Genuß erfüllt, den lieben sie, und das spricht mich frei von der Schuld gegen Mika.

Weil es dir paßt, die Dinge in diesem Licht zu sehen. Hast du noch niemals daran gedacht, daß die wenigsten Frauen sich uns in ihrer wahren Gestalt zeigen? Die Frau im Salon und die Frau in der Einsamkeit ihres Zimmers — das sind zwei gänzlich von einander verschiedene Wesen. Es gibt wenige unter ihnen, die im Hauskleide dieselben sind wie im Galagewand."

Wolfgang Königsreiner dachte einen flüchtigen Moment an das junge Mädchen mit den wahrhaften Augen. Er hätte schwören mögen, daß sie ihre Gestalt nicht mit der Situation wechselte, daß sie in jeder Lage des Lebens dieselbe blieb.

Wohin die beiden Damen wohl fuhren? Nach Rom? Nach der Riviera? Nach Meran? Er ertappte sich auf dem Wunsch, daß ihr Reiseziel das letztere sein möchte.

„Ich bin müde, Wolfgang, ich möchte versuchen, vor München noch ein bißchen zu schlafen. Ob wir es nicht ein wenig dunkler machen könnten?"

Er dehnte sich mit einem Seufzer der Erleichterung.

„Mir ist am wohlsten auf dem Schiff oder auf der Eisenbahn, nur keinen festen Boden unter den Füßen, nicht an Menschen und Dinge gebunden sein, die man nicht mag. Ich liebe das Bewußtsein, daß der Raum, in dem ich weile, die Kellner, die mich bedienen, und die Leute, die um mich herum sitzen, in absehbarer Zeit meinen Blicken entschwinden. Das ist für mich ein wundervolles Gefühl."

„Buona sera, Wolfgang. Mach's wie ich, leg' dich aufs Ohr."

Wolfgang Königsreiner schlief nie auf Eisenbahnfahrten. Früher hatte er unterwegs geschäftliche Pläne und Aktionen ausgearbeitet. Das waren seine fruchtbarsten Stunden gewesen, wenn er wachend im Schlafwagen lag und mit geschlossenen Augen rechnete, prüfte, erwog und wieder verwarf.

Die besten Ideen waren ihm dann gekommen, die er mit Energie und Tatkraft in gewinnbringende Unternehmungen zu wandeln verstand. Damals hatte er noch Ziele gehabt, er hatte Erstrebenswertes vor Augen gesehen, es hatte ihm gelohnt, Reichtümer anzuhäufen — bis plötzlich, ohne vorbereitende Stadien, eine Müdigkeit, ein Überdruß am Kampf über ihn gekommen war, der ihn sich fragen ließ: Wozu, wozu das alles? Er war ein reicher Mann, für sich selbst besaß er mehr als genug, wozu das Kesseltreiben um Geld und Macht?! Wolfgang Königsreiner hatte in seiner Jugend nicht feiern dürfen, der Broterwerb hatte ihn nicht seinen Idealen nachhängen lassen, er mußte verdienen. Wissenschaft und schöne Künste, die sein Herz erwärmten, mußte für die kargen Mußestunden bleiben. Er war ein Mann mit praktischem Sinn, er tat, was das Leben von ihm forderte, aber endlich, nach einem Dasein voll Arbeit und Kampf fand er die Zeit gekommen, sich selbst und seinen innersten Neigungen zu leben.

Digitized by Google

Jahrelang hatte er der Heimat nicht mehr gedacht, sie war völlig aus seinem Erinnern geschwunden gewesen. Da war kein Band, das ihn mit ihr verknüpfte, er war mit Leib und Seele Amerikaner geworden. Bis er den Geschäftsmann von sich warf, und in diesem Moment wurde er wieder zum Deutschen, der von der Heimat träumte.

Ein Grab verkörperte sie ihm. Der grüne Hügel mit dem schlichten Marmorstein, um den in dicken Ranken der Efeu wucherte, löste sanfte Sehnsucht in ihm aus. Er gedachte der holden Frau, die unter ihm schlummerte und der die erste, unverbrauchte Liebe seines jungen Mannestums gegolten hatte.

War es das Alter, das ihn melancholisch machte?

Wolfgang Königsreiner war gewöhnt, zu handeln, Entschlüsse zu fassen und ihnen die Tat folgen zu lassen. Nichts band ihn an das Land, das seine schönsten Mannesjahre verschlungen, ihm aber auch reichen Lohn gegeben hatte.

Er war fremd geblieben, das fühlte er in dem Augenblick, da er im Begriff stand, Amerika den Rücken zu kehren.

Was sein Leben in den langen Jahren reich und wertvoll hatte scheinen lassen, es dünkte ihm über Nacht schal und öde geworden. Das Abenteurerblut, das ihn bald hier bald dort hingetrieben, das ihn in waghalsige Unternehmungen gestürzt hatte, die ihn heute nach wilden, unwirtlichen Gegenden führten, morgen in das geschäftliche Leben der großen Städte, wo es am heißesten pulsierte, war zur Ruhe gekommen. Es war still geworden in ihm, nur ein Wunsch hatte sich in ihm geregt, in den langen, einsamen Stunden seiner Überfahrt — der Wunsch, daß eine deutsche Frau seinem Dasein noch einmal Reiz und Inhalt geben möge.

Wolfgang Königsreiner und Viktor Wernthaler waren Geschwisterkinder, nur hatte das Schicksal sie verschieden gebettet gehabt.

Viktor Wernthaler wurde als Erbe geboren. Der Besitz fiel ihm mühelos in den Schoß, Kämpfe und vergebliches Begehren lernte er nicht kennen, die Macht des Reichtums, der Nimbus, den er gab, verschlossen ihm die Wirklichkeiten des Lebens. Die Menschen zeigten sich ihm wie er sie zu sehen wünschte. Viktor Wernthaler war ein Jüngling als Wolfgang Königsreiner die Heimat verließ; als reife Männer sahen sie sich wieder. Was verwandtschaftliche Beziehungen allein vielleicht nicht zu Wege gebracht hätten, die Gleichheit der Geschicke tat es. Auch Viktor Wernthaler hatte die Frau seiner ersten Liebe früh begraben, und beide waren einsam geblieben. Aber Wolfgang Königsreiner hatte den Gott nicht aus seinem Innern verloren, und Viktor Wernthaler war ein Mensch ohne Glauben und Ideale geworden.

Beide hatten des Daseins Sonnenhöhe überschritten.

Wolfgang Königsreiner hatte eben die Fünfzig, Viktor Wernthaler die Vierzig vollendet. Aber der an Jahren ältere war der Mann mit Tatkraft und Jugendfrische geblieblieben, der noch zu wünschen und hoffen vermochte. Viktor Wernthaler sah das Leben mit den Augen des Skeptikers an.

Unaufhaltsam jagte der Zug. Über Brücken hinweg, an Städten, Dörfern und Tälern vorbei. Hinaus in die Ferne!

Grau kam die Dämmerung gezogen, der junge Tag kämpfte mit der fliehenden Nacht. Fern am Horizont, hinter grauen Wolken, ging langsam die Sonne auf. Wolfgang Königsreiner schloß fröstelnd die Augen. Aber kein Schlummer nahm ihn sanft in seine Arme. Er dachte an das junge Mädchen mit den schönen, treuen Augen, er dachte an die Frau, vor dem sein Vetter floh, er dachte an die Menschen alle, die mit ihm in demselben Zug in die Weite rollten.

War's nicht ein Zug mit Pilgern?

Es trieb sie vorwärts, Zielen entgegen, die sie nicht kannten.

Müde Lebenswanderer.

Und hoffnungsfrohe.

Das Irrlicht der blauen Ferne lockte sie alle.

Sehnsüchtige und Flüchtlinge. Weiter jagte unaufhaltsam der Zug!

Häuser tauchten auf, bunte Reklameschilder.

Die Schaffner klopften an die Türen der Abteile.

In den Coupés begann es sich zu regen. Vorüber war die Nacht, hoffnungsvoll leuchtete der junge Tag.

„Ah, ich habe wundervoll geschlafen, Wolf," sagte Viktor Wernthaler, sich dehnend und reckend, „rollende Räder singen mir das schönste Schlummerlied."

Digitized by Google

Dann öffnete er sein Necessaire. „So, auch der äußere Mensch will seine Rechte haben."

Wenige Schritte weiter stand Amanda Pirchholtz im Coupé vor dem Spiegel und fand, daß sie übernächtigt aussah. Aber sie tröstete sich schnell. Der Schleier würde es verdecken und ein wenig poudre de jeunesse.

Kamilla Scholl ordnete ihr Haar. Aber sie dachte nicht darüber nach, ob die eilige Frisur sie kleidete oder nicht. Ihre Jugend schien so weit hinter ihr zu liegen — so weit — Sie hatte abgeschlossen, sie hoffte und erwartete nichts mehr.

Unruhe kam in die Gänge vor den Coupés. Ein Hin- und Hergehen, ein Rufen.

„München, Hauptbahnhof!"

Wie Spalier bildende Soldaten standen die Gepäckträger in ihren blauen Leinenhemden den Bahnsteig entlang.

Die Coupétüren wurden geöffnet.

Koffer und Taschen wurden zu den Fenstern herausgelangt. Man rief, Männerstimmen und weibliche, man suchte.

Und dann wurde der Zug rangiert.

Viktor Wernthaler und Wolfgang Königsreiner saßen im Wartesaal für 1. und 2. Klasse abseits von der allgemeinen Frühstückstafel an einem Ecktisch, der von der Unruhe des Verkehrs nicht berührt wurde.

„Wollen wir in München bleiben?"

„Aber Wolf, was hast du für merkwürdige Ideen!"

„Warum nicht! Ich kenne es nur flüchtig."

Wolfgang Königsreiner verspottete sich selbst im Gedanken. Einen Moment hatte er geglaubt, daß die beiden Damen in München den Zug verlassen hätten, er hatte das junge Mädchen dem Ausgang zusteuern sehen, und da war in ihm der Plan gereift, ebenfalls nicht weiterzureisen. War das seiner grauen Haare, seines Alters würdig?

Er lächelte. Was tat man nicht für eine deutsche Frau mit blauen Augen? Und dann hatte er beobachtet, wie die beiden Damen in den Wartesaal zurückkehrten und sich an der allgemeinen Frühstückstafel niederließen.

Der Oberkellner nahm die Bestellungen der Herren entgegen. „Der Schinken darf nicht salzig sein, und die Eier wachsweich", bestimmte Viktor Wernthaler, indem er seine Augen wandern ließ.

„Du hast recht, reisen wir ohne Aufenthalt weiter", sagte Wolfgang Königsreiner und legte sein Zigarrenetui neben die Kaffeetasse auf den Tisch.

Amanda Pirchholtz sah neugierig in das ungewohnte Treiben. Wieder eine neue Welt, in die sie blickte. Davon hatte sie sich daheim in ihrem Garten nichts träumen lassen. Die Unruhe des Wartesaales gefiel ihr. Die Männer in Kniehosen mit den Rucksäcken auf dem Rücken, die jungen Mädchen in Bergsteigerinnentracht, die echten Münchnerinnen mit der molligen Körperfülle und den kleinen Hütchen mit den Spielhahnfedern auf dem Kopf, das waren neue, fremde Erscheinungen für sie, die sie mit dem Interesse der Neulingin musterte.

Sie trank ihren Kaffee mit bestem Appetit, zum erstenmal, ohne wehmütig der treuen Auguste zu gedenken.

Wie schön war die Welt, wie schön das Reisen!

Ach, und dort war auch der hübsche, brünette Mann wieder! Aber er war mit seinem Frühstück beschäftigt, er löffelte gerade an seinem Ei, als Frau Amanda Pirchholtz intensiv seine Erscheinung musterte.

„So, jetzt ist man erst wieder Mensch", sagte Viktor Wernthaler, indem er sich zurücklehnte und mit Behagen seine Zigarette hervorholte.

Diensteifrig stürzte der kleine Pikkolo mit dem viel zu langen Gehrock, das angezündete Streichholz in der Hand, herbei. Die beiden Herren sahen nach guten Trinkgeldern aus.

„Gestern abend hatte ich wirklich Angst, die temperamentvolle Mika könnte auf die Idee kommen, mir nachzureisen. Ich bin immer nervös, wenn's dunkel wird. Man sollte sich mit Sonnenuntergang zur Ruhe niederlegen. Alle quälenden Gedanken werden am Abend geboren."

Der Pikkolo rückte einen Aschbecher näher an die Herren heran.

Dieses Mal wurden seine Erwartungen erfüllt, denn der jüngere gab ihm aus seiner Westentasche heraus eine Silbermünze.

Ja, wenn man Menschenkenntnisse besaß. Der Pikkolo träumte sich bereits als Hotelbesitzer, der gekrönte Häupter in seinem Hause empfing.

Digitized by Google

„Nein, dazu ist Mika zu stolz. Und lebenslustige Witwen gehen lieber nach Monte, dort ist das Feld größer."

„Man kann nie vorher wissen, was eine Frau tun wird oder nicht", sagte Wolfgang Königsreiner und suchte mit den Augen das junge Mädchen, das ihm gefiel.

Viktor Wernthaler sah nach der Uhr.

„Kellner! Kognak, Heneſſy, drei Stern!"

„Du trinkſt und rauchſt zu viel."

„An meinen Nerven iſt nichts mehr zu verderben, übrigens, wenn Mika Schönwald eines Tages in Meran auftaucht und ſie macht mir keine Szene, wenn ſie die Dinge nimmt, wie ſie ſind," — er zuckte mit den Achſeln — „aber auch der Flirt mit der hübſcheſten Frau kann langweilig werden, wenn er nicht ſo oder ſo eine Wendung nimmt."

„Vielleicht ſorgt ſie für einen dramatiſchen Höhepunkt, den ich dir gönnen würde, Freund Viktor, damit du endlich einmal kuriert würdeſt."

„Wenn ſie kommt, wird ſie einen tadellos höflichen Kavalier an mir finden. So höflich —"

„Daß ihr Herz erfrieren wird."

Viktor Wernthaler zuckte mit den Achſeln.

„Mir gefällt der Blonde beſſer," ſagte Kamilla Scholl, „er ſieht aus, als könnte er ein guter Freund ſein."

Frau Amanda wurde an der Erwiderung gehindert, denn es war Zeit zum Einſteigen, und die Abfahrt eines Zuges machte ſie immer noch ein bißchen nervös.

„Haben wir auch nichts vergeſſen?"

Die beiden Damen zählten in aller Eile noch einmal ihre Gepäckſtücke.

„Ja, es ſtimmt, vier Stück insgeſamt."

* * *

Man fuhr über den Brenner.

Im Zuge wurde es unruhig, denn die Reiſenden eilten von der einen Fenſterſeite auf die andere, um die Ausſicht zu genießen.

Viktor Wernthaler war im Coupé geblieben, er kannte die Gegend von ſeinen Italienreiſen zur Genüge. Außerdem war er kein Naturſchwärmer, und die Menſchen mit ihren ihn banal dünkenden Ausrufen des Entzückens ſtörten ihn.

Er wollte leſen, aber er legte nach kurzer Zeit die neueſte Nummer der „Jugend" ſeufzend beiſeite. Schließlich trat er in die geöffnete Coupétür. Einen Augenblick ſah er zum Fenſter hinaus, aber nur einen kurzen Augenblick.

Er ſah im Gang eine hübſche, elegante Frau ſtehen, der ſchenkte er ſeine Aufmerkſamkeit. Nicht mehr in der erſten Jugend, taxierte er raſch, la femme entre deux ages; und die intereſſierte ihn immer. Denn ſie verkörperte ihm ein ſeeliſches Problem, ein Studienobjekt, das ihm Reiz und Emotion gab. Wie dieſe Frauen ſich alle gegen das Alter ſträubten! Sie ſchienen ihm wie verängſtigte Vögel, die vor dem Feind davonzuflattern trachteten, und der ſie doch mit tödlicher Sicherheit erreichte.

Natürlich war ſie Witwe, das ſah Viktor Wernthaler auf den erſten Blick; ſie hatten dann immer einen ſuchenden, ſehnenden Ausdruck in den Augen.

Langſam pirſchte er ſich in ihre Nähe.

Die Sache machte ſich ſo mühelos, man ſprach ein bißchen über den Brenner, vom Frühling im Süden, von der beſten Jahreszeit für die Italienreiſen, und dann ging man allgemach zu ernſteren Themen über.

Er täuſchte ſich nicht: die blonde Frau beſaß keine Weltdamenroutine.

„Ich bin die Geſellſchafterin der Frau Sanitätsrat Pirchholtz", ſagte im ſelben Moment Kamilla Scholl zu Wolfgang Königsreiner, als der Zug langſam in die Station Franzensfeſte einlief.

In Franzensfeſte ſtieg man für ein paar Minuten aus und plauderte gemeinſam, und dabei erfuhr man, daß man ſich in Meran wieder begegnen würde, und daß man ſogar im ſelben Hotel Zimmer beſtellt hatte.

So kam es, daß man zuſammen im Automnibus des Hotels Kronprinzeſſin Stephanie in Meran einfuhr, als ſich ſchon die Schatten der Dämmerung auf die kleine Paſſerſtadt ſenkten.

Frau Amanda ſah verſtohlen in den im Wagen angebrachten Spiegel.

Ob ſie wohl recht mitgenommen von der Fahrt ausſah?

Viktor Wernthaler lächelte.

Denn aus der an ſich unbedeutenden Aktion zog er ſeine Schlüſſe, die für ihn durchaus ſchmeichelhaft waren.

* * *

Digitized by Google

Diner im Hotel Kronprinzessin Stephanie! An kleinen Tischen selbstverständlich, denn Leute, die sich den Luxus leisten können, pro Tag und pro Kopf achtzehn bis vierzig Kronen Pension zu zahlen, wünschen keinen Anschluß und keine plaudernden Tischnachbarn, die ihnen der Zufall gibt.

Man machte Toilette zum Diner im Hotel Kronprinzessin Stephanie, die Damen erschienen im Abendkleid, die Herren im Smoking.

Preußische Prinzen und österreichische Erzherzöge hatten hier bereits logiert, und dementsprechend war die Atmosphäre. Die Kellner servierten in Eskarpins und Schnallenschuhen, die Unterhaltung wurde im Flüsterton geführt, und auf den Schüsseln lagen die Speisen in homöopathischen Dosen. Frau Amanda Pirchholtz fand, daß ihre Auguste zu Hause für sie beide so viel kochte, wie hier für sechs Personen langen mußte. Aber es langte, denn sich satt essen, wäre nicht vornehm gewesen.

Die beiden Herren saßen an einem Tisch für sich allein, und die beiden Damen ebenfalls. Wenn es nicht im Hotel Kronprinzessin Stephanie speziell gewünscht wurde, placierte der Oberkellner fremde Parteien nicht zusammen, das exklusive Prestige wurde bis zur Langweiligkeit aufrechterhalten.

Frau Amanda, die in einem grauen Crêpe-de-Chine-Kleide hübsch und distinguiert aussah, sich aber in ihrem steif geschnürten Korsett etwas unbehaglich fühlte, denn zu Hause hatte sie in sehr bequemer Verfassung ihre Mahlzeiten eingenommen, war ein bißchen enttäuscht. Sie fand Viktor Wernthaler reichlich passiv, sie hatte ihn sich temperamentvoller vorgestellt.

Waren die Männer heutzutage alle so fischblütig?

Bedeutete Doktor Brachmann die Regel und nicht die Ausnahme?

In Wahrheit: Amanda Pirchholtz war Viktor Wernthaler nicht sonderlich interessant erschienen, sie war eine einfachere Natur, als er anfänglich geglaubt. Man mußte ihn anregen, sonst ließ er die Dinge gehen, wie sie mochten. Und im allgemeinen: im Coupé, auf der Reise durch eine Gegend, die er längst kannte, war er der Abwechslung bedürftig gewesen, aber seine Laune war bereits wieder umgeschlagen. Zudem wirkte der brutale Abschluß seiner Beziehungen zu Mika Schönwald stärker in ihm nach, als er sich selbst gestehen wollte. Er war geistig alteriert und bedurfte der Ruhe. Er war im Moment durchaus nicht in der Stimmung, ernsthafte Abenteuer zu suchen.

Fräulein Kamilla Scholl hatte am Vormittag Herrn Wolfgang Königsreiner bei der Morgenmusik getroffen, und dann waren sie zusammen nach dem Tappeiner Weg gelustwandelt, aber sie waren über den Austausch banaler Redensarten nicht herausgekommen. Der Deutsch-Amerikaner beobachtete eine gewisse Reserve, und nicht minder zurückhaltend gab sich die junge Dame. Meran entzückte sie, sie erschien sich geborgen hier, zwischen ihr und Theo von Alberti lag der Brenner gleich einer trennenden Scheidewand.

Wolfgang Königsreiner durfte sich mit Recht rühmen, Menschenkenntnisse zu besitzen. Er kannte die Frauen der alten und der neuen Welt. Auf Reisen war er grundsätzlich mißtrauisch, es lief da zuviel Blendwerk unter, jeder nahm, losgelöst vom Boden, dem er entstammte, die Maske an, die ihn im Moment als die gegebene dünkte. Aber er urteilte niemals voreilig, er verharrte in der Regel in abwartender Stellung. Und das tat er auch bei Kamilla Scholl, obwohl eine innere Stimme ihm sagte, daß sie keine Rolle spielte, daß sie nicht zu den Reisekomödianten gehörte.

Man hatte zur Nacht gespeist. Die Gesellschaft zerstreute sich in die Leseräume, in den Musiksaal, in das Vestibül oder in die Bar, wo allabendlich eine Tiroler Hauskapelle musizierte.

Frau Amanda und Fräulein Kamilla beratschlagten: was tun?

Und dann fanden sie, daß zwei Damen ohne Kavalier doch recht gebunden in der Auswahl ihrer Vergnügungen waren. In irgendeine Weinstube gehen? Das schien ihnen nicht ratsam. Ins Theater? Man gab ein klassisches Stück, und Frau Amanda hätte eine Operette sehen mögen.

Klassiker hatte sie an Winterabenden mit ihrem seligen Artur gelesen, die mochte sie nicht. „Gehen wir in die Bar", schlug Fräulein Kamilla vor, und der Vorschlag fand Frau Amandas Beifall.

Die Bar des Hotels Kronprinzessin Stephanie war gleichzeitig ein Vergnügungslokal für

Digitized by Google

außerhalb wohnende Kurgäste. Man kam gern hierher, denn es gab immer etwas zu sehen, und wenn man selbst in einer der billigeren, kleineren Pensionen abgestiegen war, so genoß man doppelt gern einen Zipfel von der Eleganz des Hotels, dessen hohe Preise Rückschlüsse auf die Zahlungsfähigkeit der Gäste gestatteten, die allerdings nicht immer zuverlässig waren.

Die Bar war überfüllt. Menschen saßen in dichten Gruppen, plaudernd, rauchend oder kartenspielend beisammen, während die Tiroler tanzten und jodelten und die Zither schlugen. Amanda Pirchholtz war geblendet von dem Anblick. Sie wußte nicht: träumte sie oder wachte sie?

Welch ein Glück war es doch gewesen, daß Brachmann nicht um sie angehalten hatte! Dann säße sie jetzt zu Hause und konnte die Telephone für seine Krankenvisiten entgegennehmen, im Garten sitzen und die Blumen begießen, während er irgendwo über Land war. Nein, dem Himmel sei Dank, daß sie diesem Geschick entronnen war. Das tat man einmal in der Jugend, aber wenn man reifer und klüger geworden war, wußte man doch besser, wofür man sich eignete und wofür nicht.

„Etwas antiquiert, diese Tirolerin," sagte Viktor Wernthaler zu seinem Vetter Wolfgang, indem er die Tanzende mit flüchtigem Blick streifte, „warum müssen sie einem heutzutage jeden Aufenthalt mit dem Gedudel verleiden!"

Die bunten Röcke der Tirolerin flogen, sie sang mit ausgesungener Stimme irgendein Volkslied.

„Sie sollte lieber mit dem Rosenkranz wallfahrten gehen, statt die Kabarettistin zu spielen," bemerkte Viktor Wernthaler, „sie ist in dem Alter angelangt, wo eine Frau zum Beichtvater Zuflucht nimmt."

Wolfgang Königsreiner zuckte mit den Achseln. „Sie denken, sie sind den Leuten solche zweifelhaften Kunstgenüsse schuldig, und vielen gefallen diese Talmigenüsse."

Der Kellner brachte ihnen Mokka, und die Herren zündeten ihre Zigaretten an.

„Da hast du, wie die Leute begeistert klatschen, jetzt wiederholen sie sogar das Zitherduett."

Die beiden Damen standen noch immer unschlüssig am Eingang des Saales. Der Geschäftsführer wies ihnen Plätze an, behagliche Sitze in einer Koje, die einen Überblick über den Saal gestatteten.

„Hübsche Frau! Das junge Mädchen ist auch nicht übel, aber nicht mein Geschmack," sagte Viktor Wernthaler, „sie ist mir zu ernsthaft und zu kühl.

Wolfgang Königsreiner lächelte.

„Ruhe dich erst ein bißchen aus, ehe du dich in die Fährlichkeiten eines frischen Flirts begibst. Ich warnte dich bereits: die Wogen könnten einmal über deinem Kopf zusammenschlagen. Diese Frau Sanitätsrat aus der kleinen Stadt faßt das Leben anders auf als Mika Schönwald es nach deiner Schilderung tut. Diese Frau versteht sich nicht auf Liebelei, die weiß nur von Liebe und Heirat."

Viktor Wernthaler blies den Rauch seiner Zigarette durch die Nase und sah, den Kopf im Sessel zurückgelehnt, den feinen Wölkchen nach. Und dabei irrte sein Blick wieder zu den beiden Damen hinüber.

Unleugbar: diese Frau Sanitätsrat hatte einen ganz bestimmten Reiz. Es lag etwas Unberührtes über ihr, das einen seltsamen Kontrast zu der Fraulichkeit der übrigen Erscheinung gab. Man konnte sich vorstellen: bei dieser Frau war Ruhe und Frieden. Der ganze Gegensatz zu Mika Schönwald, die immer in Flammen stand. Er lächelte.

Die feingliedrige, nervöse, rassige Mika, die jeden Tag eine andere Kaprice, einen anderen Wunsch und neue Lebensanschauungen hatte, und diese blonde Frau da drüben, die entschieden keine komplizierte Natur war. Aber die Weiber propften sie sich manchmal künstlich auf!

Die Flügel seiner feingeschnittenen Nase bewegten sich, Viktor Wernthaler erwog, daß es zum Zeitvertreib einmal ganz nett sein möchte, die hübsche Frau Sanitätsrat ein bißchen auf die Probe zu stellen. Ihre Seele mußte wachgeküßt werden. Und was dann? Er zuckte die Achseln.

Ihn interessierte nur das Experiment. Er erinnerte sich, wie er als Knabe gefangene Fliegen in ein Glas gesteckt hatte, um sie sterben zu sehen. Der Kampf, den sie kämpften, hatte ihn das interessanteste Schauspiel gedünkt. Daran mußte er in diesem Augenblick zurückdenken. Er empfand als Mann ähnlich wie der Knabe von

Digitized by Google

einst. Nur daß es jetzt die Seelen der Frauen waren, mit denen er experimentierte.

Die Tiroler tanzten einen Schuhplattler.

Die Diener rissen bei jedem neuen Gast die Türen weit auf, als ob sie einen Herzog oder einen direkten Abkömmling aus einem Herrscherhause melden wollten. Aber das machte einen Hauptreiz des Hotels Kronprinzessin Stephanie aus. Es wehte höfische Luft.

Frau Amanda hielt einen Spitzenfächer in ihrer Hand, den sie lebhaft bewegte. Es war heiß, und dann war sie erregt. Die neue, fremdartige Umwelt beeinflußte sie, und die Anwesenheit des Mannes, dessen Augen sie auf sich ruhen fühlte. Viktor Wernthaler lächelte, während er die Asche seiner Zigarette in den Aschbecher stäubte.

Die hübsche Frau war nicht unempfänglich für werbende Blicke. Diese Anfangsstadien bedeuteten immer den Hauptreiz für ihn, sie waren entschieden amüsanter als die nachfolgenden Kapitel eines Flirts.

Amanda Pirchholtz fühlte sich unsicher, sie war solchen Situationen nicht gewachsen, sie waren ihr neu, aber nicht reizlos. So lange Jahre war sie nur die „Frau Sanitätsrat", die man ehrte und achtete, aber hatte wohl jemand daran gedacht, daß sie auch noch ihre Ansprüche an das Leben zu stellen hatte? Daß sie nicht nur Witwe, sondern auch Weib war?

Amanda seufzte. Sie hatte viel nachzuholen. Ließen sich verlorene Jahre dem Leben zurückerobern? Sie warf einen raschen Blick auf Viktor Wernthaler. Ihre Augen trafen sich sekundenlang. Frau Amanda errötete, sie war solches Spiel nicht gewöhnt. Der Fächer in ihren Händen glich einem vom Sturm gedrehten Mühlenrad. Und Doktor Wernthaler tat einen heftigen Zug aus seiner Zigarette. Ob er sich nicht getäuscht hatte? War da nicht Feuer und Temperament hinter dieser blonden Ruhe?

„Schade um dich", sagte Wolfgang Königsreiner in diesem Moment.

Sein Vetter sah ehrlich erstaunt aus.

„Du hast dein Leben verzettelt und vergeudet, Viktor. Und du hättest mit deinen schönen Gaben, die du wie ein Verschwender vergeudet hast, Großes erreichen können."

„Wieso kommst du jetzt in diesem Moment darauf?"

„Weil ich sehe, daß du ein neues Spiel beginnst."

„Was willst du? Wahrscheinlich war von allem Anbeginn ein Manko in meiner Veranlagung. Ich besitze viele Gaben, nur die eine nicht, sie zu verwerten. Wozu auch? Ich bin mir selbst genug, ich habe nie Ehrgeiz besessen. Spare dir jeden deiner Gedanken, die sich mit mir beschäftigen, was aus mir geworden ist, und was hätte aus mir werden können. Ich finde es sehr nett von dir, daß du meine Seele retten möchtest, aber laß diese fruchtlosen Bemühungen, es ist zu spät zur Umkehr. Was hätte ich deiner Ansicht nach tun sollen? Arbeiten? Wofür?"

„Du mußtest eben nie. Wenn du mein Leben hinter dir hättest, den Kampf um den Pfennig, mit dem ich begann! Ich sage dir, der stählt."

„Du bist ein Vollmensch, Wolf, eine Kraftnatur, und in mir ist alles nur halb, nur rudimentär ausgebildet. Einzig allein meine Liebe zu Stella war echt und ganz. Aber sie ging von mir, sie ließ mich allein zurück, — sprechen wir nicht mehr davon."

Viktor Wernthaler sah gebrochen und alt aus in diesem Moment.

„Ich fühle mich wohl hier, Wolfgang, es ist mir lieb, daß ich der schwülen Atmosphäre Mikas entronnen bin. Dieses Meran ist gerade das Richtige für meine Nerven. Schöne Natur, Ruhe und ein paar hübsche Frauen."

„Heirate," sagte Wolfgang Königsreiner, „dann bist du dem Leben vielleicht noch einmal zurückzugewinnen, aber keine deiner nervösen, kapriciösen Salondamen, mit denen du zu flirten liebst. Ein gesund empfindendes Weib ohne seelische Komplikationen."

„Du empfiehlst mir eine Frau nach deinem Geschmack, mir würde solch ein Musterexemplar vom ersten Tage an lästig fallen. Aber vielleicht wendest du das Heilmittel auf dich selber an."

„Ich wäre nicht abgeneigt. Doch ich möchte nicht zum Gegenstand weiblicher Spekulation werden, etwa als Lückenbüßer fungieren für den Richtigen, der nicht kam. Bedenke, ich bin nicht mehr jung." (Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die blaue Blume / Roman von Bruno Wölfing

10. Fortsetzung.

Gudrun, die im Zimmer umhergegangen war, hier und da etwas in Ordnung stellend, blieb stehen und sah erstaunt den Bruder an, indem sie dabei die ewig unbändigen Haarsträhnen aus der Stirne strich.

Benno setzte sich auf die Sofalehne: „Es ist vielleicht dumm, zu fragen, aber wie stehst du mit Abel."

Gudrun lächelte: „Sind dir Zweifel irgendwelcher Art gekommen?"

Benno machte eine ungeduldige Bewegung: „Nicht so. . . . Aber ihr seid doch Menschen alle beide, und keine abstrakten Gehirne. Glaubt ihr denn nicht, daß in diesem Verkehr eine Gefahr liegen kann?"

„Gefahr? Inwiefern?"

„Nun, für euch beide, vor allem aber wohl für Abel freilich."

„Du meinst, daß Abel...? Aber nein, du irrst dich vollkommen. Abel ist ein Mensch, der ganz in seinen Gedanken lebt. Er denkt nicht an Liebe."

„Möglich, daß er nicht daran denkt. Aber glaubst du nicht, daß trotzdem eine große Gefahr für ihn daran liegen kann? Seine Bekannten, Jörgens zum Beispiel, haben alle eine große Veränderung an ihm wahrgenommen. Es sei eine so ungewöhnliche Freudigkeit in seinem ganzen Wesen."

„Aber das ist doch schön, Benno!" sagte Gudrun und trat ihm näher.

Benno sah die Schwester drohend an: „Jetzt ja, aber hast du auch bedacht, was es nachher für Abel bedeuten würde, wenn er erfährt, daß es nichts werden kann. Oder solltest du am Ende gar den Fall für möglich halten?" Wie erschreckt von diesem Gedanken richtete er sich auf.

Gudrun hielt seinen Blick ruhig aus und sagte leise den Kopf wiegend: „Du täuscht dich über uns beide, Benno. Wir denken alle beide nicht an solche Dinge; ich freue mich, wenn er kommt, weil er ein guter und tiefer Mensch ist, und er ist froh, jemand zu haben, der Verständnis zeigt für seine Gedanken; das ist alles; daß ich eine Frau bin, kommt gar nicht in Betracht."

Benno senkte den Kopf: „Es ist mir lieb, daß es so ist", sagte er. „Ich hoffe, es wird immer so bleiben. Denn daß du einmal Abels Frau werden solltest, das halte ich für absolut ausgeschlossen. Aus soziologischen Gründen schon würde ich unbedingt dagegen sein, mich mit aller Gewalt dem widersetzen. Abel mag sein alles Gute, was er will, aber er ist krank, körperlich und vielleicht geistig. Ja, sage nichts dagegen. Ich aber halte es für Sünde, ja unbedingt für Sünde, wenn ein gesunder Mensch einen Kranken heiratet und ungesunde Kinder in die Welt setzt. . . ."

„Theoretiker!" lachte Gudrun.

„Das sind keine Theorien!" protestierte der Bruder. „Wenn du nicht einsiehst, daß so etwas eine Vergewaltigung der Natur wäre. Sei freundlich mit Abel, verkehre mit ihm soviel du willst, aber gib acht, daß er keine törichten Hoffnungen faßt. Auch für dich wäre das eine Gefahr."

Gudrun lachte und legte dem Bruder die Hand auf die Schulter. Ich habe verstanden", sagte sie. „Also aus soziologischen Gründen! Aber du siehst Gespenster! Es ist eine ganz reine Freundschaft."

— — — — — — — — —

Bald darauf wurde Jörgens mit seinen Studien fertig. Er wollte nach bestandener Prüfung nach Amerika gehen für einige Zeit, wo Herr Triebschen für ihn eine Stellung in Chicago gefunden hatte.

An einem Nachmittage des späten April saß Jörgens, jetzt Doktor Jörgens, im Hause des Fabrikanten mit dessen Damen beim Fünfuhrtee. Er hatte auf dem Tische eine Karte ausgebreitet und erklärte seine Reiseroute, da er zuerst England und die wichtigsten Städte der Vereinigten Staaten besuchen wollte, ehe er für ein Jahr seine Stellung in Chicago antrat.

Frau Triebschen, die fast immer auf ihrem Liegestuhl saß, schaute mit ihren gütigen Krankenaugen dem jungen Manne und ihrer Tochter zu, die sich eben über die Karte beugten, worauf Jörgens mit einer Zirkelspitze seinen geplanten Weg bezeichnete.

Else Triebschen war jetzt zwanzigjährig; wenn sie auch nicht übermäßig blühend aussah, so war doch jene krankhafte Blässe von früher

Digitized by Google

jetzt ganz verschwunden, und ihr ganzes Äußere, etwas englisch in Haartracht und Kleidung, machte doch den Eindruck eines selbständigen Wesens.

„Uns werden Sie sicher oft fehlen, Ernst," sagte Frau Triebschen jetzt zu Jörgens, „wenn Sie nicht mehr an den Sonntagnachmittagen kommen, und nicht mehr vierhändig mit meiner Tochter spielen."

„Ich möchte auch gleich mitreisen nach Amerika", sagte Else, sich aufrichtend und den Kopf zurückwerfend.

Die Mutter lächelte: „Du hast ja schon soviel gesehen von der Welt und siehst täglich viel, viel mehr als deine Mutter."

Else ging zu ihr hin und streichelte ihr den schon etwas ergrauten Scheitel: „Ja, es ist schändlich von mir, daß ich fort will, aber habe keine Angst, ich bleibe bei dir."

„Oh, ich verstehe es ja so gut, daß man hinaus will! Und Sie, Ernst, Ihnen muß doch heute sein, als stünde das Paradies selber offen für Sie!"

Jörgens lachte, sein altes, herzhaftes Knabenlachen: „Vielleicht würde ich das wirkliche Paradies noch gar nicht einmal vorziehen, wenn es mir angeboten würde."

Plötzlich klingelte es im Nebenzimmer.

„Das Telephon!" rief Else und sprang auf, „das wird Papa sein!"

Sie ging hinüber, und die andern hörten sie sprechen: „Guten Abend, Papa!"

Dann folgte eine Pause.

„Ja, Papa!" hörten die andern Elses Stimme wieder. „Also um sieben Uhr bei der Tante? Es ist gut! Ich fahre dann mit der Hochbahn oder mit einer Droschke. Auf Wiedersehen!"

Dann kam sie zurück.

„Papa hat mich zur Tante bestellt. Wir wollen nämlich heute abend noch einen Geburtstagsbesuch machen. Aber ich habe ja noch eine Stunde Zeit, wenn ich fahre."

„Sie wollen fahren?" fragte Jörgens etwas gedehnt.

„Wie meinten Sie denn?"

Jörgens errötete. „Es kam mir nur ein Gedanke. Ich dachte, es müßte schön sein, jetzt an diesem herrlichen Frühlingsabend am Lützowkanal und dann durch den Tiergarten zu gehen . . . aber wie gesagt, es war nur eine Idee, die mir durch den Kopf fuhr."

Else sah die Mutter an.

Diese lächelte: „Geht nur, Kinder! Wenn Ernst mit kommt, ist es ja schöner, als hier zu bleiben im Zimmer."

Jörgens wollte etwas sagen, aber Frau Triebschen kam ihm zuvor: „Gehen Sie nur. Rücken Sie mir bloß den Stuhl etwas ans Fenster, daß ich auch etwas sehe von dem jungen Grün im Garten draußen. Und ziehe deine Jacke an, Kind, es wird kühl werden."

Else ging hinaus und kam bald zurück. Über ihr helles Sommerkleid hatte sie ein graues Jackett gezogen und war eben noch beschäftigt, den Strohhut mit einer langen Nadel festzustecken auf dem blonden Haar.

„Ich bin fertig!" sagte sie, auf den Fersen sich herumwirbelnd.

Jörgens stellte noch einen kleinen Tisch mit Büchern an den Liegestuhl. „Wenn Sie Lust zum Lesen haben!" sagte er zu Frau Triebschen.

„Wir sehen Sie doch wohl noch morgen, ehe Sie abreisen?" fragte diese den jungen Freund.

Dieser versprach es, und dann gingen die Beiden und ließen die Kranke allein, die halb freudig, halb wehmütig lächelnd hinaus sah, wo eben die Dämmerung sich in das junge Grün der Bäume nistete.

Jörgens und Else Triebschen gingen indessen den Lützowkanal entlang. Sie sprachen von abgelegenen Dingen, und in ihren Stimmen klang manchmal das leise Vibrieren der Erregung mit.

Jörgens hatte von seinen Plänen gesprochen, hatte dann von verschiedenem anderen begonnen, aber immer verfing sich das Gespräch in allerlei verborgenen Gedanken und kam nicht weiter.

Sie gingen unter den Bäumen am Lützowkanal entlang. Über ihnen spannten die Zweige ihr junges, goldenes Grün aus. Es war ganz still, nur ein großer Kahn glitt langsam über die dunkle Fläche des Wassers.

Nach längerem Schweigen begann Else zu sprechen: „Es sind jetzt schon eine Reihe von Jahren her, da bin ich diesen Weg mit Ihrem Freunde Möninghoff einmal gegangen."

„Wie kamen Sie mit Möninghoff zusammen?"

Digitized by Google

Else lächelte: „Ich ging damals zu einer Freundin, und er begleitete mich. Er war vorher zu Tisch bei uns gewesen und hatte von seinem Examen renommiert, in dem er nachher so kläglich durchfiel."

„Wie Sie das noch wissen!"

Wieder lächelte Else: „Ach, ich war damals ein recht dummes Ding, so ein sentimentaler Backfisch. Und ich dachte, ein Dichter, das wäre etwas ganz Besonderes. Ach, und es war ein so melancholischer Novembertag, die letzten Blätter fielen von den Bäumen, und ein blaugrauer Nebel war überall. Aber es war schön."

„Schöner wie heute?" fragte Jörgens hastig, wurde aber selber rot bei dieser Frage.

„Nein!" sagte Else fest. „Heute ist es viel schöner. Heute ist ja Frühling."

Sie sah ihn an, und es durchströmte ihn plötzlich heiß, aber er fand die Worte noch nicht, die er sagen wollte.

Ein behäbiger Spießbürger mit weit offenstehendem Bratenrock, in der Hand einen Strauß von frischem Grün tragend, kam ihnen entgegen.

„Auch ein Frühlingsbote!" sagte Jörgens.

„Ich weiß noch genau, was ich damals mit Möninghoff sprach", fuhr Else fort. „Wir sprachen vom Glück. Das heißt, eigentlich sprach er mit seinen abgezirkelten Gesten und seinem traurigen Tonfall, — Sie kennen das ja — und ich lauschte ganz andächtig. Ich glaube, er sagte damals, das Glück sei etwas, was weit außerhalb des Menschenlebens läge, was wir nur von weitem sehen könnten, wie Moses vom Berge Nebo das Land der Verheißung."

„Echt Möninghoff!" sagte Jörgens. „Solche Reden führt er immer. Und sie klingen immer nach irgend etwas, wenn auch nichts dahinter ist. Wenn man arbeitet, hat man keine Zeit, darüber nachzugrübeln, was das Glück wohl ist, aber man kann trotzdem glücklich sein, ich meine, wirklich glücklich sein."

Sie waren inzwischen über die Corneliusbrücke geschritten und traten jetzt in den Tiergarten ein. Durch die Kronen der Bäume fiel noch ein Abglanz des Abendrots, überall blühte und grünte es, auf den Wiesen standen die Kokusblumen wie bunte Sterne, und ganz langsam wurde es dunkel.

Jörgens und Else gingen auf einem schmalen, menschenleeren Pfade.

„Sind Sie ganz glücklich?" fragte Else.

Er sah sie an, und sie schlug die Augen nieder vor seinem Blick. „Ich meine, ob es Ihnen nicht ein wenig leid tut, Berlin zu verlassen?"

„Berlin?" fragte er. „Was ist mir Berlin, ich komme ja in höchstens zwei Jahren wieder. Nun — und Sie — Sie werden wohl schon einen andern finden, mit dem Sie Beethoven spielen können . . ." Seine Stimme hatte hart, fast böse geklungen.

Jetzt waren die Beiden an den Neuen See gekommen, dessen dunkles Wasser rings von den hellgrünen Bäumen umrahmt war. Ein paar Schwäne, weiß hier und dort die dunkle Fläche belebend, standen auf der stillen Flut, und ganz in der Ferne glitt ein Kahn hinter eine Insel.

Jörgens und Else standen auf einer kleinen Brücke. Kein Mensch war zu sehen oder zu hören. Unwillkürlich beugten sich beide über das Geländer, und da sahen sie plötzlich dicht nebeneinander ihre Köpfe sich spiegeln, ganz matt in der abendlichen Flut.

Und nun schauten sie sich an, und da fand Jörgens die Worte, die er suchte, und sie hörte ihn an.

Noch eine Viertelstunde hatte sie Zeit, bis sie zu ihrem Besuche weiter mußte, es wurde aber eine halbe Stunde und mehr daraus. Sie saßen nebeneinander auf einer stillen Bank unter einer großen Silberpappel und sagten sich alles, was sie schon lange, lange hatten sagen wollen. Dann aber führte Jörgens seine Braut noch vor das Haus, wo sie hinbestellt war, und sie trennten sich mit einem letzten Kusse.

Jörgens konnte nicht nach Hause gehen. Zu sehr stürmte und wogte es in ihm. Kreuz und quer lief er durch den Tiergarten, stand lange an dem Teich, worin sich die Silhouette einer Kirche schwarz in silbergrau abzeichnete, leerte dann einem Krüppel am Wege seine ganze Geldbörse in den Hut und kehrte endlich nach jener Bank unter der großen Silberpappel am Neuen See zurück, wo er noch eben mit seiner jungen Braut gesessen hatte.

Es war ganz dunkel geworden, von fernher blitzten schon die elektrischen Bogenlampen durch

Digitized by Google

das Grün der Bäume. Aber als Jörgens nahe an jene Bank herankam, bemerkte er, daß sie besetzt war. Schon wollte er enttäuscht umkehren, da glaubte er die kleine Gestalt und den breiten Hut des dort einsam Sitzenden zu erkennen.

Es war Abel, der weit vorübergebeugt mit seinem Stocke Runen in den Sand des Bodens malte. Zuerst wollte Jörgens sich davonschleichen, dann trieb es ihn doch hin, er mußte sein Glück jemandem erzählen.

Abel hielt ihm erfreut die Hand hin. „Ich habe Ihnen noch gar nicht zu Ihrem Examen gratuliert. Benno Raben erzählte mir davon."

„Oh, Sie können mir noch zu mehr gratulieren. Ich habe die blaue Blume gefunden!"

„Tausend!" sagte Abel. „Das müssen Sie mir erzählen. Wie und wo haben Sie das gemacht?"

„Ganz einfach!" lachte Jörgens, etwas verlegen zwar durch dieses erste Geständnis. „Ich habe mich nämlich verlobt, und zwar vor einer halben Stunde."

Und nun erzählte er seine ganze, einfache Liebesgeschichte, wie er aus- und eingegangen sei als Gast im Hause der Eltern, wie er mit Else kameradschaftlich verkehrt, mit ihr musiziert und geplaudert habe, wie sie ganz allmählich, sich selber kaum dessen bewußt, einander nahe gekommen waren, ohne jemals nur ein Wort davon zu sprechen, und wie sich dann heute alles gelöst hatte, ganz einfach und wie von selber, und wie grenzenlos, grenzenlos glücklich er sei. Das erzählte Jörgens. „Morgen werde ich dann noch mit den Eltern sprechen, die wohl kaum etwas dagegen haben werden, und dann geht's erst hinaus in die weite, weite Welt."

Abel drückte nur leicht die Hand des Glücklichen. Er lächelte halb froh, halb wehmütig. Dann schwiegen sie beide und sahen auf das dunkle Wasser hinaus, während am Himmel schon die ersten Sterne auftauchten.

Abel überlegte, ob er wohl sprechen sollte. Auch er hatte ja so vieles, so übervieles zu erzählen! Aber würde der junge, glückliche Mensch an seiner Seite da wohl verstehen, was er sagen würde? Gleichviel, er mußte einmal sprechen, eine Resonnanz finden für alles, was ihn durchstürmte. Lange suchte er nach einem Anfang. Endlich sagte er: „Sie glauben also, Herr Jörgens, die blaue Blume gefunden zu haben."

Jörgens lachte wieder sein herzliches, fast knabenhaft sorgloses Lachen, das Lachen der Glücklichen. „Wenn wir einmal die Liebe so nennen wollen", sagte er.

„Dann —" stotterte Abel, „dann habe ich vielleicht auch die blaue Blume gefunden."

Erfreut blickte ihn Jörgens an.

„Ja!" sagte Abel tief ernst, „auch mir ist eine Frau begegnet vor kurzer Zeit, und alles ist anders geworden seitdem. Niemals hätte ich geglaubt, daß es so werden könne. Und doch ist das alles so unklar, so schwierig. Mir ist es nicht gegeben, aufzugehen in einem einfachen Gefühl. Bei Ihnen ist das so einfach, Sie werden Ihr Glück in einer guten, reinen Ehe finden, aber ich . . .? Mir wird das niemals blühen, vielleicht eine Vereinigung der Seelen."

„Ich dachte, das Höchste wäre beides in einem, Vereinigung der Seelen und der Körper", sagte Jörgens.

Abel schüttelte den Kopf: „Mir wird es niemals gelingen, das zu finden. Die Natur selber hat mich auf einen anderen Weg gewiesen. Vielleicht beklage ich es noch nicht einmal. Mein Glück wird immer eines sein, das fern liegt von dem, was die andern so nennen. Nur im Geistigen wird es liegen. Ich werde stets in den Augen der Geliebten nur das Göttliche, Gott selber sehen. Ich glaube daran, daß es möglich ist, durch eine mystische Vereinigung der Seelen die Fesseln der Körper zu sprengen, und Körper sind immer Fesseln. Die Liebe ist der Eingang zu dem dritten Reiche, der Welt der Dinge an sich . . ., wo es nicht Raum und nicht Zeit, nicht Ursache und nicht Wirkung gibt, wo alles ewig und unvergänglich ist. Indem wir aufsteigend in unserer Liebe von der einzelnen Seele das Allgemeine und Göttliche umfassen streben, werden wir selber ein Teil davon. Lieben heißt, zur Einheit streben. Die Welt um mich her ist mir fremd, aber lieben heißt schaffen und mir in der Liebe und durch die Liebe eine neue, eigene Welt schaffen, das werde ich können. Hinaus kommen über das Ich zum Göttlichen."

Jörgens sagte irgend etwas, was ihm gerade einfiel. Er war nicht gewohnt, solche Gedankengänge zu wandeln, obwohl ihm etwas Gutes daran zu sein schien, an dem, was Abel sagte.

Digitized by Google

Dieser aber stand plötzlich auf. „Es weht kühl von dem Wasser her", sagte er. „Es ist spät geworden."

Sie gingen.

Jörgens aber schwang im Gehen plötzlich aufjauchzend den Hut in die Luft und rief laut hinein in den dunkeln Park: „Ich bin glücklich, überglücklich!"

Dann schritten sie stumm nebeneinander her, dem Stadtbahnhof am Zoologischen Garten zu.

Als sie eintraten in die Vorräume des Bahnhofs, strömten ihnen eine Menge Menschen entgegen, Gepäckträger und Reisende. Ein Fernzug mußte eben eingelaufen sein.

Die Treppe herab kam eine elegante Dame im Reisekostüm. Dicht hinter ihr schritten eine ältere Dame, die auf einen jovial aussehenden Herrn eifrig einsprach.

Das Licht der Laterne fiel der ersten Dame gerade ins Gesicht, als sie an Jörgens und Abel ziemlich eifrig vorüber schritt.

„War das nicht jene Kusine von Stern, für die Möninghoff sich einmal zu interessieren schien?" fragte Abel.

Jörgens sah ihr nach und bemerkte gerade, wie jene mit der älteren Dame und dem Herrn in eine Droschke stieg.

„Genau habe ich sie nicht erkannt, aber es ist möglich", sagte er.

Dann, als er mit Abel die Treppen zum Bahnsteig hinaufschritt, dachte er: „Vielleicht ist es das beste für Möninghoff, daß die Sache so rasch ein Ende gefunden hat.

— — — — — — — — —

Die Zeitschrift „Die blaue Blume" erschien noch ein halbes Jahr weiter, freilich in viel einfacherer Ausstattung und zu bedeutend herabgesetzten Preisen. Dennoch schien sie einem wirklichen Bedürfnisse nicht zu entsprechen, denn der Leserkreis vergrößerte sich kaum. Nur die in zwei aufeinander folgenden Heften abgedruckten lyrischen Zyklen „Von Ascheras Geschlecht" wurden weithin bemerkt, wenn auch zu Mannheimers Verwunderung und Enttäuschung die Polizei nicht die betreffenden Nummern konfiszierte.

Aber bereits im September verkündigte die Redaktion, daß die Monatsschrift aus Mangel an Lesern nicht weiter erscheinen könne. Aus der einfachen Abfassung dieser redaktionellen Erklärung, dem Fehlen jeder Phrasen über Stumpfheit des Publikums und einsame Ideale schlossen alle, die der Unternehmung nahestanden, daß Fritjof Alexander Möninghoff in der letzten Zeit nicht mehr in der Redaktion tätig gewesen sei.

Drittes Buch.

1. Kapitel.

Die Zeitschrift „Die blaue Blume" war bereits lange vergessen; — es waren schon drei Jahre vergangen —, da kam Fritjof Alexander Möninghoff abermals nach Berlin. Er war zuletzt, müde vom Reisen und anderen Dingen, in seiner Vaterstadt seßhaft geworden, wo er in der Villa seiner Mutter wohnte, sehr viele Zigaretten rauchte und mit weltfremdem Lächeln und tadellos gemachten Anzügen in den Anlagen spazieren ging. Trotzdem war er nicht eigentlich glücklich, wenigstens sagte er es jedem, der es hören wollte, und besonders seine Mutter, die sich trotz ihrer achtundfünfzig Jahre noch für eine schöne Frau hielt, glaubte das auch. Sie sah ja ein, daß das alles nicht der rechte Wirkungskreis war für ihren großen Sohn, und da sie meinte, man müsse ihn nur ein wenig ermuntern, so redete sie ihm zu, er solle doch nach Berlin übersiedeln. Und auch er sah schließlich ein, daß Wiesbaden kein Ort für ihn sei, die Leute zu philiströs und zu beschränkt, und so stimmte er schließlich dem Umzug nach Berlin zu. — — —

So kam es, daß Möninghoff, trotz aller Enttäuschungen, die diese Stadt ihm bereitet hatte, dennoch eines Tages wieder die Linden entlang stieg, als der Herbsthimmel in blassem, seidigem Blau erglänzte und ein Zug weißer, federiger Wolken wie ein Schwarm ferner silberner Schwäne darüberzog.

Es war Möninghoffs Absicht, zuerst einmal Jörgens aufzusuchen, der schon seit Jahresfrist aus Amerika zurückgekehrt sein mußte. Dennoch fand der Dichter zehn Uhr zu früh für einen Besuch, denn es war sein Prinzip, gegen niemand die Korrektheit und ein gewisses Zeremoniell außer acht zu lassen. So ging er langsam, blieb dann und wann gedankenvoll vor einer Auslage

Digitized by Google

stehen, und überzeugte sich, daß sein dunkelgrauer Paletot und der Seidenhut auch tadellos waren, und studierte schließlich, ohne besondere Absicht, auch die Anschläge an einer Litfaßsäule.

Plötzlich jedoch wurde seine Aufmerksamkeit stärker erregt, und zwar durch ein großes, blaues, in modernster Stilart ausgeführtes Plakat. Und was mußte Friksof Alexander Möninghoff da sehen? Eine Jungfrau, schlank wie eine Narzisse und wenig bekleidet, hielt eine große Rolle hoch, und auf dieser stand in verschnörkelten Lettern folgendes geschrieben: „La Fleur bleue" — Künstlerkabarett im französischen Stile — Eröffnung in spätestens einigen Wochen — Hochinteressantes Programm — Lauter erstklassige Nummern — Der Eintritt ist frei — die Garderobe kostet an Galaabenden vier Mark neunund neunzig Pfennige, an gewöhnlichen zwei Mark neunundneunzig Pfennige — Künstler, Studenten und Hunde bezahlen die Hälfte — Künstlerischer Leiter: M. Pan Kryzanowski aus Paris — An Kräften haben ihre Mitwirkung zugesagt: A. Bertram, Iduna, Ivo Grottegg, Frau Mary Orvieto und andere Künstler ersten Ranges."

Kopfschüttelnd hatte Möninghoff mehrmals die Anzeige lesen müssen, ehe er das alles begriff. Dann lächelte er bitter und wehmütig und ging mit müden Schritten und ein wenig nach vorn gebeugt dem Tiergarten zu. Das also war das Ende! Ein Tingeltangel mit künstlerischen Allüren. So werden Ideen profaniert! — dachte er.

Jörgens empfing den einst bewunderten Freund mit großer Herzlichkeit. Dieser aber bat, ehe er sich niederließ, erst höflichst um die Erlaubnis, seine Handschuhe ablegen zu dürfen, und sah sich im Zimmer um.

Jörgens sah etwas englisch aus mit dem kurzgehaltenen Schnurrbart und der frischen Hautfarbe. Er trug einen sehr eleganten, englischen Wollanzug und hatte erst beim Eintreten Möninghoffs die Stummelpfeife aus dem Munde genommen, aus der er vorher geraucht hatte.

„Na, es ist jedenfalls nett, daß Ihr hierherzieht," sagte er, als sie sich beide gesetzt hatten; „da könnt Ihr bei der Gelegenheit gleich meine Hochzeit im Frühjahr mitfeiern."

„Ja, ja . . ." sagte Möninghoff zerstreut. „Mit Fräulein Triebschen, nicht wahr?"

„Na, natürlich," lachte Jörgens und schlug bequem die Beine übereinander, „mit wem denn sonst? Unser Leben ist nicht so wechselvoll wie deines zum Beispiel. — Was machen denn deine Dichtungen, gelebte und geschriebene, wie du zu unterscheiden pflegtest, und deine sonstigen Zukunftspläne?"

Möninghoff machte ein wehmütiges Gesicht und ließ seine schmalen, weißen Hände, die er vorher gedankenvoll gerieben hatte, traurig niedersinken. „Dichtungen, Zukunftspläne?" sagte er gedehnt. „Ich habe weder das eine noch das andere. Das Leben macht einen müde und gleichgültig. Ich habe es aufgegeben, mich noch weiter im Staube der Arena zu bewegen. Etwas Echtes bricht sich ja doch nicht Bahn, Reklame zu machen, ist mir zuwider, so sehe ich mir lieber die ganze Komödie gleichsam aus dem Parkett aus gesicherter Loge an."

„So? Und ich dachte, du kämest bloß nach Berlin, um irgend etwas zu tun?"

„Ja, ja, man hat je trotzdem zuweilen den Wunsch. Aber man wird pessimistisch mit den Jahren. . . . Man wird älter. . . . Man fühlt, wie die Zeit verrinnt. Und wenn ich zuweilen zurückblicke auf mein vergangenes Leben, so muß ich ja gestehen, auch viele verlorene Tage darin waren. Und trotzdem, irgend etwas glauben muß der Mensch in der Welt! Jawohl, es ist so. Ich habe es bitter erfahren, der Mensch muß irgend etwas haben, woran er glaubt. . . ."

Jörgens schaute mit einer Mischung von Spott und ehrlichem Mitleid auf seinen eleganten Freund, der da vor ihm saß, mit seinen eleganten Handschuhen spielte und mit dem wehmütigen, etwas stereotyp gewordenen Lächeln gedankenvoll ins Weite zu starren schien. Er wußte nicht, sollte er lachen über diese Philosopheme oder sie ernst nehmen.

Endlich sagte er: „Nun, ich denke, du glaubtest doch früher an Ideale? Die blaue Blume zum Beispiel?"

Möninghoff hob die Rechte etwas: „Früher, ja!" sagte er mit fast beschwörendem Tonfall. „Aber die Rechnung ging nicht auf. Die blaue Blume war das X, die unbekannte Größe in dem Exempel, aber es kam nichts heran. Unsere Zeit

Digitized by Google

ist zu arm und zu hohl. Die Tiefe fehlt. Alles ist Oberflächlichkeit und Äußerlichkeit.

Jörgens machte unwillkürlich eine rasche und energische Armbewegung und stand auf: „Nein, da bin ich ganz entschieden anderer Meinung. Aber, mein Gott, warum diese tragische Stimmung? Du bist wahrscheinlich nervös und siehst alles wie durch schwarze Brillengläser! Reden wir lieber von etwas Lustigerem. Weißt du denn schon, wozu die ‚blaue Blume' als Überschrift dienen muß?"

Möninghoff machte ein verzweifeltes Gesicht: „Ja, ich habe es an einer Säule angeschlagen gefunden!"

Jörgens aber lachte: „So vergeht der Glanz der Welt! Pan Kryzanowski sucht jetzt unter demselben Emblem die Berliner um ihr Geld zu prellen, unter dem wir einstmals das Wunderbare des Lebens suchten. Nur daß eine fleur bleue daraus geworden ist! Und unter diesem Zeichen wollen Fräulein Arendt, Herr Bertram und ähnliche Kunstgrößen zu reichen Leuten werden!"

„Fräulein Arendt?"

„Ach so, das weißt du noch nicht?" lachte Jörgens. „Sie tritt nämlich unter dem poetischen Namen Iduna ins Rampenlicht. Bis jetzt ist es noch nicht bekannt, ob als Naive und jugendliche Grazie oder als komische Alte. Ich traf sie neulich auf der Straße. Ihre Hüte sind noch immer nicht geschmackvoller geworden, aber sie war Feuer und Flamme für das neue Unternehmen. Das ganze Theater soll reformiert werden. Endlich will sie einmal zu leben anfangen, obwohl sie das schon vorhatte, so lange ich sie kenne. Aber jetzt soll es ernsthaft werden! Erst jetzt hat sie ihr wahres Talent entdeckt, Bühnenkünstlerin, — sie sagt immer Bühnenkünstlerin, niemals Schauspielerin. Das arme Mädchen hat Schicksale gehabt . . ., sie hat tief gelitten, wie sie mir mitteilte. Jener Hofkapellmeister hat sich nämlich mit einer Dame von anderthalb Millionen Mitgift verlobt! Tödlicher Kummer! Käthe Arendt wollte sich erst erhängen . . . dann wurde sie patriotisch und schwärmte für den Kaiser, stellte sich täglich Unter den Linden auf, um ihn zu sehen . . . na, und jetzt ist sie Brettelditva geworden. . . ."

„Und doch liegt Tragik darin!" deklamierte Möninghoff und sah gedankenvoll ins Weite.

„Ich traf neulich Stern!" erzählte Jörgens weiter. „Er ist jetzt Professor, wenigstens hat er den Titel, und ist verheiratet. Er war in heller Begeisterung für das Kabarett, von dem er sich höchste Komik versprach. Er wollte mich absolut bereden, auch ein Billett für die erste Vorstellnug zu lösen . . . man könnte nicht wissen, ob es zu einer zweiten kommen werde, bei solchen Unternehmungen, wie der „fleur bleue", sei letaler Ausgang die Regel."

„Mit wem ist denn Stern verheiratet?" fragte Möninghoff, offenbar in Gedanken.

„Eine famose Partie! Stern war immer ein Praktiker. Sie ist eine geborene Mendel. Übrigens mußt du sie kennen, Fritz! Sie fragte mich neulich nach dir, in einer Gesellschaft. Sie ist eine Freundin deiner einstigen Flamme, der jetzigen Frau Rosenbaum."

Möninghoff runzelte wie in tiefen Gedanken die Stirn: „Ja, ja, ich erinnere mich."

Jörgens aber, der ihn beobachtete und ganz leise lächelte, fuhr fort: „Frau Rosenbaum ist jetzt eine gefeierte Größe. In manchen Kreisen nennt man sie die moderne Sappho. Mannheimer soll mit ihrem Buche „Von Ascheras Geschlecht" ein brillantes Geschäft gemacht haben. Fünf Auflagen hintereinander. — Dem glücklichen Gatten der Dichterin soll es nicht immer ganz heimlich sein bei dieser Berühmtheit. Es stehen tolle Dinge in dem Buche. Offengestanden würde ich mich auch nicht freuen, wenn meine Frau solche Dinge drucken ließe, für jedermann um drei Reichsmark zu kaufen. — Übrigens nimmt es Rosenbaum mit Humor. Er ist überhaupt ein sympathischer Mensch, wir haben oft geschäftlich zu tun miteinander. Dabei soll man seiner Frau über ihr persönliches Leben nicht das geringste nachsagen können."

Während er dies erzählte, hatte Jörgens den Freund nicht einen Augenblick aus den Augen gelassen. Möninghoff aber drehte sich halb herum und schien ein merkwürdiges Interesse an einem Bilde an der Wand zu nehmen.

„Franz Hals?" fragte er jetzt darauf deutend.

„Kunstmensch!" lachte Jörgens. „Und dabei erzähle ich dir von einer Frau, die . . ."

Möninghoff unterbrach ihn. „Lassen wir das", sagte er kühl. „Das sind tempi passati...

Digitized by Google

Übrigens glaube ich, daß sie Talent hat. Ich kann ja in gewissem Sinne sogar sagen, daß ich sie entdeckt habe. Ich habe ihre Formbegabung gleich erkannt, und daß sie in die Zeitschrift ‚Die blaue Blume' kam, war natürlich mein Werk. Übrigens gedenke ich Frau Rosenbaum gelegentlich einmal meine Aufwartung zu machen. Aber erzähle lieber von etwas anderem. Bertram, sagtest du, sei auch bei dem Kabarett?"

„Erster Kapellmeister!" erklärte Jörgens. „Er ist total heruntergekommen, macht Schulden in allen Cafés, und zu Hause hungern seine Frau und die Kinder! Dazu wirft er der Frau, die sich mit schrecklichster Arbeit quält, Verständnislosigkeit für seine Kompositionen vor und sagt ihr jeden Tag zehnmal, sie richte ihn geistig zugrunde."

„Und wir dachten doch alle einmal, er habe Talent!" sagte Möninghoff.

„Hatte er auch vielleicht, aber er glaubte, ein Genie habe nicht nötig, etwas zu lernen. So verkam er. Jetzt arrangiert er Divertissements aus beliebten Opern für eine Singstimme mit Zither. Das ist das Ende."

„Im Grunde ist alles tragisch", sagte Möninghoff und senkte traurig sein schönes Haupt. „So zerrinnen Hoffnungen und Entwürfe, man verlernt das Lachen und wird verbittert."

Jörgens hatte ein wehmütiges Gefühl, als er den einst bewunderten Freund so sprechen hörte und ihn so vor sich sitzen sah, etwas nervös zerfahren und so müde in allem, was er tat. Und es war ihm auf einmal, als wäre die aparte Haartracht, der schwärmerische Ausdruck der blauen Augen und die abgezirkelten Gesten Möninghoffs alles nur Maske, und als sähe er auf einmal hinter dem allen ein müdes, deprimiertes Menschenkind . . . Und alle Spottlust wich auf einmal von ihm.

Als Möninghoff sich nun erhob, um zu gehen, zeigte ihm Jörgens noch die Photographie seiner Braut, Else Triebschen.

Prüfend hielt der Dichter das Bild einen Augenblick vor sich hin, das Fräulein Triebschen im weißen Tenniskleide, mit großem, aufgestülptem Hute und kurzem, fußfreien Rocke zeigte. Sie sah übermütig und frisch aus auf dem Bilde, keine Spur von der einstigen Kränklichkeit war geblieben.

„Du bist glücklich", sagte Möninghoff einfach und Jörgens empfand es angenehm, daß es keine Phrase war, was er sagte.

Als Möninghoff dann gegangen war, kam bald danach Benno Rabens Jörgens zu besuchen, mit dem er sich im Laufe der Zeit eng befreundet hatte. Auch Benno war älter geworden, er trug das Haar jetzt kürzer, und auch seine Kleidung war der allgemeinen Mode angepaßter als sie es früher gewesen war, nur die Lebhaftigkeit seines Temperaments war geblieben.

Jörgens erzählte, daß Möninghoff wieder im Lande sei.

„Na schade, daß ich nicht dabei war, ich hätte ihm gerne eine Nachricht zugesteckt, die den hochmütigen Herrn sicherlich nicht wenig geärgert hätte", sagte Raben, im Zimmer auf und ab gehend. „Das neue Drama von Rex, den er ja haßt wie das Feuer, wird noch in diesem Winter aufgeführt, und Rex selber wird hierher kommen. . . ."

„Möninghoff ist nicht mehr ganz so hochmütig, als er gewesen ist", sagte Jörgens. „Er macht einen sehr niedergeschlagenen Eindruck. Es mag ihn doch ein wenig drücken, daß nichts geworden ist aus all seinen Reden und Plänen. Er wirkt nur noch lächerlich, wenn nicht mitleiderregend. Und früher hielt ich ihn für eine Art Halbgott. Die Zeiten ändern sich."

„Es scheint, daß dieser Winter noch einmal alles zusammenführen soll in Berlin, was früher dem ganzen Kreise nahe stand", sagte Benno Raben. „Auch von meiner Schwester erhielt ich heute einen Brief, daß sie wieder hierher zurückkehren will, nachdem sie anderthalb Jahre weggewesen ist."

„Das freut mich aufrichtig," sagte Jörgens, „für Sie und . . ."

„Mich freut das nicht so unbedingt", fuhr Benno rasch fort. „Es ist da vieles, was gar nicht so einfach ist. Ich hätte es lieber gesehen, daß Gudrun nach München oder sonstwohin gegangen wäre, aber vielleicht ist es doch am besten, daß nichts mehr hingezogen wird."

„Sie meinen wegen Abel?" fragte Jörgens.

„Ja, wegen seiner, aber auch wegen Gudrun selber. Darum bin ich nämlich zu Ihnen gekommen, um mit Ihnen zu sprechen."

Digitized by Google

Jörgens nahm die kurze Pfeife, aus der er bisher geraucht hatte, aus dem Munde und sah den Freund gespannt an, der aufgeregt im Zimmer auf und ab ging.

„Ich bin vorhin gleich zu Abel gegangen und habe ihm gesagt, daß Gudrun wiederkommt. Ich traf ihn in seiner Dachstube. Es hat mir wirklich leid getan, aber den armen Menschen überkam ein Zittern, er wurde blaß, als wollte er in Ohnmacht fallen. Es ist kein Zweifel, er liebt meine Schwester."

Jörgens sagte, auch ihm gegenüber habe Abel einmal Andeutungen gemacht, freilich sei das jetzt schon Jahre her.

Benno Raben nickte und blieb stehen, ernst vor sich hinstarrend: „Es wird hart für beide werden. Gudrun, wenn ich mich nicht täusche, liebt ihn nicht wieder, wenigstens nicht als Mann. Sie weiß das und leidet selber darunter, sie empfindet es als ein Unrecht, daß sie seine Gefühle nicht erwidern kann, obwohl er sicher niemals etwas geäußert hat. Sie leidet darunter, sie macht sich selber Vorwürfe, daß es doch nur seine Häßlichkeit, sein Äußeres ist, was, wie sie glaubt, ihr das unmöglich macht. Ich bin nun ja überzeugt, daß es etwas anderes auch noch ist. Aber ich möchte den beiden die überflüssigen Seelenkämpfe ersparen, und darum ist die Hauptsache, daß Gudrun nicht von neuem in den Bann von Abels weltfremder Philosophie gerät. Es gilt darum zunächst eine Beschäftigung für Gudrun zu finden."

Jörgens mußte plötzlich lächeln, als Raben so energisch entschied über das Leben seiner Schwester: „Sie verfahren mit anderer Leute Schicksalen, als wären es Schachfiguren und Sie der liebe Gott."

Raben zuckte die Achseln: „Diesen Knoten muß man zerhauen."

„Seien Sie nur vorsichtig, Abel ist ein armer und kranker Mensch."

„Es muß sein! Ich kann meine Schwester, die ohnehin Schweres genug durchgemacht hat, nicht wieder in diese Gefahr bringen, denn Abel ist eine Gefahr für sie."

„Ja, und was soll ich nun dabei tun?" fragte Jörgens.

Raben nagte einen Augenblick überlegend an der Unterlippe. „Ich möchte, wie ich sagte, eine Stellung irgendwelcher Art für meine Schwester finden, wo sie gefesselt ist, wo sie eine befriedigende Tätigkeit findet. Nun weiß ich, daß Frau Triebschen doch vielen Unternehmungen philantropischer Art nahe steht, und darum möchte ich Sie bitten, Jörgens, einmal mit ihr zu sprechen, eventuell will ich selber einmal hinauskommen."

Jörgens stand auf: „Es ist das beste, Sie kommen gleich mit, denn ich fahre sowieso zu meiner Braut hinaus. Da können Sie selber alles besprechen. Ich zweifle nicht, daß meine Schwiegermutter leicht etwas ausfindig machen wird."

„Es wäre eben das beste für Gudrun, daß man gleich mit einem fait accompli käme", sagte Raben, sehr erfreut; „dann wird sich alles leichter machen. Am besten wäre es, man fände irgend etwas für sie, wo sie es mit Kindern zu tun hätte. In der aufgeregten Stimmung, in der sie ist, ist Krankenpflege etwa nichts für sie. Aber Kinder, das würde sie fesseln."

„Es wird sich schon etwas finden", sagte Jörgens zuversichtlich. „Auch meine Braut wird sich freuen, wenn ich Sie mitbringe."

(Fortsetzung folgt.)

Anmerkung: Der Roman „Die blaue Blume" von Bruno Wölfing erscheint auch als Buch im Verlage von Otto Janke, Berlin SW 11, und ist durch alle Buchhandlungen oder vom Verlag zu beziehen.

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

Siegestag

Du mein blauer, leuchtender Siegestag
Mit dem reinen, quellklaren Blick,
Bist wie ein Mädel aus urdeutschem Schlag,
Ein frisches Kind, das mich leiden mag,
Und mich herzt und küßt in gesundem Glück.

Nahm ins Feld den Klang deines Lachens mit,
Deine Stimme scheuchte den Tod,
Als ich die Maas und die Marne durchritt,
Mit Franzmann, Briten und Turkos stritt,
Und den Tod verlachte im Abendrot.

Hans Herbert Ulrich.

★

Wie die Danziger den König von England fingen

Eine Erinnerung aus den Ruhmestagen der Hansa von

Reinhold von Werner

Die Wogen der Nordsee gingen hohl und schlugen mit dumpfem Rauschen zusammen. Vom Himmel hingen dunkle Wolken schwer herab, als wollten sie sich auf das Meer niedersenken, und an ihren Rändern flammte hin und wieder ein gelblicher Lichtschein auf. Die Möwen strichen ängstlich kreischend über das Wasser, und der Wind fegte den Gischt der Wellen vor sich her.

Trotz dieser drohenden Anzeichen, die den Seemann zur Vorsicht mahnten, sah man vier Schiffe unter Preß von Segeln und von England kommend der holländischen Küste zusteuern. Sie waren verhältnismäßig klein, unbewaffnet, aber ihre Verdecke dichtgedrängt voll von Menschen, deren größter Teil sich in kriegsmäßiger Rüstung befand. Mit besorgten Mienen schauten diese nach rückwärts auf sechs andere Schiffe, die am westlichen Horizont auftauchten und ihnen immer näher kamen. Wohl hatten sie Ursache, so viel Segel zu führen, denn jene waren Feinde, die alle Kraft daransetzten, ihre Beute zu erjagen. Sie achteten ebensowenig der Vorboten des nahenden Sturmes, unter gewaltigem Segeldruck flogen ihre Schiffe durch die schäumenden Fluten, und die Masten und Raaen bogen sich wie schwache Gerten. Allen voran aber wuchsen die Formen eines größeren Schiffes zusehends aus dem Wasser empor, das ein besonders guter Segler sein mußte und kaum noch eine Meile entfernt war.

Auf dem Hinterdeck eines der verfolgten Fahrzeuge stand eine Gruppe von Kriegern, unter denen sich die hohe Gestalt eines Mannes durch einen Busch weißer Straußfedern auszeichnete, die von dem Helm herabwallten. Er beobachtete längere Zeit den nächsten Gegner, dann winkte er den Kapitän des Schiffes zu sich, der entblößten Hauptes herantrat, während die Umgebung des Ritters ehrerbietig Platz machte.

„Meint Ihr, daß wir das Marstief vor jenen dort erreichen?" fragte er mit gedämpfter Stimme.

„Ich hoffe es, mein Herr und Gebieter," erwiderte der Seemann ebenfalls leise, „wenn der Sturm nicht zu früh losbricht, der dort im Westen heraufzieht. Soeben ist die holländische Küste in Sicht gekommen, und mit dieser Fahrt können wir in weniger als zwei Stunden dort sein."

„So werden wir also gerettet sein?"

Der Kapitän zögerte mit der Antwort. „Es steht in Gottes Hand", äußerte er dann.

„Was wollt Ihr damit sagen? Ist es nicht gewiß?"

„Ich fürchte, mein hoher Herr, wenn nicht ein Wunder geschieht, wird dort der Feind alle unsere Schiffe nehmen."

„Was," fuhr der Ritter erschreckt auf, „in einem Hafen, der Herzog Karl gehört?"

„Der Hafen ist uns leider verschlossen", lautete die Antwort. „Zurzeit unserer Ankunft wird niedrigste Ebbe und das Wasser so flach sein, daß wir eine viertel Meile weit draußen vor Anker gehen müssen."

„Können wir nicht mit einem Boot ans Land gelangen, wenn wir früher dort sind als jene?" forschte der Ritter unruhig weiter.

„Es wäre sicheres Verderben", sagte der Kapitän mit düsterer Miene. „Mit diesem Winde, der

Digitized by Google

sichtlich an Stärke zunimmt, steht auf der Barre vor dem Hafen eine solche Brandung, daß unsere Boote nicht darin leben können; sie würden von der ersten Sturzsee begraben werden."

„Aber die Reede ist doch auch herzoglich burgundisches Gebiet," warf der Ritter hastig ein, „und neutraler Grund, auf dem wir sicher sein müssen."

„Glaubt nicht, hoher Herr, daß jene dort sich daran kehren. Sie gehen nach hansischem Recht, und lassen nur eine Kanonenschußweite von neutralen Grund gelten. Wir müssen wegen des flachen Wassers doppelt so weit draußen bleiben."

Der Ritter brach das Gespräch ab und lehnte sich an die Verschanzung, um schweigend auf die vorbeirauschenden Wellen zu starren, die sich gegen das Schiff wälzten. Das schwarze Gewölk zog drohender am Himmel herauf, der Wind heulte in der Bemastung und das gequälte Fahrzeug stöhnte und ächzte unter seinem Druck wie ein menschliches Wesen, das einer zu schweren Last erliegt.

Den übrigen englischen Schiffen brach der Sturm Stangen und Raaen von oben, und sie blieben zurück. Der Fremde hätte sie nehmen können, doch er verschmähte es und überließ sie seinen nachfolgenden Kameraden. Er jagte ein edleres Wild und gewann Schritt für Schritt.

Das englische Fahrzeug hatte das Tief erreicht; es fand in ihm Schutz gegen Sturm und See, die sich an seinen gewundenen Ufern brachen, aber nicht gegen den verfolgenden Feind. Auf der Reede lag ein kleines Schiffchen; an der Gaffel führte es die burgundische Flagge, und vom Topp seines Mastes wehte der Stander des herzoglichen Küstenadmirals, des Grafen von Vere. Dorthin steuerte der gehetzte Engländer, doch die geringe Wassertiefe zwang ihn bald zum Ankern, und wenige Minuten später saß der Verfolger ihm auf den Fersen. Es blitzte in dessen Bugpforte auf und eine Kugel fuhr zischend durch die Takelage. Zugleich luvte der Angreifer in den Wind, sein Anker ging in den Grund, und aus den Stückpforten schauten drohend die Mündungen der Kartaunen.

„Er befiehlt uns, die Flagge zu streichen", sagte der Kapitän zu dem Ritter mit dem weißen Helmbusch; „wir sind verloren."

„Ich sehe es," erwiderte dieser finster, „und es war nicht Eure Schuld. Ihr habt getan, was Ihr konntet, aber das Schicksal ist gegen mich."

„Der bittere Kelch des Leidens ist noch nicht bis auf den Grund geleert, edle Herren," wandte er sich dann an seine Umgebung, „und eure Treue gegen mich wird schlecht belohnt. Nicht nur heimatlos seid ihr durch mich geworden, sondern geratet jetzt auch noch in die Gefangenschaft eines Feindes . . ."

Der Donner eines zweiten Schusses unterbrach den Sprecher und die Kugel schlug krachend in die Spitze des Mastes, auf dem die englische Flagge wehte. Das abgeschossene Stück Holz stürzte von oben und in die See, aber es schwamm aufrecht und die Flagge wehte über den Wellen aus.

„Seht da, edle Herren," rief der Ritter, in dessen Antlitz es freudig aufleuchtete, „ein gutes Zeichen für die Zukunft. Eine höhere Macht erspart uns die Schmach, mit eigener Hand die Flagge zu streichen. Sie weicht für einen Augenblick der feindlichen Gewalt, aber dort flattert sie noch stolz und unversehrt über den Wogen, die sie zu beherrschen bestimmt ist. So weichen auch wir jetzt von unserem Platze, aber uns bleibt die Hoffnung, daß wir in nicht ferner Zeit als Sieger in das Vaterland zurückkehren. Doch ich sehe dort das Boot des Fremden nahen; es gilt zunächst noch Schweres zu überwinden. Da wir den Feind selbst ins Mark zu treffen gedachten, werden wir nichts Gutes von ihm zu erwarten haben."

Das Boot ruderte mit Wind und Sturm schnell heran. Auch von dem burgundischen Fahrzeuge war ein solches abgestoßen, aber es mühte sich vergebens, jenem zuvorzukommen. Es hatte die hohe See, den Wind und die inzwischen eingetretene Flut gegen sich, da der Burgunder landwärts lag und rückte deshalb nur wenig aus der Stelle.

Als der erstere den Engländer erreicht hatte, sprang ein junger Mann behende die Sturmleiter hinauf und betrat das Deck. Er grüßte höflich die Umstehenden, schritt dann aber direkt nach hinten, wo er den weißen Helmbusch wehen sah, entblößte sein Haupt und trat, sich ehrfurchtvoll verneigend, vor den Ritter.

„Das Glück des Krieges hat gegen Euch entschieden, Sire", sagte er. „Im Auftrage und Namen der Hansa, nehme ich, Paul Beneke, bestallter Seebefehlshaber der Stadt Danzig, Besitz von diesem Schiffe und erkläre Euch, König Eduard sowie alle, die sich an Bord befinden, für kriegsgefangen."

„Ich bin in Eurer Gewalt," erwiderte der Angeredete, „aber woher kennt Ihr mich?" fügte er erstaunt hinzu.

„Den weißen Helmbusch trägt in England nur einer, und das ist der König, das Haupt der weißen Rose."

„Und wußtet Ihr, daß ich hier an Bord sei?"

„Ich erfuhr gestern durch eines Eurer Schiffe, welches ich in der Bucht von Norfolk nahm, daß Ihr, durch Lord Warwick vertrieben, von Lynn absegeln würdet mit sechshundert Getreuen, um Zuflucht bei Herzog Karl zu suchen."

„Und Ihr glaubtet wohl ein gutes Geschäft zu machen," äußerte der König bitter, „wenn Ihr den Flüchtling fändet, um ihn an Warwick auszuliefern?"

„Ihr irrt Euch, hoher Herr," entgegnete Paul würdevoll, „ich bin weder ein Jude, noch ein Krämer."

„Verzeiht, aber ich verstehe nicht, wozu sonst Ihr einen Fürsten gefangen halten wollt, der ohne Thron und Land nicht die Macht hat, Euch zu scha-

Digitized by Google

den und den Ihr deshalb nicht mehr zu fürchten braucht."

„Ihr befindet Euch wiederum im Irrtum, Sire, wenn Ihr glaubt, daß die Hansen Euch fürchteten, sonst würden wir Danziger nicht allein den Krieg gegen Euch begonnen haben. Und was den Schaden anbetrifft, so dürfte der größere auf Eurer Seite sein. Wir haben Euch gezwungen, die gefangenen Deutschen herauszugeben, sechs Eurer größten Schiffe sind bereits in unseren Händen, während wir noch keins verloren haben."

Der König schwieg; er mußte als wahr anerkennen, was Paul soeben mit Stolz ausgesprochen. Bis jetzt hatte England keinen Ruhm in dem Kriege geerntet und die Zukunft versprach nicht mehr.

Das burgundische Boot war inzwischen auf einige Schiffslängen herangekommen. Das es mit den Rudern sein Ziel nicht erreichen konnte, hatte es Segel gesetzt und war im Begriff, an Bord des Engländers anzulegen, als ein furchtbarer Windstoß einfiel und es kenterte. Ein Angstschrei schlug an Pauls Ohr und lenkte seine Aufmerksamkeit dorthin; die Insassen waren verloren, wenn nicht sofort Rettung kam. Ohne Besinnen sprang Paul in das Boot hinunter, und es bedurfte nur eines ermunternden Zurufs an seine Leute, um sie zur Aufbietung aller Kräfte anzuspornen und den Verunglückten schleunige Hilfe zu bringen. Es war die höchste Zeit, einige hatten schon in den Wellen ihr Grab gefunden und der Graf von Vere wurde nur vor dem Tode bewahrt, indem der kühne Paul über Bord sprang und den Fortsinkenden an die Oberfläche zurückholte.

Als das Boot die Geretteten brachte, empfing lauter Beifall den braven Kapitän. Der König aber streckte ihm seine Rechte entgegen und sagte mit unverhohlener Bewunderung: „Ihr seid ein edler Mann, Kapitän Beneke. Ich bitte Euch nochmals um Verzeihung, wenn ich Euch falsch beurteilt und Euch vorhin gekränkt habe. Ihr habt mich doppelt besiegt und ich bin nicht mehr besorgt um mein Geschick als Euer Gefangener."

Paul nahm die dargebotene Hand mit ritterlichem Anstande. „Ich habe nur meine Pflicht getan," erwiderte er bescheiden, „doch jetzt muß ich Euch ersuchen, so schnell wie möglich das Schiff zu verlassen und mir auf das meinige zu folgen, da es, wie ich sehe, nicht vorbereitet ist, dem schweren Orkan Trotz zu bieten, der in kurzem losbrechen wird. Seht dort luvwärts, wie er drohend heraufzieht und das Wasser am Horizonte zu schäumen beginnt. In kaum einer halben Stunde werden wir ihn hier haben, der Windstoß war sein Vorläufer. Eilt Euch deshalb, hoher Herr, ehe es zu spät wird."

„Auch ich bitte Euch inständig darum, Sire," pflichtete der Graf von Vere bei, „der Kapitän hat recht. Der Wind ist herumgegangen und wird eine schwere See in die Bucht wälzen, die Eurem schwachen Schiffe große Gefahr bringen kann. Dann habt Ihr aber keinen rettenden Hafen."

Der König folgte dem dringenden Rate und das Boot brachte ihn in kurzer Zeit an Bord des „Sankt John", um in nochmaliger Fahrt den Rest seines Gefolges zu holen, während Paul in der Zeit alle Maßnahmen treffen ließ, um den erwarteten Sturm abzuwettern, da seine Richtung nicht gestattete, seewärts unter Segel zu gehen. Sämtliche Anker wurden ausgeworfen und die oberen Stengen und Raaen gestrichen, um weniger Windfang zu haben.

Kaum war das letzte Boot zurück und an seinen Kränen geheißt, da entlud sich das Unwetter mit unbeschreiblicher Gewalt. Wind und Flut wirkten vereint, die Wogen türmten sich zu hohen Bergen und wälzten sich mit solcher Kraft gegen den Bug des Schiffes, daß die Kabeltaue auf das äußerste angestrengt wurden. Nur der Umstand, daß Paul ihnen gleiche Spannung hatte geben lassen, verhinderte ihr Brechen. Das Schiff lag wie eine blinde Klippe im Wasser, das unaufhörlich seinen Gischt darüber fortdampfte. Der Orkan heulte schaurig durch die Takelage, das dunkle Gewölk senkte sich tiefer und entlud unter betäubendem Donner und zuckenden Blitzen seinen Inhalt in wolkenbruchartigem Regen, der die Luft verfinsterte und keine hundert Schritt weit sehen ließ. Das Schiff krachte in allen seinen Verbänden, es rollte und stampfte in der schäumenden, brodelnden See und zerrte und zuckte an seinen Ankern wie ein wildgewordenes Tier an seiner Kette — wahrlich ein schreckliches Chaos, als ob die Natur selbst aus den Fugen gehen wollte und der jüngste Tag anbräche.

Zitternd und zagend standen die Engländer, auch der König beugte sich vor der furchtbaren Majestät des Meeres und blickte erschreckt auf den wütenden Kampf der Elemente, während Paul mit eiserner Ruhe auf dem Vorderdeck die Kabeltaue beobachtete, um nach ihrem Verhalten seine Maßnahmen zu treffen. Bei jedem Maste und ihren seitlichen Halteauen waren Leute mit scharfen Äxten postiert, seines Winkes gewärtig, um sofort die Masten zu kappen, sobald eins der Kabel brechen sollte, dadurch dem Sturme seine Angriffspunkte zu nehmen und das Schiff vor dem Scheitern zu retten.

Fast eine Stunde dauerte die tötliche Spannung, dann brach sich die Gewalt des Sturmes, der Himmel wurde lichter und wenn die Sturzseen auch noch brausend ihre Kämme überrollten, so verloren sie doch an Kraft.

Paul verließ seinen Posten und schritt zum Hinterdeck, wo die Engländer und Graf von Vere im Kastell Schutz vor dem tobenden Wetter gesucht hatten.

„Beruhigt Euch, Sire," wandte er sich an den König, „die Gefahr ist vorüber. Sämtliche Kabeltaue haben gehalten und nachdem sie eine solche Probe bestanden, ist fortan nichts mehr zu fürchten, der Sturm läßt nach. Gott gebe, daß die beiden

Digitized by Google

vor Anker liegenden Schiffe es überstanden haben; die übrigen waren noch nicht in der Bucht, und in freiem Wasser fürchte ich für sie weniger."

Der Wolkenschleier zerriß und der Horizont erheiterte sich. Draußen in See zeigten sich die Schiffe; Paul zählte die seinigen; sie waren alle vorhanden und lagen, scheinbar unversehrt, unter Sturmsegeln bei, ebenso eine von den Prisen, die anderen beiden entmastet. Als die dunklen Wolken auch landwärts sich verzogen, suchte sein Blick jedoch vergebens die Schiffe des Königs und des burgundischen Admirals. Das letztere war gänzlich verschwunden, vom ersteren ragten nur noch einige Trümmer aus den brandenden Wellen. Wie Paul vorausgesehen, hatten sie der Gewalt des Orkans nicht zu widerstehen vermocht. Sie waren von ihren Ankern gerissen und auf den Strand getrieben, um in kurzer Zeit von den Sturzseen zerschmettert und mit ihren unglücklichen Besatzungen in der Tiefe begraben zu werden.

Gegen Abend legte sich der Wind und Pauls Geschwader lief mit den gewonnenen Schiffen in die Bucht, um in der Nähe des „Sankt John" zu ankern. Der Graf von Vere hatte darauf eine lange Unterredung mit Paul, die damit endete, daß beide sich zu König Eduard begaben, dem Paul seine Kajüte eingeräumt hatte, um auch mit ihm eine längere Zwiesprache zu pflegen. Es mußte eine Sache von großer Wichtigkeit sein, die man verhandelte, denn sie wurde protokolliert, und alle drei Beteiligten setzten Namen und Siegel unter das Schriftstück, während der Ausdruck ihrer Züge darauf schließen ließ, daß man zu Beschlüssen gelangt war, die alle mit gleicher Befriedigung erfüllten.

Als Paul sich vom König verabschiedete, reichte ihm dieser bewegt die Hand. „Ich bin Euch zu großem Danke verpflichtet, Kapitän Beneke," sprach er, „so groß, daß ich ihn nie werde abtragen können, und ich segne den heutigen Tag, der mich mit Euch zusammenführte, denn ohne Euch wäre ich jetzt mit meinen Getreuen auf dem Grunde des Meeres gebettet. Aber auch Euch, Graf von Vere, habe ich meine königliche Anerkennung auszusprechen, und ich kann die Ereignisse des Nachmittags nur als eine Schickung des Himmels betrachten. Möge das, was auf Euren Vorschlag wir vereinbart, durch glückliches Gelingen gekrönt werden, Ihr werdet dann an mir keinen Undankbaren finden."

Am anderen Morgen wurde der Esping des „Sankt John" bemannt, um König Eduard mit seinem Gefolge und dem Grafen von Vere an Land zu führen. Als das Boot abstieß, da donnerten die Kartaunen des Schiffes den Königssalut und vorn im Boot war die englische Flagge aufgesteckt, während hinten die Danziger wehte. Auch die Prisen hißten die englische Flagge und liefen mit der steigenden Flut in den Hafen ein, während Paul mit seinem Geschwader seewärts ging.

Als er die am gestrigen Abend unterschriebene Urkunde noch einmal durchlas, da blitzte aus seinem Auge stolze Zufriedenheit. Er hatte mit einem Fürsten und dem Vertreter eines mächtigen Herzogs einen Vertrag abgeschlossen, der für die ganze Hansa von unberechenbarer Wichtigkeit war. Er verpflichtete sich dadurch, den von Herzog Karl mit Geld, Waffen und Mannschaften versehenen König Eduard zur Wiedergewinnung seines Thrones zurückzuführen und noch vierzehn Tage nach der Landung in seinen Diensten zu bleiben, während der König versprach, dafür den Hansen ihre Handelsprivilegien zurückzugeben und ihnen neue Rechte einzuräumen.

*

Zu seinen Söhnen spricht der Heimatgrund . . .

Die Ernte glänzt in goldigschwerem Glast,
Und alle Äste tragen Segenslast,
Gebräunt von einer milden Sonne Schein.
Schwerrankend schließt das Laub die Wege ein,
Doch wie von Qualm und Blut steigt jäh ein Rauch
Zu ungetrübten Himmels Wolkenhauch,
Und auf den Feldern rauscht der Sense Klang
In heißer Arbeit tag- und nächtelang.
Und Wagen donnern staubumwölkt vorbei,
Und Männer wandern, Reihen eng an Reih',
Die Waffen tragen und des Kriegs Gewand —
Da geht ein Raunen flüsternd durch das Land:
Aus allen Gärten nickt es von den Zweigen
Und will sich über alle Zäune neigen,
Die Blumen lächeln, und von Wipfelhöh'n
Lockt ein: „Für euch erwuchsen wir so schön!"
Aus reifer Früchte sonnenwarmem Glänzen,
Und holder scheint die Wiese sich zu kränzen —
So grüßt die Kämpfer für den heil'gen Streit
Strahlend des Vaterlandes Herrlichkeit;
Zu seinen Söhnen spricht der Heimatgrund,
Und immer nur von Liebe sagt sein Mund.

Hedwig Forstreuter.

Digitized by Google

Bücherbesprechungen

Fritz Skowronnek. **Rittergut Hohenfalchow.** Ein Gutsroman. Preis 4,— Mk, geb. 5,— Mk.

In dem vorliegenden Werk knüpft der Autor in äußerst geschickter Weise die Fäden zwischen der Grafenfamilie und dem reichen Emporkömmling und gibt uns damit ein anschauliches Bild aus der vornehmen Welt, ohne dabei ins Alltägliche zu fallen. — Eine kleine Anzahl Luxusexemplare, vom Verfasser signiert, sind nur vom Verlage für 8,— Mk. das Exemplar zu beziehen.

Franz Wichmann. **Der rote Forst.** Roman aus der Franzosenzeit. Preis 4,— M., geb. 5,— Mk.

Der Roman führt in die interessante Zeit nach der französischen Revolution und hat zum Ausgangspunkt die hier zum erstenmal poetisch verwertete Schlacht von Hohenlinden. Das Buch dürfte auf dem Gebiete des modernen historischen Romans einen hervorragenden Platz einnehmen.

Weihnachtsgaben für Kinder. Das Weihnachtsfest steht heuer im Zeichen des Weltkrieges; wenig Kauflust, verminderte Kaufkraft sind allenthalben die Folgen. Wird der Gabentisch also im großen ganzen weniger stattlich ausfallen, an zwei wird jeder denken, ihnen eine Liebesgabe zu kaufen, an den Gatten und Bruder im Felde und — an das Kind daheim. Ja, das Kind soll auch in diesem Jahr seine Weihnachtsgabe und seinen Tannenbaum haben! Man wird besonders solche Geschenke wählen, die nicht zu tief in den Geldbeutel greifen, und da denken wir in erster Linie an das Bilderbuch.

Das Bilderbuch zählt zu den billigsten und doch schönsten Gaben, die immer Freude machen, und dabei kann man noch den besonderen Zeitverhältnissen Rechnung tragen und ein „Kriegsbilderbuch" wählen, wie sie der Verlag J. F. Schreiber in Eßlingen und München in so hervorragender Ausführung soeben herausgebracht hat. **„Unsere Feinde"** ist der Titel eines Kriegsbilderbuches in Verwandlungsfiguren von L. Kainradl (Mk 1.20), dessen 10 Bildertafeln Soldatentypen der Franzosen, Engländer, Russen usw. zeigen, mit welchen auf einfachste Weise hunderte spaßhafter Verwandlungen vorgenommen werden können. Gewissermaßen das Seitenstück dazu ist ein **„Soldatenbilderbuch"** (Mk. 1,80), das auf 22 meist farbigen Tafeln Darstellungen der wichtigsten Waffengattungen der bedeutendsten Armeen, zum Teil in Felduniform, vorführt. Aber auch friedlicherem Geschmack kommt der Verlag entgegen und bietet Bilderbücher, die bei aller Unruhe der Zeit Glück und Behagen in das Kinderzimmer tragen wollen. Da hat vor allem in dem urdrolligen Bilderbuch **„Der Teddy-Bär und seine Freunde"**, ein Bilderbuch nach Marg. Steiffs Puppen, mit Text von E. H. Strasburger und Gertr. J. Kleit (Mk. 2,50) der alte, liebe Teddybär mit seinen Kameraden Modell stehen müssen. Text wie Abbildungen in Farben und Schwarz werden die Kinder stundenlang unterhalten können. In einem prächtigen, unzerreißbaren Bilderbuch **„Allerhand Durcheinand"** (Mk. 2,50) zeigt uns Jos. Mauder spaßhafte Begebenheiten der verschiedensten Art. Was Mauder für die Kinder zeichnet, ist lustig, macht Freude; so wird auch diese neue Schöpfung bald das Lieblingsbuch der Kleinen werden. Zu den freudebringenden Gaben zählt ferner die köstliche neue Märchensammlung **„Sonnenmärchen"** von Karola Bassermann (Mk. 2,—) mit sechs farbigen und einer Anzahl schwarzen Bildern von der Meisterhand F. Staegers. Für die Kleinsten ist auch das unzerreißbare Bilderbuch **„Meinem Nesthäkchen"** (Mk. 0,75) eine passende Gabe. So ist für alle und für jeden Geschmack gesorgt; auch die Beschäftigungsmittel fehlen nicht: **„Allerhand Spielzeug zum Selbstherstellen"** nennt sich eine Sammlung von 3 Heften (Preis je Mk. 0,80), die das erhöhte Interesse aller Eltern in Anspruch nehmen wird. In gegen 200 farbigen und schwarzen Bildern und kurzem Text leiten sie an, aus Streichholzschachteln, Holz, Kork, Federn, Eicheln usw. allerlei Spielzeug herzustellen, so entstehen Dörfchen, eine Wassermühle, Luftschiffe, ja selbst eine Indianerausrüstung. Die schon im Vorjahr empfohlenen **„Volks- und heimatkundlichen Bauhefte"** sind um 2 neue Nummern vermehrt: Heft 3 **„Deutsche Burg"** und Heft 4 **„Sorbischer Rundling"**. Jedes Heft enthält 10 Modellierbogen und kostet Mk. 1,20. Mit jenem lassen sich Berg- und Wasserburgen auf verschiedenen Grundrissen bauen, mit diesem ein Bauerndörfchen mit Kirche, Pfarrhaus usw. Leichte Ausschneidearbeiten für Glanzpapier für kleinere Kinder mit sehr reizvollen kindlichen Vorlagen bieten 10 Mäppchen (à Mk. 0,10) **„Schreibers Klebebilder"**. All diese Beschäftigungsmittel von J. F. Schreiber in Eßlingen und München gewähren den Kindern einen guten Zeitvertreib, wecken ihren Erfindungsgeist und leiten sie zu selbständiger Beschäftigung an. Es sind bestgeeignete Geschenke für den Weihnachtstisch, die in allen Buchhandlungen zu haben sind.

Ein lustiges Scheibenschießen nach Franzosen, Engländern, Russen, Japanern, Serben, Turkos und ihren edlen Häuptlingen Grey, Poincaré, Zar und König Peter kann jeder mit Hilfe der soeben bei J. F. Schreiber in Eßlingen erschienenen neuen Scheibenbilder **„Unsere Feinde"** veranstalten. Die in Bogengröße 36:43 cm in Farben ausgeführten Scheiben eignen sich vortrefflich für alle Schützenvereine, Schießsportgesellschaften wie überhaupt für jedweden Schießsport im Freien und im Zimmer, und auch der Jugend wird es ein besonderer Spaß sein, für ihre harmlosen Schießereien solch zeitgemäße Ziele zu haben. Für mechanische Schießscheiben sind die vier Figuren Grey, Poincaré, Zar und König Peter in kleinerem Format auf einem Bogen auch als Springfiguren erschienen. Preis sämtlicher 11 Bogen beim Verlag gegen Voreinsendung Mk. 1,20 portofrei. Auch in allen Papierhandlungen vorrätig.

Vermischtes

Im November feierte eine unserer älteren, durch eine stattliche Anzahl von Werken bekannt gewordene Schriftstellerin Fanny Klinck-Lütetsburg in körperlicher und geistiger Frische im Kreise ihrer Angehörigen ihren siebenzigsten Geburtstag.

Sie begann ihre literarische Tätigkeit als Uebersetzerin für Zeitungen und Zeitschriften, um sie nach einigen Jahren mit selbständigen Arbeiten zu vertauschen, darunter ein Roman, der 1884 im Verlag von Otto Janke unter dem Titel „Im Banne der dritten Abteilung" anonym erschien. Ihm folgte, nach vorherigem Abdruck in der Magdeburgischen und Breslauer Zeitung, bei Hermann Costenoble in Jena, „Der Zug der Zeit".

Im Jahre 1894 schrieb sie zunächst „Die Herren von Dammin", wandte sich dann aber der Heimatskunst zu. Nacheinander entstanden „Aus dem Künstlernest", „Adam Eggens Schuld", „Foelke Meinhardi". Von der großen Zahl ihrer in Zeitungen und Zeitschriften veröffentlichten Romane erwähnen wir nur die später auch in Buchausgabe erschienenen: „Opfer der Narrheit", „Die Erbtochter von Geroldseck", „Freda Halgren", „Auf abschüssiger Bahn". Die Freiheitskämpfe der Buren zeitigten ihre Erzählung für die reifere Jugend „Christian Dewet".

Digitized by Google

Das Alter der Stadt Mecheln. Die Geschichte von Mecheln reicht bis in die frühesten Zeiten. Schon in der Mitte des 6. Jahrhunderts als Hauptstadt einer selbständigen Herrschaft bekannt, wurde sie später an Monulf, einen Sohn des Grafen von Dinant und einundzwanzigsten Bischof von Tondern verkauft. Dieser Prälat überließ sie der Kirche von Lüttich. Um das Jahr 911 bestand Mecheln aus einer Anzahl Strohhütten, die rings um eine dem heiligen Rombout geweihte Kapelle erbaut waren, welcher hier den Märtyrertod gestorben war. Die winzigen Anfänge der Stadt nahmen nur einen kleinen Raum auf dem linken Ufer der Dyle ein, wo sie, da die Hütten ziemlich hoch lagen, den Ueberschwemmungen des Flusses wenig ausgesetzt waren. Dies war der Hügel, auf dem nachher die Notre-Dame-Kirche erbaut wurde. Nach und nach vergrößerte sich die Ansiedlung durch das Hinzuströmen von Pilgern, welche aus allen möglichen Gegenden hierher kamen, um zum heiligen Rombout zu beten. Im Jahre 970 umgab es der Bischof Notgar von Lüttich mit einer Palisadenumfassung. Die erste Grenze wurde bald überschritten, und die Häuser lagen schon auf dem rechten Dyleufer. Kapellen, Kirchen, Klöster und weltliche Bauwerke aller Art entstanden nach und nach; um 1300 wurde die Stadt durch steinerne Mauern befestigt. Mecheln war bald ein Platz von großer Wichtigkeit, und seine Industrie nahm einen so raschen Aufschwung, daß bereits im Jahre 1370 über 3000 Menschen mit der Tuchfabrikation beschäftigt waren. Im Jahre 1342 zerstörte eine Feuersbrunst die schönsten Gebäude, darunter 4 Kirchen, und unter diesen die Kathedrale des heiligen Rombout. Die Stadt erholte sich langsam von diesem Schlage; die eigentliche monumentale Pracht stammt aus dem 15. Jahrhundert. Die nunmehr erfolgte endgültige Erwerbung durch Deutschland wird der Stadt hoffentlich eine neue Blütezeit bescheren.

Das vorzeitige Altern.

Von Ludwig Altendorf.

Es kommt für uns alle einmal der Tag, an dem wir uns, wenn auch mit innerem Widerstreben, gestehen müssen, daß es mit unserer Jugend vorbei sei. Dieser Tag gehört zur Tragik des Menschenlebens, und er besitzt für das Weib eine andere Bedeutung als für den Mann; denn im allgemeinen erscheint der Frau ihre Anziehungsfähigkeit, dem Manne hingegen seine Arbeitskraft als das Höchste der Lebensgüter. Daher kommt es, daß die ersten Anzeichen des herannahenden Alters die nicht berufstätige Frau gewöhnlich nur mit stiller Wehmut, den Mann aber mit schwerer Sorge erfüllen. Und diese Sorge wird noch drückender, wenn Anzeichen des Alters sich bereits zu einer Zeit einstellen, die man gemeiniglich als die „besten Jahre" zu bezeichnen pflegt. Da wird das Nachlassen der Leistungsfähigkeit als ganz besonders bitter empfunden. Geistige und körperliche Spannkraft, Arbeitslust und Entschlußfreudigkeit sollten aber keineswegs ein ausschließliches Vorrecht der Jugend bilden, dürfen vielmehr auch dem reiferen Lebensalter nicht fehlen. Die vorzeitige Abnahme der Lebensenergie und Arbeitskraft beruht darauf, daß durch falsche Ernährung, durch Überarbeitung, Kummer, Sorge, Schreck und andere seelische Einwirkungen, infolge von Mangel an Bewegung oder durch sonstige Einflüsse das Blut allmählich seine normale Zusammensetzung verloren hat. Hierdurch leidet nicht nur die Ernährung des gesamten Organismus, sondern es verliert das Blut auch seine Fähigkeit, den zur Oxydation (Verbrennung) der Stoffwechselrückstände nötigen Sauerstoff in hinreichender Menge aus den Lungen aufzunehmen. Eine Folge hiervon ist dann, daß das Blut die Stoffwechselschlacken nicht restlos ausscheiden kann. Diese lagern sich vielmehr in den einzelnen Körperteilen ab. Sie erzeugen, indem sie an den Wandungen der Adern niederschlagen, die Aderverkalkung, durch das Festsetzen in Nieren und Leber Nieren- und Gallensteine, durch Ablagerung in den Muskeln und Gelenken Gicht und Rheumatismus. Auch eine Reihe anderer chronischer Erkrankungen, z. B. Zuckerharnruhr, Hämorrhoiden, Stuhlträgheit, Magen- und Darmleiden, Neurasthenie und sonstige Nervenleiden, sind, wie namhafte Ärzte nachgewiesen haben, eine Folge der schädigenden Wirkung von Stoffwechselschlacken. Häufig kommt es jedoch nicht zu einem ausgesprochenen Krankheitsbild, sondern nur zu Störungen mehr allgemeiner Natur. Es besteht kein eigentliches Krankheitsgefühl, doch ist die körperliche und geistige Frische erheblich beeinträchtigt.

Da Krankheiten leichter zu verhüten als zu heilen sind, sollte niemand derartige Anzeichen unbeachtet lassen. Mag es sich nun darum handeln, vorzubeugen oder auch bereits vorhandene Gesundheitsstörungen zu beseitigen — in jedem Falle wird durch die kleine Broschüre „Die Oxydations-Therapie" ein Weg gewiesen, der schon Tausende von Leidenden zum ersehnten Ziele geführt hat. Diese Broschüre ist kostenlos zu beziehen vom Institut für Sauerstoff-Heilverfahren, Berlin W 35 C. 6. Hier sei nur noch gestattet, einige von den täglich einlaufenden anerkennenden Zuschriften zu veröffentlichen.

Stud. phil. S.: Als begeisterter Anhänger Ihres Heilverfahrens bitte ich um . . . für einen Freund, Kandidat der Medizin, der mich vor meiner Heilung als trübsinnigen Menschen gekannt und über die offenbaren Erfolge Ihrer Therapie aufs äußerste erstaunt war. — Gymnasialdirektor Prof. Dr. H.: Ich fühle mich ohne Anwendung dieses Mittels nicht wohl. — Dr. med. D.: Ich bin sehr erfreut, Ihnen über einen sehr günstigen Einfluß dieses Sauerstoffpräparats an meinem eigenen Körper berichten zu können. Die bestehende Obstipation verschwand schon am ersten Tage, und ist täglich regelmäßig geformter Stuhl bis heute vorhanden, obwohl das Präparat nun schon vor Monatsfrist zu Ende war. Ferner ein außerordentlich starker Aufstieg der Diurese und gleichzeitig eine Regulierung der Herztätigkeit. Mein Puls, vor der Kur etwa 120 pro Min, ging bereits am zweiten Tage auf 80 und später auf 76 Schläge pro Min. zurück. Ferner machte sich eine deutliche Abnahme des Körperfetts bemerkbar und damit verbunden eine größere Leichtigkeit in allen Bewegungen. Der vorher unregelmäßige Schlaf wurde ruhig und traumlos, so daß ich acht Stunden ohne Unterbrechung durchschlafen konnte. Vor allem aber wirkte die Kur auf das psychische Befinden überaus günstig ein. Alles in allem: ich kann das Präparat aus bester Überzeugung empfehlen und glaube, daß dasselbe in den Tropen bei den so zahlreichen Stoffwechselerkrankungen eine sehr gute Zukunft hat. Ich habe das Präparat bereits dem hiesigen französischen Missionar empfohlen und werde es weiter empfehlen, wo ich kann. — Sanitätsrat Dr. P.: Diese Präparate sind abermals für meinen persönlichen Gebrauch sowie für meine Familie bestimmt. Mit der Wirkung war ich so zufrieden, daß, wie Sie sehen, die Behandlung fortgesetzt wird, da sie sich als erfolgreich erwiesen hat. — Dr. med. H. in H.: Da ich direkt wunderbare Erfolge zu bemerken Gelegenheit hatte, die sich infolge der Sauerstoffbehandlung ergeben haben mußten, will ich . . . — Dr. med. F. in G.: . . . teile ich ergebenst mit, daß der Patient das Pulver zu Ende gebraucht hat und seit 14 Tagen zuckerfrei ist.

Inhalt des Heftes 12: Die Reise nach Meran. Roman von Else Rema. — Die blaue Blume. Roman von Bruno Wölfing. **Beiblatt:** Siegestag. Gedicht von Hans Herbert Ulrich. — Wie die Danziger den König von England fingen. Eine Erinnerung aus den Ruhmestagen der Hansa von Reinhold von Werner. — Zu seinen Söhnen spricht der Heimatgrund. Gedicht von Hedwig Forstreuter. — Bücherbesprechungen. — Vermischtes.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Janke Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin, Verlag von Otto Janke Ausgegeben am 12. Dezember 1914. — Druck: A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek

1915 Heft 13

Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Die Reise nach Meran / Roman von Else Rema

5. Fortsetzung.

Königsreiner sah zu Kamilla Scholl hinüber, und Viktor Wernthaler folgte diesem Blick.

„Was meinst du, wollen wir unsere Reisegefährtinnen begrüßen?"

Wolfgang Königsreiner sah ablehnend aus. „Ich weiß nicht — versprich mir, Viktor —"

Ich verspreche nichts, Wolf, denn ich würde es nicht halten. C'est plus fort que moi. Laß doch die Frauen auf sich selbst aufpassen."

Die Tiroler Gesellschaft jodelte, tanzte, sang und spielte Zither mit unverdrossenen Kräften. Die Buben schlugen sich auf die Knie, daß es klatschte, die Füße bearbeiteten den Fußboden, daß es dröhnte, und die Madel drehten sich, daß die Röcke flogen.

Frau Amanda Pirchholtz applaudierte, denn sie fand Geschmack an den harmlosen Kunstgenüssen.

„Naiv ist sie, so'n Tingeltangel amüsiert keinen Backfisch aus Berlin", dachte Viktor Wernthaler, während er sie begrüßte und Frau Amandas Rechte küßte. Das Gespräch bewegte sich in Alltäglichkeiten.

„Kurgastunterhaltung," kritisierte Viktor Wernthaler in Gedanken, „aber man kann nicht gleich mit dem schweren Geschütz beginnen."

Nichtsdestoweniger machte er ein sehr interessiertes Gesicht, denn die Frauen liebten es, wenn man Banalitäten wie Offenbarungen hinnahm.

Kamilla Scholls klare Augen ruhten durchdringend auf ihm. Viktor Wernthaler fühlte sich davon geniert.

Er begriff seinen Vetter Wolfgang nicht. Wie konnte ihm dieses Mädchen gefallen?

„Wie lange gedenken Sie in Meran zu bleiben, meine Gnädigste?"

Amanda spielte mit ihrem Fächer. Und dann zog sie die Achseln ein bißchen in die Höhe. „Unbestimmt! Solange es mir gefällt."

Viktor Wernthaler strich seinen schwarzen Schnurrbart. Hm! Das kannte er. Diese Lebensbummlerinnen hatten immer unbegrenzten Urlaub, oder sie nahmen sich ihn.

„Wer ist die Dame dort? Sie interessiert mich." Kamilla fragte es, zu Wolfgang Königsreiner gewandt. „Wir sahen sie heute morgen schon auf der Promenade."

„Natascha Frumkin, der Mittelpunkt der russischen Kolonie. Meran ist die Vorstadt von Rußland. Wenn man Dienstag in Petersburg noch seine Sakuska genommen hat, haust man Freitag bereits im Kaffeehaus der Gilf."

Amanda Pirchholtz sah interessiert nach dem Tisch, an dem eine kleine, zierliche Frau die Honneurs machte.

„Die hübsche Natascha war ein bißchen unmöglich in Petersburg geworden," sagte Wolfgang Königsreiner, „und ihr Herr Gemahl ebenfalls. Sie wohnen hier in der Villa Palmenhain und führen ein großes Haus."

Amandas Augen funkelten.

„Natascha Frumkin empfängt jeden Freitag, aber man ist ihr auch sonst zum Tee willkommen."

„Wieso ist sie unmöglich in ihrer Heimat?" fragte Kamilla Scholl.

Digitized by Google

„Die hübsche Natascha hat beinahe noch mehr auf dem Kerbholz als ihr Gatte Alexei Alexandrowitsch, der ehemalige Lieferant der russischen Armee. Die Geschichte ist nicht fair, aber wenn ich sie Ihnen nicht erzähle, hören Sie sie morgen auf der Promenade. Natascha Frumkin gab ihr Petersburger Haus zum Absteigequartier eines russischen Großfürsten, der dort seine Geliebte, die geschiedene Frau eines Obersten, traf. Solange es Liaison geblieben war, hatte der Zar es als Junggesellenstreich seines Vetters betrachtet, aber Wladimir Nikolajewitsch ließ sich beikommen, seine Geliebte zu heiraten, und die Schale des kaiserlichen Unwillens ergoß sich gleichzeitig auf die hübsche Natascha Frumkin, die übrigens, wie man sich erzählt, früher Chansonette am Petersburger Aquarium gewesen sein soll. Der Großfürst wurde verbannt und schlug sein Domizil in Cannes auf. Natascha bekam den Rat, Petersburg ein wenig zu meiden. Ihr Herr Gemahl hatte den Volksunwillen auf sich gezogen, denn er hatte als Armeelieferant im russisch-japanischen Krieg minderwertige Lebensmittel geliefert. Das wurde bei dieser Gelegenheit gleich mit erledigt. Die schöne Natascha hatte ihre Gefälligkeit jedoch nicht zu bereuen. Ihre Brillanten, das Geschenk des Großfürsten, sind berühmt."

„Und sie macht hier ein Haus auf? Wie ist das möglich?" wunderte sich Kamilla Scholl.

„Man ist auf Reisen nicht so wählerisch. Die Russen schon ganz und gar nicht. Ein amüsantes Haus, das entscheidet. Ob man in Petersburg noch bei ihnen verkehren würde, steht dahin, aber in einer Kurstadt wie Meran?!"

Für Amanda Pirchholtz klang das alles wie ein Roman. Die kleine Russin in dem pelzbesetzten Spitzenkleide interessierte sie mächtig. Wie graziös sie ihre Zigaretten rauchte! Und wie liebenswürdig man ihr begegnete, sie begriff es gar nicht, daß man ihr so Schlimmes nachsagte!

„Ich kenne sie schon mehrere Jahre," bemerkte Viktor Wernthaler, „ich begegnete ihr einmal in Baden-Baden, damals war sie noch bedeutend jünger und hübscher; eine unterhaltende Frau, wenn Sie ihre Bekanntschaft wünschen, Madame Natascha kann gar nicht genug Gäste für ihre Empfangstage bekommen."

Allerdings, Frau Sanitätsrat Pirchholtz sehnte sich danach, die Villa Palmenhain und ihre Herrin kennen zu lernen, sie brannte vor Neugier auf diese ihr fremde Welt, die sie reizvoll und von Romantik umkleidet dünkte.

„Wer ist die schöne Frau, die sich eben mit der Russin begrüßt?"

„Frau Fürstin Uschtomsky aus Petersburg. Wohnt im Hungaria-Hotel, mit Sohn, Hauslehrer, Kammerdiener und Kammerjungfer. Der Fürst ist bisher noch nicht in die Erscheinung getreten. Aber das ist auch nicht von Belang. Es genügt, daß die Durchlaucht eine schöne Frau ist. Man sieht den Hauslehrer viel in ihrer Begleitung. Ein hübscher, interessanter Mann."

Eine Blumenverkäuferin in italienischer Bauerntracht bot ihre Waren an.

Viktor Wernthaler wählte Rosen für die beiden Damen. Er überreichte sie Amanda mit einem Blick aus seinen schwarzen, ausdrucksvollen Augen. Es überrieselte sie. Da war kein Zweifel: dem interessanten Mann gefiel sie. Sie, die Emma Neuberg ohne weiters in die alte Garde hatte rangieren wollen. Aber sie wollte ihr einen Brief schreiben, einen Brief, der sie eines Besseren belehrte. Sie war eine Frau, der man noch Huldigungen erwies. Emma Neuberg, die nie aus ihrem kleinen Provinzialnest herausgekommen war, konnte wirklich keinen richtigen Maßstab dafür haben, wie lange man heutzutage noch jung war.

Amanda seufzte unhörbar ein bißchen. Wußte Emma, wie man seinen Körper kasteien mußte, ihn schlank, schön und begehrenswert zu erhalten? Amanda dachte, wie sie jeden Morgen eine halbe Stunde schwere Keulen in der Luft schwang, und wie lange sie jeden Abend mit Vorbeugungsmaßregln beschäftigt war, die der Erhaltung ihres jugendlichen Aussehens dienten. Aber das Leben bot dann auch ganz andere Reize.

Madame Natascha Frumkin trug eine wundervolle Silberrobe. Man sah nicht, waren es Spitzen oder Tüll, auf dem die blitzenden Steinchen ruhten. Sicher kam die Toilette aus Paris. Amanda stellte fest: ihre Kleider waren ja recht hübsch, aber eine Robe aus Paris brauchte sie unbedingt zur Komplettierung ihrer Toiletten. Denn sie wollte gefallen. Insbesondere diesem Doktor Wernthaler, der ein Ken-

Digitized by Google

ner weiblicher Schönheit war. Der saß ihr nicht stumm gegenüber wie ein Fisch, wie es Brachmann oft getan. Es war sicher ein lieber Mensch, aber für den Verkehr mit Frauen fand er nicht den rechten Ton. Das war übrigens auch nicht die starke Seite ihres seligen Arturs, für den das weibliche Geschlecht nur aus Patientinnen bestand.

Doktor Viktor Wernthaler griff nach dem kleinen Spitzenfächer, den Frau Amanda auf das Marmortischchen neben ihre Teetasse gelegt hatte, und fächelte ihr leise und zart frische Luft. Sie empfand es wie Zärtlichkeit.

Ach, wie lange hatte sie sie nicht genossen!

Ihre Augen leuchteten, ihre Wangen begannen zu glühen. Sie vergaß sogar, daß sich in ihrem Pompadour das Puderbüchsen befand, um den Teint aufzufrischen, wenn er echauffiert war, denn ihre Haut glänzte zu ihrem Ärger so leicht. Früher hatte sie sich auf solche Finessen nicht verstanden, aber im Schönheitsinstitut zu Berlin hatte man sie darauf aufmerksam gemacht.

Viktor Wernthaler faszinierte sie. Endlich ein Mann, dem sie nicht die Gattin des Vorgängers bedeutete, und der in ihr weder Schwester noch Schwägerin sah. Der das Weib in ihr begriff, den seelischen Hunger, an dem sie beinahe zugrunde gegangen wäre, wenn sie sich nicht endlich aufgerafft und der Kleinstadt den Rücken gekehrt hätte.

Sie lehnte sich graziös im Klubsessel zurück, sie lachte und plauderte in der angeregtesten Weise, und sie beobachtete dabei die Damenwelt, die sich um Natascha Frumkin scharte, denn das waren die Vorbilder, denen sie nacheiferte.

Viktor Wernthaler erriet: das war eine Frau, die vom Leben nichts kannte, die nach einem ehrsam verbrachten Hausfrauendasein von der Sucht nach Genuß befallen worden war.

Er folgte ihrem Blick.

„Alles Russen, und jeder und jede von ihnen hat einen Schatten auf dem Ruf, und wenn er nur so groß ist wie ein Stecknadelkopf. Es sind Verbannte und Deklassierte, aber man amüsiert sich mit ihnen, man amüsiert sich überhaupt nur mit Menschen von außergewöhnlichen Schicksalen. Anständigkeit ist nüchtern und alltäglich, sie langweilt, bei Frauen und bei Männern", sagte Viktor Wernthaler.

Kamilla Scholl dachte in schwerzvollem Erinnern: warum war Theo von Alberti kein Mann wie der Amerikaner mit dem deutschgebliebenen Herzen?

Sie musterte verstohlen Wolfgang Königsreiner, dessen kernige Männlichkeit sie dem nervösen Viktor Wernthaler vorzog.

Ach, noch immer stand sie im Bann der unglückseligen Liebe, die sie in die Fremde getrieben. Warum fiel ihr das Vergessen so schwer?

Was tat sie hier unter den Menschen, denen das Leben nichts war als ein ewiges Spiel? fragte sie sich in jäh aufsteigendem Einsamkeitsgefühl. Sie sehnte sich nach ihrem Arbeitstisch, nach ihren Batikmustern, nach ihrer kleinen Berliner Häuslichkeit.

Warum besaß sie nicht die Elastizität der Frau Sanitätsrat Pirchholtz? Die sich von einem Tag zum anderen wandelte? Die sich überraschend schnell in der Kunst des Flirts zurechtfand, die aufgewacht schien aus einem Schlummer, der sie in seinem Bann gehalten hatte bis dahin.

„Bis ein Mann in ihren Gesichtskreis getreten war", ergänzte Kamilla Scholl in Gedanken.

Viktor Wernthaler neigte den Kopf näher zu seiner Nachbarin.

„Das interessante Paar dort? Das ist ein Warschauer Arzt mit seiner Herzensdame, einer geborenen Wienerin, die hier an Badegäste Zimmer vermietet. Das heißt ‚soi disant'."

„Warum heiraten sie nicht?" fragte Frau Amanda mit strengem Gesichtsausdruck.

Doktor Wernthaler lächelte amüsiert. Er hatte richtig geschätzt: das war die geborene Kleinstädterin, die das alleinige Heil in der Heirat sah.

„Das geht nicht," sagte er laut, „er hat schon eine Frau, und als strenggläubiger Katholik kann er sich von ihr nicht scheiden lassen."

Frau Amanda saß da wie eine verkörperte Ablehnung.

„Meine Gnädige, die Fremde ist eine Freistatt. Man nimmt die Menschen für das, was sie bemüht sind zu scheinen, und man drückt gelegentlich ein Auge zu, wenn die Dinge nicht ganz klappen. Diese Losgelöstheit macht einen Hauptreiz des Reisens aus, es ist eine Art von Inkognito, in das wir unterwegs schlüpfen dürfen."

Digitized by Google

Frau Amanda war für diese Sophismen sehr zugänglich. Trafen sie nicht auf ihren eigenen Fall zu? Hatte es ihr nicht vorgeschwebt, als sie ihre Heimatstadt verließ, einmal aus ihrem Sein heraus in ein neues zu schlüpfen?

„Und nur niemals die Heimat wiedersehen in unserem späteren Leben," sagte Viktor Wernthaler, „das ist das tragischste Erleben für Menschen mit Schicksalen. In der Heimat schleifen wir unsere Vergangenheit wie ein Kette am Fuß herum, jeder Schritt, den wir tun, ist ein Schritt auf dem Grab unserer einstigen Hoffnungen und Wünsche. Und niemals Menschen wieder begegnen müssen, die uns werden sahen, denn sie nehmen uns nie für das, was wir sind, immer bildet die Vergangenheit den Gradmesser für die Gegenwart. In der Fremde, wo uns niemand kennt, sind wir erst wirklich frei."

Frau Amanda faßte in diesem Augenblick einen wichtigen, für sie sehr folgenschweren Entschluß: sie wollte ihre Villa zum Verkauf ausbieten. Denn niemals wieder würde sie in die Gefangenschaft der Kleinstadt zurückkehren. Jetzt weniger denn je, das fühlte sie mit unumstößlicher Gewißheit.

* * *

Morgens zehn Uhr. Herbe, würzige Luft kam von den Bergen her. Aber noch warf die Sonne nicht ihre goldenen Strahlen über Meran. Noch lagen Straßen und Promenaden einsam und leer.

Doktor Viktor Wernthaler war, wie die Mehrzahl der Kurgäste, ein Spätaufsteher. Er begann den Tag niemals vor zwölf Uhr, und seinem Diener blieb es überlassen, jedes, auch noch so leise Geräusch von ihm fernzuhalten, eine Aufgabe, die nicht immer ganz leicht durchzuführen war, denn Doktor Wernthalers empfindliche Gehörnerven wurden vom Rascheln eines Zeitungsblattes berührt und beleidigt.

Er liebte diese stillen Morgenstunden, deren Zurückgezogenheit ihm wohltat. Dann war er ausschließlich mit sich beschäftigt, er entwarf das Programm für den Tag, er erledigte seine Korrespondenz, er las und trieb Körperkultur, soweit sie seine Bequemlichkeitsbedürfnisse nicht störte.

Der Diener hatte ihm sein Frühstück serviert, und jetzt lag er lang ausgestreckt auf seinem Diwan und sah, die Arme unter dem Kopf gekreuzt, zur Decke empor.

An Mika Schönwald dachte er kaum mehr. Wenn eine Frau ihm entschwunden war und ihre körperliche Gegenwart ihn nicht mehr beeinflußte, verblaßte sie in seinem Erinnern, bis sie gänzlich ausgeschaltet war.

Er brannte sich eine österreichische Zigarette an und verglich sie in stillem Behagen mit seiner gewohnten russischen Marke.

Sie war nicht übel — er wehte sich mit der Hand die Wölkchen zu und zog ihren Duft ein. Famos — ganz famos — ihm schmeckte das Neue immer, ungewohnt mußte ihm etwas sein, sonst verlor es den Reiz.

Hm — ob er nicht ein paar Zeilen an Mika schrieb? Schon aus Klugheitsrücksichten. Damit sie beizeiten einsah, daß auf ihn nicht zu rechnen war. Jetzt nicht, und später ebensowenig. Ein paar leere, nichtssagende Zeilen, aber liebenswürdig und höflich, die sie davon unterrichteten, daß er von Meran aus über Sizilien nach Ägypten gehen würde. Der Plan stand noch nicht fest bei ihm — aber war er denn Mika Rechenschaft über seine Schritte schuldig?

Er lächelte. Schade eigentlich. Mika Schönwald in Meran, das wäre eine Emotion gewesen, und die konnte er immer brauchen, das bißchen Leben war sonst so langweilig.

Zwischendurch gab er seinem Diener Befehle. „Englischen Promenadenanzug mit Breeches. Braune Stiefel. Einen weichen Hut." Die Weiber sahen meist mehr auf die Kleidung als auf den Mann. Ein schlecht gearbeiteter Rock war bei vielen ein Charakterdefekt.

Dann nahm er ein gequirltes Gelbei mit Wein, das ihm sein Diener reichte, denn er empfand immer das Bedürfnis, sich anzuregen.

Während er in seinen rohseidenen Hausanzug schlüpfte, setzte er in Gedanken den Wortlaut der Karte an Mika auf, die keine Fortsetzung dieses Epilogs heraufbeschwören durfte. Briefe sollten gänzlich aus der Welt geschafft werden, dachte er dabei, was waren sie anderes, als Dokumente, die eines Tages zu gefährlichen Anklägern werden konnten. Man sollte sich nur auf Telegramme beschränken.

Allmählich kam die Sonne heraus. Auf der Promenade spielte die Musik das erste Stück, der Wind trug die Töne ganz deutlich herüber.

Digitized by Google

Sein Diener ließ die Markise auf dem Balkon herunter, und Viktor Wernthaler setzte sich in den Korbsessel vor dem kleinen Tischchen und schrieb:

„Gnädigste Freundin!

Erinnern Sie sich des treuesten Ihrer Vasallen? Oder hat man mich bereits aus Ihrem Freundinnenherz verdrängt? Niemand würde es mehr bedauern als ich, aber Sie wissen, schönste Mika, zu gut, daß ich ein Mensch der Resignation bin, ein Mensch, der nicht mehr gegen Schicksalstücken kämpft. Was waren es für schöne Zeiten, da unsere Seelen Feierstunden erlebten, da wir plaudernd und philosophierend des Alltags vergessen durften! Tout casse, tout lasse, tout passe! Das ist alles Irdischen Lauf!

Ich bade meine Nerven in Einsamkeit, sie hatten es wieder einmal dringend nötig, sie bedürfen der Weltflucht von Zeit zu Zeit! Ach nicht mehr leben brauchen! Das Leben ist eine harte Arbeit, teuere Mika! Wer Ihre Spannkraft besäße! Dabei bin ich ruhelos wie Ahasver! Von hier will ich herüber nach Ägypten, und auf dem Wege dahin durch Italien streifen. Ich sehne mich nach Michel Angelo, ich sehne mich nach meinem geliebten Florenz, ich möchte wieder in den Gängen von San Marco wandeln, wo Fra Angelico lebte und wirkte. Wenn Sie eine Ahnung hätten, wie krank ich mich fühle, wie es in meinen Nerven bohrt und hämmert, Sie hätten Mitleid mit Ihrem Vasallen, teuere Mika! Ich möchte in die Berge zu einfachen Bauern — und niemals wiederkehren in die Gemeinschaft der Menschen. Ein zweiter Zarathustra zu sein gelüstet es mich oft unwiderstehlich.

Viel Glück auf Ihren ferneren Lebensweg, gnädigste Freundin! Werden wir uns jemals wiedersehen? Ach unsere Herzenswünsche erfüllt das Leben nie!

Und darum — adieu — adieu, pour toujours, liebste Mika!

Der Vasallen getreuester
Viktor Wernthaler."

Er las noch einmal durch, was er geschrieben. Und dabei lächelte er ein bißchen. Lieber Himmel, was für Komödien spielte man doch in Briefen!

Es gefiel ihm sehr gut in Meran, er hatte gar keine Idee an Weltflucht. Und seine Nerven waren in besserer Verfassung denn je, er fühlte sich sogar unternehmungslustig wie lange nicht. Es prickelte ihn, die hübsche Frau Sanitätsrat ein wenig ihrem Spießbürgertum zu entreißen.

Im zweiten Stockwerk des Hotels Kronzrinzessin Stephanie, rechts vom Balkon Viktor Wernthalers, saß Frau Amanda Pirchholtz, der Gegenstand seiner augenblicklichen Gedanken, und blickte ebenfalls befriedigt auf ihre Korrespondenz nieder. Die Sonne hatte sie hinaus auf ihre kleine Loggia locken wollen, aber ihr Gesicht wurde jeden Morgen sehr umständlich „behandelt", und deshalb war sie lieber in ihrem Salon geblieben.

Lisbeth Joseffi erhielt eine künstlerische Ansichtspostkarte, die wenig Platz zu schriftlichen Mitteilungen ließ, und das war es, was Frau Amanda wünschte, denn sie wollte es vermeiden, sich über ihre neuen Ausdrücke nach der Heimat auszusprechen. Man würde sie doch nicht verstanden haben.

Doktor Fritz Brachmann wurde in derselben Weise ausgezeichnet, er konnte aus der Karte entnehmen, daß sie in der Ferne seiner gedachte, mehr nicht. Warum hatte er nicht zur rechten Zeit das rechte Wort gesprochen? Sie hatte ihn gern gehabt, trotz seiner geschmacklosen Anzüge, aber die hätte sie ihm in der Ehe abgewöhnen können. Wenn er sie nun absolut nicht zur Frau wollte? Überdies fühlte Amanda sich neuerdings über das Schicksal der Gattin eines Kleinstadtarztes hinausgewachsen.

Die treue Auguste hatte angefragt, ob Frau Sanitätsrat die Nerzgarnitur nachgeschickt wünsche? Sie läge in der Pelzkiste auf dem Boden gleich obenauf. Die Damen — damit meinte sie die beiden Schwägerinnen der gnädigen Frau — würden sie auf den ersten Griff finden. Die abgerissene Bommel vom Muff hätte sie in Seidenpapier gewickelt, ins Futter des Taffettoques geschoben, weil solche Kleinigkeiten gerade leicht verloren gingen.

Amanda war ehrlich erschrocken gewesen bei dem Gedanken, man könne ihr zumuten, hier in Meran die Nerzgarnitur zu tragen, die sie von der seligen Schwiegermutter geerbt hatte, und die zum Teil schon einmal auf dem Mantel-

Digitized by Google

kragen des Sanitätsrats gesessen hatte. Frau Amanda hatte sich längst aus Paris eine moderne Fuchsstola kommen lassen, denn die Damen gingen auf der Promenade trotz lichten Sonnenscheins in kostbare Pelze gehüllt.

„Meine liebe Auguste!

Nein, die Pelzgarnitur soll mir nicht hierher nachgesandt werden, sie hat mich nie gekleidet, denn sie paßte zu meiner Haarfarbe nicht, und außerdem war die Form des Kragens stets unkleidsam für meine Figur. Ich mache sie Ihnen zum Geschenk und werde Weisung geben, daß meine Schwägerinnen sie an Ihre Adresse senden.

Es geht mir bereits viel besser mit meinen Nerven. Die herbe alpine Luft tut mir sehr wohl, aber das himmlischste ist die Sonne hier. Ich kann gar nicht glauben, daß es dieselbe Sonne ist, die oft so grämlich in unseren Garten kam. Man wird gesund hier, Auguste! Wenn ich auch fühle, daß noch viele Monate vergehen werden, bis ich wieder völlig hergestellt bin. Ich habe schwer gelitten in der letzten Zeit, die meiner Abreise voranging. Sie können es glauben, meine treue Auguste. Ich bin noch sehr häufig so verstimmt, daß ich weinen möchte.

Ich schicke Ihnen eine Menükarte, damit Sie sehen, wieviel Gänge man im Hotel Kronprinzessin Stephanie zu Tisch bekommt, aber es ist im ganzen nicht soviel, wie Sie für uns beide gekocht haben. Den Reis à la Trautmannsdorf machen Sie besser, und auf die Wiener Schnitzel verstehen sie sich hier gar nicht, sie nehmen Fett daran, und bei uns werden sie in reiner Butter gebraten.

Man muß hier große Toilette machen zu Tisch, und das fällt mir mitunter schwer.

Lassen Sie es sich gut gehen, liebe Auguste. Ich begreife nur nicht, wozu Sie plötzlich Ihr Sparkassenbuch wollen, mein Bruder Fritz hat es in Gewahrsam. Es grüßt Sie Ihre Amanda Pirchholtz."

Amanda überlegte. Sie hatte ein bißchen geschauspielert vor ihrer treuen Auguste. Sie war nie zum Weinen aufgelegt, und sie fühlte sich gesund wie ein Fisch im Wasser. Aber es machte einen besseren Eindruck, wenn sie aus Gesundheitsrücksichten so lange fern blieb.

Dann folgte eine Ansichtskarte an Grete Ulrich, aber keine von den teueren, künstlerischen, sondern von der billigeren Serie, die sie für die Schar ihrer Nichten bereit hielt. Man konnte ein bißchen Weltdamentum sehr rasch erlernen, aber Rückfälle in Gedanken und Empfindungen einer praktischen Frau waren deshalb nicht ausgeschlossen.

Amanda Pirchholtz bedachte sich einen Augenblick. Wollte sie wirklich ihre Villa verkaufen? Das Heim, in dem sie mit ihrem seligen Artur so glücklich gewesen?

Glücklich? Weil sie auf alles verzichtet hatte, was das Leben reizvoll macht. Nein, sie kehrte nicht in die kleine Stadt zurück, in der sie ihre schönsten Jahre vertrauert hatte.

„Herrn August König, Grundstücksmakler in D.

Ich bin nicht abgeneigt, meine Villa unter der Hand zu verkaufen, und wäre Ihnen zu Dank verbunden, wenn Sie einen gut zahlenden Käufer für sie fänden, ohne daß man in der Stadt von dem Verkauf erfährt, bevor er perfekt geworden."

Ja, Bruder Fritz brauchte nichts von der Sache erfahren, ehe sie nicht mehr rückgängig zu machen war.

Amanda kuvertierte das Schreiben und siegelte es mit unverkennbarer Befriedigung, die noch vorhielt, als sie den Auftrag las, der nach Paris gehen sollte:

„Maison Dorin, rue de la Paix.

Ich wünsche eine flotte Promenadentoilette und ein schickes Abendkleid wie Sie es Madame Natascha Frumkin lieferten, nur daß ich statt der Silberstickerei goldene wünsche.

Bitte senden Sie Proben und Bilder."

Eigentlich war jetzt die Zeit gekommen, sich zur Vormittagsmusik anzukleiden. Die Sonne schien verführerisch, aber noch stärker als das Verlangen nach Luft und Unterhaltung war im Moment der Wunsch, Kusine Emma klar zu machen, daß zwischen ihr und der Mutter einer erwachsenen Tochter denn doch ein gewisser Unterschied bestand. Sie nahm einen frischen Bogen, guckte ein Veilchen in den Sonnenschein hinaus, dachte dabei einen Augenblick an Viktor Wernthaler, und dann setzte sie die Feder an:

Digitized by Google

„Liebste Emma!

In aller Eile ein paar Zeilen, die Dir sagen sollen, daß ich auch in der Ferne Deiner gedenke. Der Tag hat zu wenig Stunden hier, man möchte sie verdoppeln, um allen Ansprüchen gerecht zu werden.

Man kann es nicht umgehen auf Reisen: man wird zur Mondaine, ob man es will oder nicht. Meran ist ein Jungbrunnen. Ein Lourdes für seelische Leiden. Mein geliebter, seliger Artur wird niemals aus meinem Gedächtnis schwinden, denn ich verlebte Jahre stiller, friedlicher Idylle an seiner Seite, aber niemand, und Du am wenigsten, wird es mir verargen können, wenn ich jetzt mein Leben nach dem öden Witwendasein wie eine Frau genieße, die verlorene Jahre zu beklagen hat. Du hast Mann und Kinder, Du wärmst Dich an der Jugend und gehst dem Alter an der Seite Deines Gatten entgegen, — ich aber —

Ich bin glücklich, daß ich mich endlich aufraffte und etwas für meine Nerven tat, denn die Depressionen der letzten Zeit hatten mich gar zu sehr heruntergebracht. Ich bin hier jung geworden, liebste Emma, Du würdest staunen, wenn Du mich sehen könntest. Erwachsene Töchter machen glücklich — und alt. Das ist der Ausgleich des Geschicks für uns kinderlose Frauen.

Meine Gesellschafterin ist ein sehr nettes junges Mädchen, leider etwas kühl von Gemüt. Deine Wally hätte hier kein Vergnügen gehabt, denn die erste Jugend begnügt sich nicht mit der Natur, und junge Herren, wie sie für Deine Tochter gepaßt hätten, sind nur wenige in Meran.

Leb' wohl, liebste Emma, sei herzlichst gegrüßt von Deiner Amanda."

Frau Amanda warf eine Stunde später ihre Briefe in den Kasten des Hotels und begab sich eilenden Schrittes zum Friseur, um noch rasch ihr Haar ein bißchen ondulieren zu lassen. Mit Fräulein Kamilla wollte sie sich auf der Promenade vor der Kapelle treffen.

Unten im Schreibzimmer des Hotels Kronprinzessin Stephanie saß Herr Wolfgang Königsreiner und schrieb an einen seiner Geschäftsfreunde in Berlin:

„Zum Schluß habe ich noch eine Bitte: ich habe hier eine junge Dame kennen gelernt, die mich sehr interessiert, wollen Sie die Güte haben und mir Näheres über Fräulein Helga Streiter und ihre Hausgenossin Fräulein Kamilla Scholl miteilen. Die Damen wohnen Barbarossastraße 45, im Gartenhaus.

Die eine der Damen ist Inhaberin eines photographischen Ateliers, und die andere, auf die es für mich ankommt, soll Kunstgewerblerin sein."

Wolfgang Königsreiner legte sich einen Augenblick in seinem Sessel zurück. Es war eigentlich Unsinn, was er da tat, man brauchte Fräulein Scholl nur in die Augen sehen, um zu wissen, daß sie die lautere Wahrheit sprach, aber nein, er schickte den Brief ab, es gehörte von jeher zu seinen Gewohnheiten, alle Angaben nachzuprüfen. Desto besser, wenn man sah, daß man sich nicht getäuscht hatte.

Kamilla Scholl sah nach der Uhr. In einer halben Stunde würde sie von Hause fortgehen müssen, wollte sie Frau Sanitätsrat pünktlich an der Musik treffen. Sie war gar nicht darauf gestimmt, sie wäre viel lieber in der Einsamkeit ihres Zimmers geblieben, aber Gesellschafterinnen durften sich keine Kaprizen leisten, und es wäre auch nichts als eine Laune gewesen, in der Mittagsstunde, bei dem herrlichen Sonnenschein nicht an die Luft zu gehen.

Ruhe gab es, wie es schien, für sie nirgends auf der Welt mehr. Theo von Alberti hatte ihr geschrieben und damit von neuem seelische Unruhe über sie gebracht. Was sollte sie tun? Seinen Brief mit Stillschweigen übergehen? Ihm Antwort geben? Nein, dann setzte sich die Korrespondenz fort, und das durfte nicht sein. Aber sie mußte zu einem Entschluß kommen.

Ja, so ging es. Sie wollte Helga damit betrauen, Theo von Alberti ihr letztes Wort zu übermitteln:

„Liebste Helga!

Habe die Güte und lege beifolgendes Schreiben in die Hände Theo von Albertis zurück, mit dem Bemerken, daß ich einen Briefwechsel zwischen ihm und mir ein für allemal ablehne.

Ich zweifle, ob meine Reise mir die gewünschte Genesung von seelischem Leid bringen wird. Räumliche Eindrücke aus der Heimat schwinden wohl, auch die Schwere des inneren Erlebens wird gemildert, aber

Digitized by Google

Du fehlst mir, ich möchte mich aussprechen über das, was Theos letzter Brief abermals in mir aufgewühlt hat, und habe niemand, dem ich mich mitteilen könnte. Ich habe das Gefühl, Wolfgang Königsreiner dürfte ich alles sagen, aber unsere Bekanntschaft ist zu neu, sie kann eines Tages vielleicht zur Freundschaft werden, doch möchte ich mich hüten, vorschnell und nach dem ersten Eindruck mein Vertrauen zu verschenken, die Stunde könnte kommen, da ich es bereuen müßte. Wollen denn die Menschen überhaupt teil an unserem Inneren haben? Ich weiß es nicht.

Ich fühle mich unbehaglich in diesem Hotel Kronprinzessin Stephanie. Jeder bemüht sich, mehr zu scheinen, als er in Wahrheit ist, vielleicht bin ich zu pedantisch, vielleicht lege ich an ein Reiseleben nicht den richtigen Maßstab, aber der Mensch bleibt nun einmal, wie er ist.

Frau Pirchholtz und ich stehen uns kaum wärmer gegenüber als am ersten Tage unserer Bekanntschaft. Sie ist an Jahren die ältere, ich an Erfahrungen, und dieser Widerspruch gegen den natürlichen Lauf der Dinge bedeutete eine Hemmung unseres Einvernehmens. Manche Frauen entwickeln sich früh, andere spät, je nachdem es ihr Leben mit sich bringt. Wir selbständigen Frauen, die wir zeitig den Kampf aufnehmen müssen, sehen den Dingen rascher auf den Grund, Täuschungen sind uns nicht lange erlaubt, und mit dem Ballast von Illusionen dürfen wir unser Schifflein nicht belasten. Auch das hat sein Gutes. Einmal kommt die Erkenntnis doch, auch für die Glücklichen.

Frau Sanitätsrat Pirchholtz hat ein glattes Frauendasein hinter sich. Der Tod ihres Gatten war das einzige Weh, das ihr das Schicksal zugefügt hat. Hinter der Schutzwand ihres Reichtums hat sie geschlafen wie ein Dornröschen.

Viktor Wernthaler gefällt mir nicht. Er ist kokett. Sehr scharmant im Wesen, aber ein Blender, ein Vampyr, der den Frauen das Blut aus den Adern saugt, und wenn er sich satt an ihrer Seele getrunken, geht er lächelnd weiter. Er bläst die Flöte des Rattenfängers von Hameln, und Amanda Pirchholtz folgt ihm wie ein betörtes Kind, das die Männer nicht kennt.

Die bewundernden Blicke eines Mannes sind die beste Verjüngungskur für viele Frauen. Die Sanitätsrätin aus der kleinen Stadt entwickelt sich zur Weltdame, was die äußeren Allüren anbelangt. Man wächst rasch in Pariser Toiletten hinein, und man wird gar bald bewandert in der Kunst des Flirts, aber das Herz bleibt oft so altmodisch dabei!

Die Menschen hören Wahrheiten nicht gern. Und ich müßte sie Frau Amanda sehr häufig sagen, jedoch Frauen halten so leicht für Mißgunst, was nichts als unbesiegbare Wahrheitsliebe ist. Wolfgang Königsreiner ist das Widerspiel seines Vetters. Er ist ein Mann, ein ganzer Mann, dem eine Frau ihr Schicksal anvertrauen dürfte.

Adieu, liebste Helga, die Luft trägt mir Walzertakte zu, und ich muß eilen, Frau Sanitätsrat zu treffen.

Nicht wahr, in der bewußten Angelegenheit handelst Du nach meinem Wunsche?

Deine dankbare Kamilla."

Und Fräulein Kamilla Scholl warf ihren Brief in denselben Kasten, wo bereits Viktor Wernthalers Karte für Mika Schönwald, Wolfgang Königreiners Brief an seinen Geschäftsfreund und Frau Amandas Erguß an die Kusine Neuberg lag.

* * *

Ein Walzer von Johann Strauß!

Warmer südlicher Sonnenschein, frisches, leuchtendes Grün. In blauer Ferne die Berge. Tief unten rauscht die Passer.

„Servus, Gnädigste!" Ein Kaiserjägerleutnant legt die Hand ans Käppi.

„Morgen, lieber Doktor!" in unverfälschtem Berliner Dialekt.

„Dwo swidanje!" Ein alter Russe ruft's, der in Meran Bürgerrechte erworben.

Man begrüßt sich, man lacht, man plaudert, und man lauscht der Musik, denn man hat nichts anderes zu tun, als sich seines Daseins zu freuen. Natascha Frumkin hält Cercle auf einer Bank gerade gegenüber der Kurkapelle. Ein paar himmelblaue Kaiserjäger sind immer in ihrem Gefolge, denn sie braucht Staffage, auf der Promenade und im Salon. Baron Geza Josci weicht nicht von ihrer Seite. Er sieht sehr interessant aus, und die vorüberflanierenden Damen streifen

Digitized by Google

ihn mit ausdrucksvollen Blicken, die der schwarze Ungar erwidert, wenn Natascha Frumkin anderweit in Anspruch genommen ist und es nicht sieht.

Natascha Frumkin fühlt, daß sie ihren schönen Tag heute hat. Und das erfüllt sie mit Siegerinnenbewußtsein. Solange eine Frau noch gefällt, solange gehört ihr die Welt. Mit einem Blick, in dem sich wenig Wohlwollen verrät, streift sie Alexei Alexandrowitsch, ihren Gatten, der seine Eifersucht auf den interessanten Ungar, den Natascha offensichtlich bevorzugt, nicht verbergen kann. Alexei Alexandrowitsch liebt seine Frau, und er ahnt, daß sie irgend etwas im Schilde gegen ihn führt. Aber was? Er läßt sich nicht träumen, daß Natascha nicht mehr und nicht weniger plant, als sich von ihm scheiden zu lassen und Baron Geza Josci zu heiraten. Denn sie wünscht einen reinen, unbefleckten Namen und eine Position in der wirklich guten Gesellschaft. Dabei fällt ihr ein: sie hat vergessen, den Brief an ihre Freundin in Nordböhmen in den Kasten zu stecken, die ihr Auskunft über die Familie der Joscis geben soll. Natascha will sicher gehen. Die ehemalige Chansonnette ist von Sehnsucht nach einem Adelstitel erfüllt.

„Duschinka, ich bitte dich", sagte sie mit süßem Lächeln, und übergibt den Brief ihrem Mann, der ihn zum Kasten trägt.

Fräulein Kamilla Scholl promeniert mit Herrn Wolfgang Königsreiner. Während sie seinen Worten lauscht, denkt sie zu ihrer Verzweiflung ununterbrochen an Theo von Alberti, den sie nicht aus ihrem Herzen reißen kann.

Viktor Wernthaler ist in Stimmung. Der azurne Himmel und der leuchtende Sonnenschein lassen ihn seine gewohnte Abspannung vergessen, er übertrifft sich in Paradoxen, die Frau Amanda, der derartiges nicht gewöhnt ist, verblüffen und ihr den Blick dafür trüben: was ist recht und was ist unrecht?

Fürstin Uschtomsky, den Fächer graziös vors Gesicht haltend, damit die Sonne ihrem Teint nicht verderblich werde, schlendert langsam an der Seite des deutschen Hauslehrers, der seine Aufmerksamkeit zwischen ihr und dem Prinzen Sascha teilt, zum Tappeiner Weg in die Höhe. Durchlaucht erwägt im Gedanken den Plan, daß der durchlauchtigste Sohn unbedingt Klavierunterricht bekommen müsse, dann hat Doktor Heinrich, der schöne, deutsche Hauslehrer mehr Zeit für sie. Wenn man auf Reisen ist, möchte man ein wenig genießen, was man sonst daheim nicht haben kann.

Die Sonne scheint, die Passer rauscht. Die Kapelle spielt den Walzer, daß man tanzen möchte. Natascha Frumkin wirbt Gäste für ihre Empfangstage. Und Frau Amandas Wunsch wird erfüllt: man stellt sie der Russin vor, ein paar nichtssagende Worte herüber und hinüber. Madame Frumkin bittet sie zu ihrem nächsten Jour, sie liebt solche Gäste. Frauen, wie die blonde Deutsche mit den blauen Augen, geben einen so wünschenswerten Nimbus von Wohlanständigkeit.

Frau Amanda fühlt sich als Weltdame. Sie brennt jetzt schon auf den Tag, der sie in die Villa Palmenhain führen wird.

Wolfgang Königsreiner steht dabei und lächelt. „Was ist's für ein Theater, die ganze Welt?" Und eine Vision taucht vor seinen inneren Blicken auf: er sieht ein weißes Haus, umgeben von deutschen Tannen, und in diesem Haus waltet eine Frau, die Zug um Zug aussieht wie Fräulein Scholl, die sich eben mit kurzem Gruß empfiehlt, denn ob man möchte oder nicht, im Hotel Kronprinzessin Stephanie muß man zum Lunch Toilette machen.

Frau Amanda erwägt, ob sie die irische Bluse anziehen soll oder die schwarze Perlentoilette, aber sie entschließt sich für die letztere, weil Weiß im vollen Tageslicht doch vielleicht weniger vorteilhaft für eine Frau sein könnte, die, die— die auf dem Wege zur Schwiegermutter wäre, wenn nicht — wenn die kleine Rose nicht als Knospchen in die himmlische Heimat eingegangen wäre.

Bei dem Gedanken treten ein paar Tränen in ihre Augen — trotz Sonnenscheins im Süden, trotz Walzermusik, die verblassend hinter ihr her klingt.

* * *

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die blaue Blume / Roman von Bruno Wölfing

12. Fortsetzung.

2. Kapitel.

Bald danach kam Gudrun Raben nach Berlin zurück, dem sie anderthalb Jahre fern gewesen war. Sie bezog wieder die Wohnung neben dem Zimmer ihres Bruders, aber es schien ihr alles so fremd geworden, als hätte sie niemals hier gelebt, und wie sie am Fenster stand und in den weiten Hof mit den kahlen Kastanienbäumen hinuntersah, da kamen ihr auf einmal die Tränen.

Sie dachte an Abel, der hier an dieser Stelle so oft mit ihr gesessen und ihr vorgelesen hatte aus seinen Büchern. Wie lange war das her. Damals war ihr seine Philosophie wie eine Offenbarung gewesen; daß wir schon hier einer geistigen Welt angehören, daß es ein Leben gäbe, tiefer, reicher, reiner, als das des Tages, das war ja auch ihr Glaube gewesen. Daß eine Welt in Gedanken ebenso real sei als eine aus Stein und Erde, das hatte sie ja immer geglaubt, und ein Leben wie in Träumen war es ja auch gewesen, das sie mit Abel geführt hatte. Denn alle seine Gedanken hatte er ihr mitgeteilt, und wenn sie vielleicht auch nicht alles begriffen hatte, sie war doch auf den Flügeln der Phantasie mitgekommen in seine geheimnisvolle Welt — bis sie auf einmal erwacht war.

Damals vor anderthalb Jahren hatte das Schicksal bei ihr an die Türe geklopft. Gudrun war heimgerufen worden, ganz plötzlich, da ihre Mutter schwer erkrankt war. Diese Krankheit aber hatte fast ein Jahr gedauert, es war ein langes, vergebliches Ringen gewesen, und jetzt ruhte die Mutter doch auf dem heimischen Friedhofe. In dieser Zeit aber, einer traurigen, schweren, entsagungsvollen Zeit, war ganz allmählich eine Wandelung vor sich gegangen in Gudrun. Und das war ihr nie so klar geworden, als wie sie jetzt in dem Zimmer sich umsah, in dem sie vor Jahren so glücklich gewesen war. Aber sie warf energisch den Kopf zurück, als wolle sie Gedanken unterdrücken, die sie nicht wollte aufkommen lassen. Dann ging sie daran, einiges zu ändern in dem Zimmer, und es wieder so behaglich zu machen, wie es damals gewesen war.

Gegen Abend erschien Abel. Er sah etwas verfroren aus und sah Gudrun nicht an. Diese zündete die Lampe an, aber sie fanden beide nicht gleich die rechten Worte.

Gudrun bat den Freund, sich aufs Sofa zu setzen.

„Dort haben Sie auch gesessen, als wir uns zum ersten Male kennen lernten."

„Ja, aber damals saßen Sie neben mir, und heute . . ."

Gudrun errötete. Sie bemerkte es erst jetzt, daß sie nicht neben ihn sich gesetzt, sondern ihm gegenüber auf einem Stuhle sich niedergelassen hatte.

So saßen sie, aber keines sah das andere an.

„Sie haben viel erlebt in der Zwischenzeit", sagte Abel, so, als ob er jedes Wort sich einzeln entreißen müßte.

Draußen an die Fenster rauschte der Regen wieder, genau so wie bei jenem ersten Male.

„Ich möchte heute nicht von all dem Traurigen sprechen, das dazwischen liegt", sagte Gudrun endlich leise. „Ich habe Ihnen ja vieles geschrieben, und alles läßt sich ja doch nicht erzählen; Worte klingen immer anders als sie sollen, und dann am meisten, wenn wir von uns selber sprechen."

Wieder schwiegen die beiden eine Weile und schienen beide dem Regen zu lauschen, der an die Fenster rieselte.

Endlich aber wurde das Schweigen drückend, und Abel fragte, ob Benno nicht zu Hause sei.

Jetzt aber wurde Gudrun etwas lebendiger. Sie war offenbar froh, einen objektiven Gesprächsstoff zu haben und erzählte: „Oh, Benno ist glücklich. Freilich leidet er ja auch unter dem Verlust der Mutter, aber für einen Menschen, der innerlich glücklich ist, ist der Schmerz kein Übel. Und er ist glücklich, weil er wirken kann, weil er etwas tut, etwas leistet, für andere . . ."

Abel zuckte zusammen, als habe er plötzlich einen Schlag ins Gesicht erhalten. Aber er verbarg es: „Ich weiß eigentlich gar nicht genau, was Benno zu tun hat?" fragte er, scheinbar ganz ruhig.

Gudrun aber berichtete weiter, ohne zu merken, daß sie dem andern wehe tat. „Er hat doch die Anstellung an der Volksbibliothek, wie Sie wissen," sagte sie, „aber er beschäftigt sich noch

Digitized by Google

sonst auf sozialem Gebiete so viel, und es gibt ja sovieles, was man helfen und wirken kann."

Abel erhob sich plötzlich.

„Sie wollen gehen?" fragte Gudrun erstaunt.

„Es wird besser sein."

Sie standen sich einander gegenüber, aber keines wagte dem andern ins Gesicht zu sehen. Nur den Regen hörte man ans Fenster rauschen.

Endlich gab Gudrun Abel die Hand: „Sie werden dann bald ein andermal wiederkommen. Und dann wird alles klar werden."

Abel nickte: „Es wird alles klar werden."

„Es ist wohl nur das erstemal, daß wir so fremd gewesen sind", tröstete Gudrun. „Aber wir sind wohl beide andere geworden, und alles, was dazwischen liegt, muß erst langsam überbrückt werden. Aber wir werden den Weg wieder finden zueinander. Und eins ist uns doch geblieben, unsere Freundschaft." Gudrun suchte Abels Blick zu fangen, wie sie das sagte, aber es gelang ihr nicht.

„Wir sind andere geworden, beide!" wiederholte er nur. „Aber es ist besser, daß ich heute gehe. Leben Sie wohl."

Er entzog ihr seine Hand und wandte sich zum Gehen.

„Nicht so!" bat Gudrun, „nicht im Zorne!"

„Nein, nicht im Zorne! Aber es liegt so vieles dazwischen. Und dann wird ja alles klar werden."

Dann ging er, und Gudrun schloß leise die Türe hinter ihm. Einen Augenblick stand sie noch, als wollte sie ihn noch zurückrufen, ihm nacheilen, dann aber wandte sie sich rasch um. Sie strich mit einer raschen Handbewegung, wie das ihre Art war, ihr loses Haar aus der Stirn, aber es war, als wolle sie irgendwelche Gedanken wegwischen, die ihr aufgestiegen waren.

Sie trat ans Fenster. Draußen war tiefe Nacht, und nur das Rauschen des Regens war zu hören.

Benno Raben kam erst spät von seiner Berufstätigkeit nach Hause. Er war etwas erhitzt vom raschen Gehen, als er in Gudruns Zimmer kam. Rasch legte er eine Anzahl Bücher, die er mitgebracht hatte, auf den Tisch und warf dann den etwas feuchten Regenmantel ab.

Gudrun hatte ganz still und ohne etwas zu tun, in tiefen Gedanken auf dem Sofa gesessen. Ihr Bruder setzte sich jetzt neben sie.

„Du bist traurig, Gudrun?" fragte er.

Ich dachte an die Vergangenheit, und da wird man traurig."

„Abel war hier . . .?"

„Ja —"

„Und ist so rasch wieder gegangen?"

„Es war wohl das beste so!" erwiderte Gudrun leise. „Ich habe mit ihm gesprochen, wie mit einem ganz Fremden . . . oder schlimmer noch, wie mit jemand, den man einmal lieb gehabt hat und der einem fremd geworden ist. Und das macht traurig."

Benno schwieg einen Augenblick und schien nachzusinnen. Endlich sagte er, sich aufrichtend: „Ich glaube, daß Abel ein guter Mensch ist."

Gudrun nickte bloß.

„Und doch würde ich mich freuen," fuhr Benno fort, „wenn du nicht mehr . . ."

Er stockte und suchte nach einem Worte.

„Nun?" fragte Gudrun.

„Ich würde mich freuen, wenn du dich frei machen könntest von ihm."

„Wie meinst du das?" fragte Gudrun fast bitter lächelnd.

„Du brauchst nicht zu fürchten, daß ich annehme, es hätte jemals eine Liebelei bestanden zwischen euch. Hätte ich das besorgt, so wäre ich sicherlich nicht untätig geblieben. So hoch ich Abel als Menschen stelle, dein Gatte zu sein, ist er nicht bestimmt, das ist mir ganz klar."

Gudrun machte eine unwillige Handbewegung und drehte den Kopf weg: „Daran habe ich niemals gedacht. Warum sprichst du von so etwas."

„Weil ich glaube, daß es nötig ist. Ich weiß, daß es bloße Freundschaft war, die du für ihn empfandest."

„Und du meinst, daß es bei Abel nicht eine reine Freundschaft gewesen sei?" unterbrach ihn Gudrun.

Benno zuckte die Achseln: „Sie braucht weder unrein gewesen zu sein, obwohl er vielleicht in seinem etwas überspannten Fühlen es so empfunden haben mag. Ich finde, es ist unrein, wenn ein junger Mann einem Mädchen . . . aber das sind Theorien, ich weiß ja nichts Näheres. Und dann wußte ich ja, daß ihr eines Tages auseinanderkommen würdet."

„Wie hättest du das voraus wissen können?"

Digitized by Google

„Weil ihr nicht zusammen paßtet! Weil in dir viel zu viel ist, was nach lebendigem Leben und lebendiger Liebe verlangt, als daß du auf die Dauer mit Abels Allerseelenphilosophie hättest auskommen können."

Gudrun hatte sich ganz zurückgelehnt in das Sofa, so daß ihr Kopf von dem durch einen Schirm gedämpften Lampenlicht kaum erreicht wurde. Aber sie antwortete nicht.

Da legte ihr plötzlich Benno die Hand freundlich auf den Arm und suchte ihren Blick. „Gudrun!" sagte er weich. „Ich möchte ein paar ernste Worte sprechen mit dir. . . . Ich möchte nicht, daß du noch einmal unter Abels Einfluß gerietest. Laß es genug sein mit dem Studium der Mystiker und transzendenten Philosophen, du bist für ganz anderes bestimmt.

Gudrun schüttelte wehmütig den Kopf und sah ins Licht: „Ich glaube nicht, daß das wiederkommen wird. Das ist vorbei. Jetzt, wie ich so Nacht für Nacht bei Mutter am Bette wachte und so einen Menschen sterben sah, ganz langsam, da sind mir die Augen aufgegangen für so vieles. Alles Denken ist doch so wenig gegen das Leben, wie es wirklich ist. Da habe ich begriffen, was ich bin und was das andere ist. Und Abels Philosophie, so schön sie sein mag, sie hat doch unrecht in der Hauptsache. Gott, es ist ja eine so einfache Weisheit, so zum Lachen einfach, und man könnte sie auf Kleinkinderschulen predigen, der Mensch ist doch nichts, ohne die andern."

Benno unterbrach sie nicht.

„Eine Trennung machen zwischen einer geistigen Welt und einer sinnlichen", fuhr Gudrun fort, „wie das Abel tut, es geht nicht auf die Dauer. . . ."

„Es freut mich, daß du auch theoretisch darüber hinausgekommen bist", sagte Benno jetzt, als Gudrun schwieg. „Innerlich hast du ja niemals nach jener Lehre gelebt . . . wenigstens nur scheinbar."

Gudrun nickte leise.

Und nun fuhr Benno rasch fort, der Schwester auseinanderzusetzen, daß es am besten wäre für sie, wenn sie einen Beruf ergriffe, irgendeinen, der ihr zusage, und wenn sie auch etwas erwerben könne, denn die Pension der Mutter höre jetzt auf, und das kleine Vermögen, daß sie beide hatten, würde rasch verbraucht sein.

Gudrun sah jetzt den Bruder groß an und strich dabei die Haare nach ihrer Art aus der Stirn. „Und woran dachtest du?" fragte sie.

Benno antwortete rasch, sie fest anblickend: „Ich habe neulich mit Frau Triebschen, der Schwiegermutter meines Freundes Jörgens gesprochen, die viele Beziehungen hat, und wir haben auch rasch etwas gefunden für dich. Sie hat mich an eine Dame empfohlen, die ein Erziehungsheim für elternlose Kinder hat, wo diese ganz nach neuen Ideen erzogen werden sollen."

Gudrun hatte die Hände gefaltet und sah gespannt und ein klein wenig lächelnd auf zu ihm, der eifrig weiter sprach.

„Sei ist eine feine Frau, diese Besitzerin des Unternehmens, ich habe sie gleich besucht und lange mit ihr gesprochen. Wenn du willst, kannst du schon morgen hinausfahren und alles selber ansehen. Du trittst gleich ein, und wenn ihr beide zufrieden seid, wird die Angelegenheit von Neujahr an fest."

Gudrun sah ihn noch immer an, und ihr Lächeln wurde immer strahlender: „Kinder! Kinder!" sagte sie, und es war wie ein Jauchzen.

Benno aber hielt ihr die Hand hin. „Ist dir's recht, Schwesterchen?"

Sie aber legte nur den Kopf an seine Schulter und schluchzte.

---

3. Kapitel.

Möninghoff hatte sich inzwischen eine Wohnung gemietet, fashionabelste Gegend, in einer Villa im Grunewald. Dort wohnte er zusammen mit seiner Mutter. Von seinem Erkerzimmer aus hatte er eine ziemlich weite Aussicht auf dunkle Föhrenwipfel, und er sah in der Ferne den blaßblauen Spiegel eines kleinen Sees zwischen den Stämmen hindurch leuchten. An diesem Fenster stand Möninghoff gern, sah dem Ziehen der Wolken nach und stellte melancholische Betrachtungen an über das Leben und seinem geringen Gehalt.

Frau Möninghoff, eine Dame, die auch im Hause gern noch von Seide rauschte, beobachtete den Sohn mit betrübten Blicken. Nun hatte sie nur wegen seiner den Umzug veranlaßt, hatten nur um seiner Laufbahn willen den gewohnten ästhetischen Tees ihrer Heimatstadt entsagt, und nun schien doch alles umsonst zu sein. Denn er selber hatte ihr vor kurzem in einer trüben Stim-

Digitized by Google

mung gestanden, es sei eine Täuschung gewesen, das mit den Lorbeeren, die er erträumt hatte. Wirklich Bedeutendes könne er nicht leisten, er habe nur ein kleines, winziges Talentchen künstlich emporgeschraubt. Daraufhin hatte die Mutter heimlich das Taschentuch vor die Augen gedrückt. Aber ein andermal wieder, wenn ihr Fritz — oder wie sie ihn jetzt lieber nannte, Fritjof — die gefeierten Größen des Tages im Gespräche mit überlegenener Ironie abtat wie emporgekommene Schuhputzer, dann glaubte sie dennoch wieder einen Hauch seines alten Geistes zu spüren.

Freilich, die großen und bedeutenden Dichtungen, die Frau Möninghoff von ihrem Sohn erwartete, wurden und wurden nicht geschrieben. Das einzige, wofür Fritjof Alexander sich ernsthaft zu interessieren schien, war seine Sammlung japanischer Holzschnitte. Dafür gab er viel Geld aus, und ein solcher Einkauf konnte ihn tagelang in Unruhe versetzen. Vielleicht könnte es ihn sogar eines Tages reizen, die bedeutendste Sammlung derartiger Dinge von Europa zu haben, sagte er seiner Mutter. Immerhin schon jetzt sei seine Kollektion von Werken Moronobus und einiger anderer Primitiver eine Sehenswürdigkeit. Und Frau Möninghoff bemühte sich eifrig, die Bewunderung des Sohnes für die verdrehten Köpfe und die abenteuerlich bunten Kostüme der alten Japanerinnen zu teilen, was ihr nach einiger Anstrengung auch gelang.

Aber noch ein Sport beschäftigte jetzt die Zeit Fritjofs Alexanders. Er hatte sich von einem der bekanntesten Griffelkünstler ein teures Exlibris entwerfen lassen. Und so war er in einen Tauschverkehr mit anderen Exlibrisbesitzern gelangt. Durch die Korrespondenz aber, die auch diese Sammlung erforderte, war seine Zeit wirklich so in Anspruch genommen, daß ihm gar keine Zeit blieb zu eigenen Dichtungen.

Eines Tages nun erhielt Möninghoff in seiner Villa einen seltsamen Besuch.

Eine Deputation erschien. Käthe Arendt, etwas älter geworden, mit rotem Federhut, Bertram, lang, dünn und schäbig, und ein dritter Herr mit glattrasiertem Gesichte und imponierendem Lockenkopfe — gestatteten sich, dem Dichter ihre Aufwartung zu machen.

Möninghoff hatte sich feierlich erhoben und bat, Platz zu nehmen. Er hatte soeben über seinen japanischen Bildern gesessen und konnte sich nicht versagen, den Besuchern eine Probe — nur so im Vorbeigehen — zu zeigen.

„Das Bild einer Schauspielerin von Torii-Kijonobu aus der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. „Ich kann mir gratulieren zu seinem Besitz, ein wertvolles Stück", sagte er, mit leiser Andacht das Bild betrachtend und es den dreien, die inzwischen Platz genommen hatten, hinreichend.

Fräulein Arendt fand es großartig, apart, entzückend, Bertram gab es, ohne Verständnis zu heucheln, gleich weiter, und nur der angekommene Herr, ein Herr Grottepp, nahm das Bild mit der Würde des Kenners entgegen. Er hielt es mit ausgestrecktem Arme vor sich, kniff das linke Auge ein wenig zusammen, rieb sich die glattrasierte Wange und lobte dann mit Kennerschaft. Dazu gab er noch einige Aperçus über vitale Kraft und latente artistische Qualitäten der japanischen Nation zum besten, redete von Luft und Linienperspektive und verbeugte sich bewundernd vor Möninghoff, als er, offenbar nur mit Mühe sich losreißend von dem Anblick, das Blatt zurückgab.

Dann nahm Möninghoff den andern gegenüber Platz, lehnte sich in seinen Sessel zurück und fragte mit jovialem Lächeln, was ihm denn die Ehre des Besuches verschaffe.

Die drei sahen sich an, wer zuerst sprechen sollte. Endlich tat es Grottepp, der Herr mit dem kahlen Gesicht und dem Lockenkopf. Er räusperte sich hinter seinem Handschuh und begann: „Sie haben ohne Zweifel, Herr Möninghoff, durch die Presse oder durch Plakate erfahren, daß in nächster Zeit ein Kabarett im Montmartrestile eröffnete werden soll.

Möninghoff machte ein nachdenkliches Gesicht: „Es ist möglich, aber ich erinnere mich nicht mehr ganz genau."

Bertram warf hier ein: Es gibt noch verschiedene Konkurrenzunternehmungen, unkünstlerisches Zeug, sogenannte Überbrettl . . . wir aber . . ."

Jetzt übernahm Grotegg wieder mit Energie das Wort: „Wir nennen unser Kabarett ‚La fleur bleu'. Ich denke, eine Verwechslung mit jenen unkünstlerischen Dingern wird sich von selber als unmöglich erweisen, sobald wir nur begonnen haben. Es soll nämlich kein Geschäfts-

Digitized by Google

unternehmen sein, sondern einer edleren Unterhaltung ganz zwanglos dienen. Schon der Raum wird eingerichtet sein als ein Atelier, keine Schranke zwischen Publikum und Künstlern, die Leute sollen sich als Gäste fühlen bei uns. Mit einem Worte, es ist unser Ziel, das gewöhnliche Varieté zu verdrängen, seinen Stumpfsinn durch echt künstlerischen Humor zu ersetzen, mit einem Worte, etwas Pariser Esprit nach Berlin zu verpflanzen."

Herr Grottegg hatte mit Begeisterung gesprochen und saß jetzt hoch aufgerichtet; er hatte die linke Hand auf ein Knie gestützt, die rotbehandschuhte Rechte weit ausgereckt.

„Sie kennen also Paris wohl sehr genau?" fragte Möninghoff.

Grottegg senkte den Blick: „Nicht eigentlich, aber der Leiter des Kabaretts, unser Conférencier, Herr Kryzanowski, der kennt Paris wie seine Hosentasche."

„Ob Sie freilich großen Erfolg haben mit dieser Verpflanzung von Pariser Geist in diese Stadt der Beamten und Polizisten?" gab Möninghoff zu bedenken.

Grottegg wiegte den Kopf: „Wir haben das Vertrauen, sozusagen die besseren Elemente für uns zu gewinnen. Auch kommt es uns, wie gesagt, nicht auf materiellen Gewinn an. Wir wollen uns selber ein Vergnügen machen, indem wir andere in echt künstlerischer Weise erheitern?"

„Sie sind selbst Dichter?" fragte Möninghoff.

„Nicht, daß ich sagen könnte! Ich bin Schauspieler." Grottegg neigte bei diesen Worten mit schönem Ausdruck im Blick das Haupt. Nicht ohne Gefallen betrachtete ihn Möninghoff.

Leutselig wandte er sich dann an die andern beiden: „Und Sie werden also ebenfalls mitwirken?"

Die Arendt wurde etwas rot und sah verschämt zur Seite. Bertram jedoch warf sich in die Brust und erklärte, er habe die musikalische Leitung des Kabaretts übernommen. Er habe ja länger geschwankt, ob er es tun solle, sein eigentliches Geschäft sei ja der große musikalische Stil, das Musikdrama, die Sinfonie — aber er habe doch eingewilligt. Bei der Teilnahmlosigkeit der Masse müsse man ja zugreifen, wo sich etwas böte."

„Und Kryzanowski ist sozusagen der Leiter?"

Die Arendt hob den Kopf: „Ja, wir sollten eine Empfehlung ausrichten von ihm, er ist natürlich mit Geschäften so überhäuft kurz vor der Premiere."

„Schön, schön!" sagte Mönnghoff. „Also Sie kommen wohl ohne Zweifel, mich zur Eröffnung einzuladen."

Wieder sahen die drei sich etwas verlegen an, und wieder nahm Grottegg das Wort: „Allerdings war das unsere Absicht. Zugleich wollten wir ganz ergebenst anfragen, ob Sie, Herr Möninghoff, uns nicht sonst sozusagen moralisch unterstützen könnten. Wir dachten, wenn ein Schriftsteller von Ihrem Namen" — Grottegg hüstelte in seinen Handschuh — „jemand, der in Berliner literarischen Kreisen einen solchen Ruf genießt, sowohl als Selbstschaffender wie als früherer Herausgeber der einzigen künstlerischen Revue, der einzigen, die diesen Namen wirklich verdiente, wenn ein solcher uns unterstützen wollte, so würde das von allergrößtem Vorteil sein für uns. Denn Sie glauben nicht, wie schwer es ist für den Anfang, ich bitte Sie, recht zu verstehen, es handelt sich natürlich nicht um ein Geschäftsunternehmen, unsere Absichten sind in erster Linie künstlerische."

Möninghoff war doch etwas unruhig geworden. „Aber, mein Herr," unterbrach er in näselndem Tone den Schauspieler und besah dabei seine glänzenden Fingernägel, „was meinen Sie denn mit moralischer Unterstützung." Es ahnte ihm bereits, was kommen sollte.

Grottegg aber schlug mit ernstem Ausdruck seine Augen zu ihm auf und sprach dann mit festem, tiefem Tone: „Nun, wir hoffen, freilich nur ganz leise, Sie selber, Herr Möninghoff, könnten einmal etwas aus ihren eigenen Dichtungen vorlesen. Es soll durchaus nicht etwa bloß das heitere Genre gepflegt werden, auch Ernstes, Sachen von höherem, literarischem Werte sind uns hochwillkommen. So stehen auf unserm ersten Programm: ‚Novellen von Edgar Allan Poe', vorgelesen von Kryzanowski."

Möninghoff aber machte eine überlegene Handbewegung: „Nein, nein, davon kann keine Rede sein, Sie täuschen sich da doch über meine Persönlichkeit, wenn Sie mir zumuten, in einem Kabarett aufzutreten."

„Aber warum nicht?" fragte die Arendt schüchtern.

Digitized by Google

„Ein Name wie der Ihre, Herr Möninghoff —", begann Grottegg nochmals.

„Nein, nein, es ist ganz ausgeschlossen;" erklärte Möninghoff, den Kopf überlegen zurücklegend. „Ich habe mich schon lange von aller Literatur zurückgezogen. Im Grunde ist's ein odiöses Handwerk. Ich kann Sie eigentlich nicht begreifen, wie Sie mir überhaupt mit einem derartigen Vorschlage kommen konnten!" Er war ordentlich beleidigt und sah kühl zum Fenster hinaus.

Die drei schwiegen verlegen.

Endlich begann Grottegg in devotem Tone: „Sie werden mir, als einen Fremdling, verzeihen, wenn ich nicht so genau Ihre künstlerischen Überzeugungen kannte, und auf keinem Fall konnte ich ja von deren neuestem Wandel unterrichtet sein."

„Möninghoff sah noch immer starr zum Fenster hinaus, während Grottegg rasch einen Blick mit den andern wechselte. Käte Arendt nickte ihm zu, als wollte sie sagen: „Tun Sie es doch!"

„Es würde mir wirklich", setzte Grottegg von neuem an, sich devot etwas verbeugend, „aufrichtig leid tun, wenn ich, ohne es zu wollen, nur im geringsten taktlos gewesen wäre. Dürften wir nicht wenigstens die Versicherung mitnehmen, daß Sie unserm Unternehmen wenigstens sympathisch gegenüber stehen."

Langsam drehte indessen Möninghoff den Kopf den dreien wieder zu, und er schien erstaunt zu sein, sie noch dazufinden.

„Ja, Herr Möninghoff," fiel jetzt auch die Arendt ein und lächelte süß, „früher hatten Sie doch soviel Verständnis für alles, was eigenartig und originell war."

Möninghoff wiegte mit traurigem Lächeln das schöne Haupt: „Wenn Sie so manche Desikusion hätten erleben müssen wie ich, so würden sie begreifen, daß man mißtrauisch wird. Aber immerhin, wenn Ihnen etwas an dem Ausdruck meiner Sympathie gelegen ist, ich will Sie sicherlich nicht entmutigen."

Noch einmal wechselte Grotegg mit den andern einen raschen Blick: „Wir sind Ihnen außerordentlich dankbar für Ihr Wohlwollen", sagte er. „Aber es ist da noch ein Punkt in Frage, der ebenso wichtig wie peinlich zu berühren ist. Ich bitte Sie natürlich zu bedenken, daß ich selber nur sozusagen das Sprachrohr der andern bin, und bitte Sie, falls es sie kränken sollte, es mir nicht anzurechnen. Es handelt sich nämlich um die finanzielle Fundierung des Unternehmens. Wir sind alle arme Teufel."

Hier aber stand Möninghoff auf und schlug, unwillig sich wegwendend, die Hand auf die Stuhllehne.

Grotegg verstummte erschreckt, aber dafür fand die Arendt jetzt Worte. Noch einmal ließ sie einen bewundernden Blick rund umher im Zimmer gleiten, über die schweren Teppiche hin zu den wertvollen Gemälden an den Wänden und hinauf zu dem edlen Kronleuchter. „Wie sind Sie reich, Herr Möninghoff", rief sie aus und faltete die Hände. „Wenn Sie uns ein paar blaue Scheine gäben, so würde das Ihnen doch noch nicht soviel ausmachen, als für uns, wenn wir einem alten Weibe ein Streichhozkästchen abkaufen."

Aber Möninghoff schüttelte sich nur nervös und entgegnete hitzig, er gäbe unter keinen Umständen etwas. Er sei es satt, die Pläne des Polen zu finanzieren, man möge ihn in Ruhe lassen!

Und dabei blieb er.

Es half da nichts, daß Fräulein Arendt ihm beinahe zu Füßen fiel, daß sie händeringend versicherte, sie habe ihre letzten Wertgegenstände, einen Rubinschmuck verkauft, den sie von ihrer Großmutter geerbt habe, die eine geborene von Arnim gewesen sei. Es half auch nichts, daß Grottegg noch einmal alle Redekunst, die er auf der Schauspielschule gelernt hatte, und alle Gesten, die er als Max Piccolomini vor Wallenstein aufzubieten pflegte, zu Hilfe nahm. Möninghoff war nicht zu rühren.

Sehr betrübt mußten die drei endlich gehen. Es sah kläglich aus, wie sie mit gesenkten Häuptern und betrübten Gesichtern durch die Türe schlüpften, die Lehrerin mit dem gealterten, gelblichen Gesicht, Bertrams dürre, vertrocknete Gestalt und die wohlgepflegte Bühnenfigur Grotteggs. . . . Möninghoff empfand doch etwas wie Mitleid, es schien ihm doch etwas zu hart, was er gesagt hatte. Überhaupt hatte er ja niemals den Gedanken ertragen können, daß man hinter seinem Rücken über ihn schlecht reden möchte. Und so suchte er zum Schlusse doch noch einen harmonischen Ausklang.

Digitized by Google

„Ich werde zusehen trotzdem," sagte er, indem er Fräulein Arendt beim Anziehen ihres Jacketts behilflich war, „daß ich mir Ihre Vorstellung anschaue. Auch sonst vielleicht kann ich später ja einmal etwas tun, aber jetzt ist es mir, wie gesagt, unmöglich."

Die andern bedankten sich für dieses Wohlwollen, und Grotegg erwähnte noch ganz speziell den künstlerischen Genuß, den Möninghoff ihm durch das japanische Bild bereitet hätte.

Möninghoff lächelte erfreut. „Sie interessieren sich dafür?" fragte er.

„Fabelhaft!" erwiderte der Schauspieler. „Nur wird es einem leider so schwer gemacht, etwas Gutes zu sehen."

„Nun, wenn es Sie interessiert," sagte Möninghoff, „so kommen Sie doch gelegentlich einmal heraus, ich werde Ihnen gerne einmal meine Mappen öffnen."

„Mit tausend Freuden!" erklärte Grotegg begeistert und schüttelte dankbar die schöne Rechte Möninghoffs.

Als der Dichter wieder in sein behaglich geheiztes Zimmer zurückgekehrt war, erschien seine Mutter bei ihm. Sie bewegte sich langsam, mit der Würde einer Königin, und sie trug auch im Hause immer eine Schleppe.

„Was wollten diese Leute bei dir, Fritjof?" fragte Frau Möninghoff. „Ich sah sie, als sie weggingen. Besonders die Dame sah doch etwas sonderbar aus. Solche Hüte trug man vor zehn Jahren, überhaupt . . ."

Fritjof Alexander lächelte wehmütig, indem er seiner Mutter einen Sessel hinschob, in welchem diese mit langsamer Würde sich niederließ: „Auch ich habe zuerst mich verwundert über diese Leute, und doch scheint es mir jetzt unrecht. Es sind Schiffbrüchige ihres Glaubens an die ‚blaue Blume'. Mag ihr Weg nicht der rechte sein, es tut mir doch jetzt leid, daß ich sie so entlassen habe. Sie kamen zu mir, weil sie Verständnis hofften."

Frau Möninghoff vernahm in gerader und würdevoller Haltung, mit gefalteten Händen, den Bericht ihres Sohnes, obgleich sie schon im Nebenzimmer alles gehört hatte.

Endlich sagte sie: „Du siehst selber, Fritjof, daß es Leute genug gibt, die mehr an deinen Ruhm glauben, als du selbst. Du bist allzu bescheiden. Ich habe die mütterliche Überzeugung, und die kann doch nicht trügen, daß du noch zu großen Dingen bestimmt bist!"

Der Sohn aber schüttelte nur wehmütig sein blondes Haupt. „Rühre nicht an diese vergangenen Eitelkeiten, liebe Mama!" bat er mit tragischer Handbewegung. „Ich habe das längst überwunden. Ich habe die Eitelkeit alles Irdischen — vanitas vanitatum — eingesehen, das genügt!"

---

4. Kapitel.

Trotzdem, daß Möninghoff so, wie er gern erzählte, über die Eitelkeit lächelte, konnte Ernst Jörgens dennoch bald seiner Braut berichten, daß jetzt der blonde Fritjof sich einen Menschen bezahle, der — umgekehrt, wie die Hofnarren des Mittelalters, welche ihren Herren immer die Wahrheit sagen sollten, — nur dafür da sei, daß er den tausend heimlichen Eitelkeiten seines Meisters fröhne. — Und das war nicht ganz unrecht.

Ivo Grotegg, Mitglied des Künstlerkabaretts „La fleur bleu", hatte sofort erkannt, wie angenehm es sein könne, wenn man so verstünde, gut Freund bei einem so wohlhabenden Herrn wie Möninghoff zu werden. Er war wohl unterrichtet über dessen Persönlichkeit durch seine Kabarettkollegen und sagte sich, daß sehr wohl etwas auszurichten sei, wenn man nur die nötige Form erkenne, unter welcher Möninghoff geschmeichelt sein wollte.

Er las schnell noch eine Broschüre über japanische Kunst durch, memorierte ein paar Namen mit Phrasen und machte so vorbereitet schon einige Tage darauf einen neuen Besuch bei Möninghoff. Mit einer Findigkeit, die ihn in diesen Dingen eigen war, wußte Grotegg bei diesem Besuche ganz das Herz des über alle Kleinlichkeiten erhabenen Dichters zu umgarnen. Er betrachtete zwei Stunden lang die Kunstblätter, lobte, kritisierte und bewunderte, je nachdem Möninghoffs Gesicht aussah, und er verstand es, so geschickt seine Phrasen anzubringen, so meisterhaft seine Lobeserhebungen abzutönen und zu steigern, immer noch ein crescendo eintreten zu lassen, wenn Möninghoffs Ansicht dazu aufforderte, daß dieser ihm aufrichtig gratulieren konnte zu seinen Kenntnissen und seinem vortrefflichen Geschmack, was Grotegg natürlich mit edler Bescheidenheit ablehnte.

Digitized by Google

Und ganz besonders fein fand es Möninghoff, daß Grottegg es ablehnte, noch an demselben Tage noch die Exlibrissammlung zu besehen. „Multum nicht multa!“ hatte der Schauspieler ausgerufen. „Das würde die Einheitlichkeit des heutigen Kunstgenusses nur stören, vielleicht ein andermal.“ Und Möninghoff hatte ihn gleich auf den folgenden Sonntag zum Fünfuhrtee gebeten.

Seitdem kam Grottegg öfter und öfter in Möninghoffs Haus. Auch von der Mutter des Dichters wurde er bald zu einem einfachen Abendessen eingeladen. Dieses, das aus sieben Gängen bestand, gab dem Schauspieler Gelegenheit, auch seine chevalerésken Talente zu offenbaren und auch Frau Möninghoff vollkommen zu bezaubern.

Auch seine Lebensgeschichte hatte Grottegg nicht verschwiegen. Mein Gott, sie war nicht immer heiter, tragisch im Grunde, wie vielleicht alle Dinge. Die Philister hatten ihn überall verfolgt, sie hatten ihn zweimal von der Schule gejagt, weil er besser in litteris als in moribus. Er war Korpsstudent geworden in Straßburg, aus einem mißverstandenen Idealismus, wie er heute einsah. Aber hatten nicht gerade oft die größten Genies zuerst falsche Wege eingeschlagen. Dann war er Redakteur einer Jagdzeitung geworden, er war begeistert gewesen für die Freiheit der Feder, es war eine Illusion gewesen. So war er schließlich Schauspieler geworden, nicht ganz aus innerer Begeisterung, denn schon Goethe sagt ja, daß dem Mimen die Nachwelt keine Kränze flicht. Aber trotzdem hatte man seine Ideale! Freilich war er nicht weit gekommen, Kulissenintriguen, der Haß der ersten Liebhaberin hatten ihn nicht weiter kommen lassen — kurz, es war eine interessante und sogar hier und da pikante Novelle, die Grottegg erzählte.

Mit Spannung und Teilnahme hatte Frau Möninghoff zugehört, und ihr Sohn stimmte eifrig bei, als Grottegg mit einem männlichen Protest gegen die Günstlingswirtschaft im öffentlichen Leben schloß.

„Ja, auch ich habe darunter gelitten, auch ich glaubte ja einmal . . .“ sagte er wehmütig.

Mit bedauerndem Blick gab Grottegg seinem ganzen Verständnis für die Tragik der seelischen Kämpfe Möninghoffs beredten Ausdruck. Er nahm dann den Faden seiner Erzählung nochmals auf: „Sie können sich wohl denken, wie schwer es mir zuerst gefallen ist, mich an den Gedanken zu gewöhnen, mit einer Anfängerin wie Fräulein Arendt zusammen spielen zu müssen. Doch hat Kryzanowski mir völlige Freiheit über mein Programm gelassen, ich hoffe also, meine Pläne durchführen zu können, eine neue, kunstgemäße Deklamation, die vor allem den Sprachrhythmus durchklingen läßt etcetera. . . . Ich bin der Ansicht, ein Talent findet immer eine Position, und denke mit Horaz: „Pereat tristitia!“

Möninghoff machte hier zwar ein bedenkliches Gesicht: „Erfolg! Erfolg! Ich habe ihn verachten gelernt, nur das Schlechte ringt sich durch bei der großen Menge!“

„Natürlich dachte ich auch nur an den inneren Erfolg, ausschließlich an den inneren“, pflichtete eifrig Grottegg bei.

Frau Möninghoff hatte aufmerksam zugehört, aber nichts gesagt. Sie fand, als Grottegg gegangen war, aber durchaus, daß dieser ein angenehmer Mensch sei.

Gelegentlich, einige Zeit darauf, jedoch bat sie den Schauspieler auf ein paar Worte unter vier Augen. Sie wollte seinen Rat hören darüber, ob er es nicht für möglich halte, Möninghoff zu erneuter Aufnahme seiner poetischen Tätigkeit zu bringen.

Grottegg hatte nachgesonnen: „Ich will es einmal versuchen. Sonderbar, wie wenig das Weib in Herrn Möninghoffs Leben eingegriffen zu haben scheint. Man müßte in dieser Richtung auf ihn einzuwirken streben. Immer sind es edle Frauen gewesen, die bedeutende Männer zu ihren Taten begeistert haben.“

Frau Möninghoff lächelte gütig, als habe er ihr eine Schmeichelei gesagt, und entließ den Schauspieler huldvollst.

Wirklich wurde es dem Schauspieler nicht schwer, auch für diese Dinge Möninghoffs Vertrauen zu erobern. Gelegentlich hatte dieser Evas Namen erwähnt.

„Die Dichterin von ‚Ascheras Geschlecht‘?“ hatte Grottegg ausgerufen. „Jeder Gebildete hat ihre Verse gelesen.“

Nun hatte Möninghoff Andeutungen gemacht, und da er dem andern sichtlich imponierte mit seiner Geschichte, so war er bald ganz aus sich herausgegangen und hatte erzählt von seinen Er-

Digitized by Google

lebnissen mit ihr an der Riviera, und daß sie dann im Groll geschieden seien voneinander."

„Schade, schade!" hatte Grottegg gesagt. „Sie sollten doch wieder anknüpfen. Frauen verzeihen immer gern. Und sie ist ein dämonisches Weib, sie würde Sie begeistern. Und Künstler brauchen Anregung, Herr Möninghoff."

Er kam seitdem öfter auf Eva zurück, und wirklich gelang es ihm, Möninghoff dazu zu bringen, wenigstens einen Besuch zu machen.

„Es wird gelingen!" sagte Grottegg gelegentlich zu Frau Möninghoff, als er diese auf der Treppe traf, und die Mutter des Dichters reichte ihm gnädig die behandschuhte Rechte, die der Schauspieler mit Devotion an die Lippen führte.

Es war dem Schauspieler gelungen, auch bei Frau Möninghoff durchaus den Eindruck eines brauchbaren, ja, unentbehrlichen Menschen zu erwecken.

So stand denn eines Tages dennoch Möninghoff wieder in Evas Salon, nachdem er am Morgen fast zwei Stunden lang Toilette gemacht hatte. Es war nicht mehr die alte Wohnung, in der Eva jetzt wohnte, sondern eine neue, vornehmere. Und neu und vornehm war auch die ganze Einrichtung. Der etwas aufdringliche Luxus von einstmals war geschwunden, und Möninghoff, der mit kritischen Blicken alles besah, fand nichts, worüber er überlegen hätte lächeln können, was er nicht ungern getan haben würde. Alles war stilgerecht, die einfachen, dunkeln Ledersessel, das feine, graziöse Tischchen in der Mitte, die Stühle, die Schränke . . . und auch die grauen, einfarbigen Tapeten, die wenigen, aber gewählten Gemälde, alles stimmte zueinander. „Sie muß sich sehr geändert haben", dachte Möninghoff, aber plötzlich lächelte er ironisch: „Ach, sie wird sich zu dieser Wohnung wohl von irgendeinem Künstler haben Maß nehmen lassen wie zu einem neuen Kleide." Und es war ihm, als sei durch diesen Gedanken seine Überlegenheit in Sachen des Geschmacks wieder hergestellt, die ihm einen Augenblick zweifelhaft erschienen war.

Plötzlich aber, gerade als er im Spiegel noch einmal den Sitz seines Gehrockes prüfte, rauschten die schweren, dunklen Portieren an der Seite auseinander, und Eva erschien in einem einfachen, hellgrauen, nur hier und da mit dunklem Blau garnierten Reformkleide. Aber sie kam nicht näher, sie blieb in der Tür stehen und hielt ihre Hände in den Vorhängen, als wollte sie jeden Augenblick wieder verschwinden.

So blickten die beiden einander eine Zeitlang stumm ins Gesicht, der schmale, überelegant gekleidete Dichter mit dem müden Lächeln und die noch immer schöne, wenn auch etwas gealterte Frau mit den stolzen, fremdartigen Zügen.

Endlich faßte sich Möninghoff, er trat einen Schritt näher und sagte in weichem, fast bittendem Tone: „Eva . . ."

Die aber ließ jetzt mit rascher Bewegung die Portiere los und trat an ihm vorüber, mit festem Schritte, mitten in den Salon:

„Wollen Sie nicht Platz nehmen, Herr Möninghoff", sagte sie kühl und verbindlich. „Verzeihen Sie, wenn ich Sie einen Augenblick warten ließ, eine Mutter und Hausfrau ist nicht immer ganz frei. Es ist ungemein liebenswürdig, daß Sie sich meiner noch erinnern."

Möninghoff hatte sich inzwischen, ihrem Winke gehorchend, vorsichtig in einen der Ledersessel niedergelassen. „Ich bin einige Wochen bereits in Berlin", sagte er, ohne Eva anzusehen. „Ich wohne jetzt mit meiner Mama zusammen. Ich bin des Reisens müde geworden."

„Sie haben sich überhaupt verändert", sagte Eva, ebenfalls sich niederlassend und ihn mit einem scharfen Blicke musternd.

Möninghoff errötete unter diesem Blicke. „Ich glaube ja!" sagte er dann fast demütig. „Die Welt und wir selber sind anders, als man in jugendlichen Träumen das dachte. Ich habe das erkennen gelernt. Man kommt nicht weit mit der Selbstvergötterung, ich habe viele und herbe Erfahrungen gemacht in diesen Jahren."

„Sonderbar!" erwiderte Eva leichthin. „Ich hätte das nie von Ihnen zu hören erwartet. Aber Ihre Dichtungen? Sie hatten doch Pläne, große Pläne damals?"

„Es ist nichts Rechtes daraus geworden. Ich kam nie zur Stimmung, und auch die Lust fehlte mir zuletzt. Ich habe jene Dichtung, die ich zuerst ‚Die Königin von Saba' nennen wollte, nicht vollendet. Nur als Fragment habe ich sie drucken lassen, in ganz wenigen Exemplaren bloß."

(Fortsetzung folgt.)

Anmerkung: Der Roman „Die blaue Blume" von Bruno Wölfing erscheint auch als Buch im Verlage von Otto Janke, Berlin SW 11, und ist durch alle Buchhandlungen oder vom Verlag zu beziehen.

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

Feierabend

Die Nacht verfinstert ihr Gesicht —
Doch mich umfriedet leises Licht.

Denn du füllst still mir Zeit und Raum,
Bist meine Welt und bist mein Traum.

Nur heimlich durch den Abend dann
Klingt unser Sehnsuchtsglöcklein an.

Fritz Alfred Zimmer.

Fritz / Eine Weihnachtsgeschichte von J. Berger

„Also nur en kleenet Bäumchen soll's diesmal sind, Herr Nachbar. Na, wie wär's denn mit dem da? Kieken Se sich's mal an. Is en Staat, sare ick Ihnen. Der is rund und voll wie'n Butterfaß."

„Meine Frau wollte eigentlich durchaus keinen Baum haben, aber —"

„Na ja, ja. Ick kann's mir schon denken, dat is ja ooch janz richtig. Aber, Herr Wehrmann, seh'n Se mal an, enmal ins Jahr is doch nur Weihnachten, und ohne Boom is reine nischt. Und wissen Se, ick sare immer, mit all unse Trauer wecken wir de Doten doch nich uff. Die liegen in juter Ruh."

Wehrmann machte eine ungeduldige Handbewegung, die dem gefürchteten Redefluß der dicken Gemüsefrau Einhalt tun sollte.

Er zog das Portemonnaie und gab den geforderten Preis.

„Fufzig retour. Danke ooch scheen, Herr Wehrmann, und recht jesunde Feiertage."

Sie gab ihm den kleinen Tannenbaum unter den Arm. Ein paar Schritte war er schon gegangen, als er sich nochmals umwandte:

„Frau Spiesike, sollte meine Frau heute noch etwas bei Ihnen holen, verraten Sie nicht, daß ich einen Baum gekauft habe."

Frau Spiesike stemmte entrüstet ihre beiden fetten Arme in die umfangreichen Hüften:

„Na, Herr Wehrmann, wofür halten Se mir denn? Det wär ja noch besser. Allens bin ick, aber det kann keen Mensch nich behaupten, dat die Spiesiken en Klatschmaul is. So wat jibts jar nich."

Alle weiteren Ehrenbeteuerungen der guten Frau verhallten ungehört, denn Wehrmann ging rasch über den Fahrdamm seiner nahe gelegenen Wohnung zu. Er wollte vor der Rückkehr seiner Frau wieder daheim sein.

In einem kleinen Alkoven, den er etwas anspruchsvoll sein „Arbeitszimmer" nannte, brachte er seinen Einkauf unter. Hier war das Bäumchen vor den Blicken seiner Frau sicher, denn sie betrat fast niemals diesen Raum. Alle seine Mußestunden — und seit seiner Pensionierung als städtischer Lehrer hatte Wehrmann sehr viele solcher Stunden — brachte er hier zu. Er schnitzelte und bastelte allerhand nützliche und überflüssige Dinge. Hier vertiefte er sich auch in seine geliebten Klassiker, die an der Wand auf einem selbstgefertigten Bücherbrett standen. Und hier durfte er auch ungestört sein Pfeifchen schmauchen, denn in der Nähe konnte Mutterchen, wie er seine Frau nannte, den abscheulichen Knastergeruch nicht vertragen.

Jetzt hatte er, um vor Überraschungen ganz sicher zu sein, die Tür hinter sich verriegelt. Schwer ließ er sich in seinen alten Lehnstuhl vor seinem Schreibtisch fallen. Sein Blick versenkte sich mit unendlicher Trauer in die Züge der vor ihm liegen-Photographie. Er nahm sie in beide Hände, küßte und streichelte sie, als wäre das Bild ein lebendes Wesen, während ihm die Tränen stromweis in den grauen Bart rannen.

„Junge, mein geliebter, verlorener Junge, weshalb mußte ich das noch erleben, weshalb starb ich nicht vor dir", schluchzte er.

Und mit erbarmungsloser Klarheit durchlebte er jene Stunde wieder, in der das Lebensglück von ihm und seiner Frau unwiederbringlich entwichen war.

Er hatte vor acht Wochen, von einer Besorgung heimkehrend, dem Boten auf der Treppe a

Digitized by Google

ein an seine Adresse gerichtetes Telegramm abgenommen. Nichts Gutes ahnend, schlüpfte er schnell, von seiner Frau ungesehen, in sein Zimmer. Und als er die wenigen Worte, die es enthielt, begriffen hatte, war er jählings zu Boden gestürzt, wie der Baum gefällt, den der Blitzstrahl trifft.

„Großer Gott im Himmel, konnte es denn sein? War es denn möglich, daß dieser mörderische Krieg unter seinen vielen jungen Opfern, auch seinen Einzigen, seinen geliebten Fritz, zählte?"

Er sah ihn vor sich, wie er mit stürmischer Begeisterung, mit lächelnder Siegeszuversicht, die das Abschiedsweh in wehmütige Freude umwandelte, hinausgezogen war. Und als bald darauf gute Nachrichten, die auch von seiner eigenen Tapferkeit erzählten, bei den Eltern einliefen, da hellten sich die sorgenden Mienen auf. Besonders Mütterchen war auf ihren Jungen wie von Stolz durchglüht. Und nun?

Wehrmanns erster Gedanke, als er sich damals aus schwerer Besinnungslosigkeit aufgerüttelt hatte, galt seiner Frau. Er konnte ihr diese Nachricht nicht hinterbringen, er mußte Mittel und Wege finden, sie ihr vorläufig noch zu verheimlichen. Um sie nicht durch sein schmerzverzerrtes Gesicht zu erschrecken, hatte er sich ins Schlafzimmer geschleppt und sich zu Bett gelegt. Ein an sich unbedeutender Schnupfen sollte ihm als Vorwand für sein Nichtwohlbefinden dienen. Seine List war geglückt. Als seine Frau sich am Spätnachmittag mit dem Strickstrumpf zum ihm gesetzt hatte, mußte er den Kopf zur Wand kehren, um sich nicht zu verraten, wenn sie wiederholt auf die Heldentaten ihres geliebten Fritz zurückkam. Einigemale sprang sie nur auf, um mit der Stricknadel den Weg an der Wandkarte zu bezeichnen, den sein Regiment, ihrer Meinung nach, wohl eingeschlagen haben mußte.

Endlich ging dieser unselige Tag zu Ende. Als er in der Nacht seine Frau schlafend glaubte, war er leise aufgestanden hatte das Licht angezündet und aus seiner Rocktasche die entsetzliche Nachricht gezogen. Wort für Wort, Laut um Laut prägte er sie sich nochmals ein. Unwillkürlich war dabei ein Achzen und Stöhnen aus seiner Brust gebrochen, und plötzlich wurde er durch einen lauten, wilden Schrei in die Höhe gerissen. Seine Frau stierte mit kreidebleichem Gesicht über seine Schulter in das Blatt. Nun wußte sie alles.

Wie wenig galt ihm sein eigenes Weh gegen die Qual eines verzweifelten Mutterherzens.

Es kamen Tage, an denen er glaubte, auch sie verlieren zu müssen. Ihr zarter Körper unterlag beinahe der Wucht ihrer Seelenschmerzen. Mit nie ermüdender Geduld pflegte er sie. Er war unerschöpflich in seinen Trostgründen. Ihretwegen erschien er ruhig und gefaßt. Um sie von peinigendem Dahinbrüten abzulenken und sie zur Tätigkeit zu zwingen, zeigte er sich plötzlich sehr anspruchsvoll. Er spielte sich als Feinschmecker auf. Sie mußte ihm gute Gerichte kochen, und besonders auf selbstgebackenen Kuchen legte er den höchsten Wert. Er machte lange Spaziergänge mit ihr, und spielte mit ihr Karten und Brettspiele.

Bald durchschaute sie ihn. Aus Mitleid und Liebe zu ihm suchte sie nun gleichfalls den Schmerz zu verbergen, der doch unablässig wach in ihnen beiden lebte.

Die Kuckucksuhr im Wohnzimmer schlug und riß ihn aus seiner Versunkenheit. Es war ganz dunkel geworden. Schwerfällig stand er auf und zündete die Lampe an. Dann nahm er einige Wachslichte aus der Schublade des Tisches und befestigte sie als einzigen Schmuck an den Baum. Nun machte er seine Weihnachtsgabe für Mütterchen zurecht.

Sorgsam polierte er einen selbstgeschnitzten Photographierahmen, in dem mehrere Bilder Platz hatten. Zuerst steckte er die Photographie eines strampelnden Babys hinein. Dann folgte das Bild eines blondköpfigen Bübchens von etwa drei Jahren. Daneben wurde derselbe Knabe als Schuljunge mit dem Ranzen auf dem Rücken untergebracht und zuletzt nahm Wehrmann mit zitternden Händen das Bild des jungen Soldaten, um es in den Rahmen zu stecken.

In allen diesen verschiedenen Lebensaltern sollte Fritz heute ihre Erinnerung beschäftigen. Das Bäumchen und sein Geschenk trug er in das erleuchtete Wohnzimmer.

Er fand seine Frau vor einem Schränkchen kniend und um sie herum lagen alte Spielsachen. Ein paar zerrupfte Pferdchen, ein kleiner Wagen, dem ein Rad fehlte, Zinnsoldaten aller Waffengattungen, ein Schultornister und eine Zeugnismappe mit sämtlichen Schulzeugnissen. Frau Wehrmann wischte eilig die verräterischen Tränenspuren vom Gesicht, räumte die Sachen in eine Ecke und ging hinaus. Dann kam sie zurück und stellte einen großen Napfkuchen auf den Tisch. Wortlos übergab der Mann seiner Frau die Weihnachtsgabe. Fest hielten sich die beiden alten Leute umschlungen. Abgefallen von ihnen war jetzt aller Zwang im Leide, keine Rücksicht hemmte in diesem Augenblick ihr lautes, schmerzliches Weinen.

Von der nahen Kirche erklangen die Weihnachtsglocken. Wann endlich würden diese ehernen Zungen dort oben den Frieden auf Erden künden können? Den Frieden, um den die Menschen heute beteten, nach dem sie lechzten?

Die Lichter des Bäumchens waren fast zur Hälfte heruntergebrannt, als sich ein leises Klingeln vernehmen ließ. Wer konnte das sein? Wer kam heute am Heiligen Abend zu ihnen? Beide sahen sich erschrocken an.

Frau Wehrmann ging hinaus um zu öffnen. Eine junge Frau, mit einem kleinen Knaben an der Hand, stand vor ihr.

Auf die Frage, was sie wünsche, sagte sie stockend:

Digitized by Google

„Verzeihen Sie, aber mir wurde gesagt, daß hier Näharbeiten vergeben werden, und da ich gezwungen bin, auch in den Feiertagen zu arbeiten, so —"

Weiter kam sie in ihrer Rede nicht. Das Kind hatte wohl durch die halboffene Tür des Wohnzimmers den Baum erblickt, denn plötzlich hatte es sich von der Hand der Mutter losgerissen und stand nun furchtlos in der Stube.

Freudestrahlend schlug es die kleinen Händchen zusammen und sagte mehrere Male bewundernd: „Schöner Baum, schöner Weihnachtsbaum, mit so viel Kukelichtchen."

Seine Mutter trat ein paar Schritte vorwärts um es zurückzurufen, aber Frau Wehrmann sagte freundlich: „Näharbeiten habe ich nicht zu vergeben, Sie müssen falsch berichtet sein. Aber bitte, kommen Sie nur ins Zimmer und lassen Sie Ihren Kleinen den Baum ansehen."

Die junge Frau trat schüchtern näher, während Röte und Blässe auf ihrem Gesicht wechselten.

Kaum hatte der Kleine den Weihnachtsbaum genügend bewundert, als er schon wieder ein neues Feld für seine Teilnahme entdeckte. Er unterzog den Napfkuchen auf dem Tisch einer eingehenden Betrachtung und meinte dann sehr anzüglich: „Fritz, Kuchen auch sehr gern ißt, Onkel."

„Fritz heißt du?" fragte Frau Wehrmann mit zuckenden Lippen. Ihr Blick ruhte mit unbeschreiblichem Ausdruck auf den Zügen ihres Mannes.

So frisch, so lebenheischend stand dieser kleine Fritz da vor ihnen, während ihr Fritz in fremder Erde moderte.

Mit bitterem Lächeln schnitt Wehrmann ein Stück Kuchen ab und gab es dem Kinde. Dabei faßte er den Knaben schärfer ins Auge, und — täuschten ihm seine überreizten Sinne eine Truggestalt vor, oder war es wirklich so? Diese Ähnlichkeit, diese frappante Ähnlichkeit! Pfeilschnell verglich er das Bild des Dreijährigen dort im Rahmen mit dem Jungen vor ihm. Es war keine Täuschung. Zug um Zug glich dieses fremde Kind seinem eigenen Kinde. Die blonden Löckchen quollen in derselben Fülle unter dem Mützchen hervor. Ebenso keck schaute die kleine Stumpfnase in die Welt. Die strahlenden Augen hatten denselben Ausdruck, und der rote Kindermund dasselbe schelmische Lächeln. Je länger er den Knaben ansah, um so deutlicher trat die Ähnlichkeit zwischen beiden hervor.

Inzwischen hatte Frau Wehrmann der Fremden einen Stuhl hingeschoben und nötigte sie zum Sitzen. Erstaunt und erschrocken bemerkte sie dabei den Ausdruck der Angst, der auf den Zügen der Frau lag. Ihre großen, dunklen Augen irrten rastlos durch das Zimmer, es schien, als suche sie irgend etwas. Dann hefteten sie sich mit allen Zeichen des Entsetzens auf die Trauerkleidung der alten Frau. Und plötzlich überfiel ein heftiges Zittern die schlanke Gestalt, ihr Gesicht entfärbte sich und lautlos brach sie auf dem Stuhl zusammen.

Erschrocken sprang Frau Wehrmann hinzu: „Vater, die Frau ist ohnmächtig geworden, geschwind hole etwas Wasser. Wir wollen sie zum Sofa führen und dann versuchen, ihr etwas Stärkendes einzuflößen."

Den vereinten Anstrengungen des Ehepaares gelang es, die Bewußtlose niederzulegen. Das Kind stand nichtsahnend mit seinem Kuchen in der Hand vor dem Weihnachtsbaum und sprach im drolligsten Kauderwelsch auf ihn ein.

Ein paar Minuten lag die Frau wie leblos da. Dann huschte ein irres Lächeln um ihren Mund, und mit unheimlicher Ruhe murmelte sie:

„Jetzt habe ich die Gewißheit, er ist tot."

„Vom wem sprechen Sie? Wer sind Sie?" Fast gleichzeitig stießen Mann und Frau diese Fragen heraus.

Die Fremde erhob sich.

„Um der Barmherzigkeit willen, antworten Sie mir zuerst: Ist Fritz tot?"

„Unser Sohn ist vor acht Wochen in einem Gefecht auf französischem Boden gefallen", entgegnete Wehrmann mit heiserer Stimme. „Aber noch einmal, wer sind Sie?"

„Ich bin Lisa Ohlke, die Tochter des Försters." Aber als könne sie keinen anderen Gedanken fassen, sprach sie zu sich selbst: „Tot ist er. Mein Fritz ist tot."

Sie schloß die Augen. Ein neuer Schwächeanfall drohte sie niederzuwerfen. Sie bezwang sich und hielt sich mit aller Kraft aufrecht.

„Ich will's Ihnen nur sagen: Kein Zufall führte mich hierher. Ich suchte auch keine Näharbeit. Gewißheit wollte ich haben, um jeden Preis Gewißheit. Die Angst, die Unruhe trieb mich in Ihr Haus. Ich konnte nicht anders, Sie sollten mir Aufschluß geben über das Schicksal des geliebten Mannes, über den Vater meines Kindes."

Kurz, abgerissen, kamen die Worte aus ihrem Munde. Sie preßte die Hand auf ihr Herz und sah starr vor sich nieder.

Bewegungslos, wie unter einem Bann, lauschten Mann und Frau.

„Sie haben ein Recht, meine Geschichte zu hören", fuhr sie dann mit Anstrengung fort. „Sie sollen alles erfahren. Ihr Sohn arbeitete vor vier Jahren als Schreiber beim Landrat. Unsere Försterei lag nicht weit vom Landratsamt, und Fritz kam öfter zu uns. Gleich bei unserer ersten Bekanntschaft verliebte ich mich in den hübschen, frischen Menschen. Wir plauderten viel und neckten uns in der lustigsten Weise. Bald wurde er unser täglicher Gast, und mir immer unentbehrlicher. Eines abends gestand er mir seine Liebe. Ich fiel ihm jauchzend in die Arme und wir feierten eine ganz heimliche Verlobung. Vorläufig sollte kein Mensch von unserer Liebe wissen, denn mein strenger Vater

Digitized by Google

hätte damals seine Einwilligung versagt. Fritz war noch zu jung, und seine Aussichten für eine genügende Existenz lagen in weiter Ferne. Wir wurden vorsichtig und trafen uns jetzt meist außerhalb des Hauses. Der Wald war unser Beschützer, er hütete schweigend unser Geheimnis. So waren einige Monate vergangen. Unsere Liebe wuchs mit jedem Tag und —"

Hier verstummte sie. Ein unartikulierter Laut drang aus ihrer Kehle. Die Worte kamen schwer aus ihrem Munde: „Und — bald war mein Schicksal besiegelt. Nun blieb mir keine Wahl, ich mußte mich meinem Vater entdecken. Lassen Sie mich schweigen über den furchtbaren Auftritt, der darauf folgte. Sein Zorn kannte keine Grenzen. Er riß mich zur Erde und trat mich mit Füßen. Als er sich ausgetobt hatte, warf er mir einige Goldstücke vor die Füße, hieß mich meine Sachen packen und befahl mir, das Haus zu verlassen.

Fritz lag damals schwer erkältet zu Bett. Ich sandte ihm eine Nachricht und gab ihm darin die Adresse einer entfernten Verwandten an, zu der ich mich flüchten wollte. Dort kam unser Kind zur Welt. Fritz hing nach wie vor mit derselben Liebe an mir, und vergötterte seinen Jungen. Jetzt wollte er durchaus seinen Eltern alles gestehen. Ich sollte sie kennen und lieben lernen. Aber ich drang in ihn, auch fernerhin über unsere Beziehungen zu schweigen. Ich trug zu schwer an der Verachtung, die mir mein Vater gezeigt und fürchtete mich vor neuen Kämpfen. So vergingen die Jahre. Infolge seines Fleißes hatte Fritz allmählich seine Stellung verbessert, und nun sollte die Zeit unserer dauernden Vereinigung nicht mehr fern sein. Sooft er mich besuchte, in allen seinen Briefen, wurde er nicht müde, mir das Glück der zukünftigen Häuslichkeit auszumalen. ‚Weihnachten verleben wir in diesem Jahre als Mann und Frau bei meinen Eltern. Das wird herrlich sein', wie oft habe ich diese Worte von ihm gehört. Und — wie entsetzlich anders ist es nun gekommen.

Der Krieg brach aus. Seine Einberufung ließ nicht lange auf sich warten. Mich traf die Nachricht wie ein Keulenschlag. Er aber blieb mutig und zuversichtlich. Er scherzte über meine Niedergeschlagenheit und suchte mich mit den zärtlichsten Worten zu trösten. Als ich aber zum letzten Lebewohl in seinen Armen ruhte, als er sein Kind an sich gedrückt hatte, standen seine Augen voll Tränen. Doch bald bezwang er sich. Singend zog er von dannen — dem Tode entgegen."

Sie hielt inne. Schweigen herrschte im Zimmer. Nur die alte Wanduhr tickte mit gleichmäßigem Pendelschlag. Das Kind hatte, von keinem beachtet, das alte Spielzeug des toten Vaters aus der Ecke gezogen und ruhig damit gespielt. Dann war es müde geworden und lag nun schlafend auf dem Teppich. Das letzte Licht am Baum war zischend erloschen.

Lisa fröstelte. Sie zog den Mantel fester um sich und setzte sich den herabgefallenen Hut wieder auf.

„Ich muß nun meinen Weg allein weitergehen, solange ich es vermag. Aber", sie streckte bittend die Hände aus, „würden Sie sich meines Kindes annehmen, wenn — wenn mir zufällig etwas zustoßen sollte?"

Sie bekam keine Antwort. Aber plötzlich lag sie an der Brust der alten Frau, die durch Tränen vergebens nach Worten rang.

Und ohne Verständigung wußte Lisa: der Weihnachtsabend hatte ihr eine neue Heimat beschert.

Auf den Zehen hatte sich Wehrmann fortgeschlichen. Behutsam nahm er den schlafenden Knaben in seine Arme, seine Augen leuchteten, als er in das liebliche Kindergesicht schaute.

„Fritz, mein Fritz, dich habe ich wieder, und niemals gebe ich dich wieder her", rief er unter Lachen und Weinen.

Treue Liebe und der Besitz eines jungen Menschenkindes hatten verklärendes Licht über den Weihnachtsabend trauender, einsamer Menschen geworfen.

*

Stoßgebet

Der du verschmähst des Pharisäers Bitten,
Wir sind uns eigner Schuld vor dir bewußt,
Und doch ... daß wir nicht sind wie diese Briten,
Vergib, und doch durchflutet's mir die Brust!
Mit selbstgerechtem Dank vor dich zu treten
Ist Frevel. Doch, daß ich ein Deutscher bin —
Vergib mir, Gott und Herr, ich m u ß so beten:
Ich danke dir, daß ich ein Deutscher bin!

Walter Flex.

*

Digitized by Google

★ Bücherbesprechungen ★

Weihnachtsbücher

Florian Kühnhauser. **Kriegserinnerungen eines Soldaten des kgl. bayerischen Infanterie-Leibregiments 1870—1871.** 2. Auflage, mit einer Karte. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck. Geb. 2,80 Mk.

Das Buch behandelt den ganzen Feldzug 1870—71; Kühnhauser war es vergönnt, ihn ohne Unterbrechung bei einem Armeekorps, einem Regiment mitzumachen. Das Tagebuch, das er damals geführt hat, ist die Grundlage für seine Darstellung gewesen: schlicht, wahrheitsgetreu, ohne Zutat schildert er, was er erlebte. Und dieses Echte des Buches ist es, was uns anzieht, dieses klare Hervortreten des ewig Gleichen jedes Krieges, „wie der einzelne Soldat aus seinem Berufe herausgerissen wird, wie er denkt, fühlt und lebt; wie tief ein Krieg bei Freund und Feind in das Familienleben eingreift, wie Hab und Gut, Wohlstand und Familienglück, Gesundheit und Menschenleben durch den Krieg zerstört werden"

Johannes Dose. **Düppel.** Ein Kriegsroman aus dem Jahre 1864. Wismar i. Meckl., Hinstorffsche Verlagsbuchhandlung. 4,— Mk., geb. 5,— Mk.

Ein frisches, tapferes, liebenswürdiges, bodenständiges Buch, eine wunderbar glückliche Mischung von Ernst und Humor, vorbildlich in der richtigen Art, wie ein Künstler Geschichte schreiben soll! Ich kann nur sagen: lest! lest! lest! Dose ist allerdings auf dem Boden geboren, auf dem sich die erzählten Ereignisse, die Erstürmung der Düppler Schanzen, der Uebergang nach Alsen usw., abspielen, und Kindheitserinnerungen sind es, die er mit der Lebendigkeit eines Augenzeugen schildert; aber so sehr ihn dies unterstützt haben mag, der Ruhm, mit echter Künstlerhand den geschichtlichen Stoff restlos zum Kunstwerk gestaltet zu haben, bleibt ihm trotzdem gewahrt.

Detlev Stern. **Konstantinopel.** Gesellschaftsroman aus der Zeit Abdul Hamids II. 2,— Mk., geb. 3,— Mk.

Wie eine farbenprächtige Leuchtfontäne sprudelt das Leben in diesem Buche. Atemberaubend stürzen die spannendsten Ereignisse aus dem Gesellschaftsleben der hohen Kreise Konstantinopels über uns her, Sensation reiht sich an Sensation, unterbrochen von Schilderungen interessanter Sitten und Gebräuche des Orients, und in dem allen steckt viel mehr Wahrheit als Dichtung, denn die Verfasserin hat 26 Jahre in der Hauptstadt des türkischen Reiches gelebt, und das meiste von dem, was sie hier schildert, ist wirklich geschehen. Die frische, oft ausgelassene Lustigkeit, die in einzelnen Partien des Buches zum Durchbruch kommt, mildert das tiefe Erschrecken, das den Leser gelegentlich anwandeln möchte, wenn er von der Verfasserin durch einen wahren Sumpf gesellschaftlicher Verderbnis geführt wird.

Salvatore Farina. **Das Geheimnis des Schneefeldes.** Kriminalroman. 2,— Mk., geb. 3,— Mk.

Liebhaber eines Romans, der spannende Handlung mit echt künstlerischer Delikatesse der Darstellung verbindet, können dem geschickten Uebersetzer Emil Thieben dankbar sein, daß er uns dieses neue Werk des angesehenen Dichters vermittelt hat. Es ist die Entwickelung einer blutigen Liebestragödie, die sich auf den Schneefeldern des Monte della Disgrazia abspielt; ergreifend vollendet sich vor unseren Augen ein tragisches Menschengeschick. Den Hauptreiz der Darstellung erblicke ich in dem raschen Fortschritt der packenden Geschehnisse; der „italienische Dickens" ist hier ganz in die Bahnen der modernsten Romantechnik eingelenkt.

Otto Overhof. **Liebe um Liebe.** Erzählung mit einer Bildbeigabe. 2,— Mk., geb. 3,— Mk.

Otto Overhof hat bereits mit mehreren Werken, vor allem mit dem vor vier Jahren erschienenen Roman „Du und ich" Proben eines freundlichen Talentes abgelegt. Seine neue Erzählung wendet sich an Leser, die keine leichte Unterhaltungslektüre suchen, sondern etwas Förderliches für Geist und Herz. Das fesselnde Problem, ob eheliche Liebe höher als Freundesliebe ist, ob es recht und gut ist, Seelen, die miteinander verwachsen sind, auseinanderzureißen, wird feinsinnig und mit psychologischer Tiefe ergreifend behandelt.

E. Gregorovius. **Die Stadt der Wahnsinnigen und andere Erzählungen.** 2,— Mk., geb. 3,— Mk.

Ein farbenprächtiger Strauß von kurzen, flott und spannend erzählten, rasch und sicher auf den Höhepunkt geführten Geschichten, die angeknüpft sind an bedeutende geschichtliche Ereignisse und eindringliche historische Vorstudien zur Grundlage haben. Manchem Leser werden sie gerade jetzt zur rechten Zeit ans Licht getreten sein, da in ihnen der Krieg als weltgeschichtlicher Faktor in verschiedenen Gestalten in künstlerischer Dämpfung und Verklärung erscheint. Dr. Hans Zimmer.

Fritjof Nansen. **Sibirien.** Ein Zukunftsbild. F. A. Brockhaus, Leipzig 1914. Preis 10,— Mk.

Der Verfasser von „In Nacht und Eis" hat soeben ein ebenso interessantes wie aktuelles Werk erscheinen lassen. Er behandelt die Frage, ob durch das Nördliche Eismeer um Skandinavien herum eine Verbindung Rußlands mit Westeuropa möglich ist, und kommt unter gewissen Einschränkungen zu einer bejahenden Antwort. Der Verfasser hat im vorigen Jahre selbst die Fahrt um das Nordkap herum durch das Kanarische Meer gemacht, und es gelang ihm, die Mündung des Jenessei zu erreichen. Dieser zu Friedenszeiten errungene wissenschaftliche Erfolg ist durch den Krieg rasch aktuell geworden, weil mit einer derartigen Verbindung Sibiriens mit dem freien Meer die Möglichkeit von Truppentransporten gegeben ist. Neben dieser Expedition zur See hat Nansen auch den Urwald Sibiriens in Tausenden von Kilometern durchquert. Er schildert uns die wunderbare Urwaldlandschaft mit seiner eigenartigen Bevölkerung. Das Hauptproblem ist ihm die wirtschaftliche Erschließung Sibiriens und die gelbe Gefahr, deren Realität durch das Eingreifen Japans in den Weltkrieg uns ja heute greifbar nahe gerückt ist. Das Buch ist ebenso von wissenschaftlichem wie von wirtschaftlichem Wert; über die Art der Darstellung zu sprechen, erübrigt sich, weil Nansen als Meister der Schilderung bekannt ist. Viele vom Forscher selbst aufgenommene Photographien erläutern den Text, auch sind dem Buche 3 Karten mitgegeben, auf denen man den Weg des Forschers verfolgen kann. Der illustrierte Einband, der einen Gewittersturm im Urwald darstellt, ist äußerst wirkungsvoll.

Heinrich Korray. **Garben und Kränze.** Gute Kunst und Literatur für Schule und Haus. Verlag von Edward Erwin Meyer.

Lesebücher für die Jugend, die wirklich guten Stoff bringen, kann es gar nicht genug geben, und es ist zu loben, daß der Verfasser den Standpunkt vertritt, daß eine mehr objektive Kunst für die Jugend von größerem Wert ist als eine solche, die nur „für die Jugend" zurecht gemacht worden ist. Auf diese Weise wird wirklich jeder Schulmeisterton vermieden. So hat der Verfasser eine Reihe von Erzählungen der besten Prosaiker und Dichter ausgewählt und hat, was sehr erfreulich ist, neben der Litera-

Digitized by Google

tur die schöne Kunst nicht vergessen. So finden wir Namen vertreten: Konrad Ferdinand Meyer, Oskar Wilde, Peter Rosegger, Storm, Zola, Eichendorff, Geibel, Chamisso und viele, viele andere. Unter den zahlreichen Kunstbeilagen, die technisch hervorragend sind, fallen auf „Die Nacht" von Böcklin, „Charon" von Hans Thoma u. a. Das Buch kann sicher sehr viel Freude bereiten und sehr viel Segen stiften.

Professor Dr. Reinhold Hofmann. **Karl Friedrich Beckers Erzählungen aus der alten Welt,** „Für die Jugend". 9. Auflage. Mit 8 Bildern nach den Originalkartons von Friedr. Preller und einer Darstellung der Laokoongruppe. Verlag J. M. Gebhardt, Leipzig.

Schon die Tatsache, daß das Buch in der 9. Auflage erscheint, beweist, daß sowohl die Auswahl des Stoffes als auch die Darstellung eine ganz ausgezeichnete ist. Die Sagen von Odysseus, Achilles, Zerstörung Trojas, die Herkules, die Theseus, sie alle finden wir zu unserer Freude in diesem Band wieder. Besonders lebhaft wirken alle diese Gestalten und Ereignisse durch die zahlreichen beigefügten Bilder. Man kann auch der neuen Auflage eine rasche Verbreitung wünschen.

Satire und Einfälle. Mit 3 Vollbildern nach Originalzeichnungen von Hans Eggimann. Verlag Art. Institut Orell Füßli, Zürich. Preis geb. 3,20 Mk.

Ein Künstler mit reicher Phantasie ist Eggimann ohne jeden Zweifel. Auch das Groteske ist reichlich und mit sehr viel Geschick verwendet. Da das Buch vernünftigerweise keinen Text hat, sondern nur ganz durch seine Bilder zu wirken bestrebt ist, man Bilder aber schlecht mit Worten beschreiben kann, so kann man nichts Besseres tun, als das Buch zur persönlichen Durchsicht zu empfehlen. Besonders hübsch ist „Der Sieger", eine Napoleonsfigur über einem unendlichen Feld aufwärts schielender Totenköpfe, ferner „Die Epidemie", ein ungeheurer, scheußlicher Drache, der sich aus einer Talsenkung hervorwälzt. Auch die Poesien „An der Landstraße" sind sehr gut gelungen und legen Zeugnis davon ab, daß Eggimann von der Satire zurück auch den Weg in ernste Naturstimmungen zu finden versteht, ein Beweis für echtes Künstlertum.

Dr. H. J.

Zur freundlichen Beachtung!

Unseren verehrlichen Abonnenten zur gefälligen Nachricht, daß mit Heft 14 das zweite Vierteljahr des 52. Jahrgangs der „Deutschen Romanzeitung" beginnt.

Für das Wintervierteljahr (Januar — März) sind unter anderem folgende neue Romane vorgesehen:

Christine Luckwald: Die Herrin von Hellerbrunn,
Minna von der Heide: Gerd,
Gregorovius: Aus dem Leben eines preuß. Volksschullehrers.

Diese Autoren gehören zu den talentvollsten Schriftstellern der Gegenwart und haben sich bereits durch verschiedene Arbeiten einen Namen gemacht. Es freut uns aus diesem Grunde, unseren Lesern einige neuere Arbeiten bieten zu können.

Neu hinzutretenden Abonnenten werden die Nummern der bereits begonnenen Romane auf Wunsch kostenfrei nachgeliefert.

Verlag der Deutschen Romanzeitung.

Auf **vielfache Anfragen** zur Nachricht, daß die Erzählung

Gloria Viktoria / Von Hans Werder

auch als Sonderausgabe für 25 Pfennig durch alle Buchhandlungen und vom **Verlage Otto Janke, Berlin SW 11,** zu beziehen ist.

Inhalt des Heftes 13: Die Reise nach Meran. Roman von Elsa Rema. — Die blaue Blume. Roman von Bruno Wölfing. **Beiblatt:** Feierabend. Gedicht von Fritz Alfred Zimmer. — Fritz. Eine Weihnachtsgeschichte von J. Berger. — Stoßgebet. Gedicht von Walter Flex. — Bücherbesprechungen.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin. Verlag von Otto Janke. Ausgegeben am 19. Dezember 1914. — Druck: A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung

Herausgegeben von Otto Janke
Zweiundfünfzigster Jahrgang 1915

Unbefugter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitung ist untersagt

Zweiter Band

Verlag von Otto Janke * Berlin SW 11

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt des zweiten Bandes

Romane

Die Reise nach Meran. Roman von Else Rema (Fortsetzung und Schluß). Seite: 1—9, 25—34, 49—58, 73—83, 97—103, 128—138.

Die blaue Blume. Roman von Bruno Wölfing (Fortsetzung und Schluß). Seite: 10—18, 35—42, 59—66, 84—90.

Frid in diesem Huis! Von Hanns Gisbert. Seite: 104—114.

Aus dem Leben eines preußischen Volksschullehrers. Von R. E. Gregorovius. Seite: 121—127, 145—153, 169—177, 193—201, 217—225, 241—249, 265—273, 289—298.

Gerd. Roman von Minna von Heide. Seite: 154—162, 178—186, 202—210, 226—234, 250—258, 274—282, 299—306.

Beiblatt

	Seite
An den Schlaf. Gedicht von Erich Janke	19
Grenadier Kleinemann. Von Freiherr von Schlicht	19, 43
Der Glückliche. Gedicht von Leo Heller	22
Vom Pelzwerk und Pelzmoden. Von A. M. Witte	22
Das ferne Haus. Gedicht von Otto Doderer	43
Fieber. Gedicht von Cl. v. Peßler	45
Der Großbauer und das Spionele. Von Lotta Girgensohn	45
Die Neujahrsglocken 1914/15. Gedicht von K. E. Knodt	67
Die Kriegstrauung. Skizze von Karl Heckel	67
Abendstunde. Gedicht von Fritz Alfred Zimmer	69
Binschlos Flitterwochen. Von Fritz Skowronnek	69
Silbern blinkt. Gedicht von Hellmuth Unger	71
Lorbeer — Rose — Zypresse. Gedicht von Helene Regler-Steinmetz	91
Der Märtyrer. Skizze von Else Krafft	91, 115
Ein Meer ... Gedicht von Joh. Bodner-Lautenschläger	94
Der gotische Dombaumeister. Von Joseph Aug. Lux	95
Die Verurteilten. Gedicht von Hans Anton Schütt	115
Soldatengrab. Gedicht von Charlotte Marr	117
Die Zeit der schweren Not. Von Hermann Löns	118
Bei der Lampe Schein. Gedicht von E. Taufkirch	119
Vorbei. Gedicht von F. Wagenknecht	139
Gustav Frenssens Epos „Bismarck". Von Hanns Martin Elster	139
Bitte. Frage. Zwei Gedichte von Olga Ost	141
Das neutrale Streichholz und seine Heimat. Von Else Trott-Helge	141
Am Strande. Gedicht von Helene Brauer	143
Orakel. Gedicht von Cl. v. Peßler	163
Die Edelmannsmutter. Skizze v. F. Skowronnek	163, 189
Spätherbst. Gedicht von Friedrich Karl Kobbe	167
Die schlafenden Kompagnien. Von Hellmuth Unger	167
Bei dir. Gedicht von Eva v. Collani	187
Schild- und Wappensagen. Von Käthe Damm	187
Mutterlied. Gedicht von Hellmuth Unger	211
Ein Versprechen. Novellette von Franz Wichmann	211, 235
Akazienblüten. Gedicht von Karl Pries	214
Der schüchterne Heinrich. Skizze von Cl. v. Peßler	214, 238
Das Glücksschiff. Gedicht von Leo Heller.	235
Unsere Offiziere. Gedicht von Florentine Gebhardt	259
Der Krieg und die Literatur. Von Hanns Martin Elster	259
Großstadt. Gedicht von Franz Lüdtke	263
Schabel Von Rose Raunau	263
Ein Verwundeter im Lazarett spricht. Gedicht von Ulrich Kerzka	283
Lehrmeister Krieg. Skizze von Hans Friedrich	283
Fahrt ins Feld. Gedicht von Fred Hein	285
Großmutter als Postillon. Von Anna Schwabacher	285
Warten. Gedicht von Karl Berner	287

Digitized by Google

Seite

Das Bismarckjahr. Gedicht von Hellmuth Unger . 307
Bismarck und wir. Von Dr. Hans Janke . . . 307
Wandlung. Gedicht von Margarete Bieth . . . 309
Der große Kanzler im deutschen Liede. Von Paul Pasig 309
Alldeutschlands Söhne. Gedicht von Hertha Rolin 311

Bücherbesprechungen.

Neue Bücher 48, 72, 96, 120
Felix Philippi. Alt-Berlin 47
J. Répin. Freiheit und Arbeit 47
Alois Fietz. Tote Scholle 47
Ernst Marti. Die liebe alte Straße 47
Erwin Rosen. Der große Krieg 48
Elisabeth von Priesdorff. Samariterdienste in der Kinderstube. 48
S. Schachnowitz. Jenseits 48
Felix Freiherr v. Stenglin. Aristokraten 71
W. G. Neander. Die Steinzeit 71
Hans Roelli. Die Geschichte des Jochem Steiner . 71
Tony Schumacher. Komteßchen und Zigeunerkind . 71
Barbara Ring. Feldmaus 72
Dikken Zwilchmeyer. Inger Johanne 72
W. v. Bremen. Die Kriegsereignisse 1914 in West und Ost 120
A. W. Klette. Unsere Feinde, wie sie einander lieben 143

Seite

Karl Ubben. Die beiden Schiefertafeln 143
Marzell Salzers Kriegsprogramm 143
W. Eggert-Windegg. Der deutsche Krieg in Dichtungen 143
Chronik des deutschen Krieges 144
Julius von Pflugk-Hartung. Die Weltgeschichte ist das Weltgericht 144
Wilhelm Meißner. Am Feinde 287
Karl Konstantin Loewenstein. Der wahrhafte Krieg. 287
Walther Freyer. Im Kampf um den Ozean . . . 312
P. Maurus Carnot. Gedichte 312
Luise Reischauer. Und wenn es köstlich gewesen ist 312
L. Dill. Der Tag in Nancy 312

Vermischtes.

Sparet nicht an Büchern 24
Peter Paul Rubens' Haus in Antwerpen 24
Japan vor 50 Jahren 24
Aufruf des Kriegsausschusses für warme Unterkleidung 120
Dr. von Schulte 144
Die Münsterturmuhr von Basel 287
Preisausschreiben über die weibliche Dienstpflicht . 288
Vorbildliches Kaufmannsdeutsch 288

Briefkasten.

Seite 288, 312

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek

1915 Heft 14

Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Die Reise nach Meran / Roman von Else Rema

6. Fortsetzung.

Gegen sechs Uhr. Die Sonne war untergegangen, und abendlich kühle Luft wehte von den Bergen herüber. Hier und da brannten schon die elektrischen Flammen. Die Kurgäste kehrten von Ausflügen und Spaziergängen zurück, und im Hotel zum Wittelsbacher Hof trat der blonde, schlanke chef de reception, der aussah wie ein Engländer, vor dem Spiegel im Bureau, um mit flüchtigem Blick festzustellen, daß sein Zylinder und seine weiße Krawatte vorschriftsmäßig saßen. Denn in wenigen Minuten mußte der Autobus von der Bahn zurückkehren, der die mit dem um sechs Uhr fälligen Schnellzug ankommenden Gäste brachte.

Der Empfangschef seufzte ein bißchen. Die nahende Hochsaison verdoppelte und verdreifachte seine Arbeitskraft. Er begab sich ins Vestibül, nachdem er seinem Gesicht den vorschriftsmäßig nichtssagenden Ausdruck eines Menschen gegeben, der professionsmäßig allen recht gibt, und immer ja sagt, auch wenn er nein denkt.

Draußen vor dem Portal fuhr der Omnibus vor, direkt hinterher kam der Gepäckwagen, an den die Hausdiener sofort die Leiter legten, um die Koffer ziemlich unsanft herunter zu befördern.

Der Empfangschef stand mit dem Zylinder in der Hand vor dem geöffneten Schlag des Autobusses. Das tat er immer, wenn Fremde mit Sekretär und Kammerjungfer angemeldet waren, oder bei englischen und amerikanischen Gästen.

„Darf ich die Herrschaften bitten!"

Seine schlanke, geschmeidige Gestalt neigte sich zu dem kleinen, dicken Kommerzienrat herab.

„Zimmer eins-, zwei-, drei- und vierundzwanzig, die besten die wir im ganzen Hause haben, die Sonne liegt vom frühen Morgen an auf den Balkons."

„Lift!" Die Herrschaften fuhren hinauf.

„Herr Guggenheimer aus München. Zimmer Nr. 40."

Die Liebenswürdigkeit des Empfangschefs war ein bißchen gefrorener geworden, wie sie Leuten zukam, die ohne Dienerschaft reisten.

Alle drei Fahrstühle fuhren besetzt nach den oberen Etagen.

„Ich bitte die Damen, sich einen Augenblick zu gedulden."

Der Empfangschef sagte es liebenswürdig, aber doch schon im Vorübergehen, denn die Gäste des vierten Stocks forderten sein Interesse nur in sehr mäßigem Umfange heraus. Die Zimmer waren billig, meist von einzelnen Damen besetzt, die bei Tisch keinen Wein tranken, und wenn man es nicht sah, die Taschentücher in ihren Waschbecken wuschen, die sie dann an der Zentralheizung trocknen ließen. Und elektrische Plätteisen führten sie mit sich, von dem Tee, den sie sich selber kochten ganz zu schweigen.

Die Fahrstühle kamen von oben zurück.

„Zimmer 45-46!"

Die beiden Damen stiegen ein.

Die große Blonde in Trauer war eine schöne Frau, dachte der Empfangschef flüchtig, als er sah, mit welcher Grazie sie in den Fahr-

Digitized by Google

stuhl glitt. Ein langer schwarzer Schleier wehte von ihrem Hut herab.

Na ja, Witwe mit den früheren guten Zeiten, das kannte er.

Der Kellner legte, oben im Zimmer angelangt, das Fremdenbuch mit dem Bleistift auf den Tisch.

„Darf ich bitten!"

„Frau Mika Schönwald aus Berlin."

Und dann ging er in das Zimmer nebenan.

„Fräulein Karoline Aschborn, Lehrerin, aus Nervi." Das heißt, sie war eine geborene Berlinerin, aber zuletzt hatte sie in Nervi gelebt.

Das Zimmer war sehr eng, und natürlich nach Norden gelegen, denn die Südzimmer bekamen die Leute, die zwanzig Kronen und mehr Pension zahlen konnten.

Aber Karoline Aschborn war es nicht anders gewöhnt, denn sie mußte mit dem Pfennig rechnen. Sie war Lehrerin, die eines leichten Lungenleidens wegen früh ihrer Schultätigkeit entsagt hatte, um sich im Süden auszukurieren. Sie war längst geheilt, aber das dünne, ältliche Fräulein hatte die Gewohnheit angenommen, sich als dauernde Patientin zu betrachten. Sie war glücklich, wenn sie reisen konnte. Die schlechtesten Zimmer schreckten sie nicht ab, die unaufmerksamsten Kellner waren nicht imstande, sie von ihrer Passion zu heilen, sie war nur glücklich, wenn sie in Hotels lebte, sie brauchte das Milieu des Reichtums und Komforts, wenn sie selbst auch nur herzlich wenig davon genoß, oft kaum mehr als den notdürftigsten Unterschlupf. Das kleine Zimmer im Wittelsbacher Hof schien ihr ein eleganter Salon.

Frau Mika Schönwald dachte anders in diesem Punkt. Aber sie war ihr ganzes Leben lang verwöhnt und gefeiert worden. Ihre anmutige Schönheit hatte sie immer zum Mittelpunkt gemacht, so daß sie es jetzt mit doppelter Schwere empfand, sich plötzlich allein und vereinsamt zu sehen.

Frau Mika Schönwald war stark deprimiert, als sie ihr Nordzimmer betrat. Melancholie kroch langsam an ihr empor. Sie fröstelte trotz der offenen Zentralheizung. Der Unterschied zwischen dem Einst und Jetzt überwältigte sie. Energielos, im Hut und Mantel, so wie sie aus dem Coupé gestiegen, war sie in einen Sessel gesunken, der vor dem Fenster stand, das nach dem Hof hinausging, in dem geleerte Weinflaschen, Fässer und alte, ausgediente Obstversandkörbe aufgestapelt waren, während Stimmen aus der Küche, das Klappern von Tellern und Bestecken zu ihr heraufdrangen.

Wie einsam konnte so ein Hotelzimmer sein!

Wenn sie an ihre Hochzeitsreise zurückdachte. Damals hatte Fedor Schönwald sie geliebt, damals hatte sie vermeint, das Glück für ewige Zeiten in ihren Händen zu halten. Ach, wie rasch war es verrauscht.

Mika Schönwald war von einfacher, armer Herkunft, aber sie hatte es schon in frühester Jugend verstanden, die Konjunkturen zu nützen. Nur einmal im Leben hatte sie sich verspekuliert, als sie Fedor Schönwald den Vorzug vor allen anderen Bewerbern gab. Seine Persönlichkeit war immer widersprechend beurteilt worden, die einen schwärmten von seinem geschäftlichen Genie, die anderen nannten ihn einen Spekulanten, der nicht eben wählerisch in der Wahl seiner Mittel umging. Aber Mika war an seiner Seite ein glänzender, gesellschaftlicher Aufstieg beschieden. Ihr Salon wurde zur begehrten Zentrale der hervorragendsten Kreise. Theaterwelt, Vertreter der Wissenschaft, Politiker und Finanzgrößen gingen in der eleganten Grunewaldvilla in Berlin aus und ein.

Mika Schönwald fungierte als Patroneß der vornehmsten Vereine, kein Wohltätigkeitsfest ging in Szene, ohne daß man ihren Namen in der Reihe hochgeborener Veranstalterinnen gefunden hätte.

Fedor Schönwald war ein Herrenmensch. Er siegte, wenn er siegen wollte. Was er in die Hand nahm, wurde zur Goldgrube. Höher und höher stieg er auf der Staffel des Reichtums, bis das Glück sich von ihm zu wenden begann. Unmerklich nur zu Anfang, ganz langsam, aber unaufhaltsam, ging es mit ihm bergab. Fedor Schönwald erlitt starke Schlappen unter dem Druck ungünstiger politischer Konjunkturen. Mehrere seiner Gründungen fallierten und brachten ihm Vermögensverluste, die sich nicht wieder ersetzen ließen. Und was noch schlimmer: sie drangen in die Öffentlichkeit und untergruben seinen Kredit. Statt sich aus seinen Schwierigkeiten wieder heraus- und in die Höhe zu arbei-

Digitized by Google

ten, glitt Fedor Schönwald noch rettungsloser hinein. Was er auch beginnen mochte, es schlug zu seinem Unheil aus.

Es war in der Grunewaldvilla im vertraulichen Kreis immer hoch gespielt worden. Fedor Schönwald hasardierte mit Leidenschaft, es war eine Passion, ohne die er nicht zu leben vermochte, ein Stimulans für seine ewig erregten Nerven.

Als alle Hilfsmittel versagten, griff er zum gewerblichen Glücksspiel. Fedor Schönwald benützte seine elegante, graziöse Frau, ohne daß sie es ahnte, als Magnet für die spielluftige, vornehme Jugend Berlins. Unsummen wurden verloren im Salon der Grunewaldvilla, über die sehr bald unkontrollierbare Gerüchte zu kursieren begannen. Die gute Gesellschaft hatte sich längst zurückgezogen, nur Kavaliere der jeunesse dorée bildeten den Hofstaat der eleganten, geistvollen Hausfrau. Es war zum offenen Geheimnis geworden, daß bei Schönwalds die Nächte hindurch hasardiert wurde, bis gute Freunde eines Tages ihre warnenden Stimmen erhoben, denn Fedor Schönwalds Verhaftung stand bevor. Man wollte ihm und seiner Frau zur Flucht verhelfen, aber es war zu spät.

Fedor Schönwald erschoß sich.

Und seine Frau blieb zurück: arm, geächtet und verlassen. Die Freunde ihres Mannes setzten ihr eine Rente aus, die noch nicht einmal soviel betrug, wie Mika Schönwald sonst für ihre Dessous, Handschuhe und Parfümerien ausgegeben hatte.

Mika war an Entbehrungen nicht gewöhnt, die Armlichkeit ihrer Mädchenzeit war längst bei ihr in Vergessenheit geraten.

Was sollte sie beginnen? Einen Beruf ergreifen? Sie, die sich von der Jungfer die Puderquaste reichen ließ? Die es als Arbeit empfand, wenn sie den Schleier um den Hut selber knüpfen mußte?

Gute Freunde und Freundinnen sparten nicht mit Ratschlägen. Sie besaß Möbel, Wäsche und Silber. Man riet ihr zu einer Pension. Aber Mika graute es vor diesem typischen Auskunftsmittel gestrandeter Frauen. Sie, die Cercle gehalten hatte wie eine Fürstin, sollte zahlenden Gästen die Honneurs machen?

Nein! Mika Schönwald, die unter der Égide ihres Mannes zur leidenschaftlichen Spielerin geworden, hasardierte auch mit dem Leben. Sie wollte noch einmal einen Einsatz wagen — und gewinnen. Sie mußte gewinnen, sie wollte nicht unterliegen. Was einmal geglückt war, konnte auch ein zweitesmal glücken.

Mika Schönwald begehrte fieberhaft in die Welt zurück, die ihr verloren gegangen war. Eine glänzende, zweite Heirat allein konnte ihr wiedergeben, was sie schmerzlich entbehrte.

Sie verkaufte Möbel, Wäsche und Silber. Was sie daraus löste, war das Kapital, mit dem sie noch einmal im Glücksspiel des Lebens setzen wollte.

Endlich ermannte sie sich. Sie stand auf und legte Hut und Mantel ab.

Dann knipste sie das elektrische Licht an und zog die Vorhänge zu. Sie war so nervös. Die Berge, die sich schwarz und dunkel vom nächtlichen Horizont abhoben, schienen ihr wie dräuende Feinde.

Sie klingelte dem Kellner, sie wünschte die Kurliste. Mika wollte das Feld rekognoszieren, wer etwa von früheren Bekannten hier war, und wer ihr nützen konnte, wenn auch nur durch gesellschaftlichen Anschluß. Denn eine alleinstehende Frau in einem Kurort?!

Sieben Uhr. Nein, zum Diner ging sie nicht, sie mußte erst in der Einsamkeit ihres Zimmers Ruhe und Sammlung finden. Auspacken also? Sie suchte in der Handtasche nach ihren Kofferschlüsseln. Und fand sie nicht beim ersten Griff. Mika seufzte. Sonst hatte ihre Jungfer diese Arbeit besorgt.

Eigentlich war sie müde — lebensmüde.

Hatte ihr Mann nicht das bessere Teil erwählt, als er das Nirvana dem irdischen Kampf vorgezogen? Warum hatte er sie nicht mitgenommen auf seiner Reise ins unbekannte Land?

Seine Pistole hatte sie in sicherem Gewahrsam in ihrem Koffer. Wenn einmal die Wogen über ihr zusammenschlugen und sie keine andere Rettung mehr sah, — — dann — —

Endlich waren die Schlüssel gefunden. Mika öffnete Koffer und Schränke. Da war ein fremdes Parfüm — wer hatte vor ihr in diesem Zimmer gewohnt? Eine Abenteuerin — eine Glücksritterin wie sie?

Mika interessierte sich für diese Unbekannte, die sie nie gesehen und niemals sehen würde.

Digitized by Google

Aus dem bunten Durcheinander ihrer Handtasche flatterte ihr aus Schleiern und allerhand Toilettenutensilien Viktor Wernthalers Kartenbrief entgegen, den sie wenige Stunden vor ihrer Abreise empfangen hatte. Sie überlas den Brief rasch noch einmal. Und dann lächelte sie bitter. Ermutigend war es wahrhaftig nicht, was er schrieb, er lockte sie an und stieß sie ab zu gleicher Zeit. Das war immer Viktor Wernthalers Art gewesen, er war kokett wie eine Frau, die belagert, aber nicht besiegt werden wollte. Aber er war noch stets ihrem persönlichen Reiz unterlegen, wenn sie es gewünscht hatte.

Ein flüchtiges, triumphierendes Lächeln glitt über Mika Schönwalds Gesicht. Oh — sie wollte ihn von neuem in ihren Bann zwingen. Es sollte — es mußte ihr gelingen! Viktor Wernthaler war reich, er gefiel ihr und sie liebte ihn — soweit ihre kalte Natur es gestattete. Sie wäre nie imstande gewesen, einem Mann Opfer zu bringen, Mika kannte nur einen Kult, und in dessen Mittelpunkt stand ihre eigene Person.

Ihre Ehe mit Fedor Schönwald war im Laufe der Jahre zu einem rein äußerlichen Band geworden. Beider Gefühle füreinander waren erkaltet an gegenseitiger Enttäuschung. Ihre kalte Natur stieß den impulsiv empfindenden Mann ab, er suchte bei anderen Frauen, was er bei der eigenen nicht fand. Mika wiederum verzieh die Eskapaden ihres Gatten nicht, dem sie schließlich nichts anderes bedeutete als eine glänzende Repräsentantin seines Hauses, und als es abwärts mit seinem Geschick ging, als Lockvogel für seine unfairen Zwecke.

Mika Schönwald war ihrem Gatten niemals untreu gewesen, denn sie war klug und berechnend, sie gab ihre Trümpfe nicht aus der Hand, sie war und blieb unantastbar. Kein Stäubchen kam auf ihren Ruf, denn sie liebte ihre Position mehr als alles andere auf der Welt.

Viktor Wernthaler war der erste Mann, für den es sich in ihrem Herzen regte. Aber weder er noch sie gaben ihren Beziehungen eine Tendenz nach irgendeiner ausgesprochenen Richtung. Es war ein ewiges Plänkeln, ein fortgesetztes Spielen mit Gefühlen und Leidenschaften, deren Erfüllung Mika Schönwald nicht weniger als Viktor Wernthaler scheute. Er fürchtete für seine Freiheit — sie für ihre Position, die längst, ohne daß sie es ahnte, angekränkelt war. Aber sie fanden beide Geschmack an dem beständigen Auf und Nieder.

Sie fühlte: er spielte mit ihr. Heute ließ er sie ahnen, daß er ihren Besitz erstrebte — am nächsten Tage begegnete er ihr kühl und fremd. Das hielt sie in Emotion, denn Mika Schönwald zählte zu den Frauen, die ein glattes Leben ohne Kurven nicht vertrugen.

Das reizvolle Spiel erfuhr eine jähe Unterbrechung durch den tragischen Tod ihres Gatten. Skandal und Armut hefteten sich an ihre Fersen — und Viktor Wernthaler ergriff die Flucht. Denn nichts anderes war seine Reise nach Meran. Mika Schönwald kannte ihn gut, sie wußte, daß er Unruhen jeglicher Art haßte und ihnen aus dem Wege ging, wie die meisten Männer.

Erst vergoß sie Tränen über seine Fahnenflucht, dann wandelte sich ihr Schmerz in Haß, und als sie seine Blumen mit seinem Abschiedsgruß empfing, wurde die Liebe von neuem in ihrem Herzen übermächtig.

Sie mußte ihn zurückerobern, um jeden Preis! Viel Zeit hatte sie nicht zu verlieren, denn ihr Kapital war stark geschmälert worden; sie hatte Rechnungen ihres Mannes bezahlt, um die Flammen des Skandals nicht noch höher lodern zu machen. Entweder sie gewann den Feldzug, der die Reise nach Meran für sie darstellte, oder —. Mika schloß vor diesem „oder" die Augen. Sie mußte haushalten mit ihren Mitteln. Lange hielt sie sich nicht mehr über Wasser. Ihre Toiletten hatten Unsummen verschlungen, und für den schuldigen Rest hatte sie Wechsel ausgestellt. Nicht einmal eine Gesellschafterin oder Jungfer hatte sie mitnehmen können; schon der Aufenthalt in dem teueren Hotel überstieg ihre pekuniären Kräfte, wenn sie sich auch mit einem schlechten Zimmer begnügte.

Es klopfte. Der Kellner war's, der die Kurliste brachte, deren Lektüre sie jedoch verschob, um erst ihre Koffer auszupacken. Sie besah sich im Spiegel und erschrak über ihr Aussehen. Um Jahre gealtert schien sie sich. Sofort klingelte sie dem Zimmermädchen. Ein Bad für Punkt 9 Uhr.

Der Anblick ihrer Toiletten lenkte sie von ihren trüben Gedanken ab und stimmte sie mu-

Digitized by Google

tiger. Sie würde das Glück schon zwingen. Mit behutsamen Händen breitete sie ihre Schätze auf dem Bett aus. Als Witwe von mehreren Wochen war sie an Trauerkleidung gebunden, aber das war kein Fehler, dachte sie mit einem Lächeln, denn Schwarz war ihre vorteilhafteste Farbe, und Mika hatte im Verein mit ihrer Lieferantin wahre Toilettengedichte ersonnen.

Neu belebt kehrte sie eine Stunde später im rosafarbenen Kimono aus dem Bade zurück. Dann bestellte sie Kaviar und eine halbe Flasche Extra dry. Das waren zwar Genüsse, die ihr Budget nicht vertrug, aber Mika verstand sich schlecht aufs Sparen, sie machte sich hinterher Vorwürfe, wenn sie zuviel ausgegeben hatte, jedoch im Moment kannte sie keine Überlegung und keine Mäßigung, wenn irgendeine Kaprize ihre Befriedigung verlangte.

Nachdem sie ihr einsames Mahl bei bestem Appetit beendet, entnahm sie ihrem goldenen Etui eine Zigarette, eine sehr teure Marke, an die sie aber gewöhnt war, und studierte in bester Laune, während sie mit Genuß rauchte, die Kurliste von Meran.

Ah — Viktor Wernthaler wohnte natürlich im vornehmsten Hotel, Hotel Kronprinzessin Stephanie; es war noch feiner und exklusiver als der Wittelsbacher Hof.

Alexander Frumkin mit Gemahlin und Dienerschaft — Villa Palmenhain. Sie dachte nach. Sie mußte ihnen schon irgendwo begegnet sein. Aber wo? Richtig, vor einem Jahre noch, zu den Rennen in Baden-Baden. Natascha Frumkin war eine interessante Frau, aber mit angekränkeltem Ruf. Was war das doch gleich für eine Geschichte gewesen? Und dann wußte sie es. Sie hatte mit der Russin zusammen in einem Wohltätigkeitsbasar verkauft. Dabei waren sie näher miteinander bekannt geworden.

Gleich morgen wollte sie ihren Besuch in der Villa Palmenhain machen. Frumkins waren zwar gefallene Sterne, so wie sie selber. Darauf kam es jedoch nicht für sie an. Frumkins hatten immer viel Verkehr. Und sie waren für sie das beste Sprungbrett, in die internationale Gesellschaft hereinzukommen. Es war immer gut, mehrere Trümpfe in der Hand zu haben, wenn wider Erwarten Viktor Wernthaler ihr entschlüpfte.

Fräulein Karoline Aschborn hatte soeben das letzte Kleid ihrer bescheidenen Garderobe in ihren Schrank gehangen. Sie hatte auf ihren vielen Reisen eine gewisse Geschicklichkeit erlangt, sich in Räumen zu bewegen, die oft kaum größer waren als eine Gefangenenzelle oder ein Papageienkäfig. Ihr kleines, dürftiges Persönchen prädestinierte sie dazu, sie fand in der schmalsten Bettstelle Platz, und der niedrigste Schrank war hoch genug für ihre kurzen Röckchen, die sie selbst reinigte, denn den Hausdienern traute sie nicht, außerdem war sie keine Freundin von Trinkgeldern.

Wenn ein Tisch in einem Hotelzimmer noch so schmal war, Karoline Aschborn etablierte mit taschenspielerischer Kunstfertigkeit eine fliegende Küche auf ihm, da sie gern an den kleinen Zwischenmahlzeiten sparte. Sie kochte hinter geschlossenen Türen Kaffee oder Tee auf ihrem kleinen Spirituskocher, obwohl es in allen Hotels der Welt verboten war.

Wer war wohl die schlanke, schöne Frau die neben ihr wohnte? Fräulein Aschborn hätte sie gern angesprochen, denn sie war immer auf der Suche nach Anschluß, aber sie hatte sich von dem kühlen Blick abgestoßen gefühlt, der sie aus den graublauen Augen traf. Das kleine, ältliche Fräulein schwärmte für schöne Frauen, man beachtete sie jedoch nicht eher, als bis man ihre Dienste brauchte.

Ob ihre elegante Nachbarin eine Abenteuerin war? Die kleine Lehrerin empfand ein von Furcht und süßem Grauen gemischtes Gefühl vor solchen Frauen. Sie konnte es sich gar nicht vorstellen, wie man ein Leben ohne reellen Hintergrund führte. Sie zitterte schon, wenn sie ihre Hotelrechnung nicht fast in derselben Minute bezahlt hatte, in der sie sie erhielt.

In Meran hoffte sie gut honorierte Stunden zu bekommen. In Nervi hatte sie nicht auf die Kosten kommen können, und sie hatte ihre Ersparnisse angreifen müssen. Aber eine vornehme Russin hatte sie an Madame Natascha Frumkin empfohlen, in deren Salon sie sicher Bekanntschaften machen würde, die ihr nützen konnten. Nachdem sie den Tee getrunken, den sie sich gebraut hatte, und eine Semmel gegessen, die noch von ihrem Reiseproviant übrig war, legte sie sich befriedigt zum Schlummer nieder. Ihre Kleider waren alle bezahlt, ein Mann spielte keine Rolle in ihrem Leben und

Digitized by Google

tur die schöne Kunst nicht vergessen. So finden wir Namen vertreten: Konrad Ferdinand Meyer, Oskar Wilde, Peter Rosegger, Storm, Zola, Eichendorff, Geibel, Chamisso und viele, viele andere. Unter den zahlreichen Kunstbeilagen, die technisch hervorragend sind, fallen auf „Die Nacht" von Böcklin, „Charon" von Hans Thoma u. a. Das Buch kann sicher sehr viel Freude bereiten und sehr viel Segen stiften.

Professor Dr. Reinhold Hofmann. **Karl Friedrich Beckers Erzählungen aus der alten Welt,** „Für die Jugend". 9. Auflage. Mit 8 Bildern nach den Originalkartons von Friedr. Preller und einer Darstellung der Laokoongruppe. Verlag J. M. Gebhardt, Leipzig.

Schon die Tatsache, daß das Buch in der 9. Auflage erscheint, beweist, daß sowohl die Auswahl des Stoffes als auch die Darstellung eine ganz ausgezeichnete ist. Die Sagen von Odysseus, Achilles, Zerstörung Trojas, die Herkules, die Theseus, sie alle finden wir zu unserer Freude in diesem Band wieder. Besonders lebhaft wirken alle diese Gestalten und Ereignisse durch die zahlreichen beigefügten Bilder. Man kann auch der neuen Auflage eine rasche Verbreitung wünschen.

Satire und Einfälle. Mit 3 Vollbildern nach Originalzeichnungen von Hans Eggimann. Verlag Art. Institut Orell Füßli, Zürich. Preis geb. 3,20 Mk.

Ein Künstler mit reicher Phantasie ist Eggimann ohne jeden Zweifel. Auch das Groteske ist reichlich und mit sehr viel Geschick verwendet. Da das Buch vernünftigerweise keinen Text hat, sondern nur ganz durch seine Bilder zu wirken bestrebt ist, man Bilder aber schlecht mit Worten beschreiben kann, so kann man nichts Besseres tun, als das Buch zur persönlichen Durchsicht zu empfehlen. Besonders hübsch ist „Der Sieger", eine Napoleonsfigur über einem unendlichen Feld aufwärts schielender Totenköpfe, ferner „Die Epidemie", ein ungeheurer, scheußlicher Drache, der sich aus einer Talsenkung hervorwälzt. Auch die Poesien „An der Landstraße" sind sehr gut gelungen und legen Zeugnis davon ab, daß Eggimann von der Satire zurück auch den Weg in ernste Naturstimmungen zu finden versteht, ein Beweis für echtes Künstlertum.

Dr. H. J.

Zur freundlichen Beachtung!

Unseren verehrlichen Abonnenten zur gefälligen Nachricht, daß mit Heft 14 das zweite Vierteljahr des 52. Jahrgangs der „Deutschen Romanzeitung" beginnt.

Für das Vierteljahr (Januar — März) sind unter anderem folgende neue Romane vorgesehen:

Christine Luckwald: Die Herrin von Hellerbrunn,
Minna von der Heide: Gerd,
Gregorovius: Aus dem Leben eines preuß. Volksschullehrers.

Diese Autoren gehören zu den talentvollsten Schriftstellern der Gegenwart und haben sich bereits durch verschiedene Arbeiten einen Namen gemacht. Es freut uns aus diesem Grunde, unseren Lesern einige neuere Arbeiten bieten zu können.

Neu hinzutretenden Abonnenten werden die Nummern der bereits begonnenen Romane auf Wunsch kostenfrei nachgeliefert.

Verlag der Deutschen Romanzeitung.

Auf **vielfache Anfragen** zur Nachricht, daß die Erzählung

Gloria Viktoria / Von Hans Werder

auch als Sonderausgabe für 25 Pfennig durch alle Buchhandlungen und vom **Verlage Otto Janke, Berlin SW 11,** zu beziehen ist.

Inhalt des Heftes 13: Die Reise nach Meran. Roman von Elsa Rema. — Die blaue Blume. Roman von Bruno Wölfing. **Beiblatt:** Feierabend. Gedicht von Fritz Alfred Zimmer. — Fritz. Eine Weihnachtsgeschichte von J. Berger. — Stoßgebet. Gedicht von Walter Flex. — Bücherbesprechungen.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin. Verlag von Otto Janke. Ausgegeben am 19. Dezember 1914. — Druck: A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung

Herausgegeben von Otto Janke
Zweiundfünfzigster Jahrgang 1915

Unbefugter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitung ist untersagt

Zweiter Band

Verlag von Otto Janke * Berlin SW 11

Digitized by Google

hatte nie eine darin gespielt, ob sie alt oder jung, hübsch oder nicht hübsch aussah, beschäftigte sie nicht. Wenn sie nur ein bißchen Anschluß bekam und ein paar Schüler, mehr verlangte sie vom Schicksal nicht.

Mikas erster Blick nach dem Erwachen galt dem Spiegel. Was doch eine Nacht ruhiger Schlaf tat? Jung und frisch sah sie aus. Früher hatte sie nächtelang im Coupé verbringen können, und am anderen Morgen hatte sie nur so geblüht. Sie seufzte. Diese Zeiten waren vorüber. Dann klingelte sie dem Zimmermädchen. Sie bestellte eine Masseuse und für eine Stunde später den Friseur, der ihr Haar ondulieren sollte. Aber den besten, der aufzutreiben war, gleichviel, ob den teuersten oder nicht.

Hierauf frühstückte sie und legte sich mit einer Zigarette auf den Divan, um ein bißchen nachzudenken. Sie wollte sich ganz klar über ihre Strategie Viktor Wernthaler gegenüber sein.

Ob sie ihm auf der Promenade überraschend entgegentrat? Nein, bei Überraschungen ahnte man nie, wie sie endeten. Sie wollte ihm schreiben. Und bei diesem Gedanken schlug ihre behagliche, hoffnungsfrohe Stimmung jählings um. Das war nichts Seltenes bei ihr. Sie litt selbst am meisten unter diesen schroffen seelischen Übergängen.

Wenn sie reich gewesen wäre, hätte sie sich nicht zu diesem Kampf um den Mann aufgepeitscht, dann hätte sie lieber ihre Tage in ruhiger Beschaulichkeit verbracht, von Kartenspiel und ein bißchen Flirt hier und da unterbrochen. Die ganze Geschichte lohnte nicht, bei Licht besehen. Ekel und Lebensüberdruß stiegen in ihr auf. Sie sah einen Augenblick zum Fenster hinaus. Die grünbewaldeten Berge hatten in der heiteren Beleuchtung des Tages ihre Schrecken verloren. Ein schönes Bild, das vor ihr lag, diese Höhenkette, und davor der schlanke Kirchturm, der stolz zum Himmel aufragte. Auf den Bergen schimmerte der Schein der aufgehenden Sonne, aber in ihr Zimmer kam sie nicht, denn es ging nach Norden — ach, für sie war die Sonne des Lebens untergegangen. —

Aus der Küche drangen laute Stimmen. — Mit Bestecken wurde geklappert — im Hofe rollte der Hausdiener ausgediente Fässer beiseite.

Angewidert wandte sich Mika ab, mit Tränen in den schönen Augen.

Empfangstag in der Villa Palmenhain!

Vom Straßenportal bis zur Gartentür war ein graurotes Leinendach gespannt, Autos und Equipagen fuhren vor, ein Diener in hechtgrauer Livree öffnete die Wagenschläge und geleitete die Gäste bis zum Eingang der Villa, wo ein zweiter Diener sie in Empfang nahm.

Die Villa Palmenhain hatte eine jahrhundertealte Vergangenheit. Die jeweiligen Besitzer hatten, stets nach individuellem Geschmack und kulturellen Fortschritten folgend, bauliche Renovationen vornehmen lassen, so daß die einstige Burg einen krausen, unruhigen Stil bekommen hatte. Sie glich einer würdigen Matrone, der man modischen Aufputz aufgezwungen. Da gab es noch Türme und Türmchen mit Schießscharten, da waren vergitterte Erker und Altane neben Loggien und Balkonen, die einer späteren Zeit entstammten.

Eine russische Prinzessin, die ihr Leben in Meran beschlossen hatte, nachdem sie sich durch ihre Ehescheidung von einem Adjutanten des Zaren dessen Zorn zugezogen, war die Schöpferin der Palmenrondelle, die hier in südlicher Pracht gediehen und die der Villa einen stark exotischen Reiz gaben.

Ein österreichischer Erzherzog, der nach der Prinzessin mehrere Jahre hier verbrachte, hatte die einstige Burg in „Villa Palmenhain" getauft. Sie wechselte häufig die Besitzer, je nachdem die Weltflucht der jeweiligen Bewohner mehr oder minder lange ausgedehnt wurde. Dann stand sie wieder im Südtiroler Boten zum Verkauf oder zur Miete ausgeschrieben.

Für die Eingeborenen Merans war die Villa Palmenhain im Laufe der Jahre zu einer von Legenden umwobenen Wohnstätte geworden, denn immer waren es Träger besonderer Schicksale, die sich hier, inmitten der Berge, ein zweites Heim aufgebaut hatten. Immer waren es Menschen gewesen, die, weidwund, Vergessenheit gesucht hatten, oder es waren Flüchtlinge, die mit gutem Grund für eine Weile vom sonstigen Schauplatz ihres Daseins zu verschwinden wünschten.

Alexander Frumkin hatte die Villa gemietet, weil über seine Frau nach ihrem unfreiwilligen Wegzug von Petersburg eine Ruhelosigkeit gekommen, die sie jeden Tag neue Pläne fassen ließ. Heute wünschte sie sich in Fiesole

Digitized by Google

anzubauen, morgen an den Ufern des Gardasees. Bald war sie in Paris, bald in Monte Carlo, bald in Venedig. Kein Projekt gedieh bis zur Reife, denn Natascha Frumkin verlor noch immer die Lust vor der endgültigen Verwirklichung. Frumkins waren Gesellschaftsmenschen, sie blieben nicht eine halbe Stunde allein, denn in beiden lebte der Wunsch, das Erinnern an die Vergangenheit zu betäuben. Sowie der letzte Gast sie verlassen hatte, brachen sie in gegenseitige Vorwürfe aus, die in Anschuldigungen über den erzwungenen Fortzug von Petersburg gipfelten. Alexander und Natascha Frumkin waren heftige, zum Jähzorn geneigte Naturen, die nur vom gesellschaftlichen Training, das sie sich im Laufe der Jahre angeeignet hatten, im Schach gehalten wurden. Wenn sie allein waren, ließen sie die Maske der Beherrschung fallen. Dann wandelte sich Alexander Frumkin wieder in den Mann aus der Hefe des Volkes, der er entsproßte, und Natascha war wieder die kleine Chansonette, die mit zügellosen Ausdrücken um sich warf. Es war stets dasselbe Leitmotiv: sie bezichtigten sich gegenseitig der Schuld an ihrem gesellschaftlichen Ruin. Alexander Frumkin nannte seine Frau dann eine Dirne, und sie hieß ihn einen Betrüger, den man für Lebenszeit nach Sibirien hätte transportieren müssen.

Es ging sehr heftig zu bei diesen Auftritten, die sich gewöhnlich zur Nachtzeit abspielten. Alexander Frumkin bedrohte seine Frau mit dem geladenen Revolver, und sie zückte ihren kleinen, kaukasischen Dolch gegen ihn. Aber das waren alles nur Scheingefechte, bei denen ihre ungezügelten Naturen sich austobten. Zum Schluß fiel Alexander Frumkin vor seiner Frau auf die Knie, versicherte sie seiner Liebe, und Natascha vergab, — mit Falschheit im Herzen, denn sie war gesonnen, nur so lange bei diesem Barbaren zu bleiben, bis sie einen anderen Mann fand, der ihr eine einwandfreie, gesellschaftliche Position zu bieten hatte. Geza Josci schien ihr der geeignete Nachfolger, heute noch wollte sie ernsthaft mit ihm sprechen, denn länger hielt sie es nicht mit Alexei Alexandrowitsch aus.

Sie hatten wieder eine fürchterliche Szene in der Nacht gehabt. Aber niemand sah der geschmeidigen kleinen Russin, die mit Grazie und gleichbleibender Liebenswürdigkeit ihre Gäste empfing, an, daß wilde Rachepläne in ihr gährten. Mit Politikern sprach sie über Politik, mit Dichtern über Literatur, mit Diplomaten von ihrem Wirkungskreise, und niemand merkte, daß es nur oberflächlicher Schliff war.

Man amüsierte sich gut in ihrem Salon. Und deshalb kam man gern, wenn man auch wußte, daß Frumkins von der Petersburger Gesellschaft ausgestoßen waren, nachdem sie sich den Groll des Zaren zugezogen hatten. Als Schützlingin des Großfürsten hatte Natascha eine tonangebende Rolle gespielt, denn man hatte sich nicht um ihr wenig ehrenvolles Amt gekümmert, es war genügend gewesen, daß ein Großfürst in ihren Salons verkehrte.

Es war immer eine gemischte Gesellschaft, die sich an den Empfangstagen in der Villa Palmenhain bewegte, denn Frau Natascha wußte, daß sie nicht wählerisch sein durfte.

Die Diele, die am Eingang von zwei Rittern mit geschlossenem Visier flankiert wurde, bildete den Mittelpunkt des geselligen Lebens. Denn hier befanden sich die Musikinstrumente, die den Gästen zur Verfügung standen, und hier wurde gesungen, getanzt oder gespielt.

Natascha Frumkin verstand sich auf die Kunst, ihre Gäste zu amüsieren. Sie trug russische Volkslieder vor, die sie auf der Balaleika begleitete, sie förderte junge Talente, indem sie ihnen Gelegenheit gab, sich in ihrem Salon hören zu lassen, und gleichzeitig bot sie ihren Besuchern damit Abwechslung und Unterhaltung. Natascha Frumkin kannte die Menschen, sie wußte, sie würden nicht zu ihr kommen, wenn sie nicht Sorge für ihr Amüsement trug. Ihre eigene Anziehungskraft schätzte sie niedrig unter diesem Gesichtspunkt ein, sie war ein gefallener Stern, den man ignorierte, sobald sie nicht die nötige Staffage um ihre Person schuf.

Die kleine ehemalige Chansonette legte Wert darauf, Mitglieder des Adels in ihrem Salon zu empfangen. Waren es auch Fürstinnen oder Prinzen mit kleinen Flecken auf ihrem Namen, den Leuten imponierten sie doch.

Frau Fürstin Feldafingen war Stammgast bei den Empfängen in der Villa Palmenhain. Die alte Durchlaucht war gelähmt und schwerhörig, aber Geselligkeit war ihr Bedürfnis. Sie ließ sich in ihrem Fahrstuhl, der auf Gummirädern lautlos ging, von einem Zimmer ins an-

Digitized by Google

dere fahren, in jedem blieb sie, so lange sie es unterhaltend fand, und bis sie Sehnsucht nach erneuter Abwechslung spürte. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts war die Fürstin Feldafingen eine der gefeiertsten schönsten Erscheinungen am preußischen Hofe gewesen — heute war sie nur eine traurige Ruine ihres einstigen Selbst. Seit zwanzig Jahren lebte sie in Meran mit einem kleinen Hofstaat, der sich aus einem jungen Arzt, ihrer Gesellschafterin, einem Kammerdiener und einer Kammerfrau zusammensetzte. Denn auch sie war der Weltflüchtigen eine. Die alte Durchlaucht wußte den Gotha aus dem Kopfe, und nicht minder geläufig war ihr der französische und italienische Adel. Man fürchtete die Fürstin ob ihres berüchtigt scharfen Mundes, der die unangenehmsten Dinge aus der Vergangenheit der Menschen mit unerbittlicher Schonungslosigkeit ans Tageslicht zog. Zudem sprach sie, wie alle Schwerhörigen, sehr laut, und die Antworten, die ihr ins Hörrohr gegeben wurden, vernahm man wie die Fragen in allen Zimmern, wenn die Wogen der Unterhaltung nicht gerade hoch gingen.

Über Bürgerliche glitt sie mit Stillschweigen hinweg; sie ignorierte sie; sie brachte nicht einmal das notdürftigste Interesse für Menschen auf, die in keinem Adelsbuch der Welt verzeichnet standen.

„Frau Fürstin Aliprandi mit Prinzessin Tochter" stellte Fräulein von Salzburg ihre Gesellschafterin vor.

„Die geschiedene Aliprandi? Die Frau des römischen Advokaten?"

Man wurde aufmerksam auf die Unterhaltung.

„Sehr richtig, meine Liebste, daß Sie dem bürgerlichen Rechtsverdreher den Laufpaß gegeben haben. Wie geht's dem Herrn Papa, Fürst Carlo? Ich hörte, daß er zum drittenmal geheiratet hat. Wann wird er sich zum drittenmal scheiden lassen?"

„Wieviel Fürstinnen Aliprandi haben wir jetzt?" fragte die alte Durchlaucht mit lauter, durchdringender Stimme.

Die schöne, brünette Fürstin Aliprandi war dunkel errötet.

„Und wie steht's mit dem Töchterchen? Darf sie den Prinzessinentitel führen?"

Das war ein wunder Punkt, denn die kleine Jolanda, die von ihrer Mutter überall mit hingenommen wurde, figurierte stets als Prinzessin, obwohl sie einfach weg nach dem Vater Jolanda Tommasi von Gesetzes wegen hieß.

Prinzessin Jolanda war eine Weltdame, die seit Jahren gewöhnt war, ihr Lunch und ihr Diner in großer Gesellschaft zu nehmen. Diese schwarzen Kinderaugen sahen mit ruhigem, selbstbewußten Blick in die Welt. Nichts überraschte sie, nichts schüchterte sie ein. Sie saß graziös auf einem geschnitzten Hocker, löffelte ihr Eis mit spitzen Fingern, und musterte sich gelegentlich im Spiegel, um festzustellen, daß die rote Riesenschleife, die sie aufrechtstehend über der linken Schläfe trug, auch den richtigen Sitz hatte. Prinzessin Jolanda legte Wert auf ihre Toilette, ihre Hotelexistenz hatte sie gelehrt, von früh bis abends in repräsentabler Verfassung zu sein.

Fräulein Karoline Aschborn, die unbeachtet in einem Winkel saß, war selig, denn Fürst Aliprandi hatte sie als Klavierlehrerin für ihr Töchterchen engagiert. Wie nett von Natascha Frumkin, sie zu empfehlen!

Wolken von Parfüms schwebten durcheinander, aus dem Rauchzimmer drang der Odem schwerer Zigaretten, und in der Diele hatte eine junge Engländerin Tänze a la Duncan zu tanzen begonnen. Zwischendurch begrüßte man sich, Französisch, Russisch und Deutsch klang durcheinander. Man tauschte Reiseerlebnisse aus, man sprach von den Hotels in Kairo, vom Klima in Palermo, vom Publikum in Portoroſe, und man flirtete und medisierte, man sah dabei auf die junge, tanzende Engländerin, man klatschte ihr Beifall, und man verabschiedete sich, aber immer neue Gäste kamen. Es war ein ununterbrochenes auf und nieder.

„Auf Wiedersehen, Durchlaucht!"

„Servus, Gnädigste!"

„Monsignore, welche Freude, Sie zu sehen!"

„Exzellenz, wieder in Meran, mit Frau Gemahlin?"

Die sehr junge, hübsche Exzellenz verneigte sich tief.

„Küß die Hand, Frau Fürstin."

Die Diener servierten aus silbernen Samovaren den Tee und reichten Süßigkeiten und Sandwiches dazu.

Digitized by Google

Natascha Frumkin stellte vor: „Doktor Wernthaler — Frau Mika Schönwald — Frau Sanitätsrat Pirchholtz aus Berlin. — Ah, die Herrschaften kennen sich schon!"

„Meine Gnädigste, welche Überraschung, Sie hier zu sehen!" Doktor Wernthaler küßte Mika Schönwald die Hand; er hatte Mühe, sich zu beherrschen.

„Nicht wahr, das haben Sie nicht erwartet?" Mika lächelte ihr berückendstes Lächeln, und dabei streifte sie aus halb geschlossenen Augen Amanda Pirchholtz. Wer war das? Wernthalers neuester Flirt? Pah, die hob sie zehnmal aus dem Sattel, die Frau war aus der Kleinstadt, das sah Mika auf den Blick, obwohl sie tadellos modern in der Aufmachung war.

„Und was macht Berlin, meine Gnädigste?" fragte Viktor Wernthaler, noch immer konsterniert von dem plötzlichen Auftauchen der Frau, die seinem Gedächtnis längst entschwunden war.

Amandas Augen glitten argwöhnisch von Mika Schönwald zu ihm herüber. Wer war die schöne Frau?

Mika Schönwald erregte selbst in diesem internationalen Kreise Aufsehen. Sie verstand sich in Szene zu setzen, alle anderen Frauen verschwanden neben ihr, denn sie wußte sich sofort zum Mittelpunkt zu machen. Ein junger Leutnant von den Kaiserjägern klemmte sein Einglas ins Auge und musterte sie. Sein Kamerad zuckte mit den Achseln.

„Wohnt im Wittelsbacher Hof. Ganz allein. Nicht mal 'ne Jungfer."

„Chikes Weib!"

Sie sahen sich in die Augen und lächelten.

„Wer ist die andere Blondine?"

„Frau Sanitätsrat Pirchholtz, weiß nicht woher. Aus Deutschland. Hat eine Gesellschafterin bei sich. Dort steht sie mit dem älteren Herrn."

„Auch nicht übel", sagte der junge Leutnant.

„Solide, sehr solide, das sieht man sofort. Wohnt im Hotel Kronprinzessin Stephanie."

Mika Schönwald war in ihrem Element. Ihre Augen begannen zu leuchten, sie erzählte und gestikulierte lebhaft. Wenn sie sich bewundert und gefeiert fühlte, kam immer diese Stimmung über sie, es war dann, als habe sie Champagner getrunken. Sie verlor die Kontrolle über sich, Wahres und Erdichtetes floß durcheinander, sie wollte siegen — und sie siegte dann stets.

Ein alter Justizrat aus Berlin, den Amanda Pirchholtz im Hotel Kronprinzessin Stephanie kennen gelernt hatte, begrüßte sie.

„Auch hier, meine Gnädigste?" Er zwinkerte mit den Augen und sah sie verschmitzt an.

„Ich danke Ihnen für Ihre Blumen, lieber Freund", sagte Mika Schönwald; „aber warum ließen Sie sich nicht selber blicken vor Ihrer Abreise?" Sie sah ihn intensiv aus ihren glänzenden Augen an.

„Wissen wir immer, warum wir etwas tun oder nicht? Und dann — ich litt an chronischen Kopfschmerzen, schöne, gestrenge Herrin."

Es war die halbe Wahrheit. Viktor Wernthaler litt zeitweilig an Benommenheit, daß er nahezu das Bewußtsein verlor.

„Ich bitte um Gnade!" Und dabei küßte er Mikas Hand etwas länger, als es der gute Ton gebot.

Frau Amanda hatte die kleine Szene beobachtet, und der alte Justizrat war ihrem Blick gefolgt.

„Gefallene Größe, diese Mika Schönwald, hat einmal eine Rolle in Berlin gespielt, ist aber aus damit." Und er weihte Frau Amanda in die Personalakten der schönen Berlinerin ein. „Was sie hier tut? Meine liebe gnädige Frau, was tut eine Frau, wie diese in einem internationalem Kurort? Monte ist ein besseres Operationsfeld, aber die Konkurrenz ist auch größer. Wahrscheinlich will sie den reichen Wernthaler kapern."

„Woher sie das Geld zu teuren Badereisen nimmt, ist mir einfach unklar."

Es hatte sich herumgesprochen: ein Inkognitoprinz war anwesend, und ein deutscher obendrein. Mit seiner schönen Begleitung, einer durch Namensheirat zur Baronin erhobenen ehemaligen Schauspielerin.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die blaue Blume / Roman von Bruno Wölfing

12. Fortsetzung.

Eva zog die starken Lippen etwas zusammen und blinzelte ein wenig: „Ich glaube, es ist mir ein Exemplar zu Gesicht bekommen. Es war ein schöner Einband, großes Format, ganz in Weiß und Gold. Sonst erinnere ich mich nicht daran, gelesen habe ich es wohl aus irgendeinem Grunde nicht."

Möninghoff biß sich auf die Lippen bei diesen Worten und wollte schon empört auffahren, doch sprach Eva jetzt in leichtem Plaudertone weiter, als merke sie nichts.

„Ich habe dann und wann einmal durch ihren Freund Jörgens von Ihnen gehört, Herr Möninghoff. Übrigens ist er ein wirklich sympathischer Mensch, man kann Ihnen gratulieren zu dieser Freundschaft. Niemals hätte ich vermutet, daß aus dem schmalen, guten Jungen, wie ich ihn zuerst in Ihrem selig entschlafenen Verein sah, ein so forscher, tüchtiger Mensch werden könne. Mein Gatte schätzt ihn ebenfalls außerordentlich. Und eine Braut hat Herr Jörgens! Kennen Sie Fräulein Triebschen?"

Möninghoff hob den Kopf: „Sie war früher etwas kränklich und ein sehr sentimentaler Backfisch."

„Das ist sie durchaus nicht mehr!" fuhr Frau Rosenbaum fort in kühlem, mondainem Plauderton, und sie legte dabei die Unterarme bequem auf die Lehnen ihres Sessels, während sie den Kopf weit zurück bog: „Vor allem ist Fräulein Triebschen gar nicht literarisch, was ich sehr hoch schätze. Ich liebe nun einmal Literaturmenschen ganz und gar nicht. Sie spielt Tennis wie eine englische Sportlöwin und reitet wie eine Amazone. Es ist ein wahrer Genuß, sie zu Pferde zu sehen. Ich glaube Jörgens und sie werden einmal wirklich glücklich werden zusammen, so glücklich, wie Literaturmenschen das überhaupt nicht können. Literaturmenschen sind immer Papiermenschen. Neulich erzählte mir Jörgens, seine Hochzeit sei jetzt für das Frühjahr festgesetzt. Sie kommen doch auch hin?"

Möninghoff nickte zerstreut, er sann nach, wie er das Thema ablenken könne. „Sie sind in der Zwischenzeit ja auch unter die berühmten Poeten gegangen", sagte er endlich und richtete einen Augenblick seine schöne Augen auf Eva.

„Eigentlich nur aus Versehen, oder aus Sport, wie Sie wollen!" lachte Eva und schob den Kopf noch weiter zurück. Es ging mir genau wie Lord Byron. Ich erwachte eines Morgens und fand mich berühmt. Es war das Verdienst Ihres einstigen Kollegen Mannheimer. Er nahm meine Verse in Verlag, und die Leute rissen sich darum. Später sickerte es unter der Hand durch, daß ich die Verfasserin war."

„Ich habe es aufgegeben, um die Gunst des deutschen Lesepublikums zu buhlen", warf Möninghoff hin, kühl und überlegen.

Und ebenso parierte Eva: „Die Trauben sind wohl ein wenig sauer? — Aber erzählen Sie doch lieber ein wenig von dem, was Sie erlebt haben, Herr Möninghoff", sagte sie dann, plötzlich einen liebenswürdigen Ton anschlagend.

„Wenig oder nichts", lächelte der Dichter.

Ja, ja, auch zum Erleben gehört Kraft! Aber das Aktive war ja nie Ihre starke Seite!"

„Sie sind bitter!"

„Man ist immer bitter, wenn man enttäuscht worden ist."

Möninghoff sann einen Augenblick nach. „Und es wäre nicht wieder gut zu machen?" flüsterte er endlich, sich ein wenig vorbeugend.

Eva saß kalt und hoch aufgerichtet. „Was soll wieder gutgemacht werden?"

Möninghoff sah sie an. „Eva!" sagte er dann in einem Tone so weich und so bittend, „Eva, haben Sie denn ganz vergessen, was einmal war? Denken Sie niemals zurück an die Frühlingsabende am Strande, wo die Wellen zu unseren Füßen zerrauschten, Palmenwipfel zu unseren Häupten im Winde bebten und wir den Mond aufgehen sahen, fern und groß über dem nächtlichen Meere? Haben Sie all das vergessen? Denken Sie niemals an den Schloßberg, wo die Orangen blühten und wo wir Arm in Arm zwischen Zypressen und Oliven wandelten, haben Sie das vergessen?"

Eva blieb kalt. „Lassen Sie das!" sagte sie. „Ich habe das nicht vergessen, ich grolle auch nicht und fühle keine Reue oder ein anderes Gefühl. Viel schlimmer für Sie, ich kann zurückdenken an alles, was damals war, und vollkommen" — Eva wiederholte das — „vollkommen

Digitized by Google

gleichgültig sein dabei. Wie ich an andere Jugendtorheiten denke, so denke ich auch daran. Über Torheiten aber schweigt man, oder man lächelt darüber. Und Sie sehen, Herr Möninghoff, ich kann das."

Und als Möninghoff scheu den Blick hob, sah er wirklich, daß ein Lächeln über Evas schöne, fremdartige Züge glitt.

„Im Grunde," fuhr sie fort, „stehen wir doch jenseits von Gut und Böse, wir modernen Menschen, die einen aus Bequemlichkeit oder aus Schwäche, die andern aus Kraft. Und wir stehen jenseits von allem Vergangenen, nur in der Gegenwart. Und daß es Reue geben soll oder Sünde, das mutet uns an wie ein Ammenmärchen."

Noch immer sah Möninghoff scheu auf die schöne Frau, die mit übergeschlagenen Beinen wie eine Amerikanerin vor ihm saß, ihn lächelnd ansah und beim Sprechen nur leise das rechte Handgelenk bewegte, als streute sie kleine Münzen von sich, einem Bettler zu.

Möninghoff stand auf. „Es wird wohl das beste sein, daß ich gehe", sagte er verlegen.

Auch Eva erhob sich und trat ihm einen Schritt näher, so nahe, daß er die kleinen Adern an ihren schmalen Schläfen glaubte vibrieren zu sehen. Und so sagte sie, ihn fest anblickend, ganz langsam: „Einmal, Herr Möninghoff, da glaubte ich an Sie, ich liebte Sie vielleicht soweit, als solche bürgerlich altmodischen Gefühle für mich existieren, ganz ehrlich. Ich war ein Backfisch damals, und weil Sie hübsch waren und Verse schrieben, fand ich auch alles andere groß und schön an Ihnen. Ideen von romantischer Liebe, Gedanken an George Sand und Alfred de Musset spukten in meinem Hirn. Ich habe viel erwartet von Ihnen damals, Fritjof Alexander Möninghoff, alles, was eine Frau von einem Mann erhoffen kann. Ich dachte an ein Leben, rauschend und brausend wie ein Bergstrom, und glühender wie eine lodernde Flamme! Es war albern im Grunde. Und doch wäre ich noch damals mit Ihnen gegangen, als wir zusammen in Beaulieu waren, an jenem letzten Abend. Aber da versagten Sie . . . da erkannte ich, daß Sie ein Schwächling waren, und daß Sie niemals das sein würden, was ich gehofft hatte."

Möninghoff war blaß geworden und zurückgetreten, wie sie so vor ihm stand und leidenschaftlich sprach, mit geballter Faust und stolzem Hohn in den Zügen.

„Ich dachte, ich wollte . . ." stotterte er.

Eva aber lachte höhnisch: „Und Sie wollten mit mir eine große Leidenschaftstragödie dichten, die ‚Die Königin von Saba' heißen sollte. Es ist eine Farce geworden — weiter nicht, aber ich trage Ihnen nichts nach. Ich selber bin schuld an dieser Enttäuschung, ich habe mich selber über Sie belogen, noch damals, als ich nach Nizza reiste."

Möninghoff aber hatte inzwischen seine Fassung gefunden. Steif, korrekt richtete er sich auf. „Gnädige Frau . . ." sagte er mit einer kurzen Verbeugung und wandte sich zur Tür — — da klopfte es von draußen.

Der Dichter stutzte einen Augenblick und blickte Eva an. Diese aber rief ruhig, ohne mit einer Wimper zu zucken: „Herein!"

Es war Evas Mutter, Frau Salomon, die in der Tür erschien. Sie war im Hut und kam offenbar von der Straße. Sie war noch runder geworden in der Zeit, in der sie Möninghoff nicht mehr gesehen hatte, nur das alte, unsäglich süße Lächeln hatte sie noch behalten.

„Ich fand Ihre Karte eben drüben . . . und wollte mir doch erlauben."

„Herr Möninghoff ist eben im Begriff, zu gehen, Mama", sagte Eva streng.

Frau Salomon aber trat weiter ins Zimmer: „Nein, nein, es freut mich wirklich Herr Möninghoff, daß Sie wiedergekommen sind."

Fritjof Alexander, der nicht recht wußte, was er tun sollte, und wie auf Kohlen stand, blickte Eva an, die kalt und unbeweglich zusah, wie ihre Mutter sich jetzt auf einen Stuhl niederließ.

„Nun, einen Augenblick können Sie doch wohl noch bleiben?" fragte Frau Salomon, mit ihrem süßesten Lächeln Möninghoff heranwinkend.

Dieser verwünschte in Gedanken alle Stunden, wo er früher einmal Frau Salomon gegenüber den Liebenswürdigen gespielt hatte und ihre Gunst errungen hatte, aber was blieb ihm übrig? Er mußte sich wieder setzen und ein freundliches Gesicht machen dazu.

Eva aber ging kalt, mit auf dem Rücken gekreuzten Armen im Zimmer hin und her, mit langsamen, großen Schritten, während Frau Salomon auf Möninghoff einredete: „Ich habe mich immer gewundert, daß Sie damals so plötzlich ab-

Digitized by Google

reisten aus Nizza. Ich habe zuweilen gedacht, es müßte wohl ein Streit oder so etwas mit meiner Tochter gewesen sein, obwohl ich mir nicht denken konnte, wie und wo. . . . Aber eine schöne Zeit war es doch damals. Ach, ich denke oft mit Sehnsucht zurück an das schöne, blaue Meer . . .“ Und bei diesen Worten verdrehte Frau Salomon die Augen etwas und faltete inbrünstig ihre Hände.

„Möninghoff hielt sich für verpflichtet, ein paar Phrasen zu machen, die mit Dank quittiert wurden: „O ja, es ging gut, Gott sei Dank, gesundheitlich wie überhaupt. Eva ist zwar ein wenig leidend gewesen. — Aber Eva,“ wandte sich Frau Salomon plötzlich an diese, „hast du denn Herrn Möninghoff Arno noch nicht gezeigt?“

„Aber ich bitte dich, Mama, das interessiert Herrn Möninghoff ja gar nicht, unverheiratete Herren haben gewöhnlich gar kein Verständnis für Kinder“, sagte Eva, stehen bleibend. Plötzlich jedoch blitzte es in ihren schmalen Augen auf, und einen Augenblick preßte sie die Lippen zusammen, ein Gedanke war ihr aufgestiegen. „Immerhin,“ sagte sie kühl, „man kann ja die Bonne rufen.“ Und sie selber tat es.

Dann erschien der Stammhalter des Hauses Rosenbaum, ein noch nicht einjähriges Baby, auf dem Arme des Kindermädchens.

Möninghoff erhob sich, um ihn pflichtschuldigst zu begutachten. Zwar sah man nicht sonderlich viel, die Züge waren mehr angedeutet als vorhanden, und mit der Hand einen Peitschenstiel umklammert haltend, glotzte das Kind aus verschlafenen Augen groß den Fremden an.

Möninghoff sann nach, ob ihm nicht eine besonders geistreiche Wendung einfiele.

Frau Salomon kam ihm zuvor: „Ein strammer Junge, nicht wahr?“ fragte sie mit großmütterlichem Stolze.

„Ich kann zwar kein ganz fachmännisches Urteil abgeben . . .“ begann Möninghoff.

„Ist auch nicht nötig,“ sagte Eva kalt, die mit ironischen Blicken den Dichter beobachtet hatte, „wir sind von seiner Ungewöhnlichkeit und Fürtrefflichkeit schon ohne das voll und ganz überzogen . . . Aber Arno,“ redete sie plötzlich auf das Kind ein, „das mit dem Peitschenstiel plötzlich nach Möninghoff zu schlagen begann und jammerte und schrie, „du wirst dich doch vor Herrn Möninghoff nicht fürchten? Der tut dir doch nichts?“ Aber das Kind schrie verzweifelt weiter und mußte hinausgetragen werden.

„Arno sieht ganz entschieden seinem Vater ähnlich!“ behauptete Frau Salomon. „Andere, wie Professor Stern, mein Neffe, behaupten zwar, er wäre Eva wie aus dem Gesichte geschnitten.“

„Nun, das ist eine schwierige Frage, worüber die Gelehrten sich wohl erst später einigen werden“, unterbrach Eva die Mutter. „Übrigens, das wird Sie als Literat vielleicht interessieren, Herr Möninghoff. Es erscheint in einigen Wochen von mir ein neuer Gedichtband: ‚Venus mater‘. Ich schildere darin die Gefühle des Weibes als Mutter in allen Stadien.“

Möninghoff verbeugte sich, dann ging er. Frau Salomon bedauerte, daß er nicht mehr Zeit hätte, aber Eva widersprach: „Wir wollen Herrn Möninghoff nicht unnütz aufhalten.“

Als Möninghoff aber gegangen war und Eva vom Fenster aus seinen Wagen hatte davonrollen sehen, brach sie plötzlich in ein jähes, halb übermütiges, halb krampfhaftes Lachen aus, das Frau Salomon gar nicht zu deuten verstand.

Möninghoff aber hatte an diesem Tage die Empfindung, Schläge bekommen und sich nicht gerächt zu haben.

---

5. Kapitel.

Für Abel war es an jenem Abend ganz klar geworden, daß es zu Ende war mit seinem Verkehr mit Gudrun. Er hatte das lange vorausgesehen, aber dennoch immer gehofft. Das tat er jetzt nicht mehr.

Einmal, da war Licht geworden in seinem dunkeln Dasein, das vorher wie ein schwarzer Stollen unter dem jubelnden und lachenden Treiben der andern dahingegangen war und sich nun plötzlich geöffnet hatte, wie zu einem weiten Blick in ein sonnengrünes Land. Aber Abel hatte einsehen müssen, daß er nicht geschaffen war, dieses helle, herrliche Ziel zu gewinnen. Er hatte alles kommen sehen, hatte es vorausgewußt, daß das Wiedersehen mit Gudrun trübe und traurig sein werde.

Wirklich schön, rein, ungetrübt war ja eigentlich nur die allererste Zeit ihrer Bekanntschaft gewesen, als ihn das Neue, Ungewohnte

Digitized by Google

umfing wie ein Rausch. — Oh, es war herrlich gewesen, zu Gudrun gehen zu dürfen, immer und immer, ihr vorzulesen aus alten Büchern und alles, alles mit ihr zu besprechen. Seltsame mystische Gefilde hatten sich aufgetan vor ihnen damals, die auch ihm selber noch fremd gewesen waren. Er hatte von einer Vereinigung der Seelen geträumt, einem Einswerden im Höchsten, hatte in seiner Philosophie das ausgeführt. Das Ich war ihm nichts Festes, sondern ein Inbegriff vieler seelischer Elemente, die hereinkommen und hinausgehen in ewigem Wechsel und ewigem Zurückfluten in das All. Was wir Körper nennen, war sinnliche Täuschung; jenseits von Zeit und Raum gab es keine Grenze zwischen Ich und Du, wir waren nur in Fesseln in unserer Leibeshülle, und die Liebe würde uns frei machen, so hatte er gedacht, — damals.

Aber dann war der Frühling gekommen, die schwülen Tage des frühen Mai, und die roten Syringen waren aufgebrochen überall. Da war es Abel klar geworden, daß er sich getäuscht hatte, daß der Körper mehr war als ein Schein, und daß er sich selber und Gudrun belog.

Und das hatte ihn mit jähem Schrecken erfüllt, er hatte versucht, anzukämpfen dagegen, aber er hatte gefühlt, daß es umsonst war.

Seitdem waren seine Besuche seltener geworden bei Gudrun. In seinem fast krankhaften, moralischen Reinlichkeitsgefühl quälte er sich Tag und Nacht. Er wollte Gudrun alles sagen, er wollte sie um Verzeihung bitten, daß er sie in Gedankenkreise hineingezogen hatte, deren er sich schämte. Er hatte niederknien wollen vor ihr und alles gestehen, aber er fand niemals den Mut dazu. Er hatte sich zu tief verrannt in seine transzendenten Geheimwege, als daß er noch diese natürlichen Dinge als rein hätte empfinden können. Er hatte sich auch nicht gesagt, daß durch allzu vieles Betasten ein Gegenstand unrein wird, und daß man moralische Dinge ebensowenig mit dem Mikroskop betrachten soll wie die Dinge der körperlichen Welt, wenn man nicht immer eine Unreinheit entdecken will daran, was nun einmal allem Irdischen anhaftet.

Das war vor Jahren gewesen, und dann war die Trennung gekommen, als Gudrun nach Hause gerufen worden war zu ihrer leidenden Mutter.

Aber auch dann war der Friede nicht gekommen. Eine Zeitlang, als Gudrun so traurige Briefe schrieb, hatte er sogar gefürchtet, sie liebe ihn wieder. Das war ihm keine Freude, kein Glück gewesen, sondern unsägliche Qual. Dazu saß allzutief das Gefühl seiner Mißgestalt in ihm, das ihn von klein auf ferngehalten hatte von den andern und ihn scheu und bitter gemacht hatte. Und hätte er ihr denn ein Heim bieten können, er, der für sich selber nur das Kärglichste gewann?

Oh, wie einfach lagen die Dinge für die andern, für Jörgens zum Beispiel, der ihm eines Tages begegnete, als er gerade aus Amerika wiedergekommen war. Jörgens war freundlich und heiter gewesen, so wie es nur Glückliche sein können, er hatte Abel mit auf den Tennisplatz führen wollen, um ihm dort seine Braut vorzustellen. Und wie gesund, wie hassenswert gesund Jörgens ausgeschaut hatte im weißen Sportanzug und dem großen Panamahut. Abel hatte Ausflüchte gemacht, er habe keine Zeit, aber das hatte ihn Jörgens versprechen lassen, daß er zu seiner Hochzeit kommen wolle, schon darum, weil er der erste gewesen war, der um sein junges Glück erfahren hatte, damals in der Frühlingsnacht im Tiergarten.

Abel war traurig davongegangen. Wie das klang: „Zur Hochzeit!" Die waren reich, was aber eine Ehe ohne Geld war, das hatte Abel bei Bertram gesehen.

Auch Stern, Professor Doktor Stern, war verheiratet. Er fuhr jetzt neben seiner seidenbekleideten, etwas rundlichen Gattin in eigener Equipage aus, und trug ein goldenes Pincenez statt seines einstigen Hornkneifers. Einmal war ihm Stern im Tiergarten begegnet, Stern im spiegelnden Zylinder und schwarzem Pelzrock hatte ihm freundlichst angesprochen, so daß Abel fast erschrocken den Kopf noch tiefer zwischen die Schulter gezogen hatte.

„Sie sehen nicht wohl aus", hatte Stern gesagt. „Sie sollten einmal in meine Sprechstunde kommen."

Ja, Abel war krank, er wußte das, tief gemütsleidend. Schon sein Vater war Neurastheniker gewesen, und er selber hatte von klein auf mit Schlaflosigkeit zu tun gehabt. Jetzt aber war das die Regel, und er tat fast wochenlang kein Auge zu. Und dazu traten in neuester Zeit seltsame Phobien, immer hörte er Hundebellen des Nachts, ganz deutlich, in der Ferne, eintönig, hartnäckig. Erst hatte er nicht gewußt, ob das

Digitized by Google

ein wirklicher Hund war, aber mehr und mehr nahm er an, daß es bloße Halluzination sei. Kaum begann er einzuschlafen, kaum begannen seine Gedanken sich nur ein wenig zu verwirren, dann hörte er das Bellen, manchmal auch kam es langsam näher, fiebrisch rechnete Abel die Straßen nach, jetzt mußte er um die letzte Ecke biegen, ganz nah sein, vor dem Hause, er kam die Treppe herauf, alle Türen standen auf, und dann erwachte Abel mit jähem Ruck. Nur das Ticken der Uhr hörte er im Zimmer.

Es war entsetzlich, qualvoll, und einmal war Abel wirklich zu Stern gegangen. Der Professor hatte ihn sehr freundlich empfangen, hatte harmlose Plaudereien begonnen, hatte vom Kabarett „La fleur bleue" erzählt, in dessen Premiere er gewesen war. Übrigens wäre es nicht ganz so schlimm, als er gemeint hätte zuerst. Kryzanowski besonders sei als Vorleser glänzend. Er läse in ganz verdunkeltem Raume, selber nur vor violett beleuchteten Pulte sitzend, Geschichten von Edgar Allen Poe vor, es sei grausig, originell und wirklich künstlerisch, Abel solle es sich einmal ansehen, oder vielleicht lieber doch nicht, aber erst wollte er einmal die Untersuchung beginnen.

Damit hatte Professor Stern ein anderes Pincenez aufgesetzt und hatte eine Menge Daten über Abels Leben in ein großes Buch geschrieben, hatte Abels Knie mit einem kleinen Hammer beklopft, hatte hier und da ein wenig gekniffen und gestochen, hatte Herz und Lunge behorcht und ihm schließlich ein Rezept aufgeschrieben. Abel sei nervös herunter, hatte er gesagt, Bewegung im Freien und Gymnastik wären nötig, Halb- und Vollbäder wären zu nehmen, und vor allem möglichste Ruhe und keine Aufregung.

Bezahlung hatte Stern natürlich nicht genommen. „Schämen Sie sich, mir zuzumuten, an einem alten Kameraden ein Geschäft machen zu wollen", hatte er fast erzürnt gesagt, als Abel die Geldbörse zog.

Abel aber in seiner übergroßen Feinfühligkeit hatte sich danach gescheut, von neuem Gebrauch zu machen von Sterns Hilfe, obgleich dieser ihn in Monatsfrist wiederbestellt hatte. Auch die Halbbäder und gymnastischen Übungen hatte er bald eingestellt, weil er nicht glaubte daran. Und wie hätte er Ruhe haben sollen, da er doch sein tägliches Brot durch tägliche Stunden verdienen mußte und ein wenig Ruhe höchstens fand, wenn er über seinen Büchern saß. Und mit seinen Schriften etwas zu verdienen, das hatte er nicht wieder versucht seit jenem Tage, wo er auf Möinnghoffs Zimmer gesessen hatte, ohne sein Manuskript aus der Tasche zu ziehen.

So stand es mit Abel, als Gudrun in jener Zeit, nach ihrer langen Abwesenheit wieder nach Berlin kam und sie sich wieder gegenüber gestanden hatten auf ihrem Zimmer.

Es war nicht eigentlich eine Enttäuschung gewesen für Abel, er hatte ja alles so vorausgesehen. Schon ihre letzten Briefe waren ja so anders gewesen, wie freundlich sie auch hatten lauten sollen.

Aber als Abel damals die Treppe hinabgestiegen war aus ihrem Zimmer, da war es ihm klar, daß diese Freundschaft, die auf eine Lüge aufgebaut war, nicht dauern konnte. Und noch an demselben Abend, als er heimgekommen war in seine öde Dachstube, hatte er ihr einen Brief geschrieben, worin er Gudrun erklärte, es sei wohl das beste, der Verkehr zwischen ihnen unterbliebe ganz. Nicht ein Abflauen solle das Ende sein, diese Freundschaft, die begonnen hatte wie ein Sonnentag im Mai, solle nicht erlöschen wie ein Licht im Winde. Ein ehrlicher Abschied wäre das beste.

Aber er schickte diesen Brief doch nicht ab, sondern erst am folgenden Tage einen viel milderen, worin er nur bat, Gudrun möge nichts Böses denken, wenn er in den nächsten Tagen nicht käme, aber er habe Gründe, persönliche, die sie nicht interessieren würden."

Die nächsten Tage verstrichen, ohne daß Abel etwas unternahm. Aber endlich ertrug er es nicht länger, er mußte sprechen mit jemandem, und so war er darauf verfallen, zu Bertram zu gehen, nicht wegen des Musikers selbst, sondern wegen der Frau, die auch wußte, was Leiden war, und vielleicht zu trösten verstand.

Mühsam erklomm Abel die vielen dunklen Stiegen, die hinaufführten zu Bertrams Wohnung. Ein stickiger Geruch herrschte im ganzen Hause, und an den Türen zeigten überall mehrere aufgeklebte Zettel an, wieviel Menschen hier beieinander hausten. Auf einem dieser Papiere stand auch Bertrams Name.

Als Abel nach wiederholtem Klopfen eintreten durfte in die jämmerliche Zweizimmerwohnung des Musikers, sah er zunächst weiter

Digitized by Google

nichts, als an langen, durchs ganze Zimmer gespannten Seilen trocknende Wäsche, Windeln, Kinderhemdchen und meist sehr defektes Unterzeug von Erwachsenen. Ein feuchter, schwerer Geruch hing in dem düsteren Raume.

Hinter dem Weißzeug kam jetzt Frau Bertram hervor. Ihr einstmals so feines, zartes Gesicht war längst verwelkt; Kummer und Scheu hatten vollendet, was die Jahre und drei rasch hintereinander folgende Geburten begonnen hatten. Sie trug ein armseliges Kleid aus geblümtem Kattun, und wischte jetzt eifrig die Hände an ihrer Schürze ab. Dann machte sie einen wackligen Holzstuhl frei, um ihrem Gaste einen Sitz zu bieten.

„Sie müssen schon entschuldigen, Herr Abel," sagte sie, verlegen auf die Wäsche blickend, „man ist ja nicht darauf gefaßt, daß Besuch kommt. Bertram ist ja niemals zu Hause, und nach mir sieht ja keiner."

Abel fragte nach den Kindern.

Da war sonderbarerweise heute nicht zu klagen. Der Keuchhusten des kleinen Amadeus war noch gnädig abgelaufen. Und die Schwindelanfälle, die plötzliche Dunkelheit vor den Augen, an denen Frau Bertram selber litt, Gott, davon sprach man nicht; was lag überhaupt an ihr? — „Er wäre ja doch nur froh, wenn er sie los wäre."

„Sie sprechen von Ihrem Gatten?" fragte Abel verwundert über den ungewohnten herben Ton der Frau, die er sonst so still und ergeben gekannt hatte.

„Ja, von meinem Herrn Gemahl spreche ich", sagte die gealterte Frau noch bitterer und steckte dabei ein Stück Wäsche fester, das sich zu lösen drohte. „Nicht, daß ich eifersüchtig wäre, über solche Kindereien ist man ja hinaus, und er mag meinetwegen mit anderen Frauenzimmern umherlaufen, in der Zeit bekomme ich wenigstens keine Vorwürfe zu hören. Aber daß er das Geld vertut mit ihnen, was er an seinem Überbrettl verdient, das ist das Niedrige!"

„Verdient er denn wirklich etwas dabei?"

„Er hofft wenigstens. Die Eröffnungsvorstellung ist ja nun gewesen und die Kritik nicht ganz schlecht. Bis jetzt freilich hat es nur gekostet, das Vergnügen. Zwar haben der Kryzanowski und die verrückte Lehrerin, dieses Fräulein Arendt, von den höchsten Gagen geschwatzt, aber ich habe noch keinen roten Heller gesehen. Dafür hat sich Bertram aber Visitenkarten machen lassen, worauf sein neuer Titel ‚Kapellmeister' gedruckt ist. Den hat er von dem Polen verliehen bekommen, das ist aber alles. Aber das sind nicht die schlimmsten Sachen. Neulich ist er bei Nacht Arm in Arm mit einem Frauenzimmer gesehen worden, einer mit einem italienischen Namen, die aber aus Ostpreußen stammt. Sie ist auch dabei bei dem Tingeltangel und soll eine geschiedene Frau sein. Aber mir ist das alles ganz einerlei . . ." Sie hatte sich weggewandt und schluchzte.

Abel saß verlegen und niedergedrückt da. Seinen eigenen Kummer hatte er bereits ganz vergessen, er fühlte nur mit, was diese Frau ihm vorklagte. Und weil er sah, daß es ihr wohltat, so hörte er auch noch geduldig die langen Geschichten an, die das arme Weib jetzt vor ihm ausschüttete, von dem Hausbesitzer, der ein Geizhals sei und ein Menschenschinder, der sich kein Gewissen daraus mache, mitten im Winter eine arme Familie auf die Straße zu werfen, obwohl er selber fünf große Häuser besäße.

Abel aber saß ganz stumm und starr auf seinem Holzschemel. Er fühlte nur die dumpfe, dumpfe Not da vor sich, und er empfand es wie Hohn, daß er hierhergekommen war, um Erleichterung zu suchen. Und es fiel ihm ein, daß er einmal daran gedacht hatte, allen Mühseligen und Beladenen helfen zu wollen mit seiner abstrakten Philosophie. Welche Torheit. Und so war er froh, als er endlich entronnen war aus diesem Hause des Grauns, obwohl er sich selber schämte.

Langsam ging er seiner Wohnung zu. Um ihn, auf den düsteren Straßen des armen Viertels, flutete der Strom der heimkehrenden Arbeiter, Frauen schwatzten an den Ecken, Wagen polterten über das rauhe Pflaster, und alles das war umfaßt von den hohen, kahlen, finsteren Häusern wie von Gefängnismauern. Welche Traurigkeit überall. So ging er nach Hause.

Und da, als er die vielen dunklen Treppen emporgestiegen war zu seinem Dachzimmer, da begegnete ihm etwas, worauf er nicht gefaßt gewesen war. Als er die Tür geöffnet hatte in sein dunkles Zimmer, sah er am Fenster, undeutlich von dem hellen Hintergrunde sich abhebend, eine Gestalt. Er erschrak . . . doch da tönte ihm

Digitized by Google

eine bekannte, ach nur allzu bekannte Stimme entgegen.

„Ich bin es . . .“

„Gudrun?“ stammelte Abel. In tiefster Erregung trat er vollends ein und schloß die Tür. Seine Hände zitterten so, daß er nicht gleich die Lampe entzünden konnte. Dann aber, als sie brannte, sah er wirklich Gudrun vor sich stehen in einem dunklen Jackett und einer kleinen Pelzmütze.

„Ich dachte, Sie wären krank?“ sagte Gudrun und hielt dem Freunde die Hand hin.

„Es ist sehr freundlich . . .“ stammelte Abel, noch immer ganz verwirrt.

Gudrun aber setzte sich auf das alte Ledersofa und sah, während Abel den Mantel ablegte, im Zimmer umher. Ein beklemmendes Gefühl beschlich sie, als sie die niedrige, schräge Decke, die kahlen Wände und die alten, verbrauchten Möbel musterte. Sie war niemals hiergewesen. Abel hatte es nicht gewollt, und jetzt begriff sie fast, warum.

„Nicht wahr, Sie sind nicht böse, daß ich gekommen bin?“ fragte sie nun, als Abel ihr gegenüber Platz genommen hatte, und hielt ihm die Hand hin. Der Schein der Lampe fiel auf sein Gesicht, und Gudrun sah mit Erschrecken, wie müde und alt diese Züge geworden waren, und wie unsagbar traurig die großen, schönen Augen blickten.

Abel aber schien die dargebotene Hand nicht zu sehen, er beugte sich vor, schloß die Augen und stützte den Kopf in beide Hände: „Ich habe kein Recht, Ihnen böse zu sein. . . . Ich weiß, daß es so kommen mußte. . . . Bitte, lassen Sie mich aussprechen. . . . Vielleicht habe ich eher ein Unrecht an Ihnen wieder gutzumachen. . . . Vielleicht bin ich daran schuld, daß Sie ein paar Jahre Ihres Lebens verloren haben. . . . Unterbrechen Sie mich nicht. Ich habe mehr und mehr einsehen müssen . . . eigentlich zweifle ich schon nicht mehr, daß meine Philosophie auf Trugschlüssen aufgebaut ist, daß es Torheit ist mit der Überwindung der Welt, daß wir hineingeboren sind in die Welt der Sinne nud niemals hinaus können. . . .“

Gudrun hatte die Hand zurückgezogen und sah traurig den kleinen, verwachsenen Menschen an, der da vor ihr saß und wie verzweifelt die Hände vor die Augen preßte.

„Nein!“ sagte sie mit fester Stimme. „Es ist unrecht, was Sie da sagen, Ihre Philosophie ist nicht schlecht, sie ist nur noch nicht fertig. Sie werden Sie umgestalten, Sie werden die Trugschlüsse entfernen und alles, alles wird gut werden.“

Abel zuckte die Schultern, ohne die Hände vom Gesichte zu nehmen: „Ich habe viel gelernt in diesen Tagen. Umbauen ist nicht möglich, vielleicht einreißen von Grund auf, aber dann bin ich eben bankerott.“

Da aber erhob sich Gudrun, beugte sich über ihn und legte ihm milde die Hand aufs Haar. „Ich glaube, daß alles gut ist, was wir aus ernster Überzeugung tun.... Und das weiß ich von Ihnen . . .“ sagte sie in warmem, herzlichem Tone.

Da hob Abel langsam den Kopf und sah auf zu ihr. „Sie sind gütig, Gudrun“, sagte er innig. „Ich mag zweifeln und irre werden an allem, und ich bin nicht mehr weit davon, eins aber gibt es, das ist stärker als alles sonst in mir, das ist meine Dankbarkeit gegen sie. In Ihnen ist soviel Sonne, soviel Glück, und davon haben Sie mir armen, thörichten Menschen soviel, so unendlich viel Licht gegeben, und das werde ich Ihnen niemals vergessen.“

Er war aufgestanden bei diesen Worten und hatte sich ihr ganz zugedreht. Seine großen, seltsamen Augen sahen noch größer und seltsamer aus in dem Halbdunkel.

Gudrun sah ihn an, fast ängstlich: „Warum sind Sie so?“ fragte sie.

„Weil ich zu einem Entschluß gekommen bin,“ sagte er, „weil ich eingesehen habe, daß es besser ist, wenn wir uns trennen. Und wir können das, ohne Groll. . . .“

„Aber warum trennen?“ fragte Gudrun.

Abel sah unter sich: „Ich weiß nicht, ob ich Sie jemals um etwas gebeten habe, und werde es nie wieder tun, jetzt aber bitte ich Sie um eins. Fragen Sie mich nicht! Es muß so sein. Es ist besser für uns beide.“

„Aber ich verstehe gar nicht“, stotterte Gudrun ganz verwirrt und erschrocken.

„Ihr Bruder hat mir gesagt, ehe Sie kamen,“ fuhr Abel fort, ebenso fest und kühl wie vorher, „daß er eine Stellung für Sie finden würde, daß es nichts für sie wäre, das abstrakte Studium.“ Er hat recht gehabt.“

Digitized by Google

„Ja, aber ändert das denn etwas? Wenn ich mich des Tags meinen Kindern widme, die Abende habe ich doch frei, und dann kann doch alles sein wie früher."

„Das kommt niemals wieder!" sagte Abel und stieß fast heftig den Stuhl zurück. Dann trat er an ihr vorüber ans Fenster und sah hinaus, wo alles schwarz und dunkel war.

Gudrun stand noch immer ganz starr da und begriff noch gar nicht. „Und ich wollte Ihnen heute eine Nachricht bringen, die Sie sicher freuen wird. Sie haben doch auch Rex gern gehabt. Er kommt jetzt ganz bald hierher, heute hat er meinem Bruder geschrieben. Sein neuestes Drama soll gegeben werden, und er kommt her dazu. Sprechen Sie mit ihm, er wird Ihnen vielleicht helfen können in Ihren Zweifeln."

„Er wird mir sagen, daß ich recht habe, wenn ich alles umwerfe, was ich aufgebaut habe. Rex war immer ehrlich."

„Ja, und ich . . .?" fragte Gudrun zögernd. „Soll ich nun gehen? Wirklich?"

„Ich würde ruhiger werden."

„Aber ich habe Angst um Sie."

„Das ist nicht nötig, aber eine Frage hätte ich noch."

„Und welche?" fragte Gudrun.

Abel sah unter sich: „Sind Sie glücklich in Ihrem Berufe?"

„Ich glaube ja", gab Gudrun ganz leise zu.

„Dann ist alles gut. . . . Dann werde ich immer froh an Sie zurückdenken."

Noch einen Augenblick stand Gudrun unschlüssig, dann wandte sie sich zur Tür. „Leben Sie wohl!" sagte sie, den Griff schon mit der Hand berührend.

Abel folgte ihr mit der Lampe, während Gudrun hinaustrat auf den dunklen, kalten Treppenflur. Dort stand er noch lange, sah Gudruns feine Gestalt hinabsteigen in die düstere Tiefe, noch einmal ihren Schatten riesengroß auftauchen an der Wand und dann ihre Schritte verhallen dort unten.

Langsam kehrte Abel zurück in sein Zimmer. Er dachte nicht mehr an sie. Nur ein anderer Gedanke beherrschte ihn, daß Rex kommen würde, Rex, der Starke, Trotzige, Sieghafte. Und da erinnerte sich plötzlich Abel seiner ganz klar, wie sie damals, vor langen Jahren an einem Winterabend durch den Grunewald gezogen waren und hinter ihnen die andern gesungen hatten, ein stolzes, übermütiges Lied, sein Lied, und ganz klar fiel ihm ein, daß Rex ihm damals gesagt hatte, daß die Konsequenz aller Entsagungslehre wäre, sich totzuschießen.

Und wie ein Blitz zuckte es Abel durchs Gehirn: „Wenn er recht hätte!"

---

6. Kapitel.

Dieser Blitz hatte gezündet in Abels Hirn, er fraß weiter um sich wie ein Brand, und begann alles in seine Gewalt zu ziehen. Seltsamerweise fand Abel das nicht schmerzhaft, mit einer gewissen Wollust sogar sah er dieser Wandlung zu, und eine Heiterkeit, die er seit langem nicht gekannt hatte, ein Gefühl der Freiheit überkam ihn zuweilen, allerdings nicht, ohne mit düsteren Traurigkeiten zu wechseln.

Es war ihm, als müsse er abschließen mit allem Früheren, einmal hinaustreten aus sich selbst, und in einer solchen Stimmung packte er eines Abends einen kleinen Wandertornister, den er noch vom Vater ererbt hatte, mit dem Nötigsten, steckte das ziemlich umfangreiche Manuskript seines Werkes dazu und erklärte seiner Wirtin, die sein Zimmer besorgte, er werde am nächsten Morgen verreisen. Die gute Alte schlug die Hände über dem Kopf zusammen und begriff nicht, was los war mit ihrem einsamen Mieter; erst Damenbesuch und dann Verreisen? Da mußte etwas Besonderes geschehen sein, sollte Herr Abel sich verheiraten wollen?

Abel aber gab gar keine Erklärungen, sondern schrieb noch kurz seinen Schülern ab, denen er Privatunterricht zu geben hatte, und steckte eine kleine Geldsumme, die er für Krankheitsfälle zurückgelegt hatte, zu sich.

Dann fuhr er am nächsten Morgen mit dem ersten Zuge nach Neuruppin. Einsamkeit war es, was er suchte, und dort in der stillen, winterlichen Mark dachte er sie zu finden, dort, wo er als Knabe einmal glückliche Sommerwochen verlebt hatte, als sein Vater noch lebte.

Alles war eingeschneit auf dem flachen Lande, aber das gerade war Abel recht. In Neuruppin verließ er den Zug, um zu Fuß nach Rheinsberg zu wandern. Auf dem Rücken den Ranzen tragend, ging er zuerst der Landstraße nach. Unter seinen Füßen knirschte der hart-

Digitized by Google

gefrorene Schnee, keine Sonne schien, nur fahl und grau spannte der Winterhimmel sich aus über der totenstillen Landschaft.

Schweigend und düster zog Abel seine Straße. Er ging nicht eigentlich bestimmten Gedanken nach, nur dumpfe, schwere Stimmungen fühlte er seine Seele durchbrausen.

Später änderte sich die Landschaft, kleine Seen tauchten zwischen den kahlen Waldungen auf, aber kein Segel belebte die grauen, halb zugefrorenen Wasser.

Es war Abel, als sei alle Vergangenheit ausgelöscht hinter ihm, als sei er nur immer so dahingegangen unter grauem Himmel über eingeschneites Land. Erst als er am Spätnachmittag Rheinsberg auftauchen sah, belebten sich seine Gedanken etwas. Und als er einzog in den stillen Ort mit den breiten, leeren Straßen und den niedrigen Häusern, dachte er daran, daß ja so ähnlich Jesus seine Jünger hatte ausziehen heißen. Und war er denn nicht auch ein Prophet.

In einem Gasthofe an dem Marktplatz nahm Abel Quartier. Er konnte von seinem Zimmer aus den weiten Platz überschauen, der von alten Bäumen bestanden, und wo er einmal vor langen Jahren gespielt hatte als Knabe, als ein trauriger Knabe freilich, aber immerhin, es war doch schön gewesen.

Er schlief gleich ein wenig nach seiner Ankunft, schwer, tief, traumlos, wie er lange nicht mehr geschlafen hatte. Und als er erwachte, fühlte er sich wunderbar gestärkt. Es dämmerte leise bereits, er ging in den stillen Park, stand am Ufer des weiten Sees und träumte. Auch in seiner Seele war eine feierliche Stille und seltsame Klarheit.

Der Tod war kein Übel, er fühlte bis in die tiefste Tiefe seiner Seele, er war die Befreiung, die Loslösung von dem Irdischen, die keine theoretische Erwägung zu geben vermochte. Der Tod war die Pforte, die jedem offen stand, der mühselig war und beladen, die törichter Unverstand als qualvoll verschrie, und die doch die einzige Schwelle war, die hinüberführte ins andere Reich. Und das wußte Abel jetzt, das war die Lösung. Freiwillig mußte man ihn gehen, den dunklen Pfad, freiwillig, ohne zu zagen. So war ja Sokrates gegangen, so Jesus und so würde auch er gehen.

Und diese mystische Klarheit hielt an, sie überkam ihn wie himmlische Musik von Harfen und Flöten mitten in der Nacht, und sie steigerte sich zu berauschender Pracht in einer Vision.

Das war am nächsten Tage im Parke gegen Abend. Er stand am Ufer des Sees, sah ferne, dicht über dem Horizonte aus fahlen Nebelwolken noch einmal die Sonne treten, riesengroß. Über die einsame Landschaft ergoß sich ein opalfarbenes Licht. Und die Sonne blendete nicht, sondern sah den einsamen Träumer an wie ein großes, gütiges Auge. Und da auf einmal, wie er ganz starr, ganz groß hinein sah in das Licht, da begannen bald Dinge zu kreisen um ihn, ein Schauder überlief ihn, und es war ihm, als müßte er niedersinken auf die Knie. Und er sah vor sich, riesengroß, das Weltall ausgebreitet wie ein durchsichtiges, dunkelblaues Meer und darin die orangefarbene Sonne schweben. Und die Planeten tauchten auf, und er sah ihr Kreisen. Und alles begann zu wandern um ihn. Neue Sonnenreiche tauchten auf wie Schwärme glühender Funken, und dann wurden die Wirbel schnell und schneller, eine Musik kam auf ihn wie ein goldener Regen, aber er selber hatte alles in der Hand wie Fäden."

Als Abel erwachte, vornübergesunken in den Schnee, und das Haupt hob, war die Sonne untergegangen, ein rosenfarbener Glanz im Westen nur noch hob sich ab von dem lastenden Grau der Landschaft. — — —

Am nächsten Tage fuhr Abel zurück nach Berlin. Er wußte jetzt, was zu tun war. Er würde das Leben überwinden und eingehen in das Reich, wo die Sonnen rollten, er selber hatte die Fäden ja in der Hand gehabt. Nur sein Buch sollte noch fertig werden, ehe er ging.

(Fortsetzung folgt.)

Anmerkung: Der Roman „Die blaue Blume" von Bruno Wölfing erscheint auch als Buch im Verlage von Otto Janke, Berlin SW 11, und ist durch alle Buchhandlungen oder vom Verlag zu beziehen.

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

An den Schlaf

Dich, holder Schlaf, hab' ich noch nie besungen,
Dein ernster Bruder ist mir längst vertraut,
Doch wer ihm in die dunklen Augen schaut
Hat schon der Erde letztes Ziel errungen.

Ich aber will noch schaffen, kraftdurchdrungen,
Komm du zu mir erst, wenn der Morgen graut;
O kühle Hand, von der die Ruhe taut,
Wie oft hast du mich sanft zum Pfühl gezwungen!

Mein stiller Freund, du gibst, indem du nimmst,
Wenn du mich, Zaubrer, von mir selbst befreist,
Wo ist das Glück, wenn's nicht dein Traum verheißt?

Wie gut du doch mit mir zusammenstimmst,
Du Linderer der Last der Müden, Schwachen,
Wir wissen beide, wie es schmerzt, zu wachen!

Erich Janke.

*

Grenadier Kleinemann / Von Freiherr von Schlicht

Es war wirklich die reinste Ironie, daß der längste Kerl, den das Grenadierregiment aufzuweisen hatte, ausgerechnet Kleinemann hieß, und so unterließ es bei den zahllosen Friedensbesichtigungen selbstverständlich kein Vorgesetzter, dem baumlangen Menschen väterlich-wohlwollend zuzurufen: „Na, da freuen Sie sich nur, daß Sie nur Kleinemann heißen, und nicht auch ein kleiner Mann sind." Diese Worte waren weder lustig noch humoristisch, aber sie sollten trotzdem als Witz gelten, das war der Wille des Vorgesetzten, der diesen Witz gemacht hatte, und demgemäß wurde er auch jedesmal aufs neue belächelt. Selbstverständlich diskret, nur halblaut, aber doch so laut, daß der, der dieses Lachen hören sollte, es auch wirklich hörte. Wenn der Herr General diesen Witz machte, lachten alle, von dem Herrn Oberst angefangen bis hinab zu dem jüngsten Leutnant. Machte aber Seine Exzellenz, der Herr Divisionskommandeur in Gegenwart des Generals diesen Witz, da mußte als erster der Herr General darüber lächeln, und das fiel ihm nicht leicht, denn er kannte doch diesen Witz, den er sonst selbst zu machen pflegte, bis zur Bewußtlosigkeit. Aber lächeln mußte er trotzdem, denn wenn er nicht lächelte, wie konnte er da bei der nächsten Gelegenheit von seinen Untergebenen erwarten, daß sie lachten.

Nur an einem ging diese witzliche Geschichte, wie ein Frechdachs die einmal getauft hatte, spurlos vorüber. Das war der Grenadier Kleinemann. Wenn auch tausend Vorgesetzte über einen Witz lachten, der seiner Person galt, er durfte nicht mitlachen, das verboten die Disziplin und die Subordination. Lachen durfte er nicht, er konnte sich höchstens seinen Teil denken. Aber der Grenadier Kleinemann tat nicht einmal das, denn nach der gewissenhaften Überzeugung seines Sergeanten, dem die geistige Erziehung dieses Riesen in den Instruktionsstunden anvertraut war, besaß der nicht für einen halben Pfennig des doch für jeden Menschen unentbehrlichen geistigen Fluidums. Der Mann blieb auf alle Fragen die Antwort mit einer Ausdauer schuldig, die einer besseren Sache würdig war. Einzig und allein daran mußte es nach der Ansicht des Sergeanten liegen, daß der Grenadier Kleinemann lediglich ein Grenadier und nicht ein Potsdamer Gardist geworden war, denn der besaß sonst alles, was ein Gardist an äußeren Vorzügen gebraucht. Er war nicht nur ein baumlanger Kerl, sondern auch sonst ein Riese an Kraft und Ausdauer, dazu ein hübscher Mensch, mit einem frischen, gutmütigen, wenn auch etwas beschränktem Gesichtsausdruck. Als er bei seinem Diensteintritt eingekleidet werden sollte, waren ihm alle Röcke über der mächtigen Brust zu eng, alle Ärmel zu kurz, und er hatte in der Uniform ausgesehen wie ein Erwachsener, der sich aus Übermut einen Knabenanzug angezogen hat. Es war nichts anderes übrig geblieben, als für ihn besondere Uniformen anfertigen zu lassen, und bis die fertig waren,

Digitized by Google

hatte er seinen Dienst in den Zivilkleidern getan. Aber als er dann endlich im bunten Rock dastand, da bot er einen Anblick für die militärischen Götter, so brillant sah er aus. Und sehr bald wurde er auch sonst ein ausgezeichneter Soldat, für den die Worte Müdigkeit und Schlappheit nicht existierten. Nach dem längsten, anstrengendsten Marsch war er so frisch, als sei er höchstens ein paarmal in der Stube auf und ab gegangen. Ihn drückte weder das Gewicht des schweren Tornisters, noch das des Gewehrs, und oft genug kam es vor, daß er auf der Schulter zwei Flinten trug, wenn er sah, daß der eine oder der andere der Kameraden schlapp zu werden drohte. Am liebsten hätte er den anderen dann auch noch die Tornister abgenommen und die auf seinen mächtigen Rücken gehängt, aber das ging nicht, weil er nicht wußte, wie er die dort befestigen sollte. Er war ein Riese an Kraft und Ausdauer, und dann von einer Ruhe, die durch nichts zu erschüttern war. Nur als die Kriegserklärung kam, und als es hieß: das Regiment geht in fünf Tagen an die Grenze, da geriet auch er für eine kurze Sekunde aus dem Häuschen, und das bewies er dadurch, daß er sich in die rechte Faust spuckte. Aber wie spuckte er, wenigstens wie drei andere zusammen! Dann aber war er wieder der alte, und wenn die Kameraden bei dem Empfang der Sachen, bei dem Einkleiden oder später auf der Stube erregt über den Krieg sprachen, ihn ließ das ganz kalt. Er verstand die anderen auch gar nicht, was gab es da viel zu reden? Der ganze Unterschied zwischen dem Frieden und dem Krieg bestand doch einzig und allein darin, daß man im Gefecht mit scharfen Patronen und nicht wie bei den bisherigen Friedensgefechten mit Platzpatronen schoß. Daß aber auch der Feind mit scharfen Patronen anstatt mit Platzpatronen wiederschießen würde, daran dachte er gar nicht, und als er das tat, da ließ es ihn kalt.

Unmittelbar nach Beendigung der langen Eisenbahnfahrt an die Grenze mußte sein Regiment sofort einen Marsch von mehr als vierzig Kilometer zurücklegen, um in ein großes Gefecht einzugreifen, das schon seit zwei Tagen im Gange war. Freund und Feind kämpften wie die Löwen, keiner wollte weichen, nur die Übermacht konnte die Entscheidung bringen. Die eigene, starke Heeresmacht, die im Kampfe stand, brauchte Verstärkung. Die wurde von allen Seiten herangezogen, auch das Grenadierregiment mußte mit. Im Eilmarsch, so schnell die durch die lange Fahrt steif gewordenen Glieder es nur erlaubten, ging es vorwärts, bis man endlich das Schlachtfeld erreichte, und bis das Regiment entwickelt wurde. Die Grenadiere erhielten den Befehl, ein vom Feind stark besetztes Dorf zu nehmen. Ehe es zum Sturmangriff ging, galt es natürlich zuerst, die vor das Dorf vorgeschobene feindliche Infanterie im Feuergefecht niederzukämpfen. Das Feuer wurde eröffnet, und der Feind antwortete mit einem Hagel von Geschossen. Es war das erstemal, daß die Truppe sich in einem wirklichen Gefecht befand, und wenn die Grenadiere auch alle noch so tapfer waren, unwillkürlich nahm doch mancher zuerst den Kopf beiseite, oder duckte sich ängstlich nieder, wenn die Geschosse zu hunderten durch die Luft zischten und pfiffen. Nur den Grenadier Kleinemann ließ die Sache kalt, denn den Rummel kannte er doch auch schon vom Frieden her. Bei einer Gefechtsübung mit scharfen Patronen auf dem Truppenübungsplatz hatte er einmal mit ein paar Kameraden zusammen in der Anzeigerdeckung gesessen und das Ziel bedient: eine für wenige Minuten sichtbar werdende Kavalleriescheibe, auf die seine Kompagnie Schnellfeuer abzugeben hatte. Tausende und abertausende von Kugeln waren damals über sie hinweggegangen. Es hatte sich angehört, als wenn die Luft fortwährend mit einer langen Peitschenschnur geteilt würde. Ein huiii — huiii hatte das andere abgelöst, hunderte huiiis hatten zu gleicher Zeit an ihr Ohr geklungen, aber er hatte mit keiner Wimper gezuckt. Gewiß, damals saß er in sicherem Schutz fast drei Meter tief in die Erde eingegraben, und jetzt lag er ohne jede Deckung auf der Erde. Aber war das eigentlich ein Unterschied? Das huiii — huiii war genau dasselbe, und wenn die Kerls da drüben nicht einmal Kanonen hatten, warum ging man da nicht gleich gegen sie vor und gab ihnen einen Tritt vor den Leib, daß sie in einem Satz bis hinter Paris flogen wo sie hingehörten? Wenn man nur wenigstens sehen könnte, ob und wie die einzelnen Kugeln da drüben einschlugen. Aber im Liegen war das nicht möglich. So richtete er sich denn plötzlich höher und immer höher auf, bis er endlich in seiner ganzen Länge aufgerichtet dastand, er als einziger in der ganzen Kompagnie, selbst sein Hauptmann war vom Pferd gestiegen und lag dicht neben ihm in der Schützenlinie. Der war es denn auch, der ihn gleich darauf anbrüllte: „Grenadier Kleinemann, sind Sie denn ganz verrückt geworden — hinlegen — hinlegen!"

Dem Befehl mußte er gehorchen, aber das tat er nur ungern. Im Stehen hatte er doch wenigstens etwas von dem sehen können, was da drüben vorging. Und daß er stehend freihändig zum mindesten ebenso gut traf wie im Liegen, das mußte sein Hauptmann wissen, der hatte ihn doch oft genug dafür belohnt, daß er auf dem Schießstand stehend eine vierundzwanzig nach der anderen schoß. Er hatte sich ja auch die Schießabzeichen verdient, und wenn er schon auf dem Scheibenstand traf, dann würde er es hier doch erst recht tun. Warum sollte er sich da wieder hinlegen? Da macht man sich doch nur die Uniform schmutzig, und hatte nachher lange damit zu tun, bis die wieder rein war. So legte er sich denn ärgerlich wieder auf den Bauch, um weiter zu feuern. Einen wohlgezielten Schuß nach dem anderen jagte er den Franzosen in die Rippen, aber zwischen jedem Schuß drohte er denen da drüben stumm und schweigend mit der ge-

Digitized by Google

ballten, mächtigen, rechten Faust, als wollte er ihnen zurufen: „Kinder, meine Patronen sind gar nichts, denn wenn ihr Glück habt, dann gehen die nicht nur vorn hinein, sondern auch hinten wieder hinaus. Daß euch meine Patronen nicht sonderlich imponieren, das glaube ich euch schon, aber wartet nur, bis ich nachher selber komme, mit den Fäusten und mit den Kolbenschlägen. Wo die hinsausen, da bleibt kein männliches Auge trocken, darauf könnt ihr euch verlassen. Na, hoffentlich ist es bald soweit, denn diese Schießerei wird auf die Dauer langweilig."

Und kaum war er mit seinen Gedanken bei diesem Schlußergebnis angelangt, als auch der Befehl zu dem sprungweisen Vorgehen erfolgte. In einer endlos langen Linie stürmten die Leute vor, rechts das zweite Bataillon, links das erste, das dritte Bataillon geschlossen weiter zurück als Reserve. Und in der Mitte der langen Linie, unmittelbar vor dem Grenadier Kleinemann wurde ihnen allen die Fahne zum Sieg vorangetragen. Bevor aber der Sieg kam, hieß es noch einmal, den Gegner unter starkes, mörderisches Feuer nehmen: „Halt — hinlegen — gerade aus auf die feindlichen Schützen — Schnellfeuer!"

Gleich darauf hagelten denen drüben die Geschosse um die Ohren, als schlügen in einem tobenden Ungewitter dichte Hagelschauer auf sie ein. Wohl zehn Minuten dauerte dieses mörderische Schießen, dann kam das Signal: „Seitengewehr pflanzt auf!" Das blitzblanke, verdammt scharfe und spitze Faschinenmesser wurde oben auf den Gewehrlauf geschoben, und dann das Signal zum Avancieren. Die Hörner schmetterten, die Trommel wirbelten, dann ging es vorwärts, zuerst noch im Schritt, erst die letzten fünfzig Meter mit marsch-marsch, hurra!

Ihnen allen voran auch jetzt die Fahne, bis dann plötzlich unmittelbar vor der feindlichen Stellung der Fahnenträger hinstürzte. Mit einem Sprung war der Grenadier Kleinemann neben ihm und beugte sich über den am Boden liegenden, dessen Händen jetzt die Fahne entglitten war, so daß sie neben ihm auf der Erde lag.

„Was haben der Herr Unteroffizier denn nur?" fragte der Grenadier voller Teilnahme. „Sind der Herr Unteroffizier verwundet, oder nur mal so in irgendein verdammtes Loch getreten und ein bißchen was hingefallen? Soll ich dem Herrn Unteroffizier wieder auf die Beine helfen?" und hilfreich streckte er dem seine beiden Hände entgegen.

Der aber griff sich nach der Brust: „Mit mir ist es aus — grüß die Heimat — mich laßt liegen, aber die Fahne — meine Fahne."

Richtig, die Fahne, da lag sie auf der Erde, und der Grenadier Kleinemann sah voll ingrimmiger Wut, aber auch voller teuflischer Freude, wie zwei feindliche Hände sich nach der Fahne ausstreckten. Vorsichtig, auf allen vieren kriechend, leise und unhörbar waren zwei Franzosen, als sie den Fahnenträger vor sich hatten fallen sehen, herangeschlichen und streckten nun, beide unmittelbar nebeneinander liegend, die Hände nach der Fahne aus. Der eine seine Rechte, der andere die Linke. Schon hatten sie den Fahnenstock ergriffen, als sie plötzlich einen wahnsinnigen Schrei ausstießen. Mit der ganzen Schwere seines Körpers, mit seinen beiden mächtigen Füßen und den schweren, nägelbeschlagenen Stiefeln hatte der Grenadier Kleinemann auf diese beiden Hände getreten, und er mußte gut zugetreten haben, denn deutlich hörte er, wie etwas unter seinen Füßen zerbrach. Sicher hatte er den beiden Kerls die Hände breit getreten, daß die Knochen knackten und zersplitterten. Auf jeden Fall heulten und winselten die Franzosen nicht schlecht und versuchten, ihre Hände, einerlei, ob heil oder zu Brei getreten, wieder frei zu bekommen. Aber die saßen fester als in einem Schraubstock eingepreßt, und mit wahrer Wollust betrachtete der Grenadier die beiden Franzosen, die derartig in seiner Gewalt waren, daß sie nicht einmal von ihrer Waffe Gebrauch machen konnnten. Dann aber erhob er sein Gewehr und mit einem mächtigen Kolbenschlag beförderte er die beiden, noch ehe die wußten, wie ihnen geschah, in das bessere Jenseits.

Aber als er sich gleich darauf anschickte, die Fahne aufzuheben und mit dieser seiner Kompagnie nachzueilen, da sah er sich plötzlich von einer feindlichen Übermacht angegriffen. Wieviel Kerls es waren, die da auf ihn einstürmten, wußte er selber nicht, vielleicht sechs, vielleicht acht, vielleicht noch mehr. Nur ein Glück, daß keiner von ihnen auf den Gedanken kam, auf ihn zu schießen. Sie hatten wohl ihre letzten Patronen verfeuert und verließen sich nun auf ihre Bajonette. Aber da sollten sie ihn kennen lernen, und wenn die Brüder glaubten, sie würden ihn damit aus seiner Ruhe bringen, dann befanden sie sich in einem großen Irrtum.

So ließ er denn die Kerls an sich herankommen, und als sie nahe genug waren, da schwang er sein Gewehr über seinem Kopf und erst recht über die der anderen. Einer nach dem anderen brach in sich zu sammen. Nach wenigen Minuten lagen die Angreifer auf der Erde, bis auf zwei. Die hatten sich, während er sich mit der Übermacht herumschlug, leise auf der Erde schleichend der Fahne genähert und streckten nun auch ihrerseits die Hände habgierig aus, um ihm die Fahne unter seinen Füßen fortzuziehen und um die dann als willkommene Siegesbeute heimzuführen.

Der Grenadier sah es und lachte im stillen hell auf. Was die beiden sich von seinen Füßen für eine Vorstellung machten mochten! Die preußischen Kommißstiefel waren in Ordnung gewesen, als der Krieg begann, er hatte es nicht nötig gehabt wie die Franzosen, sich in eigenen Lackschuhen in das Feld zu begeben, ganz abgesehen davon, daß er in seinem ganzen Leben noch keine Lackschuhe getragen hatte.

Digitized by Google

Auch die beiden Brüder sollten ihn und seine Füße kennen lernen, und sie lernten sie kennen. Gerade, als die beiden Hände noch einmal fest zufaßten, um die Fahnenstange mit aller Gewalt an sich zu bringen, da lagen sie eingepreßt unter den riesigen Füßen, und der Grenadier Kleinemann mußte abermals ganz gewaltig aufgetreten haben, denn wieder hörte er, wie etwas unter seinen Füßen zerbrach. Also auch die Knochen dieser Hände waren zum Teufel. Winselnd und um Gnade jammernd, sahen die Franzosen zu dem riesigen Grenadier auf, aber der kannte kein Erbarmen. Ein Kolbenschlag zur Rechten, einer zur Linken, dann lagen zwei Tote mehr vor ihm.

Die Luft war nun rein, er brauchte keine weiteren Angriffe mehr zu fürchten, so bückte er sich nieder, um die Fahne aufzuheben. Aber als er das getan hatte, da erstarrte das Blut in seinen Adern, denn nun wußte er, was vorhin so geknackt hatte. Das waren nicht nur die Knochen der französischen Hände gewesen, sondern auch die Fahnenstange selbst. An zwei Stellen hatte er sie durchgetreten, so daß sie nun aus drei Teilen bestand. Das Heiligtum des Soldaten, das jederzeit zu beschützen auch er wie jeder andere geschworen hatte, lag nun von seinen Füßen zertreten vor ihm.

Das Entsetzen lähmte ihn. Nur ein Glück, daß wenigstens das Fahnentuch heil und unversehrt war. Aber trotzdem, der Fahnenstock war zerbrochen, wie sollte da die Fahne noch seinem Bataillon vorangetragen werden?

Ob er sich nicht selbst eine Kugel in den Kopf jagte, um der schmählichen Strafe zu entgehen, die seiner harrte? Aber nein, damit war ja auch das Fahnentuch verloren, denn es war doch sicher, daß die Feinde das fanden, wenn sie später zurückkehrten, um ihre Verwundeten aufzusuchen, oder um ihre Toten zu begraben. Ja, die Feinde durften sogar nicht einmal die abgebrochenen Stücke der Fahnenstange finden.

So nahm er denn alles, was von der einst so stolz wehenden Fahne übriggeblieben war, in die Hand und machte sich auf den Weg, um seine Kompagnie, die nach Überwindung des gegnerischen Widerstandes weiter vorgegangen war, zu suchen. Er hatte Glück im Unglück, schon nach einer kleinen halben Stunde konnte er sich bei seinem Hauptmann wieder zur Stelle melden. (Schluß folgt.)

*

Der Glückliche

Ihm gab das Leben lichte Stunden,
Weil er es leicht und fröhlich nahm.
Oft hat ein Kranz sein Haupt umwunden,
Bis wieder eine Stunde kam,
Die ihm den Kranz herabgerissen.
Dann aber war er nicht verzagt.
Er wußte, daß nach Finsternissen,
Im Ost ein neuer Morgen tagt.
So lebte er, und als das Sterben
Vor seiner Lagerstatt erschien,
Da gab er sich dem stummen Werben
Mit einem Siegerlächeln hin.

Leo Heller.

*

Vom Pelzwerk und Pelzmoden / Von A. M. Witte

Da in den ältesten Zeiten die Kleidung lediglich dem Bedürfnis entsprang, sich vor Kälte und Nässe zu schützen, galt sie für unsere Altvorderen als ziemlich untergeordneter Faktor. So trugen die alten Germanen das Pelzwerk niemals als Schmuck. Sie schlangen sich ein Wolfs-, Bären- oder Fuchsfell um Schultern und Hüfte, der Wärme wegen. Da sie zuweilen sich gar nicht die Mühe gaben, den Kopf des betreffenden Tieres zu entfernen, sondern diesen als eine Art Helm aufs Haupt setzten, erschienen sie den verweichlichten Römern in dieser Bekleidung natürlich als halbe Wilde und flößten ihnen Furcht und Schrecken ein. Kannten die Römer, wie die meisten Völker der warmen Zone, das buntgescheckte Tigerfell oder das Löwenfell doch lediglich als Decke.

Der Eskimo, bei dem man noch heute Tierfelle als Bekleidung findet, gestaltete diese bereits in der Vorzeit durch Gürtel und Bänder anschließend, um bei der eisigen Temperatur seiner Heimat die Körperwärme möglichst zusammenzuhalten. Die besondere Schönheit, die Weichheit und Feinheit dieser oder jener Tierfelle wurde erst späteren Kulturvölkern bekannt. Erst bei diesen wurde, nachdem mit dem Sinken der römischen Weltherrschaft und der Mischung der verschiedenen Volksrassen sich eine Art „Mode" entwickelte, auch das Pelzwerk allmählich zum Modeartikel. Während die Felle der Tiger, Leoparden, Löwen, Panther u. a. m. ihrer rauhen, starren Haare wegen fast nur zu Decken und Teppichen verarbeitet wurden, benutzte man das schmiegsame, weiche Pelzwerk zu Män-

Digitized by Google

teln, später auch zu Muffen, Kragen und Hüten, schließlich auch zum Besatz. So wurde im Laufe der Zeiten aus den recht primitiven Bekleidungen der unkultivierten Völkerstämme ein Luxusartikel für die Kulturstaaten. Da die großen Waldungen und Steppen Rußlands die meisten Pelztiere beherbergen, konnte es naturgemäß auch den größten Pelzhandel betreiben. Die seltensten Pelztiere wurden die begehrtesten und teuersten. Die Herrscher Rußlands liebten es, kostbare Pelze als „Ehrengeschenke" an hochgestellte Persönlichkeiten zu verleihen.

Für die Felle einzelner Tiere, wie Zobel, Blaufuchs und Hermelin wurden schon in vergangenen Tagen von den anderen Ländern hohe Preise gezahlt, daß einer Verordnung aus dem 11. Jahrhundert gemäß, das Tragen „fremder Pelze" nur regierenden Fürsten und deren Angehörigen gestattet war. Die russischen Zobel, von denen weiße die größte Seltenheit sind, sind sehr selten geworden. Die Tiere sind so klug, daß sie in besonders geschickt aufgestellten Fallen gefangen werden müssen; wie ja die in Südamerika ansässige Haselmaus „Chinchilla", deren silberschimmerndes Pelzwerk so sehr beliebt ist, bereits aus den Niederungen in die steilen Felsspalten der Kordilleren flüchtete, so daß ziemlich waghalsige Kletterpartien nötig sind, um sie einzufangen.

Wenn sich nun auch durch die stetig vorwärtsschreitende Kultur vieles änderte, und man mit Hilfe der Chemie im Färben und Bearbeiten auch ganz einfacher Tierfelle, wie z. B. jene der Katzen und Kaninchen, eine solche Fertigkeit erlangte, daß zuweilen selbst gewiegte Kenner auf den ersten Augenblick nur schwer die echte Ware von der unechten zu unterscheiden vermögen, so ist das wirklich schöne Pelzwerk doch eigentlich bis heut lediglich das Vorrecht des Reichtums geblieben. Hin und wieder läßt die Mode die Preise wohl etwas schwanken, aber noch immer gibt es Familien, in denen kostbare Pelzsachen genau so forterben, wie alte Spitzen, besonders pflegt der Deutsche hierin konservativ zu sein.

Hermelin wurde lange Zeit mit Vorliebe verwandt, wenn es galt, die Krönungsmäntel der Herrscher zu umsäumen. Man spricht darum auch zuweilen von „königlichem" Hermelin, trotzdem jetzt das Tragen dieses Pelzwerks jedem gestattet ist, der es bezahlen kann. Auf einem Wandgemälde von Gozzold aus dem 15. Jahrhundert sieht man zum erstenmal einen Muff. Dies jetzt allgemein beliebte Erwärmungsmittel der Hände wurde im 16. Jahrhundert an der „Schaube" befestigt, und im 17. Jahrhundert nicht nur auf der Straße, sondern auch im Hause benutzt. Bei der Krönung des ersten Königs von Preußen, 1701, hatten alle Damen einen Muff in der Hand, als „zur Courtoilette gehörend".

Im 18. Jahrhundert waren Muffs auch für Herren üblich, und zwar in solcher Größe, daß von den Medizinern erzählt wurde, sie trügen darin Kinderleichen von der Anatomie nach Hause, um sie im eigenen Heim bequemer sezieren zu können. Die Revolution, die so manches stürzte, machte dieser Mode in der Herrenwelt ein Ende. Die Damen behielten die Muffs bei, deren Form und Größe je nach den Launen der Mode unaufhörlich wechselte. Die Herren beschränkten sich auf Pelzmanschetten, die aber auch nach einiger Zeit vom Schauplatz verschwanden, und durch die Mode der engen Ärmel dann auch für die Damenwelt überflüssig wurden. Dagegen erfreuen sich Pelzkragen, besonders in der Form von „Stolas" und Pelzbesatz wieder großer Beliebtheit, selbst im Sommer und im Ballsaal; denn Pelz soll jetzt nicht nur, wie in fernen Tagen, wärmen, er soll auch schmücken. Die Verbindung von luftigen Stoffen mit schwerem Pelzwerk bietet, vielleicht gerade durch den Gegensatz, etwas ungemein reizvolles.

Elegante Frauen werden deshalb fürs erste nicht auf diese Zusammenstellung verzichten.

Durch die Autojünger beeinflußt, die die rauhhaarige Seite des Pelzes wieder nach außen kehrten, hob die Mode der letzten Jahre Pelzjacken auf ihr Schild, die häufig verschiedene Arten Pelz einten, z. B. echten Nerz mit weißem Astrachan, Breitschwanz mit Hermelin usw.

Neuerdings gelangte der einfache Fuchs, Rot- wie Weißfuchs, zu Ehren, der längere Zeit nur für Kutschermäntel benutzt worden war, und nachdem man bald große, bald kleine, bald runde, bald länglich geformte Muffs gekannt, scheint jetzt eine Art Taschenform die Herrschaft zu behaupten. Der ursprüngliche Zwecks des Muffs, die Hände vor Kälte zu schützen, ist in den letzten Jahren scheinbar mehr und mehr in Vergessenheit geraten. Die elegante Frau legt ihn auch in Konzerten und im Theater, bei Empfängen und Nachmittagstees nicht aus der Hand, ja, es gibt sogar junge Damen, die ihn mit in den Ballsaal nehmen, obwohl es durchaus nicht leicht ist, ihn beim Tanzen graziös zu halten, und man kann doch kaum behaupten, daß eine Erwärmung der Hände im Tanzsaal nötig ist.

Digitized by Google

Vermischtes

Sparet nicht an Büchern! Gerade jetzt sparet nicht! Euer Büchermann in dem Laden mit den unendlich vielen Büchern hat es nicht leicht, sein Dasein zu erhalten, weil ihn schwere Sorgen und Ausgaben drücken. Helft ihm sonderlich in Kriegszeiten seine Sorgen erleichtern. Es gibt immer noch Menschen, die für jedes ihrer Bedürfnisse einen zu nennen wissen, der es befriedigt. Sie wissen genau, wer ihr Schneider, Bäcker, Fleischer, Friseur, Arzt, Apotheker ist. Bloß auf die Frage: wer ist Ihr Buchhändler? haben sie keine Antwort. Damit kennzeichnen sie sich mehr, als sie ahnen. Sie sagen: das Buch ist für mich kein Bedürfnis, ich brauche nur Menschen, die meinen Bedürfnissen aufhelfen. Für euch ist also das Buch Luxus! Wißt ihr auch, was die Bücher den Deutschen geleistet haben? Sie haben uns den großen Sieg erringen helfen, daß wir heute das erste Volk der Welt werden. Das kommt nicht zum letzten daher, weil wir die weitaus meisten Bücher hervorbringen. Ihr werdet noch sehen, daß nicht die größte Flotte siegt, nicht das größte Landheer, sondern die größte Bücherei. Auch den tüchtigsten Offizieren und Unteroffizieren würde es nicht gelingen, in nur zwei Jahren so prachtvolle Soldaten auszubilden, wenn sie nicht alle lesen könnten und ihr Geistesleben nicht geweckt wäre. Das haben sie ihren Lehrern und Pfarrern zu danken. Aber wer lehrt die Lehrer und Pfarrer? Das Buch! Und da sprichst du, es sei dir kein Bedürfnis, du brauchtest keinen Buchhändler! O weh, mein deutscher Landsmann! Aber du weißt nicht, was für Bücher du lesen sollst. Ich will dir verraten, daß in Deutschland vor dem Kriege jährlich rund 35 000 Bücher erschienen sind, weitaus mehr als in irgendeinem anderen Lande der Welt. Sieh, dazu brauchst du deinen Buchhändler. Der sieht dich an, wie du daherkommst, und wenn du das zweite- und drittemal in seinen Laden trittst, da weiß er schon, was du brauchst, und hilft dir hinein in den Mitbesitz der ungeheuren Reichtümer an Geist und Kraft, die unser Volk hervorgebracht hat. Der Buchhändler ist der Pfleger der Schulentwachsenen und vermag sie auf der Höhe der Zeit zu halten. Das ist kein Luxus, das ist ein dringendes Bedürfnis, auch wenn du's heute nicht weißt. Darum suche dir baldmöglichst einen Buchhändler zur Befriedigung deiner geistigen Bedürfnisse. Und dann zahle ihn womöglichst jeden Monat. Ihm wird das Leben sehr erleichtert, wenn er auch bar zahlen kann, und Menschen, die voller Sorgen stecken, sind nicht geeignet, andere zu beraten. Er braucht dich auch, aber du brauchst ihn mehr. Wir Deutschen müssen uns immer mehr an den Gedanken gewöhnen, daß wir alle zusammengehören. Der Buchhändler ist aber nur der vorgeschobene Posten für viele bedeutsame Berufsarten, die alle darben, wenn an ihm gespart wird. Drucker, Papierhändler, Buchbinder, alle hängen vom Buche ab. Am meisten aber die Schriftsteller. Es gibt einträglichere Berufszweige, als deutscher Schriftsteller zu sein. Durch den Krieg sind eine Menge von ihnen einfach brotlos geworden. Es ist wahrlich kein Ruhmesblatt unserer Geschichte, daß unsere Geistesarbeiter vielfach darben mußten. Sie sind's, die Deutschland zu dem machten, was es ist. Heute ist's ja besser geworden, aber das soll man nie vergessen, niemand zahlt dem Schriftsteller Gehalt, er bekleidet kein öffentliches Amt, es gibt keinen Rechtstitel, den bedrängten Schriftsteller staatlich zu unterstützen. Trotzdem darf das Vaterland sie in der Not nicht stecken lassen. Mancher von ihnen fühlt sich wohl als freier Vogel, er hat nur sein Federwerk, und mühsam baut er sein Nest, oft genug ist er ein Vogelfreier. Wollt ihr, daß der deutsche Schriftsteller nicht dem öffentlichen Mitleid anheimfällt, daß eure selbstlosesten Lehrer nicht verhungern, sondern sich freuen können an Deutschlands Größe, die sie selbst mit herbeiführten, dann rechnet Bücher zu euren dringendsten Bedürfnissen, sucht euch schleunigst einen vertrauenswürdigen Buchhändler — ihr habt nicht weit zu gehen, und dann sparet nicht an Büchern! Heinrich Lhotzky.

Peter Paul Rubens' Haus in Antwerpen war zu seiner Zeit das Wunder von des Künstlers Zeitgenossen. Es war im italienischen Stil gebaut. Die Front prangte in Freskobildern von des Künstlers eigener Hand. Hinter dem Hause befand sich ein großer Garten, wo er die seltensten Bäume und Pflanzen, die er auf seinen Reisen gefunden hatte, hegte und pflegte. Zwischen dem Hause und dem Garten war der Glanzpunkt des Gebäudes die von oben erleuchtete und dem Pantheon in Rom nachgebildete Rotunda, in welcher er viele glückliche Stunden zubrachte im Genuß der Meisterwerke und Kabinettstücke, um die ihn selbst sein alter Freund, der Herzog von Mantua, beneidet haben könnte. Da gab es antike Statuen, Büsten, Medaillen, Münzen, Onyxe, Achate, Gemmen, vor allem aber Gemälde der großen Meister, die er in Italien gekauft oder selbst kopiert hatte. Diese Kostbarkeiten waren nicht nur die Früchte seiner Energie und seines Geschmacks, sondern auch seines rasch zunehmenden großen Vermögens. Das Haus soll ihn die für die damalige Zeit sehr bedeutende Summe von 60 000 Gulden gekostet haben. Was von dieser großen historischen Stätte noch vorhanden ist, wird sorgfältig gepflegt, auch die Belagerung hat keinen Schaden angerichtet, und Deutschland ist um eine berühmte Erinnerungsstätte reicher.

Japan vor 50 Jahren. Wie es mit diesem „Kulturvolk", das jetzt unsere schöne Kolonie Tsingtau stiehlt, noch vor kurzem ausgesehen hat, beweist eine Notiz, die sich im Romanmagazin des Auslandes" von 1867 befindet, das damals im Verlage von Otto Janke erschien. Dort heißt es: „Japan europäisiert sich zusehends. Als der britische Gesandte in Osaka bei dem Mikado zur Privataudienz zugelassen wurde, ward er mit einem ganz nach französischer Art zubereiteten und servierten Diner überrascht; auch das ganze Tischgerät war aus französischen Fabriken. Der Mikado machte selbst den Wirt und scheint (!! Die Red.) sich der Gabeln und Messer so geschickt wie seine Gäste bedient zu haben. Schließlich begaben sich Wirt und Gäste in ein anderes Zimmer, wo der Kaffee eingenommen wurde. Beide Zimmer waren europäisch möbliert, den Boden bedeckten Brüsseler Teppiche." Inzwischen hat das gelbe Gesindel ja auch gelernt, mit europäischen Kanonen und Flugmaschinen umzugehen, irgendwelche eigenen Erfindungen von Bedeutung hat das Volk der Chrysanthemen jedoch bis jetzt nicht zustande gebracht. Auch die japanische Kunst, Malerei und Lackarbeiten, gehen auf die älteren chinesischen Vorbilder zurück, desgleichen die Schrift — es ist alles gestohlen, die ganze japanische Kultur ist nur ein „Lacküberzug", was darunter steckt, wissen wir ja nun. E. J.

Inhalt des Heftes 14: Die Reise nach Meran. Roman von Else Rema. — Die blaue Blume. Roman von Bruno Wölfing. **Beiblatt:** An den Schlaf. Gedicht von Erich Janke. — Grenadier Kleinemann. Von Freiherr von Schlicht. — Der Glückliche. Gedicht von Leo Heller. — Vom Pelzwerk und Pelzmoden. Von A. M. Witte — Vermischtes.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin, Verlag von Otto Janke
Ausgegeben am 24. Dezember 1914. — Druck: A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek

1915 Heft 15

Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Die Reise nach Meran / Roman von Else Rema

8. Fortsetzung.

Glühende Eifersucht bohrte in Frau Amanda. Sie hätte Viktor Wernthaler von Mika Schönwald fortreißen mögen — sie haßte diese Frau, die nicht nur schön war, mehr als das, sinnbetörend schön, und die es verstand, ihre Macht zu brauchen. Nie, niemals würde sie es lernen, es ihr gleich zu tun. Sie zuckte verächtlich mit den Achseln. Wer war diese Frau? Eine Abenteuerin, nichts anderes. Eine Frau, die Reisen unternahm, um einen Mann zu fangen. Dunkle Röte stieg in ihre Wangen. War sie selber besser als Mika Schönwald? Groll, Eifersucht, Liebe und Beschämung stritten in ihrem Herzen.

Viktor Wernthaler hatte nur noch Aug' und Ohr für die schöne Berlinerin. Dabei hatte sie ihm versprechen müssen, heute in die Villa Palmenhain zu kommen, und sie hatte dieses Versprechen mit tausend Freuden gegeben, wie ein Backfisch, der sein erstes Rendezvous haben soll. Amanda litt. Und sie war nicht gewöhnt, seelisch zu leiden. Sie fand sich nicht in das Wesen des Mannes, der ihr heute als Werbender und Begehrender entgegentrat, morgen aber den Gleichgültigen spielte. Der sich nicht mehr der Worte zu entsinnen schien, die er tags zuvor gesprochen, der heute Hoffnungen entfachte und sie morgen kaltherzig zertrat. Sie nahm die Zigarette, die der Hausherr ihr bot, und als sie im Spielzimmer einen Platz an einem der Bridgetische frei wurde, begann sie zu spielen, aber sie verlor, denn ihre Gedanken drehten sich um Viktor Wernthaler und die schöne Berlinerin.

Oh, sie würde in Zukunft klüger handeln, höflich wollte sie sein, aber nicht mehr, sie ließ nicht mit ihrem Herzen Fangball spielen.

Mochte Mika Schönwald ihn sich kapern, sie trat nicht mit einer Abenteuerin in die Schranken. Viktor Wernthaler war ihr gleichgültig. Und dabei brannten Frau Amandas Wangen, und sie machte Fehler über Fehler, ihre Bridgepartnerinnen waren schon leise ungeduldig geworden.

„Wie haben Sie mir gefehlt, liebste Mika!" Viktor Wernthaler empfand in diesem Moment wirklich, was er sagte. Er hatte sie entbehrt. Und ein Teufelsweib war diese Mika doch! War in Berlin durch die Spießruten des Skandals gelaufen, hatte Position und Reichtum verloren, und tauchte hier in Meran auf, schöner denn je, und unterhaltender denn je; das sollte ihr eine andere Frau erst nachmachen, eine von diesen Dutzendweibern!

„Warum sind Sie nicht schon früher gekommen, liebste Freundin? Haben Sie nicht ein bißchen an mich gedacht? Was haben Sie solange in Berlin getrieben?"

Mika Schönwald ließ die Lider, die ein wenig zu lang waren, über die Augen sinken. Das tat sie immer, wenn ein Wort, ein Blick, eine Frage sie leiden machte. Ihre Lippen verzogen sich zu bitterem Lächeln. Aber nur während der Dauer einer Sekunde, denn sie wußte: Seelenschmerzen durften nicht an die Oberfläche dringen, wenn man gefallen und erobern wollte. Rasch hatte sie sich in ihre Rolle zurückgefunden. Mit strahlendem Lächeln sah sie Viktor Wernthaler an.

Digitized by Google

„Was ich in Berlin getrieben habe? An Sie gedacht, mein ungetreuer Freund. Und meine Reisevorbereitungen nahmen mich in Anspruch. Sie begreifen: wir Frauen können nicht von heute auf morgen unsere Zelte abbrechen."

Ach, wenn er ahnte, durch welche Skala von Leiden sie gelaufen war! Wie sie sich zu Boden geschmettert gefühlt hatte, verwundet bis ins Tiefste ihres Herzens von den Schicksalsschlägen, die sie getroffen hatten! Wie die trübe, dumpfige Flut des Skandals über sie hereingeströmt war! Wenn er wüßte, vor welchen Krisen sie stand!

Geza Josci hatte angefangen, Violine zu spielen. Er tat es mit hinreißendem Temperament, aber sein Ton war klein und unedel.

„Wo haben Sie Ihren Vetter?" setzte Mika die Unterhaltung fort.

„Interessieren Sie sich für ihn?"

Sie errötete leicht. Denn sie hatte bereits erwogen: wenn Viktor Wernthaler ihr nicht die rettende Hand bot, sollte sie sich den Amerikaner sichern? Einen Hafen mußte sie haben. Und reich war Wolfgang Königsreiner auch.

„Mein Vetter?" Viktor Wernthaler sah sich suchend um. „Er ist ein Idealist. Er sucht eine Frau."

„Ah! Das Beste, was ein Mann tun kann."

„Seit wann so bürgerlich, liebste Mika?"

Sie zuckte mit den Achseln. „Lieber Himmel, wenn ein Mann in gewisse Jahre kommt —"

„Sie empfehlen die Ehe als Vademecum gegen das Altern?"

„Sicher!"

„Auch für die Frauen?"

„Noch mehr."

Viktor Wernthaler sah einen Augenblick zerstreut aus.

„Der schwarze Ungar spielt hübsch Violine. Ich liebe Musik und Bilder, aber nur Madonnen und Heilige."

„Wir wollen einen Ausflug machen, liebste Mika", wechselte er jäh das Thema. „Was sagen Sie zu Trafoi?"

„Ach, die bekannten, von der Kurvorstehung arrangierten Gesellschaftsfahrten? Ich las davon am Anschlag auf der Promenade."

„Nein, teure Mika, wir zwei ganz allein; ich will fremde Menschen nicht; ich bin ihrer müde; nur Sie, liebste Freundin, nur Sie —"

Es lag etwas Werbendes in seinen Worten. Sein schönes, regelmäßiges Gesicht, das sonst einen kühlen Ausdruck trug, war in warmen Glanz getaucht.

„Ich nehme ein Auto, und wir schlagen der gesamten verehrten Kurgesellschaft ein Schnippchen, indem wir ihr einen ganzen Tag lang den Rücken kehren und ein Stück Poesie dem Alltag entreißen."

„Ich weiß nicht —"

Langsam und zögernd fiel es von Mikas Lippen. Sie durfte Viktor Wernthaler nicht verwöhnen. Mit scheinbarer Kälte kam man bei ihm eher zum Ziel.

„Ich kann heute nicht über das Morgen bestimmen."

„Liebe Mika!"

„Nehmen wir Ihren Vetter mit."

„Fürchten Sie das Alleinsein mit mir?"

Mika Schönwald schloß die Augen halb. Sie dachte nach. Es war ihr nicht ernst mit ihrem Vorschlag gewesen. Aber andererseits — sie mußte auf ihren Ruf bedacht sein, und dieser Ausflug, den Viktor Wernthaler vorschlug, war geeignet, ihn in zweifelhaftem Licht erscheinen zu lassen.

Mika wußte: ihr Ruf war ihr einziges und schon angekränkeltes Gut, das sie noch besaß. Verlor sie es, so konnte sie nie wieder auf einen Aufstieg rechnen, dann ging es abwärts mit ihr, in die Niederungen einer abenteuerlichen Existenz. Sie öffnete die Augen wieder. „Vielleicht fürchte ich es, mit Ihnen allein zu sein." Sie sagte es mit beabsichtigter Koketterie.

Ein Zug der Befriedigung glitt über Viktor Wernthalers Gesicht. Das war der Ton, den er liebte. So ein graziöses Spiel, das den Ernst nur streifte, das Gefühle ahnen ließ und doch nicht zur Oberfläche dringen.

„Sagen Sie ja, liebste Mika, willigen Sie ein, wir beide ganz allein."

Sie spielte mit der Schnur ihres schwarzen Perltäschchens.

„Wofür haben Sie Angst?"

„Ich weiß es nicht; mein Ruf, eine Frau in meiner Situation — Sie begreifen, ich sitze in einem Glashause. Man wartet nur darauf, über mich herzufallen, und das letzte zu zerstückeln, was mir geblieben ist: meine Frauenehre, die ich

Digitized by Google

mir aus dem Debacle der Verhältnisse gerettet habe. Ich trug nicht Schuld an ihrem Zusammenbruch, ich wußte nicht, daß ich auf einem so heißen Boden stand. Und ich will wieder zur Höhe empor, Viktor, nicht in den Abgrund hinab, in den die Welt Frauen, wie mich, so gern stößt."

„Aber liebste, beste Mika, seit wann legen Sie Wert auf das Urteil der Welt? Was sind Ihnen die Menschen? Seien Sie nicht kleinlich, das bin ich nicht an Ihnen gewöhnt. Denken Sie groß, fragen Sie nicht, was man von Ihnen zischelt und raunt. Es lohnt sich nicht, glauben Sie es mir, es lohnt nicht, auch nur auf den kleinsten Bruchteil von Lebensfreude zu verzichten, um den sogenannten Schein gleichgültiger Menschen willen zu wahren."

Mika Schönwald schloß die Augen halb, sie sah blaß und verfallen aus in diesem Moment, trotz des Rots, das sie aufgelegt hatte. Sie war schwachnervig geworden. Die Siegessicherheit der Frau, die sich auf sicherem Boden wöhnen durfte, war ihr abhanden gekommen. Sie war nicht mehr die Meisterin, die die Materie mit kühler Gelassenheit beherrschte, sie unterlag beim ersten Anprall. Eine kalte Hand hatte sie an ihrem Herzen gespürt, während Viktor Wernthaler sprach. Was dachten wohl die Männer sich dabei, wenn sie einer Frau geboten: sei groß, denke nicht kleinlich. Wenn sie ihr riefen: frage nicht nach dem Urteil der Welt. Sie jagten eine Frau gewissenlos in den Kampf, in die Auflehnung gegen Sitte und Tradition, wenn es ihr Vorteil gebot. Aber sie kümmerten sich nicht darum, was aus der Frau dann wurde; sie dachten nicht sekundenlang darüber nach, wie ein Weib sich zurechtfand am jenseitigen Ufer des Rubikons, den es auf ihr Geheiß überschritten.

Sie haßte Viktor Wernthaler in diesem Moment. Sie hätte Rache an ihm nehmen mögen für die Kaltherzigkeit, die aus seinen Worten sprach. Sollte sie das Spiel verloren geben? Nach anderen Männern Umschau halten? Meran verlassen, und nach Monte Carlo gehen?

„Mika, sagen Sie nicht nein; ich bin ein einsamer Mensch. Sie wissen nicht, wie ich mich nach einer Seele sehne, die mit mir fühlt. Sie allein verstehen mich, niemand sonst auf der Welt."

Er küßte ihre Hand, und Mika Schönwald fühlte ihr Blut heißer durch die Adern rollen. Sie empfand: Viktor Wernthaler für sich gewinnen, war nicht reine, kühle Verstandssache. Sie liebte ihn, ihr Herz ersehnte ihn, ihr allein sollte er gehören.

„Haben Sie Mitleid mit mir, ich bin ein armer, irrender Ahasver."

Mika sah mit halb geschlossenen Lidern zu ihm empor. Spielte er Komödie? Oder war ihm ums Herz, wie er sich den Anschein gab? Empfand er Liebe für sie oder war's nur flüchtiger Sinnenreiz, dem er sich überließ? Warum sprach er das eine einzige Wort nicht, das ihn von seiner Seeleneinsamkeit befreite? Wenn er sie liebte, warum zauderte er? Ihr Trauerjahr? Er wußte nur zu gut, daß ihre Ehe ihr seelisch nichts mehr bedeutet hatte. Oder setzte er den Flirt einfach fort, den er in Berlin begonnen, war sie ihm nur Zeitvertreib?

„Ich fahre mit Ihnen, Viktor."

Mika Schönwald hatte beschlossen: die Fahrt nach Trafoi sollte ihr Gewißheit geben. Sie wollte ihre kostbare Zeit nicht mit ziel- und planlosem Flirt verlieren. Viktor Wernthaler mußte endlich Farbe bekennen, und da war im ungestörten Zusammensein die beste Gelegenheit dazu.

„Ich danke Ihnen, Mika." Er flüsterte es in leidenschaftlichem Ton, während der Ungar im Musikzimmer nebenan in eine Operettenmelodie überging.

Mika atmete befreit auf. Da war kein Zweifel mehr: Viktor Wernthaler stand wieder fest in ihrem Bann. Wenn sie jetzt klug vorging und ihn an seinen schwachen Seiten zu packen wußte, dann war der endgültige Sieg ihr sicher. Dann hatte die Frau Sanitätsrat aus der kleinen Stadt das Nachsehen.

Viktor Wernthaler liebte Mika in diesem Augenblick wirklich. Er begriff plötzlich nicht, wie er hatte vor ihr die Flucht ergreifen können. Sie hätte in diesem Moment alles von ihm verlangen können, seine Freiheit, sein ganzes Leben hätte er ihr hingegeben, er wäre ihr gefolgt wie ein Hypnotisierter seinem Meister. Nur Zeit zur Überlegung hätte sie ihm nicht lassen dürfen.

„O weh," sagte er, „da kommt die Fürstin Feldafingen, da ist es um jede Unterhaltung ge-

Digitized by Google

schehen. Ihre Stimme übertönt alle anderen. Wollen wir flüchten? In irgendein Café?"

Mika Schönwald sah ihn an und erhob sich langsam.

„Kommen Sie, kommen sie schnell!" Er umfaßte mit entzücktem Blick ihre schlanke Gestalt. Kein Gedanke an Amanda Pirchholtz kreuzte in diesem Moment sein Erinnern.

Mika lächelte, mit leisem Spott in den Augen.

„Und die Dame, mit der Sie sich so angelegentlich beschäftigten, als ich eintrat?"

Wernthaler machte eine ablehnende Gebärde. „Ich lernte Frau Sanitätsrat Pirchholtz auf der Herreise kennen."

Er liebte solche Fragen nicht. War Mika eifersüchtig? Er warf ihr einen scharfen Blick zu. Eifersüchtige Frauen waren nicht nach seinem Geschmack. Da gab es immer Gefühlsausbrüche im Gefolge, die ihn erkälteten und abstießen.

„Sie ist das Gegenteil von Ihnen, Mika."

Sie lächelten sich an.

„Die blonde, phlegmatische Frau gefällt Ihnen?"

„Ich liebe die Widerspiele."

Mika schloß die Augen halb. War da eine gefährliche Nebenbuhlerin erstanden?

„Sie besitzt, was Ihnen fehlt, schöne Mika; sie hat deutsche Sentimentalität."

„Das war sonst nicht Ihr Genre."

„Ist es auch heute noch nicht. Aber man kann mitunter Goethe begreifen, daß er schließlich nach all den geistreichen Frauen, die er liebte, Christiane Vulpius heiratete."

Mika Schönwald lächelte, aber innerlich befiel sie leichte Ungeduld. Konnte man bei einem Mann, wie Viktor Wernthaler, überhaupt auf eine Zukunft rechnen? Wechselte er nicht in jedem Augenblick sein Gesicht und seine Anschauungen?

Sie voltigierten geschickt um den Fahrstuhl der alten Durchlaucht. Ein paar Händedrücke, ein Nicken, ein Verneigen.

„Eine Wohltat, daß wir die gleichgültigen Menschen hinter uns gelassen haben", sagte Wernthaler, als sie durch den Garten nach dem Ausgang schritten. „Und wo gehen wir jetzt hin? Zu Marchetti? Ins Künstlerstübl? Dort haben sie einen famosen Asti spumante."

Es war Mika Schönwald recht. Mochten die Dinge gehen, wie sie wollten, nur einmal aufhören zu denken, sich den Kopf zu zermartern, Vergessen trinken.

„Wer war das interessante Paar?" fragte die Fürstin Feldafingen hinter ihnen her.

Fräulein von Salzburg hatte keinen leichten Posten bei der alten Fürstin, die bei jedem neuen Gesicht vor Neugier brannte. Aber sie wußte ihre Herrin zu nehmen.

„Eine Frau Schönwald!" rief sie ihr ins Hörrohr.

„von Schönwald?"

„Nein, keine von, eine Bürgerliche."

Die alte Durchlaucht hörte gar nicht mehr hin. „Warum spielt der Josci nicht mehr? Von welcher Linie der ungarischen Joscis stammt er? Bringen Sie ihn mir her," befahl sie, „ich wünsche näheres über die Familie zu wissen."

Fräulein Kamilla Scholl und Herr Wolfgang Königsreiner saßen in einem stillen Winkel des Spielzimmers, wo sie ungestört miteinander plaudern konnten; denn für die Bridgetische existierte die übrige Welt nicht.

„Sie scheinen nicht sehr erbaut vom Salon der Schiffbrüchigen, mein gnädiges Fräulein?"

In Kamillas Haltung prägte sich Abwehr aus; auf ihrem Gesicht lag unverkennbares Mißfallen, und sie blickte schweigsam in das unruhige Auf und Nieder, das ihr wie ein bewegliches Mosaikbild schien, in dem sich jeden Moment die Farben verschoben.

„Man ist hier von Abenteurern umgeben."

Wolfgang Königsreiner dachte: wenn ich zwei Jahrzehnte jünger wäre, würde ich dieses deutsche Mädchen noch in diesem Augenblick zur Frau begehren. Aber er schloß sein heißes Wünschen in sich, denn das Alter machte geduldig und zaghaft.

„Sie urteilen, wie die Jugend immer tut, mein gnädiges Fräulein: unbarmherzig und ohne den Ursachen nachzugehen."

„Ich bin achtundzwanzig." — Wolfgang Königsreiner lächelte.

„Und wenn Sie fünfzig sein werden, wird es Sie dünken, daß Sie damals ein Kind noch waren. Später, viel später wird Ihnen das Verständnis für alle diese müden Wanderer kommen, die Ihnen heute so verdammenswürdig scheinen. Alle, die Sie hier sehen, ob Fürstinnen, Prinzen

Digitized by Google

oder weniger hochgeborene Sterbliche, sind auf der Flucht von irgend etwas, das aus ihrer Vergangenheit heraus die Gegenwart beschattet. Haben Sie mit angehört und gesehen, wie boshaft die Fürstin Feldafingen die Begleiterin der Exzellenz Trotzky als seine Gemahlin begrüßte? Dabei weiß sie ebenso genau, wie alle Welt hier, daß die junge Dame, die mindestens dreißig Jahre jünger ist als der alte Russe, eine ehemalige Serviererin ist. Aber solche kleine Unregelmäßigkeiten spielen keine Rolle im Salon der Schiffbrüchigen. Man drückt nicht nur ein Auge, man drückt alle beide zu, wenn es die Gelegenheit erfordert, denn ein jeder ist sich bewußt, daß er ebenso viel Nachsicht brauchen kann. Sehen Sie dort die Fürstin Aliprandi, die eben mit Natascha Frumkin plaudert? Sie hat eine kleine Rente, die gerade zu einem Leben in billigen Pensionen reicht und zu Toiletten, damit sie auf der Promenade die Blicke auf sich ziehen kann. Sie ist an der Reviera eine bekannte Persönlichkeit. Der Scheidungsprozeß, den sie vor mehreren Jahren mit ihrem Gatten führte, ging durch sämtliche internationale Blätter. Der Rechtsanwalt Tommasi ertappte seine Gattin mit einem jungen Bildhauer, den er glatt erschoß. Der Avvocato saß ein paar Monate, und dann wurde er begnadigt, denn in Italien denkt man in Liebesangelegenheiten duldsamer als bei uns. Die Richter wissen Eifersuchtsmotive anders zu werten, als ihre kühler veranlagten deutschen Kollegen. Natürlich sucht die Fürstin nach einer neuen, möglichst glänzenden Heirat, und aus diesem Grunde reist sie in der Welt umher, denn da sie in der guten italienischen Gesellschaft nicht mehr empfangen wird, muß sie ihre Chancen außerhalb des Landes suchen. Sie ist nicht allzu anspruchsvoll, die schöne Fürstin! Wenn es die Heirat nicht ist —" Wolfgang Königsreiner zuckte mit den Achseln. „Im Moment stehen ihre Aktien günstig. Der lange Amerikaner, der nicht von ihrer Seite weicht, ist der Sohn eines Viehhändlers aus Texas, dem es nicht wenig schmeichelt, daß eine wirkliche Fürstin sich zu ihm herniederläßt. In der Politik sind sie sehr demokratisch, meine Pseudo-Landsleute; aber was die Frauen anbelangt, sind sie sehr empfänglich für ein Adelskrönchen. Der junge Mann hat Geld, viel Geld, und er findet einen großen Reiz darin, es elegant auszugeben. Solche Leute weiß die Fürstin Aliprandi zu schätzen. Und die Fürstin Feldafingen, die mit Vorliebe schwache Punkte aus dem Leben anderer ans Tageslicht zieht, kann ebenso, wie die meisten Menschen hier um uns herum, mit einer Vergangenheit aufwarten. Nur daß sie niemals zum weiblichen Glücksritter herabgesunken ist. Ihre Geschichte ist nicht eben origineller als die meisten dieser Art. Nur daß der Sohn eines unserer hervorragendsten Staatsmänner der Hauptakteur in dem Liebeshandel war, der die schöne Durchlaucht Familie und Stellung kostete. So lange die Liebe des jungen Grafen nichts mehr als eine Junggesellenepisode bedeutete, ignorierte der kluge Vater die Liaison, von der man jedoch bereits in der Gesellschaft sprach.

Er erschien erst als deux ex machina auf der Bildfläche, als es sich darum handelte, die letzte entscheidende Wendung zu verhüten, die die Karriere seines Sohnes, der den Vater indessen nicht im entferntesten erreichte, hätte vernichten können. Das Paar wollte gemeinsam fliehen, man hatte bereits den Expreß nach dem Süden bestiegen — da erschien der alte Staatsmann und hinderte im allerletzten Moment die Flucht. Es soll eine tragische Szene gewesen sein, obwohl sie sich innerhalb weniger Sekunden und lautlos abspielte. Die Sache drang in die Öffentlichkeit, und Fürst Feldafingen zog die naturgemäße Konsequenz der Dinge. Er ließ sich von seiner Frau scheiden, die selbstverständlich seitdem nie mehr bei Hofe erschien. Sie führte ein Wanderdasein, bis sie sich endgültig in Meran niederließ, wo sie wohl ihr freudloses Dasein beschließen wird. Die kleine Passerstadt ist ein angenehmes Exil. Ich kann mir denken, daß der Trank der Vergessenheit hier am besten mundet."

„Und die Fürstin Uschtomsky?"

„Pah, die will sich hier amüsieren, fern von Madrid, will in diesem Fall sagen, fern von Petersburg. Sie betreibt zum Vergnügen, was bei den anderen Frauen Notwendigkeit ist, das heißt, freiwillig erwählte . . . Sehen Sie dort den älteren, aufrechten Herrn mit dem unverkennbaren Charakter des ehemaligen Militärs? Das ist ein ehemaliger Major, dem seine Frau untreu wurde, und der seit jener Zeit mit seinen Kindern in Meran lebt. Und dort die interessante Frau, die, um noch inter-

Digitized by Google

essanter zu scheinen, stets mit einem Spitzenschleier um den Kopf erscheint? Sie können sie auch so auf der Promenade sehen. Sie hat ein eigenartiges Schicksal hinter sich. Sie hatte einen Türken geheiratet, und jahrelang später stellte es sich heraus, daß sie nicht seine rechtmäßige Frau war, weil seine Scheidung von seiner ersten Gattin keine Rechtskraft hatte. Sie führte einen Prozeß in dieser Angelegenheit, aber es ist mir im Moment nicht erinnerlich, wie er entschieden wurde. Sie sehen, es sind in diesem Salon nur wenige Auserwählte, denen eine wolkenlose Vergangenheit lächelte."

Wolfgang Königsreiner lächelte, aber es war ein wehmutsvolles Lächeln.

„Frauen haben Schicksalsstunden, die keines Lebens Reue je zurückzurufen vermag. Sie kranken ewig an einem einzigen Schritt aus glatter Bahn. Darum muß man Erbarmen mit ihnen haben, mit den armen Abenteuerinnen, die die Welt so gern verdammt. Und mit den Pilgerinnen, die Vergessen suchen. Ob sie ihr Leid mit lächelndem Munde hinter sorglosen Mienen verbergen, ob sie mir in den eleganten, internationalen Hotels entgegentreten, in echte Spitzen gehüllt und in luxuriöse Kleider, ich sehe ihre blutenden Seelen hinter der Maske, ich höre sie vergebens nach Erbarmen rufen, und immer möchte ich sie fragen: was trieb dich in die Ferne, du armes Kind, du Reisende in fremdem Land?"

Kamilla Scholl kämpfte mit aufsteigenden Tränen. War sie nicht auch eine jener Pilgerinnen, die Vergessen suchte?

„Fällt es Ihnen so schwer, mir Ihr Vertrauen zu schenken?" Wolfgang Königsreiner fragte es weich und schmerzlich.

Da sprach sie ihm von ihrem Leid, während Natascha Frumkin zur Balalaika russische Volkslieder sang, während Frau Amanda eine Bridgepartie nach der anderen verlor, und während um sie herum Banalitäten schwirrten.

Natascha Frumkin legte jedoch nach einer Weile das Instrument nieder, um eine junge Wienerin zum Klavier zu begleiten. Und dann warf sie Geza Josci einen ihrer Blicke zu, die die Männer noch immer zu ihren willenlosen Sklaven gemacht hatten.

„Komm in mein Boudoir, der Moment ist günstig. Alex Alexandrowitsch spielt Billard, und dann vergißt er, was um ihm herum vorgeht."

Mit ihren graziösen, katzenartig gleitenden Schritten huschte sie ihm voran.

„Angebetete, süße Natascha . . ." Baron Josci küßte ihr die Hand, indem seine Augen gierig über die mit Brillanten geschmückte Erscheinung gingen.

„Geza, ich ertrage dieses Leben nicht länger!"

„Geduld, liebste Natascha, Geduld, verderben wir nichts durch Unvorsichtigkeit."

„Niemals gibt er mich frei, niemals. Wenn du wüßtest, was ich unter diesem Despoten leide. Diese Nacht hat er mich wieder mit dem Revolver bedroht."

„Liebste, beschwören wir keinen Skandal herauf. Du weißt, man ist so rigoros bei uns in Ungarn. Und meine Familie ganz besonders. Nicht der leiseste Makel darf auf dem Namen meiner künftigen Gattin ruhen. Ich ertrüge es nicht, wollte man dich in unserer Gesellschaft nicht mit offenen Armen empfangen."

Natascha Frumkin sah nicht die lauernden Blicke des Ungarn. Nein, nein, das wäre auch nicht nach ihrem Geschmack gewesen. Sie wollte im Triumph in das Stammschloß der Joscis einziehen. Sie wollte gesellschaftlich rehabilitiert werden, sie wollte nicht mehr mit Surrogaten fürlieb nehmen müssen wie hier in Meran, wo ihr Salon mit zweifelhaften Elementen durchsetzt war. Sie gab sich darüber keinen Illusionen hin, aber so wie die Dinge lagen, war sie machtlos. Nur, wenn es ihr gelang, von Alex Alexandrowitsch loszukommen und eine neue Heirat zu schließen, die ihr einen makellosen Namen gab, konnte sie auf eine Wiederherstellung ihrer gesellschaftlichen Position hoffen.

„Natascha, angebetete Natascha!"

Es durchrieselte sie heiß, wenn Geza Josci in diesem von Leidenschaft durchzitterten Ton ihren Namen nannte.

„Komm, küsse mich!"

„Geza, wie ich dich liebe."

„Mein mußt du sein, ganz mein!"

„Für immer, Geza!"

Aber Natascha Frumkin verlor sich nicht in ihrer Leidenschaft. Sie behielt immer den Kopf oben.

Digitized by Google

Sanft machte sie sich aus der Umarmung des Barons los.

„Geza, wir müssen ernsthaft von unserer Zukunft sprechen. Ich hasse Alex Alexandrowitsch."

„Wenn er dir aber keinen Scheidungsgrund gibt, Liebchen?"

„Dann müssen wir ihn erzwingen."

„Keinen Skandal, Natascha, du weißt —"

„Oh, man kann das in aller Stille arrangieren. Niemand braucht davon wissen, wenn wir im Auto eine Fahrt nach Arco oder Riva unternehmen. Von dort schreiben wir ihm und diktieren Alex Alexandrowitsch unsere Bedingungen, die er widerstandslos akzeptieren wird, wenn er sich in seiner Gattenehre beleidigt sieht. Verlaß dich darauf, er wird obenein noch froh sein, wenn sich der Bruch in aller Stille vollzieht. Denn er geht dem Skandal nicht weniger aus dem Wege als wir."

Geza Josci küßte Nataschas Finger, jeden einzeln mit Inbrunst. „Ich liebe Edelsteine bei schönen Frauen." Er hob ihre brillantengeschmückte Hand näher zu sich empor und betrachtete sie mit zärtlichem Blick. „Wenn du erst den Familienschmuck der Joscis tragen wirst, Geliebte —"

„Du hast meinen ganzen Schatz noch nicht gesehen, Geza."

Des Ungarn Augen funkelten.

„Meine Natascha wird keinen anderen Schmuck als den tragen, den sie von mir bekommt."

„Oh, meine Brillanten lasse ich Alex Alexandrowitsch nicht, sie repräsentieren ein Vermögen."

Geza Josci sah gelangweilt aus. Und mit leichtem Tadel im Ton bemerkte er: „Geliebte, schöne Frauen dürfen niemals von Geldangelegenheiten reden, das ist nicht vornehm. Meine Mutter tut das nie."

Natascha Frumkin biß sich auf die Lippen. „So soll ich ihm lassen, woran mein Herz hängt? Nein, nein, niemals! Ich nehme meinen Schmuck mit mir, unterwegs übergebe ich ihn dann dem Safe irgendeines Bankhauses."

„Wie du willst, Geliebteste."

„Und wann wollen wir fliehen?"

„Wann? Bestimme du, Geliebte."

„Ich werde vorgeben, daß ich eine Freundin besuche, die sich momentan am Gardasee aufhält."

„Aber Vorsicht, süße Natascha, kein Laut davon darf in die Außenwelt dringen. Ich bin es meinem Namen schuldig."

„Ich will mich seiner würdig zeigen, Geza."

Ein letzter, heißer Kuß.

Natascha Frumkin eilte in die Gesellschaftsräume zurück.

Baron Josci folgte ihr langsam.

Wie verliebt sie doch immer waren, die Weiber! Dann wurden sie so verdreht, daß man sich überhaupt nicht mehr anstrengen brauchte, zu lügen, man konnte sagen, was einem gerade einfiel.

Fürstin Feldafingen gab mit ihrem Aufbruch das Signal zur allgemeinen Verabschiedung.

„Wann sehe ich Sie morgen, Durchlaucht?"

„Exzellenz, am Gilf-Café, nicht wahr?"

„Um drei Uhr."

„Servus, meine Gnädige!" Der Kaiserjägerleutnant schlug die Hacken zusammen.

Die Diener halfen in Mäntel und Umhänge. Autos und Equipagen fuhren vor. Plaudernde Stimmen klangen durch die Luft. Räderrollen. Die Hupen tönten. Und dann lag Villa Palmenhain im stillen, abendlichen Dunkel. Herb und kühl kam es von den Bergen herüber.

* * *

Frumkins verbrachten den Rest des Abends im Stadttheater.

Alex Alexandrowitsch strahlte, denn seine Frau hatte ihn Saschinka genannt, und das hatte sie seit ihrem Fortgang von Petersburg nicht mehr getan.

„Natascha, sprich einen Wunsch aus."

Sie sah ihn lächelnd an. „Schenk mir ein Auto, eines für mich ganz allein."

„Alles, was du willst, Duschinka."

Tölpel, dachte Natascha, und grüßte in die gegenüberliegende Loge des ersten Ranges, wo die Fürstin Uschtomsky mit dem deutschen Hauslehrer ihres Sohnes saß.

Fräulein Karoline Aschborn begnügte sich mit einem Platz im zweiten Rang. Sie hatte ihr schwarzseidenes Kleid an, aß im Zwischenakt

Digitized by Google

billige Praliné, die sie vorzüglich fand, musterte durch ein Opernglas von ungeheurem Umfange den Zuschauerraum und fühlte sich sehr glücklich.

Es war zu schön, auf Reisen zu sein, selbst wenn man sparen mußte!

* * *

Mika Schönwald stand in ihrem Hotelzimmer vor dem Spiegel und kleidete sich um. Viktor Wernthaler wollte sie in einer halben Stunde abholen. Ein Berliner Kabarett gastierte und sie hatte den Wunsch geäußert, es zu besuchen.

Diese Amanda Pirchholtz!

Ihre Lippen kräuselten sich.

Viktor Wernthaler war ein komplizierter Mensch. Man mußte raffiniert sein, ihn zu fesseln.

Und raffiniert war sie nun einmal gar nicht, das sah man der hübschen, molleten Frau an der Nasenspitze an. Nein, eine Amanda Pirchholtz war keine ihr ebenbürtige Gegnerin!

* * *

Die Verbindungstür der beiden Zimmer war geöffnet, denn Frau Amanda unterhielt sich gern ein bißchen vor dem Schlafengehen, während ihrer etwas umständlichen, auf Erhaltung von Schönheit gerichteten Nachttoilette.

„Haben Sie sich gut amüsiert, Fräulein Kamilla?"

Fräulein Scholl mußte sich erst in die Wirklichkeit zurückfinden, denn sie hatte soeben einen Brief ihrer Freundin Helga gelesen, in dem sie ihr mitteilte, daß die Frau Theo von Albertis in eine Heilanstalt für Nervenkranke untergebracht worden war, und daß ihr Zustand sehr bedenklich sei.

Klopfenden Herzens schob sie den Brief in ihre Mappe, und verschloß sie in einer zierlichen Truhe mit Batikarbeit.

Sie war so gar nicht gestimmt auf Unterhaltung, aber sie bezwang sich und trat in die offene Tür.

„Heute Nachmittag in der Villa Palmenhain?" Kamilla zögerte.

Amanda Pirchholtz, die gerade die Stirn nach den Grundsätzen einer besonders erfolgreichen Massage behandelte, hielt einen Augenblick in ihrer Beschäftigung inne. Sie sah ihre Gesellschafterin fragend an.

„Ich glaube, es war ein bißchen gemischt."

„Gemischt?!"

Es lag eine Welt von Staunen, Tadel und unangenehmer Überraschung in ihrem Ton.

„Es waren drei Fürstinnen, eine Exzellenz und ein wirklicher Prinz anwesend. Und Natascha Frumkin ist eine entzückende Frau. Man drängt sich zu ihren Jours", fügte Frau Amanda hinzu, da ihre Gesellschafterin beharrlich schwieg.

„Der Prinz war inkognito mit seiner Begleiterin, die er in keinen anderen Salon als in den der Schiffbrüchigen bringen dürfte. Fürstin Aliprandi ist eine Abenteuerin mit der Krone, und die Fürstin Uschtomsky würde wohl schwerlich bei Natascha Frumkin erscheinen, wenn ihr Salon nicht in Meran statt in Petersburg wäre."

Amanda war unangenehm berührt. „Sie sind zu scharf in Ihrem Urteil, Fräulein Kamilla."

Dasselbe hatte Wolfgang Königsreiner mit ähnlichen Worten gesagt. Aber sie konnte sich nicht helfen: alles was zweifelhaft war, stieß sie ab, und sie würde nie die Beherrschung besitzen, es zu verbergen.

Frau Amanda, die ihr schönes, blondes Haar mit einem Elfenbeinkamm strählte, der in Berlin erstanden worden war, denn früher hatte sie einen praktischen, derben Büffelkamm benutzt, war in unerfreuliches Sinnen versunken.

Wenn sie es recht überlegte: dieses junge Mädchen beeinträchtigte mit seinem Skeptizismus ihren Meraner Aufenthalt. Wozu beständig diese scharfe Kritik über Menschen und Dinge?! Wenn man auf Reisen war, mußte man duldsamer sein. Hätte sie nicht besser daran getan, Wally Neuberg mitzunehmen? Sie erschien sich neben Kamilla Scholl ewig wie eine zurechtgewiesene Schülerin.

„Sie müssen viel Schlimmes schon erlebt haben", sagte sie aus ihren unerfreulichen Gedanken heraus zu dem jungen Mädchen, das in Sinnen verloren dastand. Eigentlich hatte sie sich sehr häßlich zu Kusine Neudberg benommen, erwog Amanda, sie war ihr eine kleine Genugtuung schuldig, und da war eine Einladung nach Meran der beste Ausgleich dafür.

Kamilla Scholl war errötet.

„Gnädige Frau, ich stehe seit zehn Jahren auf eigenen Füßen. Ich verlor meine Eltern frühzeitig und wurde von Verwandten erzogen,

Digitized by Google

denen ich eine Last war, weil ich, ohne es zu wollen, die Engigkeit ihrer Verhältnisse noch empfindlicher fühlbar machte. Illusionen und Idealismus wurden mir zeitig genommen, ich lernte die Welt sehen wie sie in Wirklichkeit ist, und nicht, wie sie der Jugend und Unerfahrenheit scheint. Und — —"

Nein, Kamilla hielt an sich. Über ihres Herzens tiefstes Leid sprach sie lieber nicht, denn sie fühlte, daß ihre Art keinen Widerhall bei Frau Pirchholtz fand.

„Man darf aber deshalb nicht den Glauben an die Menschheit verlieren, Fräulein Kamilla. Man muß nur das Gute sehen wollen, dann sieht man es. Ich glaube, das wollen Sie nicht immer."

Welche Gemeinplätze, welche billige Weisheit, dachte Kamilla.

„Nein, das liegt nicht in meiner Absicht", sagte sie kalt. „Und wozu auch? Frauen, wie ich, müssen klar sehen."

Frau Amanda gelangte endgültig zu der Überzeugung, daß ihre Gesellschafterin eine sehr unangenehme Person war. Hätte sie nur nicht auf Bruder Fritz gehört, der gemeint hatte, sie würde ohne solch einen weiblichen Mentor in der Welt nicht bestehen können. Gleich morgen wollte sie an Emma Neuberg schreiben. Von dieser Stunde an war das Verhältnis zwischen den beiden Damen ein getrübtes. Sie empfanden es beide, aber keine hatte den Mut, das erlösende Wort zu sprechen, bis die Verhältnisse stärker wurden als sie, und sie zum Handeln fortrissen.

* * *

„Du kommst nicht mit, Wolfgang? Ich gehe mit Mika Schönwald ins Kabarett." Viktor Wernthaler besprengte die Aufschläge seines Smokings mit Kölnischem Wasser, und nahm aus den Händen seines Dieners eine Orchidee, die er in seinem Knopfloch befestigte.

„Nein, danke, ich habe keine Stimmung darauf", sagte Wolfgang Königsreiner, einen Finger zwischen den aufgeschlagenen Seiten seines philosophischen Lieblingswerkes.

„Dann solltest du dich erst recht erheitern."

„Du bist sehr liebenswürdig, aber ich ziehe vor, zu Hause zu bleiben. Außerdem würde ich dich nur stören."

„Stören? Wieso? Nicht, daß ich wüßte."

Wolfgang Königsreiner hatte ein ironisches Lächeln um die Lippen.

„Nun, dein Flirt mit Mika Schönwald ist wieder im besten Gange."

„Wahrhaftig, Mika ist ein famoses Weib."

„Und Amanda Pirchholtz?"

„Auch sehr famos. Nach einer anderen Richtung."

„Sieh dich vor, Viktor, du könntest ausnahmsweise einmal der leidtragende Teil sein. Mika Schönwald sieht mir nicht danach aus, als ob sie mit sich spielen ließe. Ich glaube, sie kann rachsüchtig sein."

„Woran siehst du das?"

„An den Augen."

„Ich fürchte mich nicht. Im Gegenteil, mir sind Emotionen immer erwünscht."

„Du bist unverbesserlich."

„Das scheint mir auch, also laß deine Bekehrungsversuche. Wenn mir's hier zu bunt wird, reise ich einfach ab. Direkt nach Genua und von dort in irgendeinen fremden Erdteil. Oder nach Florenz. Du weißt, ich liebe die Stadt der Medici. Aber vorläufig reizt mich das amüsante Spiel. Vielleicht heirate ich Mika Schönwald."

„Und Amanda Pirchholtz?"

„Alle beide kann ich nicht heiraten."

„Dann flirte nicht mit ihr."

„Wolfgang, was bist du für ein unerfahrener Knabe, wenn es sich um Weiber handelt. Du fällst von einem Extrem ins andere. Entweder du schätzest sie zu hoch ein oder zu niedrig. Denke bloß, wie du dich damals von der blonden Lene depüren ließest?! Die hat dich nicht schlecht hineingelegt."

„Du irrst, ich sah ganz klar, was vorging. Aber ich wollte ihr den Willen tun."

„Siehst du, ich tue den Frauen auch nur den Willen, wenn ich nach Noten mit ihnen flirte. Die hübsche Frau Amanda würde mich sehr bald langweilig finden, wenn ich nicht ein bißchen mit dem Feuer spielte. Ein Weib muß sich immer begehrt fühlen, das ist die ganze Macht, die ich brauche, sonst ist mit ihnen nichts anzufangen. Für morgen Nachmittag bin ich übrigens mit Frau Amanda verabredet. Wir wollen nach Schloß Tirol. Ihre Gesellschaft hat so etwas Besänftigendes für mich, sie gleicht dem ruhigen Bergsee, und Mika ist ein auf-

Digitized by Google

gewühltes Meer. Beides kann man nicht immer genießen. Ich rechne auf dich morgen, Wolfgang, damit das ernsthafte Fräulein Scholl Gesellschaft hat. Die Sanitätsrätin fällt mitunter in ihre kleinbürgerlichen Allüren zurück, und dann hält sie es für notwendig, von einer Chaperonne begleitet zu sein. Wenn es mir bloß einmal gelänge, sie ein bißchen aus ihrer Kleinstädterei herauszureißen!"

Viktor Wernthaler fuhr in seinen Raglan und setzte seinen weichen Filz auf. „Mir scheint, Wolfgang, du und die junge Dame —"

„Es scheint dir falsch, Viktor", sagte Wolfgang Königsreiner verstimmt.

„Sie ist nicht mehr frei, oder vielmehr sie ist es doch. Aber sie kann ihr Herz nicht von jenem anderen losreißen, der sie betrug."

„Ach, gibt's noch solche Frauen auf der Welt, die lieben, wie Carmen liebt?"

„Nimm's nicht tragisch, Wolfgang. Es lohnt nicht."

„Das tut man in meinem Alter ohnedies nicht mehr. Aber sie hätte mir gefallen."

„Schade. Adieu, Wolfgang!"

„Ehe ich es vergesse, Viktor, ein Wort noch."

Wernthaler, bereits an der Tür, blieb stehen.

„Ich bitte dich, werde dir endlich klar über deine Gefühle. Erkläre dich Mika Schönwald, wenn du glaubst, das ruhige Glück, das dir Bedürfnis wäre, an ihrer Seite zu finden. Oder mach' ein Ende! Mika Schönwald ist gänzlich verarmt, wie ich höre, also befreie sie aus ihrer drückenden Lage, sprich das Wort endlich, das sie von dir erwarten darf, — oder aber zeige ihr, daß du an keine gemeinsame Zukunft denkst. Dann kann sie danach handeln."

„Und ihr Augenmerk auf einen anderen Mann lenken?"

„Frauen, wie sie, wissen keinen anderen Ausweg."

„Ich will mir's überlegen. Addio!"

Wolfgang Königsreiner blieb allein zurück. Er schlug sein Buch wieder auf, aber er las zerstreut, denn ob er es wollte oder nicht: er sah Kamilla Scholl vor seinem geistigen Auge, und er hörte ihre klare unerbittliche Stimme: „Ich werde Theo von Alberti lieben, solange ich lebe." Das sagten junge Mädchen oft, die die Dauer des menschlichen Daseins nicht mit richtigem Maße maßen. Aber Kamilla Scholl war anders wie die anderen. Und darum liebte er sie mit dem ganzen Feuer seiner späten Mannesjahre.

* * *

Eine Woche war vergangen. Kamilla Scholl saß erschüttert über einer Depesche, die sie soeben von Helga Streiter erhalten hatte und die ihr den vor einer Woche in der Anstalt erfolgten Tod von Theo von Albertis Frau meldete. Die Gedanken kreisten wild durch ihren Kopf.

Der Mann, den sie liebte, war frei! Es war wie Jubelgesang in ihr — und im nächsten Moment schalt sie sich: über einer Frau hatte sich das Grab geschlossen, eine andere hatte weichen müssen, damit sie glücklich werden konnte.

Glücklich? Würde sie je die Vergangenheit vergessen können? Theos Treubruch? War er ein Besserer geworden, weil das Geschick ihn von einem Druck befreite, den er freiwillig auf sich genommen hatte? Durfte sie richten über ihn? Gab es nicht Irrwege in jedes Menschen Seele? Zerstreut öffnete sie den Brief, den man ihr mit der Depesche zusammen gebracht hatte. Eine fremde Handschrift?

Sie las, und dabei lächelte sie unwillkürlich.

Herr Fritz Ulrich schrieb, er sei in Sorge um das Ergehen seiner Schwester Amanda. Es ging aus seinen Zeilen hervor, daß er ihre Gesellschafterin für eine ältere Dame hielt, der er das Wohl der Frau Sanitätsrat dringend ans Herz legte, im Hinblick auf deren Unerfahrenheit, die ein Resultat ihres in der Zurückgezogenheit verbrachten Lebens in der Kleinstadt sei.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die blaue Blume / Roman von Bruno Wölfing

14. Fortsetzung.

Der Zug brauste durch die verschneite Landschaft, über die der Abend sank. Abel stand am Fenster und sah hin, wo ein riesiger, blasser Schein am Himmel anzeigte, daß dort Berlin lag. So mußte es Jesus gewesen sein, als er Jerusalem liegen sah von ferne, und rief es auch nicht ihm Hosianna zu, hörte er es nicht deutlich aus dem Rhythmus der rollenden Räder? Sollte nicht auch er sein Haupt verhüllen und weinen?

Als Abel vor dem Stettiner Bahnhof jedoch die lauten, erhellten Straßen Berlins wieder betrat, schwand seine jauchzende Zuversicht, und nicht mehr als der Messias, nur als der kleine, einsame Bucklige fühlte er sich, als er dahin eilte durch die lärmende, schwarze Menschenmenge, die dahinflutete auf den schmalen Trottoirs.

Aber er sollte so nicht nach Hause gelangen. Als er an einem Café von unzweifelhaftem Rufe vorüberkam, trat Bertram ihm entgegen, der eben aus der Tür gekommen war. Der Musiker, offenbar stark angetrunken, trug den Hut weit im Nacken und schlenkerte den Stock in seinen langen, dünnen Armen.

Er erkannte Abel. „Ah, sieh da, Timotheus", brüllte er ihm zu, daß einige Leute stehen blieben und das seltsame Paar anstaunten, den langen, spindeldürren Musiker und den kleinen, verwachsenen Abel: „Sie werden doch nicht vorüberlaufen, Herr Philosoph, ich will Sie ja gar nicht anpumpen."

Abel sagte, er sei müde und wolle nach Hause. Bertram jedoch gab ihn nicht frei, er wolle ihn eine Strecke begleiten, erklärte er, da er nichts Gescheiteres zu tun habe, und so schritt er neben dem andern her.

Bertram erzählte von seinem Kabarett: „Sie müssen unbedingt einmal hinkommen, Abel! Hochinteressantes Programm! Noch nie dagewesen. Ich selber bin der Kapellmeister und begleite eigenhändig auf dem Fortepiano und der Zupfgeige, welches Instrument ich seit vierzehn Tagen extra erlernt habe."

Abel erwiderte nichts.

Doch der angetrunkene Musiker fuhr fort: „Auch schöne Damen gibt's zu sehen. Iduna nämlich, die im bürgerlichen Leben Käthe Arendt heißt. Sie hält sich für einen neuentdeckten Bühnenstern! Lächerlich, finden Sie nicht auch? Die alte Scharteke! — Da sollten Sie einmal dagegen Madame Orvieto kennen lernen. Die hat Rasse! Ich kann sogar sagen, daß ich . . . sozusagen . . . nun . . ., daß ich mich ihrer besonderen Gunst erfreue. Groß—ar—ti—ges Weib!"

„Ah, diese ist es denn wohl, von der mir Ihre arme Frau unter Tränen neulich erzählt hat?" fragte Abel, jetzt in vorwurfsvollem Tone den Musiker unterbrechend.

Der blieb plötzlich stehen und hielt Abel am Arme zurück. „Wie, was?" fragte er mit erschrecktem Gesicht. „Was hat meine Frau gesagt?"

Nun, sie hat mir gegenüber ausgesprochen, was ich vollkommen begreife, daß es schändlich sei von einem Menschen, der selber Familie hätte, sich mit fremden Frauenzimmern abzugeben."

Die beiden starrten sich an, Abel mit ernstem, Bertram mit erschrecktem Gesicht.

„So, so, das hat sie gesagt!" sagte der Musiker kleinlaut. „Wer mag ihr das nun wieder verraten haben. — Aber es ist ja Quatsch!" fuhr er plötzlich fort, sich zum Gehen wendend: „Sie kennen ja meine Frau, Abel! Sagen Sie selber! Ist das etwa eine Frau für einen Künstler. Unmöglich! Glauben Sie mir, wenn ich eine andere bekommen hätte, nicht immer diese wie einen Bleiklumpen am Fuß hätte hängen gehabt, wäre ich etwas ganz anderes geworden. Sie ist schuld an allem!"

„Schämen Sie sich, das ist gemein, so zu reden", brauste jetzt Abel auf.

Bertram aber lachte grob: „Na, regen Sie sich mal nicht auf, Abel. Wenn Sie Ihnen gefällt, nehmen Sie sie doch, Sie kriegen sie gratis. Ich bin jetzt ein ganz anderer Mensch geworden, seit ich die Orvieto kenne. Ein Künstler braucht Anregung, das verstehen Leute wie Sie eben nicht. Die Anna mag ja eine recht gute Frau sein, aber für einen Künstler paßt sie nun einmal nicht. Übrigens sollten Sie nicht so kommen, Abel, bei Ihnen kann sich meine Frau bedanken, daß ich sie genommen habe. Sie, Abel, haben mir selbst den Rat gegeben. Wissen Sie noch?"

Digitized by Google

„Bertram!“ sagte Abel bitter. „Aber Sie sind ja angetrunken.

„Mag sein,“ gab Bertram zu und blieb stehen, da sie jetzt an einer Straßenbiegung angelangt waren: „Wer niemals einen Rausch gehabt, der ist ein braver Mann, juchhe! Sie sind's sicher nicht, Sie Philosoph! Aber ich will Sie nicht stören in Ihren tiefen Gedanken, von denen wir andern nichts verstehen. Philosophie ist ein trockenes Futter, da wird kein Schwein davon fett! Na, leben Sie wohl und beehren Sie mal die ‚fleur bleue‘.“

Damit ging der Musiker trällernd davon, und Abel sah seine lange, dünne, etwas schwankende Gestalt hineingeraten in den Strom der Menge.

Noch an demselben Abend begann Abel mit der Niederschrift des Werkes, wie es ihm vorschwebte. Vieles von älteren Aufzeichnungen konnte er brauchen, nur der Schluß sollte anders werden. Erlösung, Erlösung wollte auch er hineinrufen in die Welt, stärker, tiefer, eindringlicher als jemand vor ihm getan. Unsterblich und unvergänglich ist der Mensch, wie alles, was lebt. Aber es ist ihm aufgegeben, sich hinauszuheben aus seinen engen Kreisen, die er selber so stolz sein „Ich“ nennt. Der freie Tod allein ist die Befreiung. Nur durch Handeln, durch eigene Tat, nicht durch Leiden ist das Tor in die Unendlichkeit zu sprengen. Unsere größte Tat soll unser Tod sein. Was die Erde bietet, sind Fallen der Ichsucht, und die Liebe ist deren größte. Der Tod aus eigenem Willen, das ist die Erlösung.

---

7. Kapitel.

Das Kabarett „La fleur bleue“ hauste in einem wenig vornehmen Saale, der zu einem Bierrestaurant gehörte. Es war ein nicht allzu großer, niedriger und sehr schlecht ventilierter Raum. Die kahlen Wände waren mit allerlei, meist karikaturistischen Zeichnungen bedeckt, und an dem einen Ende des Raumes zeigte ein grüner, geschlossener Vorhang eine dahinterliegende Bühne an. Früher hatten hier die patriotischen Aufführungen von Kriegervereinen stattgefunden, jetzt sollte von dieser Szene eine Reform der gesamten heiteren Kunst ausgehen.

Möninghoff hatte dem Drängen Grotteggs schließlich doch nachgegeben, zumal auch Stern besonders Kryzanowskis Vortrag Poescher Novellen als höchst originell gepriesen hatte, und so war er heute zusammen mit Jörgens erschienen.

Sein tadelloser Smoking paßte zwar nicht recht in das Milieu. Denn es saßen da Männlein und Weiblein in teils sehr fragwürdigen Toiletten an den kleinen Tischen umher, Künstler und Studenten mit ihren Liebsten zumeist, und alle verbreiteten einen unendlichen Zigarettenqualm, daß man schon vor Beginn der Vorlesung vom hinteren Ende des Saales kaum den grünen Vorhang der Bühne erblicken konnte.

„Ein unangenehmes Lokal,“ bemerkte Möninghoff die Nase rümpfend zu Jörgens, der seinerseits höchst belustigt umhersah, „offengestanden wäre es mir peinlich, wenn ich hier gesehen würde. Und diese Atmosphäre!“

Jörgens lachte: „Da sind wir Chemiker besser dran. Differenzierte Gemütsnerven gewöhnen wir uns rasch ab, die übrigens nur eine unangenehme Beigabe für's Leben sind.“

Inzwischen war der schwarzbefrackte Zwerg, der wie in den Pariser Kabaretts hier bediente, an ihren Tisch getreten und fragte nach den Befehlen der Herren. Dann erschienen auch Grotteggs und Fräulein Arendt. Grotteggs trug den Hals fest in ein Cachenez gewickelt, Fräulein Arendt war in einem etwas verblichenen Abendmantel. Sie schienen die meisten Anwesenden zu kennen, schüttelten vertraulich rechts und links männliche nud weibliche Hände, als sie jedoch Möninghoff erblickten, kamen sie sofort auf diesen zugestürmt.

„Scharmant, daß Sie gekommen sind!“ rief Grotteggs sehr erfreut. Und Fräulein Arendt fügte hinzu: „Ist unser Lokal nicht gemütlich?“

„Etwas primitiv . . .“ sagte Möninghoff zögernd.

„Ach, darauf kommt es bei einem echten Kabarett nicht an. Ein bißchen Schmutz gehört schließlich zur Bohême. Das gibt den rechten Lokalkolorit. Das ganze soll den Eindruck eines Malerateliers machen.“

Jörgens lachte, noch immer ein ausgelassenes Knabenlachen. „Von selber wäre ich zwar nicht auf diesen Gedanken gekommen, ich hätte eher auf eine Scheune geraten. Aber da ja auf

Digitized by Google

dem Programm steht: Maleratelier, ist ja keine Täuschung möglich."

Fräulein Arendt, die sich ohne abzulegen auf einen freien Stuhl gesetzt hatte, fuhr, ohne etwas von Spott zu merken, eifrig fort: „Man muß natürlich mit Kleinem anfangen; wenn wir erst einmal berühmt sind, wird es schon anders werden."

„Und wie lange, meinen Sie, mag das noch dauern, Fräulein Arendt?" fragte Jörgens und stopfte sich dabei seine kurze, englische Pfeife.

„Pst!" machte die Arendt und schaute dabei mit ihren unsteten Augen scheu um sich. „Sagen Sie, bitte, meinen Namen hier nicht so laut. Den darf niemand hören. Ich bin ja nebenher immer noch Lehrerin. Es ist trostlos. Oft, wenn wir hier noch nach der Vorstellung bis zwei Uhr zusammen sind, muß ich morgens um acht wieder in der Schule sein. Dann geht's natürlich schlecht, neulich kam sogar Revision zu mir, da habe ich denn zu hören gekriegt, daß ich eine mittelmäßige Lehrerin wäre. Ah, wenn sie wüßten, was ich in meinen Mußestunden treibe, diese Schulphilister!"

„Nun, ich zweifle nicht, daß sie alle in die ‚fleur bleue' kämen, um sich Iduna in ihren schönsten Rollen anzusehen", tröstete Jörgens.

„Na, ich wäre gejagt, ehe ich's mich versehen hätte! Aber wert wäre es eigentlich den Spaß schon, daß die Kerls einmal erführen, wo ihre Lehrerin, auf Deutsch gesagt, Sklavin, sich des Nachts umhertreibt. Eher aber geht, glaube ich, so ein Schulmensch noch ins Fegefeuer als in ein Kabarett."

„Na, na . . ." machte Grottegg bedenklich.

„Mir ist's gleich, ich fühle, daß ich zur Bühnenkünstlerin geboren bin", erklärte Fräulein Arendt. „Schließlich ist's nur eine Feigheit, meine falsche Erziehung, die mich noch immer hindert, den Kerls den ganzen Bettel vor die Füße zu werfen. — Aber ich glaube, Grottegg, wir müssen auf die Bühne."

Damit verabschiedeten sich die beiden Mitwirkenden des Kabaretts und verschwanden in einer Seitentüre beim Proszenium.

Jörgens strich sich den kurzgehaltenen, englischen Schnurrbart und lachte: „Merkwürdige Existenzen, diese beiden. Dieser Grottegg soll ein Schauspieler sein, den sie an allen Schmieren gewimmelt haben."

Möninghoff runzelte die Stirn: „Ich finde, er ist ein sympathischer Mensch. Ich werde ihn vielleicht als Privatsekretär engagieren. Er hat ein ungewöhnliches Verständnis für Sammlungen und hat mich sogar auf eine höchst originelle Idee gebracht."

„Und die wäre?"

„Ich habe schon begonnen mit der Ausführung", erklärte Möninghoff. „Es handelt sich um die Anlage einer sozusagen kulturhistorischen Bibliothek. In dieser sollen aus allen Völkern und Zeiten sämtliche Bücher, die in Eroticis einen besonders extravaganten Standpunkt einnehmen, gesammelt werden."

„Also eine Kollektion antiquarischer und moderner Schweinereien?" fragte Jörgens.

Möninghoff kräuselte verächtlich seine feinen Lippen. „Ich glaube ja, daß dir der höhere Standpunkt abgeht für solche Dinge. Wir haben jedoch schon ein paar Nummern von hervorragendem Werte gesammelt."

„Das Buch deiner einstigen Freundin Rosenbaum ‚Von Ascheras Geschlecht' wird wohl auch in Prachtband vertreten sein?" neckte Jörgens.

Möninghoff machte eine verächtliche Geste: „Es kommen nur Werke von hervorragender Kultur und sittengeschichtlicher Bedeutung in Betracht."

„Ach so!" sagte Jörgens.

Inzwischen hatte der Saal sich fast ganz gefüllt. Der Zwerg lief beständig zwischen den Tischen umher, bis schließlich der dumpfe Ton einer Glocke den Beginn der Vorstellung ankündigte.

Mit Musik begann es. Man unterschied ein Klavier, eine Geige und einige Blasinstrumente. Die Komposition war vom Kapellmeister Bertram, wie das Programm aussagte.

Als dieses ziemlich lärmende Musikstück vorüber war, ging der Vorhang ein wenig auseinander, und Kryzanowski als Conférencier erschien vor den Rampen. Er war im Frack und verbeugte sich nach allen Seiten mit freundlichem Lächeln, wobei seine schönen, weißen Zähne aus dem schwarzen Bart herausblitzten. Dann begann er, als auf seinen Wink jedes Gespräch verstummt war, in fremdartigem, klingendem Deutsch zu sprechen, was viel fremdartiger lautete, als seine Bekannten das von ihm ge-

Digitized by Google

wohnt waren und das durch einen geschickt angebrachten Fehler hier nud da noch besonders interessant gemacht war. Mit einem kleinen petitio benevolentiae an das erschienene Publikum begann der schwarze Pan, dann setzte er kurz die Ziele des Künstlerkabaretts „La fleur bleue" auseinander. Aus bloßer Liebe zur Sache, nur um sich und einigen Freunden ein paar vergnügte Stunden zu bereiten, hätten sie, die Künstler sich zusammengefunden. Zu ihren Freunden aber dürfe ein jeder sich zählen, der Sinn und Verständnis für künstlerische Gemütlichkeit und freien, künstlerischen Humor habe. Wohl seien die Veranstalter sich bewußt, daß sie einen schweren Stand haben würden auf Berliner Boden, aber sie wollten kämpfen für dieses Ideal, ein erstes Reis des Montmartregeistes auf märkischen Sand zu verpflanzen. Man möge die „fleur bleue" nur als ersten Versuch betrachten, es sei schwer, im ersten Antrieb das Rechte zu treffen. Dann ging nach einem kräftigen „ça isae" und unter lauten Zurufen aus der Menge der Pole wieder hinter den Vorhang zurück, und von neuem setzte die Musik ein.

Möninghoff hatte bei dem Vortrag etwas gelangweilt in die Luft gesehen und drehte nachdenklich sein blondes Bärtchen. Jörgens aber beugte sich zu dem Freunde und rief ihm, da Bertrams Kompositionen die Unterhaltung erschwerten, ins Ohr: „Der wackere Pan ist alt geworden. Das tadellose Schwarz seines Bartes ist nicht mehr echt. Er soll ein merkwürdiges Leben geführt haben nach dem Tode jenes Fallois, der vor ein paar Jahren von der Straßenbahn stürzte, nach jener Versammlung des alten Vereines. Kryzanowski geht in keine Kneipe mehr, wo er jemals mit Fallois gewesen ist, er soll sogar einen Teil von den Schulden des Toten bezahlt haben, und vielleicht ist es sogar etwas mehr wie Koketterie, daß er jahrelang einen Trauerflor getragen hat um ihn."

Die Musik war jetzt zu Ende, und die eigentliche Vorstellung begann. Ein Puppenspiel war die erste Nummer, eine hin und wieder recht witzige Parodie auf die europäische Politik. Jedes Land war durch eine oder mehrere charakteristische Typen vertreten, die sich zu einem großen Bankett zusammengefunden hatten. Dabei wurden viele Reden über Friede und Freundschaft gehalten, viel Sekt getrunken, und zwischenhin bestahlen die verschiedenen Nationalitäten sich gegenseitig die Taschen.

Jörgens amüsierte sich mehr als über das Stück damit, die Stimmen der hinter dem Vorhang agierenden Bekannten herauszufinden, was nicht ganz leicht war, da die Betreffenden teils verschiedene Rollen mit verstellten Stimmen spielten. Daß freilich die kleine Franziska mit der Jakobinermütze, die eben mit dem dicken John Bull kokettierte, von Käte Arendt gelenkt wurde, war leicht zu erkennen. Weniger sicher war es, ob der deutsche Michel, der beständig Prügel bekam und hurra, hurra rufen mußte, von Pan Kryzanowski geleitet wurde. Auch über die andern Stimmen schwankte Jörgens, nur daß der Teufel, der schließlich die ganze Gesellschaft, als sie betrunken von den Stühlen fielen, in seinen Sack steckte, von Grottegg gespielt wurde, das erkannte man an dem kunstmäßig gerollten R des Schauspielers.

Lautes Bravo belohnte die Mimen, und abermals erschien Kryzanowski vor den Rampen, bedankte sich in raffiniert gebrochenem Deutsch beim Publikum und erklärte, es käme zunächst eine ihrer besseren Nummern, eine kurze Pause nämlich, später würde dann Herr Ivo Grottegg ein paar Verse sprechen.

Möninghoff hatte schon während des ganzen Abends durch Mienen und Haltung sehr deutlich ausgedrückt, daß er eigentlich hoch über solchem Klimbim stand und gleichsam nur aus Versehen, aus Mitleid dieses wenig fashionable Lokal aufgesucht hatte.

Jörgens hingegen stand jetzt, beide Hände in den Hosentaschen und die englische Pfeife zwischen den Zähnen haltend, aufrecht an der Wand und musterte das Publikum, das rauchend und schwatzend an kleinen Tischen umhersaß. Plötzlich beugte er sich jedoch vor Möninghoff nieder: „Sieh einmal, Fritz, ist das dort hinten nicht Abel?"

Langsam und vornehm wandte Möninghoff den Kopf etwas. „Möglich, ja!" sagte er nach flüchtigem Hinsehen.

Jörgens aber ging jetzt an jenen Tisch im Hintergrunde, wo Abel sich niedergelassen hatte, und brachte ihn nach vorn.

Abel war sehr verlegen und sah überhaupt ungewöhnlich blaß aus.

Digitized by Google

Möninghoff begrüßte ihn mit herablassender Freundlichkeit: „Ach, Sie haben sich auch in dieses etwas obskure Lokal verirrt? Ja, ja, was tut man nicht aus alter Freundschaft."

Abel hatte sich inzwischen niedergelassen an den Tisch der beiden und stotterte etwas, von auch einmal ansehen wollen, wobei freilich Jörgens, der ihn beobachtete, das Gefühl hatte, als sage er nicht ganz die Wahrheit. Auch fiel es ihm auf, daß Abel Wein trank, obgleich er ihn früher immer als Abstinenten gekannt hatte.

Inzwischen begann jedoch hinter der Bühne leises Harmoniumspiel mit Geigenbegleitung, langsam öffnete sich der Vorhang, und starr wie eine griechische Statue aus der Mykenerzeit, von violettem Licht übergossem, weit den Lockenkopf zurückbeugend, stand Ivo Grottegg auf der Szene. Und er begann, noch ehe die Musik verstummt war, in ganz eintönigem, halb singendem Vortrag eine Ode von Hölderlin zu sprechen, während welcher die Musik stets leise fortging, trug Grottegg, nunmehr von tiefrotem Lichte überglänzt, eine Hymne an die Nacht von Novalis. Und zum dritten Male wechselte das Licht, bläulicher Schimmer umhüllte die starre Gestalt des Deklamators, und nun trug er mit leiser, nur gegen den Schluß hin stärker schwellender Stimme einige Sonnette von Fritjof Alexander Möninghoff vor. Erst ganz zuletzt setzte die Musik wieder ein, die zeitweise verstummt war, und dann schloß sich ganz langsam der Vorhang.

Möninghoff unten im Parkett hatte halb mitleidig, halb wehmütig gelächelt und kühl in die Luft geschaut, als ginge das alles ihn nichts an. Nur als er zu Ende war, sagte er mit lächelnder Überlegenheit zu Abel und Jörgens: „Es war ja gut gemeint von Grottegg, aber . . ."

Er vollendete den Satz nicht, denn auf der Szene war inzwischen wieder der Conférencier Kryzanowski erschienen, um mit etwas mühsamen Witzeleien den Beginn eines etwas größeren Stückes zu verkünden.

Der aufgehende Vorhang enthüllte eine Mansarde, die ärmlich möbliert war und wo einige Staffeleien in den Ecken andeuteten, daß hier einer oder mehrere Maler hausten. Und so war es auch. Das Stück war die freie Bühnenbearbeitung eines bekannten französischen Romans. Es wollte eine Darstellung des Zigeunerlebens junger Künstler sein. Es wollte . . ., denn in Wirklichkeit kam alles sehr gequält heraus. Kryzanowski sah ja leidlich aus, aber Bertram machte nur einen kläglichen Eindruck, und Fräulein Arendt als die süße Mimi entlockte Jörgens ein lautes, unvorsichtiges Lachen. Auch die andern Mitwirkenden waren alle nur mittelmäßig, und eine üppige Dirne, die eine Studentengrisette darstellen sollte, war schon mehr Straßendirne. Alle diese Leutchen aber bemühten sich, unendliche Heiterkeit und Ausgelassenheit zu mimen, sie prahlten mit ihrer Sorglosigkeit und ihrer guten Laune.

Besonders Abel empfand alles als unecht und falsch, er empfand es vielleicht noch stärker, als es nötig gewesen wäre. Aber ihm selber war so todestraurig zumute, nur um sich vielleicht etwas erheitern zu lassen, war er hierher gekommen und auch, um mit Bertram noch zu sprechen. Es war ihm nicht gut gegangen in den letzten Tagen. Wohl war seine Arbeit mächtig vorwärts gedrungen, und solange er schrieb, war auch eine ruhige Heiterkeit in ihm, die zuweilen sich steigern konnte zu rauschartiger Ekstase. Aber dann kamen die Reaktionen, tiefste Niedergeschlagenheit und Mattigkeit, und doch fand er keinen Schlaf. Und je weiter sein Werk fortschritt, um so schwerer wurde es ihm. Solange er schrieb freilich, schien alles so klar und leicht zu sein, daß er die Probe machen wollte auf seine Lehre, freiwillig das Leben abwerfen, sein eigenes Werk zu besiegeln durch seinen Tod, aber dann wieder kam ihm die Furcht, und auch jetzt, als er hier in dem rauchigen Raume saß, als um ihn oft lautes Gelächter wie eine Pulvermine explodierte, auch hier fand er keine Fröhlichkeit.

Immerhin, aus seinem Sinnen wurde er plötzlich jäh emporgeschreckt. Etwas Merkwürdiges geschah, so daß alle Anwesenden erstaunt herumfuhren und das Stück unterbrochen werden mußte.

Im Hintergrunde des Saales war ein Lärm entstanden, man hörte aufgeregte Stimmen, dann erschienen betreßte Diener in dem freien Gang in der Mitte des Raumes, der Ruf „Platz, meine Herrschaften, bitte, Platz!" ertönte, „Seine Majestät, der Kaisser Jacques Preanir von der Sahara geruhen persönlich unserer Vorstellung beizuwohnen."

Und wirklich erschien der Kaiser Jacques I.

Digitized by Google

Er war in Zivil, trug den Zylinder in der Hand und verneigte sich huldvollst nach allen Seiten.

„Aha! Grottegg!" lachte Möninghoff, als er den Monarchen erblickt hatte, und auch das andere Publikum, das zuerst erstaunt aufgefahren war, begann zu bemerken, daß es sich um einen Scherz handelte.

Der Kaiser mit seinem Ministerpräsidenten war inzwischen von den Dienern unter vielen Bücklingen nach vorn geleitet worden, wo er ganz nahe der Bühne, allen sichtbar, mit seinem Begleiter in schleunigst herbeigeschafften Sesseln Platz nahm. Das Stück war unterbrochen und der Vorhang geschlossen worden, und jetzt, als der Kaiser sich gesetzt hatte, erschien vor der Rampe Kryzanowski, offenbar in höchster Aufregung, verneigte sich vielmals vor dem hohen Gaste und begann eine Ansprache. Er erklärte, er fände die Worte nicht, um ganz die hohe Ehre dieses Besuches zu würdigen. Er befürchte, man könne Seiner Majestät nicht genügen; hätte man nur eine Ahnung gehabt, so wäre ja gewiß eine glänzende Extravorstellung arrangiert worden.

Aber Seine Majestät war in sehr sozialer Laune. Er winkte huldvollst ab, Entschuldigungen seien gar nicht nötig. Im Gegenteil — erklärte er in sehr gebrochenem Deutsch —, er sei inkognito hier, auf einer Rundreise durch die europäischen Hauptstädte, welche er besuche, um das nötige Material für seinen Harem zu beschaffen. Er wisse zwar sehr wohl, daß es mit der Schönheit in Berlin schlecht bestellt sei, trotzdem habe ihn der Ruf der neugegründeten „fleur bleue" zu diesem Abstecher veranlaßt. Man möge sich gar nicht stören lassen und ruhig fortfahren.

Nach nochmaligen Entschuldigungen und unter vielen Verbeugungen verschwand dann Kryzanowski wieder, Kaiser Jacques klemmte das Monokel ins Auge, und die Vorstellung ging weiter.

Die Vorgänge auf der Bühne waren so unbedeutend wie möglich, der Kaiser aber begleitete jeden noch so harmlosen Kalauer mit wieherndem Gelächter, das im Publikum jedesmal zündete, und gar, als gegen den Schluß noch ein bißchen Sentimentalität und Gesang dazukam, war der Erfolg gemacht. Man applaudierte mit Begeisterung, der Monarch am lautesten.

Abermals erschien nun Kryzanowski vor dem Vorhang und pflog mit dem Kaiser der Sahara einen Dialog; er erkundigte sich, wie das Stück gefallen habe, und erhielt alles Lob. Besonders die Damen hatten den Fürsten interessiert, die Dame in der lila Taille, Fräulein Arendt nämlich, und die andere Dame, die üppige, hatten besonders Gnade gefunden. „Ich liebe, dick, fett!" erklärte der Monarch mit den nötigen Gesten und bat den Direktor, doch anzufragen, ob keine der Damen mit nach Afrika reisen wolle. Kryzanowski versprach das zu tun, ersuchte aber zunächst den Fürsten um gnädige Geneigtheit für die nächste Nummer, wo Madame Orvieto, eben jene üppige Dame, sich in noch hellerem Lichte zeigen würde.

Als der Vorhang sich öffnete, sah man im Hintergrunde zunächst nur Bertram sitzen, der auf der Gitarre — Zupfgeige, wie es seiner im Brettljargon hieß — einen Fandango präludierte. Plötzlich aber, mit wuchtigem Satze sprang hinter den Kulissen hervor jene üppige Dame, stark dekolletiert, in kurzem Rocke und mit feuerroten Blüten in dem schwarzen Haar. Ein gepreßtes „Ah!" des Kaisers ertönte und weckte großes Gelächter im Publikum. Dann begann die Sängerin mit ihren Liedern ziemlich eindeutigen Inhalts, wobei sie, herausfordernd mit ihren Röcken schwenkend, sich möglichst lasziv auf der Bühne herumbewegte.

Und so ging die Vorstellung weiter, Nummer nach Nummer, und schließlich stand nur noch eine auf dem Programm: „Bohêmienlieder", vorgetragen von Pan Kryzanowski.

„Eigentlich finde ich es etwas dégoûtant," sagte Möninghoff zu seinen beiden Bekannten, „daß man so beim Publikum mit der Bohême Geschäfte machen will."

Jörgens verzog spöttisch die Lippen: „Hast du schon einen Bohêmien gesehen, der nicht hausieren ging mit seiner Zigeunerei? Ich habe keinen kennen gelernt. Etwas schauspielern sie alle. . . ."

„Ich finde das alles so traurig, so bedrückend und gequält", sagte Abel.

Jetzt öffnete sich der Vorhang. Mit großem Schlapphute und mächtiger, schwarzer Schleifenkrawatte angetan, erschien der Pole auf der Bühne. Er trug beide Hände in den Hosentaschen seines weiten, legèren Samtanzugs und hielt

Digitized by Google

unter die Achseln geklemmt seine Gitarre. So umwandelte er einige Male schweigend und mit wahrhaft dämonischem Blicke die Bühne. Das Publikum, das zuerst geklatscht hatte bei seinem Auftreten, verstummte jetzt und harrte lautlos, daß Kryzanowski begänne.

Jetzt blieb er stehen, zog noch tiefer den Hut in die Stirn, faßte die Gitarre und sang dann zu seiner eigenen Begleitung einige wehmütig-komische Lieder, die von seinen eigenen Abenteuern in Paris zu handeln schienen, worin er stets als der Düpierte irgendeiner Colombine oder Pierrette erschien.

Zuletzt aber, als er drei oder vier dieser Chansons vorgetragen hatte, richtete er sich plötzlich höher auf. Man merkte, es kam etwas Besonderes. Aus den Kulissen fiel plötzlich purpurrotes Licht über die ganze Bühne und bestrahlte den Sänger.

„Eigentlich sieht Kryzanowski elend aus", sagte Jörgens unten zu Abel.

Der Pole aber begann jetzt mit einem kurzen Vorspiel und sang dann mit etwas belegter Stimme, aber ernstem Ausdruck das folgende Lied:

„Ihr seht einen armen Halunken,
Der euch hier Männchen macht,
Der alles vertan und vertrunken,
Und über alles lacht. —
Und doch sang an meiner Wiegen
— Klar klingt mir's noch im Ohr —
Man mir von Sonne und Siegen
Bis ich den Weg verlor. —
Stolz war mein Roß gezäumet
Mein Schild war ehrenblank
Stets hat ich von Sternen geträumet,
Indes ich sank und sank.

Ein Schloß wollt' ich mir bauen,
Mit kühnem Turm und Altan,
Ich träumte von hehren Frauen,
Doch keine sah mich an. —
Ich sah sie in stolzen Karossen
Lachend vorüber mir ziehen,
Ich staunte und stand in den Gossen
Mit kotbespritzten Knien.
Mit Dirnen in düstern Tavernen
War's, wo ich das Letzte vertrank,
Und träumte doch stets von Sternen,
Wie ich so sank und sank.

Und wie das alles gekommen?
Ich weiß es selber kaum.
Bin nur so im Strome geschwommen,
War alles wie ein Traum.
Ich wollte gleich einer Wolke
Hoch hingehen über die Welt.
Ich wollte vor allem Volke
Erscheinen als herrlichster Held.
Ich habe gesonnen, gesäumet,
Fand Hohn nur und nirgends Dank,
Und hab' stets doch von Sternen geträumet,
Wie ich so sank und sank."

Einen Augenblick schwieg Kryzanowski, das Licht, das ihn bestrahlte, erlosch, und die Gitarre ließ er wie müde sinken. Und so, ohne Begleitung, fast ohne Stimme, heiser, sang oder krächzte er fast das letzte:

„Und wenn ihr jetzt satt getrunken
Und sittsam nach Hause geht
Lacht über mich armen Halunken,
Oder sprecht mir ein still Gebet!"

Und dann rasch die Gitarre zurückwerfend, ging er ab. Niemand klatschte zuerst, dann regten sich einige Hände und endlich erfüllte lauter Beifall den Raum. Aber Kryzanowski blieb aus.

„Seltsam!" sagte unten Jörgens, sich den beiden andern zuwendend, „war das nun Mache oder echtes Gefühl?"

Abel, der den Kopf in die Hand gestützt hatte, antwortete leise: „Ich fände es schrecklich, so sein Inneres zu prostituieren."

Inzwischen war Bertram auf der Bühne erschienen. Er verkündete, als Ruhe eingetreten war, der Herr Direktor Kryzanowski sei unwohl und könne nicht erscheinen, statt seiner solle er sich bei Seiner Majestät erkundigen, wie die Vorführungen ihm gefallen hätten.

Jacques Premier von der Sahara erhob sich, wandte sich kalt dem Publikum zu, machte ein überaus albernes Gesicht und klemmte das Monokel ins Auge. Dann hielt er eine mit vielen Kalauern durchsetzte Rede, die dröhnendes Gelächter hervorrief. Zuletzt aber erstieg er die Bühne und ließ die einzelnen Schauspieler sich persönlich vorführen. Jeden einzelnen lobte er, schäkerte besonders mit den Damen und lud alle in die Sahara ein, wenn sie zufällig in der Nähe gastieren würden.

Dann regnete es Orden, die der Ministerpräsident in einer Reisetasche mitgebracht hatte. Jeder bekam einen Stern, Frau Orvieto, die üppige Sängerin, sogar den Hosenbandorden, da bei ihrer Dekolletage kein Platz für andere war, und das Publikum brach zuletzt in ein begeistertes „Heil dir im Siegerkranz" aus. So schloß die Vorstellung.

Digitized by Google

Abel aber sagte zu den andern: „Eigentlich ist es doch kläglich, daß das der Rest ist von all den großen Plänen; daß sie sich selber einen Fürsten schauspielern müssen, der ihnen die Orden verleiht, die sonst keiner ihnen gibt."

Trotzdem blieben die drei, Möninghoff, Jörgens und Abel noch in dem Lokal zurück, als der größere Teil der Gäste sich bereits verlaufen hatte. Denn so hatten sie es den Schauspielern versprochen.

Diese ließen denn auch nicht lange auf sich warten. Aus einer Seitentüre tauchten sie auf. Fräulein Arendt, noch gepudert und geschminkt, Madame Orvieto und Bertram kamen zuerst, dann auch Grottegg, der noch immer das Einglas im Auge trug.

Sie erzählten, daß Kryzanowski in der Tat nicht ganz wohl sei, vielleicht stünde damit auch im Zusammenhang, daß das einstige Fräulein Laskowska, jetzt Gräfin Ceche, plötzlich aufgetaucht sei, doch wolle er, wenn möglich, nachher auch noch herunter kommen.

Grottegg hatte sich neben Möninghoff gesetzt und erzählte eben ausführlich, mit wieviel Schlauheit und Findigkeit er eine alte Ausgabe der „Komischen Erzählungen" von Wieland ergattert habe für die „Kulturhistorische Bibliothek".

Jörgens hörte eine Weile der Unterhaltung der beiden zu, schließlich aber platzte er mit der Frage dazwischen, was Möninghoff dem andern denn bezahle für all die Mühe.

Der Schauspieler fuhr entrüstet empor und runzelte bühnenmäßig die Stirne: „Wie kommen Sie zu der Frage, mein Herr? Es könnte beleidigend sein."

Jörgens blieb kühl. Am liebsten freilich hätte er dem andern gesagt, daß er ihn für einen Gauner halte, der dem eitlen Fritjof nur sein Geld aus der Tasche locken wolle, aber er ließ es doch. „Ich wunderte mich nur, wie man für so ein unwichtiges Ding, wie ein altes Buch, soviel Mühe und Zeit verwenden kann", sagte er.

Die beiden andern aber antworteten nicht, sondern wechselten nur einen verständnisinnigen Blick und zuckten die Achseln.

Jörgens jedoch wurde jetzt von Fräulein Arendt in Anspruch genommen, die ihm unter entrüstetem Augenrollen vorwarf, daß er ihr und Madame Orvieto noch keine Komplimente über ihr Spiel gemacht habe.

Jörgens holte es gehorsam nach und bat, den Umstand, daß er verlobt sei, als mildernd anzuerkennen.

„Ach ja!" sagte die Arendt, über deren verschminktem Gesichte der Federhut etwas schief wie gewöhnlich saß, „Sie sollen ja eine so glänzende Partie machen."

„Jedenfalls hoffe ich, die ganze ‚blaue Blume' von einst auf meiner Hochzeit zu sehen. Auch Sie, Herr Abel, müssen unbedingt kommen; Sie besonders, denn erinnern Sie sich noch an jenen Abend im Tiergarten, als wir am Neuen See saßen?"

Abel wurde noch blasser, als er schon war, und senkte den Blick. „Ich werde wohl kaum zu Ihrer Hochzeit kommen."

„Aber warum?"

Abel machte eine müde Bewegung. „Das liegt zu weit", sagte er. „Sie werden es schon selber erfahren."

„Ich aber bin nicht so, ich komme!" rief Fräulein Arendt begeistert aus und fuchtelte mit den Händen, an welchen sie helle, nicht ganz saubere Glacéhandschuhe trug. „Ich tanze gern, Tanzen ist Leben. Das ist etwas anderes, als wenn ich morgen früh meinen Kindern die Geschichte vom verlorenen Sohn erzählen werde. Hah! Wäre ich nicht von meiner Familie wie in einem Kloster erzogen worden, hätte man nicht systematisch meinen Mut gebrochen, ich wäre eine Bühnenkünstlerin großen Stiles geworden, eine Duse, eine Réjane."

„Na, was nicht ist, kann ja noch werden", tröstete Jörgens. Als er jedoch in das gealterte Gesicht der Lehrerin sah, tat ihm fast leid, was er eben gesagt hatte, denn es war wie Hohn.

(Fortsetzung folgt.)

Anmerkung: Der Roman „Die blaue Blume" von Bruno Wölfing erscheint auch als Buch im Verlage von Otto Janke, Berlin SW 11, und ist durch alle Buchhandlungen oder vom Verlag zu beziehen.

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

Das ferne Haus

Mein Fuß taucht in das Wiesenmeer.
Ich schreite fröhlich leicht hinaus
Und träume mich den Lerchen hinterher.
Aus fernen Bergen grüßt ein weißes Haus.
So nestlich traut ins Grüne lehnt es
Und schmeichelt sich so wonnesam ins Blut,
Als sei's ein Glück, ein lang ersehntes,
Das in verträumten Märchengründen
Verlassen meiner harrend ruht,
Als ging' ich schon mein Leben lang,
Das ferne, weiße Haus zu finden,
Das stille Haus am grünen Hang.

Otto Doderer.

Grenadier Kleinemann / Von Freiherr von Schlicht (Schluß.)

Der Vorgesetzte blickte ganz überrascht auf, er hatte in dem Gefecht und jetzt bei der Verfolgung des abziehenden Feindes den Grenadier noch gar nicht vermißt. Warum meldete der sich nur bei ihm, warum legte er sich nicht ganz einfach wieder in die Schützenlinie? Na, der Kleinemann war und blieb ja nun einmal ein dummer Peter, dem alles erst befohlen werden mußte, und so rief sein Hauptmann ihm denn zu: „Jetzt vorwärts in die Schützenlinie, wir können dort auch jetzt jedes Gewehr gut gebrauchen."

„Zu Befehl, Herr Hauptmann," klang es zurück, „aber ich melde gehorsamst, schießen kann ich jetzt nicht, ich habe doch die Fahne."

Der Vorgesetzte glaubte nicht richtig gehört zu haben, so meinte er jetzt: „Sie haben die Fahne, Grenadier Kleinemann? Wo ist denn der Fahnenträger, und vor allen Dingen, wo ist denn die Fahne?"

Zum erstenmal wandte sich der Vorgesetzte, der bisher auch während des Sprechens mit seinem Fernglas den abziehenden Feind beobachtet hatte, seinem Untergebenen zu, und als er bei dem keine stolz und hoch wehende Fahne entdeckte, fragte er noch einmal verwundert: „Wo haben Sie denn die Fahne?"

Da hielt der Grenadier Kleinemann sie dem Hauptmann hin: mit der linken Hand die beiden abgebrochenen Teile des Fahnenstockes, mit der rechten den übrigen kleinen Rest der Stange mit dem Fahnentuch, das der Grenadier bisher ganz trübselig auf der Erde hatte schleifen lassen. Die Fahne konnte sich ja doch nicht mehr sehen lassen, je mehr er sie verbarg, desto besser.

Der Hauptmann unterdrückte nur mühsam einen leisen Schrei des Entsetzens, als er die Bataillonsfahne in dieser Verfassung vor sich sah. Wie hatte der Schaft so zerbrechen können, hatten Freund und Feind um die Fahne gestritten, und war sie dabei in Stücke gegangen? Natürlich, so mußte es sein, aber als er diese Ansicht dem Grenadier gegenüber ausgesprochen hatte, da sagte dieser mit lauter Stimme: „Nein, Herr Hauptmann, so war es nicht, der Feind ist ganz schuldlos daran, und wenn ich auch schwer bestraft werde, ich will nicht lügen, Herr Hauptmann, und die Strafe ruhig auf mich nehmen, ich selbst — —"

Aber weiter kam er nicht. Während er sprach sah er in das Gesicht des Vorgesetzten, und was er in dessen Zügen las, als er die Worte aussprach „ich selbst" ließ ihn jäh verstummen. Zum erstenmal in seinem Leben verlor er seine Ruhe, und er, dieser Riese an Kraft, erzitterte vor dem Blick des Vorgesetzten, der ihn nicht nur voller Wut und Zorn, sondern vor allen Dingen mit einem so unsagbaren Ekel, mit solcher unaussprechlichen Verachtung ansah, daß der Grenadier totenblaß wurde. Nicht, weil er die Strafe fürchtete, die ihn erwartete, sondern weil er sich schämte.

Lange blickte der Hauptmann den Untergebenen voller Empörung an, dann sagte er endlich, mühsam nach Worten ringend, mit einer vor innerer Erregung heiseren Stimme: „Grenadier Kleinemann, wenn Sie es mir nicht selbst eingestanden hätten, daß Sie — ich habe es ja immer gewußt, daß Sie ein dummer Mensch sind, aber daß Sie auch nicht nur ein schlechter, sondern sogar ein ehrloser Kerl sind, — so ehrlos, daß Sie angesichts des

Digitized by Google

Feindes die Fahne zerbrachen und vernichteten, dieselbe Fahne, auf die auch Sie den Eid geleistet haben" — der Hauptmann schwieg eine ganze Weile, er vermochte vor Empörung nicht weiterzusprechen, bis er dann schließlich dem Manne zurief: „Was Sie getan haben, müssen Sie vor Ihrem irdischen, aber auch vor Ihrem göttlichen Richter verantworten, denn ob Sie mit dem Leben davonkommen, hängt von den Einzelheiten ab, die ich noch nicht kenne. Soviel aber weiß ich, auch wenn Sie das Leben nicht verwirkt haben sollten, dann wird man dafür sorgen, daß Sie bis zu Ihrer letzten Stunde an den heutigen Tag zurückdenken, darauf gebe ich Ihnen mein Wort."

Und da verließ dem Riesen zum zweitenmal seine bisherige Ruhe. Er zitterte nicht vor dem Tode als solchem, dem hatte er oft genug furchtlos in die Augen gesehen, aber daß man ihn vielleicht standrechtlich erschießen würde, daß man ihn wie einen Franktireur an die Mauer stellte, daß fünf seiner Kameraden auf Befehl sich vor ihn hinstellten und ihn niederschössen, und daß es dann zu Hause in seiner Heimat hieß, er sei nicht eines ehrlichen Soldatentodes gestorben, sondern den eines ehrlosen Verbrechers — was da wohl seine Mutter sagen würde, die konnte sich dann doch gar nicht mehr auf der Straße sehen lassen, die Menschen würden sie verachten und beschimpfen und mit Steinen auf sie werfen, weil sie einem solchen Schuft, wie ihm, dereinst das Leben schenkte. Nur gut, daß wenigstens sein Vater nicht mehr lebte, der 66 und 70/71 in Ehren mitgekämpft hatte, der würde sich ja noch im Grabe umdrehen, wenn er hörte, daß sein Sohn — in seinem dicken Schädel tanzten und wirbelten die Gedanken bunt durcheinander, und alles, was ihn beschäftigte, spiegelte sich wider in dem Ausdruck seiner Augen, mit denen er jetzt den Vorgesetzten ansah. Und wie es kam, wußte der selbst nicht, trotz der ehrlosen Handlung, die der Untergebene beging, empfand er mit dem plötzlich so etwas wie Mitleid. Der Grenadier war bisher wirklich ein tadelloser Soldat gewesen. Nie hatte man es nötig gehabt, den auch nur zu tadeln, geschweige denn zu bestrafen, und so sagte der Vorgesetzte jetzt: „Grenadier Kleinemann, können Sie denn nicht wenigstens ein Wort zu Ihrer Entschuldigung anführen? Vertrauen Sie sich mir an, und wenn es mir irgendwie möglich ist, will ich dann später, wenn das Gericht über Sie zusammentritt, ein gutes Wort für Sie in die Wagschale werfen."

Und da erzählte der Grenadier seinem Hauptmann alles. Offen und frei sah er ihm dabei in die Augen, denn der sollte die Gewißheit haben, daß er die Wahrheit sagte, und daß er sich nichts erfand, um sein Vergehen zu beschönigen.

Er erzählte alles, wie zweimal feindliche Hände sich nach dem Fahnenstock ausstreckten, den er mit seinen Füßen schützte, wie er zweimal diese feindlichen Hände zertrat, nachdem er bei dem letzten Angriff sich der Übermacht erwehrt hatte, wie er fest davon überzeugt gewesen sei, daß nur die Knochen der feindlichen Hände unter seinen Füßen so laut knackten, bis er dann zu seinem Entsetzen habe einsehen müssen, daß der Fahnenstock selbst zerbrochen sei. Er verschwieg auch nicht, wie er die Waffe gegen sich selbst habe richten wollen, daß er es aber nicht tat, um die Fahne dann nicht in die Hände der Feinde fallen zu lassen.

Endlich war er mit seinem Geständnis fertig, und wenn er auch bemerkte, daß sein Hauptmann ihn jetzt mit ganz anderen Augen ansah, als vorhin, so erriet er doch nicht, was in Wirklichkeit in dem vorging. Ihm genügte, daß der Vorgesetzte ihn nicht mehr mit solcher Verachtung anblickte, und das gab ihm den Mut, nach einer kleinen Pause zu fragen: „Glauben der Herr Hauptmann auch jetzt noch, daß ich an die Mauer gestellt und totgeschossen werde?"

Da mußte der Hauptmann an sich halten, um nicht laut aufzulachen, dann aber rief er dem Grenadier zu: „Ebenso gut könnte man mich deswegen totschießen wie Sie. Für Ihr Leben brauchen Sie nichts mehr zu fürchten, dafür verbürge ich mich Ihnen gegenüber. Ich nehme auch alles wieder zurück, was ich Ihnen vorhin in der ersten Erregung zurief. Nur eins von dem halte ich aufrecht: an den heutigen Tag sollen Sie bis an Ihr Lebensende zurückdenken, darauf gebe ich Ihnen erneut mein Wort. Und nun lassen Sie den Kopf nicht mehr hängen, die Strafe wird schon anders ausfallen, als Sie glauben."

Als wenn er jemals vor der Strafe gezittert hätte! Die hatte er ja verdient, und die mochte so hart ausfallen wie sie wollte, die Hauptsache blieb, er würde keines ehrlosen Todes sterben.

Die Strafe, die seiner harrte, ließ ihn ganz kalt, an die dachte er gar nicht mehr, als er sich gleich darauf mit den übrigen Leuten der Kompagnie an die Verfolgung des Feindes machte. Er dachte auch an sie nicht mehr in den nächsten Tagen. Er tat es erst wieder, als eine Woche später die Kompagnie im Biwak zum Appell angetreten war, und als er von dem Hauptmann mit lauter Stimme vor die Front gerufen wurde.

Mutig und furchtlos trat er vor, nun würde er seine Strafe erfahren. Klein war die gewiß nicht, denn es hatte ja lange genug gedauert, bis die höheren Vorgesetzten sich über sie einig geworden waren.

Aber er mußte auch jetzt noch warten, bis er sein Urteil hörte. Während er vor der Front stand, erzählte der Hauptmann der ganzen Kompagnie seine Schuld, die ganze Geschichte, die er selbst damals dem Hauptmann beichtete, und während der Vorgesetzte sprach, schämte der Grenadier sich fast in die Erde, und im stillen dachte er: muß das denn sein, daß auch die Kameraden das alles erfahren? Wie soll ich denen nachher in die Augen sehen? Ist

Digitized by Google

es nicht genug, daß sie wissen, wie man mich bestraft?

Und dann kam endlich das Urteil, sogar ein schriftliches. Der Feldwebel überreichte es dem Herrn Hauptmann, der nahm es in Empfang, ließ die Kompagnie stillstehen, und las dann mit lauter, heller Stimme: „Seine Majestät, der Kaiser und König, haben allergnädigst geruht, dem Grenadier Kleinemann in Anerkennung der vor dem Feinde bewiesenen Tapferkeit und in besonderer Anerkennung der Errettung der Fahne vor Feindeshand — — —"

Der Grenadier Kleinemann hörte gar nicht mehr hin, es sauft und braust ihm in den Ohren. Hatte er denn recht gehört, statt der Strafe von der Anerkennnung, und sogar sein Kaiser zollte ihm die? Aber weshalb denn nur? Wodurch hatte er diese Anerkennung verdient?

Und als dann der Hauptmann näher auf ihn zutrat und ihm das von Seiner Majestät dem Kaiser verliehene Eiserne Kreuz mit dem schwarzweißen Bande in dem Knopfloch befestigte, und ihm, ausgerechnet ihm, vor der ganzen Front die Hand reichte, da stand er wie im Traum. Er verstand von alledem nicht das geringste, er erwiderte nur den Händedruck des Vorgesetzten, und er drückte derartig wieder, daß der Hauptmann ihm entsetzt zurief: „Um Gottes willen, Grenadier Kleinemann, ich bin doch kein Franzose, lassen Sie meine Hand los, sonst drücken Sie mir auch noch meine Knochen kaputt, daß sie zu Brei werden!"

Da endlich dämmerte es in dem Schädel des Grenadiers Kleinemann auf, warum man ihm das Eiserne Kreuz verliehen hatte. Es galt nicht der vor dem Feinde bewiesenen Tapferkeit, denn von der hatte er selbst nicht das geringste bemerkt, das Eiserne Kreuz galt lediglich der Kraft seiner Füße. Und mit einem glücklichen Lächeln und voller Stolz blickte er herab auf die derben Kommißstiefel, die ihm so gute Dienste geleistet hatten!

*

Fieber

Liegt dort das Meer; die weiten, grünen Wogen
Von weißen Wolkenschleiern überwallt?
Der Sturmwind pfeift, er zerrt mit kalten Händen
An meiner frostdurchrüttelten Gestalt.

Nein, Felder sind's, die ringsumher sich dehnen,
Ich atme ihren erntereifen Duft.
Verschmachtend liege ich am Wegesrande,
In Glut und Hitze zittert jetzt die Luft.

Und Menschen kommen, viele fremde Menschen,
Die drängen sich um mich beklemmend dicht,
Und starren kalten Blicks auf meine Wunden,
Nur du, nach der ich rufe, du kommst nicht.

Ich weiß im Wald ein wunderheimlich Plätzchen,
Umschattet ganz von grünem Buchenlaub.
Dort bring' mich hin, daß ich in Stille ende,
Nicht zwischen all den Menschen hier, im Staub.

Cl. v. Peßler.

*

Der Großbauer und das Spionele / Von Lotta Girgensohn

Der Großbauer stand auf der Schwelle seines Hauses. Nicht der alte Großbauer, nicht der junge, die waren am ersten Mobilmachungstage fortgezogen zu ihren Regimentern, sondern der kleine Großbauer, der Schorsch. Breitbeinig stand er da, die Hände in die Seiten gestemmt, die Mütze auf dem Hinterkopf. Man sah, er wußte die Würde des Hardhofes zu wahren. Und warum sollte ein zwölfjähriger Bursche nicht seinen Mann stehen? Der Vater hatte beim Abschied gesagt: „Na, Schorsch, bist jetzt der Großbauer. Sieh nach dem Rechten allweil und hüte Haus und Hof!" Das tat der Bub. Seine Mutter konnte sich nicht genug verwundern, wie der Bub sich in den wenigen Tagen verändert hatte. Er, der größte Tunichtgut im Dorfe, der Anführer aller dummen Streiche, schritt ernst einher, sprach gemessen und kurz und hatte, wie die Mädchen behaupteten, hundert Augen im Kopf. Alles sah er, in jeden Winkel reichte sein Blick. So herrschte er, nicht im Scherz, wie der Vater gemeint hatte, sondern im Ernst über den Weiberstaat. Denn die Männer vom Hardhof waren alle fort über die nahe Grenze in den Krieg. Da tönte vom frühen Morgen an des Knaben helle Stimme durchs Gehöft: „Marein, das Euter der Braunen ist noch halbvoll, gleich kommst zurück und machst die Arbeit genau." — „Mutter, die Garben liegen ja durcheinander, das schafft net, da wird der Wagen nicht gefüllt." — „Rösle, die Weiße hat richtig wieder im Freien gelegt, lauf zu, es wird wohl im Altholz sein; morgen bleibt sie halt eingesperrt." Als eine Magd aufmuckte, sah er sie von oben herab an und fragte: „Bist gescheit, wer ist hier der Großbauer, du oder ich?" Seitdem

Digitized by Google

nannten ihn alle den Großbauer, zuerst scherzend und spöttelnd, dann im Ernst.

Es war Nachmittag. Die Mutter war hinaus ins Feld mit dem Kaffee für die Frauen. Schorsch stand in der Tür, und im Haus trocknete das zehnjährige Rösle, seine Schwester, das Geschirr. „Du, Schorsch, ist das wirklich wahr," rief sie dem Bruder zu, „daß die Belgier, wie in der Zeitung zu lesen stand, unsere Soldaten in die Häuser gerufen haben zum Wasserkrinken, und haben Sie dann erstochen?" „Ja, Rösle, und wollte Gott, der Vater und der Großvater würden die Mörder totschießen." Der Bub ballte die Fäuste und starrte mit blanken Augen auf die sonnenbeschienene Straße. „Ach, Schorsch, wenn's nu hieher kämen, die Belgier, würden sie uns auch erstechen, die Mutter, die Mägde, mich und alles Vieh?" „Sei ruhig, Rösle, der Großvater und der Vater lassen sie nimmer durch zu uns, und sind sie tot und kommen die Belgier her, so bin ich daheim. Wenn aber so ein Kerl kommt, will ich dir allweil angeben, was du zu tun hast. Wenn ich dir zuruf: ‚Rösle, gib vom guten Wein!' dann gehst und machst den Türk los, und wenn ich sage: ‚Rösle, kannst abräumen!', dann laufst, was du kannst zum Pfarrer, zum Schulzen, daß sie herkommen mit dem Schendarm. Du brauchst dich nit zu verschrecke, es ist nimmer was zu schauen auf der Straß' außer dem Staub, den der Wind treibt. Bist fertig mit dem Trocknen, Rösle, so bringe mir den Kaffee hierher." „Gleich Schorsch, aber was rasselt Türk mit der Kette?" Der Knabe hatte das Geräusch wohl vernommen, er lauschte und spähte immer wieder die schnurgerade, weiße Chaussee entlang. Als er zufällig seitwärts blickte, bemerkte er, daß sich im Graben etwas bewegte. Es kroch unter dem Gesträpp daher. Jetzt tauchte es auf, dann verschwand es, um auf das Haus näherzukommen. Es war ein Mann, ein fremder. Dem Buben klopfte das Herz. Er stand stockstill, nicht eine Muskel bewegte sich. Hochmütig und gleichgültig schauten die Augen drein und verfolgten doch mit Raubvogelschärfe jede Bewegung des Mannes. Dieser hatte den Graben verlassen und schritt auf der Chaussee einher, aber er blieb bisweilen stehen und lugte seitwärts und zurück. Schorsch bemerkte an der langen, dünnen Gestalt Kleider, die in Fetzen herabhingen, und auf dem Kopf eine alte, preußische Soldatenmütze. Jetzt kam der Fremde an das Gatter des Bauernhofes. Das Tor stand offen. Der Fremde bemerkte den Knaben. Auge in Auge standen die beiden. Langsam schlürfte der Fremde den Weg heran auf das Haus zu, langsam griff seine Hand in die rechte Rocktasche und zog einen Gegenstand hervor, an dem er fingerte und eigentümlich knackte. Die Augen fuhren unruhig über das stille Haus. Ringsum war kein zweites sichtbar. Es lag wohl zehn Minuten vom Dorf entfernt. Schorsch wußte klar und bestimmt, der Mann dort war ein Fremder, der sich nicht sicher fühlte, denn der Gegenstand, den er hervorzog, war eine Pistole, und er knackte mit dem Hahn, um ihn, den Schorsch, einzuschüchtern. Schorsch überlegte. Sollte er gleich den Türk, den Hofhund, losmachen lassen? Nein, die Entfernung war zu groß. Während der Hund vom Hof durch das Haus auf den Fremden zustürzte, konnte jener zielen und losdrücken. War der Türk tot, so mußte der Kampf mit dem langen Kerl zu ungleich werden. Man mußte ihn herankommen lassen und ruhig bleiben, und die Rös' benachrichtigen, ohne sie zu verschrecken. Ohne sich zu rühren, sah Schorsch dem Fremden entgegen. Über die Schulter hinweg sagte er deutlich und gewichtig: „Du, Rösle, es kommt ä Besuch. Brauchst net vom Geschirrtrocknen weg. Bist fertig, bindst du die reine Schürz vor und bringst den Kaffee." Türk war gut geschult. Dort stand er, ebenso wie Schorsch die Gefahr witternd, zum äußersten bereit, aber er bellte nicht. Die Rös' hatte in Schorschens Worten einen Klang gehört, der ihr das Blut zum Herzen trieb. Vorsichtig lugte sie aus dem Küchenfenster. Als sie des zerlumpten Burschen ansichtig wurde, blieb sie starr vor Schrecken stehen. Der Fremde war bei dem Zuruf Schorschens auch stehengeblieben. Wenn drinnen ein Erwachsener dem Knaben zu Hilfe kam, mußte er vorsichtiger zu Werk gehen. Aber da sah er Röslens bleiches Kindergesicht. Sapristi, da hatte er wieder mal Glück. Nur zwei Kinder im einsamen Gehöft, kein Hund und kein Mensch sichtbar. Er trat mit unverhohlener Unverschämtheit auf den Knaben zu und rief mit barscher Stimme: „Sakerlot, was stehst im Weg! Siehst nit, daß ich will rein ins Haus?" Gleichmütig, als schaute er auf einen Stein, starrte Schorsch am Fremden vorbei die Chaussee entlang. Der Kerl blieb unschlüssig stehen. Blöde sah der Bub nicht aus. Ob wohl doch noch verborgene Hilfskräfte im Hinterhalt lauerten? Bah, ein Kind, mit dem mußte man fertig werden. „Bist taub, Bub?" fing er an, „verstehst mich wohl nit? Wenn dein bleiches Schwesterken dir bringt Kaffee, will ick mitkrinken. Vorher aber du mußt mich sagen, wie der Weg weit ist in die nexte Stadt. Sind Truppen vorbeigekommen? Ist der Großbauer da? Ick abe ein Geschäft mit ihm. Allons, antworte Kanaille, ist der Großbauer da?" Schorsch sah dem Sprecher gerade ins Gesicht. Ein wenig zuckte er die Achseln, dann spuckte er aus, fuhr sich mit dem Handrücken über den Mund und entgegnete: „Was wollt Ihr?" „Du hast gehört, Burse, antworte, ist der Vater zu aus?" Bedächtig kam die Antwort: „Kann sein, kann auch net sein." „Oho!" rief der Fremde und trat näher. „Du glaubst wohl, ick scherze. Da, sieh!" Blitzschnell zog der Fremde die rechte Hand vor, ein Blitz, ein Knall, neben Schorsch fuhr eine Kugel in den Türrahmen. So, nun mußte es sich zeigen, ob noch jemand außer den Kindern im Hause steckte. Alles blieb still, auch der Bub rührte sich nicht. Von innen heraus ließ sich der wimmernde Laut einer weinenden Stimme vernehmen, und das bleiche Ge-

Digitized by Google

sicht des kleinen Mädchens war vom Fenster verschwunden. Der Kerl richtete seine Waffe auf den Knaben und befahl barsch: „Also du siehst, ick nit spaße. Ick weiß, daß der Großbauer nicht da ist. Du wirst mir geben zu trinken vom Besten. Hörst du wohl, junges Schlingel! Dann wirst du mir führen auf den Weg zur Stadt, wenn ick abe mitgenommen, was ick brauche. Allons, macken snell!" Schorsch rief kurz und befehlend ins Haus: „Rösle, bring vom guten Wein!" Als drinnen alles still, sagte er nochmals nachdrücklichst: „Rösle, bring von dem guten Wein. Hast gehört? Der Herr hat es eilig." Sein Herz klopfte zum Zerspringen. Wenn das Rösle, die dumme Dirn, jetzt den Kopf verlor und nicht tat, wie er ihr zurief! Na, aber verdreschen wollt er sie nachher schon, daß sie klüger würde zum nächsten Mal. Von innen her antwortete die zitternde Stimme der Kleinen: „Schon gut, Schorsch, ich tu ihn gleich hole." Man hörte Rösles Schritte. Dann eine kleine Pause.

Dann fegte plötzlich etwas pfeilschnell durchs Haus an Schorsch vorbei, der laut und gellend rief: „Los, Türk! Faß, faß, Türk!" Und unter wütendem Kläffen sprang das Tier an den hochgehaltenen Arm des Fremden und biß sich an ihm fest. Der Fremde stieß einen Schmerzensschrei aus. Die Pistole entfiel seiner Hand. Wie der Blitz war der bisher regungslose Knabe die Stufen hinunter, packte die Waffe, sprang mit ihr auf seinen Platz zurück und stand wieder stocksteif an der Tür, nur daß er die Pistole auf den Kerl richtete. „Rösle," rief er ins Haus, „kannst abräumen, wir haben das Spionele!" Der Fremde bemühte sich, den Hund loszuwerden, aber Türk kannte seine Pflicht. Er biß und zerrte, bis der Kerl mit gesträubtem Haar am Boden kauerte. Da rief Schorsch: „Weg, Türk, stell ihn!" Der Hund ließ von seinem Opfer ab, aber umkreiste es knurrend. Von hinten her hörte man die rufende Stimme Rösles: „Herr Pfarrer! Herr Pfarrer! Kommen's rasch, mer habe a Spionele, sonst tötet er den Schorsch!" Der Pfarrer und sein alter Knecht hatten den Schuß gehört und trafen mit dem Rösle am Gartengraben zusammen. Der Kerl wurde festgenommen. Er hatte wirklich verdächtige Schriftstücke und Zeichnungen bei sich und war ein Spion, wurde erschossen. Von der Zeit an war der Schorsch nicht nur auf dem Hardhof, sondern im ganzen Dorf der „Großbauer".

★ Bücherbesprechungen ★

Felix Philippi. Alt-Berlin. Erinnerungen aus der Jugendzeit. Neue Folge, mit 15 Bildertafeln. Preis geb. 3,— Mk. Verlag E. S. Mittler & Sohn, Berlin.

Das Buch ist eine Fortsetzung zu den Erinnerungen aus der Jugendzeit „Alt-Berlin". Es enthält ebenso wie dies die Schilderungen aus der Zeit vor 50 Jahren. Wem es Vergnügen macht, den Bühnengrößen, wie Lucca, Artot, Döring, der Frieb, der Schramm, Klara Schumann und Helmerding, ferner Autoren, wie Auerbach, Spielhagen, Fontane, Rosenberg, Gebrüder Grimm, Mommsen, Menzel, zu begegnen, dem wird das Bändchen willkommen sein. Eine Stimmung behaglichen Bürgerdaseins mit Reifröcken, Lesekränzchen und Stammbüchern, Fahrten nach dem Grunewald und anderen schönen Dingen durchflutet das Buch. Das politische Leben der 70er Jahre beschließt die mit zahlreichen alten Bildern geschmückten Aufzeichnungen.

J Répin. Freiheit und Arbeit. Ein Dichterbuch mit Selbstbiographien, 31 Bildnissen und Faksimiles sowie einem Kunstbilde. Art. Institut Orell Füßli, Zürich. Preis geb. 3,20 Mk.

Das sehr geschmackvoll ausgestattete und über 300 Seiten starke Buch ist keine gewöhnliche Anthologie. Im Vorwort heißt es: „Freie Arbeiter, Pioniere des Geisteslebens unserer Zeit, haben dieses Buch geschaffen und gespendet als eine Tat der Anregung zu arbeitsvoller Freiheitsbetätigung künftiger Geschlechter". Es liegt also eine einheitliche Tendenz in dem Werke, aber vielleicht ist es gerade eine Folge dieser Tendenz „Freiheit der Arbeit", daß das Ganze doch keinen recht geschlossenen Eindruck macht: Prosa und Verse, Gedichte, Skizzen und Artikelchen sind nebeneinandergereiht, Wertvolles und wenig Wertvolles, von hervorragenden und von unbedeutenderen Autoren, von Könnern und von bloßen Wollern, in voller Verschiedenheit menschlicher, politischer, religiöser und künstlerischer Anschauungen. Aber gern sei anerkannt, daß der letzte, bleibende Eindruck der Lektüre doch ein günstiger ist: das Wertvolle überwiegt, Gehalt und Vielseitigkeit des Gebotenen regen an, und mancher wird des Neuen und Beachtenswerten genug aus dem Bereiche der zeitgenössischen Kunst- und Kulturströmungen in dem Werke finden.

Alois Fietz. Tote Scholle. Eines deutschen Dorfes Kreuzweg. , Roman. Deutsche Landbuchhandlung, Berlin.

Tragische Schicksale eines Einzelmenschen darzustellen, ist wohl leichter, als tragische Schicksale eines ganzen Volkes oder Volksteiles künstlerisch zu gestalten. Aber letzteres ist dankbarer. Alois Fietz hat den Kampf des Deutschtums an der Sprachgrenze gegen das andrängende Tschechentum geschickt an der Geschichte eines einzelnen Dorfes gezeigt, und es ist ihm gelungen, in kraftvoll voneinander abgehobenen Gestalten diesen Kampf und seinen überraschenden Ausgang uns lebendig vor Augen zu bringen. Zu tadeln ist, daß den Bauern, die im übrigen ihre heimische Dialektsprache sprechen, mitunter Wendungen in den Mund gelegt worden sind, die ein einfacher Mann unmöglich gebraucht.

Ernst Marti. Die liebe alte Straße. Roman. Art. Institut Orell Füßli, Zürich. Preis geb. 4,— Mk.

Ein Stückchen neuere Kulturgeschichte in Romanform, geschrieben mit Herz und Gemüt. Es handelt sich in dem mit schlichter Vornehmheit ausgestatteten Buche um den Kampf für und gegen die in den fünfziger und sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts entstehenden nordschweizerischen Eisenbahnen, und sowohl die Freunde der neuen Verkehrswege wie ihre Gegner, die zähen Anhänger der alten Landstraße, sind mit geschickter und liebevoller Künstlerhand als lebensprühende Gestalten vor uns hingestellt. Und der Leser? Er steht mit seinen Sympathien mitten inne: beide, die Neuzeit mit ihren kulturellen Fortschritten und die gute alte Zeit mit ihrer Poesie, stehlen sich bei der Lektüre leise in sein Herz.

Digitized by Google

Erwin Rosen. **Der große Krieg.** Ein Anekdotenbuch. Verlag von Robert Lutz in Stuttgart. I. Teil. Ein starker Band. Preis geh. 2,— Mk., geb. 3,— Mk.

Ein bunter Anekdotenschatz des großen Krieges, eine Art Kriegsgeschichte im kleinen: Aeußerungen des deutschen Volkswillens und Volkshasses gegen unsere Feinde, Schlaglichter des Verhaltens von Freund und Feind gegenüber der deutschen Nation, Heldentaten unserer Soldaten, Matrosen und Flieger, Momentbilder aus den Gefechten, charakteristische Feldbriefe, Greuelszenen der Feinde, Heroisches vom Sanitätskorps und Roten Kreuz, Soldatenhumor, Kriegshumor der Presse und des Volkes, Kriegsgedichte unserer großen Dichter u. a. mehr. Wir fühlen in dem Buche den Pulsschlag der großen Zeit: ihre Kraft — ihren Stolz — ihr Weinen — ihr Lachen — ihr Trauern — ihr Jubeln in blitzgrellen Schlaglichtern. Was hier von dem Verfasser der Erlebnisbücher: „In der Fremdenlegion" und „Der deutsche Lausbub in Amerika" zusammengetragen worden ist, stellt ein getreues Seelengemälde des deutschen Volkes dar. Vom Kaiser bis zum unmündigen Kind, vom Heerführer bis zum Landsturmmann, von der Frau bis zum Mädchen. Die Schlaglichter sollen nicht nur einzelne Persönlichkeiten zeigen, sondern in ihrem Ganzen das deutsche Volk. Die Bilder sind bunt. Manches mag klein erscheinen und nebensächlich. Doch aus dem, was hoch und niedrig auf diesen Seiten spricht und tut, kann der Feinhörige das Wesen deutscher Art schallen hören. Aus dem Stolz und aus dem Glauben, aus dem Lachen und aus dem Weinen. Alles in allem ist das Werk ein interessantes Unterhaltungsbuch für alt und jung, ein nationales Lesebuch von dauerndem Wert, ein Erinnerungsbuch für unsere deutschen Krieger. Das Buch will nicht in Wettbewerb mit den zahlreichen „großen Kriegschroniken" treten. Es ist etwas durchaus anderes, und wer Besitzer einer solchen Kriegschronik ist, wird sich erst recht dieses Kriegsanekdotenbuch zu eigen machen. Man denke auch daran, das Buch als Liebesgabe den Kriegern ins Feld zu senden. Eine bessere und geeignetere geistige Kost, eine schönere Büchergabe kann unseren tapferen Kriegern im Felde kaum werden, des innigsten Dankes darf der Spender sicher sein. — Das Buch (I. Teil) besteht aus folgenden Abteilungen: I. Das deutsche Volk. II. Führer und Geführte. III. Im Felde. — Im Schlachtenlärm. IV. Der Grimm des Kriegshumors. V. Kindermund in Kriegszeit. VI. Die Feinde.

Elisabeth von Priesdorff. **Samariterdienste in der Kinderstube,** mit 12 Abbildungen. C. Schaffnit, Düsseldorf. Preis geb. 2,50 Mk.

Ein gewisser süßlicher Ton, wie er so vielen derartigen Werkchen eigen ist, stört an dem ansprechend ausgestatteten kleinen Buch, aber es soll nicht verkannt werden, daß die Ratschläge, mit denen die Verfasserin zur Pflege und Erziehung des Kindes vom Säuglingsalter bis zum Austritt aus der Schule Anleitung gibt, einer reichen und gediegenen praktischen Erfahrung entspringen. Als kleines Geschenk für junge Mütter mag das Schriftchen, zwischen dessen einzelne Kapitel Bilder und Gedichte eingeschoben sind, und dem zum Aufzeichnen von Erinnerungen an große und kleine Erlebnisse der Kinder eine Anzahl weißer Blätter beigeheftet ist, immerhin gern empfohlen werden.

S. Schachnowitz. **Jenseits.** Aus der jüdischen Lebenstragödie im Zarenlande. Verlag des „Israelit", Frankfurt a. M. Preis 2,— Mk.

Für die Kultur des Kolosses, der Rußland heißt, und an dessen tönernen Füßen wir Deutsche jetzt gerade rütteln, haben wir naturgemäß ein grimmes Interesse. Diese Erzählung, die bei aller geschickten literarischen Technik innerlich viel mehr eine flammende Tendenzschrift ist als ein Roman, befriedigt es reichlich. Schachnowitz gilt wohl mit Recht als guter Rußlandkenner, und sein Buch gewährt einen tiefen Blick in die tragischen Verhältnisse, unter denen die Juden im unheiligen „heiligen" Rußland leben und leiden. Dr. Hans Zimmer.

✱ Neue Bücher ✱

Der große Krieg. Ein Anekdotenbuch von Erwin Rosen. 1. Teil. Preis geh. 2 Mk., geb. 3 Mk. Verlag Robert Lutz, Stuttgart.

Jenseits. Aus der jüdischen Lebenstragödie im Zarenlande von S. Schachnowitz. Preis brosch. 2 Mk., geb. 2,50 Mk. Verlag des „Israelit" G. m. b. H., Frankfurt a. M.

Gudrun. Eine Neudichtung des mittelhochdeutschen Gudrunliedes von Prof. Leonhard Schmidt. Preis geb. 1,60 Mk. R. Herrosé's Verlag, Wittenberg.

Freiheit und Arbeit. Ein Dichterbuch mit Selbstbiographien, 31 Bildnissen und Faksimiles von J. Repin, Preis 3,20 Mk. Verlag Art. Institut Orell Füßli, Zürich.

Die Geschichte des Jochem Steiner. Nach Tagebuchblättern und Aufzeichnungen des Jochem Steiner von Hans Roelli. Preis geb. 4 Mk. Verlag Art. Institut Orell Füßli, Zürich.

Die liebe alte Straße. Roman aus der neuen Kulturgeschichte der Schweiz von Ernst Marti. Preis in Leinw. geb. 4 Mk. Verlag Orell Füßli, Zürich.

Gedichte von P. Maurus Carnot. Preis geheftet 2,50 Mk., geb. 3,50. Verlag Art. Institut Orell Füßli, Zürich.

Satiren und Einfälle von Hans Eggimann. Verlag Art. Institut Orell Füßli, Zürich.

Und wenn es köstlich gewesen ist... Erzählung von Luise Reischauer. 420 Seiten. Preis in Leinen geb. 4,— Mk. Verlag der Missionshandlung, Hermannsburg.

Szenen aus Bismarcks Gedanken und Erinnerungen dramatisiert mit einem Vorwort von Julius Baumann. Verlag Robert Peppmüller, Göttingen.

Trostbüchlein aus moderner Wissenschaft in allgemein verständlicher Darstellung von Jul. Baumann. Verlag Robert Peppmüller, Göttingen.

Von Lieb und Leid. Skizzen von Rosa Weibel. Mit Umschlagzeichnung von Ernst Georg Rüegg. Preis in Leinwand geb. 3,— Mk. Verlag Art. Institut Orell Füßli, Zürich.

Vom Hochquell bis ins Tieftal. Tiroler Erzählungen von H. Schrott. Preis geh. 2,80 Mk., geb. 3,60 Mk. Verlag Martin Warneck, Berlin.

Die Siegerin. Roman von Adeline Gräfin zu Rantzau. Preis geh. 3,— Mk., geb. 4,— Mk. Verlag Martin Warneck, Berlin.

Der Anerbe. Erzählung von Dietrich Speckmann. Preis geh. 3,50 Mk., geb. 4,50 Mk. Verlag Martin Warneck, Berlin.

Ursula. Novelle von Wilhelm Speck. Preis geh. 2,80 Mk., geb. 3,60 Mk. Verlag Martin Warneck, Berlin.

Der lustige Postkartenzeichner für die Jugend. Eine Zeichenschule mit 60 humoristischen Postkartenvorbildern zum Nachzeichnen. Originalzeichnungen von Karl Winter. Preis 1,— Mk. Verlag Hermann Beyer, Leipzig.

Inhalt des Heftes 15: Die Reise nach Meran. Roman von Else Rema. — Die blaue Blume. Roman von Bruno Wölfing. **Beiblatt:** Das ferne Haus. Gedicht von Otto Doderer. — Grenadier Kleinemann (Schluß). Von Freiherr von Schlicht. — Fieber. Gedicht von Cl. von Peßler. — Der Großbauer und das Spionele. Von Lotta Girgensohn. — Bücherbesprechungen. — Neue Bücher.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin, Verlag von Otto Janke Ausgegeben am 2. Januar 1915. — Druck: A. Sehdel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek

1915 Heft 16

Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Die Reise nach Meran / Roman von Else Rema

8. Fortsetzung.

Ein bißchen weltunerfahren war Frau Pirchholtz, das ließ sich nicht leugnen, aber sie, Kamilla, war nicht die geeignete Persönlichkeit, sie vor den Konsequenzen zu bewahren, die möglicherweise aus diesem Manko resultieren konnten.

Es klopfte.

Der Liftjunge brachte ihr einen Brief, der keine Marke trug und dessen Aufschrift ihr bekannte Züge zeigte, die ihr das Blut in die Wangen trieb.

Theo von Alberti schrieb ihr. Er war bereits in Meran.

Mit klopfenden Pulsen saß sie minutenlang, sie konnte sich nicht entschließen, das graue Leinenkuvert mit dem silbernen Siegel auf der Rückseite zu öffnen.

Sie war vor dem Schicksal geflohen, und es kam zu ihr? War's das Glück?

Sie stand auf und ging ein paarmal in ihrem kleinen Zimmerchen hin und her. Nicht im Affekt handeln, wiederholte sie sich, nichts impulsiv tun, überlegen, bedenken. Am liebsten wäre sie mit dem Brief zu Wolfgang Königsreiner geeilt, aber sie verwarf die Idee so rasch wie sie gekommen.

Mit zitternden Fingern öffnete sie das Kuvert:

„Geliebte Kamilla!

Ich muß dich heute noch sehen. Habe Erbarmen mit mir, spanne mich nicht auf die Folter! Ich bin im Hungaria-Hotel abgestiegen und erwarte deine sofortige Antwort.

Theo!"

Frau Pirchholtz ging heute nachmittag nach Schloß Tirol. Sie hatte ihr nicht gesagt, daß Viktor Wernthaler von der Partie sein würde, aber das war beinahe selbstverständlich. Es würde ihr nicht schwer fallen, daß sie sich frei machte. Im Gegenteil, Frau Pirchholtz würde vielleicht sehr froh sein, wenn sie nicht an dem kleinen Ausflug teilnahm.

Sie mußte einen Vorwand brauchen. Irgendeinen, nur die Wahrheit wollte sie ihr nicht sagen. Kamilla griff nur sehr ungern zu dem Ausweg einer Notlüge, denn auch diese empfand ihre wahrhafte Natur als ein Vergehen.

Aber wie die Dinge lagen, was sollte sie sonst tun?

Mit zitternder Hand schrieb sie die Antwort.

Dann klingelte sie dem Zimmermädchen und übergab ihr das Billet zur Besorgung.

* * *

Frau Amanda wartete das Dessert nicht mehr ab. Sie stand eilig vom Lunch auf, und begab sich auf ihr Zimmer, um noch rasch die Toilette zu wechseln.

Frau Landgerichtsdirektor Domeyer sah mißfällig hinter ihr her, und dabei beobachteten ihre scharfen Augen, daß die blonde Frau Sanitätsrat einen verständnisvollen Gruß mit Doktor Wernthaler austauschte.

„Man muß sehr zurückhaltend zu alleinreisenden Damen sein," wandte sie sich an ihren Mann, „man weiß nie, wer sie in Wahrheit

Digitized by Google

sind. Erkundige dich doch einmal nach dieser Sanitätsrätin."

Herr Landgerichtsdirektor Domeyer sagte ja, aber in selben Moment hatte er die Angelegenheit vergessen.

Während Frau Amanda in ihr marineblaues Trotteurkostüm schlüpfte, kreuzten sich allerhand unerfreuliche Erwägungen in ihrem Kopf.

Sie war verliebt, regelrecht verliebt in den interessanten Doktor Wernthaler, der für sie der Vertreter einer männlichen Spezies war, die sie bisher noch niemals kennen gelernt hatte. Aber zwischendurch, wenn sie nicht unter dem Eindruck seiner faszinierenden Persönlichkeit stand, begann sie zu grübeln. Sie wiederholte sich dann jedes seiner Worte, die er zu ihr gesprochen, sie suchte den Sinn dahinter, den sie wünschte und ersehnte, um schließlich doch zu dem Resultat zu kommen, daß er mit ihr flirtete, und daß sie nichts als ein Spielball seiner Launen war.

Dazu fühlte sie sich zu alt, aber das war ein Geständnis, das sie sich nur ganz leise in der Einsamkeit ihres Zimmers machte. Ende der Dreißig, das war heutzutage kein Alter für eine Frau. Jedoch nur eine kurze Spanne Zeit lag vor ihr, ein neues Glück zu suchen und zu finden. Sie lechzte danach, es zu genießen. Sie erschien sich ein zweiter Tantalus. Viktor Wernthaler lockte und reizte sie. Er ließ sie Lebensfreuden ahnen, die ihr bisher nicht beschieden waren, und wenn sie die Arme nach ihnen ausbreiten wollte, zog er einen Schleier über das strahlende Bild, und ein fröstelnder Hauch kroch in ihrem Herzen empor. Sie war eine Beute widerstreitender Empfindungen. Der Ausflug nach Schloß Tirol mußte ihr Klarheit bringen. Das entscheidende Wort mußte endlich fallen. Und wenn er es nicht sprach?

Sie schob die Hutnadel in ihr Toque.

Und plötzlich ließ sie die Hände sinken.

War sie nicht glücklich und zufrieden in ihrer Villa daheim gewesen? Ohne Seelenkämpfe? Was tat sie hier in dieser Welt, die ihr so fremd war, wie sie ihr? Wie gut, daß sie an Cousine Neuberg geschrieben hatte, ihr die Tochter zu schicken. Das war doch eine verwandte Seele.

Und dann fiel ihr wieder ein: wer hinderte sie, ihre Koffer zu packen und nach Hause zu fahren? Dann hatte alle Not ein Ende. Von Viktor Wernthaler sich trennen?!

In diesem Augenblick betrat Kamilla Scholl nach vorherigem Klopfen, das Frau Amanda überhört hatte, das Zimmer.

„Nun, noch nicht in Toilette?"

„Ich möchte bitten, zu Hause bleiben zu dürfen, gnädige Frau."

„Herr Königsreiner ist mit von der Partie, das dürfte Sie doch reizen."

Es herrschte kein angenehmer Ton mehr zwischen den beiden Damen.

Kamilla Scholl war sich bewußt, die Sympathien der Frau Sanitätsrat nicht zu besitzen, und Frau Amanda fühlte sich geniert von den kritischen Blicken ihrer jungen Gesellschafterin.

Im Grunde lag ihr nichts daran, ob Kamilla Scholl mitkam oder nicht.

„Wenn Sie durchaus zu Hause bleiben wollen."

Wie sie froh ist, von meiner Gesellschaft befreit zu sein, dachte Kamilla bitter. „Ich möchte Briefe schreiben."

„Gerade heute bei dem schönen Wetter?"

Es klopfte. Ein kleiner Page meldete, daß Herr Doktor Wernthaler im Vestibül die Gnädige erwarte.

„Adieu, Fräulein Kamilla, lassen Sie sich die Zeit nicht lang werden." Und schon war sie gegangen.

Sie liebt ihn, dachte Kamilla, er spielt mit ihr. Was würde daraus noch werden?

Und dann wandten sich ihre Gedanken dem eigenen Erleben zu. Eine Stunde noch, dann sah sie ihn wieder, den Mann, den sie liebte, und den sie doch nicht mehr achten konnte. Konnte man lieben, wo man die Achtung verloren hatte? Welcher Zwiespalt der Gefühle?!

Sie zauderte. Sollte sie ihm Botschaft schicken, daß sie nicht kam?! Sie hatte noch die Wahl.

Ach, sie sehnte sich auch nach einem klein bißchen Glück.

Sollte sie immer nur aus der Ferne zusehen dürfen, wie die anderen genossen? War sie nicht noch jung? Berechtigt, die Werte des Daseins auszuschöpfen?

Langsam kleidete sie sich an. In einem Café wollten sie sich treffen. Kamilla hatte eines

Digitized by Google

gewählt, in dem wenig Kurgäste zu verkehren pflegten.

Sie konnte ihre Ungeduld nicht meistern. Eine Viertelstunde vor der festgesetzten Zeit ließ sie sich an einem der Fensterplätze nieder, die die Aussicht über die Promenade, den Theaterplatz und die Habsburger Straße gestatteten.

Sie brauchte nicht lange zu warten. Theo von Alberti fuhr pünktlich in einem Auto vor, und Kamilla sah auf den ersten Blick, daß es sein eigenes war. Ein bitter-ekeles Gefühl kroch an ihr empor. Vom Gelde jener anderen gekauft, die er nicht geliebt hatte?! Und wie verurteilten die Männer die Frauen, die dasselbe taten.

Theo von Alberti war schwarz gekleidet, mit Trauerflor um den Arm und Hut.

Wozu die Komödie, dachte. sie. Alles für die Welt.

Er betrat das Lokal und sah sich suchend um.

Dann hatte er sie entdeckt. Langsam und aufrecht kam er auf sie zu, während ihr Herz laut und unruhig schlug.

Er küßte ihre Hand. „Wie geht es dir, Kamilla?"

Er legte wundervolle Rosen vor ihr nieder.

„Ich danke dir." Sie nahm die Blumen, aber sie bereiteten ihr keine Freude. Es war eine kostbare Gabe, die sie kalt ließ, denn sie wußte, sie war, wie alles andere, vom Gelde der Frau bezahlt, über der sich kaum das Grab geschlossen hatte.

„Ich kenne deine Vorliebe von früher her", sagte er, während der Kellner ihm ablegen half.

Kamilla hatte für diese Reminiszenz nur ein schwaches Lächeln. Warum spielte er auf vergangene Zeiten an, die doch niemals wiederkommen konnten?!

Sie waren beide nicht mehr dieselben Menschen von einst. Theo war herrisch und hochmütig im Besitz des Reichtums geworden, und sie hatte den Glauben an ihn verloren. Geschehenes ließ sich nicht ungeschehen machen.

„Warum hast du gerade dieses Café Atlantic gewählt? Es ist zu einer Aussprache so ungeeignet wie möglich."

Er sah sich mißfällig um. Die Billardkugeln wurden geräuschvoll hin- und hergestoßen, einige Parteien sprachen sehr laut, und dicker Rauch lag über dem nicht großen Raum.

Kamilla schwieg. Die Unruhe um sie herum war ihr gerade recht. Sie betäubte den Aufruhr ihrer Nerven, sie half ihr, sich beherrschen.

Er blickte forschend in ihr Gesicht. „Du siehst nicht gut aus", bemerkte er.

Sie zuckte die Achseln.

„Du kannst nicht vergessen, Kamilla."

„Nein, Theo, ich kann nicht vergessen. Es gibt Stunden und Minuten, die nie aus eines Menschen Gedächtnis schwinden. Solch eine Stunde war es, als ich damals deinen Brief empfing."

„Ich konnte nicht anders handeln, in deinem und meinem Interesse nicht."

„Hättest du es mir wenigstens Aug' in Aug' gesagt!"

„Dann wär ich nicht fest geblieben."

Sie schwiegen beide.

„Zwei Braune — einen Lichten — ein Weißwein — drei Pilsener" klangen die Rufe vom Büfett her, und dazwischen klapperten Löffel und Tassen.

„Ich wollte deine Jugend nicht zerstören, ich wollte uns nicht zermürben lassen in jahrelangem Warten."

Kamillas Augen füllten sich mit Tränen.

„Erzähle mir von deiner Frau."

„Muß das sein, Kamilla? Willst du mich strafen?"

„Ich will dich nicht strafen. Das läge auch nicht in meiner Macht."

„Oder dir nutzlosen Schmerz bereiten?"

Er entnahm seinem goldenen Etui eine Zigarette.

Von ihrem Gelde gekauft! Kamilla wandte sich ab.

„Warst du bereits mit ihr verlobt, als du mir jenen Abschiedsbrief schriebst?"

Theo von Alberti zündete sich sehr umständlich seine Zigarette an. Ihre Fragen waren ihm unangenehm. Er fand sie pedantisch. Mochte sie sich freuen, daß er, den man umwarb, zu ihr kam, und sie ihren dürftigen Verhältnissen entriß. Er liebte Kamilla, ihre herbe Mädchenhaftigkeit gefiel ihm immer wieder. Aber das alles hätte ihm vielleicht nicht vermocht, ihr seine eben neu gewonnene Freiheit ihr zu opfern. Theo von Alberti war abergläubisch. Feigheit lag in seinem Charakter. Er fürchtete das Geschick, er wollte gut machen, was er gesündigt, nicht aus

Digitized by Google

Liebe, sondern aus Egoismus, um sein Gewissen zu beruhigen.

„Kamilla, du entwirfst dir ein falsches Bild von den Ereignissen. Ich bedeutete für Liddy Steinmann keinen Liebhaber, und sie, sie war nicht das Weib, das ich begehrte. Sie stand allein auf der Welt. Ihr Reichtum verschaffte ihr kein Glück. Sie genoß keines Menschen Liebe. Die Fürsorge ihrer Verwandten galt den Millionen, deren Besitz sie erstrebten."

„Du tatest dasselbe, Theo."

Theo von Alberti erblaßte, und um seinen feingeschnittenen Mund lief ein Zittern.

Kamilla sah es.

„Liddy Steinmann faßte Zutrauen zu mir. Sie bat mich, ihr beizustehen —"

„Und da keimte der Gedanke in dir empor, sie zu heiraten und mich zu verlassen?"

Die Augenlider des Mannes zuckten leise, aber er beherrschte sich sofort. „Wir heirateten und zogen nach Berlin, denn sie wünschte fern von ihren Verwandten zu leben. Und ich tat alles zu ihrer Gesundung. Das übrige weißt du. Laß uns von unserer Zukunft sprechen."

„Von unserer Zukunft!" Kamilla wiederholte es leise und traurig.

„Ich erflehe deine Verzeihung. Ich kann nicht leben ohne dich. Komm, sage mir, daß du mich liebst, Kamilla, vergiß, was sich zwischen uns drängte." Sein Ton klang beschwörend. Er streckte ihr seine Hand herüber über den Tisch, aber Kamilla ergriff sie nicht.

„Ich habe dich geliebt, Theo, ich war bereit, in Armut und Elend mit dir zu gehen. Der Tod schien mir leicht im Vergleich zu einem Leben ohne dich." Ihre Stimme brach. Mit Tränen in den Augen blickte sie in die Dämmerung hinaus.

„Ich will büßen, Kamilla. Ich will sühnen, was ich gesündigt."

Sie sah ihn groß und voll an. „Gesündigt?"

„Ich verstehe dich nicht, Theo", sagte sie befremdet.

„Deine Liebe kennt keinen Opfermut, Kamilla."

„Ich kann nicht von heute auf morgen überwinden. Gönne mir Zeit, laß mich den Glauben an dich wiederfinden. Noch blühen die Blumen nicht auf dem Grabe jener Frau. Und es bedrückt mich," sie sprach flüsternd, „daß wir von ihrem Gelde leben sollen!"

„Du bist übersensibel, Kamilla, das sind Unwirklichkeitsideen, mit denen du dich und mich quälst. Ich bin Liddys rechtmäßiger Erbe. Du kannst Einblick in ihr Testament machen, wenn es dein Gewissen beruhigt."

„Ich glaube deinen Worten, Theo, aber mein Gefühl steht mir höher als sämtliche Paragraphen des Gesetzbuches."

Theo von Alberti zuckte mit den Achseln. „Frauenart!"

„Damit seid ihr Männer schnell bei der Hand, wenn wir euch unbequem werden. Verzeihe mir Theo, was ich dir jetzt sage: wir passen nicht mehr zueinander. Du bist mir fremd geworden durch die Ereignisse, die zwischen unserer Trennung liegen, und niemals könnte ich mich darin finden, von dem Gelde jener Frau zu leben, die sterben mußte, damit du den Weg zu mir zurückfinden konntest." Sie nestelte an ihrem Schleier. „Ich muß gehen, Theo."

Er stand auf. „Und sonst hast du kein Wort für mich, Kamilla. Ist das alles?"

Sie schritten zur Straße hinaus. Das Auto wendete und der Chauffeur fuhr auf einen Wink seines Herrn davon.

„Es würde dir doch nicht gefallen, was ich dir vielleicht noch zu sagen hätte, Theo, und du würdest es nicht befolgen."

„Das wäre?"

„Verzichte auf diese unselige Erbschaft, arbeite, nimm deinen Beruf wieder auf, darin sehe ich die einzige Möglichkeit zu künftigem, gemeinsamen Glück."

„Du weißt nicht, was du forderst, Kamilla."

„Ich bin mir vollkommen klar."

Theo von Alberti zupfte verstimmt an seinem blonden Schnurrbärtchen.

„Du wirst noch anders denken lernen," sagte er endlich, ich hoffe mit aller Bestimmtheit darauf. Können wir heut abend nicht zusammen sein?"

Ihm graute vor der Einsamkeit, er mußte Gesellschaft haben, seine erregten Nerven wollten Ablenkung, und Kamilla wirkte in ihrer ruhigen Wesensart beschwichtigend auf ihn. Sowie er allein war, sah er die Gestalt seiner Frau auf dem Sterbebett, die Szenen mit den enterbten Verwandten durchlebte er im Geist wieder.

Digitized by Google

Nein, nein, Kamilla war sein guter Geist, sie durfte ihn nicht verlassen, sie mußte sein werden."

„Nein, ich muß nach Haus. Du weißt, ich bin nicht allein hier."

„Helga sagte es mir. Ich hoffe, du wirst diese Beziehungen so rasch als möglich lösen, Kamilla."

Er küßte abschiednehmend ihre Hand.

„Überlege dir's."

„Tu du dasselbe."

„Leb' wohl!"

Sie verschwand im Vestibül des Hotels. Im Begriff, den Fahrstuhl zu besteigen, traf sie mit Wolfgang Königsreiner zusammen.

„Ich glaubte Sie in Schloß Tirol."

„Das nahm ich von Ihnen an, mein gnädiges Fräulein."

Kamilla überlegte im Fluge: dann war Frau Pirchholtz allein mit Doktor Wernthaler den Nachmittag über gewesen?!

„Ich hatte zu korrespondieren," sagte Kamilla, „und dann wollte ich ein bißchen Luft schöpfen."

Wolfgang Königsreiner sah seine Begleiterin von der Seite an. Warum sprach sie die Unwahrheit? War sie wie die anderen Frauen, denen Lügen so leicht von den Lippen gingen?!

„Mein liebes Fräulein Kamilla — ich bin ein älterer Herr, und darf mir diese Anrede schon einmal gestatten — warum sagen Sie mir nicht ganz einfach, daß Sie heute nachmittag den Mann getroffen haben, den Sie lieben, daß sie seinetwegen dem Ausflug ferngeblieben, und daß Sie nicht daran dachten, Briefe zu schreiben? Haben Sie so wenig Vertrauen zu mir? Sehen Sie nicht meine grauen Haare? Es ist das wenig beneidenswerte Vorrecht des Alters, sich darauf stützen zu dürfen. Warum wollen Sie mir nicht das bescheidene Glück gönnen, mich Ihren Freund zu nennen?"

Leises Rot stieg in Kamillas Wangen. Und dann hob sie den Kopf. „Ich bin niemals unwahr. Nie mit meinem Willen. Ich — ich —"

Frau Landgerichtsrat Domeyer kam auf dem Wege nach ihrem Zimmer vorüber und warf dem Paar einen sehr ausdrucksvollen Blick zu.

„Ich sage Ihnen alles", flüsterte Kamilla eilig. „Morgen gehe ich um elf Uhr ungefähr die Straße nach dem Vinschgauer Tor heraus. Wenn Sie mich dort treffen wollen —"

„Ich werde zur Stelle sein."

„Auf Wiedersehen!"

* * *

„Ach, Fräulein Kamilla, ich habe schon Sturm geläutet, aber das Zimmermädchen kommt nicht. Wollen Sie so freundlich sein." Frau Amanda stand mit blitzenden Augen und dunkelroten Wangen in der Mitte ihres Zimmers, während sie sich vergeblich mühte, die winzigen Haken einer Bluse auf dem Rücken zu schließen.

Kamilla leistete schweigend die erbetene Hilfe.

„Haben Sie sich gut unterhalten. Ich meine natürlich mit Abfassung Ihrer Korrespondenz. Sie lieben es, im Café Ihre Briefe zu beantworten? Am Fensterplatz? Von aller Welt beobachtet?"

„Gnädige Frau, es war sehr unrecht von mir, einen Vorwand für das Wiedersehen mit einem Mann zu brauchen, mit dem ich sieben Jahre verlobt war und der eigens nach Meran gekommen ist, eine entscheidende Aussprache herbeizuführen. Ich hätte Ihnen die Wahrheit sagen sollen, denn ich war sie Ihnen schuldig. Wenn es nicht geschah, gnädige Frau, wenn ich nicht handelte, wie ich hätte handeln müssen, so war es lediglich aus dem Grunde, weil ich mich nicht berechtigt fühlte, andere Menschen mit meinen ureigensten Angelegenheiten zu behelligen. Dieses Privileg gibt nur gegenseitige Freundschaft und Sympathie. Ich bitte Sie um Entschuldigung, gnädige Frau."

Aber Frau Amanda war viel zu erregt, um die vernünftige Rede ihrer Gesellschafterin mit ebensolcher Gegenrede zu erwidern.

Viktor Wernthaler hatte während des ganzen Nachmittags nicht ein Wort geäußert, an das sich auch nur die leiseste Hoffnung hätte klammern können. Er hatte ihr von Italien vorgeschwärmt, von seinen Malern und von seinen Kunstschätzen, aber er war von einer Unpersönlichkeit des Verkehrs gewesen, die ihr Herz mit lähmender Verzweiflung erfüllt hatte. Und sie besaß nicht die Festigkeit, sich ihm zu entziehen, einfach abzureisen und nicht mehr an den Mann zu denken, der doch nur ein grausames Spiel mit ihr trieb. Sie liebte ihn, so wie sie ihren seligen Artur nie geliebt hatte. „Und wie hat diese

Digitized by Google

Aussprache mit dem interessanten Millionenwitwer geendet?"

Kamilla starrte Frau Pirchholtz wortlos an. „Mit wem?" fragte sie endlich mit zitternden Lippen.

„Kennen Sie diesen seinen Spitznamen nicht? Seine Frau soll bei der Eheschließung bereits schwachsinnig gewesen sein, und wie man sich erzählt, soll er sie überhaupt nur genommen haben, weil ihr baldiger Tod in sicherer Aussicht stand." Frau Amanda sprudelte die Worte nur so heraus, denn es bereitete ihr in diesem Moment eine gewisse Erleichterung, eine andere Frau in den gleichen Seelenschmerzen zu sehen, denen sie selber unterworfen war. Sie litt um einen Mann, mochte es ihrer superklugen Gesellschafterin ebenso ergehen. „Kommen Sie nicht mit zum Lunch?" fragte sie, als sie Kamilla mit leeren Augen und blassem Gesicht stehen sah.

„Nein, ich danke, ich wäre nicht imstande, jetzt unter fremde Menschen zu gehen."

Eine kurze Minute wollte sich Mitleid in Frau Amandas Brust regen. Sie war sonst stets weich und zum Mitleid geneigt, sie hatte nie eine Blume in ihrem Garten welken sehen können, ohne daß es ihr Schmerz bereitet hatte. Aber sie war wie ausgetauscht, seit die Liebe zu Viktor Wernthaler Besitz von ihrem ganzen Sein ergriffen hatte. „Bitte, ganz wie Sie wünschen."

Seiderauschend eilte Frau Amanda in den Speisesaal herab, wo es bereits zum drittenmal gongte.

Neben ihrem Kuvert lag eine Depesche, die sie hastig öffnete, während der Kellner aus silberner Tasse die Suppe in ihren Teller füllte.

„Herzlichen Dank für Deine Einladung an Wally. Ich schicke sie Dir, sobald es irgend möglich ist. Drahte Dir ihre Ankunft. Gruß Emma."

Ach, diese Wally war ihr gänzlich aus dem Gedächtnis geschwunden gewesen. Was sollte sie mit dem jungen, unerfahrenen Dinge, während ihr eigenes Leben von schmerzvollen Unruhen durchzittert war! Warum hatte sie auch in der Übereilung geschrieben?! Ungesehen war es nun nicht mehr zu machen, wenn sie nicht in den Ruf einer launenhaften Frau kommen wollte.

Unlustig nahm sie vom Fisch, den der Kellner ihr präsentierte. Jetzt würde sie zwei Gesellschafterinnen statt einer haben, während sie am liebsten allein gewesen wäre.

Kamilla Scholl lag oben in ihrem Zimmer und schluchzte. Ihre Nerven hatten jegliche Spannkraft verloren. Sie fühlte sich unglücklich, heimwehkrank — nach einer Heimat, die sie nirgends besaß. Ahnte wohl ein Mensch auf der Welt, wie jämmerlich es war, alleinzustehen, auf sich selber angewiesen, ohne eine Seele, der man sein Leid klagen konnte?

„Theo, Theo!" kam es schluchzend von ihren Lippen.

Wenn Frau Pirchholtz ihre Gesellschafterin in diesem Moment hätte belauschen können, sie hätte sie keine superkluge Dame mehr genannt.

„Theo, warum bist du nicht bei mir!"

Was blieb ihr, wenn sie ihn von sich stieß? Hastig richtete sie sich auf. Nein, mochten sie von ihm sagen, was sie wollten, so schlecht, wie die Welt von ihm behauptete, war er nicht! In fiebernder Eile schrieb sie ihm. Schnell zog sie ihre Golfjacke über und trug den Brief hinunter in den Kasten. Wenn er auf die Erbschaft verzichtete, war sie sein. Dann hatte er gesühnt, wenn er je gesündigt!

* * *

Das Publikum klatschte Beifall. Der Kapellmeister klopfte mit dem Dirigentenstab auf das Pult — das Stück wurde wiederholt.

Die Zahl der Kurgäste war gewaltig angeschwollen während der letzten vierzehn Tage. Die Schnellzüge aus Deutschland und Österreich waren überfüllt. In den Hotels stiegen die Preise, die Badezimmer wurden zu Schlafzimmern umgewandelt, und in den kleinen Pensionen war auch nicht ein Plätzchen mehr frei. Die Hochsaison war da.

Auf der Kurpromenade wogte buntes Treiben. Meran glich mit seinem azurblauen Himmel, der leuchtend goldenen Sonne und den grünen Bergen im Hintergrund einem irdischen Paradies.

Das Inkarnat der Lebensfreude war es. Alle waren sie ans Tageslicht gekommen, die Kranken, die Schwachen, die alten und die jungen Gesunden.

Hinauf zum Tappeiner Weg ging es und wieder herab. An der Kurkapelle stauten sich die Menschen. Die Kaiserjägerleutnants salutierten, ein Erzherzog war vorübergegangen. Pol-

Digitized by Google

nische Juden im Kaftan, in den melancholischen Augen die Trauer eines Jahrhunderte unterdrückten Volkes, wandelten lebhaft gestikulierend mit gewichtigen Schritten daher.

Kinderwärterinnen in bunten Nationaltrachten.

Üppige Polinnen in eleganten, buntfarbigen Toiletten. Popen und katholische Geistliche.

Ein Kapuzinermönch mit wallendem Bart, den Strick um die Kutte geschlungen, Sandalen an den bloßen Füßen, kreuzte in eiligem Lauf die Kurpromenade. Junge russische Gymnasiasten in ihren Uniformen. Fromme Jüdinnen im falschen Scheitel, den Schleier lang herabwallend.

Die Kurmusik spielte. Die Sonne schien. Die Passer glitt rauschend in ihrem Bett dahin. Man lachte, man plauderte, man flirtete. Man begrüßte sich, man nahm Abschied. Und man zeigte sich hervorragende Persönlichkeiten. Ein ehedem viel gefeierter Dichter aus Berlin, am Arme seiner Frau. Sein letztes Stück hatte nicht gefallen, die Kritik hatte ihn verrissen. Aber der Mann war reich genug, sich den Luxus des Ausgeschriebenseins leisten zu können. Der Inkognitoprinz mit seiner Begleiterin wurde viel bemerkt. Damen und Herren von der japanischen Botschaft in Berlin fielen auf. Ein alter Herr in silberweißem Bart wurde im Fahrstuhl zur Musik gefahren — es war der Erfinder eines erfolgreichen Krebsserums. Engländerinnen in Touristenkleidung, Folien für die eleganten, schönen Sklavinnen.

„Haben Sie ihn gesehen? Dort! Doktor von Alberti, den Millionenwitwer."

„Schöner Mann!" Seine schlanke, blonde Erscheinung wurde viel bemerkt.

„Typ deutscher Assessor", sagte ein alter Hamburger Herr, der aussah wie ein Senator.

„Wer ist die hübsche, junge Dame, die mit ihm geht?"

Man wußte es nicht genau. „Eine Berlinerin. Sie wohnt im Hotel Kronprinzessin Stephanie."

„Übrigens dieser Doktor von Alberti —" das Weitere wurde geflüstert.

„Pah, die Millionen machen alles gut, ich bitte Sie, heutzutage."

Der Fahrstuhl mit der Fürstin Feldasingen, Fräulein von Salzburg zur Seite, kam vorüber.

„Zu der Bank vor dem Tulpenbeet", befahl sie.

Der Diener folgte dem Geheiß der alten Durchlaucht. Die Fürstin spannte ihren Fächerschirm auf und hielt Musterung ab. „Wo ist die Frumkin?"

„Ich sehe sie nicht, Durchlaucht."

„Ach was, nicht sehen. Ich möchte wissen, wo die Frumkin um diese Zeit steckt, wenn sie nicht auf der Promenade ist."

„Baron Josci steht mit einem Leutnant vor dem Kurhaus", bemerkte die geduldige Gesellschafterin.

„Na, dann ist die Frumkin auch nicht weit. Warum kommt sie nicht zu mir? Sie weiß doch, daß ich um diese Zeit hier zu finden bin." Die alte Durchlaucht war ärgerlich. Sie wußte nicht, daß man ihr auf der Promenade gern ein bißchen auswich, denn die Unterhaltung durchs Hörrohr war für die Öffentlichkeit wenig geeignet.

Fürstin Aliprandi machte eben einen sehr geschickten Bogen um den Fahrstuhl der alten Durchlaucht.

Prinzessin Jolanda ging mit Fräulein Aschborn der schönen Mama, die in ihrer auffallenden Toilette einer Kokotte zum Verwechseln ähnlich sah, voran. Die kleine, alte Lehrerin schwebte im siebenten Himmel. Mit einer Fürstin, mit einer wirklichen Fürstin konnte sie sich auf der Promenade zeigen. Und das splendide Honorar, das man ihr bewilligt hatte.

Prinzessin Jolanda war vom Kopf bis zu den Füßen in Weiß gekleidet. In der rechten Hand trug sie ein zierliches, silbernes Spazierstöckchen, und auf ihrer rechten Schulter saß gravitätisch ein wunderschöner, buntgefiederter Papagei. Die Blicke folgten ihr. Man flüsterte hinter ihr her.

Die kleine Weltdame verzog keine Miene, ihre selbstbewußte Haltung blieb unverändert, nur wenn sie fühlte, daß eine ihrer schwarzen Schlangenlocken nicht fiel, wie sie es vor dem Spiegel einstudiert, ordnete sie mit einr graziösen Handbewegung ihre Frisur.

Prinz Nikolaus Uschtomsky blieb bei ihr stehen, während sein Hauslehrer mit einem Bekannten sprach.

„Ich bekomme von meinem Papa ein neues Pferd", erzählte er wichtig.

„Meine Mama wünscht sich ein Auto, und

Digitized by Google

Mister Wilson wird es ihr schenken", sagte die kleine Prinzessin, die trotz ihrer ernsten, selbstbewußten Augen doch immer noch ein Kind war.

Doktor Heinrich rief seinen Zögling. „Nikolaus Petrowitsch, ich bitte!"

„Die Fürstin Uschtomsky macht sich angenehmen Zeitvertreib", sagte ein Russe, der im selben Hotel wie sie wohnte, zu einem polnischen Grafen. „Sie ist sehr unvorsichtig, aber man kann es begreifen, der Hauslehrer ist ein bildhübscher Mensch."

„Hauslehrer haben immer die besten Chancen", sagte der Pole in einer Anwandlung von Neid.

Und dann zogen die beiden Herren die Hüte tief, als die Fürstin Uschtomsky mit ihrem Wolfshund an der Leine auf der Promenade erschien.

Frau Amanda Pirchholtz ging mit suchenden Augen um die Kurkapelle herum. Viktor Wernthaler war gewöhnlich in ihrem Umkreis. Sie trug eine neue Toilette. Aber sie machte ihr keine Freude, wenn der sie nicht sah, um dessen Willen sie sie angelegt.

Langsam promenierte sie den Weg zur Gilf weiter und kehrte wieder zurück. Dabei blieb sie ein bißchen an den Läden stehen, besah die edelsteingeschmückten Schmucksachen, die in der Sonne gleißten und funkelten, beobachtete ein paar Augenblicke die junge Appenzellerin, die in ihrer Nationaltracht vor einem Spitzenmagazin saß und kunstvolle Blumen in weißen Batist stickte, kaufte für alle Fälle eine Serie Ansichtspostkarten, dachte vorübergehend an Wally Neuberg, deren Kommen am Horizont stand, und war wieder an der Kurkapelle angelangt.

Viktor Wernthaler war und blieb unsichtbar.

„Frau Sanitätsrat Pirchholtz sucht ihren Verehrer", bemerkte Frau Landgerichtsrat Domeyer zu ihrem Mann, der seinen Rheumatismus in der Sonne spazieren führte. „Hast du sie gesehen, wie sie heute bei Tisch immer zu diesem Wernthaler herüberflirtete? Da wird sie kein Glück haben, der heiratet sie im Leben nicht."

Der Landgerichtsdirektor hatte nichts gesehen, denn wenn er bei Tisch saß, kamen für ihn ausschließlich kulinarische Interessen in Frage. Aber er widersprach seiner Frau nicht, weil sie dann, wie er aus Erfahrung wußte, von dem einmal angeschlagenen Thema nicht mehr herunterging.

„Man muß nicht vorschnell urteilen, liebes Kind", beschränkte er sich zu antworten.

„Jeden Tag putzt sie sich anders heraus", stellte die Frau Landgerichtsrat fest, ohne den Einwand ihres Gatten zu beachten.

Der fand Frau Amanda Pirchholtz sehr hübsch, denn er hatte eine kleine Schwäche für blonde, mollete Frauen, und die seinige war mager und brünett.

„Gestern nachmittag sah ich sie mit Doktor Wernthaler auf dem Wege nach Schloß Tirol. Aber das ist ein lockerer Vogel, der ist heut morgen mit einer anderen auf und davon gefahren. Den kann sie lange auf der Promenade suchen."

„Woher weißt du denn das alles so genau?" wunderte sich der Landgerichtsdirektor, und machte ein paar verstohlene Kniebeugen, um sich von dem Stand seines Rheumatismus zu überzeugen.

„Als ich heute früh deine Tropfen aus der Apotheke holte, begegnete mir unterwegs ein Auto, in dem Doktor Wernthaler mit einer Dame saß, deren Gesicht ich nicht erkennen konnte, denn sie war dicht in einen Autoschleier gewickelt."

„Dort geht die Gesellschafterin von der Pirchholtz mit dem Millionenwitwer", unterbrach sie sich. „Wenn du nicht immer so lässig mit deiner Privatkorrespondenz wärst, könnten wir längst wissen, wer die beiden Damen sind."

„Aber wozu denn, mein liebes Kind? Wir sind hier, um uns zu erholen, und nicht, um hinter anderen Leuten herzuschnüffeln."

„Dort ist das russische Ehepaar wieder."

„Welches Ehepaar, Ludmilla?"

Frau Landgerichtsdirektor blieb dem Gatten die Antwort schuldig, denn wenn Natascha Frumkin mit ihrem Hofstaat auf der Promenade erschien, hatte sie soviel zu sehen, daß sie sich auf weitschweifige Erklärungen nicht einlassen konnte.

Wolfgang Königsreiner zog grüßend den Hut vor Frau Amanda Pirchholtz. „Darf ich mich nach Ihrem Befinden erkundigen, meine Gnädige?"

„Danke, gut!" Wieso war der Amerikaner allein? Wo hatte er seinen Vetter gelassen? Die beiden Herren kamen sonst zur Morgenmusik

Digitized by Google

stets zusammen. Frau Amanda trug die Toiletten einer Dame von Welt, aber von entsprechender Routine und Beherrschung besaß sie vorläufig noch recht wenig. „Ich habe Herrn Doktor Wernthaler vergeblich an seinem gewohnten Platz bei der Kapelle gesucht." Sie sah Wolfgang Königsreiner fragend an, ohne sich bewußt zu sein, welche Seelenangst in ihrem Blick lag.

„Mein Vetter ist in Bozen. Er trifft sich dort mit einem auf der Durchreise nach Rom begriffenen Freund. Heute abend kommt er zurück."

Amanda atmete erleichtert auf. Sie wußte selbst nicht, was sie eigentlich geglaubt, gemutmaßt oder gefürchtet hatte. Doch die Sonne schien ihr heller und der Himmel blauer geworden.

Wolfgang Königsreiner hatte gezögert, ob er nicht Frau Amanda die nackte Wahrheit sagen solle, um sie von ihrer offensichtlichen Leidenschaft zu heilen. Sie hate auf seinen Lippen geschwebt, jedoch im letzten Moment hatte er die schonungsvolle Lüge ausgesprochen.

Es waren Viktors Angelegenheiten. Hatte er ein Recht dazu, hinter seinem Rücken den getreuen Eckehard zu spielen, der vielleicht noch nicht einmal Glauben fand? Frauen, die lieben, wollten nicht geweckt sein. Und — konnte man bei Viktor voraussagen, wie er sich am anderen Tag entscheiden würde?

„Frau Natascha Frumkin und Baron Josci", machte er seine Begleiterin aufmerksam, während er daran dachte, wie er sich am besten verabschieden könne, um Fräulein Scholl auf dem Weg nach dem Vinschgauer Tor zu treffen.

„Ich sehe Frau Schönwald nicht."

Ahnte sie die Wahrheit? Sollte er den Schleier von ihren Augen wegziehen? Sollte er Viktors doppeltes Spiel, das er unverkennbar mit den beiden Frauen trieb, aufdecken? Es war keine angenehme Aufgabe, einer Frau zu sagen, daß ihre Liebe nicht erwidert wurde, daß sie nur ein Zeitvertreib für müßige Stunden, das Opfer grausamer Experimentiersucht war. Wolfgang Königsreiner liebte seinen Vetter, aber er war nicht blind für dessen Schwächen. „Meine liebe, gnädige Frau — ich möchte von Ihnen nicht mißverstanden werden — —"

Amanda Pirchholtz zog ihre Federboa enger um die Schultern. Sie mochte den Amerikaner nicht, sie fühlte, daß er im Begriff stand, ihr irgend etwas zu sagen, das ihr wehe tun würde, und sie ahnte instinktiv, daß es mit Viktor Wernthaler zusammenhing.

„Frau Sanitätsrat, Sie laufen an mir vorüber, als kennten Sie mich gar nicht mehr."

Eine sehr geputzte, übertrieben lebhaft sich gebärdende Dame reichte ihr die Hand entgegen.

Amanda stutzte einen Augenblick, sie hatte Mühe, sich in die Wirklichkeit zurückzufinden, denn ihre Gedanken weilten in ganz anderen Regionen.

„Ach, Frau Haberland, ich freue mich, Sie zu sehen."

Nach erfolgter Vorstellung promenierte man zu dreien weiter.

„Ich komme direkt aus Ägypten, es war wundervoll. Wenn ich Ihnen ein Hotel empfehlen darf, — ich sage Ihnen ein Hotel, mit allem Komfort. Sie vermissen Berlin nicht einen Augenblick, und dabei sehr preiswert —"

„Ich danke, aber ich habe im Moment gar keine Reisepläne. Ich bin mit Meran sehr zufrieden, ich fühle mich ungemein wohl hier."

„Na ja, 's ist ganz nett, mal für ein paar Tage, länger hielte ich es hier nicht aus. Man weiß kaum, wo man abends hingehen soll."

„Ich bewundere Sie," sagte Amanda, „ich würde nicht den Mut haben, allein so weit zu reisen."

Frau Cölestine Haberland warf einen Blick auf Wolfgang Königsreiner. „Oh, man findet Anschluß, wenn man ihn sucht."

„Ob aber immer den richtigen, meine gnädige Frau?"

Wer war dieser unangenehme Mensch? Dieser steifleinene Mann, der aussah halb wie ein Deutscher, halb wie ein Amerikaner? Cölestine Haberland kannte diesen Typ gut genug. Das waren Männer, die den Dingen immer auf den Grund gehen mußten, und die von vornherein überzeugt waren, daß man ihnen nicht die Wahrheit sagte. Frau Cölestine ging dieser Spezies stets gern aus dem Wege.

„Meine Damen, ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen, ich möchte nicht stören, man hat nach langer Trennung mancherlei zu erzählen."

Digitized by Google

Die beiden Damen beeilten sich, das Gegenteil zu versichern. Aber Wolfgang Königsreiner täuschte sich nie über den Moment, wenn die Frauen „nein" sagten und „ja" meinten.

Seine Warnung blieb ungesprochen. „Kismet", dachte er, als er den Hut zog und sich von den Damen verabschiedete. Der Zufall hatte ihm den Mund geschlossen. Die Dinge mußten ihren Lauf gehen, denn er fühlte: er unternahm kein zweitesmal den Versuch, Frau Amanda Pirchholtz vor einem Mann zu warnen, der sich heute für die eine, morgen für die andere Frau entschied. Schließlich, sie war in dem Alter, allein zu wissen, was sie tat. Einmal mußte für sie die Stunde der Erkenntnis kommen, daß sie für Viktor Wernthaler kaum mehr als eine flüchtige Episode bedeutete. Und sie würde es überwinden. Wußten denn die Frauen von heutzutage, was wahre Liebe bedeutete? Flirt, Spiel, nichts anderes war sie ihnen.

Er fühlte, er war bitter. Und ungerecht dazu. Er brauchte nur an Kamilla Scholl zu denken. Nur daß ihre echte, wahre Liebe nicht ihm galt, daß er von ferne stand und sich mit Freundesrechten begnügen mußte. Ach, es resignierte sich leichter in Worten als mit Taten.

„Wen haben Sie denn da aufgefischt", fragte Cölestine Haberland, nachdem Wolfgang Königsreiner sich verabschiedet hatte. „Der Mann gefällt mir gar nicht. Das ist einer von den sieben Weisen, die alles besser wissen."

„Eine Bekanntschaft aus dem Hotel", drückte sich Frau Amanda etwas kurz aus, denn sie hatte es von jeher nicht leiden mögen, Menschen zu kritisieren, mit denen sie in Verkehr stand, auch wenn er noch so oberflächlich war.

„Was hören Sie von Joseffis?" sprang Frau Haberland zu einem anderen Thema über. „Ach, was sind das doch für kleinstädtische Menschen. Nehmen Sie es nicht übel, meine liebe Frau Sanitätsrat, aber ich war froh, als ich aus dieser engen Welt wieder heraus war. In Ihrer kleinen Stadt gibt es ja nicht einmal eine unglückliche Ehe, geschweige denn eine interessante Scheidung. Wenn ich bloß an den Damenkaffee damals zurückdenke, den man mir zu Ehren veranstaltete. Es war ja sehr nett von Joseffis, aber langweilig war es, langweilig. — Ich hätte Sie beinahe nicht wiedererkannt, so wenig wie Sie mich. Ich mache immer bloß auf Reisen ordentlich Toilette, zu Hause rechnen sie einem zu sehr nach, ob man sich nicht zu jugendlich trägt. Zu Hause und bei meinen Verwandten muß ich immer die Schwiegermutter spielen. Unterwegs bin ich inkognito, das heißt, nur so alt, wie ich aussehe. Sie haben sich verjüngt, meine Liebste, Sie sind eine ganz andere geworden, als die, die ich im Hause meiner Verwandten kennen lernte. Sie gingen — verzeihen Sie mir den Ausdruck — wie eine Großmutter gekleidet, und das vermeiden heutzutage sogar die wirklichen Großmütter." Frau Cölestine Haberland lachte heiter und faßte Frau Amanda unter. „Erzählen Sie mir, was haben Sie unterwegs erlebt? Nicht das kleinste Abenteuer? Man geht doch nicht auf Reisen, um sich zu langweilen. Kommen Sie ein bißchen aus dem Gewimmel hier heraus, man kann kein vertrauliches Wort miteinander sprechen, und ich brenne darauf, zu erfahren, wie es Ihnen ergangen ist. Warum haben Sie sich bloß in aller Welt in Meran festgesetzt?"

Die beiden Damen stiegen plaudernd, langsam den Tappeiner Weg bis zum Pulverturm empor, und dort nahmen sie auf einer der Bänke Platz.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die blaue Blume / Roman von Bruno Wölfing

14. Fortsetzung.

Aber die gute Arendt fühlte nicht so fein, sie lauschte jetzt auf Madame Orvieto, die jetzt auch das freie Leben pries. Sie habe die Fesseln gesprengt, erzählte die üppige Dame, sie habe die Scheidung von ihrem Manne erzwungen, und jetzt lebe sie täglich in Furcht, ihr letztes zu verlieren, täglich aber auch in Hoffnung, das Höchste zu gewinnen.

Jörgens empfand ein etwas ironisches Mitleid, als er sich dachte, daß dieses Höchste der Ruhm einer Brettldiva war. Aber Fräulein Arendt war begeistert, wie sie überhaupt stets mit hingebender Bewunderung alles aufnahm, was die Kollegin sagte.

„Frau Orvieto hat in der Singakademie und im Bechsteinsaal schon Konzerte gegeben," sagte die Arendt zu Jörgens, „aber sie ist gescheitert an der Bosheit der Presse. Aber ich finde, es ist doch groß, sein alles zu opfern für den Ruhm. Ich glaube, ich gebe auch meine Stellung auf."

„Nur keine Übereilung!" sagte Jörgens. „Bedenken Sie, wenn das Kabarett nicht ginge auf die Dauer."

„Dann spränge ich in die Spree, ganz einfach! Lieber tot, als dieses Sklavenleben!" rief die Lehrerin und mimte dabei mit den Armen.

„Das sagt man, aber die Ausführung ist viel schwerer!" warf Abel jetzt ein, leise, aber bedeutsam.

Die Arendt fuhr herum: „Das sagen Sie, Herr Abel? Sie, die Sie doch einmal ausgesprochen haben, daß das Verzichten auf das Leben das eigentliche Ziel des Menschen sei?"

Abel zuckte zusammen: „Das habe ich Ihnen einmal gesagt, Fräulein Arendt?"

„Nicht mir gerade, aber ich hörte es doch. Es ist viele Jahre her, es war nachts im Grunewald. Wir hatten uns zufällig getroffen damals, und gingen in der Dunkelheit nach Hause, der halbe Verein von damals. Sie sprachen da mit Rex, und ich hörte ganz deutlich, wie Rex, der ein gescheiter, aber unausstehlicher und eingebildeter Mensch war, zu Ihnen sagte, die Konsequenz Ihrer Lehre wäre, daß Sie sich totschössen. Es ist mir ganz genau in der Erinnerung geblieben. Es war eine so schöne, sternenklare Winternacht damals, und wir sangen alle ein Frühlingslied. Wie war's doch nur?"

Und Käte Arendt legte den Finger an die Stirn, um nachzusinnen, während Abel in tiefster Erregung den Kopf gesenkt hatte.

„Dumm! Es fällt mir nicht mehr ein. Aber irgend etwas von Freude und einem grünen Kranze war dabei!"

Abel hob jetzt den Blick, er goß hastig ein Glas Wein hinunter, um die qualvollen Gedanken zu unterdrücken. Da aber fiel sein Auge auf Bertram, der seinen Arm eben um die Schulter der üppigen Madame Orvieto legte. Bertram hob sein Glas. „Prost, Abel!" rief er. „Haben Sie nicht Lust, auch mitzuwirken an der ‚fleur bleue'. Sie könnten ja Ihre Entsagungsphilosophie vorlesen."

Abel zuckte nur innerlich zusammen, aber er sagte nichts.

Zuletzt erschienen auch Kryzanowski und die Gräfin Cech, geborene Laskowska. Sie hatten offenbar vorübergehen wollen, ließen sich aber doch zum Bleiben nötigen, obwohl es recht ungemütlich war in dem weiten Saal, in dem jetzt die Tische und Stühle unordentlich umherstanden, nachdem alle Gäste gegangen waren. Und schon hatte man auch einige Gasflammen ausgedreht.

Kryzanowski sah sehr blaß aus, und Jörgens, der ihn scharf beobachtete, bemerkte, daß das Haar auf seinem Scheitel sehr dünn geworden war. Die Gräfin Cech dagegen machte noch immer durchaus einen jugendlichen Eindruck, obgleich der Puder dicker aufgetragen war als einstmals, und die schönen, blauen Augen glänzten noch wie damals, als sie damit den armen Fallois bezaubert hatte.

Jörgens sagte dem Polen einiges Freundliche über seine Lieder, besonders das letzte.

Pan Kryzanowski hüstelte und zog sich das seidene Halstuch etwas fester: „Eigentlich war es zu schade für das Gros des Publikums. Ich lese auch meinen Poe nicht mehr. Im Grunde wollen die Leute ja nichts Gutes, sondern nur etwas zum Lachen."

„Pöbel!" sagte die Gräfin Cech mit unnachahmlich aristokratischer Handbewegung.

Digitized by Google

Kryzanowski lehnte sich etwas in seinen Stuhl zurück: „Ich habe ja auch einmal an anderes gedacht, als hier Brettldirektor zu sein. Aber ich bin Pole, wir haben mit tausend Hindernissen zu kämpfen, von denen andere keine Ahnung haben."

„Wir Polen sind alle Märtyrer unserer Nationalität. Und wer's nicht ist, ist schließlich ein Schuft, ein Verräter an der Sache seines Volkes", fügte die Laskowska ein und ließ dabei ihre Augen traurig umherwandern.

Möninghoff nickte leise: „Wir haben alle einmal anderes geglaubt und gehofft. Wir haben eingesehen, daß das Torheit war, und doch beneiden wir vielleicht diejenigen, die noch heute glauben können."

Finster vor sich hinblickend aber sprach Kryzanowski weiter, wie zu sich selber: „Ich habe einmal geglaubt, ich könnte meinem Volke etwas sein, ich könnte irgendwie etwas beitragen zur nationalen Erhebung. Hirngespinste! Jetzt singe ich Brettllieder. Aber wenn all das fade Volk, das hier gesessen hat, eine Ahnung hätte, wie ich es verachte! Vorhin, wie ich da oben stand, da kam mir auf einmal der Wunsch, das ganze, lausige Publikum da hätte nur eine einzige Fratze, und ich könnte ihm mitten hinein spucken."

„Nicht sehr schmeichelhaft und nicht sehr geschmackvoll", sagte Möninghoff und sah in die Luft.

„Anwesende sind doch immer ausgeschlossen!" rief Fräulein Arendt begütigend dazwischen.

Aber Kryzanowski bestätigte das durch keinerlei Bewegung, sondern blickte trotzig vor sich nieder.

„Übrigens, was haben Sie eigentlich gesagt, daß aus Ihrer ‚Blauen Blume' nun eine ‚fleur bleue' geworden ist, Herr Möninghoff?" fragte die Gräfin Cech jetzt den blonden Dichter.

„Die Idee stammt nämlich von mir!" rief Fräulein Arendt stolz dazwischen.

„Nun, ich finde, daß es eigentlich eine nicht sehr geschmackvolle Profanation ist", sagte Möninghoff und blickte dabei nach Kryzanowski hin, der noch immer vor sich niederbrütete. „Einmal hatten wir doch große Ideale. Daß das nun zum Aushängeschild für ein Geschäftsunternehmen wird, findet ich etwas dégoûtant."

Da aber richtete sich plötzlich der Pole jäh auf und starrte Möninghoff zornig an: „Was sagen Sie? Sie finden es dégoûtant, daß wir sehen, uns etwas zu erwerben mit unserer Kunst? Auf Ihren Aristokratismus pfeife ich, der ist furchtbar billig, wenn man von seinem Papa ein paar Millionen geerbt hat."

Möninghoff war ganz blaß geworden und blickte halb erschrocken über den plötzlichen Angriff, halb vorwurfsvoll im Kreise umher. Grottegg, Fräulein Arendt und die Laskowska wollten Kryzanowski, der aussah, als wolle er bersten vor einer plötzlichen inneren Wut, mit einigen Worten begütigen.

Der aber fuhr fort, plötzlich weit sich hinüberbeugend über den Tisch, wobei sein keilförmiger Bart sich zu sträuben schien und die Adern auf seiner Stirn anschwollen, und mit heiserer Stimme brüllte er Möninghoff an: „Einmal habe ich es Ihnen schon lange sagen wollen, habe die Stunde herbeigesehnt schon seit Jahren, wo ich Sie haben würde, verehrter Herr Möninghoff, und jetzt sollen Sie es hören. Sie mit Ihren faden Redensarten, mit Ihrem Weihrauchdunst und Ihrem Geldbeutel, Sie sollen endlich einmal zu hören bekommen, was Sie sind. Ein Faust sind Sie, ein Phrasenheld und ein eitler Poseur! Ja, wenn man soviel geerbt hat, wie Sie, dann ist es billig, ‚vornehm' und ‚künstlerisch untadelig' zu sein. Aber Sie haben keine Ahnung, was es heißt, wirklich sich durchschlagen zu müssen durchs Leben mit ein paar Idealen, Sie Muttersöhnchen. Dann ist es leicht, Höhenmensch zu sein, wenn man eine Rente hat wie Sie! Und doch sind Sie . . ."

Die Worte des Polen gingen unter in dem Lärm, der sich plötzlich von allen Seiten erhob. Grottegg, Fräulein Arendt, Bertram fuhren auf Kryzanowski los, als hätten sie es mit einem Wahnsinnigen zu tun. Möninghoff jedoch war totenbleich zurückgetreten.

Kryzanowski aber schüttelte leicht die andern ab, und auf den Tisch schlagend bei jedem Worte, schrie er, daß es durch den Saal gellte: „Lächerlich sind Sie mir mit Ihren Phrasen vom Höhenmenschentum. Meinen Sie, weil Sie mir ein paar Mark geborgt hätten vor Jahren, hätten Sie mich damals beleidigen dürfen, als ich zu Ihnen kam, um für einen armen Menschen etwas zu erbitten bei Ihnen. Ja, laufen Sie jetzt

Digitized by Google

nur, Sie Held, klagen Sie mich an auf der Polizei oder fordern Sie mich, wenn Sie Mut haben."

„Kommen Sie, Herr Möninghoff", flüsterte jetzt Grottegg dem Dichter zu, indem er ihm eiligst half, seinen eleganten Mantel anzuziehen. „Der Pole ist verrückt geworden, total verrückt . . ." Dann schob er den halb ohnmächtigen Möninghoff zur Türe hinaus, während Kryzanowskis gellendes Lachen hinter ihnen drein kam.

---

8. Kapitel.

Als Abel an jenem Abend nach der Kabarettvorstellung davon gesprochen hatte, wie schwer es sei, in den Tod zu gehen, hatte er nur etwas geäußert, was er selbst in diesen Wochen schwer und tief erleben mußte. Wohl war er sich theoretisch klar über alles, was er tun würde, wohl war es ihm oft, wenn er an seinem Buche schrieb, als durchströme ihn eine feierliche Musik, und doch kamen wieder Stunden, wo er an allem zweifelte, wo er zagte und mit sich selber rang. Aber es kam kein Engel und stärkte ihn.

Gudrun hatte er nicht mehr wiedergesehen seit jenem Abend, als sie bei ihm gewesen war; er wollte auch nicht mehr ihr begegnen, obwohl es ihn oft mit magischer Kraft hinzog, dahin, wo sie wohnte. Und eines Abends war er auch hingegangen, hatte sich in den Hof geschlichen, wo die kahlen Kastanienbäume standen, und hatte hinaufgeschaut, nach jenen Fenstern, wo er früher mit ihr so glücklich gewesen war. Vielleicht wäre Licht oben gewesen, aber es war alles dunkel. Und ein andermal, als er ins Freie gestürmt war, um ein wenig Ruhe und Klarheit zu finden, war ihm Benno Raben begegnet. Er hatte nicht ausweichen können, und Gudruns Bruder hatte ihn gefragt, warum er denn nicht mehr käme, und dann erzählt von seiner eigenen Tätigkeit, von der Hochzeit seines Freundes Jörgens, und daß Rex bald kommen würde. An jenem Tage war ein tiefes, heiliges Abendrot gewesen, und Abel hatte lange und tiefergriffen hineingeschaut in das große Leuchten, und eine reine und gute Stille war über ihn gekommen.

In dieser Nacht war es, daß er die letzten Zeilen an seinem großen Werke schrieb. „Wie alle Bäche und Ströme des Landes, so seltsam und so gewunden ihr Lauf auch scheint, einmal hinabfließen in das Meer, so ist es allen Dingen und Wesen, die leben und sind, vorausgesagt, daß sie aufgehen müssen in der Unendlichkeit. Aber zugleich ist ihnen vorgesetzt, daß sie frei und groß diesen Weg dahingehen, als solche, die überwunden haben. Nicht die da sterben, im Herzen die Sehnsucht nach Leben, nicht die fliehen aus dem heiligen Kreise der Erde in zagender Furcht, sind die Bürger des dritten Reiches, sondern nur die, so hochaufgerichtet schreiten über die dunkle Schwelle, die gesetzt ist zwischen hier und drüben, nur die, so dem andern Ufer entgegenjauchzen mit gebreiteten Armen wie einem ersehnten Freunde, nur sie werden die Krone des Lebens haben. Allen andern aber ist es bestimmt, im ewigen Kreislauf zu wandern, wiederkehrend von Körper zu Körper, bis sie als Freie das Tor des Lebens finden und von Auge zu Auge die Herrlichkeit sehen. Und der Weg ist kurz und das Licht ist nahe. Der, der dies schrieb, hebt schon die Hand, um den Riegel zu öffnen."

Das waren die letzten Worte des Werkes. Dann schnürte Abel, ohne noch einmal zu lesen, das Papier zusammen, und öffnete später das Fenster, um lange und lange in die Nacht hinauszublicken.

Damit war Abel soweit, als er hatte kommen wollen. Jetzt sollte abgeschlossen werden, auch mit dem Leben überhaupt. Mit fast gleichgültiger Ruhe, über die er sich manchmal selber wunderte, lebte er den nächsten Tag dahin und erledigte, was noch zu erledigen war. Das Manuskript sandte er an Rex, der möge verfügen darüber. Als Kommentar gab er nur wenige Worte bei, alles andere stände in dem Buche selber. Wenn Rex den Brief erhalten haben würde, dann sei bereits geschehen, was geschehen mußte.

Auch Gudrun erhielt ein paar herzliche Worte noch zum Abschied. Abel bat sie darin inständig, sich selber keinen Teil zuzumessen an seinem Tode, aus reiner Erkenntnis und klarer Überlegung geschähe dieser Schritt. Von Rex würde sie das andere erfahren können.

Diesen Brief trug er noch Abends zur Post. Damit war er fertig. Eine Waffe besaß er schon seit längerer Zeit, und oft hatte er mit aber-

Digitized by Google

gläubischen Scheu fast das blinkende Ding in die Hand gewogen. Aber er wartete noch.

Noch einmal, beim Schein der Lampe, las er den Phaidon des Plato, und wie eine tiefe Beruhigung empfand er es, daß hier einer der gepriesensten Weisen der Welt zu ähnlichen Erkenntnissen gelangt war: daß die Seele des Menschen nur verbannt ist in den eklen Körper, daß es das Ziel unseres Lebens ist, sie zu befreien vom Irdischen und einzugehen aus dieser Welt des Vergehens und Werdens und Wiedervergehens in das Reich des wahren Seins, zu Gott. — Aber auch Plato hatte nicht den Mut zur Konsequenz gehabt.

In feierlicher, gehobener Stimmung schloß Abel das Buch. Aber nicht auf dem Zimmer sollte das letzte geschehen, nein, draußen irgendwo, wo Bäume waren und die Erde selber, die mütterliche Erde. Nur noch wenige Notizen für denjenigen, der zuerst des Weges kommen würde, schrieb er auf ein Blatt Papier, dann ging er.

Als Abel zu dem Stadtbahnhof kam, begann es schon zu tagen, der Himmel war faß weißgrau und keine Sterne mehr sichtbar. Am Bahnhofe harrten große Mengen von Arbeitern, die zu ihrem Berufe fuhren. Abel fürchtete zuerst, jeder müsse ihm etwas ansehen, aber die Leute schwatzten ruhig weiter.

Als er dann im Zuge saß und hoch auf dem Damm dahin rollte, da ging fern im Osten die Sonne auf. Über den weiten Laderplätzen an der Spree, über den dunklen Bäumen des Tiergartens lag noch ein feiner, dünner Nebel, der sich jetzt langsam im Morgenwinde verzog. Unwillkürlich ließ Abel das Fenster herunter. Eine herrliche, frische Morgenluft strömte herein. Wie schön war doch die Welt, nie hatte Abel es so empfunden. Alles glänzte im Scheine der aufgehenden Sonne, und unwillkürlich atmete Abel tiefer, als wollte er etwas von der Seligkeit des Frühlingsmorgens da draußen in sich hineinziehen. Und plötzlich fiel ihm das Lied ein, das sie damals gesungen hatten, damals vor Jahren.

„Jeder Tag, den froh wir schreiten,
Führt aus Nacht zum Licht hinein."

Aber mit plötzlichem Ruck riß er dann das Fenster zu und zog nochmals den Phaidon aus der Tasche, um die wilde Sehnsucht zu übertäuben, die noch einmal über ihn gekommen war.

Als er dann aber im Grunewald ankam, war der Nebel doch wieder stärker und hing in dicken Wolken noch in den Bäumen. Es war Abel recht so. Er schlug den Weg zu den Seen ein und ließ sich dort auf einer Anhöhe nieder, von wo er in das Spiel der Nebel hineinsah, die auf dem Wasser sich jagten. Seltsamerweise dachte er gar nicht an das Kommende und auch nicht an das Vergangene, nur allerlei abliegende Gedankengänge durchkreuzten sein Hirn. Er fragte sich, wie tief wohl der See sein möchte da vor ihm, und er wunderte sich, daß er nie darüber nachgedacht hatte. Überhaupt wie vieles gab es doch, woran er nie gedacht hatte, aber bald wird er ja alles wissen.

Gegen neun Uhr fand man ihn.

* * *

Zwei Tage danach wurde Abel beerdigt. Rex war sofort, als er jenen Brief Abels bekommen hatte, von München abgereist und in der Nacht nach Berlin gefahren, wo er, zusammen mit Benno Raben alles erledigt hatte, was geschehen mußte. Ein Geistlicher wohnte der Bestattung nicht bei, Rex selber wollte dem Freunde ein paar Worte nachrufen.

Fast alle die alten Mitglieder des Vereins „Die blaue Blume" hatten sich zusammengefunden an dem Grabe. Möninghoff stand da in tadellosen, schwarzen Paletot und hohem Zylinder, ebenso Professor Doktor Stern, der eben leise mit Jörgens sprach. Auch Bertram und Fräulein Arendt waren gekommen, doch standen sie etwas abseits, da sie sich ihrer nicht ganz passenden Toilette etwas schämten.

Es war ein Frühlingstag von unsäglicher Schönheit und Milde, ein paar gelbe Schmetterlinge gaukelten über dem offenen Grabe, und ein Duft wie von Veilchen schien in der Luft zu sein.

Am einen Ende des Grabes stand Rex. Er hatte den Hut vom Haupte genommen und sprach ein paar einfache Worte, herzlich und ohne Pathos entwarf er ein Bild des toten Freundes, so wie er ihn gekannt hatte und wie er sich es ergänzt hatte aus dem Werke. Die sich langsam gen Abend neigende Sonne schien dem

Digitized by Google

Sprechenden voll ins Gesicht, aber sie schien ihn nicht zu blenden, sondern es war, als sähe Rex fest hinein, während er sprach. Auch er war älter geworden und reifer, aber sein Gesicht, das er noch immer ganz kahl trug wie früher, schien doch milder und weicher zu sein. Er kam bald zu Ende mit dem, was er zu sagen hatte: „Auch der, zu dessen Gedenken wir hier stehen," schloß er, „war ein Suchender, niemand kann wissen, ob sein Dasein erfüllt war. Wir sind zu gering, um zu begreifen, was wir sind im Zusammenhang des Vielen und Ganzen. Vielleicht ist unter uns keiner, der glaubt, daß jenseits der Erde ein Richter sein wird, der einstmals richten wird die Lebendigen und Toten. Vielleicht möchten wir es wünschen, gerade im Angesichte eines solchen Grabes, daß eine ewige Gerechtigkeit walten möge. Aber es bleibt uns nichts, als uns schweigend zu beugen vor dem Unendlichen, wir, die wir nicht wissen, woher wir kommen und wohin wir gehen. Ob einer von uns jemals finden wird, was wir suchen, wissen wir nicht, wir, die wir oft vielleicht nicht wußten, was wir suchten."

Dann sprach er noch ein paar Worte der Erinnerung an den Toten und warf die erste Handvoll Erde nieder auf den Sarg. Die andern folgten schweigend seinem Beispiel und beugten sich alle nach einer Scholle, die dann schwer herniederfiel in das offene Grab.

Später sprach Rex noch mit den alten Bekannten. Auch Möninghoff näherte sich langsam. Er hatte zuerst überlegt und eigentlich noch während der ganzen Grabrede, ob es nicht stilvoller wäre, Rex ganz mit Verachtung zu strafen, schließlich fand er jedoch die Rolle des hoch über jedem Groll Überlegenen bedeutend feiner.

Rex schüttelte dem Dichter freundlichst die Hand; er hatte später selber die schroffe Kritik bereut, die er damals geschrieben hatte.

„Ein trauriger Fall", sagte Möninghoff. „Ich habe aufrichtiges Beileid empfunden. Auch einer, der zu Grunde ging am Glauben, ich finde das immer erhaben in seiner Art."

Auch Professor Stern hatte sich genähert. „Vor einiger Zeit war Abel noch bei mir, um sich untersuchen zu lassen", sagte er und sah die andern, besonders Rex, scharf an durch seinen goldenen Kneifer. „Ich habe sorgfältigste Diagnose vorgenommen. Starke, erbliche Belastung, Überarbeitung, Unterernährung, überhaupt Neurasthenie — dabei einige Symptome, die sogar auf beginnende Paranoia deuten konnten. Ich verordnete ihm damals eine Kur und bestellte ihn wieder. — Mehr weiß ich nicht; er ist nicht mehr gekommen; warum, weiß ich nicht, obwohl ich ihm doch natürlich keinerlei Honorar abverlangt habe." — Und Professor Stern machte bei diesen Worten eine Handbewegung, die sein völliges Nichtverstehen in dieser Angelegenheit ausdrücken sollte.

Möninghoff hatte indessen nach einer möglichst eindrucksvollen Wendung gesucht. „Sie haben in Ihrer Ansprache, Herr Doktor," sagte er zu Rex, als sie langsam nebeneinander den schmalen Pfad des Friedhofes gingen, „darauf hingewiesen, daß auch Abel an jenem Dualismus zwischen Leben und Lebenstraum zugrunde gegangen ist, als ein Märtyrer des Glaubens an die blaue Blume, wie wir vielleicht alle es etwas sind."

Rex blickte von der Seite auf den eleganten Menschen, der sich bei diesen Worten mit der fein behandschuhten Rechten langsam über die etwas müde Stirn strich. — Aber er unterdrückte eine spöttische Bemerkung. „Jeder muß sich auf seine Weise mit diesen Dingen abfinden", sagte er.

„Ja, ja, etwas glauben muß der Mensch", sagte Fritjof Alexander Möninghoff leicht. „Das Leben ist eine traurige Sache."

Rex lächelte leicht: „Ich glaube, Sie tun dem Leben unrecht, Herr Möninghoff. Das Leben als solches ist nichts als eine leere Form, eine Schale gleichsam, mit der wir aus dem unendlichen Strome des Seienden etwas schöpfen müssen. Schließlich ist's immer etwas unsere Schuld, wenn wir nichts erfassen davon."

Professor Stern, der auf der anderen Seite von Rex ging, lenkte jetzt ab, da er nicht für solche Philosopheme zu haben war. Besonders seit er Professor war und ein großes Vermögen erheiratet hatte, pflegte er den Wert des Lebens als Ganzes nicht mehr zu prüfen, sondern nahm ihn behaglich als geprägte Münze hin. Er fragte Rex, ob er nun zu bleiben gedächte in Berlin und ob er nicht einmal ihm und seiner Frau das Vergnügen machen wolle.

Rex jedoch versprach nichts. Er würde noch viel zu tun haben, da seine neueste dramatische

Digitized by Google

Dichtung aufgeführt werden solle . . . überhaupt habe er noch vieles zu erledigen.

„Nun jedenfalls werde ich mich zeitig umsehen nach Karten für die Uraufführung", sagte Professor Stern verbindlich und schielte ein wenig nach Rex hinüber, der jedoch keine Miene seines Gesichtes verzog.

Auch Fräulein Arendt kam heran, um Rex zu begrüßen. Sie war ein wenig schüchtern, aber Rex war freundlich mit ihr, ohne jeden Spott.

„Ich bin früher oft schlimm umgegangen mit Ihnen, Fräulein Arendt," sagte er, gütig lächelnd, „hoffentlich tragen Sie mir nichts nach?"

„Oh, Herr Rex," rief die gealterte Lehrerin aus, fast gerührt von der Herzlichkeit des anderen, „ich habe immer an Sie geglaubt, ich habe es immer ganz bestimmt voraus gewußt, daß Sie einmal zu etwas Großem bestimmt seien. Sie freilich haben über uns andere hinweggesehen; wir konnten ja auch nicht mehr verlangen, Sie waren ja immer Höhenmensch."

Rex unterbrach die Schwärmende. „Höhenmensch, nein, das bin ich nie gewesen." Sein Blick streifte dabei Möninghoffs Gesicht. „Wenn ich nach etwas strebe, so ist es, in die Tiefe zu dringen, nicht auf eingebildeten Höhen zu wandeln!"

„Übrigens habe ich mich auf meine alten Tage auch frei gemacht", sagte jetzt die Arendt. „Ich bin Bühnenkünstlerin geworden. Sie sollten auch einmal kommen und sich die „fleur bleue" ansehen."

Rex begleitete die anderen noch bis zum Tore des Friedhofes.

„Sie wohnen jetzt hier?" fragte er Möninghoff.

Dieser bestätigte das. „Ich wohne vorläufig im Grunewald, aber noch nicht im eigenen Hause. Doch korrespondiere ich bereits mit unseren besten Architekten, da ich mir nach eigenem Geschmack eine Villa am Halensee bauen lassen werde."

Am Tore bestieg er seinen Wagen, ebenso Max Stern. Fräulein Arendt und die anderen gingen zu Fuß davon.

Rex blieb zurück. Er wollte noch Gudrun Raben erwarten, die auch zum Grabe kommen wollte, aber erst, wenn die anderen gegangen waren.

Er ging zur Seite und setzte sich auf eine Bank, auf die der volle Glanz der sinkenden Sonne fiel. Dann sah er, wie eine schlanke Frauengestalt zwischen den Grabmälern und Zypressen langsam hindurchging und nach dem neuen Grabe suchte. Rex wartete lange, und erst ganz spät, als die Sonne bereits untergegangen war hinter einer großen Wolkenschicht, trat er zu Gudrun, um ihr all das zu sagen, was Abel ihm ganz zuletzt noch geschrieben hatte, und Gudrun empfing ihn, einfach, herzlich und gütig.

---

9. Kapitel.

Mit aller Pracht, wie es seines großen Etablissements würdig war — so hatte Herr Triebschen es gewollt —, wurde die Hochzeit von Ernst Jörgens und Else gefeiert. Eines der größten Hotels der Hauptstadt war Schauplatz des glänzenden Festes. In großem, von elektrischen Kandelabern strahlend erleuchtetem Saale saßen an riesiger, hufeisenförmiger Tafel die Gäste, alle Freunde des jungen Paares, viele Angestellte der Fabrik mit ihren Damen, und was sonst mit Herrn Triebschens Hause irgendwie in Verbindung stand, war gelanden.

Mit stolzem Gefühl, oftmals vor innerem Behagen die Hände reibend, übersah Herr Triebschen die lange Tafel wie ein Feldherr. Von Zeit zu Zeit liebte er Prunk und Glanz. „Einmal muß man doch halt machen im Arbeiten und einmal fühlen, daß man etwas erreicht hat", sagte er eben zu Frau Jörgens, der Mutter des jungen Gatten, die zu dem großen Tage des Sohnes gekommen war. Auch Frau Triebschen war da, im Liegestuhl freilich, aber sie sah nicht so stolz und trotzig in die Welt wie ihr kleiner Gatte, der heute freilich vor lauter Selbstgefühl ganz majestätisch ausschaute. Sie schloß manchmal die Augen, als blende sie das viele Licht, das von den Riesenspiegeln der Wände noch von allen Seiten zurückgestrahlt wurde. Nach ihrem Wunsche wäre das Fest einfacher gefeiert worden, aber sie ließ ihren Gatten gewähren. — Vielleicht wäre das auch mehr nach dem Sinne der jungen Eheleute gewesen, die beide etwas zerstreut aussahen und sich wohl weg wünschten aus dem festlichen Trubel. Aber noch hatten sie die Reden zu hören, die man auf sie und alles mögliche hielt.

Auch Fritjof Alexander Möninghoff war

Digitized by Google

zugegen, doch schien seine Laune nicht die beste zu sein, denn er blickte gelangweilt und mißmutig oft die Tafel hinab. Er ärgerte sich überhaupt, daß er gekommen war. Wozu diese Abfütterung? Und dazu war noch sonst allerlei Mißgeschick gekommen. Zwar hatte er noch im letzten Augenblick erfahren, daß ihm Frau Eva Rosenbaum zur Tischdame bestimmt war und dieses Malheur wenigstens vermieden worden war. Aber schließlich war das Dämchen, das ihm jetzt in der Eile zuerteilt worden war, auch eine Niete. Das harmlos plappernde Wesen hatte keine Ahnung von Fritjofs Persönlichkeit, hatte weder von seiner künstlerischen Zeitschrift, noch von seinen Dichtungen vernommen und hatte auch, als er das angedeutet hatte, nicht einmal Interesse dafür. Von der Kunst, über welche Möninghoff eben mit distinguierter Eleganz zu sprechen begann, brachte sie mit kühnem Sprung das Gespräch auf das Rennen in Hoppegarten, wovon nun wieder Möninghoff nichts verstand, wie er mit vornehmer Verachtung durchblicken ließ. Dabei hatte sie ein ganz geschmackloses Kleid von gelblicher, nicht sehr feiner Seide an und Sommersprossen auf der Nase. Achselzuckend ließ Möninghoff es schließlich geschehen, daß sie sich zuletzt ganz ihrem anderen Nachbar, Herrn Rosenbaum, Evas Gatten, zuwandte, der sie mit den neuesten Projekten der Berliner Untergrundbahn unterhielt.

Gleichgültig ließ der blonde Dichter, dessen weichgelocktes Haar an den Schläfen bereits ein wenig lichter wurde, seine schönen Augen die lange Tafel hinabgleiten. „Welch unangenehm gemischtes Publikum. „Odi profanum vulgus!“ dachte er. Nur eine Stelle der Tafel vermied er mit den Blicken. Dort saß Eva Rosenbaum und unterhielt sich offenbar glänzend mit Benno Raben. Möninghoff hatte sie selten so schön gesehen. Sie trug ein von Künstlerhand entworfenes cremefarbenes Reformkleid, und in dem schwarzen Haar einen silbernen Pfeil, der den starken Knoten an ihrem Hinterhaupt zusammenhielt. Und zu allem hatte Möninghoff selber das unangenehme Gefühl, als säße sein Frack nicht gut, was freilich wohl unbegründet war.

Schräg gegenüber saß auch Professor Max Stern. Jetzt kreuzten sich ihre Blicke. Stern hob sein Glas und Möninghoff tat ihm Bescheid. „Wissen Sie schon das Neueste?“ rief der Mediziner über den Tisch. „Das Kabarett „la fleur bleu“ geht ein. Herr Kryzanowski ist mit der Kasse verschwunden!“

„Ach!“ machte unwillkürlich Möninghoff und suchte unwillkürlich mit den Augen Fräulein Arendt, welche aber ganz heiter drüben plauderte, als sei nichts geschehen.

Aber auch Evas Gatte, Herr Rosenbaum, ein brünetter Herr mit sympathischen Zügen, redete den Dichter an, der heute zum ersten Male ihm vorgestellt war.

„Ich habe schon oft gehört von Ihnen, Herr Doktor“, sagte er zu Möninghoff; „wie gefällt Ihnen das Fest, schick?“

Möninghoff lächelte kühl: „Ich bin nicht Doktor; übrigens finde ich, daß man überhaupt heutzutage keine Feste mehr zu feiern versteht. Es fehlt an Stilgefühl; zur Zeit des Veroneſe . .“

Rosenbaum lächelte zuvorkommend. „Eigentlich sind Menschen mit zuviel Stilgefühl nicht zu beneiden. Man lebt glücklicher ohne das.“

„Auf das Glück kommt es im letzten Grunde wohl kaum an“, philosophierte Möninghoff.

„Meine Frau hat mir oft erzählt von Ihnen“, fuhr der Kaufmann plaudernd fort

Möninghoff erschrak. „Sollte am Ende . .?“ Aber bereits sprach Herr Rosenbaum gemütlich weiter: „Haben Sie auch schon das neueste Werk meiner Frau gelesen? Es ist seit ein paar Tagen heraus, und zwar jetzt sogar unter meinem ehrlichen Namen, der ja nun auch der ihre ist. Schließlich ist's mir ja egal, wer liest denn solche Reimereien heutzutage? Übrigens sind die Verse scheußlich, ganz scheußlich, auf Ehre! Herr Möninghoff, ich gestatte mir!“

Gehorsam tat Möninghoff Bescheid, war aber froh, als der andere sich jetzt abwandte von ihm. Eifrig erwog der Dichter mit sich, ob er nun seine Rede halten sollte, wegen der er eigentlich gekommen war, denn er wußte, daß er immer Effekt machte, wenn er sprach. Schon waren einige Toaste vorüber — Möninghoff hatte sie alle ohne Salz und Witz gefunden. Er liebte überhaupt mehr den Afterdinerspeech, einmal, weil er die deutsche Sitte, zwischen dem Essen hineinzureden, albern fand, und dann auch, weil er meinte, daß der, welcher zuletzt spräche, immer den nachhaltigsten Eindruck hinterließe.

Kurz, er redete schließlich, und feinfühlig, wie er war, merkte er schon, ehe er begonnen

Digitized by Google

hatte, daß die Augen aller, besonders der Damen, mit Spannung an seiner eleganten, künstlerischen Erscheinung hafteten. Er erinnerte etwas an Anselm Feuerbach, er wußte das.

Er begann seine Rede, während welcher seine Augen wehmütig ins Weite zu schauen schienen, mit einem Rückblick auf die Jugendzeit, auf die gemeinsamen ersten Erinnerungen, die ihm mit Ernst Jörgens, dem Bräutigam, verbanden. Mit feinen, humoristischen Lichtern gab er das Bild der Heimatsstadt, gedachte der ersten Zukunftspläne und erwähnte auch mit weltmännischem Anstande nur ganz von hinten herum der eigenen poetischen Tätigkeit. Was hatten sie, die beiden Freunde, nicht alles erwartet von der Zukunft! Dann erfand er eine reizende symbolische Episode, wie dem jungen Gatten beim Bleigießen in der Neujahrsnacht einmal großer Reichtum geweissagt worden sei, den eine blonde, junge Fee ihm bringen würde. Sie seien dann beide ausgezogen, die blaue Blume zu suchen in der weiten Welt. Was sie sich damals gedacht hätten unter jenem romantischen Symbol, hätten sie selbst vielleicht nicht zu sagen gewußt; nur etwas unsagbar Hohes und Großes sei es sicherlich gewesen. Ihre Wege aber hätten sich dann getrennt; er selber sei den süßen Gaukelbildern der Kunst nachgezogen, Ernst Jörgens habe den rauhen, steinigen Pfad in die Wirklichkeit beschritten. Viele seien mit ihm gegangen, es sei nicht auszurechnen, wie viele das Ideal gefunden hätten, das sie einmal erhofft. Ernst Jörgens aber . . . Und nun ging Möninghoff über auf die Braut, feierte sie mit zierlichen, höfischen Worten, die in der Liebe für seinen liebsten Freund die blaue Blume erblüht sei, und mit den üblichen Wendungen schloß dann der Toast.

Auch als Möninghoff endlich saß, fühlte er wieder an vielen Einzelheiten, Blicken und Gesten, daß er Eindruck gemacht hatte, daß man sich bewundernd zutuschelte, aber dennoch hatte er das unangenehme Gefühl, eine Unwahrheit, eine Abgeschmacktheit gesagt zu haben, als er eine spießbürgerliche Liebe als die blaue Blume gepriesen hatte. Aber schließlich, was tat man nicht um einer guten Pointe willen!

Später wurde getanzt.

Möninghoff wollte sich eigentlich nicht beteiligen; dennoch einen Tanz mit der jungen Frau wollte er wagen. Er bekam ihn zugesagt, und stand dann noch eine Weile bei Frau Triebschen, die aus ihrem Liegestuhl dem bunten Treiben zusah, daß sich im Saale entwickelte.

„Wie Sie sich geändert haben, Herr Möninghoff," sagte die Brautmutter, „Sie haben sich zwar lange nicht mehr blicken lassen bei uns, aber Sie sind ja wohl in der Zwischenzeit zum berühmten Poeten geworden."

Möninghoff errötete ein wenig. „Sie taxieren mich falsch, gnädige Frau, ich habe solch törichten Ikarosflügeln längst entsagt. Mir war es nicht gegeben, mit Erfolg zu buhlen um die Gunst der Masse. Heute beobachte ich höchstens, gleichsam durchs Opernglas, aus dem Parkett das Leben der anderen, es ist bequemer."

Am anderen Ende des Saales setzte jetzt die Musik mit einem rauschenden Walzervorspiel ein. Möninghoff ging auf die junge Frau zu, die eben mit Benno Raben plauderte, und Arm in Arm stiegen beide in den Saal hinab.

„Es ist der letzte Tanz vor der Abreise", sagte Else Jörgens, frisch aufblickend zu dem Dichter.

Dieser führte sie erst noch einmal langsam durch den Saal, während um sie die Paare schon vorüberwirbelten.

(Schluß folgt.)

Anmerkung: Der Roman „Die blaue Blume" von Bruno Wölfing erscheint auch als Buch im Verlage von Otto Janke, Berlin SW 11, und ist durch alle Buchhandlungen oder vom Verlag zu beziehen.

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

Die Neujahrsglocken 1914/15

Und dieses „Amen" wehn die Glocken
Des Neuen Jahres durch das Land,
Als bald'gen Friedenstags Frohlocken
Bis an den fernsten Meeresstrand.

Ja! wieder muß der Friede kommen
Zur Freude einer ganzen Welt,
Damit das Antlitz aller Frommen
Sich nach der Schreckenszeit erhellt.

Und über all den Opfertriften
Muß wehn der Geist der neuen Zeit,
Der Geist des, der das Friedestiften
Geübt und die Barmherzigkeit.

„Die fertig sind im Geist zum Frieden,"
Vermahnt der milde Heilandsmund,
„Sie werden herrschen einst hienieden,
Und durch sie wird die Welt gesund."

So künden's auch die Neujahrsglocken,
Ein jedes fühlt's im deutschen Land,
Und dies Gefühl darf nicht mehr stocken,
Bis jeder „Bruder" wird genannt.

Der Mensch vom Weihe ward geboren
Und weiß vom wahren Seelenschmerz.
„Ich kam, um alle, die verloren,
Zu nehmen an mein Heilandsherz." . . .

Mein Volk! vertrau' dem Glockenklingen
Trotz aller Tränen, aller Not:
Dann wird den Wolken sich entringen
Der Friedenszukunft Morgenrot!

K. E. Knodt.

Die Kriegstrauung / Skizze von Karl Heckel

Anton Huber stand einige Augenblicke still, ehe er auf den Knopf der elektrischen Klingel drückte. Er besah seinen tadellosen Frackanzug, zupfte an den weißen Handschuhen und entfernte das Seidenpapier, das einen Strauß roter Rosen umhüllte. Er tat einen schweren Atemzug und berührte dann mit dem Mittelfinger der rechten Hand den messingnen Knopf. Aber erschrocken prallte er zurück, da stand ja „Küche". Nein, wenn ihm so etwas passiert wäre!

Nun ging er zur linken Türseite. Noch einmal schwirrten ihm die ersten Worte einer sorgsam überlegten Rede durch den Kopf. „In diesen schweren Zeiten ist es für jede Frau ein beruhigender Gedanke, an der Seite eines wohlsituierten Mannes zu leben, der . . . ." Nun klingelte er wirklich, wo auf dem blanken Messingschildchen „Besuch" stand.

Als das Mädchen die Türe öffnete, hatte er bereits seine Fassung wiedergefunden. Aber noch ehe er fragen konnte: „Ist Fräulein Rita zu sprechen?" öffnete sich eine der vier Türen, die nach der Diele führten, und eine helle Stimme, die ihm selbst in seinen Träumen wohlbekannt war, rief:

„Ah, Herr Huber, bitte treten Sie ein."

Er wurde in die Bibliothek geführt, die zugleich als Empfangszimmer diente.

Er verbeugte sich mit tadelloser Eleganz: „Gestatten Sie, daß ich Ihnen zunächst diese Rosen als Blumengruß zu Ihrem Geburtstag überreiche."

„Mein Geburtstag?! Aber wahrhaftig! Wissen Sie, daß ich den schlankweg vergessen hatte! Fast wäre ich also ein Jahr jünger geblieben."

Sie lachte hell auf.

„Aber es ist schön von Ihnen, daß Sie daran dachten. Gerade Sie, trotzdem . . ."

Er bekam einen feuerroten Kopf. „Gerade Sie!" das klang ermunternd. Und so setzte er sofort mit seiner Rede ein:

„In diesen schweren Zeiten —"

Digitized by Google

„Ja, ja," unterbrach sie ihn, „da muß jedes seine Pflicht tun. Sie hätten mich auch gar nicht zu Hause angetroffen; aber der Saal, in dem wir für das Rote Kreuz arbeiteten, wird als Lazarett eingerichtet, und der Ersatzraum ist noch nicht verfügbar."

„In diesen schweren Zeiten —"

„Ja, schwer sind die Zeiten," unterbrach ihn Rita nochmals, „aber sie sind auch groß! Ich bin stolz, daß ich das erleben darf. Diese zuversichtliche, schweigende Entschlossenheit in jeder Miene, das spricht mehr, als tausend Worte sagen können. Und dieses Gefühl der Gemeinsamkeit, der Zusammengehörigkeit, das so plötzlich kam, etwas, für das Patrioten und Dichter und Philosophen und wer alles noch, sich mit so kleinem Erfolg heiser geredet haben, das war mit einem Schlage da, vom Schicksal hervorgerufen! Auch wir Frauen —"

„Ja, die deutsche Frau hat sich in den letzten Jahrzehnten zur Selbständigkeit und Gleichberechtigung entwickelt. Sie steht in jeder Beziehung genau auf derselben Stufe wie der Mann."

Rita lachte hell auf.

„Entschuldigen Sie, Herr Huber, aber ich mußte lachen. Nein, im Gegenteil, die deutsche Frau ist heute, Gott sei Dank, wieder im Begriff, die Mannhaftigkeit als das Höhere achten zu lernen. Und wo die Frau den Mann achtet — freilich muß er ihr ein Recht dazu geben! — und seinen Willen als stark und gerecht ehrt, da wird auch in ihrem Herzen ihre beste Kraft frei. Kommen Sie einmal in unser Arbeitszimmer für das Rote Kreuz, wie da jedes Auge strahlt, vor Freude möchte ich sagen, vor Freude, eine Aufgabe vor sich zu sehen, statt des Tands und Firlefanzes, ein Ziel und das Bewußtsein, auch mitzuwirken für das Ganze."

Sie hatte sich in Eifer geredet, aber Anton Huber hatte ihr nur mit halbem Ohr zugehört, er hatte in Gedanken überlegt: eigentlich hätte ich schon längst um Rita anhalten können, und nicht erst jetzt nach der Rückkehr von meiner Reise. Dieser Hellmut König, den sie immer wieder auszeichnete, mußte ja doch zu leicht befunden werden, sobald ich Ernst machte. Wie unbeholfen bewegt er sich in der Gesellschaft, trotz all seines vielgerühmten Wissens und Könnens, und sie weiß gewiß auch, daß er, im Vergleich zu mir, kein Vermögen besitzt.

Er räusperte sich und begann feierlich:

„Heute ist es gewiß für jede Frau ein Trost, sich an der Seite eines wohlsituierten Mannes zu wissen, der, ohne eigentlich krank zu sein, fern den Gefahren des Krieges lebt, und darum, Fräulein Rita . . ."

Sie lachte lustig:

„Aber Sie nennen mich ja immer noch Fräulein Rita. Nein, seit drei Wochen heiße ich Frau König. Es klingt mir selbst noch so ungewohnt. Sie wissen doch, daß Hellmut und ich . . ."

Er sah sie starr an. Nein, das hatte er nicht gewußt. Aber er faßte sich rasch und beteuerte lebhaft:

„Freilich, freilich! Deshalb bin ich ja hier, um Ihnen zu gratulieren."

Er atmete auf und bewunderte seine Geistesgegenwart. Nein, so etwas hätte dieser Hellmut König nicht zuwege gebracht.

„Das ist schön, Herr Huber, gerade von Ihnen. Ja, ja, bei so einer Kriegstrauung da fällt alles Äußerliche weg."

„Aber ist das nicht entsetzlich?"

„Entsetzlich?"

„Ich meine, diesen Mangel an Feierlichkeit."

„Oh, Herr Huber, als wir ernst und fest jedes sein Ja sprachen, da erschallte draußen auf der Straße der Gesang abziehender Truppen: ‚Fest steht und treu die Wacht am Rhein!' Herr Huber, das war feierlich!"

„Gewiß, Fräulein Rita, pardon, gnädige Frau. Aber dieser Kontrast! Wie kann man einen Mann heiraten, der wenige Tage später in den Krieg muß, und von dem man nicht weiß, ob er wiederkommt."

Rita sah ihn ernst und beschämend an.

„Ja, Herr Huber, das kann man. Ich will Ihnen wiederholen, was Hellmut sagte, als er ins Feld zog: ‚Nur wer weiß, wofür er stirbt, weiß, wofür er lebt!' Dem deutschen Mann, der heute vor dem Feind steht, dem klingt das Wort Vaterland zusammen mit allem, das er liebt. Zwei Menschen, die sich in dieser Zeit zusammenfinden, die fühlen ihr Hoffen und ihr Bangen in eins verschmolzen mit dem Schicksal aller."

Huber wollte nochmals Einwendungen machen, aber Rita fuhr fort:

„Hellmut wäre nicht mein Mann und ich nicht seine Frau geworden, wenn wir nicht beide so fühlten."

Wie traumverloren wiederholte sie:

„Nur wer weiß, wofür er stirbt, weiß, wofür er lebt!"

Herr Huber erhob sich und verbeugte sich mit Anstand.

„Ich habe Sie schon so lange aufgehalten."

Er verabschiedete sich.

Eben, als er die Wohnung verließ, gab der Briefträger eine Karte für Frau Rita König ab.

Auf der Treppe blieb Huber einen Augenblick stehen und überlegte: welchen Gefahren unsereiner doch in so aufgeregten Zeiten ausgesetzt ist! Zuerst hätte ich beinahe für die „Küche" geklingelt und dann einer verheirateten Frau einen Heiratsantrag gemacht.

* * *

Digitized by Google

Rita hatte die Karte gelesen, und im Bedürfnis, sich mitzuteilen, rief sie dem davoneilenden Freier nach:

„Herr Huber, eine Feldpostkarte von Hellmut. Er ist in zwei Gefechten an der Grenze heil geblieben und schreibt vertrauensvoll: jetzt geht es hinein in Feindesland."

Der Angerufene tat, als höre er nichts, und stieg eilig die letzten Stufen der Treppe hinab.

Oben aber stand die junge Frau mit glühenden Wangen und strahlenden Augen und küßte die Schriftzüge dessen, der draußen im Felde mutig dem Tode ins Auge sah, um seines Vaterlandes und seines Weibes willen.

*

Abendstunde

Golden kommt vom Birkenhange
Heuk' der Abend in die Stadt. . . .
Gib mir deine weiche Wange,
Daß mein Herz den Frieden hat.

Was du wieder mir gegeben,
Laß durch meine Seele gehn.
Gute du! In meinem Leben
Werden immer Sterne stehn!

Fritz Alfred Zimmer.

*

Binschkos Flitterwochen / Von Fritz Skowronnek

Eines Tages hieß es im Dorfe, der alte Binschko sei verschwunden. Einige meinten, er habe einen besonders tiefen Trunk getan und sich im Walde niedergelegt, um auszuschlafen.

Die Meinung hatte viel für sich. Denn es war schon mehrmals vorgekommen, daß der Alte sich mit dem für die ganze Genossenschaft der Holzschläger bestimmten Lechel voll Schnaps ins Dickicht verkrochen hatte. Hatte er sich sattgetrunken, so schob er den Arm unter den Kopf und schnarchte los, daß der Boden dröhnte.

Binschko hatte die Gewohnheit des Schnarchens zu einer Kunst erhoben. Mit kaum hörbarem Schnaufen zog er die Luft ein und stieß sie gewaltig wieder hinaus, daß man die große Säge zu vernehmen vermeinte, mit der sonst tagsüber hantierte. Oder er sog die Luft mit dumpfgrollendem Laut ein und paffte mit den Lippen „beim Ausstoßen" wie ein Raucher.

Doch das waren nur Feinheiten. Für gewöhnlich „sägte" er mit einer Energie, daß einstmals ein biederer Tischler, der ahnungslos an seinem Lager vorüberging, entsetzt zum Förster lief, um ihm mitzuteilen, daß dicht an der Straße, im Dickicht, ein Baum abgesägt werde. Damals wurde Binschko entdeckt, als er sich kaum das erste Drittel des Fäßchens einverleibt hatte. Für die Folge war er vorsichtiger. Er verkroch sich in den Schluchten der Tartarenberge, daß niemand ihn finden konnte.

Hatte er dann seinen ersten Rausch ausgeschlafen, so griff er nach dem Lechel und füllte frisch nach. Er schlief und trank und schlief, bis der Stoff verbraucht war. Dann kroch er aus seinem Versteck hervor und ging nach Hause, um nachzuholen, was er an Essen und Trinken versäumt hatte. Gewöhnlich war er drei bis vier Tage unsichtbar. Nur war es schwer, ihn davon zu überzeugen, daß er so lange weggewesen. Nach seiner Rechnung hatte er nur ein paar Stunden geschlafen. Nur die Tatsache, daß er am Nachmittag angefangen zu trinken und an einem Morgen aufgewacht, stimmte ihn nachdenklich. Jedenfalls dauerte es geraume Zeit, bis er wieder sein Zeitgefühl mit den Wochentagen in Einklang gebracht hatte.

Also Binschko war weg. Und er blieb weg. Im Dorf beruhigte man sich allgemach, nachdem man festgestellt, daß der Alte unmöglich in Begleitung eines Lechels sich im Walde aufhalten könne. Aber wo war er geblieben? Einige Kinder behaupteten, ihn im dunklen Feiertagsrock und Stiefeln auf dem Wege nach der Stadt gesehen zu haben, doch das glaubte niemand. Denn kein Mensch konnte sich erinnern, Binschko je in einer solchen Kleidung gesehen zu haben. Und zu welchem Zweck sollte er sich so ausputzen?

Nach ungefähr vierzehn Tagen löste sich das Rätsel. Binschko hatte auf Freiersfüßen die Umgegend bereist. Nicht etwa bloß, um gut zu essen und gut zu trinken, wie es der Gerlitzki tat, der seit dem Tode seiner Frau alle Witwen im meilenweiten Umkreise abwechselnd regelmäßig besuchte, ohne sich für eine entscheiden zu können. Er liebte augenscheinlich die Abwechslung.

Binschko war dagegen ein reeller Heiratskandidat. Er hatte zuerst drei Tage bei einer Witwe gewohnt, dann bei einer anderen. Von beiden war er friedlich geschieden. Ohne Groll hatte man sich getrennt, weil man sich von einem längeren Zusammenleben nichts Gutes versprach. Aber von

Digitized by Google

beiden war er freundlichst eingeladen, bald mal auf einen Tag oder zwei wieder vorzusprechen.

Erst auf der dritten Stelle realisierte sich seine Absicht.

Wenn man ihm im Dorfkrug einen halben Stof Schnaps kaufte, ließ er sich herbei, die Geschichte seiner Brautschau zu erzählen. Natürlich jedesmal mit einer anderen Variation. Als feststehend kann angenommen werden, daß Binschko sich bei jeder „Braut" knüppeldick be—trunken und beim Aufstehen die Auserwählte mächtig durchgeprügelt hatte, um ihre Sanftmut zu erproben. Bei zweien war die Probe negativ ausgefallen. Erst die dritte bestand sie, nicht einmal, nein: zwei- oder gar dreimal in acht Tagen.

„Sähen Sie, Herr Wohlkäter," so pflegte Binschko seinen Bericht zu schließen, „hübsch is se nich, das muß ihr der Neid lassen, jung is se auch nich mehr, aber im besten Heiratsalter, so zwischen fufzig und neinzig. Aber se hat 'ne gute Eigenschaft: se verträgt alles, auch Schnaps und Keile."

Übrigens konnte niemand behaupten, daß Binschko irgendwelche körperlichen Vorzüge besaß. Er war klein und dick. Unter der niedrigen Stirn, die mühsam durch eine Anleihe vom Hinterkopf mit dünnen, grauen Haarsträhnen bedeckt war, lagen tief im Kopf ein Paar graue Augen, von denen man meist nur die roten, ewig entzündeten Ränder sah. Nach alter Sitte ließ Binschko seinen Bart nicht lang wachsen. Vielleicht lohnte es nicht. So war seine untere Gesichtshälfte wochentags stets mit gräulichen Stoppeln besetzt. Am Sonntag dagegen war sie regelmäßig mit einigen Schwammstückchen verziert, mit denen Binschko die beim Rasieren verlorenen Hautstücke ersetzte.

Aber er war trotzdem eine gute Partie. Er verdiente, von den Ruhepausen mit dem Lechel abgesehen, täglich seine sechzig bis siebzig Pfennige und brachte abends, außer dem Bündel Holz, noch ein Gericht Pilze aus dem Walde mit heim.

Seine zweite Ehe ließ sich sehr glücklich an. Die „junge" Frau hatte einen ganzen Handwagen voll Gerümpel und auch ein wirkliches Federbett mitgebracht. Zudem besaß sie ein Ausgedinge. Es war nicht groß, reichte aber zu einem Stof Schnaps täglich für beide aus. Die gute Folge davon war, daß Binschko seine heimlichen Gelage im Walde einstellte und ein ganz solider Mensch wurde.

Zu Weihnachten hatten sich die Gatten reichlich mit Stoff verproviantiert. Eigentlich sollte er bis ins neue Jahr hinüber ausreichen. Aber wie es so geht — am einunddreißigsten war die große Kruke leer.

Doch Frau Binschkowa war nicht geizig. Sie schickte den Alten unter einem Vorwande hinaus, holte eiligst aus dem Strohsack einen Strumpf hervor, der mit Silbergeld noch fast bis zur Hälfte des Fußlings gefüllt war, und entnahm ihm einen harten Taler.

Eine Stunde später trabte Binschko eiligst nach der Stadt, die große Kruke hing ihm an einem dicken Bindfaden wie eine Jagdtasche an der Seite. Es fing bereits an zu dunkeln, als er den steilen Berg am Seeufer herabkam. Die Binschkowa stand schon lange in banger Erwartung vor der Tür.

Es war Tauwetter eingetreten. Der heftige Südwest, der ab und zu einen Schauer Regen mitbrachte, hatte den Schnee von der Chaussee gefegt. Nur mitten auf dem Damm lag noch eine glatte Eiskruste, der Rest der festgefahrenen Schlittenbahn.

Vorsichtig kam Binschko den Berg herabgetappt. So weit das Gelände reichte, ging es gut. Als er aber den glatten Damm überschreiten wollte, geschah das Unglück. Da lag er, und vor ihm in Scherben die Kruke. Der kostbare Stoff bildete auf dem festen Eis hier und da kleine Luschen.

Wie geistesabwesend starrte Binschko, der sich auf Händen und Knien etwas emporgehoben hatte, auf die Scherben. Wehmütig schüttelte er den Kopf hin und her, während er vor sich hinmurmelte:

„Hol' der Teufel die Kruk'! Aber schade, schade um den Schnaps!"

Da kam ihm ein Gedanke. Eilig bog er sich nieder und schlürfte den Stoff auf. Ein paarmal versah er sich und tauchte die vorgestreckten Lippen in reines Regenwasser. . . . In dieser Beschäftigung wurde er plötzlich in sehr unerwarteter Weise gestört. Frau Binschkowa war unbemerkt hinzugeeilt. Auf eine ihr selbst unerklärliche Weise war ihr ein derber Stock in die Hand geraten.

Und nun gab's von oben . . . . soviel ihr Arm aushielt.

Binschko hatte sich noch nicht von seiner Überraschung erholt, oder brauchte er soviel Zeit, um nüchtern zu werden, da war seine bessere Hälfte schon im Hause verschwunden und hatte die Tür hinter sich abgeschlossen.

Vergeblich forderte er Einlaß. Schließlich holte er die Axt aus dem Stall und brach die Tür auf.

Es muß dann wohl eine sehr energische Auseinandersetzung gefolgt sein, denn kurz darauf erschien Binschkowa beim Schulzen und verlangte seinen Beistand, um ihre Sachen aus der Wohnung holen zu können.

* * *

Mit giftigen Hohnreden begleitete Binschko ihren Auszug. Doch als sie zuletzt mit sicherem Griff den schweren Strumpf aus dem Strohsack hervorholte und ihm triumphierend vor die Nase hielt, da war sein Zorn besiegt. Er erhob sich stumm und begann die Sachen seiner Gefährtin wieder vom Wagen in die Stube zu tragen. Aber da kam er schön an. Die Frau holte sich eiligst den Schulzen zurück, der bereits davongegangen war, und zog weg mit Sack und Pack.

Lange saß Binschko stumm vor sich hinbrütend

Digitized by Google

im finsteren Zimmer. Endlich erhob er sich und schlich zum Krug, um von der Wirtin einen Stof Schnaps auf Borg zu entnehmen. Aber es war vergeblich. Sein Kredit hätte vielleicht dazu ausgereicht, wenn er seinen Weihnachtsvorrat nicht aus der Stadt, sondern bei ihr geholt hätte.

Schlaflos wälzte er sich auf seinem Lager. So nüchtern hatte er den letzten Abend im Jahr noch nie erlebt.

Beim Morgengrauen erhob er sich, rasierte sein Antlitz, zog den dunklen Rock und Stiefel an und ging davon.

Nach Baramen, da wohnte eine Witwe. Mit der wollte er's noch einmal versuchen.

*

Silbern blinkt

Silbern blinkt des Stromes Lauf,
Tausend Boote fuhren nieder,
Keines kam den Fluß herauf,
Keines sah ich jemals wieder.
Silbern blinkt des Stromes Lauf.
Tausend lichte Segel schwammen
In den Abend tief hinein,
Ihrer Bordlaternen Flammen
Fanden blinken Widerschein.
Tausend lichte Segel schwammen.
Ruder küßten still die Flut,
Keine Stimme, keine Lieder.
In die rote Abendglut
Fuhren alle Boote nieder.
Ruder küßten still die Flut.
Haltlos ließ mein Sinn sie gleiten,
Keines rief ich uferher,
Tausend weiße Segel spreiten
Sich in meinen Träumen schwer.
Und mein Herz mir geht verlangend
Hinter ihrem Schimmer her.

Hellmuth Unger.

* **Bücherbesprechungen** *

Felix Freiherr von Stenglin. **Aristokraten.** Roman. Winckelmann und Söhne, Berlin. Preis 3,50 Mk.

Wir kennen Felix von Stenglin aus seinen zahlreichen Veröffentlichungen als einen ernsten, tiefen Menschen. Auch diese in Romanform gebotene Darstellung des Kampfes der Junker gegen die neue Aera in allen Gestalten ist mehr als ein Zeitvertreib für müßige Stunden. Trotz einer gewissen Unruhe in der Handlung, die aber doch eher Fülle als Unsicherheit ist, stoßen wir öfters auf Szenen, Bilder, Gedanken, die uns beim Lesen nachdenklich innehalten lassen, aber freilich, daß das große Problem in dieser losen Form hätte völlig erschöpft und gelöst werden können, vermag gerechte Würdigung nicht zu behaupten.

W. G. Neander. **Die Steinzeit,** mit 81 Abbildungen. Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt von S. Schottländer, Breslau. Preis 1,80 Mk.

Diese Schrift ist der erste Teil einer Reihe von Darstellungen, die das Wissensgebiet der gesamten Kulturgeschichte von der prähistorischen Zeit bis zur Gegenwart unter dem Titel „Der Mensch und seine Entwicklung" in Form von „archäologischen Romanen und Novellen" weiteren Kreisen erschließen sollen. Nach diesem ersten Band zu urteilen, muß das Unternehmen mißlingen. Eine organische Verbindung von Wissenschaft und Kunst, von gebotenem Stoff und gewollter Form ist hier nicht gelungen und konnte nicht gelingen: jeder Stoff hat eben seine eigene Form. Dazu kommt, daß die Phantasie des Verfassers gelegentlich mit seinem Wissen durchgegangen, daß die Grenze unserer gesicherten Kenntnis der Steinzeit überschritten worden ist. Die Abbildungen sind zum Teil technisch völlig mißraten.

Hans Roelli. **Die Geschichte des Jochem Steiner.** Art. Institut Orell Füßli, Zürich. Preis 4,— Mk.

Der junge Schweizer Hans Roelli, von dem bisher nur Verse in weitere Kreise gedrungen sind, legt hier zum ersten Male eine größere Prosaarbeit vor uns hin, ein wunderbar ergreifendes Buch — wie geheimnisvolles Alpenglühen und reiner, ruhig niedergleitender Alpenschnee. Das stille Leuchten, das durch dieses Hohelied des unlöslichen Verwachsenseins mit der Heimat geht, wird erzeugt durch die Fülle lyrischer Stimmung, die in dem Werke lebt. Es ist eben ein Dichter, der hier zu uns redet, wenn auch mitunter noch lallend und stockend, und weil er es ist, wird er uns sicher bald wieder mit reichen Gaben beschenken.

Tony Schumacher. **Komteßchen und Zigeunerkind.** Eine Erzählung für die Jugend. Mit 3 Vollbildern. Verlag von Levy & Müller, Stuttgart. Preis eleg. geb. 3,— Mk.

Wenn Tony Schumacher für ihre nach Tausenden zählenden Verehrer ein neues Buch schreibt, so geschieht es immer mit dem Wunsch, ihren jugendlichen Lesern einen dauernden inneren Gewinn zu bringen und sie zur Selbstlosigkeit und Nächstenliebe zu erziehen. Dabei versteht sie es, die Herzen wunderbar zu fesseln. Diese Kunst, das Interesse bis zum letzten Augenblicke wach zu halten und von Kapitel zu Kapitel zu steigern, hat sie in „Komteßchen und Zigeunerkind" wieder meisterhaft betätigt. Wie das warmherzige Komteßchen mit seiner selbstlosen Liebe ein Zigeunermädchen zu gesitteten Anschauungen zu bekehren und die nichts weniger als sympathischen Eigenschaften dieses Wandervolkes in dem Kinde ins gerade Gegenteil zu wandeln versteht, ist äußerst geschickt und spannend erzählt und wird nur noch von der anschau-

Digitized by Google

lichen, lebenswahren Schilderung übertroffen, die die Verfasserin von dem Leben und Treiben in einem Zigeunerlager gibt. Daß neben den Hauptpersonen des Komteßchens und des Zigeunermädchens auch ein blinder Zigeunerknabe eine große Rolle spielt, sei noch nebenbei bemerkt. Mehr soll von dem reichen Inhalt des Buches nicht verraten werden, um das Interesse nicht im voraus abzuschwächen. Wer die Erzählung gelesen hat, wird unumwunden zugestehen, daß es ein ganz außergewöhnliches Jugendbuch und aufs wärmste zu empfehlen ist.

Barbara Ring. **Feldmaus.** Eine Erzählung für Kinder. Aus dem Norwegischen übersetzt von M. Buck. Illustriert von Ernst Kutzer. Verlag von Levy & Müller, Stuttgart. Preis eleg. geb. 2,50 Mk.

Barbara Ring ist eine echte und rechte Kinderschriftstellerin, die mit einer prächtigen Gestaltungsgabe einen wahrhaft überschäumenden Humor verbindet. Die auf dem Lande lebende kleine Petra, zum Unterschiede von ihrem gleichnamigen Stadtbäschen „Feldmaus" genannt, wird von ihrem Großvater zu einer Reise nach Kopenhagen eingeladen. Schon am ersten Tage bereut es der alte Herr, seine quecksilbrige Enkelin mitgenommen zu haben, denn Feldmaus macht ihm das Leben recht schwer. Was weiß auch so ein Großvater, was kleinen Mädchen gefällt und Vergnügen macht! Man amüsiert sich doch viel schöner auf eigene Faust, und das tut Feldmaus mit ihrem Bäschen und noch einigen Knaben gründlich. Was scheren sie die Sehenswürdigkeiten der Großstadt! Sie besteht sich lieber einmal den Puck aus dem „Sommernachtstraum" in nächster Nähe und unternimmt mit ihren Freunden zum Entsetzen des Großvaters eine flotte Automobilfahrt. Die Erzählung ihrer Erlebnisse im Zirkus ist geradezu zwerchfellerschütternd, und man weiß wirklich nicht, was man mehr bewundern soll, die Erfindungsgabe der Verfasserin oder ihre drastische Schilderung dieser überwältigend komischen Szene. So jagt ein seltsames Abenteuer das andere. Trotz aller dieser Erlebnisse gerät Feldmaus in große Verlegenheit, als sie nach der Heimkehr von ihren Brüdern über die Sehenswürdigkeiten Kopenhagens ausgefragt wird. Für Kinder, namentlich lebhafte, kann es kein schöneres Geschenk geben als dieses prächtige, von frischem Humor überfließende Buch.

Dikken Zwilchmeyer. **Inger Johanne.** Eine Erzählung für junge Mädchen. Aus dem Norwegischen übersetzt von M. Buck. Mit vier bunten Vollbildern. Verlag von Levy & Müller, Stuttgart. Preis eleg. geb. 3,— Mk.

Die Erzählung spielt sich in einem eleganten, von bewaldeten Höhen umgebenen Wintersanatorium ab, in das Inger Johanne, ein in kleinen Verhältnissen aufgewachsener Backfisch, von ihrer reichen Tante mitgenommen wird. Anfangs findet sich das kleine Fräulein in der ganz ungewohnten Umgebung nicht so recht wohl und begeht bei ihrem ausgeprägten Selbstbewußtsein eine Unbesonnenheit nach der andern. Die dadurch hervorgerufenen Neckereien und kleinen Bosheiten seitens der andern Gäste vermögen sie jedoch nicht niederzudrücken, im Gegenteil, sie wehrt sich mit bestem Erfolg, aber mit rücksichtsloser Geradheit, die sie bald zum enfant terrible der ganzen Gesellschaft macht. Nach und nach trägt die kleine Kratzbürste mit ihrem guten, unverfälschten Herz und ihrer frischen und drolligen Art doch den Sieg davon und versteht es ausgezeichnet, in richtiger Fühlung mit der Gesellschaft zu bleiben. Ihr aufrichtiger, ehrlicher Sinn und ihre stete Opferbereitschaft gewinnen ihr schließlich das Herz eines jungen Mannes. Die ganze Erzählung ist mit viel Anmut und Wärme geschrieben und mit sehr viel sprudelndem Humor gewürzt.

✱ Neue Bücher ✱

Geburt, Hochzeit und Tod. Im deutschen Volksbrauch und Volksglauben von Rudolf Reichardt. Preis geh. 3,— Mk., geb. 4,— Mk. Verlag Hermann Costenoble, Jena.

Wider den Danebrog im Jahre 1864, von Arthur Wiegand. Preis geh. 2,— Mk., geb. 2,75 Mk. Verlag Hermann Costenoble, Jena.

Die Reise nach Berlin. Komischer Roman von A. von Winterfeld. Preis geh. 3,— Mk., geb. 4,— Mk. Verlag Hermann Costenoble, Jena.

Narrenspiel. Roman von Ebela Rüst. Preis geh. 4,— Mk., geb. 5,— Mk. Verlag Hermann Costenoble, Jena.

Ringende Gewalten. Ein Posener Ghetto-Roman aus der Zeit des Siebenjährigen Krieges. J. Herzberg. Preis geh. 2,25 Mk., geb. 3,25 Mk. Verlag Hermann Costenoble, Jena.

Aus Tagen der Gefahr. Eine Erzählung aus dem indischen Aufstand von G. A. Henty. Preis geh. 3,60 Mk., geb. 4,50 Mk. Verlag Hermann Costenoble, Jena.

In der Ostmark. Roman von Ernst von Waldow. Preis geh. 3,— Mk., geb. 4,— Mk. Verlag Hermann Costenoble, Jena.

Errungen. Roman von Felix Herold. Preis geh. 5,— Mk., geb. 6,— Mk. Verlag Hermann Costenoble, Jena.

Onkel Sündenbock. Humoristischer Roman von A. von Winterfeld. Preis geh. 3,— Mk., geb. 4,— Mk. Verlag Hermann Costenoble, Jena.

Bei Türken und Kroaten. Von Franz Reuß. Preis geh. 3,50 Mk., geb. 4,50 Mk. Verlag Hermann Costenoble, Jena.

Aus der Heide für die Heide. Ein Bändchen gesammelter Gedichte von Josef Mühlradt, Grünthal bei Dreidorf b. Westpr. Preis geb. 1,— Mk. Selbstverlag.

Der Weltkrieg. Dichtungen und Lieder von Max Stempel. Preis 1,— Mk. Neuland-Verlag, Berlin-Charlottenburg.

Der Deutsche und dieser Krieg. Von Kurt Engelbrecht. Verlag Ernst Hofmann & Co., Berlin.

Johannes Mescharert. Ein Beitrag zum Verständnis echter Gesangskunst von Franziska Martienssen. B. Behrs Verlag (Friedrich Feddersen), Berlin-Steglitz, Leipzig.

Ein ärztlicher Ratgeber für Gesangsstudierende von Dr. Bruno Goldschmidt. B. Behrs Verlag (Friedrich Feddersen), Berlin-Steglitz, Leipzig.

Deutsche Frauen. Ein Kriegsroman aus dem Jahre 1914 von Anny Wothe. Preis geh. 4,— Mk., geb. 5,— Mk. Verlag Gebrüder Enoch, Hamburg.

Die unter St. Andreas. Ein Jugendroman von Karl Uhden. Preis geb. 5,— Mk. Verlag J. F. Steinkopf, Stuttgart.

Inhalt des Heftes 16: Die Reise nach Meran. Roman von Elsa Rema. — Die blaue Blume. Roman von Bruno Wölfing. **Beiblatt:** Die Neujahrsglocken von 1914/15. Gedicht von K. E. Knodt. — Die Kriegstrauung. Skizze von Karl Heckel. — Abendstunde. Gedicht von Fritz Alfred Zimmer. — Binschkos Flitterwochen. Von Fritz Skowronnek. — Silbern blinkt. Gedicht von Helmuth Unger. — Bücherbesprechungen. Neue Bücher.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin. Verlag von Otto Janke. Ausgegeben am 9. Januar 1915. — Druck: A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek

1915 Heft 17

Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Die Reise nach Meran / Roman von Else Rema

9. Fortsetzung.

Frau Cölestine schüttete ihr Herz vor Amanda Pirchholtz aus. „Sie reiste nicht allein, Gott bewahre, aber vor dem steifleinenen Amerikaner hatte sie nicht reden wollen. Ihre Kinder daheim durften es auch nicht wissen, denn die würden nicht begriffen haben, daß eine Mutter noch ihren Anteil an Lebensgenuß beanspruchte. Erwachsene Kinder sind so egoistisch. Aber lieber Himmel, was sollen wir mit uns beginnen, wenn wir sie verheiratet haben und nicht mehr wissen, wohin mit unserer Zeit. Die Herren Schwiegersöhne wünschen von den Schwiegermüttern so wenig wie möglich behelligt zu werden. Aber sie fragen nicht danach, wie wir unsere Einsamkeit ertragen, nachdem wir an Mann und Kinder gewöhnt waren, und nun plötzlich mit uns allein fertig werden sollen. Sie, meine Verehrteste, kennen solche Sorgen nicht — ach, beklagen Sie Ihre Kinderlosigkeit nicht — Sie sehen doch, ich bin heute so allein wie Sie, es ist, als ob ich nie Kinder gehabt hätte. Und zur Großmutter habe ich kein Talent, vorläufig wenigstens nicht, da muß ich erst noch viel älter werden. Sie sind doch diskret, meine liebe Frau Sanitätsrat? Ich kann mich auf Ihre Verschwiegenheit verlassen? Also, hören Sie, ich habe einen Freund."

Amanda Pirchholtz sah auf das zu ihren Füßen ausgebreitete Meran und schwieg.

„Wundert Sie das?"

„Sie werden sich also wieder verheiraten?"

„Aber meine Liebste, Beste, Sie sitzen vor mir wie das fleischgewordene Modenbild und äußern Ansichten, als ob wir im Zeitalter der Krinoline lebten, nehmen Sie es mir nicht übel. Heiraten, muß denn immer gleich geheiratet sein? Wir führen ein Reiseleben wie zwei gute Kameraden. Ich habe sogar erst vor wenigen Tagen nach Berlin geschrieben, daß meine Möbel ab Speicher verkauft werden sollen. Ich danke, ich habe genug vom Glück des eigenen Heims. Bei den jetzigen Dienstboten überhaupt. Jetzt endlich will ich die Freiheit genießen. Fünf Jahre habe ich meinen kranken Mann gepflegt. Wissen Sie, was das heißt, ununterbrochen Krankenstubenluft atmen? Aber ich habe meine Pflicht getan." Sie sah nach der Uhr, die sie im goldenen Armband am rechten Handgelenk trug.

„Ich glaube, es ist Zeit zum Lunch", sagte Frau Amanda, die ganz erfüllt war von den Lebensanschauungen, die sie soeben vernommen.

„Oh, wir sind nicht in Pension, das tun wir niemals; wir speisen, wenn es uns beliebt."

Frau Amanda erhob sich. „Ich habe mich mit meiner Gesellschafterin verabredet."

„Sie haben eine Gesellschafterin? Das würde ich niemals tun. Man hat nur Ärgernisse von solchen Leuten, aber kein Vergnügen. Wozu sich auf Schritt und Tritt beobachten lassen? Da ist man ja niemals sein eigener Herr. Sehen wir uns heute nachmittag? Ich möchte Sie gern mit meinem Freund bekannt machen. Vielleicht gehen wir nach St. Valentin?"

Frau Amanda war einverstanden, und die beiden Damen wanderten den Weg gemeinschaftlich bis zur Habsburger Straße zurück, dann trennten sie sich, Frau Cölestine, um ihren Freund zu treffen, und Amanda Pirchholtz, um

Digitized by Google

mit Fräulein Scholl zurück nach dem Hotel, zum Lunch zu gehen.

Zwei Briefe überreichte ihr der Portier, als sie an seiner Loge vorbei zum Fahrstuhl ging; der eine war von der treuen Auguste, der andere, wie sie am Aufdruck des Kuverts ersah, vom Grundstücksvermittler, dem sie ihre Villa zum Verkauf übergeben hatte.

Während sie die Brennschere auf der kleinen Nickelmaschine heiß werden ließ, um die Stirnhaare noch ein wenig zu locken, bevor sie zu Tisch ging, las Frau Amanda ihre Korrespondenz.

„Meine liebe, gute Frau Sanitätsrat!

Ich falle mit der Tür ins Haus, denn ich bin so glücklich, daß ich es gleich auf der ersten Zeile mitteilen muß: ich bin verlobt! Nun möchte ich bloß, daß auch die Frau Sanitätsrat einen guten Mann fänden, denn das Alleinsein taugt nichts für uns Frauen, man muß doch auch ans Alter denken.

Wir sind erst vier Wochen zusammen gegangen — mein Karl und ich, und seit drei Tagen sind wir richtig verlobt. Im Sommer wollen wir heiraten. Er ist Elektrotechniker und verdient schönes Geld. Mit dem Militär ist er gerade fertig. Wenn Frau Sanitätsrat nicht auf Reisen gegangen wären, hätte ich mich nicht so rasch entschlossen. Aber mir fehlt ein ordentliches Heim zu sehr. Der Mensch will doch wissen, wohin er gehört.

Mit vielen Grüßen Ihre treuergebene
Auguste."

Frau Amanda öffnete mit nachdenklichem Gesicht ihren zweiten Brief:

„Sehr verehrte, gnädige Frau!

Es ist mir gelungen, einen Käufer für die Villa zu finden; wir haben heute Vertrag gemacht; eventuell würden auch die Möbel, wie sie sind, von dem neuen Besitzer mit übernommen werden. Erbitte höflichst baldgefl. Rückäußerung.

Hochachtungsvoll
August Kaiser."

Amanda nahm das graugrüne Kuvert und versuchte die Hitze ihrer Brennschere daran. Und während sie ihrem Stirnhaar einen eleganten Fall gab, überlegte sie, daß sie die Möbel recht gern verkaufen wollte, ein paar Andenken an ihren Mann ausgenommen.

Wozu sollte sie den altmodischen Plunder aufbewahren? Zum erstenmal seit langer Zeit dachte sie an den Verstorbenen. An ihren seligen Arthur, der sie auf Händen getragen hatte, und der kein komplizierter Mensch gewesen war. Wie im Traum sah sie ihre Villa vor sich — die Villa, die nicht mehr ihr gehörte.

Sie schrieb gleich eine Postkarte an Herrn August Kaiser und nahm sie mit herunter, als sie zum Lunch ging. Nun band sie nichts mehr an die kleine Stadt, in der sie ihre schönsten Jahre vertrauert hatte. Nun war sie auf einen Schlag Haus, Möbel und die treue Auguste los. Und was tauschte sie dafür ein? Sie fand keine Antwort auf diese Frage.

Es gab Bouillabaisse zum ersten Gang beim Lunch. An verschiedenen Tischen wurde über das Rezept zu der Suppe gesprochen. Und das Thema brachte Frau Amanda auf andere Gedanken.

* * *

Sie gingen zusammen nach St. Valentin, Frau Sanitätsrat und ihre Gesellschafterin. Aber ihre Unterhaltung war nicht sehr lebhaft.

Kamilla Scholl dachte an Theo von Alberti, an ihr künftiges Geschick, und zwischendurch an Wolfgang Königsreiner, dem sie am Vormittag, auf dem Wege nach Nußdorf, ihr beschwertes Herz ausgeschüttet hatte.

Zwischen ihr und Theo von Alberti war es seit jener Aussprache im Café Atlantic zu keiner entscheidenden Wendung gekommen. Sie trafen sich auf der Promenade, sie verkehrten miteinander wie einst, da noch nicht der Schatten der Verstorbenen zwischen ihnen gestanden. Kamilla verteidigte ihren Standpunkt, Theo den seinen, und mit jedem Tage erkannte Kamilla deutlicher, daß die Liebe auf beiden Seiten im Ersterben war. Sie begriff nicht, was fesselte Theo von Alberti noch an sie, ihn, den Millionenwitwer, dem die Frauen entgegenkamen, trotz aller Gerüchte, die über die Art seiner Heirat umliefen? Was war Klatsch, was war Wahrheit? Es waren Lücken in seiner Darstellung, Kamilla fühlte es, aber Theo von Alberti verstand es, wortlos auszuweichen. In welches Labyrinth von Gefühlen war sie geraten? Wo lag Recht, wo lag Unrecht?

In Frau Amandas Innerem sah es nicht weniger unruhig aus. Die verkaufte Villa,

Digitized by Google

Auguste, die sich verheiratete, und die Ungewißheit ihrer Zukunft lasteten auf ihr. Cölestine Haberland war modern bis in die Fingerspitzen, Amanda bewunderte sie, wenn ihr auch nicht alles gefiel, was jene tat. Sie hätte ihr nacheifern mögen, aber sie empfand, daß es ihr an der nötigen Kaltblütigkeit und Festigkeit gebrach, ihr Geschick auf rein äußerlichen Genuß zu stellen.

Es hatte unleugbar seine Reize, besonders wenn man wußte, daß man jeden Tag in sein wohlgeordnetes Heim zurückkehren konnte, aber seit gestern hatten sich die Dinge geändert. Da war kein Ort auf der Welt mehr, wo sie hingehörte, sie war einfach von einem Tag zum anderen heimatlos geworden.

Keine der beiden Damen sprach von dem, was ihr Inneres beschäftigte. Sie unterhielten sich über recht gleichgültige, fernabliegende Dinge und jede fand von der anderen, daß sie unnötig verschwiegen sei. Denn Kamilla wußte ganz genau, daß Frau Amanda an den abwesenden Viktor Wernthaler dachte, und diese wiederum kannte sehr genau den Mittelpunkt, um den sich Kamillas Denken und Sinnen bewegte.

Draußen im Garten von St. Valentin, wo eine Tiroler Gesellschaft Lieder zum besten gab, harrte Frau Cölestine Haberland bereits der Ankommenden.

Es wurde wider Erwarten ein recht animierter Nachmittag. Frau Amanda lernte den „Reisekameraden" kennen, den Cölestine Haberland als ihren künftigen Gatten vorstellte, und im Verlaufe des Nachmittags gesellte sich Theo von Alberti dem Fünf-Uhr-Tee im Freien zu.

Frau Cölestine hatte sofort heraus, daß dessen Aufmerksamkeit Fräulein Scholl galt, eine Tatsache, die den weiblich natürlichen Gedankengang bei ihr auslöste, daß an dem jungen Mädchen eigentlich gar nichts Besonderes sei, das eine solche Glanzpartie rechtfertige.

Ihr Reisekamerad, den Frau Cölestine so gern als Globetrotter ausstaffierte, entpuppte sich als der Vertreter einer Reklamegesellschaft, die allen Hotels, wo internationales Publikum verkehrte, gratis Uhren mit Inseraten lieferte, und der demzufolge das ganze Jahr von Berufs wegen in der Welt umherstreifte.

Frau Amanda war wieder um eine Erfahrung reicher geworden, sie konnte sich der Erkenntnis nicht verschließen, daß die Menschen, wenn sie auf Reisen waren, die Dinge immer gern ein bißchen anders darstellten, als sie in Wirklichkeit waren.

Cölestine Haberland und ihr Freund reisten am anderen Tage nach München weiter, und damit war diese Episode im Moment für Frau Amanda erledigt.

Am Abend saßen die beiden Damen mit Wolfgang Königsreiner sehr behaglich im Vestibül des Hotels beisammen. Amanda stickte an einem Kissen, für das sie keine Verwendung hatte, seit sie kein Heim mehr erwartete, und Kamilla Scholl entwarf ein neues Batikmuster, das ihr am Nachmittag eingefallen war.

Frau Amanda sah von Zeit zu Zeit nach der Uhr, denn mit dem letzten Zuge von Bozen mußte Viktor Wernthaler nach Meran zurückkehren. Aber es wurde zehn Uhr, und der Erwartete erschien nicht. Qualen der Eifersucht wuchsen in Amanda empor. Hatte ihr Königsreiner die Wahrheit gesagt? War da kein Weib im Spiel? Wem galt er, dieser geheimnisvolle Ausflug? In ihrer Erregung zerschnitt sie eine Blume ihres Kissens. Hatte Wernthaler eine Geliebte? War es diese Mika Schönwald? Sie war heute nicht auf der Promenade gewesen, aber das konnte Zufall sein.

Es wurde leer und immer leerer im Vestibül, denn man ging in Meran zeitig zur Ruhe.

Wolfgang Königsreiner schlug vor, ein Café zu besuchen, und le beiden Damen sagten mit Freuden zu. Denn Amanda Pirchholtz fürchtete eine schlaflose Nacht, und Kamilla Scholl hegte dieselbe Angst.

* * *

Mitternacht. Das Hotel lag in tiefer Ruhe. Wolfgang Königsreiner saß vor seinem Schreibtisch und las. Ab und zu sah er nach der Uhr. Ob Viktor heute nicht mehr zurückkehrte? Dann war Mika Schönfeld kompromittiert. Vielleicht hatte sie es darauf angelegt, um ihn desto sicherer an sich zu fesseln.

Die Rechnung konnte sehr leicht bei der Veranlagung seines Vetters in die Brüche gehen, denn der fragte nicht nach dem Ruf einer Frau, der tat, was ihm Spaß machte, und wenn ihm die Sache lästig wurde, ergriff er einfach die Flucht.

Digitized by Google

Die Uhr auf dem Schreibtisch schlug zwei. In diesem Moment öffnete sich die Tür, und Viktor Wernthaler trat ein. Wolfgang Königsreiner wendete überrascht den Kopf.

„Du bist per Auto gekommen?"

Viktor Wernthaler warf seinen Mantel ab, der weiche Hut flog in eine Ecke des Zimmers, und er selber streckte sich seiner ganzen Länge nach auf das Ruhebett, das quer neben dem Schreibtisch stand.

„Wolfgang, ich habe eine wahnsinnige Dummheit gemacht. Hast du eine Zigarette? Ja, dann gib sie mir." Er sah blaß aus; unter seinen Augen lagen tiefe Schatten. „Der Teufel soll die Weiber holen, warum lasse ich mich auch immer wieder mit ihnen ein? Ich könnte diesen Ausflug nach Trafoi verwünschen." Er fuhr mit beiden Händen an seine Schläfen. „Dabei tut mir der Kopf weh, daß ich vor mir selber die Flucht ergreifen möchte! — Und ich Esel war es selbst, der Mika zu diesem Ausflug überredete. Gib mir Feuer, bitte. So, danke dir." Er rauchte hastig ein paar Züge und legte die Zigarette beiseite. „Warum sagst du kein Wort, Wolfgang?"

„Geschehene Dinge lassen sich nicht ändern. Ich bin überzeugt, du hast einen Schritt getan, der sich nicht mehr ändern läßt."

„Oho — wenn du das meinst, ich lasse meine Freiheit nicht knebeln —, und wenn eine Frau denkt, daß sie mich gefangen hat, so ist sie sehr im Irrtum, ich tue im letzten Moment noch, was mir paßt." Er verschränkte die Arme unter seinem Kopf. „Wenn ich es bloß ungesprochen machen könnte! Aber Mika hat mich in die Enge getrieben, ich konnte gar nicht anders, als ihr versprechen, daß ich sie nach Ablauf des Trauerjahres heiraten würde. Wie ein dummer, grüner Junge bin ich ihr in die Falle gegangen! Aber noch haben wir das letzte Wort nicht gesprochen, schöne Mika!"

„Wenn du sie liebst, so heirate sie."

„Ich denke gar nicht daran. Ich tauge nicht zur Ehe."

„Das hättest du dir vorher überlegen sollen, Viktor. Wenn du ihr dein Wort verpfändet hast, mußt du es auch einlösen."

„Das weiß ich noch nicht. Ich will nicht heiraten. Am wenigsten eine Frau wie Mika, die in einem Spielsalon die Honneurs gemacht hat."

„Das wußtest du aber doch schon."

Viktor Wernthaler erhob sich. „Ich gehe schlafen, morgen ist auch noch ein Tag. Was macht übrigens die nette Spießbürgerin? Warst du mit ihr zusammen?"

„Sie sah sich bei der Morgenmusik die Augen nach dir aus."

Wernthaler gähnte.

„Ich habe den ganzen Trödel satt. Wissen möchte ich bloß, ob die schöne Mika mich so heiß zum Ehegemahl begehren würde, wenn ich ein armer Mann wäre?"

„Dann würde sie vielleicht ein Verhältnis mit dir anfangen. Heiraten will sie selbstverständlich nur sehr reich. Ich wette, das Messer steht ihr an der Kehle. Wahrscheinlich hat sie ihr letztes Hab und Gut zusammengerafft, um diese Eroberungsreise nach Meran zu unternehmen."

„Das sollte mir sehr gleichgültig sein, wenn ich nicht das unglückliche Opfer wäre. Warum bin ich ihr auch in die geschickt ausgelegte Schlinge gegangen? Das ist so rechte Weiberart. Sie reizen uns mit allen Mitteln der Kunst, und wenn es ihnen gelungen ist, uns die klare Besinnung zu rauben, werden uns bindende Versprechungen entrissen. Aber sie bedenken nicht, daß sich die Vernunft auf die Dauer nicht ausschalten läßt. Und ich bin nicht gesonnen, meine Zukunft daran zu geben, weil es einer Frau einfiel, meine Sinne zu reizen. Gute Nacht, Wolfgang."

„Gute Nacht, Viktor."

Am anderen Morgen frühstückten die beiden Vettern in ihrem gemeinschaftlichen Salon.

„Na, Viktor, zu welchem Entschluß bist du über Nacht gekommen?"

„Zu gar keinem. Ich bin überhaupt kein beschlußfähiger Mensch mehr. Ich möchte Ruhe, nichts als Ruhe."

Er goß sich einen Kognak ein.

„Ich habe Mika sehr gern — aber sie muß mich nicht heiraten wollen. Das vertrage ich nicht. Freie Liebe meinetwegen, nur keine Ehe. Ich fühle mich zu alt dazu, zu müde, zu aufgebraucht. Damals, als ich Stella heiratete, wußte ich von Gemütskomplikationen nichts, da war ich kaum Mitte zwanzig, heute bin ich Mitte der Vierzig, da denkt man anders, da hat

Digitized by Google

man die Untiefen des Lebens — und die Frauen erschöpft."

Viktor Wernthaler stand von seinem Platz am Frühstückstisch auf und ging unruhig im Zimmer hin und her.

„Manchmal hätte ich nicht übel Lust, zu den Kapuzinern zu gehen. Kannst du mich dir als Mönch vorstellen?" Er sah seinen Vetter in lächelnder Frage an, aber in seinem Gesicht stand ein gequälter Ausdruck.

„Auf vier Wochen vielleicht."

„Siehst du, auf vier Wochen. Das ist ein wahres Wort. So lange hielte ich auch die Ehe mit Mika Schönwald aus, aber nicht eine Stunde länger. Dann könnte eine andere an die Reihe kommen. Die hübsche Sanitätsrätin meinetwegen."

„Sie ist in dich verliebt."

„Nicht ernst zu nehmen. Ich bin ein Reiseabenteuer für sie. Wozu reisen denn solche Frauen? Um einen kleinen Flirt zu haben, und den Gefallen habe ich ihr getan."

„Du irrst. Frauen in diesem Alter nehmen Herzenserlebnisse nicht mit dem leichten Sinn der Jugend."

„Pah, sie ist phlegmatisch, die kleine Spießbürgerin in den eleganten Toiletten. Sie wird über mich zur Tagesordnung übergehen, wenn sie sieht, daß ich den Flirt mit keiner Heirat kröne. Ich sehe sie im Geiste daheim in ihrer Villa sitzen und von dem schlimmen Mann träumen, der ihr im fernen Süden von Liebe und allerhand sonstigem Unsinn sprach. Das wird zur Sommerszeit unter einer Linde sein, und im Winter im sogenannten guten Wohnzimmer. Sie wird an einer feinen Handarbeit sticken und dabei selbstgebackenen Kuchen essen, denn wenn die Frauen an Liebe und Männer nicht mehr denken, halten sie auch nicht auf Taille. Frau Amanda wird brav und behäbig einem friedlichen Alter dereinst entgegengehen. Beneidenswert sind solche Menschen." Viktor Wernthaler seufzte. „Ach, wenn Stella nicht von mir gegangen wäre! Sie war die einzige Frau, die ich liebte, sie war mein Glück, sie bedeutete meine Jugend. Alles, was gut war in mir, verkörperte sie. Mit ihr habe ich meinen Halt verloren."

Wernthaler blieb auf seiner Wanderung durch das Zimmer vor seinem Vetter stehen, der in dem Klubsessel am Fenster seine gewohnte Morgenzigarre rauchte.

„Ich weiß es, ich habe mein Leben verzettelt und vertrödelt. Mit Weibern und Kunstdilettantismus, der zu nichts führte, mit Studien, die ich nicht ausbaute, mit Nichtstun und mit Reisen, die anstatt mich zu erfrischen, noch mehr Weltmüdigkeit in mir erzeugten. Von einem Hotelvestibül ins andere, von einem Bahnhof zum anderen, und immer der Sklave von Oberkellnern und ähnlichem Volk. Streben hatte ich nicht. Wozu auch? Stella hatte mich allein gelassen. Was ich ererbte, war mehr, als ich brauchte — vielleicht hat mich der Reichtum verdorben. Wenn ich bedenke, was meine Mutter von mir erhoffte! Sie dachte, ich würde die Welt mit meinen Gaben einreißen. Gut, daß sie nicht mehr lebt, um zu sehen, was aus mir geworden ist. Ein ziel- und planloser Bummler, ein Weiberknecht, und nicht einmal ein ordentlicher, ein vorzeitig aufgebrauchter, lebensüberdrüssiger Mensch, der wie ein Narr mit der Liebe der Frauen spielt. Wenn du wüßtest, wie unglücklich ich selbst darüber bin, Wolfgang! Ich objektiviere mich mit unheimlicher Deutlichkeit. Ich empfinde, daß ich nichts empfinde. Begreifst du mich? Stelle dir einen Menschen vor, der an seinem eigenen Grabe steht. Kann man das Schicksal einer Frau an sich fesseln wollen, wenn man so genau bei sich weiß, daß man ihr nichts mehr zu geben hat als Rudimente bestenfalls?"

„Nein, aber du begehst den Fehler, immer wieder Hoffnungen zu erwecken."

„Das kann ich nicht anders," sagte Viktor Wernthaler mit Schuldbewußtsein im Ton, „ich weiß, es ist grausam von mir, aber es amüsiert mich, die verschiedenen Auffassungen der Frauen zu beobachten, die im Grunde doch immer dieselben sind. Wernthaler läutete seinem Diener. „Frische Zigaretten, die gewohnten. Und Phenacetin. Weißt du, Wolfgang, ich möchte nicht ehrlos an Mika handeln. Ich habe sie gern. Und wenn ihr am Gelde mehr gelegen ist als an mir, so soll sie es haben."

„Wenn sie es von dir nimmt. Du darfst nicht vergessen, Mika Schönwald hat auch ihren Stolz."

„Sie braucht nicht zu wissen, von wem es kommt." Viktor Wernthaler ging zum Schreib-

Digitized by Google

tisch. „Ich möchte, daß wenigstens eine Frau auf der Welt meiner nicht im Bösen denkt", sagte er mit seltener Weichheit. „Wenn ich sterbe, soll Mika die eine Hälfte meines Vermögens erben."

„Ich denke, du hast noch gar keinen Beschluß gefaßt?"

„Nein, nur den einen: mich nicht wieder zu verheiraten."

„Wie willst du dich von Mika zurückziehen?"

„Ich werde ihr die Wahrheit sagen, nur das eine nicht, daß sie meine Erbin ist im Falle meines Todes, und daß das Vermögen, das ihr die Bank zu meinen Lebzeiten auszahlen wird, von mir kommt." Viktor Wernthaler lächelte. „Du siehst, ich bin bemüht, gut zu machen, was ich an Mika Schönwald sündigte. Aber ich möchte für ein paar Tage verreisen, irgendwohin hier in die Nähe, und erst zurückkehren, wenn Mika besänftigt ist durch die Versorgung ihrer Zukunft. Kommst du mit? Bis an den Gardasee vielleicht?"

Wolfgang Königsreiner überlegte. „Um es offen zu sagen: ich möchte lieber hier bleiben."

„Ich begreife, das junge Mädchen mit den ernsten Augen fesselt dich. Ich denke, sie ist nicht mehr frei?"

Wolfgang Königsreiner zog die Achseln hoch. „Sie ist nicht frei — und sie ist nicht gebunden. Es heißt abwarten. Und das will ich."

„Du bist ein Idealist, Wolfgang."

„Möglich. Aber in meinem Alter ändert man sich schon nicht mehr."

Viktor Wernthaler übergab seinem Diener, der ihm Zigaretten und frische Pulver gegen seine Kopfschmerzen brachte, den Brief an seine Bank in Berlin. „So, das wäre besorgt. Und nun kann ich beruhigt meine Reise nach dem Gardasee antreten, vielleicht gehe ich auch weiter nach Italien herein. Von dort aus schreibe ich an Mika." Er stand auf. „Ich will mich im Bureau nach den Zügen erkundigen. Ich glaube, es geht in der Mittagsstunde einer, aber der ist mir zu früh. Und dann will ich versuchen, Frau Sanitätsrat Pirchholtz zu treffen, um mich bei ihr zu verabschieden. Das ist besser. Die Frauen vertragen es nicht, wenn man so wortlos verschwindet. Sehen wir uns dann an der Musik? Um zwölf Uhr ungefähr?"

„Schön, du findest mich an der Kapelle."

Frau Amanda errötete. Und das kleidete sie gut, wie Viktor Wernthaler feststellte, als er ihr die Hand küßte.

„Darf ich mich nach Ihrem Befinden erkundigen, meine Gnädigste?"

Amanda fühlte, daß ihr Herzschlag rascher ging. Kaum, daß sie zu sprechen vermochte, so erregte sie das unvermutete Wiedersehen mit dem Manne, der einen faszinierenden Einfluß auf sie ausübte, der mit einem Blick aus seinen dunklen Augen ihre Willenskraft lähmte, daß sie keinen anderen Gedanken zu fassen und zu Ende denken konnte, der sich nicht mit ihm beschäftigte.

„Sie waren in Bozen?"

„In Bozen? Richtig." Wernthaler lächelte. Vetter Wolfgang konnte es nicht lassen, zu vermitteln und zu mildern, auch wenn es auf Kosten der Wahrheit ging. „Ja, ich traf einen Freund dort. Ich bin gerade nur auf einen kurzen Besuch nach Meran zurückgekehrt. Ich will heute noch nach Gardone."

„Sie wollen fort, ganz fort?"

Wernthaler lächelte ironisch auf die Frau Sanitätsrat herab. Wie wenig sie sich zu beherrschen verstand. „Nur für ein paar Tage, dann kehre ich wieder zurück, falls ich es nicht vorziehe, weiter hinein nach Italien zu gehen."

Ach, es war alles zu Ende. Amanda fühlte eine kalte Hand an ihrem Herzen. Die Musik, die gerade weich und seelenvoll ein deutsches Volkslied spielte, trieb ihr die Tränen in die Augen. Graue Schleier senkten sich über die strahlende Natur, sie sah nichts, sie wußte nichts, außer dem einen, daß Viktor Wernthaler mit ihr ein grausames Spiel getrieben hatte.

„Wenn Sie Gardone noch nicht kennen, gnädige Frau —"

Dunkle Röte stieg in Amandas Wangen auf. „Nein, ich kenne es noch nicht", sagte sie atemlos.

„Warum kommen Sie nicht auch für ein paar Tage hin? Im Excelsior-Hotel wohnt man wundervoll. Man hat da die Aussicht auf den See." Und ich würde mir ein Vergnügen daraus machen, Ihren Cicerone zu spielen."

Amanda sah in eine Welt von Glanz und Blütenduft. Mit dem Manne, den sie liebte,

Digitized by Google

am Gardasee, ihn ganz allein für sich zu haben, keine Mika Schönwald in der Nähe, die sie beunruhigen konnte. Aber fast im selben Atemzuge fragte sie sich: was würde man von ihr denken? Wie sie beurteilen? Wie ihren Ruf vernichten?

Viktor Wernthaler las ihr die Gedanken von dem erröteten Gesichte ab. Ach, er kannte sie alle bis zum Überdruß, die Frauen, die Weltdamen und die kleinen Spießbürgerinnen, die es ihnen so gerne nachtun wollten, und die doch nicht über sich selbst hinauskonnten. Wie gern hätte er einmal ein Nein gehört! Aber er wußte es im voraus, die hübsche Frau Sanitätsrat würde ihre Sucht, einmal etwas zu erleben, nicht besiegen und ihm nach Gardone folgen. Eigentlich lag ihm gar nichts daran. Er hatte noch den Fuß in der Schlinge, und es machte ihm Mühe genug, ihn herauszuziehen. Wozu sollte er sich in ein neues Abenteuer stürzen, ehe das alte sein Ende gefunden? „Das war nur so eine Idee von mir, gnädige Frau. Ich bitte, daß Sie sich in Ihren Dispositionen nicht stören."

„Oh, ich kann frei über mich verfügen."

Warum sollte sie nicht auch das Leben genießen? Cölestine Haberland und hundert andere Frauen taten dasselbe.

Ein gelangweilter Zug flog über Wernthalers Gesicht. Wenn die kleine Spießbürgerin durchaus wollte! Zum zweitenmal ließ er sich nicht fangen. Nein, einmal mußte man durch Schaden klug werden.

„Darf ich vielleicht ein Zimmer für Sie im Excelsior bestellen? Oder zwei? Falls Fräulein Scholl mitkommt?"

„Nein, danke, ich werde froh sein, einmal ohne meine Gesellschafterin die Welt zu genießen."

Sie waren langsam nach der Stephaniepromenade im Plaudern promeniert, und dort kam ihnen Kamilla Scholl entgegen. Gemeinschaftlich wanderte man zum Lunch zurück.

Wernthaler amüsierte es. Frau Amanda erzählte nicht eine Silbe, daß sie ebenfalls einen Ausflug nach Gardone plane. Natürlich, der Nimbus des Geheimnisvollen durfte nicht fehlen.

„Nun, wie ist's, darf ich auf Sie rechnen, meine gnädige Frau", fragte Viktor Wernthaler, als er sich nach dem Lunch im Vestibül des Hotels von Frau Amanda verabschiedete.

Wenn noch ein letzter Rest von Zweifel in ihr gewesen, er schwand vor dem werbenden Blick des Mannes, der Feuergluten in ihre Adern goß.

Es war nicht Wernthalers Absicht, Frau Amandas Herzensruhe zu stören. Er befand sich wieder einmal in einem Stadium, da ihm die schönsten Frauen der Welt gleichgültig waren, aber er war sich selbst gar nicht bewußt, wie verführerisch seine ganze Art wirkte, wenn er mit einer Frau sprach. Das war immer ein Locken und ein Reizen in seinen schönen, dunklen Augen, in denen Verheißungen standen, von denen seine Seele nichts ahnte. In seiner Stimme lag ein weicher, schmiegsamer Klang von Natur aus, er war immer Romeo oder Mortimer, auch wenn er sich nichts dabei dachte.

„Ich komme", sagte Frau Amanda, und es war Entschlossenheit in ihrem Ton, Festigkeit in ihren sonst so sanften, friedlichen Augen. Sie wollte genießen, sie wollte ihr Erleben, sie fragte nicht nach der Welt und den Menschen. Was gingen die sie an? Sie mußte sich endlich einmal befreien von kleinlicher Rücksichtnahme, endlich mußte sie vor Toresschluß des Daseins höchste Werte ausschöpfen. Die schlafende Glut ihrer Sinne war erwacht, mochte kommen, was da wollte, sie hielt die Arme ausgebreitet, endlich das Glück zu empfangen, das ihr bisher hartnäckig versagt gewesen. „Morgen reise ich ab von hier."

„Ich werde Sie in Riva erwarten", sagte Viktor Wernthaler, dem die leidenschaftlich gewordene Frau Spaß zu machen begann. Warum sollte er der hübschen Frau Potiphar gegenüber den Joseph spielen? Er küßte ihre Hand, und Amanda empfand einen heißen Schauer über ihren Körper rinnen.

„Au plaisir de vous revoir!" Wernthaler rief es noch vom Wagen aus, und grüßend schwenkte er den Hut, als der Kutscher den Weg nach der Spitalbrücke einschlug.

Kamilla Scholl sah am anderen Morgen, als sie das Zimmer der Frau Sanitätsrat betrat, staunend auf die Unordnung, die auf Abreise schließen ließ. Wäschestücke lagen umher auf Tischen und Sesseln, Flaschen und Büchsen stan-

Digitized by Google

den bereit neben dem Necessaire, Kleider und Blusen hingen im Schrankkoffer, in dessen Schubfächern Frau Amanda eifrig räumte und ordnete.

„Ich mache einen kleinen Ausflug."

„Mit dem Gepäck?"

„Man kann nie wissen, und ich liebe es nicht, unterwegs in Verlegenheit zu kommen."

Kamilla schwieg betreten. Sie wußte nicht, was sie aus der Sache machen sollte. „Sie verreisen allein, gnädige Frau?"

„Ich verreise nicht," wehrte Frau Amanda ab, „ich mache nur einen kleinen Abstecher von hier aus." Ihr Gesicht trug einen ablehnenden, kühlen Ausdruck, denn die Fragen ihrer Gesellschafterin waren ihr peinlich. Ihre Lebensanschauungen hatten sich zwar von Grund aus gewandelt, aber so ganz hatte Amanda noch nicht die Höhe der Entwicklung erreicht, die ihr vorschwebte. Man streifte nicht von einem Tag zum anderen Grundsätze ab, in denen man groß geworden und die man ein Leben lang zur Richtschnur genommen hatte.

„Ich glaube, gnädige Frau, meine Dienste sind hier überflüssig geworden."

Amanda, die gerade mit der eingehenden Prüfung einer Chiffonbluse beschäftigt gewesen, wandte ihr Gesicht errötend ab.

Rücksichtslosigkeit lag nicht in ihrer Art. Im Grunde ihres Herzens war sie gutmütig und friedliebend, nur die Leidenschaft für Viktor Wernthaler und ihre wechselnden Phasen hatten sie ein wenig unliebenswürdig im täglichen Verkehr gemacht. Sie war innerlich beständig erregt, immer von Zweifeln geplagt, und dann wieder von Hoffnungen erfüllt, und sie fühlte, daß ein Mädchen wie Kamilla Scholl sie verurteilen mußte.

„Nein, nein, ich bin in wenigen Tagen zurück, ich gebe mein Zimmer im Hotel nicht auf. Bitte erwarten Sie mich hier."

„Und darf ich Ihr Reiseziel nicht erfahren, gnädige Frau?"

„Oh, ich wünschte längst einmal den Gardasee zu sehen." Frau Amanda legte duftige Battisttüchelchen in ein parfümiertes Sachet und versuchte möglichst unbefangen auszusehen.

Ah, Kamilla Scholl hatte sofort begriffen. „Gnädige Frau, ich möchte nicht aufdringlich scheinen, aber wäre es nicht richtiger, wenn Sie diesen kleinen Ausflug in meiner Gesellschaft unternähmen?"

So rasch wie Kamilla zuvor das Unausgesprochene begriffen, so rasch verstand Amanda, daß in dem Vorschlag ein gewisser Tadel lag, und, wie sie sich in ihrer Aufgeregtheit sagte, eine Bevormundung, die sie nicht dulden durfte. „Ich wüßte nicht, aus welchem Grunde."

„Liebe, gnädige Frau, ich bitte Sie, die Motive, die mich bewegen, nicht mißzuverstehen, aber es geht unmöglich, daß Sie diese kleine Reise an den Gardasee allein unternehmen."

„Ich bin alt genug, zu wissen, was ich tue und was ich lasse."

„Sicher, ich würde nicht wagen, es anzuzweifeln, aber —"

„Nun — aber —"

„Sie werden Herrn Doktor Wernthaler dort treffen?"

„Wir haben uns sogar verabredet, Sie sehen, Fräulein Kamilla, ich mache gar kein Hehl daraus. Die ganze Welt kann es erfahren, sämtliche Gäste im Hotel."

„Das geht nicht, gnädige Frau — unmöglich! Ich habe Ihrem Herrn Bruder versprochen, daß —"

Kamilla konnte nicht ausreden, denn Frau Amanda unterbrach sie: „Was haben Sie — ich hörte wohl nicht recht — Sie haben meinem Bruder versprochen — was haben Sie ihm versprochen? Sie korrespondieren hinter meinem Rücken mit ihm? —Bin ich denn ein Kind, daß man mich überwacht? Und Sie, gerade Sie, wollen die Sittenrichterin spielen?" Frau Amanda lief aufgeregt im Zimmer hin und her. Sie legte ein Paar Handschuhe in den Schub des Koffers und nahm sie wieder heraus, ohne zu wissen, was sie tat. „Am Vormittag lustwandelten Sie mit Herrn Königsreiner, und am Nachmittag mit Herrn Doktor von Alberti. Mit jenem sind Sie befreundet, mit diesem nicht verlobt. Meinen Sie, daß sich das für Fernstehende so h"bsch ansieht? Ich habe zu allem geschwiegen, aber glauben Sie, mein Fräulein, daß Sie Ihren Pflichten als Gesellschafterin so ganz und gar gerecht geworden sind? Ein junges Mädchen, das sich mit dem Millionenwitwer öffentlich zeigt, muß schon sehr erhaben

Digitized by Google

über das Urteil der Welt sein, — und Sie, gerade Sie, wollen zu Gericht sitzen über mich? Hat Herr Doktor von Alberti Ihnen nicht anvertraut, wie er zu seinen Millionen gekommen ist? Seine verstorbene Frau war schwachsinnig, und er nützte seine suggestive Macht über die Kranke aus, um sich in den alleinigen Besitz ihres Vermögens zu setzen. Die Verwandtschaft hat das Nachsehen, denn das Testament, das Doktor Alberti aufsetzen ließ, ist unanfechtbar. Er als Jurist verstand sich auf die notwendigen Kniffe. So, das ist der Millionenwitwer, der wie ein Prinz im eigenen Auto in Meran herumfährt, dem sie schmeicheln, wenn er es hört, und hinter dem sie flüstern und raunen, wenn er den Rücken kehrt. Das ist der Mann, den Sie lieben."

Kamilla fühlte: es war die Wahrheit, die sie vernahm.

„Gnädige Frau, ich möchte mich von Ihnen verabschieden. Sie haben recht, ich habe meine Pflichten als Gesellschafterin nur sehr mangelhaft erfüllt. Es tut mir leid, daß es so war — ich hätte mit meinem Herzeleid für mich allein bleiben müssen, mein eigenes Erleben beschäftigte mich zu sehr, als daß ich der Aufgabe hätte gerecht werden können, die ich übernahm. Ich war Ihnen Offenheit schuldig. Ich hätte sagen müssen, daß ich nur in die Ferne ging, um zu vergessen, um seelische Wunden heilen zu lassen. Aber es war nicht meine Schuld, daß Meran zum Schauplatz des Schlußakts in dem Drama wurde, daß Sie mit Ihrer Mitteilung beschleunigen halfen. Ich danke Ihnen aber dafür, gnädige Frau, daß Sie mir die Augen öffneten. Man ist immer zu leicht zur Blindheit geneigt, wenn es sich um die eigenen Angelegenheiten handelt."

„Sie wollen mich verlassen?" Frau Amanda war ehrlich erschrocken.

„Nicht, wenn Sie meiner bedürfen, gnädige Frau. Aber so, wie im Moment die Dinge liegen, würde ich Ihnen nur eine Last bedeuten. Als bezahlte Gesellschafterin habe ich meine Pflichten schlecht erfüllt. Vielleicht sind Sie mit mir zufriedener, wenn Sie die Freundin in mir suchen." Tränen rannen ihre blassen Wangen herab. Sie vermochte nicht länger, sich zu beherrschen. „Adieu, gnädige Frau —"

Amanda sah ihr schuldbewußt nach.

„Fräulein Kamilla, Fräulein Kamilla —"

Aber Amanda rüttelte vergebens an der Tür zum Nebenzimmer, sie war verschlossen und öffnete sich nicht. Was hatte sie getan?

Es blieb ihr keine Zeit zur Überlegung, denn der Liftjunge brachte ihr eine Depesche, die sie erregt auseinanderriß. Sie war von Viktor Wernthaler:

„Fra Angelico erwartet seine blonde Heilige an den Ufern des Gardasees. Ich küsse das Herz, das für mich schlägt."

Eine halbe Stunde später war Amanda reisefertig.

„Meine Zimmer bleiben zu meiner Verfügung", bestimmte sie eilig, als sie an der Loge des Portiers vorüberging.

„Und die Adresse der Gnädigen?"

Aber Frau Sanitätsrat Pirchholtz hörte nicht mehr, sie bestieg schon den Wagen, der sie zum Bahnhof fahren sollte.

Der Portier zuckte die Achseln. Dann blieben die einlaufenden Briefe einfach im Fach liegen, bis die Gnädige zurückkehrte.

Eine Stunde später kam abermals eine Depesche für die Frau Sanitätsrat, die diesem Schicksal sofort anheimfiel.

Cousine Emma Neuberg meldete darin die Ankunft ihrer Tochter Wally mit dem von München kommenden, um sechs Uhr fälligen Schnellzug.

Und zur selben Stunde, da Frau Amanda wenige Minuten vor Riva in den Spiegel sah und sich mit einer Miniaturquaste das Gesicht puderte, weil es ein wenig echauffiert schien, als Kamilla Scholl in ihrem bescheidenen Pensionszimmerchen tränenden Auges den letzten Brief an Theo von Alberti schrieb, entstieg Wally Neuberg einem Damencoupé zweiter Klasse und suchte auf dem kleiner Meraner Bahnhof ihre Tante Amanda, die sie seit ihrer frühesten Kindheit nicht mehr gesehen, und deren sie sich nur ganz undeutlich erinnerte.

Die Zeit verrann, der letzte Gepäckträger ging, mit Koffern und Taschen beladen, zum Ausgang nach der Stadt, der Zug fuhr auf ein anderes Gleis, und der Portier kam mit seinem Schlüsselbund, um die Zugänge zum Bahnsteig zu schließen. Doch keine Tante Amanda erschien, um die junge Verwandte in Empfang zu nehmen.

Digitized by Google

Wally Neuberg war zwar keine Großstädterin, wußte sich aber nichtsdestoweniger zu helfen. Sie ging mit ihrem Handtäschchen dem Gepäckträger nach und bestieg den Omnibus des Hotels Kronprinzessin Stephanie, der ihr durch seine Eleganz mächtig imponierte.

„Frau Sanitätsrat Pirchholtz? Ist verreist ohne Adresse zu hinterlassen. 103 und 104. Lift, fahren Sie die Gnädige herauf!"

Wally Neuberg sah sich erstaunt in dem Salon um, der alle Kennzeichen einer eiligen Abreise trug. Auf dem Schreibtisch und auf dem Teppich lagen bunt verstreut Papierschnitzel, ein paar lange Wildlederhandschuhe hingen über der Lehne eines Sessels, und ein seidener, mit Spitzen besetzter Unterrock, den Wally entzückend fand, kam aus dem halbgeöffneten Kleiderschrank hervor.

Sonderbar, höchst sonderbar, war doch diese Geschichte!

Tante Amanda lud sich Gäste nach Meran ein, und dann war sie einfach nicht da.

Fräulein Wally Neuberg begab sich in das Schlafzimmer ihrer Tante, machte Toilette, nahm zur Probe von all den Wässern und Cremes, die sie auf dem Waschtisch vorfand, und dann erwog sie in Muße die Sachlage.

Tante Amanda würde wiederkommen, das war zweifellos, denn sie hatte ihre Zimmer nicht aufgegeben. Also war das Ratsamste, sie in Meran zu erwarten. Fräulein Wally Neuberg setzte sich an den Schreibtisch, um ihren Eltern zunächst einmal ihre Ankunft in Meran zu melden, eine Aufgabe, die sie mit der zärtlichsten Gewissenhaftigkeit wohlerzogener Töchter erfüllte. Bei der Gelegenheit bewunderte sie die schöne Schreibmappe ihrer Tante und deren elegantes Briefpapier. Sie mußte eine sehr reiche Frau sein, dachte Wally mit einem kleinen Seufzer und fuhr in ihren sehr detaillierten Schilderungen, in den sogar der spitzenbesetzte Unterrock Erwähnung fand, fort.

Sinnend ließ sie den Blick auf den rosa Rosen ruhen, die in schlanker Kristallvase auf der Etagere des Schreibtisches standen, während ihre fleißige Feder ein paar Sekunden feierten.

Unter der Vase lag ein Papier, das wie eine Depesche aussah. Wally zog es hervor, faltete es auseinander und las mit sehr erstaunten Augen:

„Fra Angelico erwartet seine blonde Heilige an den Ufern des Gardasees. Ich küsse das Herz, das für mich schlägt."

Ob das ihrer Tante Amanda galt?

Diese unbekannte Tante Amanda begann Wally zu imponieren. Sie war sicher eine sehr interessante Frau! Merkwürdig, so war sie ihr in den Erzählungen ihrer Mutter nie erschienen.

Fräulein Wally verleibte den Wortlaut der Depesche sofort ihrem Briefe ein, den sie sehr befriedigt schloß.

* * *

Fräulein Wally, die sich inzwischen ohne ihre Tante in Meran umsah, ließ sich nicht träumen, daß ihr Brief der Anstoß zu einem sehr regen Depeschenwechsel geben sollte, den ihre Mutter während mehrerer Tage mit Fritz Ulrich führte, und dessen Endresultat die drahtliche Versicherung war: „Trete noch heute Reise nach Meran an. Emma."

Am Gardasee grünte und blühte es, aber Amanda sah nichts von der schimmernden Pracht. Sie saß am Fenster ihres Zimmers und sah mit erloschenen Augen hinaus in die Wunder der Natur.

Sie fühlte sich enttäuscht, verletzt, verwundet. Sie hatte gemeint, dem Glück entgegenzureisen, sie hatte in Seligkeit erschauernd das entscheidende Wort von Wernthalers Lippen erwartet. Seine letzte Depesche ab Riva hatte sie hoffen lassen, daß er endlich, endlich seiner Neigung zu ihr Ausdruck geben würde, den Ausdruck, den Amanda verlangen durfte, nachdem er sie wie ein sehnsüchtig Liebender an seine Seite gerufen.

Aber kühl und fremd hatte er sie empfangen. Er war nicht einmal sonderlich verbindlich gewesen, so daß sie im ersten Moment am liebsten wieder umgekehrt wäre.

Dann hatten sie gemeinsam soupiert, und unter dem Einfluß des Asti spumante hatte er seine sonstige Liebenswürdigkeit wiedergefunden, die jedoch nicht faszinierend wie früher auf Amanda wirkte.

Sie fühlte: das Spiel mußte so oder so ein Ende nehmen. Er war kein Jüngling und sie kein Backfisch mehr, daß sie tändelten und flir-

Digitized by Google

keten, ohne die einzige, letzte Konsequenz zu ziehen, die nach ihren Anschauungen die einzig mögliche war. Was glaubte er von ihr? Meinte er, sie würde weiter so mit ihm durch die Lande ziehen, etwa wie Cölestine Haberland mit ihrem sogenannten Reisekameraden? O nein! Amanda empfand es gar nicht, wie sehr sie sich mit jedem Tage wieder zur „Frau Sanitätsrat" zurückentwickelte, die alles Weltdamentum negierte, sobald die Grundsätze berührt wurden, nach denen sie ihr bisheriges Leben geregelt hatte. Wofür hielt Viktor Wernthaler sie, daß er mit ihr spielte, wie mit einer von jenen Frauen, denen die Männer weder Rücksicht noch Achtung zu schulden glaubten? Sie besaß auf diesem Gebiet nur sehr geringe Erfahrungen, denn daheim in der kleinen Stadt war keine Gelegenheit gewesen, sie zu vervollkommnen. Sie ahnte dunkel, daß sie ein Spielball der wechselnden Launen und Empfindungen eines Mannes geworden war, der die Macht, die er über sie besaß, mißbrauchte. War sie so wenig begehrenswert? Amanda fragte es sich voll Bitterkeit.

Fritz Brachmann hatte solange nicht das richtige Wort gesprochen, bis sie in die Fremde gezogen war, um die Leere in ihrem Innern zu betäuben. Die Reise nach Meran war ihr eine Reise ins Märchenland erschienen. Alles, was hinter ihr lag, schien abgefallen von ihr wie ein lästiges Gewand, ein neues Leben hatte für sie begonnen, so reich und farbig, wie sie es sich hatte niemals träumen lassen. Eine zweite Jugend war für sie herangeblüht. Ah, war nicht alles nur Täuschung Illusion gewesen?

Ein feiner Regen begann herniederzurieseln. Der blaue See war plötzlich in graue Schleier gehüllt. War's nicht ein Symbol ihres eigenen Daseins?!

Seufzend machte sie Toilette, um in den Saal herunterzugehen, wo bei ungünstigem Wetter der Fünfuhrtee eingenommen wurde.

Viktor Wernthaler erwartete sie bereits. Aber sein Anblick freute sie nicht mehr, sie fürchtete seine wechselnden Launen und seinen Sarkasmus, der sie verletzte, auch wenn er anderen galt. Sie hätte sich Flügel wünschen mögen oder jene Zaubergaloschen, von denen sie als Kind im Märchen gelesen. Dann wäre sie zurück in ihren stillen Garten geflogen, wo sie einst so glücklich und zufrieden gewesen war. Bis sie sich plötzlich eine innere Leere eingebildet hatte. Ach, und das stille, friedliche Heim gehörte ihr nicht mehr. Andere würden die Rosen „Königin Amanda" pflücken, andere würden das köstliche Spalierobst ernten und sie, sie irrte in der Welt umher, traurig, unglücklich und enttäuscht. Was tat sie hier, an des fremden Mannes Seite, in der Menschenmenge, die sie plötzlich mit Abneigung und Fluchtgedanken erfüllte?! Was wollte sie hier?

Viktor Wernthaler lächelte, aber es war ein böses Lächeln. Er ahnte den Gemütszustand der schweigsamen Frau, er wußte, daß sie sich bitter enttäuscht fühlte, aber er empfand weder Mitleid noch Reue mit ihr, denn ihr wurde nur, was sie selber hervorgerufen. Freilich, die Depesche, die er ihr nach Meran gesandt hatte?! Wie war er eigentlich darauf gekommen, ihr quasi eine Liebeserklärung zu machen? Er begriff sich selber nicht. Er, der nach Gardone gereist war, um von hier aus die Beziehungen zu einer anderen Frau zu lösen?! Ob diese kleine Frau Sanitätsrat wirklich geglaubt hatte, daß er sie heiraten würde? — Eine böse Lust stieg in ihm auf.

Viktor Wernthaler gelang bei Frauen immer, was er erstrebte. Er faszinierte sie, sobald dies in seinem Willen lag. Donnerwetter, man konnte auch spröde tun, so richtig die Spießerin aus der kleinen Stadt herauskehren?!

Aber gerade Frau Amandas ablehnende Haltung reizte ihn, und er ließ auf sie ein Brillantfeuerwerk seiner sprühendsten Unterhaltung niedergehen, bis es ihm gelang, sie fortzureißen.

„Madonna, wenn ich malen könnte, malte ich immer nur dich! Gewänder müßtest du haben wie die Engel auf den Bildern des Fra Angelico! Komm, gehen wir nach Florenz, dort will ich dir zeigen, wo der fromme Bruder lebte, dessen Heiligkeit mich in meinen Träumen umschwebt. Löse dein blondes Haar — — —"

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die blaue Blume / Roman von Bruno Wölfing

(Schluß.)

Else plauderte heiter: „Erinnern Sie sich noch eines Sonntags nachmittags, Herr Möninghoff, wo Sie vor vielen, vielen Jahren mit einem jungen Ding am Kanal entlang gingen?"

Möninghoff nickte. „Ich habe es nicht vergessen. Ein feiner Novembernebel hing in den Bäumen, und in der Ferne begannen die Glocken zu läuten."

Else lachte lustig. „Wissen Sie," sagte sie mit komischer Würde, „damals haben Sie mir einen mächtigen Eindruck gemacht. Ich hielt Sie für einen Dichter damals, huh, und unter einem Dichter stellte ich mir etwas ganz Besonderes vor. Und in Wirklichkeit sind die Poeten auch Menschen."

Möninghoff schien mit gerunzelter Stirn etwas nachzusinnen.

Else aber fuhr fort, indem sie langsam so nebeneinander hergingen, lustig zu plaudern. „Mein Mann", sie betonte diese Worte ein wenig, „hat mir oft erzählt von Ihnen. Ich weiß auch, daß Sie in Italien gewesen sind. Morgen schon werde ich nun auch in Venedig sein. Wir haben im Kalender nachgesehen, es ist sogar Vollmond. Ob es wirklich so schön ist?"

Möninghoff verzog überlegen die Lippen. „Ich kenne Venedig zu genau. Ich liebe es nicht mehr, überhaupt Italien nicht. Es wirkt alles auf mich wie Theaterdekoration oder ein veraltetes heroisches Landschaftsbild. Es kommt mir vor, als sei alles für die Baedeckerfreuden so dahin gemacht. Mir gibt, offen gestanden, die Gegend von Jüterbogk oder Luckenwalde mehr originelle Stimmung. Auch kann man die Langeweile eigentlich mit weniger Prätention zu Hause haben!"

„Sie sind abscheulich!" sagte Else. „Sie wollen mir nur den Spaß verderben. Übrigens sollte ein Dichter doch überhaupt nichts langweilig finden."

„In ein paar Tagen muß ich auch hinunter nach Italien", sagte Möninghoff müde. „Wegen eines alten Druckes von Pietro Arentino für meine kulturhistorische Bibliothek. Ich bliebe, offen gestanden, lieber in Berlin."

„So bleiben Sie doch!" sagte Else fast spöttisch und zog seinen Arm leicht aus dem seinen. „Warum wollen Sie denn den Unglücksraben spielen an meinem Freudentage? Tanzen wir doch lieber!"

Möninghoff machte gehorsam eine etwas steife Verbeugung, und Else legte ihre Linke auf seine Schulter. Er hätte gern noch etwas Überlegenes gesagt, aber er hatte doch plötzlich erkannt, daß er nicht mehr den schmachtenden Backfisch von damals vor sich hatte, sondern ein lebensvolles junges Weib, das kühl seine melancholischen Philosopheme beiseite schob.

Er versuchte zu tanzen, obwohl er nicht recht in Takt kam, und mehrmals von neuem beginnen mußte. Und einmal wäre er dabei von Eva Rosenbaum, die mit Benno Raben vorüberwirbelte, beinahe umgetanzt worden, und nur mühsam brachte er seine Tänzerin einmal herum im Saal.

„Das Tanzen ist Ihre Stärke nicht?" fragte Else, endlich lachend, nach dem vergeblichen Mühen an die Seite tretend.

„Ich bin nicht gewohnt, in Deutschland zu tanzen, in Paris . . ."

„. . . und in Rhodus geht es besser!" unterbrach Else.

Mit dem Gefühle unangenehmer Beschämung geführte Möninghoff Else ihrem Gatten wieder zu, sah dann, an eine Säule gelehnt, hinein in das wirbelnde Treiben, und beobachtete nur noch mit einem Seitenblick, wie das junge Paar den Saal verließ. Mochten sie gehen, mochten sie, wie alle Spießbürger, nach Italien fahren! Wie lächerlich — eine Hochzeitsreise!"

Käte Arendt trat zu dem Einsamen. Sie sah vom Tanze angeregt, jugendlicher und frischer aus als gewöhnlich.

„Haben Sie schon gehört?" rief sie dem Dichter zu, der ihr wehmütig entgegenblickte.

Möninghoff wies mit müder Geste auf ein paar Stühle in der Nähe, und dort setzten sie sich beide.

Die Lehrerin und Brettlkünstlerin aber erzählte nun, eifrig mit ihrem großen Fächer sich Kühlung zuwehend, ihre Geschichte. „Ein gemeiner Mensch!" rief sie ein über das andere Mal aus. „Ein niedriges Individuum, ich habe das immer gesagt! Aber noch mehr schuld hat

Digitized by Google

ganz sicher diese Laskowska. Gräfin Cech! Ein schöner Graf wird das gewesen sein! Ein Gottesglück nur, daß ich meine Lehrerinnenstelle noch nicht aufgegeben habe, sonst könnte ich morgen in die Spree gehen!"

Möninghoff betrachtete sie mit vornehmem Lächeln. „So erzählen Sie doch, bitte, einmal der Reihe nach!" bat er.

Die Arendt klappte ihren roten, mit Pfauenfedern bemalten Fächer zusammen, um ihn freilich gleich wieder zu öffnen. „Was ist da groß zu erzählen? Der Kerl, dieser Pole, ist durchgegangen mit diesem Frauenzimmer, der Laskowska!"

Möninghoff mußte trotz seiner bitteren Stimmung lachen, als er in das Gesicht der Lehrerin sah, das sich drohend verzerrte.

„So seien Sie doch froh, daß Sie ihn los sind, wenn er ein so gemeiner Mensch ist!" spottete er.

Fräulein Arendt starrte den anderen an. „Aber begreifen Sie denn nicht, Herr Möninghoff? Er hat ja die ganze Kasse mit!"

„Ach so!" lachte der Dichter.

In die Augen der Lehrerin aber traten ein paar Tränen, die sie freilich gleich wegwischte. „Ich habe auch noch dazu gegeben, was ich für ein Schmuckstück erlöst hatte, das das einzige Erbe war, was mir geblieben ist von meiner Großmutter, die eine geborene von Arnim war. Und auch Frau Orvieto hat ihr Geld verloren, alles, ihr letztes! Sie ist in Verzweiflung und kann betteln gehen. Und dann zu denken, daß dieser Schurke . . ., oh, ich habe es geahnt. Alle Gewänder, alles, was da war, sogar Bertrams Gitarre, alles hat er gestern zu Geld gemacht und ist damit verschwunden."

Wieder kamen der erbitterten Frau die Tränen.

„Nun, und durch die Polizei sind die beiden Polen auch nicht zu fangen?" fragte Möninghoff, dem die Situation etwas peinlich zu werden begann.

Käte Arendt holte einen zerknitterten Brief hervor und reichte ihn dem Dichter. „Lesen Sie, was der Pollack da schreibt!" sagte sie, krampfhaft hustend, um die Tränen zu bekämpfen.

Inzwischen hatte die Musik wieder eingesetzt, und im Saale formierte man sich zu einer Quadrille. Möninghoff suchte die etwas allzu kühne Schrift des Polen zu entziffern.

„Teuerste Iduna!" hieß es in dem Schreiben. „Ich kann Ihnen nur kurz die Mitteilung machen, daß ich heute mit der Gräfin Cech Berlin verlasse, da es mir unmöglich ist, länger in dieser elenden Stadt meine Rolle, vor der mir selber graut, noch weiter zu spielen. Ich kehre zurück in meine Heimat, um die Erfahrungen meines vielbewegten Lebens jetzt im Dienste meines unglücklichen Vaterlandes zu verwerten. Um das zu ermöglichen, habe ich an mich genommen, was ich fand. Ich tat es ohne Gewissensbisse, denn es soll einem heiligen Zwecke dienen. Mein Volk dankt es mir vielleicht einmal. Ich habe natürlich nicht das geringste dagegen, daß Sie das Kabarett, welches ja meine Erfindung ist, auch ohne mich weiterführen; ich wünsche Ihnen sogar alles Glück dazu! Nur noch eins aber: Sollten Sie aber Schritte beabsichtigen, mich polizeilich zu fassen, so muß ich Ihnen, so leid es mir tun würde, die Mitteilung machen, daß ich Ihre vorgesetzte Behörde in diesem Falle benachrichtigen würde, was Sie, verehrtes Fräulein, in Ihren Mußestunden getrieben haben. Desgleichen würde ich auch mit interessanten Details über das Privatleben der Herren Bertram und Grotegg, von Frau Orvieto und den übrigen nicht zurückhalten. Also Auge um Auge! Mit bestem Gruße K."

Möninghoff gab das Blatt zurück. „Ein gemeiner Kerl", sagte er. „Ich habe es immer gedacht, besonders, wie er sich neulich mir gegenüber benommen hat, ist gar nicht zu entschuldigen!"

„Was bleibt einem da übrig, als zu schweigen! Grotegg und Bertram meinen es auch", seufzte die Lehrerin.

„Ha," diese Laskowska," fuhr sie dann plötzlich leidenschaftlich fort, „eine so verrostete Existenz! Wir haben jetzt in Erfahrung gebracht, daß dieser Graf Cech, mit dem sie in Paris sich hat trauen lassen, ein ganz jämmerlicher Kerl gewesen ist, ein lumpiger Bohémien! Was ich mir für solch einen Adel kaufe! Meine Mutter war auch eine Enkelin eines Grafen." — Sie legte stolz den Kopf zurück und fächelte sich mit einer Grandezza, als hätte sie niemals für Bohéme geschwärmt und wäre nie in ihrem Leben auf einem Überbrettl aufgetreten.

Digitized by Google

Möninghoff, der sie ansah, mußte lächeln. „Nun, da Sie heute abend aber dennoch tanzen, so scheinen Sie den Verlust der Bühnenkasse doch überwunden zu haben."

„Ja, die Toilette war einmal besorgt; auch hatte ich Furcht, allein zu Hause zu bleiben, weil ich mir vielleicht ein Leid angetan hätte. Eigentlich bedauere ich am meisten die arme Orvieto, deren letztes Geld jetzt draufgegangen ist, und Bertram. Seine Frau gleicht einer Mumie. Sie haben Sie doch auch einmal gesehen, Herr Möninghoff. Wenn ich an Frau Bertram denke, bin ich froh, daß ich nicht geheiratet habe. Und sie war wirklich eine feine Frau. Aber so ist das Leben, traurig, traurig!" Und mit tiefsinnigem Ausdruck blickte sie hinab in den Saal, wo eben Moulinet getanzt wurde.

Als sie noch so saßen, trat plötzlich Herr Triebschen zu den beiden. Er war jetzt ganz weiß, hatte aber eine frische Gesichtsfarbe und sah, vom Wein und dem Festzauber erhitzt, ganz jugendlich aus.

„Nun, die Herrschaften tanzen nicht?" fragte er, die Hände reibend.

„Ich mußte vorhin erkennen, daß ich der deutschen Art des Tanzens ganz entfremdet bin", sagte Möninghoff, ein wenig näselnd.

Triebschen lehnte sich an eine Säule. „Ja, ich sah vorhin, daß Sie mit meiner Tochter nicht recht zusammenstimmten", sagte er und beobachtete scharf Möninghoffs Gesicht, in dem jedoch keine Muskel zuckte. Starr, wie ein griechisches Marmorbild, blickte der schöne Frithjof hinab in den Saal.

„Wer soviel Sinn für die Kunst jeder Art hat, wie Sie, Herr Möninghoff, sollte wirklich die Tanzkunst nicht ganz vernachlässigen", fuhr Triebschen fort, der gern mit dem Dichter etwas angebunden hätte.

„Ich genieße von hier oben das Bild der durcheinandergleitenden Paare als ein Schauspiel", sagte Möninghoff kühl. „Ich finde, daß das ein höherer Genuß ist, als sich dort unten zu erhitzen und zu plagen. Im Grunde ist das derselbe Standpunkt, den ich auch dem Leben gegenüber eingenommen habe."

„Nur etwas langweilig auf die Dauer", spottete Triebschen.

„Ha, ja mitzuwirbeln, sich mitreißen zu lassen, das ist das schöne, alles vergessen um sich!" rief die Lehrerin und fächelte sich eifrig.

„Ich liebe es nicht, Komödiant zu sein auf der Bühne des Leben; ich ziehe meinen Logenplatz vor", sagte Möninghoff.

Der Kaufmann machte eine rasche Bewegung. „Verzeihen Sie, wir sind keine Komödianten, wir anderen alle. Das meinen nur Sie, die sich die Welt als ein Theater vorstellen."

„Das wäre eine Auffassung, die ich mit Belegen aus Shakespeare, Goethe und vielen anderen stützen könnte", lächelte Möninghoff.

„Na, so autoritätengläubig bin ich nicht!" rief der Kaufmann. Dann, mit einer kurzen Verbeugung, ging er weiter. „Viel Vergnügen, meine Herrschaften!"

„Ein unangenehmer Mensch!" sagte Möninghoff zu Fräulein Arendt.

Diese hatte sich inzwischen erhoben und wollte jetzt in den Saal hinabsteigen. „Ich muß tanzen," sagte sie, „meinen Ärger betäuben! Ha, diese Laskowska, ich könnte sie ermorden!"

Möninghoff jedoch fand, als er allein so gelassen war, daß die Musik, das Kreischen der Klarinetten und der Lärm der Trompeten, ebenso wie das allzu grelle Licht des Saales seine Nerven angriffen, und so zog er sich, da er noch nicht ganz verschwinden wollte, etwas in einen kleinen Nebenraum zurück.

Hier war es kühler, der Lärm des Saales klang nur gedämpft herein, und überflüssiges Publikum war auch nicht da. Gelassen setzte sich Möninghoff auf einen Sessel, zündete sich eine Zigarette an und sah dem Qualm zu, der in seltsamen Figuren in der Luft zerging. Das leise Tönen der entfernten Musik regte seine Gedanken an, ohne zu stören.

Nur kurz dachte er an seinen mißglückten Tanz mit Else. Im Grunde war es ja gleichgültig, aber er hätte ihr doch ganz gern ein paar eindrucksvolle Worte an diesem Tage gesagt. Er hatte sich das so schön ausgemalt vorher, aber warum dem nachtrauern? Er liebte diese Heiterkeit nicht, fand es sogar ein wenig geschmacklos, an einem so feierlichen Tage so ausgelassen zu sein. Er hatte immer gedacht, Bräute müßten eine angenehme Melancholie zur Schau tragen. Na, auch gut! — Und mit einer Handbewegung, die den blauen Rauch in der Luft ge-

Digitized by Google

waltig erschütterte, schien Möninghoff diese unangenehmen Gedanken wegjagen zu wollen.

Dann dachte er an Jörgens. Die Leute sagten, er hätte sein Glück gemacht; fades Gerede. Glück, was war überhaupt Glück? Daß er jetzt mit seiner Goldelse nach Italien reisen durfte? Geschmacklos! Möninghoff empfand eine unsagbare Verachtung gegen das Glück im allgemeinen, und besonders gegen das Geld. Überhaupt, da er sich ja nie darum hatte zu plagen brauchen, verachtete er den Mammon ganz gründlich. Und was Jörgens sonst gefunden hatte? Liebe? Solches Kochtopfsentiment! Ein paar Jährlein würde der neue Ehemann Schäfer spielen, vielleicht Kinder bekommen und noch mehr Geld zusammensparen. Möninghoff verzog die Nase bei dem Gedanken an kleine Kinder. Er liebte so etwas nicht. Windeln und Wäsche, ekelhaft! Und sonst würde das Dasein des guten Jörgens Arbeit sein, Arbeit, die eigentlich keinen Sinn hatte.

Hier stockten Möninghoffs Gedanken eine Weile. Die Musik rauschte stärker herein und weckte allerlei weiter abgelegene Erinnerungen auf. —

Was war nun eigentlich dieses Leben, von dem an soviel Redens machte! Eine Farce, ohne Schlußeffekt! Ein paar Torheiten und Träume! Ah! „Que la Vie est quotidieme!“ Auch, daß er einmal Verse geschrieben hatte, war eine solche Torheit gewesen? Für wen? Was hätte das Leben denn überhaupt zu bieten gehabt? Hatte ihm nicht alles offen gestanden? Nichts hatte gefehlt. Niemals war ihm ernsthaft etwas in die Quere gekommen! Und trotzdem! War dieses sogenannte Leben wirklich wert gewesen, daß man sich jahrzehntelang herumtrieb auf der staubigen Erde? War nicht alles schal und eitel? Pah, es war eine unnütze Plage, die man seinen Eltern machte mit seiner Geburt! —

Seine Gedanken wanderten weiter. Er erinnerte sich einiger Abende aus dem längst vergangenen Verein. Wie hatte man sich dort den Kopf heiß geredet mit großen Worten! Torheit alles! Und Eva Rosenbaum? Was war sie? Doch auch nur ein Weib, ein Weib, die vielleicht berauschen konnte, nachher aber nur Schalheit und Katzenjammer zurückließ. Sie schreibt jetzt Gedichtbücher! Lächerlich, ganz unglaubhaft lächerlich! — Und in der Tat konnte in diesem Augenblick Möninghoff nicht begreifen, wie es Menschen geben konnte auf der Welt, die Gedichtbücher schrieben. —

Trotz aller dieser traurigen Gedanken jedoch fühlte er sich eigentlich dennoch recht behaglich, wie er so in seinem bequemen Sessel saß und seine ägyptische Zigarette rauchte. Er stand über all dem hohlen Zauber, den man das Leben nannte. Ihm war der Schleier von den Augen gefallen, längst, längst. Eigentlich war seine Rede vom heutigen Abend, worin er Else als die blaue Blume des guten Jörgens gefeiert hatte, doch eine geistreiche Ironie gewesen. Und wahrscheinlich hatten all diese guten Leute das ernst genommen. Lächerlich, auch das! Er würde das Grotegg erzählen! Der verstand das. Er konnte ihn jetzt ja ganz engagieren; es war gut, daß das Kabarett einging, so wurde der ja frei.

Übrigens mußte der Tanz im Saale längst zu Ende sein. Die Musik hatte aufgehört, und nur von Schritten und Sprechen drang ein matter Lärm herein. Plötzlich jedoch erschien eine Gestalt in der Tür des kleinen Raumes, in dem Möninghoff saß.

Es war Benno Raben, der, vom Tanze erhitzt und sich eifrig, mit dem Taschentuche fächelnd, einen kühlen Ort suchte, um sich etwas zu erholen.

„Ah, Sie haben sich hier ein kühles Plätzchen ausgesucht, Herr Möninghoff. Das Tanzen macht unangenehm heiß.“

„Ich liebe es nicht, mich zu echauffieren“, sagte Möninghoff. „Es ist etwas plebejisch.“

Benno Raben lachte. „Wenn man danach gehen wollte, dürfte man überhaupt kaum etwas tun, außer sich langweilen! Ich feiere Feste mit, wenn ich einmal dabei bin. Es ist doch peinlich, der einzig Nüchterne bei so etwas zu sein! Alles, was wir ernsthaft treiben, wird uns ja schließlich interessant. Selbst solche Bälle, obwohl ich kein Gesellschaftsmensch bin. Kennen Sie diese Frau Rosenbaum, die unter dem Namen Anadyomene Gedichte herausgegeben hat?“

Möninghoff schüttelte den Kopf. „Ich kannte sie einmal.“

„Ein rassiges Weib!“ sagte Raben. „Ich habe mich lange nicht mehr so glänzend unterhalten. Sie sollten auch etwas tun, um hineinzu-

Digitized by Google

kommen in die Illusion; man bleibt nachher schon darin."

Möninghoff reichte dem anderen das Zigarettenetui. „Sie nehmen nicht? Schade! Darf ich Sie übrigens darauf aufmerksam machen, daß Ihre Binde sich etwas verschoben hat."

Raben trat vor den Spiegel und ordnete den Fehler. „Danke!" sagte er.

Möninghoff aber nahm die letzten Worte des anderen wieder auf. „Sie sagten eben Illusion. In der Tat, das ganze Leben ist Illusion. Und die Kunst ist, darin bleiben zu können. Aber allmählich wird man zu gescheit dazu. Kennen Sie die Anekdote von Feuxis und Parrhasios! Mir scheint, ein tiefer Sinn scheint darin zu liegen. Der eine der beiden hatte einen Vorhang gemalt, so echt, daß der andere schließlich bat, er solle doch endlich den Vorhang wegziehen, damit man das eigentliche Bild sehen könne. Aber es war nichts dahinter. Der gemalte Vorhang selber war das Bild. So ist's mit dem Leben gerade! Es ist ein Vorhang, hinter welchem wir Ungeheures und Bedeutendes vermuten, und schließlich ist nichts dahinter, nichts, nichts, nichts!"

Raben war indessen, etwas gelangweilt von der Philosophie des anderen, an das Fenster getreten und hatte die Flügel geöffnet.

„Welch herrliche Luft", sagte er.

Möninghoff trat neben ihn und sie schauten beide hinaus. Es war Nacht, eine warme, milde Frühlingsnacht. Drunten dehnte sich einer der belebtesten Plätze der Weltstadt, jetzt von mächtigen Bogenlampen mit bläulichem Glanze übergossen. In Scharen strömten noch immer die Menschen, dunkle Droschken rollten vorüber und bunte Straßenbahnwagen, und nur manchmal klang ihr helles Läuten durch den dumpfen Lärm des übrigen. Ein Regen mußte vor kurzem niedergegangen sein, denn das Pflaster glänzte feucht, und von dem frischen Grün der Bäume, die vor dem Hause standen, strömte eine würzige Luft zu den beiden herein.

„Ich glaube, es ist nicht immer Klugheit, sondern oft Schwäche, wenn man nicht mehr in die Illusion des Lebens kommen kann", sagte endlich Raben.

Möninghoff lächelte mit unendlicher Ironie. „Ah, Sie glauben noch an die blaue Blume?" fragte er spöttisch.

Raben atmete mit vollen Zügen die würzige Luft der Frühlingsnacht ein. „Nicht nur an eine blaue Blume glaube ich, sondern an hunderttausende. Die Welt ist ja so übervoll von herrlichen Dingen. Wir, wir selber schaffen uns ja doch die Werte! Wir geben den Dingen ihren Wert, und nur ein Schwächling tut das nicht; nur einer, der nichts anzufangen weiß mit dem Leben. Was ist Wahrheit, was Schein? Alles ist beides, nur an uns liegt es! Wir sind die Richter über die Dinge, auf das Wirken allein kommt es an!"

Um Möninghoffs schöne Lippen schwebte noch immer das feiner Lächeln. „Man merkt, daß Sie noch jung sind, Herr Raben. Wenn Sie das Leben einmal genauer kennen, werden Sie anders denken."

Raben wandte den Kopf über die Schultern zurück und lachte dem anderen ins Gesicht. „Aber was würde das besagen? Es ist ja möglich, daß auch ich einmal alt und klapprig sein werde, und mutlos dastehe den Dingen gegenüber! Aber ist denn darum das, was ich heute bin, weniger wert? Jugend und Kraft, die machen die Welt, nicht das Alter und seine sogenannte Weisheit. Alles, was in der Welt an Großem geschehen ist, das ist durch die Kühnheit und den Mut der Jungen und Starken geschehen, nie durch die Weisheit der Alten!"

„Sie sind ein Romantiker!" sagte Möninghoff, und es war ihm, als hätte er den anderen abgetan mit diesem Worte.

Raben trat jetzt vom Fenster zurück und strich sich die weißen Handschuhe glatt. „Der Tanz drinnen geht gleich wieder los. Ich habe Frau Rosenbaum gebeten, da will ich nicht fehlen. Sitzt meine Binde gut? Danke, nun amüsieren Sie sich noch herzhaft, Herr Möninghoff!"

Dieser sah ihm spöttisch nach: „Unreifer Knabe!" dachte er.

Wieder begann jetzt im Saale die Musik und auch zu Möninghoff drangen die rauschenden Rhythmen des Walzers herein. Noch immer stand der Dichter am Fenster und sah brütend in die Nacht hinaus.

Ja, auch er hatte einmal geglaubt und gehofft, aber es reizte ihn jetzt nichts mehr. Das Leben war vorübergeglitten, einförmig und langweilig. Was lag daran? Im Grunde lohnte es die Mühe noch nicht, daß man trauerte darum.

Digitized by Google

Als er später, da ihm der Platz am Fenster doch zu kühl war auf die Dauer, wieder zurückkehrte in den Tanzsaal, war gerade Pause. Man stand oder saß in Gruppen und plauderte. An einer Säule lehnte Professor Max Stern und plauderte eben mit Fräulein Arendt. Möninghoff schritt auf die beiden zu.

„Ein wahrhaft unersetzlicher Verlust für das Berliner Kunstleben, daß die ‚fleur bleue' verkracht ist!" rief Stern dem Dichter schon von weitem entgegen, ein wenig blinzelnd hinter dem goldenen Kneifer.

Möninghoff nickte ironisch.

Professor Stern aber fuhr in seinem Kennertone fort: „Am lustigsten finde ich das Pathos des guten Polen. Nationale Zwecke! Ja, er wird in Paris oder sonstwo das Geld durchbringen und dabei große Phrasen von Patriotismus im Munde führen. Vielleicht erscheint ihm auch das schon als nationale Heldentat, daß er ein paar dumme Deutsche geprellt hat. Es kommt alles nur auf den idealen Standpunkt an."

„Er war ein ganz gemeiner Mensch!" rief Fräulein Arendt mit dem Brustton innersten Wissens.

Stern zuckte mit der Miene des Mannes, den nichts mehr wundern kann, die Achseln: „Ein pathologischer Fall. Man hat so etwas oft. Diese Arbeitsscheu setzt einen gewissen Defekt im Gehirn voraus, der sich anatomisch nachweisen läßt. Landstreicher, Bummler aller Art gehören in diese Kategorie. Das einzige, was mich überrascht, ist, daß sein Diebstahl verhältnismäßig unter komplizierten Umständen ausgeführt wurde. Da steckt die Laskowska dahinter. Leute von Kryzanowskis Schlage wagen nie etwas, wie zum Beispiel auch ein Landstreicher sich nie zu einem Einbruch etwa aufrafft. Höchstens, daß solche Typen ein wenig Wäsche am Wege stehlen."

„Sie meinen also auch, daß es nicht ganz richtig mit seinem Gehirn ist?" fragte Möninghoff. „Ich dachte mir schon so etwas. Er insultierte mich neulich ohne jeden Grund aufs infamste."

„Sind Sie übrigens gestern im Theater gewesen?" fragte jetzt Stern den Dichter.

„In dem neuen Werk von Rex? Nein! Rex interessiert mich nicht mit seinen künstlerischen Erzeugnissen. Ich finde, es fehlt all seinem Schaffen die — nun, wie soll ich sagen —, die überlegene Linie."

Stern schüttelte den Kopf. „Das neue Stück ist gut, sehr gut sogar. Ich habe selten ein so ergriffenes Haus gesehen."

Möninghoff wollte eben eine ironische Bemerkung über die Rede an Abels Grab loslassen, da unterbrach ihn die Arendt, die mit dem Fächer nach dem Podium, wo die Musik saß, hinweisend ausrief: „Sehen Sie dort, ist das nicht Bertram? Er steht jetzt ganz vorn mit der Geige, er will etwas spielen."

In der Tat war am andern Ende des Saales Bertram zu dem Orchester hinaufgegangen, hatte sich von einem der Musiker eine Geige geben lassen und war jetzt vorgetreten, so daß man im ganzen Saal aufmerksam wurde auf ihn.

„Er ist total besoffen offenbar", meinte Stern.

Bertram aber, der inzwischen gestimmt hatte, schob jetzt die Geige unter das Kinn und begann mit wilden Arpeggien über alle vier Saiten.

Alles im Saale verstummte.

„Natürlich eigene Komposition", flüsterte Stern den anderen zu.

Bertram sah sehr blaß aus, wie er da stand. Er spielte jetzt eine zarte Kantilene, dann begann er das Thema zu variieren, und immer wilder und leidenschaftlicher wurde die Musik.

Das Publikum, das sich zuerst verwundert angeschaut hatte, verhielt sich andächtig still. Herr Triebschen gab nach verschiedenen Seiten durch Achselzucken zu erkennen, daß er ganz unschuldig wäre an dieser Überraschung.

Bertram aber fuhr unbeirrt fort in seinem Vortrag. Er phantasierte offenbar, und je länger er spielte, um so aufgeregter schien er zu werden, um so mehr schien er sich zu berauschen an den eigenen Melodien. Er spielte jetzt in Moll, die ursprünglich heitere Kantilene klang zerrissen und aufgeregt; es war, als ränge jemand nach Atem oder als schrie einer manchmal auf in Verzweiflung.

„Er spielt großartig", flüsterte die Arendt. Möninghoff sagte nichts und Stern lächelte überlegen.

Bertram aber spielte und spielte. Manchmal griff er auch daneben, aber noch immer suchte er

Digitized by Google

das Tempo seiner Prestoläufe zu steigern, bis er sich verhaspelte, dann ganz plötzlich abbrach und sich mit einer steifen Verbeugung zurückzog. Das Publikum, das nicht recht wußte, was es zu tun hatte, tat schließlich, was es in solchen Fällen immer zu tun gewohnt war, es klatschte.

Stern drehte den Kopf den beiden anderen zu. „Eine fatale Blamage!" sagte er und klimperte mit den Schlüsseln, die er in der Hosentasche trug.

„Nein, ich fand es ergreifend!" rief Fräulein Arendt aus.

Möninghoff besah einen Augenblick seine schönen weißen Hände, dann reckte er den Arm mit pathetischer Gebärde aus und sagte in verschleiertem Tone: „Auch ich möchte nicht so hart urteilen. Gewiß, eine besondere Kunstleistung war dieses Spiel ja nicht. Trotzdem spüre ich die Tragik in dem ganzen. Dieser Mensch, der es nie zu etwas hat bringen können, dessen letzte Existenz als Musikant eines kläglichen Tingeltangels nun auch schon gescheitert ist, der hat einmal den Wunsch, auch gehört zu werden, und in einer Tanzpause, als die anderen schwatzen, erzwingt er sich einen Augenblick Stille. Seltsam, und zu denken, daß er vielleitch sein Bestes gab mit dem ‚was er da spielte."

Professor Stern lachte kühl. „Ich habe kein unnützes Mitleid mit solchen Existenzen. Meinetwegen hätte er ja Schuhmacher werden können."

Damit ging er hinunter in den Saal, wo eben seine, von Brillanten glitzernde, Frau mit Eva Rosenbaum plaudernd vorüberging.

Käthe Arendt schaute ihm mit bitteren Lächeln nach. „Seitdem Stern Professor geworden ist, ist nichts mehr mit ihm anzufangen", sagte sie. „Mir tut Bertram leid. Aber so ist das Leben, jetzt, wo ich es kenne, kann ich mir gar nicht mehr vorstellen, daß ich es einmal so habe lieben können. Überhaupt, wenn ich mir so überlege, was wir alle einmal für Pläne hatten, damals, als wir den Verein begründeten. Auch Sie, Herr Möninghoff, glauben doch nicht mehr an die blaue Blume; es war doch nichts damit, ich wenigstens . . ."

Möninghoff strich sich leicht sein langes, noch immer volles Lockenhaar aus der Stirne. Er wollte etwas Gescheites sagen, es fiel ihm aber nichts rechtes gerade ein; schließlich sprach er in wehmütigem Tone: „Vielleicht gibt es nicht nur eine, sondern hunderttausende blaue Blumen in der Welt. Das Leben an sich hat keinen Wert, es ist gleichsam nur eine Schale, mit der wir schöpfen müssen aus der Fülle des Seienden."

Erst, als er das gesagt hatte, wurde es ihm klar, daß es nicht seine eigenen Gedanken waren, sondern daß er sie anderen nachgesprochen hatte; aber was lag schließlich daran?

Käthe Arendt achtete nicht mehr auf ihn. Eben setzte die Musik mit einem Walzervorspiel ein. Drunten, im Saale, kam Bewegung in die harrenden Menschengruppen. Und die Lehrerin stieg hinab. „Ich muß tanzen", sagte sie zu Möninghoff.

Dieser blieb allein zurück. Er lehnte leicht an dem Pfeiler, die Arme graziös gekreuzt über der Brust, ein wenig das schöne, blonde Haupt senkend und den einen Fuß zurückziehend . . . er fühlte, daß das eine schöne Stellung war und genoß dies Gefühl. Noch eine Weile sah er so hinein in die durcheinanderwirbelnde Menge zu seinen Füßen. Einen Augenblick wohl kam ihm auch die Lust an, sich hineinzuwerfen in das Getümmel und mit zu genießen. Dann aber erwog er, daß er sich doch vielleicht blamieren könne, auch war er ein wenig feig und ein wenig bequem; so ließ er es lieber. Tiefe Gedanken im Kopfe wälzend über die Lächerlichkeit und Hohlheit aller Dinge, wandte er sich endlich zum Gehen. Und er kam sich unendlich weise und überlegen vor dabei.

Anmerkung: Der Roman „Die blaue Blume" von Bruno Wölfing erscheint auch als Buch im Verlage von Otto Janke, Berlin SW 11, und ist durch alle Buchhandlungen oder vom Verlag zu beziehen.

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

Lorbeer — Rose — Zypresse

Ich bin der Lorbeer!
Wie fühl' ich mich reich,
Denn meines Stammes schönsten Zweig,
Den bringt man dem Sieger,
Dem Kämpfer der Schlacht!
Wie manches Herz hab' ich schon glücklich gemacht!

Ich bin die Rose!
Die Wohlgeruch sendet;
Man hat mich beim Abschied dem Krieger gespendet,
Der hat mich ganz innig ans Herze gedrückt
Und lang' auf der Reise am Duft sich erquickt.

Was prahlt ihr? Ihr tragt nur vergängliches Kleid;
Doch ich halte Treue in bitterstem Leid.
Ihr beide haltet lange nicht stand,
Ich geh' mit dem Menschen ins dunkelste Land:
Du Lorbeer machst heute den Krieger so reich
Und morgen die Stirne ruht blutig und bleich.
Du Rose, die heute die Liebe gesandt,
Nicht konnt' umfassen dich lange die Hand.
Im Kampf hieß es fechten, ohne Rast, ohne Ruh',
Längst deckt ihn der Rasen, die Erde schon zu,
Doch mich, die Zypresse, die pflanzt man aufs Grab,
Ich wurzle tief unten, zum Menschen hinab,
Ich halt' ihn umschlungen, im letzten Schrein,
Mit ewigem Grün schmück' ich noch sein Heim.
Das Leben ist ein vergänglicher Traum;
Ich bin die Zypresse, ein düsterer Baum!

Helene Regler-Steinmetz.

Der Märtyrer / Skizze von Else Krafft

Er war schon ins Büro gegangen, als der Postbote mit dem dicken, eingeschriebenen Briefe kam.

Frau Volkmann unterschrieb daher selber, und fühlte, daß ihr die Finger bei der Unterschrift zitterten. Wußte sie doch, daß mit diesem gelben, großen Briefumschlag, auf dessen Vorderseite der Name eines großen Bühnenverlages stand, der häusliche Frieden wieder für eine Weile gestört war.

Der Postbote war längst gegangen, als sie noch immer vor dem alten Mahagonischreibtisch saß, an dem Hermann die meiste Zeit seiner freien Stunden verbrachte, und auf die mit Maschinenschrift geschriebene Adresse starrte:

„Herrn Rechnungsrat Hermann Volkmann, Berlin, Planufer 77."

Bis jeder Buchstabe vor ihren Augen zu flimmern begann, und die hart gearbeiteten Frauenhände darüber hinglitten, als blendeten Tränen den Blick.

Ein paarmal zuckten ihre Finger, als müßten sie den Umschlag aufreißen, der für ihren Mann bestimmt war, und das Manuskript, daß sie darin wußte, ehe Hermann heute mittag nach Hause kam, einem anderen Verlage einsenden, der es vielleicht behielt, oder die große Enttäuschung und Erbitterung dadurch noch ein paar Monate hinausschob, wenn er es ungelesen eine ganze Weile liegen ließ. Sie hatte das schon einmal getan in ihrer Angst und Herzensnot um den geliebten Mann, aber hinterher war der Zorn über ihr eigenmächtiges Handeln nur noch größer gewesen, als Hermann bei der erneuten Zurücksendung merkte, was sie getan, und sie hatte ihm versprechen müssen, nie wieder also über seine Briefe und Rechte zu verfügen.

Erst gestern hatte er in seiner unruhigen und nervösen Art mißtrauisch zu ihr gesagt: „Ich weiß nicht, es dauert diesmal viel länger als sonst mit der Prüfung meines Dramas; du hältst es mir doch etwa nicht vor, weil es längst zurückgeschickt wurde, Marianne? Ich wäre außer mir, wenn du so etwas noch einmal tätest!"

Die beiden Mädchen, die gerade über ihren Schulheften beim Korrigieren waren, hatten sogleich fragend in der Mutter Augen geblickt. Und in

Digitized by Google

die blassen Gesichter der jungen Lehrerinnen zog es wie ein köstlicher Zuspruch, als Marianne lächelnd den Kopf geschüttelt hatte.

„Aber Vatchen, ich habe es dir doch versprochen, das weißt du doch! Paß' auf, diesmal wird es angenommen, weil es so lange dauert. Da hat der Verlag die Arbeit so gut gefunden, daß er sie an die Bühnen geschickt hat, wo sie nun vor den Dramaturgen kursiert, das sagt Hans auch."

„Hans, Hans, was Hans davon versteht," regte sich der Rat auf, „der hat ja mit seinem Reporterstil gar keine Ahnung von Literatur und Kunst; kommt mir bloß mit Hans seinen Ansichten nicht mehr. Wer hat überhaupt eine Ahnung von euch, in der eigenen Familie ist kein Mensch, der mein Ringen zu würdigen versteht, und meine Arbeiten achtet; traurig ist es, traurig."

„Du hast uns ja deine letzten Dramen nie mehr vorgelesen," wagte Grete, die jüngere der Schwestern, sich zu verteidigen, „du sprichst ja überhaupt nie mehr mit uns über deine Sachen."

Da lachte der Rat. Lachte sein unfreies, spöttisches Lachen, und blickte mitleidig auf die drei zu ihm erhobenen Frauenköpfe.

„Weil ihr nichts davon versteht, weil ihr mich nie verstanden habt mit euern pedantischen und engherzigen Grundsätzen. Ach, das habe ich längst gemerkt, wie wenig ihr an mein Können glaubt, und wie schwer ihr euch in mein Schaffen hineinfindet. Wenn es nach euch ginge, lebte man seine Tage hin wie ein Kuli, hälfe Muttern womöglich Kartoffeln schälen und Gemüse putzen, und begösse die Blumentöpfe auf allen Fensterbrettern. Nein, Gott sei Dank, weiß ich meine freie Zeit besser auszunützen, und solange ich jetzt auch gekämpft habe, diesmal komme ich durch mit meiner letzten Arbeit, das habe ich im Gefühl. Die ganze Welt werde ich mir erobern, ein freier Mann sein, kein Zwang, kein Büro, — oh, ein einziger Erfolg nur, und ich wäre durch, ich verdiente so viel, daß ihr den ganzen Lehrerinnenkrempel in die Ecke schmeißen könnte."

Es waren immer dieselben Worte, dieselben Szenen seit Jahr und Tag. Frau und Kinder konnten sich längst nicht mehr daran berauschen, wie der Vater es tat, aber sie fanden ihm zu Liebe doch immer noch ein kleines Lächeln der Bewunderung, immer noch ein geduldiges Zuhören.

Und nun war es doch nichts geworden. Die Arbeit, an der er beinahe zwei Jahre geschrieben und geändert hatte, war wieder da. Und mit ihr kam wieder jener ohnmächtige Grimm, der Gesundheit und Lebensglück ihres Mannes aufrieb, der die Freude dämpfte bei den Kindern, und ihr Jungsein unterdrückte, der ewige, unnütze Kampf gegen ein Phantom. —

Seufzend erhob sich die alternde Frau von dem Schreibtischstuhl, und ging an ihre Hausarbeit. Sie durfte es nicht ausdenken, wie es in ihrer nun beinahe fünfundzwanzigjährigen Ehe geworden wäre, wenn Hermann nie geschrieben, sondern seine beste Kraft ihr und den Kindern gegeben hätte. Wenn er seine freie Zeit daheim, im zufriedenen Gleichmaß der Tage, mit Dingen verbracht hätte, an denen auch die Seinen Anteil genommen, oh, da wären hundert Wege gewesen, auf denen sie den Vater mit natürlichem Verständnis alles Schönen begleiten konnten. Auch in seinem Beruf wäre er wohl schneller vorwärts gekommen, wenn er ihn zufrieden und strebsam ausgefüllt hätte, und nicht den Beamten um des Künstlers willen verleugnete.

Oder er hätte wirklich, wie er es selber oft genug betont, nicht heiraten dürfen, nicht Pflichten gegen andere übernehmen, solange er in sich selbst nicht fest stand.

Jahre, viele schmerzliche Jahre hatte es bedurft, ehe Marianne sich von dem gegen sie erhobenen Vorwurf freigemacht hatte, daß sie und die Kinder das Hemmnis waren, das ihn von der ersehnten Höhe zurückhielt, das ihn immer wieder niederzog ins Philistertum und in die Alltäglichkeit.

Und doch war Hermann kein schlechter Gatte und Vater gewesen, nur ein armer, suchender, friedlos ringender Mensch, der den richtigen Weg nicht findet. Oft konnte er wie ein hilfloses Kind zu der Gefährtin seines Lebens flüchten, wenn die Unrast und die Enttäuschung zu stark über ihn kam.

Dann strich Frau Marianne, glücklich, ihn einmal wieder ganz zu besitzen, leise mit ihren arbeitsharten Händen über den so früh ergrauten Kopf. Und fand immer wunderbar leicht und schnell den Zuspruch, den er brauchte, das Emporheben seines eigenen Ichs, das Festhalten an seinem Können, den Glauben an seine Kunst. Denn er verlangte, er suchte ja keinen anderen Trost als diesen.

Und das Leben ging weiter seinen gewohnten Gang.

Hans, der Älteste, der das Baufach studierte, ging seinen Weg, auch ohne den Vater, voll Pflicht und Energie. Kleine, anschaulich geschriebene Fachaufsätze brachten ihm schon in jungen Jahren manches Stück Geld, damit er nicht solange dem Vater auf der Tasche liegen brauchte. Und die beiden Mädchen waren so früh Lehrerinnen geworden, daß ihre erste Jugend verblüht, ehe sie es selber recht gemerkt, daß sie geblüht hatte.

So beanspruchte keiner eigentlich mehr die Zeit und Hilfe des Vaters, und doch drehte sich alles um ihn und seine Zufriedenheit.

Am besten und zuversichtlichsten war seine Stimmung, wenn eins seiner Dramen unterwegs war. Dann trug ihn die Hoffnung auf Annahme und Erfolg leichter durch die Tage, er lachte und scherzte mit Frau und Kindern, und füllte freudiger seinen Beruf im Amte aus.

Bis seine Arbeit wiederkam. Stundenlang schloß er sich dann in seinem Zimmer ein, saß halbe Nächte über dem zurückgesandten Drama, las und las, und vergaß Essen und Trinken, und alles rings-

Digitized by Google

um. Er änderte an dem Geschriebenen, strich und feilte, und schickte wieder fort, ohne Erfolg.

Es war noch nicht Mittag, als der junge Bautechniker, früher wie sonst, nach Hause kam. An dem sorgenvollen Gesicht der Mutter merkte er, daß wieder etwas in ihrem Herzen nicht in Ordnung war. Und sein erster Blick fiel auf des Vaters Schreibtisch, wo das gelbe, große Kuvert lag.

„Also doch", sagte er kopfschüttelnd, indem ein jähes Mitleid über ihn kam. „Ach, laß doch, Mutter," wehrte er ab, als ihm Frau Marianne erschrocken den Brieföffner, den er gegen den Umschlag des Kuverts hielt, aus der Hand nehmen wollte, „diesmal übernehme ich die Verantwortung. Denn diesmal wird es den Vater besonders schwer packen, weil er so sehr viel von seiner letzten Arbeit hält. Verderben wir uns also nicht alle das Mittagsessen durch den zurückgeschickten Wisch hier."

Er hatte geöffnet, las stumm die üblichen Begleitworte der Ablehnung, und steckte dann das Ganze in die Brusttasche seines Rockes.

„Komm erst mal her, Mutter, und gratuliere deinen Jungen. Ich habe ein ganz großartiges Angebot auf mein Patent bekommen, das mir jäh ungeahnte Wege öffnet. Die Sache mit meiner Erfindung hat in jeder Beziehung geklappt, darum sei froh mit mir, kleine Mama, und denke nicht mehr an den fürs erste unterschlagenen Brief in meiner Tasche."

Ob Marianne froh war? Sie weinte und konnte sich nur schwer beruhigen. Immer wieder strich sie ihren großen Jungen über das müde, schmale Gesicht.

„Mein fleißiges Kind, mein gutes, fleißiges Kind", sagte sie erschüttert.

Und dann machte sie sich aus den starken, sie umschlingenden Armen los und lief in die Küche. Mein Gott, so ein Fest, und nur Bohnen und Hammelfleisch; da mußte entschieden noch ein Gang eingefügt werden, bis der Vater und die Mädels nach Hause kamen.

Und darüber vergaß sie wirklich sehr bald das zurückgeschickte Drama ihres Mannes. —

An demselben Abend, es war sehr vergnüglich und festlich den Tag über hergegangen, saßen die drei Geschwister im Zimmer der Mädchen allein am Tisch.

Hans hatte soeben eine kleine Rede gehalten und dabei einen Brief aus der Tasche gezogen, der an Vater adressiert war. Und dazu hatte er ungefähr folgendes gesagt:

„Seht mal her, Mädels, und schreit nicht auf, damit Vater und Mutter da nebenan nichts hören. Das ist Vaters letzte und große Arbeit, an der er zwei Jahre geschrieben, und gewiß noch länger als die doppelte Zeit gedacht. Diese Arbeit ist nun trotz aller seiner Hoffnungsfreudigkeit heute zurückgekommen und ich habe sie ihm vorenthalten, weil ich den Zustand nicht mehr länger mit ansehen kann, der jedesmal nach solcher Ablehnung seiner Werke für uns alle beginnt. Und wenn ich mich über die Opferwilligkeit meiner Schwestern nicht total täusche, so wird unserem Vater, und ebenso der Mutter dieser Schmerz überhaupt erspart, und diese letzte Arbeit nicht an seine Adresse wiedergegeben, sondern einfach mit unserer Hilfe aufgeführt."

Hannchen, die ältere der Schwestern, schrie nun aber doch auf.

„Hans," sagte sie atemlos und erschrocken, „ich bitte dich, Hans, mach' keinen Unsinn . . ."

Aber der Bruder beachtete den kleinen Schrei nicht. Er horchte nach der Tür und sprach noch leiser.

„Im Winter haben die Eltern silberne Hochzeit, das wißt ihr wohl? An diesem Tage wird die Sache gemacht. Das sind wir Vater, und seinem ganzen, armen, enttäuschten Leben schuldig, wir drei Großen und Selbständigen. Ich habe mir das schon lange überlegt, wirklich, — Grete, du brauchst gar nicht so ungläubige Augen machen, es geht ganz gut. Aber ich brauche euch dazu, mein Geld allein reicht nicht aus. Der große Kunstverein, der so ein mächtiges Stück mit guten Kräften in einem besseren Theater aufführen würde, verlangt tausend Mark für eine erste Aufführung, der Direktor ist noch ein persönlicher Bekannter von mir, und macht es damit extra billig. Ich habe mir fünfhundert Mark gespart, ihr habt zusammen mindestens das Doppelte, — also, Mädels, wenn es auch vielleicht für zwei Sommer keine Ferienreisen, und auch sonst noch ein paar Kleider weniger gibt, äußert euch mal dazu."

Er schwieg und sah die Schwestern an, die anscheinend einen Kampf gegen irgend etwas kämpften, das ihnen im ersten Augenblick sehr schwer erschien. Vor allem Grete, die Jüngere und Sparsamere, die sich so manche Jugendfreude um ihrer Spargroschen willen versagte.

Aber es dauerte nur eine ganz kurze Spanne Zeit, dann begannen die jungen Augen zu glänzen, als sähen sie etwas ungeahnt Schönes, und beide Mädchen streckten dem Bruder die Hände hin.

„Wenn du meinst, Hans, und Vaters Stück gut genug ist, natürlich geben wir das Geld."

„. . . Und Vaters Stück gut genug ist . . ."

Hans preßte die Lippen aufeinander, als verbeiße er da einen körperlichen Schmerz. Er war der einzige, der sich heimlich in die letzten Arbeiten des Vaters Einblick genommen und genau wußte, wie fremd das Stürmen des alternden Mannes zu dem modernen Heute paßte, und wie fremd den realen Jungen der Idealismus der Alten geworden war. Aber er verriet den Schwestern nichts davon. Sie konnten ja nun alle selber sehen und urteilen, alle, vielleicht der Vater auch. . . .

Und mit festem, dankbarem Druck umschloß er die dargebotenen Mädchenhände, und die drei Geschwister lächelten sich an, als halfen sie sich durch dieses Lächeln gegenseitig ihr Opfer leichter bringen.

Digitized by Google

Mitten in Hermann Volkmanns nervösester und ungeduldigste Wartezeit fiel seine silberne Hochzeit. Da man an eine größere Festlichkeit überhaupt nicht gedacht hatte, war ihm der Vorschlag der Kinder, den Abend außerhalb der Wohnung, und ganz im Familienkreise zu feiern, nur erwünscht, und er fand in seiner zerstreuten Art auch nicht besonders Auffälliges dabei, daß man ihm den Ort dieser Feier als eine Art Überraschung verheimlichte.

Auch die Mutter und Silberbraut fügte sich in das so selbständig von den Kindern zusammengestellte Festprogramm, um ihnen die Freude, die alle drei so offenkundig zur Schau trugen, nicht zu verderben.

Im neuen Seidenkleide stand sie etwas verlegen und heiß neben ihrem Manne, und sah im Knopfloch seines schwarzen Rockes ebenso ein Silbermyrtenzweiglein blinken, wie es ihr die Töchter soeben an die Brust gesteckt hatten.

„Blödsinn", sagte der Rat, kopfschüttelnd über den eigenen Schmuck. „Was haben denn die drei und wo schleppen sie uns denn überhaupt hin? Hast du eine Ahnung, Marianne?"

Sie schüttelte den Kopf und blickte von dem unzufriedenen Gesicht des Gatten auf die Tür, durch die soeben Hans getreten. Und wie so oft, seit aus diesem Kinde ein Mann geworden, hatte sie auch jetzt das Gefühl, alle Sorge und Unruhe in die Hand des Sohnes legen zu können, der das alles mit seiner jungen, zielbewußten Kraft zwingen würde.

„Die Mädels haben weiße Kleider an, und das Auto steht vor der Tür", sagte er lachend. „Ich bin heute leichtsinnig, Vater, und verschwenderisch. Aber ich denke, ihr werdet doch mit unserer Festüberraschung zufrieden sein. Zuerst geht es ins Theater, das ist Vaters Geschenk, und nachher trinken wir irgendwo Mutters Lieblingswein, damit auch sie auf ihre Kosten kommt. Also macht fröhliche Gesichter, ihr beiden Hochzeiter."

Aber der Rat nörgelte doch und zog seine Uhr. „Ich wollte doch erst den Briefträger abwarten; was ist denn los mit einem Male, daß ihr schon die Mäntel so zeitig anhabt? Erst sind wir uns einig gewesen, mit der Silberhochzeit gar nichts herzumachen, und nun seht ihr aus, als ob's zu Balle oder Gott weiß wohin ginge. Und sogar mit 'nem Auto! Hinterher bezahle ich ja doch die ganze Überraschung, das weiß man ja."

„Diesmal nicht, Vater," meinte der Sohn, „denn wozu hast du denn schon so große und verdienende Kinder, daß sie nicht mal für Vater und Mutter an solchem Ehrentage selbst sorgen könnten? Also los, steige auch in den Mantel, und sei kein Spielverderber, alter Herr!"

Der Rat brummte zwar noch etwas Unverständliches in den grauen Bart, ließ sich aber in den Mantel hineinhelfen, und ging mit den voranschreitenden Töchtern die Treppe hinunter.

Hinter ihm hatte Hans die Mutter untergefaßt, und strich dabei mit der freien Hand sachte über ihren Arm.

„Ein bissel vorbereiten möchte ich dich doch für den heutigen Abend," flüsterte er hastig, „bleibe uns bloß standhaft, Mutter. Vaters Stück wird heute aufgeführt, es sollte das Geschenk von uns Kindern für euch sein, ... bssst, ... aber Mutter ..."

Er hatte unwillkürlich die Hand auf die Lippen von Frau Marianne gelegt, denn es sah gerade so aus, als ob sie fassungslos darauf losweinen wollte. Aber sie bezwang sich doch und fand ein mühseliges Lächeln des Dankes vor seiner Begeisterung.

„Kind, Kind, wenn das nur gut geht! Wie habt ihr das nur möglich gemacht? Ich verstehe das nicht so schnell und habe Angst, Hans."

Aber der Sohn lachte nur. Lachte sein junges, sieghaftes und beruhigendes Lachen, daß er immer für die kleine, ängstliche Mama gehabt.

„Aber Mutter, es ist Vaters größter Wunsch! Und der deine doch auch."

Darauf sagte Frau Marianne nichts. Nur ihre Finger krampften sich plötzlich zusammen, als könne sie dadurch einen peinigenden Gedanken totdrücken, der sie beherrscht. Und sie stieg in das ratternde Auto, als führe sie da auf den ungewohnt weichen Polstern den schwersten Weg ihres Lebens.

(Schluß folgt.)

Ein Meer ...

Ein Meer von Licht und Sonne,
Das zu mir strömt, ist m e i n.
Ein Meer von Lieb' und Wonne,
Das zu dir strömt, ist d e i n!

Und wie die Wellen schmeicheln
Um Land — um Schiff — und Kahn,
So suchen Sinn und Seele,
Zu dir sich Weg und Bahn.

Wann nur — darf endlich landen
Der Sehnsucht Hoffnungspflug?
— — — — — — — — —
Zwei Menschen, die sich fanden,
Die tragen „Glücks" genug!

Johanna Bodner-Lautenschläger.

Digitized by Google

Der gotische Dombaumeister / Von Joseph Aug. Lux

Oh, diese weltentiefe Einsamkeit, die Jahrhunderte wie ein gleichmaschiges Netz von Tagen und Nächten um die gotischen Dome und Rathäuser gewoben haben! Die Verwitterung des Gesteins verwischt die deutlichen Züge, entrückt sie, vergeistigt sie; das verblichene Bild hat den Schleier der Zeit vor sein Antlitz gezogen. Wie ein schroffes, steiles Gebirge aus einer unergründlichen Welt der Mystik, der Andacht und der Himmelssehnsucht ragen diese Strebepfeiler, Spitzbogen, Wölbungen und Türme in unseren kleinen, geschäftigen Alltag herein, aus dem Unendlichkeitsgefühl geboren und wieder zu Unendlichkeiten strebend, und kein Übergang, keine Brücke führt von unserem Leben zu dem geheimniswollen Leben dieser Werke und derer, die sie erbaut haben.

Jetzt aber scheint es so, als ob der Kanonendonner, der statt der sanft plaudernden, träumenden Orgel die heiligen, dämmerigen Tiefen durchzittert, mit seinem erzenen Brüllen den gotischen Dombaumeister aus seinem ewigen Schlaf in den Grüften aufgeschreckt hätte, und daß wir mit seinem grollenden Geist Zwiesprache halten können. Kanonen und Kunst, das sind Dinge, die schlecht zueinander passen. Als aber die fälschliche Kunde von der Zerstörung des Rathauses zu Löwen und der Kathedrale zu Reims verbreitet wurde, ging es wie ein schmerzliches Aufzucken durch die Welt. Leute, die für Kunst weder Gefühl, noch Verständnis, geschweige denn Bedürfnisse besitzen, schienen die Möglichkeit des Verlustes plötzlich wie ein persönliches Leid zu empfinden. Gewiß war Heuchelei dabei, der Feind wollte uns in den Augen der Welt anschwärzen, jeder Vorwand schien willkommen, besonders dieser. Wenn man das alles abrechnet, bleibt aber dennoch ein bedeutender Rest ehrlicher Trauer. Auch bei uns schrie es auf. Nicht der einzelne schrie auf, nicht die Masse schrie auf, das Es im Menschen war es, das plötzlich aufschrie mit der herrlichen Gebärde des Unwillkürlichen. Es schauderte nicht vor den blutigen Opfern des Krieges, es schauderte vor dem Verlust des Unersetzlichen einer priesterlichen Kunst, die Heiligtum und Vermächtnis des gotterfüllten Menschengeistes ist. Dieses Es ist die Stimme der Menschheit, die das Weltgewissen wachruft. Der Geist des gotischen Meisters hat sich in dieser Stimme erhoben, wir fühlen ihn näher als sonst und ahnen, daß er geheimnisvoll immer um uns gewesen ist, und daß auf die Dauer dieses Gefühls die hermetische Fülle seiner Einsamkeit, die ihn von uns trennte, gesprengt ist.

Lieber, gotischer Meister, zeuge jetzt du für uns und für die Wahrheit. Kein Volk beugt sich so tief in Ehrfurcht vor der alten Kunst, als das deutsche, denn du bist Geist von unserem Geist, und germanischer Sinn hat deine Wunderwerke hervorgebracht, die gotischen Dome und Rathäuser in Deutschland, in den Niederlanden und in Nordfrankreich. Deutsche Wunderlichkeit lebt in deinen Schnörkeln, und deutsche Innerlichkeit in deinen steinernen Spitzengeweben, die sich nicht genugtun kann in der Beseelung der Dinge. Stein wird sichtbares Gebet, wird Form und Gestalt, auch an Stellen, wo das Auge nicht mehr hindringt, zum Zeichen der Liebe, die am Werk ist, und sich nicht mit der bloßen Schauwirkung begnügt, sondern auch das Kleinste, Unscheinbarste, schier Unsichtbare mit der gleichen Innigkeit und Werkfreude umfängt. Das deutsche Gemüt ist darin. Du nimmst die Welt nicht als ein Gegebenes, du willst es mit der Seele selbst erschaffen und erwerben, dann erst ist die Welt dein. Sie wird deine persönliche Schöpfung durch Beseelung. Der liebe, heimische Wald verkörpert sich in deinen steingewordenen Visionen; über den baumschlanken, himmelhohen Säulen und Pfeilern flechten sich die steinernen Rippen der Gewölbe ineinander wie verschlungenes Geäst, und zwischendurch leuchtet die himmelblaue Decke mit goldenen Sternen. Und in dem Laubwerk der Kapitäle zwitschern die gemeißelten Vögelein und huscht vertrautes Waldgetier. Manchmal hast auch du, lieber gotischer Meister, schlecht geschlafen, die Trud hat dich gedrückt, Unholde und grausliches Fabelgetier ängstigten deine Träume; du setzest diese Spukgeschichte und Nachtmahren in die Hohlkehlen und Sockeln der Säulen, ganz zu unterst an die Wurzel, als die höllische Kehrseite, über der die frommen, aufwärtsstrebenden Gedanken und Lichthelden thronen, die steinernen Ritter und Heiligen auf den Postamenten und Grabmälern innen und außen; die biblischen Legenden von der Erschaffung der Welt in den Schnitzereien und gemeißelten Reliefs; die Weltgedanken vom Paradies bis zum jüngsten Tag in den bunt leuchtenden Fenstern; die Andacht und Demut reicher Patrizier und frommer Stifter in den Bildern der Flügelaltäre. Ein Bilderbuch der Schöpfung ist das Gotteshaus geworden, ein Weltgleichnis und sichtbarer Ausdruck furchtbarer schöpferischer Gefühle. Die deutsche Seele ist in diesen Werken, in gefälletem, spitzenreichen Chorhemd der Dome kniet sie andachtversunken, und die Türme gleichen den zu Gott erhobenen Händen.

Der Romane besitzt nicht diese Innerlichkeit; das Wort Gemüt ist ihm fremd, du, gotischer Meister, bist nicht seines Geistes, du verhülltest dein sinnendes, gedankenwirres Haupt vor Herzog Alba und seinen spanischen Horden, vor dem Pöbel des Bildersturms, der seine Wut gegen das Edelste des eigenen Volkes entfesselte; immer ist es der Pöbel, der frevelnd seine Hand gegen alte Kunst erhebt. Die protestantischen Gemeinden haben Holzverschläge in die Dome gebaut, eine riesige Kiste, darin sie ihre Andacht halten. Schwunglose, nüchterne Predigerlogik in den Schauern ewigkeitstiefer, deut-

Digitized by Google

scher Mystik! Und dennoch weißt du, gotischer Meister, dieses: der Deutsche betet unbewußt beim Anblick alter Kunst! Sein Blick, der ehrfürchtig in deine Einsamkeit emporschweift, nimmt die hoffnungslose, flüchtige Ahnung mit, daß die Seele heute so einsam ist wie du und deine Kunst.

Der Pöbel von Löwen hat alte, unersetzliche Baudenkmäler skrupellos preisgegeben, und Pöbelinstinkt war es, daß französische Kanonen hinter dem gebrechlichen Werk deines Geistes Deckung gesucht haben. Aber was der Pöbel dem Untergange geweiht hatte, haben Deutsche gerettet und geschont; möge es der Welt ein Zeichen sein, daß du, gotischer Meister, ungeachtet deiner ungeheuren Vereinsamung uns heute dennoch näher stehst, als den anderen, trotzdem wir zu unserer Selbsterhaltung die Kanonen sprechen lassen müssen, statt der Kunst.

Bei aller uns zu dankenden Rettung und Schonung werden deine Dome und Rathäuser die Spuren dieser gewalttätigen Zeit tragen, neben den Spuren der Gewaltaten früherer Zeiten. Sie sind nicht gefallen, wie eine böse Lüge behauptet: denn das haben wir verhütet; aber wir konnten nicht verhüten, daß sie kriegsverwundet sind. Sie werden bestehen, der Schaden wird ausgebessert werden, das Dach neu gedeckt, wenngleich wir auch deine alte Kunst nicht neu herstellen und nicht durch künstliche Glieder ergänzen können oder wollen, was an deinem Kunstbild Schaden genommen hat. Keine unechten Altertümer, keine Verneuerung! Wir werden uns vor der Fälschung deines Geistes, den die Zeit und die Geschichte heiligt, hüten; deine neuen Wunden sind Märtyrerzeichen, deren du viele trägst, auch sie sind heilig und mögen der Welt zum Zeugnis dienen, daß wir gegen den Pöbel nicht nur für uns, sondern auch für dich gekämpft haben. Denn von deinem Geist würde keine Ahnung lebendig bleiben, wenn wir aufhören müßten, zu bestehen. Gotischer Meister, so groß der Abstand ist, der deine Einsamkeit von der Einsamkeit unserer Seele trennt, so bist du dennoch nahe, wo immer bei uns ein fruchtbares, schöpferisches Gefühl aus Liebe zur Sache bei der Arbeit sitzt, und deutsche Werke des Gemüts, der Innigkeit und Beseelung zeugt, die, unbekümmert um den Tageserfolg und Meinungsstreit, so hoch und einsam wie du und deine Dome über den wimmelnden, feilschenden Markt stehen, geheimnisvoll, wunderreich und erfüllt von Unendlichkeit.

Das Es schreit auf, die Menschheitsstimme, weil die Seele darbt; einsamer, vergessener gotischer Meister, der, plötzlich aufgewacht, am Weltgewissen rüttelt, möge dein Geist in kommenden Tagen wieder bei unserer Kunst sein, damit Werke der Seele entstehen, die im kleinsten wie im größten für dich zeugen, wie jene Dome und jene Rathäuser. Dann wird die Einsamkeit von dir und uns gewichen sein.

✱ Neue Bücher ✱

Prinz Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen, aus meinem Leben. Preis geh. 6,— Mk., Ganzleinenband 7,50, in Halbfranzband 9,50 Mk. Verlag E. S. Mittler & Sohn, Berlin.

Alt-Berlin, von Felix Philippi. Erinnerungen aus der Jugendzeit. Neue Folge. Preis geb. 3,— Mk. Verlag von E. S. Mittler & Sohn, Berlin.

Handbuch des guten Tones und der feinen Sitte. Von Constanze von Franken. Preis geb. 2,50 Mk. Max Hesses Verlag, Leipzig.

Garben und Kränze. Von H. Corray. Preis geb. 6,50 Mk. Verlag Eduard Edwin Meyer, Aarau.

Jus und Recht, eine Anwaltstragödie. Roman von Fred B. Hardt. Preis brosch. 3,50 Mk., geb. 4,50 Mk. Eichhorn-Verlag, Dachau b. München.

Der Weg ins neue Reich. Ein Münchener Roman. Preis brosch. 2,80 Mk., geb. 3,80 Mk. Eichhorn-Verlag, Dachau b. München.

Goethes Briefwechsel mit Thomas Carlyle, mit Abbildungen. Preis brosch. 3,50 Mk., geb. 4,50 Mk. Eichhorn-Verlag, Dachau b. München.

Deutscher Glaube. Religiöse Bekenntnisse aus Vergangenheit und Gegenwart. Tatbücher für Feldpost. Heft 3. Preis brosch. 0,60 Mk., geb. 1,20 Mk. Verlag Eugen Diederichs, Jena.

Deutsches Volkstum. Bekenntnisse deutscher Helden und Denker. Tatbücher für Feldpost. Heft 2. Preis brosch. 0,60 Mk., geb. 1,20 Mk. Eugen Diederichs Verlag, Jena.

Vom Geist des Krieges und des deutschen Volkes Barbarei, von Georg Misch. Preis brosch. 0,40 Mk. Eugen Diederichs Verlag, Jena.

Die Kriegszeit im Dichtermund. Gedichte, Deklamationen und Zwiegespräche, gesammelt von Aug. Thiemann. Preis 0,40 Mk. Verlag von C. Schaffnit, Düsseldorf.

Klaus Klasen. Im Kampfe um Schleswig-Holsteins Freiheit. Erzählung von E. Hackland-Rheinländer. Preis geb. 3,— Mk. Verlag Ad. Spaarmann, Mühlheim (Ruhr).

Klein-Gunna. Roman von Dörthe Kögel. Preis geb. 5,— Mk. Verlag von J. F. Steinkopf, Stuttgart.

Lieb Vaterland magst ruhig sein. Ein Kriegsbilderbuch mit Knittelversen von Arpad Schmidthammer. Ausgabe auf Kartonpapier 50 Pf., auf Pappe unzerreißbar 60 Pf Verlag Jos. Scholz, Mainz.

Das Urbild von Goethes Gretchen. Von Otto von Boenigk. Preis geh. 2,— Mk., geb. 3,— Mk. Verlag Ratsbuchhandlung L. Bamberg, Greifswald.

Sibirien. Von Nansen Tritjof. Preis 10,— Mk. Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig.

Inhalt des Heftes 17: Die Reise nach Meran. Roman von Else Rema. — Die blaue Blume. Roman von Bruno Wölfing. **Beiblatt:** Lorbeer — Rose — Zypresse. Gedicht von Helene Regler-Steinmetz. — Der Märtyrer. Skizze von Else Krafft. — Ein Meer ... Gedicht von Johanna Bodner-Lautenschläger. — Der gotische Dombaumeister. Von Joseph Aug. Lux. — Neue Bücher.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Janke Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin; Verlag v. Otto Janke. Ausgegeben am 16. Januar 1915. — Druck von A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek

1915 Heft 18

Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Die Reise nach Meran / Roman von Else Rema

10. Fortsetzung.

Wernthalers dunkle Augen glänzten, sein Gesicht sah blaß und verfallen aus, und Amanda rückte mit ängstlicher Gebärde von ihm ab. Sie begriff ihn nicht mehr, er flößte ihr Furcht ein . . . was kam ihm bei?

„Nicht so spröde mußt du sein, mein Engel, das ist ja doch nicht dein Ernst, nicht wahr, wie wärst du sonst hierher zu mir gekommen? Ihr kleinen Weiberchen wollt ja so gerne erobert sein?"

Amanda sah sich furchtsam um. Viktor Wernthaler würde sie kompromittieren, wenn er weiter in diesem Ton fortfuhr. Man war schon an einigen Tischen aufmerksam auf sie geworden. Sie fühlte: sie war nahe daran, in Tränen auszubrechen. Was hatte sie diesem Mann zuleide getan, daß er sie höhnte und verwundete?

Da sprang seine Stimmung um.

„Du bist süß und hold wie der Frieden. Ich werde gesund bei dir, du kennst keine Kaprizen, deine sanfte Stimme streichelt meinen Geist, komm, gibt mir deine Hand, daß ich sie küsse..."

Eine vorüberkommende Dame sah sich scharf nach Amanda Pirchholtz um. „Gnädige Frau, Sie hier?"

Natascha Frumkin streifte Viktor Wernthaler mit einem boshaften Blick. Und Amanda errötete dunkel.

„Nitschewo, meine Liebe, man muß sich amüsieren so gut man kann. Wollen wir abends bei Dignatelli Muskateller trinken? Er ist berühmt dort. Ich bin auch nicht allein hier..."

Amanda fühlte brennendes Rot in ihre Wangen steigen. Wo war sie hingeraten? Und Natascha Frumkin, die ihr der Inbegriff der Vornehmheit erschienen war?

„Also sehen wir Sie heute abend? Was macht die schöne Frau Mika, lieber Doktor?"

Natascha Frumkin war schon weitergeeilt. „Auf Wiedersehen heute abend, nicht wahr?" —

Amanda erwachte am anderen Tag mit einem dumpfen Gefühl im Kopf.

Sie mußte sich erst besinnen. Man war sehr lustig gewesen, Baron Josci hatte musikalische Scherze zum besten gegeben, und Natascha Frumkin hatte französische Chansons vorgetragen.

Was war das eigentlich mit der Russin und dem Ungarn?

Wenn ihr Bruder Fritz sie gestern abend gesehen hätte?

Dunkle Röte schlug in ihre Wangen. Jetzt war es ihr wieder eingefallen. Sie hatte mit Viktor Wernthaler heiße Küsse getauscht. Und geduzt hatten sie sich auch. — Was sollte nun werden?

Amanda fand keine Antwort auf diese Frage. Eine Heirat? Nein, Viktor Wernthaler war kein Mann, den man heiratete. Er war geistvoll, amüsant und unterhaltend, aber das Glück einer Frau war bei ihm in keinen guten Händen. Ein Flirt mit ihm, eine Liebelei . . . ja . . . aber mehr nicht.

Natascha Frumkin, Cölestine Haberland, amüsierten sie sich nicht alle, ohne Skrupel und Zukunftssorgen? Fragten die etwa, was daraus wurde, ob eine Heirat oder nicht?

Digitized by Google

Wer hatte nun recht, jene, die blindlings genossen, oder die Frauen, die sich nicht von Grundsätzen zu befreien vermochten, die wie Bleikugeln an ihren Füßen hingen?

Amanda fühlte: ihre Moral war in Gefahr.

Wenn man einen Mann nicht heiraten wollte, dann tauschte man auch keine Küsse mit ihm. Sie hatte Muskateller und Asti spumante durcheinander getrunken, und unter dem Einfluß des Weines hatte sie Viktor Wernthalers heißen, werbenden Worten keinen Widerstand entgegengesetzt.

Amanda schloß in Scham die Augen.

Die Ereignisse der jüngsten Vergangenheit flossen im Halbschlummer, in den sie noch einmal fiel, durcheinander. Ihre Villa, die sie verkauft hatte, Auguste, die sich verheiratete, Kamilla Scholl, an die sie nur schuldbewußt denken konnte, die Russin, der Ungar, ach, und Wally Neuberg, deren demnächstige Ankunft in Meran Kusine Emma gemeldet hatte?

Es klopfte.

Das Zimmermädchen brachte einen Brief ohne Marke.

Von Viktor Werthaler?

Nein, Natascha Frumkin schrieb.

„Liebe Freundin!

Bitte, komme sofort zu mir, Zimmer 67."

Richtig, sie hatten gestern abend alle zusammen Brüderschaft getrunken!

Baron Josci hatte sie ein echtes deutsches Weib genannt und einen Kuß auf ihr Haar gedrückt, denn blonde Locken machten ihn wild!

Amanda schämte sich noch in der Rückerinnerung, aber so heiß und so feurig hatte ihr seliger Artur nie geküßt. Sie kleidete sich rasch an und frühstückte in Eile, um Natascha Frumkin nicht warten zu lassen.

„Meine liebe, teure Amanda, — mon dieu, was für ein komischer Name —, Sie schickt mir der Himmel und die Heiligen, die ich um Hilfe angefleht habe. Sie sehen die unglücklichste Frau des Jahrhunderts vor sich — ich könnte vergehen vor Wut und Qual, ich möchte sterben — aber zuvor soll die Rache ihn ereilen! Niemals will ich wieder ruhig schlafen, bevor ihn der Lohn für seine Spitzbüberei erreicht hat. Er soll an mich denken, der Elende, der Dieb, der Verbrecher, der gemeine Mensch, der mich zu lieben vorgab, dieser Baron, dessen Stammschloß vielleicht im Monde liegt. Ich erschieße ihn, ich jage ihn meinen Dolch ins falsche Herz, — meine Zukunft ist ruiniert, o ich Unglückselige, die ihm wie eine Gans in die Schlinge ging! Ich werde die Behörden benachrichtigen, man muß einen Steckbrief hinter ihm erlassen" — und plötzlich begann Natascha in ihre Muttersprache überzugehen.

Amanda betrachtete ihre russische Freundin mit konsternierter Miene. Wem galten diese Schimpfworte, diese wilden Anklagen?

Sie verstand kein Wort von dem Redestrom, der über sie hinbrauste, aber sie erriet aus dem wutentbrannten Gesicht und den heftigen Gestikulationen der im Zimmer auf und nieder Stürmenden, daß deren Raserei den Höhepunkt erreicht hatte.

Das war dieselbe Frau, die in ihrem Salon mit der liebenswürdigsten Grazie einer Botschafterin empfing, die ihre kostbaren Toiletten mit vornehmer Eleganz zu tragen verstand, die in ihrem Hause Fürstinnen von Geblüt sah?

„Aber was für Fürstinnen waren es auch", sagte eine Stimme, und diese Stimme war die Kamilla Scholls.

War ihre treue, alte Auguste nicht eine Königin gegen diese Frau, die sich gebärdete wie ein Marktweib?

Amanda wandte den Blick ab von dem verzerrten Gesicht der Rasenden, das grotesk schien mit seinen von Tränen verwischten Puderflecken. Die unfrisierten Haare hingen über die Schultern, ihre bloßen Füße steckten in gestickten Pantoffeln und unter dem pelzbesetzten Hauskleid kam die nicht ganz saubere Spitze eines Unterrockes hervor.

Durch die geöffnete Balkontür kam balsamische Luft. Man sah den azurnen Wasserspiegel des Sees und den zart rosa und weiß gefärbten Blütenschnee der Obstbäume an seinem Ufer.

Ein Paradies auf Erden, entweiht vom Sturme niedriger menschlicher Leidenschaft.

Natascha Frumkin fiel, von sich selber erschöpft, in einen Sessel und brannte sich eine Zigarette an, die sie jedoch sofort auf den Teppich warf, wo sie sie mit der Spitze ihres Fußes zertrat.

Sie griff nach dem kleinen, goldenen Kruzifix, betete, und dann brach sie in Tränen aus.

Digitized by Google

Nachdem sie sich wieder beruhigt, puderte sie ihr Gesicht und lächelte.

Verzeihen Sie, was werden Sie von mir denken — ich habe Sie überflutet mit meiner grenzenlosen Empörung — aber wenn Sie wüßten, was man mir zugefügt hat! Die Schande und der Spott, der mein Teil sein wird — und der Zorn meines Mannes! Alex Alexandrowitsch ist so jähzornig! Was sage ich ihm, was erkläre ich ihm — ich bin gebrandmarkt vor der ganzen Welt."

Hätten Sie sich träumen lassen, daß dieser Baron Josci ein ganz gewöhnlicher Schwindler ist? Nicht wahr, Sie haben ihn auch für einen wahrhaft vornehmen Mann gehalten?"

Wir langten vor zwei Tagen hier an per Auto, das mir mein Mann zum Geschenk gemacht hat — und dieser schwarze Gauner, dieser Ungar, ist heute morgen mit ihm auf und davon gefahren — auf Nimmerwiedersehen, wie der Halunke noch die Frechheit gehabt hat, mir zu schreiben. Bedenken Sie, im Auto meines Mannes! Ich wollte mich von Alex Alexandrowitsch scheiden lassen und Geza heiraten, ich wollte meinen Mann durch diese Reise zwingen, mich freizugeben, denn er ist so eifersüchtig — so eifersüchtig — — — da brennt mir der Lump von einem Ungarn mit meinem Auto, meinem Schmuck und meinem ganzen baren Geld durch! Nicht einen Pfennig besitze ich, alles hat er an sich gerafft — begreifen Sie die Gemeinheit — ich kann nicht einmal meine Hotelrechnung bezahlen, wenn Sie mir nicht aus der Verlegenheit helfen! Denn ich wage nicht, an meinen Mann zu depeschieren, er glaubt mich in Mailand bei einer Freundin — er darf meinen Aufenthalt in Gardone nicht ahnen — niemals — denn wenn Alex Alexandrowitsch mich fallen läßt — kann ich wieder Chansons in Petersburg oder sonstwo singen und tanzen, wenn man mir Rubelscheine hinwirft."

„Bitte, wieviel darf ich Ihnen geben?"

„Zweihundert Kronen werden genügen, damit komme ich zurück nach Meran. Und nicht wahr, liebe Freundin, Sie schweigen von dem Vorfall hier zu aller Welt! Bedenken Sie meine gesellschaftliche Position."

Amanda atmete auf. Dem Schöpfer sei Dank, die Russin vergaß, daß sie sich einen weinseligen Abend hindurch geduzt hatten.

Sie versprach blindlings alles, was Natascha Frumkin von ihr verlangte.

„Mein Schmuck war versichert, aber die Gesellschaft wird Nachforschungen anstellen, man wird mich kreuz und quer fragen — oh, dieser Lump hat gewußt, wie schlau er seinen Diebstahl in Szene setzt! Man braucht uns Weibern nur von Liebe reden, und wir sind mit Blindheit geschlagen!"

Natascha Frumkin versank in Nachdenken. Dabei brannte sie sich eine frische Zigarette an.

„Den Verlust des Schmuckes könnte ich vor Alex Alexandrowitsch bemänteln, aber das Verschwinden des Autos?! — Halt, so wird es gehen, ich werde meinem Mann ein volles Geständnis ablegen," — sie lächelte — „was man in solchem Fall ein volles Geständnis nennt —, dann wird er drohen, mich zu erschießen, und zum Schluß wird er weinen, denn er liebt mich, er kann ohne mich nicht leben. — — — Und wenn er Miene machen sollte, den Bösen, Unversöhnlichen zu spielen, nun, so werde ich ihm die Zähne zeigen —, er könnte sehr leicht in den Abgrund fallen, in den er mich stürzen will."

Amanda erhob sich.

Natascha Frumkin schob die zwei Hundertkronenscheine zwischen das Spitzenjabot ihres Hauskleides.

„Ich reise fort nach Meran zurück. Morgen ist Empfang bei mir. Ich würde mich freuen, Sie unter meinen Gästen zu sehen. Oder werden Sie noch länger hier bleiben? — Im Vertrauen: der Wernthaler hat zuletzt der schönen Witwe aus Berlin mächtig die Cour geschnitten. Verlassen Sie sich nicht auf ihn. Er ist ein etwas sonderbarer Mensch. Aber gerade Männer wie er werden uns Frauen gefährlich, denn sie blenden durch ihr Äußeres, während sie uns innerlich kalt gegenüberstehen. Prenez garde, ma chere! Und tausend Dank für Ihre Freundschaft!"

Amanda ging in ihr Zimmer zurück, denn sie bedurfte der Ruhe, sie mußte allein mit sich sein —, sie war wie benommen von dem Gehörten, der Auftritt bei der Russin war ihr auf die Nerven gefallen, sie war deprimiert, abgeschreckt und beschämt. Wie töricht war sie gewesen, sie hatte Natascha Frumkin, als sie sie die Honneurs in der Villa Palmenhain machen sah, für

Digitized by Google

eine Dame der guten Gesellschaft gehalten, sie hatte sich von ihren Allüren blenden lassen und den Schein für Wahrheit genommen.

Natascha Frumkin verfügte über zwei Gesichter, und in Gardone erst hatte sie ihr natürliches gesehen! So sah in Wirklichkeit die Welt aus, nach der sie Verlangen getragen hatte? Was sollte sie noch länger hier? Sie sehnte sich fort. Nach Meran zurück, dort hatte sie sich heimisch gefühlt.

Viktor Wernthaler stand erst kurz vor dem Lunch auf. Sollte sie abreisen, ohne ihn zuvor gesprochen zu haben?

Amanda kämpfte mit sich. Am liebsten hätte sie es getan, denn zwischen ihnen gab es keine Fortsetzung mehr, weder im Guten noch im Bösen. Unschlüssig öffnete sie den Bügel ihrer Reisetasche.

War sie nicht vorschnell?

Durfte sie Viktor Wernthaler mit alltäglichem Maßstab messen? Kannte sie überhaupt die Männer?

Ihr seliger Artur war ein einfacher, guter Mensch gewesen . . . das Gleichmaß seiner Gefühle hatte sie oft gelangweilt, und sie hatte sich an seiner Seite stets nach irgend etwas gesehnt, das sie nicht in Worte kleiden konnte. Heute wußte sie, was es gewesen: sie hatte den Liebhaber in ihm vermißt, den feurigen Geliebten, sie hätte heftige Szenen der freundlichen Ruhe vorgezogen, die beständig zwischen ihnen herrschte.

Viktor Wernthaler war ein komplizierter Mensch, voll Launen und wechselnden Stimmungen. Sie fühlte wieder seine heißen Küsse auf ihren Lippen brennen. Liebte er sie nicht doch?

Und wenn sie jetzt nach Meran zurückkehrte, wenn sie sich lossagte von ihm, was war dann ihres Lebens Inhalt?

O nein, das tat sie nicht, — niemals.

Sie besann sich, Wernthaler hatte ihr am Tage zuvor ein Buch gegeben. Sie wollte ein bißchen lesen, um sich auf andere Gedanken zu bringen. Wo hatte sie es hingelegt? — Richtig, dort auf den kleinen Tisch. Sie nahm es und ging auf den Balkon hinaus, wo sie sich auf dem Liegestuhl ausstreckte. Sie merkte jetzt erst, wie müde und angegriffen sie war. Träumerisch blickte sie auf den See hinaus.

Wie schön war die Natur! Nur daß die Menschen Unfrieden in sie trugen. Sollten nicht die Leidenschaften schweigen angesichts der Größe Gottes?!

Sie schlug das Buch auf. „Fra Angelico." Sein Leben und seine Werke. Sie blätterte zerstreut darin. „Christus begegnet als Pilger zwei Dominikanern." Sie sah lange nieder auf das Bild. Ein Sonnenstrahl tanzte über die Seite, und Amanda schloß sekundenlang die Augen, dabei glitt das Buch langsam in ihren Schoß.

Wie lind und lau kam vom See herüber die Luft! Sie träumte, allerhand lockende Zukunftsbilder stiegen vor ihr auf. Sie wandelte mit Viktor Wernthaler in der Stadt der Medici, sie standen Arm in Arm im Klosterhof von San Marco, sie wanderten von einer Zelle in die andere und — —.

Unten im Garten ging eine Schar junger Engländerinnen vorüber, ihre Stimmen hatten sie in die Wirklichkeit zurückgerufen. Seufzend schlug sie die Augen auf und blickte neugierig über das Gitter des Balkons in die blühenden Anlagen hinunter.

Das Buch fiel zu Boden, und dabei glitt aus seinen Seiten ein zusammengefalteter Briefbogen. Sie hob ihn auf.

Erst wurde sie rot und dann blaß. Ihr schien, als schlüge ihr Herz nicht mehr.

„Teurer, liebster Viktor!

Ich erwarte Dich, Viktor, in tausend Schmerzen, denn mein Glück, mein Leben bist Du! Wenn Du wüßtest, was ich um Dich leide!

Warum müssen selige Stunden vergehen, warum können wir sie nicht aufhalten in ihrer Flucht?

Viktor, liebst Du mich nicht? Logen Deine Lippen auf jener Fahrt nach Trafoi?

Warum hast Du mich allein gelassen? Flohst Du vor meiner Liebe?

Fürchtest du meine Küsse?

Komm, kehre zurück, Viktor, meine Arme sind ausgebreitet, Dich zu empfangen. . . ."

Amanda wendete die Seite. Natürlich, der Brief war von Mika Schönwald.

Ihr war recht geschehen, ganz recht! Sie paßte nicht in die Welt, in die sie sich gewagt hatte! Man konnte wohl den äußeren Menschen wechseln, aber niemals den inneren. Wie sie sich schämte vor sich selber, vor Viktor Wernthaler,

Digitized by Google

dem sie wie das erste beste Provinzgänschen in die Falle gegangen war. Wie mit Blindheit geschlagen war sie gewesen!

Er hatte sein Spiel mit der harmlosen Kleinstädterin getrieben, die jedes Wort auf die Wagschale legte. Die geglaubt hatte, mit einer französischen Toilette von heute auf morgen in die mondaine Anschauungsweise einer Weltdame hineinzuwachsen!

Nein, der Mensch schlüpfte aus seiner Haut niemals heraus! Und was sie alle sagen mochten von dem vielgerühmten Anpassungsvermögen der Frau . . . sie besaß es nicht, sie hätte niemals mit einer Mika Schönwald in die Schranken treten, sie hätte sich niemals dem Wahn hingeben dürfen, einen kompliziert veranlagten Mann wie Viktor Wernthaler auch nur eine kurze Spanne Zeit zu fesseln, einen Mann, dessen Empfindungsleben ihr so fremd wie die ganze Umwelt, die sie jetzt mit ernüchterten Augen sah!

Fort, nur fort, niemals wieder das Gesicht des Mannes sehen müssen, der sie zwang, vor sich selber zu erröten!

Wie im Traum legte sie die Fahrt nach Riva zurück. Sie sah die weiß schimmernden, hinter blühenden Wänden aufragenden Villen, die ihr auf der Hinreise wie Wirklichkeit gewordene Märchenschlösser erschienen waren, vorübergleiten, sie starrte auf den Blütenschnee der Bäume, ihre Augen glitten über den grünlich glitzernden Spiegel des Sees.

Aber ausgelöscht war jeder Gedanke, jedes Empfinden. — —

Engländerinnen liefen auf dem Deck hin und her und sprachen lebhaft durcheinander. —

Der Kapitän gab ihr ein Billett, und sie bezahlte es, aber sie hätte im selben Moment nicht sagen können, welche Münze sie ihm gegeben. Wie durch einen grauen Schleier sah und erlebte sie die Einzelheiten der Fahrt, die eine Flucht war. Allein sein wollte sie, keine menschlichen Stimmen hören, keine Gesichter um sich sehen, weder fremde noch vertraute.

Ach, in ihrem Garten sitzen und Geschehenes ungeschehen, Erlebtes ungeschehen machen können. Die ganze Episode ihres Daseins, die sich im Hotel „Kronprinzessin Stephanie" abgespielt, ausschalten aus ihren Erinnerungsvermögen!

Spät am Abend traf sie in Meran ein.

Erschrocken sah sie im Spiegel über dem Kamin im Vestibül ihr Gesicht. War sie das wirklich? Die blasse, hohläugige Frau mit den wirren Haaren, mit dem unordentlichen Schleier um den schiefsitzenden Hut?

Schnell, nur schnell in den Fahrstuhl, in die Einsamkeit ihres Zimmers, der Portier rief ihr etwas nach, aber sie hörte nicht, sie wollte es nicht hören, nur keinen Aufenthalt, denn sie fühlte, sie war am Ende mit ihrer Spannkraft.

Narrte sie ein Traum, hatte sie den Verstand verloren? Litt sie an Halluzinationen, war sie daheim oder wo sonst?

Schwindelnd hielt sie sich an die Pfosten der Tür. . . .

„Guten Abend, Manda, wie geht es dir? Ich freue mich, daß du endlich kommst —"

„Emma, du — und wer ist das?"

„Natürlich, du kennst Wally noch nicht."

„Wally, richtig!" Amanda fuhr mit den Händen nach den Schläfen. Sie hatte sie ja nach Meran eingeladen, weil sie Kamilla Scholl nicht mochte, das junge Mädchen, das ihr guter Geist gewesen war.

Aber Emma, wie kam die hierher, was wollte die hier, und häuslich in ihrem Zimmer niedergelassen, auf dem Tisch lagen die Handarbeiten der beiden Damen.

„Bist du krank, Amanda?"

Kusine Emma Neuberg hatte ihre Reise nach Meran mit sehr zwiespältigen Gefühlen angetreten, die durchaus nicht schmeichelhaft für ihre Verwandte waren. Denn Amanda war nach ihrer Meinung wahrhaftig über das Stadium der dummen Streiche hinaus. Sie hatte sich eine ganze Rede zurechtgelegt, während der Zug über den Brenner fuhr, aber angesichts der bleichen Frau, die haltlos und mit verstörtem Gesicht an der Tür lehnte, waren ihr alle die feierlichen und ein wenig vorwurfsvollen Worte, die sie in Bereitschaft gehabt, im Munde erstorben.

Warum war Amanda nicht zu Hause geblieben und hatte Fritz Brachmann geheiratet? Das war der Kulminationspunkt ihrer Kapuzinerpredigt gewesen, denn Emma Neuberg beging den Fehler der gesamten weiblichen Verwandtschaft, die gar nicht bedachte, daß eine Frau nicht gut einen Mann heiraten konnte, der nicht um sie anhielt.

Digitized by Google

„Komm, Amanda, es wird das beste sein, du legst dich, und wir schicken nach einem Arzt, denn du bist krank, nein, widersprich nicht, ich sehe es dir an. . . .“

Ach wie schön, wieder einmal so umsorgt zu werden.

Amanda sank mit einem Seufzer der Erleichterung in die Kissen.

Kusine Emma Neuberg räumte schweigend die abgelegten Toilettestücke beiseite, nicht ohne sie innerlich mit einigen Kommentaren zu versehen, wobei sie ab und zu bedenklich den Kopf schüttelte. Das seidene, ellenlange Korsett von Madame Pinpinette — die Firma stand im Taillenband —, das mehr einem Panzer glich, die spinnwebfeinen Strümpfe, die erstens einmal unmoralisch waren und sicher nicht eine Stunde lang ganz blieben, die wildledernen Schuhe mit den hohen, spitzen Absätzen, auf denen kein vernünftiger Mensch laufen konnte, die eleganten, seidenen Dessous. Emma Neuberg betrachtete sie und warf dabei einige schwer definierbare Blicke auf die blasse Frau, die fröstelnd und erschöpft in den Kissen lag.

Was doch aus den Menschen werden konnte!

Wenn sie sich erinnerte, was der selige Artur für ein einfacher, gerader Mensch gewesen war! Und wie einfach Amanda als junge Frau aufgetreten war!

Wie sie bloß plötzlich auf die Idee kommen konnte, ihr Heim zu verlassen und auf Reisen zu gehen, mir nichts, dir nichts, ohne krank zu sein, nur weil sie Lust auf Veränderung verspürte! Daran war die ganze moderne Richtung schuld! Die Frauen von heute mußten sich ausleben!

Kusine Emma Neuberg brannte vor Neugier: was für eine Bewandtnis mochte es mit diesem Fra Angelico haben?!

Sie war nicht sehr sattelfest in der Kunstgeschichte, aber soviel war ihr doch klar: ein Mann steckte hinter diesem sonderbaren Pseudonym. Amanda hatte da eine Liebelei angeknüpft! Wieder warf Kusine Emma einen prüfenden Blick auf die mit geschlossenen Augen in den Kissen liegende Amanda.

Hübsch und mollig war sie unstreitig, sie konnte schon die Begehrlichkeit eines Mannes reizen. Aber etwas Solides war es sicher nicht, denn ein vernünftiger Mann trieb nicht solche Allotria und nannte sich Fra Angelico. Frau Neuberg seufzte. Lieber Himmel, wie lange lagen derartige Dinge schon hinter ihr! Fast hätte sie ein bißchen neidisch auf die Kusine Amanda sein können. Frauen wie sie genossen doch eine viel längere Jugend!

Zwei Tage später, Amanda war noch immer nicht zum Aufstehen zu bewegen, kam ein Telegramm von Fritz Ulrich:

„Lese soeben in der Zeitung von Schmuckdiebstahl in Gardone. Hochstabler soll in Meran verhaftet sein. Doch nicht Manda anlangend?“

Emma lächelte ironisch. Der gute Fritz war doch ein bißchen reichlich naiv. Solchen Schmuck, der einen Schwindler reizen konnte, besaß doch Amanda wirklich nicht. Überhaupt keine anständige Frau!

„Du, Manda, hast du während deines Aufenthalts in Gardone etwas von einem Hochstapler gehört, der einer Russin einen kostbaren Schmuck gestohlen haben soll? Es wurde heute morgen schon auf der Promenade davon gesprochen.“

Amanda bekam einen Weinkrampf.

„Du bist aber wirklich sehr nervös“, sagte Emma Neuberg mißbilligend zu ihrer Kusine und holte Kölnisches Wasser herbei. „Wenn das die Erholung vom Reisen ist!“

Die Zeitungsnachricht hatte gelogen. Geza Josci hatte sich bisher dem Arm der Gerechtigkeit zu entziehen gewußt. Man hatte in Meran irrtümlich statt seiner einen Kaufmann aus Warschau verhaftet gehabt, der sofort wieder auf freien Fuß gesetzt wurde, da er seine Persönlichkeit glaubhaft nachzuweisen vermochte. Unkontrollierbare Gerüchte durchschwirrten den Kurort, nur soviel stand fest, daß Baron Josci ein Hochstabler war, der sich in betrügerischer Weise Namen und Titel eines alten, ungarischen Adelsgeschlechtes angeeignet hatte. Wer er in Wirklichkeit war, hatte man bisher nicht in Erfahrung zu bringen vermocht.

Denn Natascha Frumkin, in deren Hause der falsche Baron Stammgast gewesen, hüllte sich beharrlich in Stillschweigen, sie brachte die Rede sofort auf ein anderes Thema, wenn man, was im Moment alle Welt in Meran tat, von dem Hochstabler sprach, der eine Anzahl von Ge-

Digitized by Google

schäftsleuten und seinen Hotelwirt um namhafte Beträge geprellt hatte.

Natascha Frumkin hatte auch keine Anzeige gegen den falschen Baron erstattet, aber trotz dieser begreiflichen Diskretion konnte sie es nicht hindern, daß eines Tages ein Polizeibeamter bei ihr vorsprach, der sehr höflich sein Käppi vor der Gnädigen lüftete und in sehr devotem Ton sich nach den näheren Personalien des Flüchtigen erkundigte und bei aller Liebenswürdigkeit unverkennbar ein kleines Verhör mit ihr anstellte.

Alex Alexandrowitsch offerierte dem Beamten von seinen besten Zigarren. Natascha Frumkin, seiderauschend und von Spitzen überrieselt, in einem kostbaren Hauskleid, lachte, zeigte dabei ihre guten Zähne, zuckte mit den Achseln und sagte nebenher: „An ihren Empfangstagen wären so viel Fremde aller Nationen in ihrem Salon versammelt — wenn man ihnen allen die Papiere abfordern wollte —"

Und der Polizeibeamte zog abermals sein Käppi, bedauerte, die Herrschaften gestört zu haben, und empfahl sich. Mit Fremden, die eine so vornehme Villa bewohnten, mußte man rücksichtsvoll verfahren.

Am selben Nachmittag fuhren sie aus, Alex Alexandrowitsch und seine interessante Frau, sie repräsentierten in dem gemieteten Zweispänner ein sehr elegantes, friedliches Ehepaar, dem man es nicht ansah, daß es sich in der vergangenen Nacht mit Revolver und Pistole gegenseitig bedroht hatte.

Man hielt vor einem Blumenladen, und Natascha Frumkin kaufte ein wunderschönes Arrangement seltener Orchideen, das die Verkäuferin heraus an den Wagen brachte.

Aber Frau Sanitätsrat Pirchholtz war nicht zu sprechen, wie der Portier des Hotels Kronprinzessin Stephanie den Herrschaften mit gezogener Mütze am Wagenschlag meldete. Er nahm das Blumenarrangement entgegen und versprach, es sofort an seine Adresse zu befördern.

Dann zog der Kutscher die Zügel an, und die vornehmen Russen setzten ihre Spazierfahrt fort.

* * *

Vor dem Kurhaus eine heitere, plaudernde Menge. Junge Mädchen in lichten Toiletten und breitrandigen Blumenhüten, junge Männer und solche, die es scheinen wollten, in Breeches und glockigen Promenadenjacketts, ältere Damen in entsprechender dunklerer Kostümierung, zwischendurch weibliche Erscheinungen, die in keinem fashionablen Kurort fehlen, und die sich nur schwer rubrizieren lassen. Die Herren mustern sie mit einem gewissen, leicht versteckten Wohlgefallen, denn die Ehegattinen haben scharfe Augen, und die Damen nehmen mit unverhehltem Mißtrauen Toiletten und sonstige Einzelheiten aufs Korn.

Sie freuen sich, wenn sie entdecken, daß dem Teint nachgeholfen ist, die Haare gefärbt und die Taille künstlich schlank, und sie ärgern sich, wenn die Herren mit milder Nachsicht darüber hinweggehen und das Ensemble sehr nett finden.

„Noch blühen die Tage der Rosen" spielen die Musiker in Tiroler Nationaltracht, die von Innsbruck herüber nach Meran zu kurzem Gastspiel gekommen sind. Auf der Terrasse vor der Fassade des Kurhauses sitzen die blauen Kaiserjäger an ihrem Stammtisch und sprechen von Avancements, von Transferierungen und von Gäulen. Dazu trinken sie ihren Nußbraunen oder Lichten, einer oder der andere guckt flüchtig einmal in die „Freie Presse" oder in das „Wiener Journal", aber man verliert dabei die Promenade vor der Musikkapelle nicht aus den Augen, denn man findet mit Kennerblick jede neue Erscheinung heraus und liebt es, daran herumzurätseln, wer sie ist, bis man mit Hilfe des „Obers" oder sonstiger Auskunftsmittel den Schleier des Geheimnisvollen lüftet.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Frid in diesem Huis! / Von Hanns Gistert

Sie waren heute sehr vergnügt, die Bardeaus, zum ersten Male, seit Mutter Bardeau ihren Anfall gehabt hatte. Oh, das war nichts Seltenes! Schon in der jungen Zeit ihrer Ehe hatte sie ihren Mann mit ihren Nauben geplagt, geschrien und um sich geschlagen und dann wieder stumpfsinnig vor sich hingestiert und Haushalt Haushalt sein lassen, so daß der junge Jacques-Marie, der jetzt der alte geworden war, oft einen rechten Zorn kriegte und sie windelweich zerschlug. Manchmal nutzte dies Mittel, manchmal nicht; immer aber fand sie sich auf einmal wieder zu sich selbst zurück und war dann wieder die arbeitsame Hausfrau und Mutter, die ihr Mann benötigte, wenn er die Felder jenseits der Mosel bestellte oder das Vieh auf die Weide trieb.

Seit sie aber auf die Siebzig ging, war es schrecklich mitanzusehen, wenn sie ihre Zeiten hatte und „vom Geist" war. Das Heilmittel früherer Jahre anzuwenden, wagte der Alte nicht mehr. Und nichts von alledem wollte helfen, was wohlmeinende Nachbarn anrieten: nicht das Aderlassen des Schäfers, nicht die in den Mund gesteckte angedämpfte Zwiebel, nicht die altgewohnten Sympathiemittel. Schließlich — es hatte schon über acht Tage gedauert, da hatte der Nennicher Hannes Hilfe gebracht, der die Fallsucht zu besprechen verstand. Mutter Bardeau mußte flach auf den Boden gelegt werden, und der Hannes trat sie abwechselnd mit dem rechten und dem linken Fuße, hielt zwei Hollunderzweige kreuzweise über ihren Kopf, zündete eine Kerze an, blies sie aus, und sprach dann mit hohler Stimme und drohenden Augen:

„Krampfgeist! fahre aus!
Fahre oben und unten aus!
Fahre so schnell als möglich aus!
Meide die Frau und dieses Haus!"

Was dem Krampfgeist peinlich war, mußte auch anderen bösen Geistern einen Schrecken einjagen! Nach zweimal vierundzwanzig Stunden ging Mutter Bardeau wieder im Hause einher, als sei nichts geschehen. Des Nennicher Hannes Ruhm war neu befestigt, und die Familie atmete befreit auf.

Es war ein Bild des Friedens, wie sie unter der breitästigen Linde saßen und sich nach des Tages Last und Mühe des schönen Sommerabends freuten. Der junge Jacques-Marie hatte ein hohes Glas Viez*) aus dem Keller geholt, das reihum ging und an dem auch die Frauen trinken durften. Man konnte sich das leisten. Der Vadder hielt Haus und Hof in Ordnung, und der Sohn verdiente an der Bahn ein schönes Stück bares Geld. Seine Frau, die Claire, war eine ordentliche Schafferin und sparte sich jeden Pfennig am Munde ab, um ihn auf die Sparkasse zu tragen. Sie schrappte eifrig an ihren Möhren und schälte Kartoffeln für den morgigen Sonntag. Jacques-Marie strich die Gartenbank mit Ölfarbe, Mutter Bardeau erzählte von ihrer Jugend, die sie in Trier verbracht hatte, und die ihr mit allen Details gegenwärtig war, während das Augenblickliche nicht mehr in ihrem Gedächtnis haftete. Dabei waren ihre Hände nicht müßig, sondern sie strickte eifrig an des Sohnes rauhwollene Socken neue Füße; die von ihrem alten Vater ererbte bleierne Brille, die sie beim Sehen genierte, die sie aber niemals vergaß, anzulegen, seit ihre Augen an Schärfe verloren hatten, trug sie hoch auf die Stirn geschoben. Vadder sprach nichts. Sein Tagewerk war ein so mühsames, daß die allabendliche Erschöpfung ihm Lust und Kraft zu einer Unterhaltung genommen hätte, wenn er sie gewünscht hätte. Aber er war keine mitteilsame, wohl aber eine sehr gütige Natur, die in den Schwiegertöchtern eigene Kinder sah und ihnen, ohne viel Worte zu verlieren, alle Arbeit abnahm, wofür ihm denn Claire, des Jüngsten Frau, auch mit Liebe und Verehrung zugetan war.

Flink hatte sie ihm den bequemen, aus Baumästen roh zusammengefügten Sessel herausgeholt, den er selbst verfertigt und in dem der arbeitsmüde Rücken behaglich ausruhen konnte, und ihm einen Baumklotz unter die Füße geschoben, hatte ihm die Pfeife gestopft und ihm die Hand verbunden, die er sich beim Ausbessern

*) Apfelwein.

Digitized by Google

des Bootes verletzt hatte. So saß er nun vergnügt, schmauchte sein Pfeifchen, hörte der gesprächigen Mutter zu, schaute mal nach den Kirschen, ob sie bald reif wurden, nach der Mosel, ob sie wohl noch steige, und nickte Claire geheimnisvoll zu. Er hatte wieder ein paar Groschen für sie, ein Trinkgeld von zwei Fremden, die er über die Mosel gefahren. Er wußte ja, die Frau wollte es nicht für sich. Sie wollte, daß ihre Kinder was Rechtes werden sollten; der Bub sollte Lehrer studieren. . . .

Ein wohlbekanntes Antlitz sah über den Zaun. Ein zahnloser Mund, den grauschwarze Bartstoppeln und Spuren früherer Mahlzeiten umgaben — die nach Meinhard Dusemonts eidlicher Versicherung übrigens seit seinen Kinderjahren bis zu seinem jetzigen achtzigsten Lebensjahr nur aus dicker Milch und Schwarzbrot bestanden hatten — lächelte freundliches Willkomm!

„Ah! Compère Dusemont! Immer noch so rüstig, trotz der achtzig Jahre und trotz des Beinbruchs?"

„Als wär' nichts passiert, Mutter Bardeau; heute morgen vier Stunden heruntermarschiert, heute abend vier Stunden herauf nach Liviers, dazwischen Botengänge im Ort und in Luxemburg, wo ich Krankengelder für mein' Neven reklamiert hab'. Bosoir, Schaakmarri! Bosoir Klär! D'Ihr kriegt Visit, Mutter Bardeau; die Maddlähn is mit mir gefahr."

„Die Maddlähn?" Aller Augen richteten sich mit Entzücken auf das häßliche Gesicht des Compère Dusemont, von dem der ihn behandelnde Arzt behauptet hatte, daß er ein Hohn auf alle Hygiene und Reinlichkeit und ein medizinisches Wunder sei. „Die Maddlähn? Hat den Schorsch denn geschriwwen?"

Der Kumpähr zuckte die Achseln. „Fragt sie selwerst; ich weiß nix."

Im Nu sind alle auf den Beinen und umringen die den schmalen Feldweg herankommende Madelaine, eine noch junge, kaum dreißigjährige Frau in städtischer Kleidung.

„Hat ähn geschriwwen? Kommt ähn widder, den Schorsch? Verdient ähn viel Geld? Is ähn noch gesund in dem Afrika?" So klingt es von allen Seiten.

Madelaine trocknet ihr stark blühendes, vom schnellen Gang erhitztes Gesicht und zieht stolzglücklich einen Brief aus der Tasche. Gewiß kommt er wieder, der Schorsch; aber für ein Jahr länger hat er sich noch verdungen, weil ihm das doppelte Gehalt versprochen worden ist. Dann hat er so viel Geld gespart, daß er der reichste Mann in Madelaines Heimatörtchen an der Sure ist und sich Haus und Hof dafür kaufen kann. . . .

„Wenn er gesund bleibt", wirft Jacques-Marie ein. „Mit Eurer Geldsucht bekommt er noch das Fieber und stirbt in dem gelobten Land, oder er kommt für immer krank nach Hause. Der Vorsteher hat uns erst kürzlich erzählt, was für ein gefährliches Klima Euer Kongo hat."

„Ach, dem Schorsch schadet es nichts. Der ist so gesund wie ein Fisch im Wasser und lebt wie ein Fürst. Orangen, Ananas und Bananen sind da nicht mehr wert als hier die Kartoffel; er schreibt auch: O mein schönes Afrika! Wenn Du hier wärest, ginge ich überhaupt nicht fort. So behilft man sich, wie man kann. Nur einen Fehler hat mein lieber Kongo: Kein Bier! Aber dafür jeden Abend ein anderes Liebchen. . . ."

In ihrem weichen, ineinanderziehenden französelnden Tonfall hat Madelaine bis hierher gelesen. Nun lacht sie, errötet ein wenig und steckt den Brief ein.

Entsetzt schaut Claire auf: „Oh! Das ist ein schlechter Scherz. . . ."

„Ein Scherz?" Madelaine trägt den Kopf hoch. „Und wenn es Wahrheit wäre? Ich kann ihm keinen Vorwurf machen; ich habe ihn ja selbst überredet, damals in Petingen, als ihm die gute Stelle angeboten wurde."

„Das ist doch kein Grund, dir untreu zu werden. . . ."

„Wie einfältig du redest, Klär. Man kennt doch die Art eines Mannes. Vier Jahre ist Schorsch nun fort. Meinst du, Schaak-Marie bliebe dir solange treu?"

„Oh!" Claire ist rot geworden bis an die Wurzeln ihrer blauschwarzen Haare. „Dann hätte ich ihn nicht gehen lassen, Maddlähn. Wenn mein Mann mir untreu würde, — ich ertrüge es nicht."

Im stolzen Gefühl, so geliebt zu werden, greift Jacques-Marie nach der verarbeiteten

Digitized by Google

Hand seiner Frau. „Brauchst dich auch nicht zu sorgen, Klär."

Madelaine preßt die schmalen Lippen aufeinander bei der etwas täppischen Zärtlichkeit ihres Schwagers; dann erklärt sie plötzlich, ihre Sachen ins Häuschen tragen zu müssen, und wirft ihrer sie begleitenden Schwägerin spöttisch über die Schulter zu: „So glücklich sind wir auch nicht, der Schorsch und ich." Und nach einer Weile ernst: „Wir haben ja auch kein Kind."

Claire, die viel zu zart und weich für eine Bauersfrau ist, hat einen feuchten Glanz in den Augen: „Ja, wir sind sehr glücklich."

* * *

Ein wunderbar weicher Sommersonntag geht zur Neige.

Wie silberner Duft spinnt es sich um das Moseltal und hüllt es in spinnwebfeine Schleier. Schwachrötlichen Schein sendet die sinkende Sonne um Häuser und Fluß und Berge und erhöht den Eindruck seligen Friedens, der über der Landschaft liegt. Frommes Glockengeläute dringt aus dem spitzen Turm des altersschwachen Kirchleins, das aussieht, als müsse es unter seinem mächtigen Schieferdach erliegen, wenn ihm nicht die zwei üppig belaubten Kastanienbäume als Halt und als Stützpunkt dienten, und klingt hinüber über den Strom und das in seinen Armen wohlig hingeschmiegte Werth. An die Uferweiden gebunden, schaukelt der Kahn in den Wellen der Mosel, die seit den ungeheuren Regengüssen der letzten Zeit stark angeschwollen ist und fast das Ackerland der Insel beleckt.

Mutter Bardeau sitzt wie eine recht gestrenge Großmama mit Brille, Strickzeug und schimmerndem Silberhaar unter der Linde und versucht, die kleine Minett in die Geheimnisse ihrer Kunst einzuweihen, ohne daß deren ungeschickte fünf Jahre viel von der ungeduldigen Lehrmutter profitiert hätten. Jacques-Marie hat sich zum Schlafen hingelegt, weil er Nachtschicht hat; Vadder war ein wenig eingeschlummert, und hatte dann den Kahn losgelöst, um auf der Insel einmal nachzusehen, wo er morgen mit Heumachen beginnen solle.

Claire richtet in der Küche das bescheidene Abendbrot. Keine leichte Arbeit! Den Buben, bei dem das Laufen noch eine wackelige Sache ist, hat sie an der Schürze, das achtmonatige Jüngste auf dem Arm; dazwischen tänzelt das verspielte Kätzchen auf den steinernen Fliesen umher und hängt sich an der Frau Rocksaum und Schürzenbänder. Man hat seine liebe Not mit den Trabanten!

Es wäre auch Zeit, daß die Kuh gemolken würde, sagte sich Claire. Sie wird diese Arbeit wohl auch übernehmen müssen; es ist kein Verlaß mehr auf die Mutter. . . . Sie sucht sich das blankgeputzte Geschirr zusammen, stellt den Schemel unter die Bleß und sucht nach einem Plätzchen im Stroh für das Kleine. Ach, nein! Das bringt sie zur Mutter hinaus unter die Linde; da kann es noch etwas milde Luft und Abendsonnenschein genießen, denkt sie zärtlich.

Durch das geöffnete Küchenfenster dringt Stimmengewirr, fernes Lachen und Singen. Das werden wohl wieder Ausflügler von Metz oder Trier oder Luxemburg sein, die so oft auf Bellevue einkehren und herübergerudert sein wollen zu den Teufelsfelsen oder der Rabenley.

Richtig! Noch immer das Kleine auf dem Arm, den Jungen an der Schürze, das tändelnde Kätzchen am Kleid, tritt Claire hinaus auf die steile Steintreppe und späht hinüber nach der Richtung, aus der die Stimmen kommen. Sie hat die Hand an die Augen gelegt und kann deutlich sehen, wie Vadder mit den Fremden, es ist eine ganze Anzahl, verhandelt. Das wird wieder Spargroschen in die Kasse geben.

Jetzt bindet Vadder die rasselnde Kette los und springt aus dem Kahn, um die Fahrgäste hereinzulassen. Wie sie torkeln! Wie sie lärmen! Das scheinen angeheiterte Kneipbrüder zu sein, die sich am Elfer übernommen haben!

Vier, fünf, sechs . . . Was denkt sich denn der Vadder? Er muß als Fährmann doch auch noch hinein, und sagt doch immer, mehr als sechs Personen wage er nicht in dem alten Kahn herüberzufahren. . . . Und jetzt, wo die Mosel so hoch angeschwollen und so tückisch ist!

Aha! Er wehrt den Leuten und sagt ihnen die Meinung. . . . Das ist recht, Vadder Bardeau! Wenn sie bis jetzt Zeit gehabt haben, so braucht es ihnen auch nicht auf eine Viertelstunde mehr anzukommen. In zwei Ladungen bringst du sie bequemer hinüber.

Digitized by Google

Was ist das? Sie stoßen ihn beiseite? Sie springen alle in das Boot. . . . Jetzt auch noch der Dicke, der gut und gern seine zwei Zentner wiegt. . . . Wenn das nicht unverschämt ist! Aber Vadder wird nicht so töricht sein, diesen Trunkenbolden zu willfahren. Aha! er sträubt sich . . . sie sollen aussteigen. . . . Natürlich! Wenn sie ihr Leben nicht riskieren wollen. Vadder wird doch sein Boot und die Strömung kennen. Er ist nicht angetrunken, er nicht; o nein.

Was, das ist ja nicht möglich! Sie ziehen ihn mit Gewalt ins Boot. Sie drücken ihn auf den Rudersitz hernieder. . . .

„Tu's nicht, Vadder, tu's nicht!" Claire strengt ihre Stimme zur höchsten Kraftentfaltung an, ohne drüben vernommen zu werden. Der Kahn sinkt ja bis an den Rand ins Wasser; das ist ja Wahnsinn! Das heißt ja Gott versuchen!

In ihrer Herzensangst kniet sie nieder und preßt den Jungen an ihre Brust. „Bet, Pittchen! Bet für den Großvadder, daß ihm kein Leid geschieht. . . ."

Langsam hat sich das Boot vom jenseitigen Ufer gelöst. Langsam durchschneidet es die spiegelklare Fläche. . . . Des alten Bardeau Arme arbeiten angestrengt; aber sie sind so schwere Ladung nicht gewöhnt.

Claires ganzer Körper zittert, ihre Hände sind eiskalt. Gott Lob und Dank, wenn das Wagnis gut verläuft, wenn dem guten Vater nichts geschieht! Eine Kerze will sie der Mutter Maria von der immerwährenden Hilfe aufopfern und den glorreichen Rosenkranz beten. O Gott, sie weiß nicht, was sie alles will. . . . Sie muß immer hinüberstarren und sehen, wie das Boot langsam näherkommt.

Nun singen sie auch noch. . . . Es klingt wunderschön in die Abendstille hinein.

„Im weiten deutschen Lande
Zieht mancher Strom dahin.
Von allen, die ich kannte,
Liegt einer mir im Sinn.
O Moselland, o selig Land,
Ihr grünen Berge, du Fluß und Tal!
Ich grüß euch von Herzen viel tausendmal,
viel tausendmal . . ."

Gottlob! Ihre Besorgnis war unbegründet; näher und näher kommen die Stimmen; das Boot ist von den Uferweiden verdeckt; aber es muß gleich anlegen. . . . Claire legt das Kleine schnell in die Wiege in der Ecke der Küche, und stellt Pittchen davor, daß er auf es achtgebe.

Und ist mit flinken Sätzen die Treppe hinunter und über das Wiesengrün zum Ufer gesprungen, um dem Vadder beim Anlegen zu helfen.

Ein Glück, daß sie sich so stille verhielten, die Übermütigen! Sonst hätte leicht ein Unglück passieren können. Das Wasser hat keine Balken. . . .

Barmherziger Himmel! Sie hält im eiligen Laufe ein. . . . Ist er nicht toll-unklug der Junge, der sich über Bord neigt und die Hand in den grünen Fluten spielen läßt? Und jetzt der Dicke! springt auf und bringt das Boot ins Wanken. . . . Vadder zwingt ihn auf den Sitz nieder. . . . Zu spät! Es sinkt zur Seite. . . . Wasser dringt ein . . . es schlägt um. . . .

In wahnsinniger Hast ist Claire zurück, die Treppe herauf, bei dem schlafenden Mann und rüttelt und weckt ihn. „Schaak-Marie, der Vadder ertrinkt! . . . Schnell! Hilfe, Hilfe! Hil—fe!!!"

Und ist wieder unten; der Mann hinterdrein mit unausgeschlafenem Kopf und verwirrter Miene. Was hat sie gesagt, die Frau? Der Vadder ertrinkt; wie ist das möglich? . . . Er kann doch schwimmen. . . .

In den hochgehenden Fluten ringen die Unglücklichen um ihr Leben. Ein Teil ist verschwunden; einige sind weitergetrieben worden und klammern sich an das überhängende Gestrüpp der Weiden. Andere halten sich am Boot; darunter der Vadder, der jetzt mit kräftigen Stößen dem Ufer zuschwimmt, gerade als die beiden in verzweifelter Hast zu seiner Hilfe angerannt kommen.

Jacques-Marie kniet nieder, um ihm emporzuhelfen. Noch ein paar Sekunden. . . . Nur Mut, Vadder, die Rettung ist da!

Da! . . . Das ruhige Gesicht des alten Mannes verzerrt sich; die blauen Augen treten aus den Höhlen; der silberweiße Kopf versinkt . . . taucht noch einmal auf. . . . Weit, weit beugt der Sohn sich vor, hält mit dem einen Arm einen vorspringenden Baumstamm umklammert, die andere reckt er dem Vadder entgegen. . . .

Fast hätte er ihn greifen können. . . . Aber zwei andere Arme sind aufgetaucht, umschlingen

Digitized by Google

den Alten wie mit eisernen Klammern, lassen ihm keine Bewegungsmöglichkeit; der Dicke ist es, der mit der Zentnerlast seines Körpers den beinahe schon Geretteten mitleidlos in die Tiefe zieht. . . .

Wie ein Rasender tobt Jacques-Marie am Ufer. Was tun, wie helfen? Er, er kann nicht schwimmen, um seinen alten Vater zu befreien, zu retten. . . . Und kein Boot in der Nähe, nichts, nichts. . . .

Claires gellende Hilferufe haben die Nachbarn herbeigelockt; mit Balken und Stangen, mit Seilen und Haken kommen sie. . . . Zu spät, um ihrem alten Nachbar helfen zu können.

Nur ein paar der Jüngsten, Kräftigsten werden der schaurigen Flut entrissen und können die Geschichte ihres Unglücks, ihres Leichtsinns erzählen. Mit Gewalt haben sie den alten Mann gezwungen und ihm versprochen, sich ganz stille zu verhalten.

Am anderen Morgen erst treibt unten bei Messenich die Leiche des greisen Fährmanns ans Land, noch jetzt umstrickt von den derben Fäusten des schweren Mannes.

Jacques-Marie Bardeau bricht zusammen, als er in das grausam veränderte Gesicht seines Vaters sieht. . . .

* * *

In das alte Moselhaus mit seinem schräggeneigten Schieferdach und seinem braungebeizten Gebälk, über dessen Eingang der alte Spruch im Holz eingeschnitten ist: „Frid in diesem Huis — Der's nit halt, bleib druis", ist seit des alten Bardeau Tod ein böser Geist eingezogen.

Die Mutter siecht langsam hin: Sie hat ihre früheren Anfälle nicht mehr; aber sie sitzt stumpf und stier am Herd — wie ein Tier. Nur ab und zu blitzt ein Strahl in ihren Augen auf, ein Strahl von Bosheit. Die kleine Minett darf man nicht in ihrer Nähe lassen; jetzt kann der Hannes nicht mehr helfen. Wenn Claire die Kinder nicht hätte, sie wollte nicht mehr leben. Der Wohlstand ist dahin; sie allein mit ihren schwachen Kräften kann den Ruin nicht aufhalten, der dem verfallenden Hause, dem unbestellten Land droht. Wenn sie ihren Mann um Geld fragt, dann verkauft er ein Stück Vieh, ein Stück Land nach dem anderen, geht in die Schenke und — trinkt. Lange kann es so nicht mehr gehen. Bis jetzt war er im Dienste fleißig und nüchtern; aber vorgestern hat ihn Proß, der Aufseher, nach Hause geschickt: „Du bist ein guter Arbeiter gewesen, Bardeau, ich will es für nichts ansehen, daß du betrunken bist. Kommt es aber ein zweitesmal vor, so bist du entlassen."

O Gott! und ihre armen Kinder!

Es war nicht immer so. In den ersten Monaten nach dem Tode des unglücklichen Schwiegervaters hing er an ihr wie ein Kind, das sich fürchtet, und sie mußte ihn trösten und beruhigen. Oh, welch schreckliche Nächte hatte sie damals mit ihm durchgemacht! Kaum, daß sie gehofft hatte, der erste Schlaf werde sich beruhigend auf seine müden Lider senken, werde seinem erregten Gemüt Frieden bringen, so stand er wieder zitternd wie Espenlaub vor ihr. „Siehst du meinen Vater nicht? So nahe war er vor mir, als er mit den Wellen kämpfte. . . . Ich hätte ihm nur die Hand zu reichen brauchen, und er wäre gerettet gewesen. . . . Aber ich habe sie ihm nicht gereicht. Ich habe ihn getötet. . . . Weiß du, was es heißt, seinen Vater töten? Einen Vater, wie wir ihn gehabt haben, den besten, gütigsten Vater der Welt. . . .

Siehst du, wie seine Augen um Hilfe flehen? Siehst du, wie er enttäuscht und gekränkt ist, weil sein eigen Kind ihm nicht hilft? Siehst du seine Verzweiflung, wie er in den Wellen versinkt?

Ach, du hast sein brechendes Auge nicht gesehen; du sahst ihn nicht, als die Wellen ihn ans Land spülten.

Oh, er kann mir nicht vergeben; denn ich habe ihn kalt und gefühllos ertrinken lassen, als ich ihm noch helfen konnte.

Ich hätte meines Lebens nicht achten sollen, ich hätte nicht abwägen dürfen, ob Gefahr für mich wäre. . . . Mein Vater, der mir das Leben gegeben, der sein Leben lang für mich geschafft und gearbeitet! Der gute, alte Mann! . . . Wie schrecklich war sein Antlitz, als der andere sich an ihn klammerte und ihn hinunterzog in die Flut! Oh, die Augen, ich kann seine Augen nicht vergessen. . . .

Sie werden mich noch in meiner Sterbestunde verfolgen und mich anklagen. . . ."

Digitized by Google

Claire zieht ihn an sich und streichelt ihn und redet ihm zu, und die gläsernen Augen, aus denen manchmal der Wahnsinn schaut, beruhigen sich; gegen Morgen findet er für wenige Stunden dumpfen Schlaf, ohne Ausruhen, ohne Erquickung.

Und dann wendet sich seine Wut plötzlich gegen sie: „Du bist an allem schuld! Warum hast du mich nicht geweckt, als du die Gefahr sahest. Oh, ich weiß wohl; er war dir im Wege, der gute, alte Mann! Er lebte dir schon zu lange. . . . Geh mir aus dem Wege, Elende, die meinen armen Vater in Tod und Verderben getrieben! Sei verflucht, verflucht!"

Gellend klingt sein Schreien durch das stille Haus, das dem Frieden geweiht ist. Wie ein Rasender tobt und wütet er, um nachher in trübe Apathie zu versinken, und dann hat der geduckte Kopf denselben tückischen Ausdruck wie der der Großmutter.

Das ist besser geworden, seit er das Bier fand und den Schnaps. Das bringt ihm Vergessen. . . . Er kommt nur nach Hause, um seinen Rausch auszuschlafen und das Essen mitzunehmen, das Claire ihm am Abend vorher schon in seinem blechernen Henkeltopf richtet, und das er sich zu Mittag wärmt. Er arbeitet jetzt an einer weit entfernten Bahnstrecke und muß ein paar Stationen weit fahren. Aber die Frauen der anderen Bahnarbeiter erzählen ihr, wie es mit ihm steht; auch daß seine Hände oft so zittern. Wenn er entlassen würde! . . .

Es geht fast über ihre Kraft; die Mutter ist eine große Last, die nur Mühe und Arbeit macht. Hat sie nicht gestern erst trotz des warmen Frühlingstages Feuer in der Stube gemacht und alles Holz darin verstocht, das Claire sich zum Anfachen für die ganze Woche gespalten und neben dem Herd aufgeschichtet hat? Immer hat sie die Streichholzschachtel in der Hand; soll sie aber aufwaschen und sonst im Haushalt helfen, so wird sie zornig und wirft mit Feuerzange oder Stocheisen nach der jungen Frau und den Kindern.

Wer ihr zu helfen oder zu raten wüßte! Madelaine hat ihr geraten: „Du darfst nicht schroff oder streng mit ihm sein; du mußt ihn mit Güte zu fassen suchen. . . . Und dann mußt du zärtlich tun und ihn an der Arbeitsstelle oder an der Bahn abholen, damit er nicht ins Wirtshaus findet. Wir müssen schlau sein, wir Frauen, que veux-tu?"

Claire ist nicht schlau; aber diese Weisheit kann ihr nichts nützen. Als ob sie jemals hart mit ihm gewesen wäre, der nur so leidet, weil sein Gemüt ein zu weiches ist? Wenn er seinen Vater nicht so geliebt hätte, er ginge nicht darüber zugrunde. . . . Einmal hat sie es versucht, ihn bei der Arbeit abzuholen; aber nicht wieder. . . .Wie boshaft die Kameraden waren; wie sie über sie gelacht und gespottet haben! „Ei, Klär Bardeau, du hast deinen Mann gut unter dem Pantoffel! Wie fein du gezogen bist, Schaak-Marie; du mußt tanzen, wenn deine Frau pfeift!"

Seither hatte sie es nicht wieder versucht. Manchmal hatte sie ihm Minett mit dem Pitschen entgegengeschickt, der doch immer sein Liebling gewesen. Aber er hatte die Kinder rauh zurückgestoßen. . . . Ach, sie wußte, weshalb er allein sein wollte. Sie wußte, wo er sich unterwegs aufhielt. Am Zaun stand die rote Mariann mit ihrer leichtsinnigen Schwester, die sich aus Metz, wo sie gedient, ein Andenken in Gestalt eines drallen Buben mitgebracht hatte, darum aber nicht minder übermütig und ausgelassen war.

Den ganzen Tag sangen und lachten die Lisett und die Mariann, der die roten Ringellocken fast bis in die Augen fielen, und die sich mit bunten Bändern schön machte. Da brauchte er nicht lange um Schnaps zu betteln; die holten ihm herbei und tranken mit und waren lustig.

Das gefiel ihm freilich besser als die ernste, traurige Frau daheim. . . . Sie hatte das Lachen verlernt in dieser bösen Zeit. Und wenn sie mit ihm zärtlich sein wollte, lachte er so spöttisch auf wie bei ihren wohlmeinenden Vorstellungen. Das war ihr noch das Härteste, daß er mit Herz und Sinnen bei einer anderen war. Aber das hatte sie Madelaine nicht anvertraut, das nicht.

Kumpähr Dusemont, der manchmal vorsprach, riet ihr, beim Vorsteher Anzeige zu machen. Das wäre das rechte. Daß er seiner Stelle verlustig ginge. Es ging ohnehin knapp genug bei ihnen zu; neulich hatte er ihr die letzte Kuh aus dem Stalle verkaufen wollen; sie aber

Digitized by Google

hatte sich gewehrt wie eine Löwin. Woher sollte sie Geld nehmen, um Milch für ihre Kinder zu kaufen? Und die paar Groschen Erlös, die sie von Nachbarsleuten für Milch und Käse erhält, ermöglichen es ihr, den Haushalt noch aufrechtzuhalten; denn er gebraucht seit einiger Zeit immer Ausflüchte, wenn sie ihn um Geld fragt.

Letzten Montag hat er ihr gesagt: „Sieh zu im Kasten, wenn du Geld brauchst; du weißt ja, wo er steht." Aber der Kasten war leer; nicht ein Sou darin zu finden.

Als sie am Samstag einen Augenblick in der Fastenandacht gewesen, hat Katterin Nell es ihr zugesteckt: „Weißt du, wo dein Mann das Geld läßt? Bei den Frauenzimmern, den schlechten. . . . Der Bruder der Mariann, der schon einmal bei einem Kaufmann lange Finger gemacht hat, weißt du, der feine Kerl, der immer so nobel daherkommt, der hat wieder ins Gefängnis kommen sollen, weil er einem Kameraden dreißig Franken gestohlen hat. Dein Mann ist der Dumme gewesen und hat ihm das Geld gegeben; zehn Franken vom letzten Lohn und zwanzig Franken, ich weiß nicht, woher, damit der Kamerad keine Anzeige macht."

Claire mußte sich in der Dunkelheit wider die Mauer lehnen, ehe sie die steile Treppe zum Häuschen emporschritt. So einer war also ihr Mann? Nahm ihren Kindern das Geld fort, das Brot fort, um es schlechten Frauenzimmern und Dieben zuzuwerfen, verpraßte es und konnte ruhig zusehen, wie sie hungerten.

Der Trotz erwachte in ihr, der verzweifelte Mut des Tieres, das für sein Junges kämpft. Mußte sie sich das denn gefallen lassen? Gab es kein Recht für die Frau? Stand ihr kein Anteil vom Verdienst des Mannes zu? Und sie war doch vom frühen Morgen bis zum späten Abend unermüdlich fleißig, ruhig konnte sie's sagen, fleißiger als ihr Mann, der auf den schlechten Weg geraten war.

Die ganze Nacht sann und grübelte sie, bis ihr eine Erleuchtung kam. Kumpähr Dusemont hatte einen zweiten Neffen, den Schambattist, in Luxemburg. Sie waren ein wenig verwandt mit den Dusemonts, und gerade der Schambattist war immer so nett und freundlich mit ihr gewesen, gar nicht als ob er solch ein vornehmer Mann in der Stadt geworden wäre. Konstabler oder Aufseher war er, hatte eine Uniform wie ein General und ein goldbetreßtes Käppi. Sie wußte, wo er wohnte. Der Kumpähr hatte es ihr einmal gezeigt; sie würde es wiederfinden. Freie Fahrt nach Luxemburg hatte sie als Bahnarbeitersfrau. Früher war sie immer dorthin gefahren, um Einkäufe zu machen. Jetzt freilich, was sollte sie jetzt kaufen. . . . Aber der Schambattist würde ihr raten, was sie zu tun hätte; ob ihr Mann das Recht hatte, sein Geld zu verschenken, das auch doch ihr und seinen Kindern gehörte.

Sie hatte sich nicht geirrt in dem Verwandten. Wohlmeinend und freundlich riet er ihr und brachte sie sogar zu einem Vetter, der am Gericht tätig war. Aber es war eine kitzliche Sache; nach dem Recht konnte sie die Hälfte vom Erbe des Vaters für ihre Kinder verlangen; das aber hatte ihr Mann mit ihrem Einverständnis verkauft. Was seinen Lohn anbelangte, so könnte sie sich bei der Bahnverwaltung beschweren und einen Teil desselben für sich zurücklegen lassen; dann mußte sie natürlich ihre Gründe angeben, und wenn man erfuhr, daß er trank, war seine Entlassung sicher. Bei der Bahn brauchte man klare Köpfe und feste Hände.

Sie war so weit, als sie gewesen, da sie müde und abgespannt heimkehrte. Der Mann zornig, weil das Abendessen nicht fertig war; die Mutter stier im Ofenwinkel, und Minett weinend mit zerkratztem Gesicht: die Großmutter, die sie hatte beaufsichtigen sollen, war so bös mit ihr gewesen. Ein Glück, daß sie Pitschen und das Kleine bei Nachbarn untergebracht hatte; die schlimme Frau hätte ihnen ein Leid antun können.

Die Tage schlichen dahin, lichtlos, freudlos. Einmal hatten Not und Verzweiflung sie übermannt und ihr den Mut gegeben, gegen ihren Mann aufzutreten. Sie hatte ihm alles gesagt, was sie auf dem Herzen hatte, hatte ihn an seine Pflicht erinnert und ihm gedroht, ja, ihm gedroht. . . .

Zuerst war er still und betreten; dann war seine Wut emporgelodert und sein Haß, sein Haß gegen sie, sein angetrautes Weib.

Sie hatte es schon früher empfunden, daß er sie haßte. . . .

Digitized by Google

Oh; schwer wird sie gestraft, wenn sie sich versündigt hat. Noch nicht ein Jahr ist vergangen, daß sie im Vollgefühl des Glücks, im sicheren Besitz seiner Liebe zu Madelaine gesagt hat: „Lieber wollte ich alle meine Kinder tot zu meinen Füßen sehen, als meinen Mann an eine andere verlieren. . . .“

Nun hat sie ihn verloren, mehr verloren, als wenn er gestorben wäre.

Die Kuh ist krank.

Sie hat trübe Augen und will nicht fressen. . . . Wenn sie die Milch verlöre! Wenn die letzte Einnahmequelle versiegte. . . .

Jacques-Marie ist hart wie Stein; die Kinder können weinen, er hört es nicht, gibt keinen Sou für sie her. Wie hat er gestern getobt, weil er die Brandversicherung für das Häuschen und die Scheune zahlen mußte. Dann kann er nicht so viel trinken, und der Wirt borgt ihm nicht; aber die Mariann und ihre Schwester, die lustige Lisett, tun es.

Claire entschuldigt ihn in ihrem zärtlichen Herzen. Es ist nur die Krankheit. Früher war er ganz nach dem Vater geartet; nun hat ihn der Schreck zum Sohn seiner Mutter gemacht.

Die Milch bleibt aus. . . . Wenn sie Geld hätte, würde sie den Nennicher Hannes holen, daß er die Kuh bespricht, wie er damals die Mutter besprochen hat. Aber sie hat kein Geld . . . Sie reibt dem Tier Schwanz und Hals mit Salz ein; aber es bleibt traurig und appetitlos.

Wieder klingen die Worte in ihren Ohren: „Lieber wollte ich alle meine Kinder tot zu meinen Füßen sehen. . . .“

Soll auch das zur Wahrheit werden? Was soll sie tun? Vielleicht wäre es das beste, sie machte es wie die verwirrte Frau unten in Trier, die mit ihren beiden Kindern in die Mosel gesprungen und ertrunken ist. Dann hätte aller Jammer ein Ende.

Aber nein, solche Gedanken sind Sünde. Wenn sie eine Stelle annähme wie eine Ledige, um sich etwas zu verdienen. Schaffen kann sie für zwei, und „fleißige Hände sind gesucht“, sagt Madelaine; aber wer sorgt für ihren Mann und die Mutter? Wohin soll sie mit den Kindern?

Wenn sie einfach fortginge, fiele die Mutter der Gemeinde zur Last; der Sohn würde gezwungen, etwas zu ihrem Unterhalt herzugeben; und sie selber könnte mit ihrem Verdienst vielleicht ein Kostgeld für die beiden Größeren beschaffen. Das Kleine nähme ihr Madelaine ab; die war nicht so schlimm, als sie manchmal tat. Und Schorsch kehrte bald heim, reich und angesehen. . . .

Aber ob es das Rechte wäre? Ob sie die Mutter in ihrem Elend, den Mann in seinen Versuchungen allein lassen darf? Wenn er sich selbst überlassen bleibt, wenn er die Kinder nicht mehr sieht, ist er ganz verloren. Das weiß sie. . . . Und das darf nicht sein. Bei Gott und allen lieben Heiligen, das darf nicht sein!

Wenn nur ein Lichtstrahl in ihre Herzensfinsternis fiele und ihr den Weg zeigte, den sie gehen soll! Ach! sie hat so viel um Hilfe zur Jungfrau Maria gebetet, hat die Kinder vor dem steinernen Kapellchen niederknien heißen, in dem das Bild der Heiligen so lieb und freundlich auf den Beschauer herniederlächelt, daß ihr ist, als müsse die Gottesmutter ihr Flehen erhören.

Wie ist ihr denn? Ist nicht jetzt die Zeit des Muttergottes-Oktav in Luxemburg, der am Sonntag Cantate mit der großen Prozession abschließt? Wandern nicht Tausende von mühseligen und beladenen Wallfahrern alljährlich zu der Gebenedeiten, und kehren nicht die meisten getröstet und erleichtert heim? Sieht man nicht allenthalben die Dankestafeln mit der Inschrift: Maria hat geholfen? Marie, la mère du bon secours. . . .

Claires Entschluß ist gefaßt. Das Vertrauen zu der Himmelskönigin, unter deren Schutz sie ihre Jugend gestellt hat, stärkt noch einmal ihr Hoffen. Die allzeit Gütige wird ihr's nicht verargen, wenn sie ihre Andacht daheim abhält; am Schlußsonntag wird sie sich schon freimachen können, um nach der Stadt zu fahren. Und sie ist sicher: Maria wird sie in ihrer Not nicht verlassen.

Wenn das Angelusläuten durch die Fluren klingt, wirft sich eine blasse, verhärmte Frau mit ihren Kindern auf die steinernen Fliesen des baufälligen Kapellchens und bittet und fleht, daß es einen Stein erbarmen könnte. Tag für Tag! Tag für Tag fällt ein Gewicht von ihrem Herzen. Tag für Tag befestigt sich mehr in ihr die Gewißheit, daß die Mutter aller Notleidenden sie in ihrem Kummer nicht verlassen, daß sie ihr hel-

Digitized by Google

sen wird — nach ihrer Art. „Bitt' für uns, o Maria!"

Die Nachbarn helfen aus, so gut sie können. Sie haben selbst nicht viel, die hart arbeitenden Landleute; aber solange es geht, schützen sie die Frau und ihre Kinder vor dem Verhungern. Nur ballt sich manche derbe Faust gegen den Lump von Mann. . . .

Der Sonntag ist gekommen. Claire hat das Essen für Mann und Mutter schon am Abend vorher gerichtet und es zu Katherin Nell gebracht, die es um Mittag zu wärmen und zu ihren Leuten zu bringen versprach. Die andere Nachbarsfrau, die alte Schoffesin, will ihr die Sorge für die beiden Kleinsten abnehmen. Minett, die nun schon beinahe sechs Jahre alt und sehr vernünftig ist, kann auf die Großmutter aufpassen. Jac.ues-Marie hat der Nachtarbeit wegen seinen Schlafsonntag; das trifft sich gut.

Claire setzt den Krepphut, der noch aus den wohlhabenden Tagen stammt, da sie um den Vadder tiefe Trauer getragen hat, auf, nimmt den Rosenkranz, den sie zur ersten heiligen Kommunion bekommen, aus dem Perlmutteretui und das ledergebundene Gesangbuch vom Regal. Darin sind alle die schönen Marienlieder, die heute zu Ehren der Gottesmutter gesungen werden: „Maria zu lieben" und „Freue dich, o Himmelskönigin". . . .

Während sie zur Bahn schreitet, überfällt sie plötzlich eine wahnsinnige Angst.

Jacques-Marie legt sich heute mittag zum Schlafen hin, und Minett ist ganz allein bei der Großmutter. Wenn die Frau dem Kind in ihrem Unverstand wieder ein Leid antäte!

Wie der Wind ist sie die steilen Treppen zum Häuschen wieder emporgelaufen; sie hat die kleine Minett geholt und zur Katherin gebracht, und die verspricht ihr, ab und zu mal nach der Mutter zu sehen.

Durch die Straßen der Stadt bewegt sich eine glänzende Prozession unter der Führung des hochwürdigen Herrn Bischofs und der ganzen Geistlichkeit. Von nah und fern kommen die Waller, um in ihren Herzensnöten Trost zu finden. Mit bunten Fahnen kommen sie daher und in inbrünstigem Singen und Beten. Keiner, der nicht ein schweres Leid auf der Seele hätte: einen Sohn auf dem Meere, eine kranke Frau, eine verlorene Tochter. . . .

Und doch betet vielleicht keiner der Wallfahrer so gläubig, so innig, so vertrauend wie Claire Bardeau, deren letzte Hoffnung erlischt, wenn die Himmelskönigin ihr nicht hilft. Aber sie weiß, daß sie nicht vergebens bittet; alle die letzten Tage war es ihr schon, als hätte die gemalte Jungfrau Maria im Kapellchen sich geneigt und ihr gütig und sanft Erfüllung zugewinkt. Wie sollte die Heilige selber nicht halten, was ihr Bildnis versprochen; sie wird helfen — nach ihrer Art.

„Bitt' für uns, o Maria." Aus tausend Kehlen hallt es immer wieder. „Bitt' für uns. . . ." Alte, gebrechliche Männer, blühende Männer und Frauen, junge Leute, Kinder, alle kommen mit ihren Sorgen zu Maria, alle sind in einer Art Verzückung. „Bitt' für uns, o Maria." Andächtig fällt Claires Gebet in den Stimmenchor ein.

So früh hat sie heute morgen aufwachen müssen, um den Haushalt zu ordnen; vergessen hat sie in ihrer Erregung fast nichts, nicht zu Hause, nicht hier in Luxemburg, wo sie doch schon seit Stunden in der brennenden Frühjahrssonne einherwandert. Aber sie spürt keinen Hunger, keine Ermüdung, auch nicht in der Kathedrale, wo sie standhaft inmitten der Waller ihres Herzens heiße Andacht fortsetzt. So ganz wie zu einer Mutter kann sie zu Maria sprechen, die doch auch um ihr Kind so bittere Not und Herzensangst erlitten; all ihre Sorge und Angst kann sie darlegen und um Trost, um Erleuchtung flehen, um Hilfe für ihre armen, vaterlosen Kinder. . . .

„Bitt' für uns, o Maria!" Und wieder scheint sich das im Kranze von vielhundert Kerzen strahlende Bildnis ihr zuzuneigen, ihr vor allen . . . wieder scheint der holdselige Mund ihr Trost und Zuversicht ins müde Herz zu lächeln: dir wird geholfen, dir ist geholfen. . . .

Vor Claires Augen schwankt alles; die vielhundert Kerzen scheinen sich zu einer Riesenflamme zu vereinigen und wie eine Feuersbrunst aufzulodern; in ihrem Ohre scheint es zu gellen, wie Brandglocken. . . .

Die robuste Ardenner Bäuerin, die zu Maria gekommen ist, um eine gesegnete Ernte zu erflehen, sieht zu ihrem Schrecken die blasse Frau an ihrer Seite fahl werden und wanken;

Digitized by Google

wenn nicht das Gedränge zu groß gewesen, sie wäre zu Boden gestürzt.

Die energischen Arme der Landfrau befördern im Verein mit mitleidigen Nachbarn die Ohnmächtige an die frische Luft und bringen sie mit kräftigen Essenzen und kaltem Wasser wieder zum Bewußtsein. Dankbar verzehrt sie, was ihr an Nahrung gereicht wird.

O nein! Sie fühlt sich nicht mehr schwach, sondern leicht und froh. Der Schwindel kam ihr an im Übermaß des Glücks. Die Gottesmutter hat sie es wissen lassen, daß ihr geholfen wird. Sie ist eine Begnadete. . . .

Weit vor dem Ort liegt die Bahnstation, die zwei Orte verbindet. Der Bahnmeister sieht ihr mitleidig nach, als sie den Weg durch die Felder einschlägt: Gott sei dir gnädig, junge Frau!

Claire ist noch immer in gehobener Stimmung. Ihr ist, als sei alles Körpergewicht von ihr genommen, ihr ist, als ob sie schwebe.

Hat sie nicht gesehen, wie sich die Lippen der himmlischen Mutter geöffnet und sie ihr die Trostworte zugeflüstert haben?

Dir wird geholfen. . . .

Eine heiße Sehnsucht nach ihren Kindern erfaßt sie und beflügelt ihre Schritte; ihr ist, als müsse Besonderes geschehen sein, als müßten sie ihr mit einer jubelnden Nachricht entgegenkommen. . . .

So leer ist der Pfad. Niemand begegnet ihr. Aber ein merkwürdiger Geruch — trotz ihrer verzückten Stimmung fällt es ihr auf — durchschwängert die Luft.

Wie leichter Rauch, denkt sie. Als sie jetzt um die Wegekante biegt und in die Hauptstraße einbiegt, wird der Geruch stärker; kleine Rußflöckchen scheinen in der Luft zu schweben; wie eine matte Rauchwolke liegt's über der Mosel. . . .

Ja, wirklich! Einen Augenblick muß sie stehenbleiben. Es ist Rauch: es ist Brandgeruch! Und niemand in der Nähe, den sie fragen könnte. Schwer legt es sich auf den Jubel ihres Herzens.

Noch eine, noch zwei angstvolle Minuten. Und dann weiß sie, was geschehen ist, weiß, daß die jäh aufzuckende Ahnung Wahrheit ist.

Die Mutter! Natürlich die Mutter! . . .

Vernichtet sinkt Claire beim Anblick des Grausigen zusammen. Ihr gemütliches, altes Häuschen, in dem sie so viele frohe Stunden verbracht hat, bis sich des Schicksals schwere Hand übergewaltig auf sie gelegt hat! Das ganze Erdgeschoß ausgebrannt, Scheune und Stallung vernichtet. . . .

Sie richtet sich auf und wehrt das Mitleid der Nachbarn ab. Sie will noch keinen Trost; sie will erst wissen, was sie alles verloren.

Mit Grausen wendet sie sich von der halbverkohlten Gestalt der alten Frau, die in ihrem Wahn das Furchtbare heraufbeschworen; offenbar hat sie einen vorbedachten Plan tückisch ausgeführt. . . . Woher sie Feuerzeug bekommen, niemand weiß es. Claire hatte sorglich alles fortgeräumt, was ihr nicht in die Hände fallen durfte.

Und er, ihr Mann? Schaudernd drängt sich alles Empfinden auf die eine Frage zusammen; aber sie wagt sie nicht zu tun. Lebt er, ist er verwundet oder ist auch er ein Opfer des Schrecklichen?

Niemand spricht von ihm. Endlich schreit sie es heraus, was ihr Herz bedrückt. „Warum sagt ihr nicht, daß mein Mann lebt? Sagt mir, was mit ihm ist?"

Da führen sie die gebeugte Frau an eine verdeckte Bahre. Und als das Tuch von der ruhenden Gestalt genommen wird, sieht sie ihren Mann vor sich wie in seinen besten Tagen. Ein ruhiges Lächeln spielt um seinen blassen Mund. Friede liegt auf dem Antlitz, das einem Schlafenden zu gehören scheint, das verjüngt und verklärt aussieht. Nur so bleich, so bleich!

Claire hascht nach der Hand des Toten und bricht, von deren Marmorkälte durchschauert, kraftlos zusammen: „Schaak-Marie, Schaak-Marie!"

Hat die Jungfrau Maria so geholfen? Oh, das wollte sie nicht, das nicht. . . .

Die Nachbarn suchen in ihrer gutmütigderben Art zu trösten: „Eh ben! Klär Bardeau. T'is am besten für Euch! T'is ja schad um den staatsen Mann; awwer en wär doch net mehr gesund gewen. En hat der Mutter ihr Krankheit im Kopp gehatt. Und et Häuschen is gut versichert. Die Hähren von der Brandkommission waren schon da; t'is alles in Ordnung."

Digitized by Google

Kumpähr Dusemont tätschelt der Weinenden plump-freundlich den Rücken. „Biſt ſtill, Klär! Ähn hat nix vom Sterwen gemerkt; ähn is im Rauch verſtickt; die alte Frau hat dat Feuer angeſteckt, wie et ganz' Dorf in der Veſper war, und nachher konnt ihm kei Menſch mehr helfen. Wein net eſu, Klärchen! Denk an dei Kinner, an dei arm Kinner."

„Quant à cela", wirft da Suß Brückner, die aus dem Lothringiſchen ſtammt, ein, „für die Kinder wird auch geſorgt. Mais oui, die Bahn gibt Witwen- und Erziehungsgelder. . . ."

Klär hört nichts und ſieht nichts von dem, was um ſie vorgeht. Sie kann nur denken, daß ihr Mann nicht mehr iſt, Jacques-Marie, mit dem ſie ſo glücklich geweſen, ehe das Schreckliche geſchehen.

Alles fällt von ſeinem Bilde ab, was häßlich und entſtellend war; ſie hat vergeſſen, womit er ſie beleidigt und gekränkt hat, vergeſſen, was er an ihr und ihren Kindern geſündigt hat. Vor ihr ſteht nur mehr der Gatte ihrer jungen Jahre, mit dem ſie ſo glücklich geweſen, ſo glücklich!

Katherin kommt mit den Kindern. Minett fängt, verängſtigt von den vielen ernſten Geſichtern, herzbrechend zu weinen an; Pitschen ſekundiert ihr mit aufgeworfenem Schmollmündchen, und das Kleinchen ſtreckt wimmernd die Ärmchen nach ihr aus.

Ihre Kinder! Ihre armen Kleinen, die ihre ſo bedürfen! Zärtlich preßt ſie den Buben an das Herz, das Mädchen bettet das Kleine an ihre Bruſt, kann ſich nicht ſattſehen an allen dreien. Gottlob, daß ſie gerettet ſind, ihre armen Würmchen! War es nicht wie eine Fügung des Himmels, daß ſie Minett noch in letzter Stunde geholt und zur Katherin gebracht hat, wenn es mitverbrannt wäre, das arme, unſchuldige Geſchöpf, deſſen kindlicher Frohſinn ohnehin ſchwer unter den düſteren Szenen gelitten hat, die ſich in dem ſonſt ſo friedlichen Häuschen abſpielten.

Ihre Kinder ſind gerettet, ihre herzigen Kinder; aber ihren Mann hat ſie verloren . . . Ach! war er ihr nicht ferner, da er lebte, als jetzt, da ſie ihn ſtill und friedvoll vor ſich liegen ſieht wie den Geliebten ihrer jungen Jahre? Hatte ſie ihn nicht im Leben ſchon verloren?

Schaudernd ſchließt ſie die Augen, als das Schreckliche des letzten Jahres noch einmal vor ihr auferſtehen will. . . .

Nein! Sie will vergeſſen, was ſie erlebt; ſie will das Bild des einſt ſo Braven, Liebevollen im Gedächtnis behalten, wie ſie ihn nun vor ſich ſieht, mit dem Ausdruck der Ruhe und des Friedens.

Bewegt ſtreckt ſie die Arme nach der ſchluchzenden Minett aus, herzt und küßt die Kleine, liebkoſt die andere und vergeht dann wieder in Leid und bitteren Tränen. Eine ſchwere Laſt iſt von ihr genommen; aber es iſt hart, furchtbar hart; ſie ohne Gatten, ihre Kinder Waiſen. . . .

Und doch ſchleicht ſich allmählich die Ruhe in ihr Herz; als ſich ein ſilberhaariges Haupt zu ihr herniederneigt, als eine milde Stimme tröſtend zu ihr ſpricht: „Weine nicht, Claire Bardeau, dir iſt viel Leids erſpart worden!" neigt ſie ſich in Ergebung.

Maria hat geholfen, nach ihrer Art.

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

Die Verurteilten

Schon hängen Schatten in den Stubenecken,
Stumm fallen vor den Scheiben große Flocken
Und legen draußen bleiche Totendecken.
Was sitzt ihr da und dort auf morschen Stühlen
In regungslosem Beieinanderhocken,
Was liegt ihr blaß und still auf harten Pfühlen?
Was lehnt ihr an den nüchtern kalten Wänden,
In toten Augen hoffnungsarmes Sinnen,
Zerwühlt das wirre Haar mit magern Händen?
Was nagt ihr bleich an blutentleerten Lippen,
Wozu in eitlem, zwecklosem Beginnen
Preßt ihr die Hand im Krampfe an die Rippen?
Und hin und wieder hallt ein banges Stöhnen,
Und Worte fallen dumpf wie große Tropfen,
Und hartes Lachen flattert auf und Höhnen.
Dann plötzlich, jählings ein Zusammenschrecken,
Als hörtet ihr den Tod schon knöchern klopfen,
Als säht ihr ihn, nach euch die Hände recken;
Als hörtet ihr in trostlos-dumpfem Harren
Schon Sterbeglocken durch die Wolken schauern,
Als machte euch ein Knall das Blut erstarren.
Und frierend sitzt ihr zwischen kahlen Mauern,
Schließt müd' des langen Wartens schwere Lider,
Und draußen fallen Totendecken nieder.

Hans Anton Schütt.

*

Der Märtyrer / Skizze von Else Krafft

(Schluß.)

„Der Märtyrer, Drama in vier Akten von Hermann Volkmann", las man auf dem Programm der Kunstvereinigung, die es sich zur Aufgabe gemacht hatte, Stücke unbekannter Autoren von guten Schauspielern ihren zahlreichen Mitgliedern und geladenen Gästen vorzuführen.

Der Rat hielt plötzlich auch so ein Programm in den Händen und, da er sehr kurzsichtig war, den Kneifer dicht über das Papier, um zu lesen.

Das Licht in der kleinen, versteckten Seitenloge, in die ihm die Kinder so merkwürdig rasch und feierlich geführt hatten, war sehr schlecht, aber es konnte doch unmöglich an der roten Glasbirne da oben liegen, daß plötzlich alle Buchstaben auf dem Programm zu tanzen und zu flammen begannen, bis nur noch ein einziges groteskes Durcheinander von Flammen vor seinen Augen war.

Gleichzeitig kamen von allen Seite Hände zu ihm, als ob er einen Halt jetzt sehr nötig hätte.

Blindlings griff er zu und klammerte sich irgendwo fest.

„Vater", baten drei Stimmen mit einmal, als müßten sie für ihr eigenmächtiges Handeln um Verzeihung bitten.

Aber er hörte nichts mehr. Er las schon wieder. Mitten durch die springenden Flammen hindurch las er seinen Namen und den Titel seines Stückes, an dem er zwei Jahre geschrieben, und die Hälfte seines Lebens gedacht hatte.

Da unten aber drängten sich Kopf an Kopf, und Reihe hinter Reihe Menschen, festlich geschmückte Menschen, und warteten auf dieses Stück, daß es die Augen aufschlage.

„Vater", flüsterte es neben ihm zum zweiten Male.

„Ja," sagte er mit einem tiefen Atemzuge, „doch ich bitte euch, laßt mich jetzt."

Er griff sich, wie aus schwerem Traum erwachend, an die Stirn, versuchte sich von seinem Platz zu erheben und blieb bewegungslos sitzen, die Blicke starr auf den bunten Vorhang gerichtet, durch

Digitized by Google

dessen runde Öffnungen jemand in den gefüllten Zuschauerraum blickte.

„Das wußte ich ja, daß sie es bringen würden", flüsterte er heiser.

Grete und Hannchen hielten sich bei den Händen, und Hans hatte nach Mutters tastenden Fingern gegriffen, als brauchten die jetzt die größte Hilfe.

Nun kam das erste Klingelzeichen, das Surren und Scharren im Zuschauerraum verstärkte sich, Stuhllehnen klappten, und das zweite Klingelzeichen folgte und das dritte.

Die Lichter verlöschten, die Bühne wurde hell, und der Vorhang hob sich.

Hermann Volkmanns Stück war lebendig geworden.

Der Märtyrer, mit dem er sich selber lebenswahr bezeichnet, sprach zu ihm, wie zu einem ganz fremden Menschen, und er brauchte dabei nichts weiter tun wie zuzuhören und zuzusehen.

Auch eine alternde Frau war da unten auf der Bühne, müde, mit arbeitsharten Händen, und einem rührenden, entsagenden Lächeln um den Mund. Das war der Wanderkamerad des Märtyrers, der so große, tönende Worte zu ihr sprach. Auch junge Menschen redeten, lebten da unten, doch sie unterdrückten ihr Weinen und ihr Lachen, und die wilde Sehnsucht ihrer Jugend, wenn der Vater, der Held des Stückes, es für den Frieden seines Herzens, und die Ruhe seines Hauses brauchte. Und doch war er selber immer friedlos, immer ruhelos.

Als der Vorhang zum ersten Male fiel, war das Publikum in sehr freundlicher und beifallsfreudiger Stimmung. Auch hatten die Schauspieler ihre Sache sehr gut gemacht, und man hatte für sein Freibillett weder Lust noch allzu große Rechte, den anerkennungswerten Bestrebungen des jungen Vereins durch allzu scharfe Kritik zu schaden, oder den unbekannten und sicherlich nicht talentlosen Autor durch Mißbilligung vieler Schwächen in dem Drama zu kränken.

Das Publikum applaudierte daher kräftig, schien aber nach dem Hervortreten einiger Schauspieler befriedigt zu sein.

Hermann Volkmann saß mit weit vorgebeugtem Oberkörper in seinem Stuhl und sprach in dieser ersten, kurzen Pause kein Wort.

„Laßt mich", baten seine Augen, wenn Frau oder Kinder nach seiner Hand suchten, um sie zu streicheln und ihm zu beweisen, daß er nicht allein war. Sie empfanden die Dunkelheit des Spiels wie eine Art Enttäuschung, weil sie dadurch um den Genuß kamen, Vaters Gesicht während der Aufführung zu beobachten.

Hermann Volkmann sah und fühlte von alledem nichts. Er saß und lauschte und vergaß es ganz, daß er selber dieses Stück geschrieben. Es gefiel ihm nicht, nein, es gefiel ihm nicht. „Was ist das nur für ein miserabler Kerl, der da unten herumläuft?" dachte er alle Augenblicke, indem seine Fäuste sich zusammenballten, als müßte er mit einem kräftigen Donnerwetter dazwischenschlagen, um alle Schäden des sich als Märtyrer dünkenden Mannes aufzudecken, der sich durch fortgesetzte Opfer seiner Familie in Höhen hob, in die er gar nicht hineingehörte. Ja, gab es denn überhaupt solche Menschen, die blind und taub vor sichtbarer Gefahr blieben, und an Jugend und an Glück vorbeiliefen, vielleicht nur, um nicht den vorgezeichneten Weg der Pflicht zu gehen? Gab es solche Männer, die um des eitlen Selbstbewußtseins willen den Frieden ihrer Frauen untergruben, die Jugendfreude ihrer Kinder schmälerten, um am Ende ihrer Tage doch schließlich zu sehen, daß sie einem Scheinglück nachgejagt? So etwas hatte er ja gar nicht schreiben wollen, nein, das war sein Stück nicht, in dem die Menschen so aussahen und so sprachen, nein."

Der Kopf des Mannes sank schwer herab, als er in seinen Gedanken soweit gekommen war.

War er wirklich dieser Hermann Volkmann, der da unten sein eigenes Leben aufrollte, der alle Freuden dieses Lebens übersah, und mit phantastischem Eigenwillen die Stunden und Tage anders formte, als wie sie vom Schicksal für ihn bestimmt waren? Hatte er das mit seiner letzten, großen Arbeit gewollt und gewußt, daß sie nur eine Abschrift seiner Seele war, und jener dunklen Empfindungen, die oft, einer drückenden Schuld gleich, gegen ihn anstürmten?

Jene alternde, ängstliche und vergrämte Frau da unten, jene jungen, freudlosen Kinder, die um den Vater herumsorgten, wie um einen kranken, schonungsbedürftigen Menschen, gab es das alles nicht in seinem eigenen Hause, nur vielleicht noch nicht so rettungslos eingeengt von dieser Sorge, und noch nicht, Gottlob, noch lange nicht am Ziel des Lebens?

Frau Marianne, die mit gefalteten Händen und wehem Herzen den aufregenden Vorgängen auf der Bühne gefolgt war, fühlte plötzlich mitten im Spiel und Dunkelheit eine Hand nach ihrer suchen. Heiß und zuckend lag diese Hand in ihrer, immer zu streichelnd, immerzu, als gelte es da etwas fortzuwischen von den harten Runen der Frauenfinger.

Staunend hielt sie still. Aber das wehe Brennen ihres Herzens wurde linder, und eine kleine Ahnung dessen, was jetzt in ihrem Manne vorging, hob ihren Kopf, so daß er fühlen mußte, mit welcher großen Liebe sie ihn ansah.

Nur die drei Kinder bewegten sich nicht. Die beiden Mädchenköpfe waren zueinander geneigt, wagten aber nicht hochzublicken. Hans aber fühlte ein so schweres Schuldbewußtsein gegen den Vater, das ihn für alles andere empfindungslos machte.

Digitized by Google

Sein gesunder Verstand sagte ihm deutlich, daß der heutige Abend schicksalsschwer vieles zerbrach, an dem der Vater bisher so zähe festgehalten, unter anderen auch den Glauben an ein großes, künstlerisches Ziel. Der freundliche Beifall der anspruchslosen Zuschauer vermochte nicht über die Unvollkommenheit des Dramas hinwegzutäuschen, und wenn Hans nicht als fügsamer Sohn, sondern wie ein guter Freund zu dem Vater sprechen dürfte, so hätte er zu ihm gesagt: „Laß ab, Vater, und zerquäle dein Leben nicht mit fruchtloser, nervenaufreibender Arbeit, die dir selbst keine innere Befreiung geben kann."

Das Stück war aus, und das Publikum, das nach den beiden letzten Akten neugierig nach dem Verfasser gerufen, war nicht auf seine Kosten gekommen.

Für den Gerufenen trat der Direktor des Kunstvereins auf die Bühne, dankte den Mitgliedern und Gästen für ihr Interesse und den freundlichen Beifall, und bedauerte das Nichterscheinen des Verfassers. Gleichzeitig wies er auf den nächsten Theaterabend hin, der ein ganz besonderes großes, junges Talent zu Worte kommen lassen sollte, und verabschiedete sich mit einer tadellosen Verbeugung.

Die fünf Menschen in der kleinen Seitenloge hatten stumm zugehört. Hermann Volkmann hielt noch immer die Hand seiner Frau.

Als Marianne und ihre Töchter gebeten hatten: „Geh, sie rufen dich doch, du mußt hinunter auf die Bühne!" hatte er mit einem seltsamen Lächeln den Kopf geschüttelt. Und bei diesem Lächeln dem Sohn in die Augen geblickt, der so merkwürdig scheu und schuldbewußt aussah.

„Ach, laßt mich doch, Kinder; es ist ja hier oben in dem Versteck mit euch allein viel schöner."

Da war Hans aufgesprungen, impulsiv und erschüttert von dem Ton, in dem der Vater das gesprochen.

„Wir haben dir eine Freude machen wollen, Vater, haben dir die Tür öffnen wollen für deine Arbeiten; ach, wir verstehen dich doch alle, und halten zu dir, ich auch, Vater."

Der Rat schüttelte den Kopf, dann nickte er.

„Ja, das weiß ich heute vielleicht erst ganz und gar, ich danke euch, meine lieben Kinder! Aber die Tür laßt mir nur zu, hinter die ich heute so unvermutet schnell geblickt, das war eine heilsame Operation für mich alten, krassen Egoisten und Phantasten!"

Aber komisch, alle protestierten plötzlich gegen diese Worte. Sie nahmen den alten Herrn in die Mitte und vergaßen, als man wieder im Auto saß, daß man heute noch irgendwo feiern wollte da draußen. Jeder wollte nur nach Hause.

Dort aber nahm der ganz und gar verwandelte Silberbräutigam seine Silberbraut, und dann seine großen, gottlob noch sehr jungen und lebensfreudigen Kinder in die Arme.

„Seid noch einmal bedankt, ihre meine drei, für eure Opferwilligkeit und Liebe. Aber ich glaube, Vater hat ausgeschrieben, und es tut gar nicht mal weh, das zu erkennen."

Und er hob die Hände wie einer, der nach langer Irrfahrt endlich Land sieht.

*

Soldatengrab

Eine Birkengruppe im Gelände,
Ihr zu Füßen dort ein frisches Grab,
Mit dem Helm geschmückt — wie weiße Blüten
Rieseln sachte Schneeflocken hinab.

Deutsche Jugend schläft in diesem Grabe,
Deutsche Tapferkeit ging hier zur Ruh',
Deutsche Hände deckten diesen Schläfer
Treulich hier mit fremder Erde zu.

Kameraden stehen noch ein Weilchen
In Gedenken und Gebet vereint.
Wird auch uns ein Grab in fremder Erde?
Vorwärts! drüben steht der Feind!

Charlotte Marr.

*

Digitized by Google

Die Zeit der schweren Not / Von Hermann Löns*)

Der Wind pfiff halb von Nord, halb von Ost. Allem, was am Berge lebte, mißfiel er, alle, Maus und Eichhorn, Has und Reh, Fuchs und Dachs, blies er in ihre Verstecke, und Bussard und Krähe, Meise und Häher pustete er über den Kamm des Berges an den Westhang. Es fror, daß es knackte. Die Weizensaat unter dem Walde winkerte aus, die Rinde der Eiche sprang, still stand der Graben, und der Bach verschwand.

Sieben Tage schnob der bitterböse Wind im Lande umher, dann verlor er den Atem. Über den Berg stieg eine Wolkenwand, schwarzblau und schwer, schob sich über den hellen, hohen Himmel und legte sich tief auf das Land, bis sie sich an den scharfen Klippen des Berges den Bauch aufschlitzte. Da quoll es heraus, weiß und weich, einen Tag und eine Nacht, und noch einen Tag und noch eine Nacht, und so noch einmal, bis alles zugedeckt war im Lande und auf dem Berge und so sauber aussah und so reinlich, daß die Sonne vor Freuden lachte. Ihr Lachen brachte Leben an den Osthang des Berges. Mit einem Male waren die Rehe wieder da, und die Hasen, Fuchs und Dachs fuhren aus ihren Gebäuden; das Eichhorn verließ den Kobel[1]) und die Maus das Loch, Bussard, Krähe und Häher tauchten auf, und überall wimmelte es von buntem, lustigem Kleinvogelvolke.

Das Lachen der Sonne war falscher Art, es kündete Blut und Tod. Der tauende Schnee ballte sich und brach Äste und Bäume, er knickte die Fichten und krümmte die Jungbuchen, und auf dem Boden überzog er sich mit einer Kruste, hart wie Eis und scharf wie Glas. Der Ostwind hatte ausgeschlafen und blies auf das neue gegen den Berg. Da kam die Zeit der schweren Not.

Die Maus hatte ihren Gang unter dem Schnee; das Eichhorn behalf sich mit Blattknospen und Rinde; der Hase rückte in die Kohlgärten; der Dachs verschlief die hungrigen Nächte; der Fuchs suchte die Dungstätten ab. Übel daran aber war das Reh. Die Saat war begraben in steinhartem Schnee. Die Obermast[2]) im Holze war verschwunden, verschneit waren die Himbeeren, verweht die Brombeeren, unsichtbar die Heide. Buchenknospen und dürre Halme, trockene Blätter und harte Stengel, das war alles, was der Berg an Äsung bot.

Der Hunger ging durch den Wald. Wo seine Augen ein Reh trafen, da fiel es ab. Der Hals wurde lang, die Dünnungen[3]) tief, rauh die Decke[4]), und immer größer wurden die Lichter[5]).

Langsam und vorsichtig zogen die Rehe am Hange entlang, aber alle Behutsamkeit half ihnen nichts; eins nach dem anderen trat durch die Eiskruste des Schnees und zerschabte sich die Läufe. In jedem Wechsel zeichneten sich blaßrote Flecke ab.

Und wieder baute sich eine schwarzblaue Wand hinter dem Berge auf, schob sich über den hellen Himmel, legte sich über das Land, riß sich an den Klippen den Pansen[6]) auf und schüttete Schnee auf das Gefilde, einen ganzen Tag und eine volle Nacht.

Und wieder lächelte die Sonne ihr hinterlistiges Lächeln und machte Eis aus dem Schnee. Noch langsamer, noch vorsichtiger zogen die Rehe dahin, mit Hälsen, so dünn wie Heister[7]), schwarze Löcher in den Dünnungen. Und wo sie zogen, da wurde der Schnee rot.

Der Tod ging durch den Wald. Da war kein Reh am ganzen Berge, das nicht an den Läufen klagte[8]). Das eine blieb stehen, wo es stand, und zitterte, bis es fiel. Ein anderes kat sich nieder und stand nicht wieder auf. Ein drittes stürzte halb verdurstet in die Quellschlucht und erstarrte im eisigen Wasser.

Noch niemals ging es dem Fuchs so gut, wie da. Sein Tisch war gedeckt, war reicher beschickt, als zur Maienzeit, wenn alle Mäuse hecken und das Feld von Junghasen wimmelt. Auch der Marder konnte zufrieden sein, und Bussard und Krähe nicht minder; sogar für die bunten Meisen blieb noch Fraß genug übrig, und die Waldmäuse nagten die letzten Sehnenfetzen von den Knochen.

Kein Ende der Not kam; jeden Tag ging der Tod seinen Belauf[9]) im Berge ab. Selbst die Hasen schonte er nicht; mancher von ihnen, der sich am gefrorenen Kohl verdarb, füllte den Pansen des Fuchses, der von Tag zu Tag mehr in die Breite ging.

Eines Morgens aber fuhr er mit ledigem Leibe zu Baue. Vor der Dickung lag ein gefallenes Reh, an dem er sich schon eine Nacht glücklich getan hatte. Doch als er die zweite Nacht heranschnürte[10]), da schlug ihm eine seltsame Witterung entgegen, ein Geruch, den er nur einmal gewittert hatte. Rund um den Fleck, wo das gefallene Stück lag, schnürte er, und eine geschlagene Stunde dauerte es, ehe er sich ein Herz faßte und heranschlich. Und da stand er und windete und äugte lange Zeit, und schließlich schnürte er mit hängender Lunte[11]) und angelegten Gehören mißmutig ab, denn sein Reh war fort, war bis auf die Schalen[12]) und einige Hautfetzen verschwunden, und weiter war nichts da, als die niederträchtige und dabei doch verlockende Witterung.

Aber der Tod ging immer noch durch den Wald, und er schlug Stück um Stück mit harter Hand. Der Fuchs verlor den Mut nicht. Behende trabte er von Wechsel zu Wechsel, bis er einen

*) Wir bringen an Stelle einer eingehenden Besprechung diese Probe aus dem köstlichen Buche „**Goldhals**“ von Hermann Löns, der im Kampfe für seine geliebte Heimat fiel. (Verlag Ad. Sponholtz, Hannover).

[1]) Nest. [2]) Eicheln und Buchnüsse. [3]) Weichen. [4]) Fell. [5]) Augen. [6]) Leib. [7]) junge Bäume. [8]) wunde Beine hatte. [9]) Strecke. [10]) lief. [11]) Schwanz. [12]) Hufe.

Digitized by Google

fand, in dem eine kranke Fährte[13]) stand, und der hing er nach. So ganz leicht war es nicht, sie zu halten. Es schneite und schneite, und der Wind pfiff böse; er schob den Schnee von den Blößen vor die Dickungen, fegte ihn hier zusammen, kehrte ihn dort fort, verdeckte auf weite Strecken die Rotfährte[14]) und verwischte sie endlich völlig. Das ganze helle Holz suchte der Fuchs ab; er nahm die Fährte wieder auf, wo er sie zuerst gefunden hatte, und er hing ihr nach bis zu der Stelle, wo sie in der großen Schneewächte[15]) unterging. Da saß er eine ganze Weile auf den Keulen, und dann schnürte er weiter, hungrig, müde und verdrießlich. Er suchte alle Rehdickungen ab; sie waren leer. Er schlich durch den Stangenort[16]); da war es tot. Er trabte den Bach entlang bis zum Vorholze; es war dort unten so, wie oben.

Da schnürte er zu Felde, um an der Dieme[17]) auf Mäuse zu passen. Als er dort angelangt war, vergaß er alle Mäuse, denn er fand die kranke Fährte wieder. Eilig, aber behutsam, nahm er sie auf und hielt sie bis zu dem Fichtenmantel[18]) unter dem Altholze. Immer länger[19]) wurde er, denn immer wärmer wurde die Fährte, und schon war er in den Fichten, da fuhr er wie besessen heraus und stob in das Feld zurück. Denn in den Fichten war es nicht geheuer. Es hatte da gebrochen, so laut und so grob, als wenn ein Mensch da gegangen wäre, und es hatte dort geschnauft und geschnarcht, wie kein Tier des Waldes zu schnaufen und zu schnarchen vermag.

In guter Sicherheit stand der Fuchs im Schatten der krausen Feldeiche und überlegte. Dann holte er sich Wind. In weitem Bogen trabte er am Vorberg entlang, verschwand bei der Quellschlucht im Altholze, schnürte hoch über dem Fichtenmantel durch die Räumdungen[20]) und schlich vorsichtig näher. Gerade, als der Mond die Wolken fortschob, kam der Fuchs bei den Fichten an. Da war es still und einsam. Der Fuchs schlich näher, den vollen Wind nehmend. Rehwitterung zog ihm entgegen. Langsam schlich er näher, verhoffte, schlich wieder näher, der guten Witterung entgegen; da fuhr er zurück. Denn da war eine zweite Witterung, die fremde Witterung von vorhin, dieselbe, die er bei dem gefallenen Stücke wahrgenommen hatte, das ihm verloren gegangen war, eine unbekannte, verdächtige, absonderliche, geheimnisvolle, niederträchtige Witterung, zwar keine von Mensch oder Hund, aber immerhin nicht ungefährlich und auf keinen Fall vertrauenswert. Und jetzt der Ton! Ein Blasen, Schnaufen, Schnarchen, wie es nachts oft aus den Ställen bei den Gehöften kommt. Der Fuchs drehte um und stahl sich davon. Er traute dem Frieden nicht.

Eine gelbumsäumte Wolke brachte den Mond wieder zu Bett. Das Schneetreiben setzte abermals ein. Da blies es lauter in den Fichten, da krachte es im Schnee, brach es in dem Fallholz, und schwarz und grob schob es sich aus der Dickung, verhoffte, nahm laut schnaubend Wind, trat dichter an das gefallene Stück, daß der harte Schnee krachend zerbrach, prüfte noch einmal blasend den Wind und nahm den Fraß an.

Der Waldkauz, der allabendlich an dem Tannenmantel entlang strich, um eine Maus zu schlagen oder einen Vogel aus dem Versteck zu klatschen, rüttelte einen Augenblick neugierig über der kleinen Lichtung, von der ein lautes, gieriges Schmatzen und Schlabbern erscholl, untermischt mit dem Knirschen der Schneekruste und dem Krachen von Knochen. Dann strich die Eule ab; wo es so laut war, gab es für sie nichts zu fangen.

Als der Fuchs am Spätnachmittag des anderen Tages den Tannenmantel absuchte, fand er dort, wo das Schmalreh[21]) gelegen hatte, nur noch die Schalen, einige zertrümmerte Knochen und etliche Fetzen der Decke in dem zerwühlten, niedergetretenen, besudelten Schnee. Alles andere hatte der von weither zugewechselte, versprengte Schwarzkittel[22]) verschlungen.

Der Tod ging immer noch durch den Wald, aber dem Fuchs bescherte er nicht. Jedes Stück, das Hunger und Hartschnee umwarfen, verschwand im Gebräche[23]) der Sau, so daß auch Reineke empfand, daß sie gekommen war, die Zeit der schweren Not.

---

[13]) [14]) Fährte mit Blut darin. [15]) Schneehügel. [16]) junger Wald. [17]) Schober. [18]) Fichteneinfassung. [19]) schneller. [20]) Lichtungen.

[21]) junges weibliches Reh. [22]) wildes Schwein. [23]) Maul.

✱

Bei der Lampe Schein

Leise kommt die Nacht gegangen,
Summt die Lampe vor sich hin —
Lieder, die die Krieger sangen,
Kommen nie in meinen Sinn.

Auch mein Knabe sang die Weise,
Als er froh zur Waffe schritt,
Und ich höre fern und leise,
Seiner Jugend jungen Tritt.

Als wenn leise, wie in Klage,
Singt der Lampe trüber Schein. . . .
Weiß nicht — keine Zeit im Tage
Ist so schwer im Einsamsein,

E. Taufkirch.

Digitized by Google

Vermischtes

Aufruf!

Der auf „Anregung Ihrer Majestät der Kaiserin" durch das Zentralkomitee vom Roten Kreuz, in Uebereinstimmung mit den Wünschen des Kriegsministeriums, am 25. September 1914 gebildete Kriegsausschuß für warme Unterkleidung (E. V., Berlin, Reichstag) verfolgt den Zweck, in Ergänzung der von der Militärverwaltung erfolgenden Ausstattung im Wege der freiwilligen Hilfstätigkeit weiterhin wärmende Kleidungsstücke, in erster Linie Strümpfe, Leibbinden, Pulswärmer, in zweiter Linie Unterhosen, Unterjacken, Wollhemden und Kopfschützer zu beschaffen. — In letzter Zeit sind weiter dann für die in den Schützengräben kämpfenden Truppen Wolldecken an die Front geliefert worden, die von den dort ganz besonders den Unbilden der Witterung ausgesetzten Mannschaften mit großer Freude und Dank entgegengenommen wurden.

Diese Wollsachen hat der Kriegsausschuß allwöchentlich in sogenannten „Wollzügen" sowohl nach dem Westen als auch nach dem Osten entsandt und dadurch bereits mehr als 15 Millionen Mark, die aus allen Teilen des deutschen Vaterlandes dem Kriegsausschuß in Form von Wollsachen wie in baren Zuwendungen für die notwendigen Anschaffungen zukamen, aufgewendet.

Im einzelnen sind bis jetzt folgende Gegenstände geliefert worden:

149691	Paar	Strümpfe
158917	„	Leibbinden und Fellbinden
29535	„	Pulswärmer und Handschuhe
30308	Stück	Unterhosen
24744	„	Unterjacken und Brust- bzw. Lungenschützer
22626	„	Wollhemden
14431	„	Kopfschützer resp. Kniewärmer
91584	„	wollene Decken.

Die bisher überwiesenen Mittel werden nun aber in naher Zeit aufgebraucht sein, und es entsteht die Gefahr, daß dann die segensreiche und von unseren Truppen mit freudiger Dankbarkeit aufgenommene Tätigkeit des Kriegsausschusses eine Unterbrechung gerade in dem Zeitpunkte erfahren muß, wo wegen der immer empfindlicher werdenden Unbilden der Witterung solche Unterstützung besonders notwendig wird.

Aus diesem Grunde wenden wir uns an die gesamte Fachpresse Deutschlands mit der Bitte, ihre Unterstützung in unserer so sehr notwendigen Arbeit durch Zuwendung möglichst reicher Geldmittel angedeihen zu lassen.

Kriegsausschuß für warme Unterkleidung E. V.
Berlin NW. 7, Reichstag.

Oberstleutnant W. v. Bremen. **Die Kriegsereignisse 1914 in West und Ost.** Verlag von E. S. Mittler & Sohn, Berlin. Preis 80 Pf.

In großen Zügen entwirft der Verfasser an Hand von acht Kartenskizzen eine gemeinverständliche Darstellung vom bisherigen Verlauf des Krieges, so daß der Leser den Wegen zu folgen vermag, die unsere Heere mit eisernen Schritten gegangen sind, und er ein Urteil über die errungenen Erfolge gewinnen kann. Klar treten aus der Beschreibung uns die herrlichen Taten unserer Väter, Brüder und Söhne in West und Ost während der ersten fünf Monate dieses großen Krieges vor Augen. Packende Schilderungen einzelner Vorgänge versetzen den Leser in die Märsche, Schlachten, Gefechte, Belagerungen, Festungsstürme, in das Biwack und Leben unserer Tapferen. Das Buch sei weitesten Leserkreisen daheim und zur Sendung ins Feld empfohlen.

Neue Bücher

Gesundbeten und andere mystische Heilverfahren von Gerichtsassessor Dr. Albert Helwig. Preis 80 Pf. Verlag Wilhelm Heims, Leipzig.

Ein deutscher Robinson. Von Dr. Ernst Hartman. Preis geb. 4,— Mk. Verlag Emil Roth, Gießen.

Die deutschen Kolonien. Ein Bilderbuch mit 168 Abbildungen von Paul Rohrbach. Preis 1,90 Mk. Gelber Verlag Mundt & Blumtritt, Dachau b. München.

Der 70er Krieg. Von Oberst J. Hoppenstedt. Preis kart. 1,90 Mk., Halbperg. 3,— Mk. Gelber Verlag Mundt & Blumtritt, Dachau bei München.

Leute an der Rauhen Alb. Von Marie M. Schenk. Preis geb. 3,— Mk. Herdersche Verlagshandlung, Freiburg i. Br.

Die Steinbergs. Erzählung aus den Befreiungskriegen von Johanna Siebe. Preis eleg. gebunden 4,— Mk. Verlag Levy & Müller, Stuttgart.

Feldmaus. Eine Erzählung für Kinder von Barbara Ring. Preis eleg. geb. 2,50 Mk. Verlag Levy & Müller, Stuttgart.

Parzival. Von Alexander von Gleichen-Rußwurm. Preis eleg. geb. 3,— Mk. Verlag Levy & Müller, Stuttgart.

Inger Johanne. Eine Erzählung für junge Mädchen von Dikken Zwilgmeyer. Preis eleg. geb. 3,— Mk. Verlag Levy & Steiner, Stuttgart.

Komteßchen und Zigeunerkind. Erzählung für die Jugend von Tony Schumacher. Preis eleg. gebund. 3,— Mk Verlag Levy & Müller, Stuttgart.

Julius von Pflugk-Hartung. Die Weltgeschichte ist das Weltgericht. Preis geb. 3,— Mk. Verlag E. S. Mittler & Sohn, Berlin.

Marcell Salzer. Kriegsprogramme 1914. Bd. 1. Verlag Anton J. Benjamin, Hamburg.

Was die Leguno birgt. Von A. Jüngst. Preis geb. 2,60 Mk., geb. 3,50 Mk. Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn.

Deutsche Treue. Kriegsbilder von Ilse Franke. Preis 80 Pf. Verlag Hesse & Becker, Leipzig.

Deutschlands Kriegsgesänge aus dem Weltkriege. Von C. Seler. Preis geb. 1,80 Mk.

Media Vita. Aus den Aufzeichnungen des Dr. Hans Baldenhoff von Grete Litzmann. Preis 4,— Mk. Verlag Albert Ahn, Bonn.

Tageschronik des Weltkrieges 1914. Heft 1. Preis 40 Pf. Verlag H. Hugendubel, München.

Inhalt des Heftes 18: Die Reise nach Meran. Roman von Else Rema. — Frid in diesem Huisl Von Hanns Gistert. **Beiblatt:** Die Verurteilten. Gedicht von Hans Anton Schütt. — Der Märtyrer. Skizze von Else Krafft (Schluß). — Soldatengrab. Gedicht von Charlotte Marr. — Die Zeit der schweren Not. Von Hermann Löns. — Vermischtes. — Neue Bücher.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin; Verlag v. Otto Janke.
Ausgegeben am 28. Januar 1915. — Druck von A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek

1915 Heft 19

Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Aus dem Leben eines preußischen Volksschullehrers

Von R. E. Gregorovius

Zum ersten Gebot:
Wir sollen Gott über alle Dinge vertrauen.

Eine merkwürdige Abschiedsrede hatte der Direktor der Erziehungsanstalt für junge Volksschullehrer seinen Zöglingen bei ihrem Ausscheiden aus der Anstalt gehalten. Sie hatte mit den Worten geschlossen: In dieser Abschiedsstunde mögen Sie wissen: ob Sie in Haß oder in Liebe von mir gehen, das ist mir jetzt gleichgültig." Er hatte einen Augenblick geschwiegen und war dann fortgefahren: „Ein hartes, unverständliches Wort, werden Sie, liebe Zöglinge, sagen. Wie kann einem Manne, der uns nicht nur ein Lehrer, sondern auch ein Vater hat sein wollen, so zu uns sprechen? Ich antworte: Sie werden mich verstehen, wenn ich das Wort jetzt betone und hinzufüge: nicht aber später soll mir das gleichgültig sein, ob Sie meiner in Liebe oder in Haß gedenken werden, nein, gewiß nicht. Wenn Sie nach Jahren, reife Männer geworden, meiner in Liebe und Dankbarkeit gedenken wollen, so soll mir das eine große, vielleicht die größte Freude meines Lebens sein; denn dann erst werden Sie beurteilen können, was Sie jetzt nicht können, ob ich Ihnen etwas, und was ich Ihnen hier gewesen bin. Ich war der Sämann, der den Samen streute; erst an seiner Frucht werden Sie erkennen, ob der Sämann gut gesät hat. Was ich als Lehrer und Erzieher in Ihnen getan habe, das habe ich nach pflichtmäßigem Ermessen getan, habe so an Ihnen gehandelt, wie das Gewissen es mir vorschrieb, und wie ich es einst vor unserem himmlischen Richter verantworten zu können hoffe. Deshalb, und nur deshalb muß es mir jetzt gleichgültig sein, ob Sie mir Liebe oder Haß entgegenbringen. Und nun das Mahnwort hieran, das ich Ihnen für Ihr amtliches Leben mitgebe: Handeln Sie an ihren Schülern stets nur so, wie Pflicht und Gewissen es Ihnen vorschreiben, eifern Sie nicht um ihre Liebe, nicht um ihre Anerkennung. Wie leicht würden Sie sonst auf Abwege geraten können, die Sie von dem Wege der Pflicht fortführen könnten, wie leicht würden Sie dabei Knechte Ihrer Eitelkeit werden können!"

Diese Worte ihres strengen, aber gütigen Direktors bewegten die Herzen der jungen Männer, als sie die Anstalt verließen, in der sie jahrelang seiner Führung anvertraut gewesen waren.

Einer von ihnen, Richard Bütow, war in der Scheidestunde besonders bewegt deshalb, weil ihm der Mann mehr gewesen war, als den anderen, so wenigstens erschien es ihm. Seiner Fürsorge allein hatte er es zu danken, daß er, der ganz verwaiste, völlig mittellose Knabe, der weder Vater noch Mutter, weder Bruder noch Schwester mehr hatte, die Anstalt hatte durchmachen können. Unterstützungen und Stipendien, die ihm die Güte des Direktors verschafften, hatten es ihm möglich gemacht, sein Ziel, Volksschullehrer zu werden, zu erreichen, und er ging jetzt ins Leben hinein ohne Schulden, was die wenigsten seiner Mitschüler von sich sagen konnten, freilich auch ohne andere irdische Güter, als einige gute Bücher, die notwendigsten Kleidungsstücke und eine Gitarre, auf der er meisterhaft zu

Digitized by Google

spielen verstand. Der Vermittlung seines Direktors hatte er es auch zu danken, daß ihm die Regierung sofort nach dem Bestehen der Prüfung, die bereits vor Wochen stattgefunden hatte, eine selbständige, durch die Entlassung ihres bisherigen Inhabers frei gewordene Landschullehrerstelle übertragen hatte. So war er, noch bevor er die Anstalt verließ, Inhaber einer Lehrerstelle geworden. Die Regierung hatte von dem Direktor einen jungen, tüchtigen und durchaus zuverlässigen Mann verlangt, der die kleine, aber verwahrloste Schule wieder in Ordnung bringen könnte. Außer der Benutzung einer Dienstwohnung, eines Schulgartens und eines kleinen Schulackers waren ihm 50 Mark Gehalt für den Monat zugesichert worden. Die Verfügung der Regierung hatte er noch vor seiner Entlassung erhalten. Sie hatte ihn glücklich gemacht, denn die Sorge um das tägliche Brot war er, wie es ihm schien, für immer los, und ein Leben voll ehrenhafter Arbeit, nach der sein Herz sich sehnte, lag vor ihm.

Als er sein kleines Zimmer betrat, um Habseligkeiten zusammen zu packen und abzureisen, fand er einen Brief mit einer ihm wohlbekannten Frauenhand auf dem Tisch mit folgendem Inhalt:

„Lieber Richard.

Daß Du, wie Du mir schriebst, bereits vor Wochen Deine Prüfung bestanden hast, hat mich sehr erfreut, noch mehr aber, daß Du eine Stelle erhalten hast, die es Dir möglich macht, mich schon jetzt zu heiraten; das wirst du gewiß tun, wenn ich Dich darum bitte. Du weißt, wie schwer mein Leben ist, das ich nur ertragen habe, weil ich wußte, daß du mich lieb hast und mich, sobald als möglich, zu deinem Weibe machen würdest. Schreibe mir bald, wann die Hochzeit sein soll. Ich will dann zu ihr rüsten. Ach, lieber Richard, ich und zur Hochzeit rüsten! Ich habe nichts zum Rüsten! Ein Hochzeitsmahl stellt der armen Waise niemand aus, und meine ganze Ausstattung hat Platz in meinem Köfferchen. Du weißt, daß ich ärmer bin als das ärmste Mädchen in unserem Dorf. Aber Du bist ja selbst arm und wirst Dich meiner Armut gewiß nicht schämen. Und sind wir nicht reich durch unsere Liebe? Sind wir nicht glücklich, weil eines des anderen sicher ist? Gewiß, wir sind nicht arm, wir sind reich! Schreibe bald Deiner Dich liebenden Marie."

Bewegt hatte er diesen Brief, aber nicht überrascht, gelesen; denn die Schreiberin war wirklich seine Verlobte, wenigstens in seinem Herzen. Er hatte sie innig lieb, und seine junge Liebe fand nichts Besonderes darin, daß das in seinen Augen begehrens- und liebewerte Mädchen ihn zur Hochzeit mahnte.

Er dachte ihrer beider Kindheit. Sie waren Nachbarkinder gewesen. Sein Vater war in einem kleinen Flecken ein sehr kleiner Landmann gewesen, etwas Besseres als ein Tagearbeiter, das heißt er hatte zwar einige Acker, die ihn aber mit seiner Familie nicht hinreichend ernährten, so daß er auf einige Tage in der Woche auf Tagelohn gehen mußte. Er war gestorben, als sein Sohn Richard erst zehn Jahre alt war. Seine Mutter hatte wieder geheiratet, war dann aber auch gestorben. Er hatte es im Hause seines Stiefvaters nicht gut und nicht schlecht gehabt, war aber nach dem Tode seiner Mutter doch zufrieden gewesen, daß er das ihm fremd gewordene Vaterhaus mit seinem vierzehnten Lebensjahre hatte verlassen können.

Marie hatte ein ebenso bescheidenes, fast noch ärmlicheres Elternhaus, das abseit von seinem Wohnort auf einem Hügel lag. Ein Häuschen mit vielen Kindern, in dem wohl Armut, aber kein Wohlstand herrschte. Beide hatten sich als Kinder kennen gelernt, als sie zusammen in die ziemlich entfernte Dorfschule gingen. Da hatte sich früh die Gewohnheit herausgebildet, daß er, der kräftige Junge, auf seinem Schulwege am Fuße des Hügels, auf dem ihr Elternhaus lag, stehenblieb und auf sie wartete, bis sie hinabkam, worauf dann beide Hand in Hand zur Schule gingen. Das ging so Winter wie Sommer. Wie oft hatte er zur Winterszeit, wenn es noch finster war, frierend auf sie warten müssen, bis sie den Hügel herabkam und schon von weitem im Dunklen nach ihm rief. Und jedesmal, wenn er sie schelten wollte, daß sie nicht pünktlich war, wie er es wünschte, hatte er geschwiegen, wenn sie glückselig, daß sie bei ihm war, ihn anlachte. Einmal, es waren nun schon viele Sommer darüber hingegangen, hatte er ihr das Leben gerettet, ohne daß sie beide etwas Besonderes dabei erblickt hatten. Die Eltern hatten kaum hingehört, als sie erzählten, sie wären ins

Digitized by Google

Wasser gefallen. Sie waren nämlich in einen morschen Kahn, der am Ufer eines kleinen Waldsees wer weiß wie lange schon, von seinem Besitzer vergessen, dalag, gestiegen und hatten sich nach Kinderart, die Gefahr nicht kennend, in ihm geschaukelt. Der Kahn sog sich schnell voll Wasser, und das nahm beide Kinder in seine Arme und hätte sie auf immer bei sich behalten, wenn er nicht das Mädchen mit der einen Hand gehalten, und mit der anderen eine über dem Wasser hängende Weide ergriffen und so sich beide ans Ufer gezogen und gerettet hätte. Die Kinder hatten nicht oft an diese für ihr Leben schicksalsschwere Stunde gedacht; aber seit dieser Zeit waren sie, soweit das ging, unzertrennliche Gefährten geworden. Als beide vierzehn Jahre alt waren, wurden sie eingesegnet und aus der Schule entlassen. Sie wurde, da sie ihr täglich Brot sich selbst verdienen mußte, zu einem entfernten Verwandten ihrer Eltern geschickt, der das gesunde und kräftige Mädchen in seiner Wirtschaft, die zwar groß, aber infolge der Trunkenheit ihres Besitzers tief verschuldet war, als Magd dienen ließ. Hier ging es ihr nicht gut. Sie mußte von früh bis spät um kargen Lohn, den sie fast ganz ins arme Elternhaus schickte, arbeiten, erhielt niemals Anerkennung, sondern nur Schelte, und führte in dem den Untergang zusinkenden Hause, das oft von dem Fluchen und Schreien des Betrunkenen widerhallte, ein kümmerliches Leben. Und doch blühte sie langsam zu einem schönen, kräftigen Mädchen empor und erhielt sich — in der traurigen Umgebung, in der sie leben mußte, ein wahres Wunder! — einen heiteren, frohen Sinn und eine glückliche, mit allem zufriedene Natur. „Sieh nach unten auf die, denen es schlechter geht, wie dir, dann wirst du auch zufrieden sein!" Das waren ihres Lehrers Worte, die er beim Abschiede seiner begabtesten und fleißigsten Schülerin gesagt hatte. Dies Wort hatte sie befolgt, und es hatte ihr über manche schwere Stunde hinweggeholfen. Den Dienst bei ihrem wilden und verlorenen Onkel hätte sie längst mit einem besseren vertauschen können, aber sie hatte aus Mitleid mit der Tante ausgehalten, die, kränklich, ohne ihre Stütze verlassen erschien und sie oft, wenn ihr das wüste Leben im Hause zu arg wurde, gebeten hatte, zu bleiben.

Ihr Jugendfreund Richard hatte die Schule auch nach seiner Einsegnung nicht verlassen. Auf Anraten des Lehrers, der aus dem begabten Jungen etwas Besseres als einen Tagelöhner machen wollte, ließ ihn der Stiefvater, im Grunde froh, den Jungen los zu sein, im Lehrerhause, wo er die Stelle eines Adjuranten — so hießen damals die noch nicht berufsmäßig ausgebildeten Hilfskräfte eines Lehrers — bekleidete. Von hier aus kam er nach Jahr und Tag in das Seminar zu B., wo er bald durch seine Bescheidenheit und Tüchtigkeit unter seinen Mitschülern hervorragte. Wie bereits erwähnt, hatte der Direktor der Anstalt dafür gesorgt, daß der ganz arme Junge ohne Schulden die Anstalt hatte durchmachen können.

Die beiden Kinder, die zum Jüngling und zur Jungfrau herangereift waren, hatten sich vor mehreren Monaten nach Jahren zum ersten Male wiedergesehen. Es war dies bei Gelegenheit des Begräbnisses ihrer Eltern, die eine ansteckende Krankheit beide fast gleichzeitig hinweggerafft hatte. Er war vom Seminar aus zu ihr geeilt, um der Bestattung beizuwohnen. Dort auf dem Kirchhofe fanden beide sich wieder. Beide weinten miteinander, und als sie bald nach dem Begräbnisse voneinander schieden, küßten sie sich, sagten sich, daß sie einander lieb hätten und gelobten sich Treue. Dann war manches Briefchen zwischen beiden hin und her gegangen. Der letzte Brief war der, den wir kennen gelernt haben.

Er hatte den Brief oft gelesen. Daß er sein Mädchen heiraten würde, das war längst bei ihm beschlossene Sache. Aber er hätte gern noch gewartet, so lange wenigstens, bis er seine zweite Prüfung, die ihn zur festen Anstellung berechtigte, bestanden hätte. Und sie waren beide noch so jung! Ein jedes von ihnen gerade zwanzig Jahre alt. Ihre Jugend war zwar kein Hindernis zum Heiraten, aber wie sollten beide mit dem schmalen Einkommen, das wohl für einen, aber nicht für zwei reichte, auskommen! Indessen glaubte er es nicht verantworten zu können, seine Braut in ihrer drückenden Lage zu belassen, während er durch die Heirat sie aus den schweren Fesseln ihrer Stellung lösen konnte.

Er schrieb ihr also, daß er in vier Wochen komme und sie heiraten werde. Bis zu diesem Zeitpunkte wollte er bei einem Freunde bleiben. Er wäre wohl am liebsten nach dem Orte seiner

Digitized by Google

Wirksamkeit gereist, aber der war viele Meilen entfernt, und das Reisegeld mußte er für seine bevorstehende Hochzeitsreise dorthin zurückhalten. So blieb er denn bei seinem Freunde.

Nach vier Wochen erfolgte die Trauung des jungen Paares, dessen Ausstattung in nichts anderem, als in dem Segen des Geistlichen bestand. Ein Hochzeitsmahl fand nicht statt, doch ging der Abschied der jungen Frau von ihrem Onkel, der, dem Untergange nahe, ihr nicht einmal den ihr noch schuldenden Lohn zahlen konnte, in Frieden vor sich.

Beide machten sich gleich nach der Trauung auf den Weg, ein jedes ein Köfferchen mit seinen Habseligkeiten in der Hand, er seine liebe Gitarre auf dem Rücken, und fuhren zunächst einige Stunden mit der Eisenbahn, für welche Fahrt sie ihre ganze Barschaft aufwenden mußten, und wanderten — es war ein heller Sommertag, — auf dem Weg nach ihrem Dörfchen. Kein Geld in der Tasche, aber zwei Herzen voller Gottvertrauen und voller Liebe zueinander, was besser sein soll als Gold und Edelstein, aber leider zum Sattmachen nicht ausreicht.

Das Dörfchen, dessen Schule der junge Lehrer leiten sollte, war eigentlich kein Dorf, sondern ein großer Gutshof, dessen Bewohner eine Anzahl von Tagelöhnern bildete, für deren Kinder die Schule errichtet worden war. Er gehörte einem reichen und angesehenen Grafen, der den Hof aber nicht bewohnte. Er ließ ihn durch einen Inspektor verwalten, der, ein alter Junggeselle, mit einer Anzahl Knechte und Mägde in einem großen, sehr geräumigen Hause regierte. Von diesem Hause aus liefen zwei Reihen schlichter Häuser parallel miteinander, in denen die Tagelöhner des Grafen wohnten, und mitten zwischen ihnen lag das Schulhaus, ein einstöckiger Ziegelbau ohne jeden Schmuck. Es war vor vielen Jahren auf Drängen der Regierung von dem Vater des Grafen, nur unwillig und ohne Liebe zur Sache, erbaut worden. Außer dem Lehrzimmer der Schule enthielt es eine kleine, aus drei einfenstrigen Stuben bestehende Lehrerwohnung mit einer Küche, deren Herd ein offener Schlot war. Es war finster in ihr, denn sie hatte keine Fenster. Ein Gärtchen lag nach hinten hinaus bei dem Schulhause, und ein kleiner Schulacker. Eine Kirche war nicht im Orte, auch kein Pfarrer. Beide befanden sich eine kleine Meile entfernt auf dem großen Stammgute des Grafen.

Hierhin, nach diesem großen Kirchdorfe, begab sich zunächst das junge Ehepaar; denn der Lehrer wollte sich, bevor er den Kreis seiner Wirksamkeit betrat, erst seinem nächsten Vorgesetzten, dem Pastor und Ortsschulinspektor seiner Schule vorstellen.

Als beide in dem schönen, wohlgebauten, mit alten Bäumen geschmückten Dorfe anlangten, machten sie halt und beschlossen, daß der Lehrer ohne seine Frau zum Pastor gehen sollte. Dies geschah auch. Sie selbst setzte sich auf eine in der Nähe des Dorfteiches stehende Bank, um seine Rückkehr zu erwarten.

Der junge Lehrer fand leicht das Pfarrhaus. Ein süßlich-fettiger Geruch zog ihm entgegen, als er die Haustür öffnete, denn die Frau Pastor hatte heute große Wäsche. Er klopfte an eine Tür und trat auf ein „Herein!" in das Studierstübchen des Pfarrers. Dieser, ein alter Mann mit schneeweißen Haaren, saß, ihm den Rücken kehrend, eine lange Pfeife rauchend, an seinem Schreibtisch. Das „Herein!" schien er gedankenlos gerufen zu haben, denn er blickte von einem Buche, in dem er las, nicht auf, und schien den eingetretenen Lehrer nicht zu bemerken.

„Ich bin, Herr Pfarrer, der neue Lehrer von Kleinfeld", sagte er nach einigem Zögern.

Nun blickte der Pfarrer auf, erhob sich, streckte ihm die Hand entgegen und sagte langsam und mit müder Stimme: „Seien Sie mir willkommen; wie heißen Sie?"

„Richard Bütow, vom Seminar zu V. entlassen und von der Regierung nach Kleinfeld berufen."

„Ja, ja, das weiß ich. Nun setzen Sie sich."

Nachdem dies geschehen war, sagte er langsam, während er dicke Rauchwolken aus seiner Pfeife blies: „Sind Sie schon in Kleinfeld gewesen?"

„Nein, Herr Pastor, der Unterricht beginnt ja erst übermorgen."

„Das heißt," erwiderte der Pfarrer, „er soll eigentlich übermorgen beginnen. Ob das der Fall sein wird, das wird von Ihnen abhängen. Bisher hat der Unterricht dort noch niemals pünktlich begonnen."

Als der junge Lehrer hierzu ein erstauntes Gesicht machte, fuhr der Alte fort: „Na, das

Digitized by Google

müssen Sie ja nun doch erfahren: Ihr Vorgänger ist vor einigen Monaten weggejagt worden. Er war ein Liederjahn. Freilich war er nicht allein an seinem Ende schuld. Sie wissen doch, daß er sich vor einigen Wochen erhängt hat?"

„Nein, das erfahre ich erst jetzt. Was ist aber in den Monaten seiner Abwesenheit mit der Schule geschehen?"

„Nichts, oder vielmehr etwas Schlechteres als nichts. Ich habe die Reihe herum die Nachbarlehrer zur Vertretung heranziehen müssen. In den letzten zwei Monaten ist aber überhaupt keine Schule mehr gehalten worden, da die Vertreter zum Teil erkrankt, zum Teil zum Militär eingezogen waren. Da haben die Kinder nicht viel hinzugelernt, und das Wenige, das sie früher mal wußten, haben sie nun auch vergessen. Sie werden, junger Mann, in Kleinfeld einen Augiasstall vorfinden, ja, einen Augiasstall nach innen wie nach außen. Vielleicht hat die Regierung jetzt in Ihrer Person einen Herkules hergeschickt, der den Augiasstall ausräumen kann."

Er erhob sich langsam, gab dem jungen Manne die Hand und sagte: „Nun gehen Sie; in einigen Wochen komme ich hinüber, Sie einzuführen. Einen Rat aber will ich Ihnen, da Sie in Kleinfeld ganz fremd sind, geben: Stellen Sie sich gut mit dem Kleinfelder Inspektor Koller; der ist für Sie jetzt wichtiger als die ganze Regierung; denn wenn der Sie nicht mit an seinen Tisch nimmt, dann müssen Sie den Bauchriemen etwas straffer ziehen, da es in Kleinfeld, und weit und breit herum, kein Wirtshaus gibt, das Sie beköstigen könnte."

„Was ist der Inspektor für ein Mann, Herr Pastor?" fragte der junge Lehrer. „Kann ich ihm vertrauen?"

Der Pastor schwieg, setzte sich wieder hin und blies eine Reihe dicker Rauchwolken von sich, dann sagte er langsam, aber doch mit Nachdruck: „Ich bin ein alter Mann und will in Frieden leben die wenigen Jahre, die mir noch beschieden sind. Sie müssen's versuchen! Aber vergessen Sie nicht, daß der Mann jetzt im eigentlichen Sinne Ihr Brotherr ist."

„Nun," gab der junge Lehrer zur Antwort, „um Essen und Trinken brauche ich mich nicht zu sorgen, denn ich bringe eine Frau mit, die das Kochen gut versteht."

„Na," gab der Alte zur Antwort, „dann wird's ja gehen. Aber sagen Sie Ihrer Mutter, oder ist es eine Tante oder eine Schwester? — sagen Sie ihr, sie soll versuchen, sich gut mit dem Inspektor zu stellen. Sie hat sonst niemand in dem Nest."

„Das ist aber", sagte der junge Mann mit fröhlicher Stimme, „nicht meine Mutter, nicht meine Schwester, auch nicht meine Tante, sondern meine Frau."

„Ihre Frau?" fragte der Pastor langsam, stellte die Pfeife beiseite, erhob sich und legte beide Hände auf die Schultern des jungen Lehrers, dann sah er ihm lange in die Augen und sagte ernst:

„Ihre Frau? Sagen Sie, Herr Lehrer, mußten Sie heiraten?"

„Ja," rief dieser mit fröhlicher Stimme, und es lag wie Stolz auf seinen Zügen, „ja, Herr Pastor, ich mußte, es ging nicht anders. Ich hab' es aber gern getan."

Der Alte gab keine Antwort, setzte sich wieder nieder, brannte langsam die ausgegangene Pfeife wieder an und sagte: „Na, daß Sie das gern getan haben, ist wohl das Beste bei der ganzen Hochzeit. Wann kommt Ihre Frau?"

„Die ist draußen. Soll ich Sie Ihnen vorstellen?"

Der Alte schüttelte den Kopf, sah den blühenden, frischen Mann, der so kerzengerade und so mutig vor ihm stand, eine Zeitlang nachdenklich an, während ihm die Pfeife wieder ausging, dann erhob er sich langsam und ging hinaus mit den Worten: „Warten Sie einen Augenblick."

„Was will er?" dachte der Lehrer. Hätte er das Gespräch, das der alte Pastor mit seiner um viele Jahre jüngeren Frau jetzt führte, mit angehört, er hätte sich sehr gewundert und sich wohl auch sehr betrübt. Zum Glück hörte er es nicht.

„Nein, und nochmals nein, lieber Mann! Ich will die Dirne nicht in meinem Hause haben. Denke an deine fünf erwachsenen Töchter, deren keusche Jungfräulichkeit wir hüten müssen. Aber sage ihm, daß er beim Bäcker und Fleischer das Notwendige kaufen soll, denn in Kleinfeld gibt's ja nichts."

„Der alte Herr kam zurück und sagte: „Später stellen Sie mir Ihre Frau vor. Überdies komme ich ja auch bald hinüber. Aber, junger

Digitized by Google

Mann, Bäcker und Fleischer gibt es nicht in Kleinfeld. Kaufen Sie also hier ein, was Sie in den nächsten Tagen dort brauchen werden."

„Kaufen Sie!" Nun wurde dem jungen Ehemann doch etwas traurig zumute. Kaufen! Ja, zum Kaufen gehört nun einmal Geld, und davon hatte er und sein liebes Weib auch nicht das geringste. Aber er mußte jetzt Rat schaffen und daher sagte er, so schwer es ihm auch wurde: „Kann ich, Herr Pastor, vielleicht einen Vorschuß auf mein Gehalt erhalten?"

Der Alte verstand die Not des jungen Mannes nicht, sonst hätte er gewiß anders geantwortet, so aber sagte er: „Der Schulkassenrendant der Kleinfelder Schule ist der Inspektor in Kleinfeld. An den wenden Sie sich. Er muß Ihnen Ihr Gehalt pränumerando mit monatlich fünfzig Mark zahlen."

Damit war er entlassen.

Er ging langsam zu seinem Weibe. Die fand er eingeschlafen, denn es war ein glühend heißer Tag geworden. Als er vor der Schlafenden stand, überlegte er, ob er ihr das sagen sollte, was er soeben erfahren hatte. Viel Gutes war das nicht! Erfahren mußte sie alles, das war sicher, aber nicht gleich, nicht jetzt schon ihr den Hochzeitstag trüben, der ohnehin armselig genug war, und das Traurige, das ihrer sicher in Kleinfeld wartete, erfuhr sie überdies noch zeitig genug in Kleinfeld selbst, und vielleicht war es mit dem Augiasstall auch nicht so schlimm, wie der alte Pfarrer es gemacht hatte. Das Alter sieht ja alles mit alten Augen an, er aber hatte junge Augen. Also nicht verzagen! Doch das eine mußte sie jedenfalls schon jetzt erfahren, daß sie beide heute hungrig schlafen gehen müßten.

Und bei diesem Gedanken wollte er doch wieder verzagen.

Lange stand er vor ihr still. Das reine, schöne, blühende Weib war sein Weib, gehörte ihm ganz, ihm ganz allein, war ihm mit Leib und Seele vergeben. Was wollten da die Nahrungssorgen bedeuten, die den Himmel ihres Glückes nicht trüben sollten.

Aber das eine freilich mußte er ihr jedenfalls schon jetzt sagen, daß sie beide heute hungrig schlafen gehen würden.

Endlich machte er sie munter. Als sie sich den Schlaf aus den Augen gerieben hatte und ihn mit ihrem sonnigen Lächeln ansah, da verschwanden alle Wolken des Kleinmuts, die in ihm aufgestiegen waren, vor den Strahlen der Liebe. Aber das mit dem Hungern heute, das mußte er nun sagen. Das ging nicht anders! Morgen holte er sich sein Gehalt; dann hatte ja die Not ein Ende.

Sie machte ihm das Geständnis leicht, denn sie rief mit fröhlicher Stimme: „Welche Wolke thront denn an unserem Hochzeitstage auf meines gestrengen Eheherrn Antlitz?"

Da sagte er es ihr: „Morgen erst kann ich mein Gehalt erheben, heute müssen wir aber hungern, denn wir haben kein Geld, und ich weiß auch niemand hier, der mir etwas borgen könnte; und dann, liebste Frau, borgen wollen wir doch nicht, das haben wir uns beide gelobt. Lieber hungern, als Schulden machen."

Sie brach in ihr herzliches Lachen aus. „Ein bißchen, ein ganz klein bißchen Geheimnis in der Ehe", rief sie, „ist doch gut!" und holte aus ihrer Tasche einen harten Taler, gab ihm den und sagte: „Der sollte ein Groschen in der Not sein; aber ich denke, wir opfern ihn nicht erst in der Not, sondern schon vor der Not, bevor noch die Hungersnot ausbricht."

Nun ging das glückliche Paar zu dem Dorfbäcker und kaufte ein großes Brot, das noch gerade in ihrem Reisekörfchen Platz hatte.

Bevor beide den Laden verließen, sagte die junge Frau: „Wo kann man denn hier im Dorfe eine gute Flasche Wein kaufen?"

„Das weiß ich nicht", war die Antwort; „aber ich denke, im Wirtshause werden Sie finden, was Sie suchen."

„Liebste Ehefrau," sagte er, als sie beide den Laden des Bäckers verlassen hatten, „du hast wohl noch einen zweiten Taler in der Reserve? Wenn nicht, dann wollen wir doch lieber den Weinhandel unterlassen."

„Hab' ich nicht, hab' jetzt all mein' Sach' auf nichts gestellt", antwortete sie scherzend; „du liebster Mann, es ist ja unser Hochzeitstag, du ärmster Mann, ohne Wein ist's ja nicht einmal auf der Hochzeit zu Kana gegangen."

Da niemand in der Nähe war, küßte er ihren schwellenden Mund und zog sie mit sich zum Fleischer, wo sie eine große Wurst erstanden, die er in seinem Reisetäschchen barg.

Nun gingen die beiden in die Dorfschenke

Digitized by Google

und fragten nach Wein; da aber die Flasche weit über eine Mark kosten sollte, verging nun auch ihr der Mut zum Einkauf, und so machten sie sich denn ohne Wein auf den Weg. Sie hatten noch eine gute Stunde zu laufen, und wollten vor dem Abend noch in Kleinfeld sein.

Als sie durch einen schönen Laubwald, der sich vom Hauptgute des Grafen bis dicht nach Kleinfeld heranzog, dahingingen, dachte er, daß es nun doch wohl Zeit wäre, sie etwas auf ihre Wohnung vorzubreiten.

„Ich befürchte fast," sagte er, „du wirst in unserer Dienstwohnung in Kleinfeld nicht alles so vorfinden, wie du es wohl wünschest."

Sie schwieg eine Zeitlang, dann hob sie die Augen zu ihm empor und sagte nur: „Wenn du zufrieden bist, will ich's auch sein."

So langten sie in Kleinfeld an, als gerade die Dämmerung des Sommerabends ihren neuen Wohnort einzuhüllen begann. Aber es war doch noch hell genug, um zu sehen, daß es eigentlich da nichts zu sehen gab. Außer den beiden Reihen einstöckiger, ärmlicher Häuser, außer einigen Scheunen und Stallungen war nichts da, kein Schmuck, kein Baum, kein Strauch, nicht einmal ein Dorfteich. Am Ende lag das Inspektorhaus, von Stallungen umgeben. Dort war auch ein Garten, der Bäume trug, sonst aber nichts, nichts als weithin sich dehnende Kartoffel- und Rübenfelder. Nur von der einen Seite, von der aus sie gekommen waren, stieß, wie bereits gesagt, ein Laubwald bis dicht an das Hofgut heran.

Es kostete den beiden Wanderern keine Mühe, das Schulhaus zu finden. Einige auf der Straße spielende Kinder zeigten es ihnen.

So schlicht, so hausbacken einfach hatten beide es sich nicht vorgestellt; aber wie erschracken sie, als sie die auf der rechten Seite des Flurs befindliche Schulstube betraten, die offen stand, wie überhaupt alle Türen des Hauses offen waren. Die Dämmerung ließ sie sehen, daß das eher ein Schmutzloch, denn ein Lehrzimmer einer Volksschule war. In der Mitte des niedrigen Zimmers lagen einige Bänke durcheinander, teils über-, teils nebeneinander, eigentlich nur Bruchstücke von Bänken, zwischen ihnen ein Lehrstuhl, oder vielmehr die Ruine eines Lehrstuhls. An den Wänden hingen einige Kartenfetzen, und auf dem Fußboden standen einige zerbrochene Töpfe mit ekelhaftem Inhalt. Die Fenster waren zum Teil zerschlagen. Ganz in dem Lehrzimmer waren nur ein Tisch und zwei Stühle, die an der Wand standen.

Schweigend standen der junge Lehrer und sein junges Weib vor dieser Stätte des Elends. Ein tiefer Seufzer entrang sich seiner Brust, aber er sagte nichts. Was nun kommen würde, konnte er sich unschwer denken, jedenfalls nichts Besseres, eher Schlimmeres.

Die Wohnung, die sie jetzt betraten, war denn auch ein treues Seitenbild zum Lehrzimmer. Sie war völlig leer, doch befanden sich an den Fenstern Fensterläden, und in der finsteren Küche stand ein zerbrochenes Waschgefäß. In allen Wänden war der Kalk von den Decken gefallen, und an den Wänden hingen Fetzen von Tapeten. Überall herrschte eine dicke, schwüle Luft.

Er riß alle Fenster auf, dann sah er auf sein Weib, dem die Tränen über die Wangen liefen. Sie war tief erschüttert, aber mit der ganzen Kraft ihrer Liebe umschloß sie den ebenfalls tief bewegten Mann und rief: „Wir wollen, lieber Richard, Gott über alle Dinge vertrauen. Morgen Abend wird es hier anders aussehen."

Er ging ans Fenster, durch das ein paar neugierige Kinderköpfe guckten. Als sie ihn sahen, wollten sie zurückweichen, er aber sagte ihnen, daß er der neue Lehrer sei und bat sie, ihren Vater und ihre Mutter einmal herbeizurufen.

Bald kamen denn auch einige Männer und Frauen aus dem Dorfe, einfache Tagelöhnerleute, die die Neugier, den neuen Lehrer zu sehen, hertrieb. Der junge Lehrer stellte sich ihnen vor und bat dann die Männer, in das Lehrzimmer einzutreten, während seine junge Frau mit den Weibern in der Wohnung blieb. Nun rückte er mit einer Bitte heraus, die ihm schwer fiel. Er habe gedacht, es gäbe ein Gasthaus in Kleinfeld, in dem er mit seiner Frau nächtigen könnte. Das gebe es ja aber nicht. Ob einer von ihnen ihm wohl für eine Nacht eine Bettstelle mit einem Bett oder einem Strohsack leihen könne. Am anderen Tage werde er schon Rat schaffen.

Sie sagten in ihrer schlichten Weise, daß sie tun würden, was sie könnten, und gingen ab.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Reise nach Meran / Roman von Else Rema

(Schluß.)

Frau Fürstin Feldafingen sitzt in ihrem Fahrstuhl dicht vor der Kapelle. Wenn die Musik spielt, darf ihre Gesellschafterin feiern. Denn dann wandert der Geist der alten Durchlaucht in die Vergangenheit zurück. Dann träumt sie von den längst verrauschten Tagen einstigen Glanzes, dann sieht sie sich wieder vor dem Thron der Majestäten im zierlichen Menuettschritt tanzen, man lächelt ihr huldvoll zu; sie hört wieder die werbende Stimme des Mannes, den sie liebte und der ihr Verderben wurde, sie fühlt noch einmal den herben Schmerz, der ihr Herz durchbebte, als sie sich verlassen und ausgestoßen sah. Ihre Hände, die das schwarzseidene Knickschirmchen halten, sinken müde herab in ihren Schoß — und mit einem Schlage ist sie wieder in der Wirklichkeit, sie weiß, ihre Familie wird es nicht betrauern, wenn die alte Flüchtlingin in Meran dereinst die Augen zum ewigen Schlummer schließt.

An den Tischen unter den roten Riesensonnenschirmen, die man zum Schutz gegen die Sonne aufgestellt hat, weil sie mit jedem Tage südlicher heiß wird, flüstert und zischelt man. Der Inkognitoprinz mit seiner Herzensdame ging eben vorüber, er stolz, blond, aufrecht, sie so mager wie es das moderne Schönheitsideal verlangt, mit französischer Eleganz gekleidet, geschminkt und parfümiert.

Die blauen Kaiserjäger recken die Hälse.

Daß österreichische Erzherzöge zur Romantik neigen, weiß man, aber ein deutscher Prinz, der seinen Rang abwirft wie ein lästiges Gewand?!

Fürstin Feldafingen lugt hinter ihrem Schirmchen hervor.

Den jungen Mädchen gefällt der Prinz.

Den alten Herren seine Begleiterin.

Die älteren Damen finden, daß nichts an ihr ist.

Die Musik macht eine Pause. Die Tiroler Spieler verlassen die Kapelle für eine halbe Stunde und verschwinden in der Schwemme hinter dem Kurhause, um eine kleine Jause zu nehmen.

Mika Schönwald beschloß noch einen kleinen Spaziergang, ehe sie ihren Kaffee bestellte. Sie war schlecht gelaunt, und wenn sie schlecht gelaunt war, hatte sie immer Lust auf Toiletteneinkäufe, denn die brachten sie auf andere Gedanken. Und sie brauchte Zerstreuung.

Sie mißtraute Viktor Wernthalers plötzlicher Reise an den Gardasee. Er kannte ihn längst, und außerdem war er kein Naturschwärmer. Er mußte Einsamkeit für ein paar Tage haben, hatte er in dem Brief geschrieben, der in dem Blumenarrangement steckte, das er ihr am anderen Morgen nach dem Ausflug nach Trafoi gesandt hatte.

Das war nur ein Vorwand. Irgend etwas anderes steckte dahinter. Aber was? Sie blieb vor einem Hutschaufenster in der Habsburgerstraße stehen. Ein neuer Hut zerstreute sie stets angenehm. Sie ging in den Laden hinein, und es entspann sich alsbald ein sehr angeregter Dialog über die wichtige Frage, ob nicht doch die großen Hüte wieder modern werden würden. Paris brachte bereits Modelle wie die Wagenräder so breit und so umfangreich.

Mika Schönwald war in ihrem Element. Sie probierte, zupfte an ihren Locken, man brachte ihr einen Handspiegel, daß sie sich von rückwärts sehen konnte, die Verkäuferin steckte Reiher und Federn auf den Hut, bald hoch aufragend, bald flach, denn die Gnädige war groß und schlank, sie brauchte keine Kunstmittel, um ihrer Figur nachzuhelfen. Und endlich wurde der Kauf perfekt. Hundert Kronen allerdings kostete der angenehme Zeitvertreib. Aber Mika Schönwald wollte für die nächste Zeit sehr sparsam sein und recht wenig brauchen. Außerdem — sie hatte Wernthalers Wort — um ihre Zukunft brauchte sie nicht sorgen.

Gegen sechs Uhr wollte man den Hut nach dem Hotel schicken. Mika gab ihre Zimmernummer und verließ sehr befriedigt den Laden.

Aber nach wenigen Schritten schlug ihre Stimmung wieder um. Sie langweilte sich. Meran war ein öder Platz. Nichts als russische und polnische Juden und kranke, alte Ehepaare. Und im Salon der Frumkin traf man Abenteurer und Frauen, die ebensogut anders heißen konnten, als sie sagten. Man glaubte, Neues zu erleben, und bewegte sich doch immer wieder im alten Kreise. Man durfte gar nicht darüber

Digitized by Google

nachdenken. Dann verlor man die Lust zum Leben. Langsam bog sie in die Lauben ein. Alte oder vorzeitig abgewelkte Tirolerinnen mit verwitterten, gelben Zügen kamen ihr entgegen, Soldaten, die qualmenden Pfeifen im Munde, ein Pater, der sie höflich grüßte, schwere Lastwagen ratterten auf dem holprigen Pflaster der schmalen Gasse, Hunde bellten, aus einer Weinstube klangen die Töne einer Zither, vor der Schwelle eines dunklen Hauses, aus dem ein modriger, kalter Geruch strömte, saß ein Mann mit einem Bein und spielte Ziehharmonika. Mika gab ihm ein paar Heller in die schmutzige Mütze, und der Alte rief ihr einen Segensspruch nach.

Wieder irrten ihre Gedanken zu Viktor Wernthaler. Wie lange würde er noch wegbleiben? — Dachte er nicht daran, wie einsam sie war?!

Nein, Männer hatten keinen Maßstab für das Leben einer Frau.

Vor einer Buchhandlung blieb sie stehen. Ihr Blick wurde von Berliner Zeitungen gefesselt. Sie trat näher und betrachtete die Illustrationen der jüngsten Ereignisse aus der deutschen Reichshauptstadt.

Jahre schienen ihr vergangen seit ihrer Abreise aus Berlin. Abreise? Ihre Lippen verzogen sich höhnisch. Eine Flucht war's gewesen!

Während sie den Weg nach dem Kurhaus zurück einschlug, erwog sie: Viktor Wernthaler war kapriziös wie eine Frau. Aber die Männer von heutzutage brüsteten sich obenein mit ihrem femininen Einschlag — und die Frauen renommierten mit ihrer Vermännlichung.

Die Musik begann gerade den zweiten und letzten Teil, als Mika Schönwald wieder vor dem Kurhaus stand.

Die Kaiserjägerleutnants reckten die Hälse.

Die schöne, blonde Frau in Trauer war ihnen keine Unbekannte mehr, aber mit einer Witwe ohne Geld konnte es besten Falles einen amüsanten Flirt geben, eine Partie war sie nicht.

Unter den Berlinern im Publikum wurde gezischelt, und man drehte die Köpfe. Die Witwe Fedor Schönwalds!

Er hatte seit mehreren Jahren schon schief gelegen, ehe er sich erschoß. Der Mann war ein waghalsiger Spekulant gewesen, und zuletzt ein Spieler, der es nicht sehr genau nahm und sich gelegentlich nicht scheute, das Glücksrad selbst ein wenig zu drehen.

Schöne Frau noch immer!

Gute Emballage! Wer sie bezahlt? — Niemand, höchstwahrscheinlich!

Ein alter Herr in hellem Zylinder und Gehrock, weißen Gamaschen über den hellgelben Stiefeln klemmte das Einglas ein.

Tadellos gewachsen! Famose Erscheinung! Ob er es einmal versuchte, sich heranzumachen?!

Mika Schönwald sah die Blicke, die man auf sie richtete, sie sah die zusammengesteckten Köpfe, und sie wußte, was man in diesem Moment von ihr sprach. Verstimmt setzte sie sich an einen Tisch, an dem ein kleines, ältliches Fräulein saß und Kaffee trank.

Fräulein Karoline Aschborn befand sich nicht in sehr rosiger Laune, denn sie hatte ihren prinzlichen Schüler verloren, und von der Fürstin Aliprandi hatte sie noch keinen Pfennig Honorar gesehen.

Aristokraten zahlten immer ein bißchen langsam.

Freudiger Schrecken durchzuckte sie, als Mika Schönwald sich an ihren Tisch setzte. Ihre Nachbarin aus dem Hotel! Karoline Aschborns Sehnen nach deren Bekanntschaft war bisher ungestillt geblieben. Sie wartete voll Begier darauf, eine Unterhaltung mit der schönen Frau zu beginnen.

Mika Schönwald bestellte einen Nußbraunen und Zigaretten. Aber ihre Marke mußte es sein, und das waren selbstverständlich die teuersten. Es reute sie sofort, denn sie wollte doch eigentlich von jetzt an sparen.

Karoline Aschborn schob ihr die Streichhölzer hin.

„Danke." Mika sagte es völlig geistesabwesend, ihr Blick weilte noch nicht sekundenlang auf der grauen Motte, die ihr da gegenübersaß. Sie rauchte, nippte ab und zu an ihrem Kaffee und verlor sich ins Träumen, während die Musik ein Potpourri spielte.

Ein Potpourri war ihr eigenes Leben. Mal ging's im Tanzschritt und mal im Trauermarsch!

Das kleine Fräulein sprach irgend etwas. Mika hatte nur den Klang der Worte gehört, aber der Sinn war ihr unverständlich gewesen.

Digitized by Google

Was wollte die von ihr?

„Wir sind Nachbarinnen im Hotel."

Mika brachte dieser Tatsache nur geringes Interesse entgegen, sie hatte die kleine Person nie im Wittelsbacher Hof bemerkt.

„Wir sind mit demselben Zuge angekommen."

Mika sah die Blicke eines schlanken, eleganten Herrn bewundernd auf sich gerichtet, und dieses Bewußtsein gab ihr plötzlich neue Spannkraft. Sie gefiel noch, wenn Viktor Wernthaler wieder einmal beliebte, Launen zu haben — sie war nicht auf ihn angewiesen. Sie wurde munter und lebhaft, ihre Augen begannen zu leuchten, und ihre Wangen röteten sich.

Karoline Aschborn war entzückt von der Liebenswürdigkeit der schönen Frau, denn sie ahnte nicht, daß deren Worte wohl an sie gerichtet waren, daß aber sie doch nicht die Adresse war, der das Kreuzfeuer von Blicken und graziösen Gebärden galt.

Mika Schönwald brauchte männliche Bewunderung, dann wurde sie erst wieder sie selbst.

Voll Staunen betrachtete sie das kleine Fräulein. So genügsam konnte der Mensch sein? Eine Frau? — Ach, das kleine Wesen war doch keine Frau.

Beglückt war sie, wenn sie Stunden bekam?

Nein, diese Resignation und Genügsamkeit begriff Mika Schönwald nicht. Freilich, wenn man so unscheinbar war, daß keines Menschen Auge mit Wohlgefallen auf einem ruhte!

Die Tiroler packten ihre Instrumente ein, das Programm war abgespielt. Ein allgemeiner Aufbruch erfolgte, die Menge zerstreute sich langsam, und eine halbe Stunde später lag der Platz vor dem Kurhause einsam und öde im Schein der untergehenden Sonne.

Karoline Aschborn stand zögernd vor der schönen Frau. Sie war immer des Anschlusses bedürftig, wagte es aber nicht, der eleganten Witwe eine Zusammenkunft für den anderen Tag vorzuschlagen. Ach, das kleine Fräulein war so durchdrungen davon, daß sie für niemanden Wert hatte und daß niemand sich sehr um ihre Gesellschaft riß.

„Morgen vormittag bei der Frühmusik?" Mika Schönwald wiederholte es in gedankenabwesendem Ton. Halb mitleidig und halb belustigt sah sie auf das ältliche Fräulein herab.

„Wer kann wissen, was morgen sein wird?!"

Ein leiser Schauer überflog sie, und dann überkam sie Bedauern, ihre Verehrerin in Trostlosigkeit zurückzulassen. „Klopfen Sie bei mir morgen früh an," sagte sie, „dann werde ich Ihnen Bescheid geben."

Mit der Miene einer Königin schritt Mika Schönwald von dannen. Sie nahm leicht die Allüren einer Herrscherin, die Gnaden austeilt, an.

Langsam begab sie sich auf den Nachhauseweg. Sechs Uhr war vorüber, die Post war schon da, sie wollte im Hotel nach Briefen fragen, denn sie erwartete mit schmerzlicher Spannung Nachricht von Viktor Wernthaler.

Sie hate sich nicht getäuscht. Endlich! Der Fahrstuhl fuhr für ihre Ungeduld viel zu langsam, in der Einsamkeit ihres Zimmers wollte sie lesen, was er ihr schrieb, nicht unten im Vestibül, wo jeder Vorüberkommende ihr Mienenspiel beobachten konnte.

Endlich war sie oben angelangt.

Mit zitternden Händen riß sie das Kuvert auf. Sie las. Und las noch einmal. Im ersten Augenblick kam es ihr gar nicht zum Bewußtsein, daß die Zeilen fast durcheinanderliefen und daß die Buchstaben schief und verzerrt waren.

Das traf sie unerwartet, unvermutet.

Sie hatte das Spiel verloren, alle Opfer waren umsonst gewesen. Viktor Wernthaler erklärte ihr in kurzen, klaren Worten, daß er sich zu einer Heirat nicht entschließen könne. Daß er aus tiefstem Herzen bedauere, Hoffnungen in ihr erweckt zu haben, die er außerstande sei, zu realisieren.

Der Brief mußte ein paar Tage unterwegs gewesen sein, sie sah es am Stempel auf dem Kuvert. Die Adresse war falsch und undeutlich geschrieben, und kreuz und quer fanden sich Vermerke des Meraner Postamts.

„Blau scheint das Licht in mein Zimmer, während ich sitze und an Dich schreibe, liebste Mika, holde Gesichte sehe ich an den Wänden schweben." Mika zuckte mit den Achseln. Wernthaler war immer ein sonderbarer Mensch gewesen. „Freunde wollten sie bleiben", schrieb er ihr. Sie lächelte höhnisch, und sie fühlte, daß sich ihr Gesicht zur Fratze verzog.

Digitized by Google

Was das heißen wollte, wenn Männer Freundschaft versprachen, wußte sie.

Sie knüllte den Brief zusammen und warf ihn mit heftiger Handbewegung in eine Ecke des Zimmers.

Viktor Wernthaler hatte frevelhaft mit ihr gespielt.

O nein, sie war nicht seine Freundin, seine Feindin war sie, sie haßte ihn, und der Haß, der aus getäuschter Liebe geboren war, loderte am bittersten im weiblichen Herzen.

Dann fiel ihr ein: sie stand noch im Hut und Mantel, wie sie vom Konzert gekommen war. Mit mutloser, verzweifelter Gebärde warf sie ihre Sachen von sich. Sie hob den Brief auf, glättete ihn und las ihn noch einmal.

Sie lachte gellend auf. Sie brauchte sich wahrhaftig nicht aufzuspielen, denn sie war doch nur eine betrogene Betrügerin. Hatte sie Viktor Wernthaler etwa mit reiner, uneigennütziger Liebe geliebt? Hatte sie nicht in erster Reihe den reichen Mann in ihm gesehen?

Wenn er arm gewesen wäre, würde sie seinetwegen nach Meran gekommen sein? Hatte sie ihn nicht kaltblütig zum Gegenstand ihrer Spekulation gemacht? War sie besser als er?

Ach, wozu alle diese Sophismen, sie hatte das Spiel verloren — rien ne va plus!

Sie grübelte. Was sollte nun aus ihr werden? Die Reise nach Meran war ein falscher Feldzug gewesen. Und die Kriegskasse war erschöpft.

Sie ging zur Tür und knipste das elektrische Licht an, dann setzte sie sich auf den Diwan und dachte nach. Auf ihrer Stirn erschien eine tiefe Falte, die sie um Jahre älter machte.

Aus dem Hof drang Tellerklirren und das Rasseln von Bestecken. Eines der Küchenmädchen lachte laut, irgendwo wurde Klavier gespielt.

Mika streckte sich auf dem Diwan aus und sah zur Decke empor, die Arme unter dem Kopf gekreuzt.

Ja, was sollte nun aus ihr werden?

Sie griff nach ihrem Zigarettenetui, das auf dem Tischchen neben dem Diwan lag, und zündete sich eine Zigarette an.

Sie konnte irgendeinen Beruf ergreifen. Fremdenführerin in Berlin werden, Empfangsdame in einem photographischen Atelier oder bei einem Zahnarzt — oder Gesellschafterin sein, Schreibmaschine lernen —, das war so ungefähr die Blütenlese von Erwerbszweigen, die einer Frau wie ihr ohne Vorbildung offen standen.

Oder man wurde Abenteurerin, ganz einfach Abenteuerin! Das war das bequemste. Man lebte à la fortune du pot, wie es sich gerade traf.

Heute in Meran, morgen in Monte, übermorgen in Berlin, und zur Abwechslung im Sommer in Karlsbad, überall da, wo die Lebewelt war!

Heute richtete man sich nach den Launen eines Russen — übermorgen paßte man sich einem Schweden an.

Oder sie konnte es mit dem Kabarett versuchen.

Pah, das machte Arbeit. Man mußte antichambrieren bei Agenten und Direktoren! Und um den Beifall des Publikums buhlen! Pfui Teufel, davor graute ihr, den weiblichen Hanswurst spielen! Nein, sie hatte keine Spannkraft mehr, keinen Mut, sie war fertig mit dem Leben! Wie hieß es doch: ob der Mensch ein Jahr lebt oder tausend!

Sterben. Man konnte den Tod selber rufen! Tränen drangen heiß und bitter in ihre Augen. Sollte das das Ende sein? Der Revolver ihres Mannes lag in ihrem Koffer, sie hatte sich nie von ihm trennen mögen, er begleitete sie überallhin — und er war geladen. Ob Viktor Wernthaler sie betrauern würde? Pah, er war herzlos, er würde eine halbe Stunde ein bißchen verstimmt sein, und dann die Pflicht gegen sich selbst empfinden, sich zu zerstreuen und auf andere Gedanken zu bringen. Für diese Frau Sanitätsrat Pirchholtz schien er ein Faible zu haben, und sie für ihn. Das war kein Wunder, denn er verstand sich auf die Kunst, die Frauen zu faszinieren, er wußte die richtigen Register zu ziehen, er besaß einen sechsten Sinn dafür, herauszuspüren, was sie im Moment wünschten, ob sie sich nach Melancholie, sanfter Heiterkeit oder feuriger Verliebtheit sehnten. Mika Schönwald legte den Rest ihrer Zigarette in den Aschbecher. Man tat eigentlich ein gutes Werk, wenn man ihm einen Denkzettel gab. Man mußte die Frauen vor diesem Vampyr schützen. Sie lechzte nach Rache. Dieser Gedanke ergriff Besitz von ihrem ganzen Sein. Sie

Digitized by Google

schlug die Hände vors Gesicht und grübelte. Wo traf sie ihn an seiner schwächsten Stelle? Schlau mußte sie es anfangen, denn Viktor Wernthaler war klug, und er war vor den Frauen auf seiner Hut. Sie schwor es sich: an Mika Schönwald sollte er denken, solange er lebte. Aber wie, wie fing sie es an? Und plötzlich hatte sie es. So würde es gehen. Sie fühlte sich groß und stark in diesem Moment. Simson hatte seine Feinde vernichtet und sich selbst zugleich.

Sie schloß ihren Koffer auf, schob ein paar Blusen beiseite — und dann fühlte sie hart und kalt das Eisen in ihrer Hand.

Einen Blick warf sie in den Spiegel. Nein, so konnte sie ihr Zimmer nicht verlassen. Sie badet das Gesicht mit Kölnischem Wasser und strich die Haare glatt. Man war überdies beim Diner und niemand von den Gästen würde sie sehen, wenn sie im Bureau telephonierte.

Flüchtig streifte sie mit den Augen den Speisesaal, dessen Glastüren die Aussicht frei ließen. Blumen standen auf den Tischen, geleerte und gefüllte Weingläser, geputzte Menschen aßen und plauderten, Kellner liefen mit silbernen Schüsseln. Sie eilte weiter wie ein gescheuchtes Wild, ach, für sie war die Tafel des Lebens nicht mehr gedeckt, nie mehr!

„Hier Wittelsbacher Hof! Wer dort?"

Es dünkte Mika eine Ewigkeit bis das Amt sich meldete.

„365! Hotel Kronprinzessin Stephanie! Ist Doktor Wernthaler von seiner Reise zurück?"

Wieder mußte sie warten. Mika trat von einem Fuß auf den anderen.

Ja, Doktor Wernthaler war seit gestern wieder anwesend. Man dinierte im Moment. Ob man ihn rufen solle?

„Ja, bitte!"

„Sprechen Sie noch?"

Und plötzlich hörte sie fremde Menschen am Telephon.

„Heute abend in der Bar. Kommt ihr auch hin? Wir haben einen Bridgetisch zusammen —"

Abermals mußte Mika die Verbindung herstellen.

Und dann plötzlich: „Mika, du hast mich zu sprechen gewünscht?"

Sie taumelte. Der Klang seiner Stimme überwältigte sie. Sie hatte ihn doch geliebt — heiß und wahr!

Sie rang mit sich. Sie durfte sich nicht nachgeben, nicht noch einmal durfte das Spiel von vorn beginnen.

„Viktor, ich habe deinen Brief bekommen, eben jetzt, — na ja, du bist ein Ausnahmemensch, mit dir darf man nicht rechnen — dich muß man nehmen, wie du bist." Mika versuchte zu lachen, aber es klang einem Schluchzen ähnlich. „Ich habe mich rasch entschlossen, Viktor, ich reise morgen früh nach Monte. Meran ist auf die Dauer doch ein bißchen langweilig. Vielleicht machst du einen Abstecher dorthin und besuchst mich. Hast ganz recht, wir wollen Freunde bleiben, wie wir es immer waren, auf Liebe sind wir beide nicht mehr gestimmt, ist ja alles doch nur Humbug. Aber ich möchte dich gern noch einmal vor meiner Abreise sehen. Könntest du nicht zu mir ins Hotel kommen? Auf ein Viertelstündchen? So etwa gegen neun Uhr. Ach, sei kein Spießer! Meinst du, es kümmert sich in dieser Mietskaserne auch nur ein Mensch um mich? Na also, du kommst — sei ohne Sorge, ich mache dir keine Szene. Du siehst, ich bin ganz vernünftig. Auf Wiedersehen!"

Schluß! Sie hängte das Hörrohr hin. Ja, der Schluß ihres Lebens.

Langsam, ganz langsam stieg Mika die Treppen zu ihrem Zimmer empor. Sonderbares Bewußtsein, zu wissen: in einer Stunde lebte sie nicht mehr!

Mußte das sein? Gab es keine andere Wahl für sie? Keine Chancen mehr?

Vielleicht, vielleicht lachte ihr noch einmal das Glück?

Ach nein, es graute ihr vor dem sogenannten Glück, das ihr auf Erden noch blühen konnte! Aber sie wollte wenigstens lustig in den Tod gehen.

Sie drückte auf den Knopf der elektrischen Klingel, und als der Kellner kam, bestellte sie eine Flasche Moet et Chandon, aber gut frappiert!

Während sie den Kleiderschrank öffnete, um zum letztenmal auf Erden eine Toilette zu wählen, dachte sie mit schadenfrohem Gefühl an den Schrecken, den dieser sensitive Schwächling haben würde. Nun, er sollte wenigstens eine schöne Tote finden! So schön, daß er diesen Anblick so

Digitized by Google

leicht nicht vergaß. Der lichtblaue Kimono mit den zarten Stickereien kleidete sie am besten. Viktor liebte Pastellfarben. Er sollte sich an ihnen erfreuen.

Der Kellner servierte den Champagner.

Mika trank zwei Gläser rasch hinunter. Das war ein lustiges Alleinsein. Der Schaumwein goß ihr Feuer in die Adern. Donnerwetter noch einmal! Und wie leidenschaftlich gern sie ihn trank. Noch ein Glas und noch ein Glas. Rache war doch süß. Pfui, es graute ihr vor ihr selbst. Angesichts des Todes so unedel und irdisch zu empfinden. Statt mit Menschen zu rechten, sollte sie sich mit ihrem Gott versöhnen. In einer kleinen halben Stunde hatte sie das Rätsel gelöst, über das die Weltweisen sich vergeblich den Kopf zerbrachen.

Sie nahm den Revolver aus seinem Etui und legte ihn auf das Tischchen neben dem Diwan.

Dann kleidete sie sich an. Sorgfältig aber mit zitternden Händen. Tränen rieselten über ihre Wangen. Schade, daß sie gehen mußte. Mußte? Nein, aber sie wollte, denn es war bei ihr keine leere Form: sie war in Wirklichkeit lebensmüde.

Noch einmal sah sie in den Spiegel. So viel Schönheit fiel der vorzeitigen Vernichtung anheim.

Mika streckte sich auf dem Diwan lang aus. Sie dachte an ihre Eltern, an ihren Mann, an ihren ersten Ball, an ihren ersten Verehrer, dann sprach sie ein kurzes Gebet. Langsam griff ihre Rechte, ohne hinzusehen, nach dem Revolver ...

* * *

Unten im Speisesaal war man beim Apfelstrudel angelangt.

Karoline Aschborn hatte einen Brief in den Kasten geworfen und kehrte in ihr Zimmer zurück, um ihren Tee zu trinken, der schon in einem kleinen chinesischen Kännchen bereit stand. Ein paar Kuchen aß sie dazu, denn Süßes mochte sie am liebsten, und außerdem war es billiger als Fleisch und sättigte nachhaltiger. Das kleine Fräulein kaute langsam, denn das war gesund und wirkte lebensverlängernd. Dabei wanderten ihre Augen im Zimmer umher. Plötzlich sah sie einen Hutkarton von Riesendimensionen in der Ecke neben dem Kleiderschrank stehen, der ihr nicht gehörte. Wie kam er wohl dahin?

Sie stand auf und lüftete den Deckel. Behutsam nahm sie das Wunderwerk heraus. Lieber Himmel, sie und dieses Wagenrad aus schwarzem Samt und schwarzer Seide. Sie erriet sofort: den Hut hatte man fälschlich in ihrem Zimmer abgegeben, der konnte nur für ihre schöne Nachbarin bestimmt sein, denn er markierte Trauer und offenbarte doch zugleich eine gewisse Koketterie. Sowie sie ihren Tee getrunken hatte, wollte das kleine Fräulein den Hut bei der schönen Witwe abgeben, und bei dieser Gelegenheit würde man ein bißchen zusammen plaudern.

Mit leisem Klirren der Fangtüren hielt der Fahrstuhl im obersten Stockwerk.

„Rechts, geradeaus!" sagte der Liftjunge zu Doktor Wernthaler, der ihm eine Krone gab.

Nobler Fremder, dachte der kleine Page und sah ihm nach, bis er an der richtigen Zimmertür angelangt war.

Viktor Wernthaler klopfte.

Keine Antwort.

Er klopfte noch einmal, noch einmal und stärker — natürlich durch die Doppeltüren hörte es Mika nicht. Er öffnete die erste, nach einem Augenblick die zweite.

Wahrhaftig, Mika schlief! Das sah ihr ähnlich. Und Champagner hatte sie getrunken. Freilich, den liebte sie wie nichts auf der Welt.

„Mika!" Wie schön sie war. Er betrachtete sie wie ein Bild.

„Mika!" Sie hatte einen gesunden Schlaf. Sollte er wieder gehen?

Nein, sie sollte wenigstens jetzt in dieser Abschiedsstunde erfahren, daß er bestrebt war, an ihr gutzumachen, was er gesündigt hatte. Er brachte ihr sein Testament, das sie zur Universalerbin einsetzte, und schonend wollte er ihr die Absicht unterbreiten, ihr noch bei Lebzeiten einen Teil seines Vermögens abzutreten. Ihm blieb immer noch genug. Und er sehnte sich förmlich danach, eine gute Handlung zu begehen.

Ratlos blickte er im Zimmer umher. Er trat näher an ihr Lager, noch näher.

Er griff nach ihrer herabhängenden Hand.

„Mika!"

Digitized by Google

Es war kein Schrei wie aus menschlicher Kehle — —

Fräulein Aschborn, die im Begriff war, ihr Teegerät zusammenzuräumen und zu verstecken, damit niemand die Missetat entdecken konnte, daß sie trotz des polizeilichen Verbots auf Spiritus in ihrem Zimmer kochte, hielt einen Augenblick in ihrer Beschäftigung inne.

Was war das gewesen? Sie lauschte. Nein, es war alles still. Sie mußte sich getäuscht haben.

Jetzt aber wollte sie den Hut an seiner richtigen Adresse abgeben. Sie klopfte an der benachbarten Zimmertür. Keine Antwort. Natürlich, Frau Schönwald war noch unten beim Diner. Sie drückte auf die Klinke der äußeren Tür, dann auf die zweite, sie war unverschlossen. Betroffen blieb das kleine Fräulein stehen. Die schlafende Frau in dem lichtblauseidenen Gewand, vom elektrischen Licht hell beschienen — und der Herr im schwarzen Mantel, aus dem der Smoking und die weiße Weste hervorsahen, das blasse, steinerne Gesicht der Tür zugewandt.

Fräulein Aschborn setzte behutsam den Hutkarton auf dem Teppich nieder.

Die Frau auf dem Diwan öffnete die Augen nicht, und der Mann mit dem erblichenen Gesicht, in dem die schwarzen Augen mit unheimlichem Glanz leuchteten, sprach kein Wort.

Das kleine Fräulein begann zu zittern. Das war keine Schlafende — das war eine Tote. Was war hier vorgegangen? Was tat der fremde Mann in diesem Zimmer?

Er machte langsam ein paar Schritte auf sie zu und verneigte sich tief, so tief, daß es dem kleinen Fräulein wie Hohn erschien.

„Gestatten Sie, meine Gnädigste, daß ich mich Ihnen vorstelle. Ich bin Fra Angelico."

Karoline Aschborn starrte ihn an.

„Sie werden schon von mir gehört haben, nicht wahr? Beato Angelico! Ich wohne im Kloster San Marco zu Florenz. Oh, es ist wundervoll dort! Überall sehen Sie meine Bilder, in den Zellen meiner Brüder, im Refektorium und in den Gängen. Ich male Tag und Nacht! Ich kann gar nicht anders, ich muß immer malen, ob ich will oder nicht. Verstehen Sie mich?" Er sah sich suchend um. „Wo sind meine Pinsel, meine Leinwand, meine Staffelei — sehen Sie diese Frau hier? Sie ist eine Madonna, eine Heilige — an ihrer Schönheit soll sich die Nachwelt erfreuen. — Warum holen Sie meine Pinsel nicht herbei? Warum stehen Sie dort und sehen mich so komisch an?" Er stampfte mit dem Fuß. „Ich will Leinwand und Farben!"

„Sofort, ich werde gleich danach läuten."

In des Mannes Augen trat ein befriedigter Ausdruck. Er wandte sich ab und trat zu der Toten.

„Der Faltenwurf ist nicht gut", murmelte er, „und die Trompete fehlt, die Trompete —"

Das Zimmermädchen klopfte.

Fräulein Aschborn öffnete die Tür einen Spalt weit. „Rufen Sie den Direktor, oder jemanden aus dem Bureau, aber schnell, ganz schnell."

Das Zimmermädchen eilte davon, daß die weißen Haubenbänder flogen.

Einige Sekunden später war der blonde, schlanke Hoteldirektor, der aussah wie ein Engländer, zur Stelle. Er wußte wahrhaftig nicht mehr, wo ihm der Kopf stand. Diese verwünschte Hochsaison! Eben hatte er den Musiksalon und das Lesezimmer zu Schlafräumen wandeln lassen. Ein Erzherzog hatte sich telegraphisch angemeldet, und man hatte keinen Platz. Es war zum Verzweifeln. Das Badezimmer konnte man der kaiserlichen Hoheit nicht offerieren.

Mit einem einzigen Blick übersah er die Situation. Er war nicht sonderlich überrascht, denn er war zehn Jahre Direktor im Hotel Exzelsior in Monte Carlo gewesen.

„Warum kommen meine Pinsel nicht? Und wo sind die Trompeten?"

Der blonde, schlanke Hoteldirektor verneigte sich höflich. „Ihre Wünsche sollen sofort erfüllt werden, mein Herr. Wollen Sie die Güte haben und sich zu mir herunter ins Bureau bemühen? Dort sollen Sie alles haben, Pinsel, Leinwand und Trompeten, so viel Sie benötigen."

Der Hoteldirektor warf einen flüchtigen Blick über die Tote. Schade um die schöne Frau, dachte der Mann in ihm. „Hat sie Briefe hinterlassen?"

„Ich weiß nicht", gab Fräulein Aschborn beklommen zurück.

„Kommen Sie, das Zimmer wird geschlossen. Nur Ruhe jetzt, die Gäste dürfen nichts merken,

Digitized by Google

man muß warten, bis sie sich zurückgezogen haben."

Dumm, daß es bloß ein Nordzimmer war, das frei wurde. Aber wenn er einen Gast aus dem zweiten Stockwerk heraufspedierte? Die Hochsaison entschuldigte alles. Dann gewann er vielleicht Platz für den Erzherzog, der ohnehin erst am nächsten Tag kommen wollte.

* * *

„Zwanzig, einundzwanzig und zweiundzwanzig reisen mit dem Mittagszuge."

„Was, die Münchener Herrschaften? Mit Kammerjungfer und Diener?" Der Hoteldirektor sah den Oberkellner ungläubig an.

„Der Herr kam in vergangener Nacht später als sonst nach Hause, und da begegnete er —"

„Meinetwegen dem Teufel", sagte der blonde, schlanke Direktor, denn es war kein Kurgast in der Nähe. Daß die Leute alle vom Sterben nichts sehen wollen. Einmal kommen wir doch alle an die Reihe.

„Die Zimmer werden sofort gerichtet. Der Herr Erzherzog bekommt sie — mit hundert Prozent Aufschlag."

Der blonde Direktor schob den Zylinder ins Genick.

Ja, man mußte sein Geschäft verstehen.

* * *

Zimmer 105 wurde am selben Tage von einer Berlinerin bezogen, die ihren Bronchialkatarrh los werden wollte. Im Schub des Nachttisches fand sie eine dünne, feine Zigarette mit Goldmundstück. Unverkennbar hatte eine Dame, die rauchte, vorher hier gewohnt. Sie warf sie mit spitzen Fingern zum Fenster hinunter. Und dann räumte die Berlinerin ihre Pillen und Hustenmittel in den Schub, aus dem ein feines Parfüm zu ihr emporstieg.

Sie verzog das Gesicht. Denn sie schloß aus der Zigarette und dem Duft, der sie höchst unangenehm berührte, daß eine Halbweltlerin vor ihr in diesem Zimmer gewohnt haben müsse.

* * *

Doktor Viktor Wernthaler war in der geschlossenen Anstalt des Professors Brunnemann in Lana bei Meran untergebracht und malte Engel mit Trompeten. Aber es waren bunte, schmierige Flecken aus denen kein Mensch entziffern konnte, was sie vorstellten. Der Fall war hoffnungslos.

Paralyse — sie hatte sich schon lange vorbereitet gehabt.

* * *

Morgenmusik an der Gilf!

In der Wandelhalle, in deren Mitte sich das Podium für die Kapelle befand, war kein Plätzchen mehr frei. Die Bänke waren dicht besetzt, ganze Kalvakaden von Fahrstühlen waren aufgefahren. Es gab viele Kurgäste, die den Aufenthalt in der Halle darum nicht mochten, denn sie fürchteten den Anblick der Kranken, die sie mit Vorliebe aufsuchten.

Ein wundervoller Himmel blaute über Meran, die Sonne warf schimmernde Reflexe, wie gesponnenes Gold glänzte es auf dem Blattwerk der immergrünen Bäume und Sträucher. Glasklar und balsamisch war die Luft, die Alten fühlten sich jung, und die Jungen empfanden ihre Jugend noch einmal so süß.

Auf und nieder wogten die Menschen vor dem Orchester, das mit hinreißendem Rhythmus spielte; es war wie eine jubelnde Ode an den Lenz, die die Instrumente in die Luft hinaussandten.

Junge Mädchen und Frauen in roten, gelben und grünen Golfjacken glichen graziösen Blumen, die das Bild noch farbenfreudiger erscheinen ließen, als es die südliche Natur in verschwenderischer Laune malte.

Lebensfreude auf allen Gesichtern, Gedeihen und Blühen ringsherum. Ein Jungbrunnen war sie, die Passerstadt in ihrem berauschenden Lenzesreiz!

Man stand und saß in Gruppen beisammen, aber man sprach nicht wie sonst vom Menü in der Pension, man sprach nicht von seinen diversen Leiden, man erzählte sich nicht von den Verordnungen des Arztes, und man bewies dem Inkognitoprinzen nicht die hochgradige Aufmerksamkeit, mit der man für gewöhnlich ihn und seine Begleiterin zu betrachten pflegte.

Man hatte sich kaum über den falschen ungarischen Baron beruhigt gehabt, und schon durchschwirrten neue Gerüchte den Kurort.

Digitized by Google

„Haben Sie's schon gehört? Vergangene Nacht im Hotel ‚Kronprinzessin Stephanie'?"

„Ich denke, im ‚Wittelsbacher Hof'!"

„Nein, mein Barbier erzählte mir, daß die Berlinerin, die sich erschossen haben soll, im ‚Wittelsbacher Hof' wohnte."

„Ganz recht, aber ihr Geliebter, den man in ihrem Zimmer fand, wohnte mit seinem Vetter im Hotel ‚Kronprinzessin Stephanie'."

„Was war denn nun eigentlich gestern im ‚Wittelsbacher Hof' los?" fragte ein alter asthmatischer Herr den Landgerichtsdirektor Domeyer, der mit seiner Frau auf einer Bank saß, von der man die Aussicht auf die lustig dahinfließende Passer genoß.

Frau Landgerichtsdirektor machte ein ablehnendes Gesicht. „Wir sind zur Erholung hier, wir kümmern uns nicht um Klatsch. Aber ich hörte heute beim ersten Frühstück, daß die Fürstin Uschtomsky gestern plötzlich nach einem Sanatorium bei Bozen gebracht wurde."

Der kurzatmige, alte Herr mußte erst einen Hustenanfall überstehen, ehe er sein Erstaunen äußern konnte.

Das war ja etwas ganz Neues, davon wußte er noch nichts.

„So, und was haben Sie denn gehört?" fragte die Frau Landgerichtsrat, die zwar für Klatsch nicht inklinierte, nichts destoweniger aber immer wissen mußte, was vorging.

„Im Hotel ‚Kronprinzessin Stephanie' . . ."

Der alte Herr machte eine unfreiwillige Pause, denn sein Atem langte nicht weit. Endlich hatte er sich erholt und konnte berichten, was er wußte.

Frau Landgerichtsrat zuckte mit den Achseln. „Lieber Himmel, in jedem Kurort sind Abenteuerinnen."

„Verirrte Seelen, mein liebes Kind; wir sollen nicht richten", sagte ihr Mann in mildem Ton.

Fräulein von Salzburg hatte heute einen schweren Stand, denn die Fürstin gab nicht eher Ruhe, bis sie haarklar alles erfahren, was sich zugetragen.

„Die Uschtomsky ist im Sanatorium, warum? Sie war doch gar nicht krank!"

Es war gut, daß die Musik den Radetzkymarsch spielte, dadurch wurde die Auskunft übertönt, die Fräulein von Salzburg der alten Durchlaucht ins Hörrohr rufen mußte.

„Die Fürstin hatte den kleinen Prinzen in eine Kinderpension gegeben, obwohl er so gesund wie ein Fisch im Wasser war, aber seine schöne Mama wünschte ungestört die Gesellschaft des deutschen Hauslehrers zu genießen.

Der kleine Prinz schrieb an seinen Papa nach Petersburg, daß er im Bett liegen müsse, obwohl ihm nichts fehle.

Fürst Uschtomsky reiste darauf mit dem Luxusexpreß von Petersburg nach Meran und traf seine schöne Gemahlin in einer Situation, die absolut nicht mehr zweifelhaft war."

Die Fürstin Feldafingen lächelte boshaft.

„Ja, die Liebe." Sie nahm einen Bonbon aus der kleinen, silbernen Dose, die an ihrer Fächerkette hing, denn ihr Hals war trocken. „Die Liebe —. Dort geht die Frumkin", sie winkte ihr lebhaft.

Natascha Frumkin folgte dem Wink, obwohl sie sich auf der Promenade nicht gern mit der schwerhörigen Durchlaucht unterhielt, aber sie durfte im Moment nicht wählerisch sein, denn es stärkte ihr Prestige, wenn sie mit der Fürstin gesehen wurde. Irgend etwas war doch von ihren Beziehungen zu dem falschen Baron durchgesickert, der auch in Gardone auf der Durchreise Schwindeleien in Szene gesetzt hatte, die nicht geheim geblieben waren.

„Erzählen Sie, Herzchen," sagte die alte Durchlaucht begierig, „erzählen Sie —"

Fräulein Karoline Aschborn saß allein und unbeachtet auf einer Bank, etwas abseits von der Musik. Sie hatte gerötete Augen. Vielleicht war sie die einzige Person auf der Welt, die der toten Mika Schönwald heiße Tränen ins frühe Grab nachweinte. Sie hatte sie kaum gekannt, sie hatte der eleganten, anmutigen Frau eine backfischhafte Schwärmerei gewidmet gehabt, denn sie war ihr wie die sonnigste, schönste Verkörperung irdischen Glücks erschienen. Sie hatte gemeint, das Leben könne einer Frau wie dieser nur sein heiterstes Gesicht zeigen — freilich, sie war Witwe, doch das kleine Fräulein hatte sehr wohl gefühlt, daß die kokette Trauerkleidung nicht der Ausdruck des Schmerzes um einen lieben Verstorbenen gewesen.

Und nun war sie freiwillig aus dem Leben

Digitized by Google

gegangen! Das begriff Karoline Aschborn nicht. Sie fand es so schön auf der Welt!

Natascha Frumkin machte sich bei der alten Durchlaucht sehr beliebt, denn sie erzählte ihr getreulich sämtliche Fälle der Meraner Skandalchronik, nur den eigenen nicht.

„Frau Fürstin — dort — dort — der Millionenwitwer mit einer Dame der Halbwelt, die er sich aus Monte Carlo geholt hat."

„Schickes Weib", sagte ein Kaiserjägerleutnant, und rückte unternehmungslustig an seinem Käppi.

Frau Landgerichtsdirektor Domeyer stieß ihren Mann verstohlen in die Seite. „Dort geht der Verehrer von Fräulein Scholl, du weißt doch, die Gesellschafterin von der Frau Sanitätsrat, die seit mehreren Tagen unsichtbar ist. Das Zimmermädchen erzählte, sie sei krank. Die beiden Damen haben kein Glück mit ihren Verehrern. Der eine ist untreu, der andere —" sie machte mit dem Zeigefinger eine bezeichnende Bewegung nach der Stirn.

„Daß die Männer sich immer an solche Geschöpfe hängen müssen", sagte die Frau Landgerichtsdirektor in plötzlich erwachendem Korpsgeist und sah verächtlich auf die geschminkte Eleganz der Halbweltlerin, mit der Theo von Alberti sich öffentlich zeigte. Wer konnte ahnen, daß er an Gewissensbissen und Halluzinationen litt, die er krampfhaft zu betäuben suchte?

Schmetternd spielte das Orchester seine Schlußpolka.

Hier und da begann man aufzubrechen. Es war bald Zeit zum Lunch, überhaupt, wenn man sich vorher umkleiden wollte.

Kusine Emma Neuberg schickte nun doch nach einem Arzt, denn Amanda, die sich schon ganz hübsch erholt gehabt, so daß man an Abreise denken konnte, war abermals in eine tiefe Depression verfallen. Sie hatte auf dem Balkon die Zeitung gelesen und ganz plötzlich, ohne irgendwelche ersichtlichen Gründe, war sie in einen heftigen Weinkrampf ausgebrochen.

„Du mußt dir nicht so nachgeben, Manda", sagte Emma Neuberg wohlmeinend, als der Kurarzt gegangen war und sie das Rezept las, das ihrer Kusine vor dem Schlafengehen zwei Bromtabletten verordnete. „Man kann seine Nerven sehr gut im Zaum halten, wenn man nur will."

Amanda blickte mit großen Augen zur Decke empor und sagte nichts. Sie schätzte und achtete ihre Kusine sehr, aber was wußte eine Frau wie sie von den inneren Kämpfen, die sie mit sich selber ausfocht. Sie schauderte, wenn sie nur daran dachte: Viktor Wernthaler war in jenen Tagen in Gardone schon nicht mehr im Vollbesitz seiner geistigen Kräfte gewesen. Sie gedachte seiner ohne Groll, nur Trauer, tiefe Trauer war in ihr, aber Reue und Scham wohnten dicht daneben.

Die zweite Jugend, die sie gewaltsam heraufbeschworen hatte, war eine späte Kinderkrankheit gewesen. Reifer, resigniert und gesammelt betrachtete sie das Leben. Es gab ein Glück auch im Verzicht.

„Hast du diesen Doktor Wernthaler gekannt, den sie bei Nacht und Nebel nach Lana in die Brunnemannsche Anstalt gebracht haben?" fragte Kusine Emma, die die Nachricht im Südtiroler Boten las, über ihre Brillengläser hinweg und sah voll Staunen, daß Amanda unverkennbar die Farbe wechselte. „Er hat hier im Hotel gewohnt!"

„Ich habe ihn oberflächlich gekannt."

Emma Neuberg zog die Augenbrauen hoch. Etwas stimmte da nicht, sie fühlte es aus dem unsicheren Ton ihrer Kusine heraus.

Ob das der rätselhafte Fra Angelico war?

„Wir werden nun wohl bald an die Heimreise denken müssen", sagte Emma Neuberg, indem sie die Zeitung zusammenfaltete.

Amanda fand die Stunde gekommen, das Geständnis abzulegen, das ihr schon seit mehreren Tagen auf den Lipen brannte.

„Ich habe meine Villa verkauft —"

Kusine Emma, damit beschäftigt, ihre Brille ins Futteral zu schieben, lächelte, und dieses Lächeln war entschieden ironisch.

„Das weiß ich längst."

„Ich habe aber niemand ein Wort davon gesagt."

„Fritz hat es mir schon vor ein paar Wochen geschrieben."

„Fritz?"

„Meinst du, daß so etwas in einer kleinen Stadt verborgen bleiben kann? Ich bin sogar noch besser orientiert als du. Ich weiß, wer der Käufer ist."

Amandas Miene drückte starkes Interesse an dem Thema aus.

Digitized by Google

„Meinst du, daß es möglich wäre, den Kauf rückgängig zu machen?"

Kusine Emma wiegte den Kopf. „Ich glaube kaum. Aber vielleicht ließe sich ein anderes befriedigendes Arrangement treffen?"

„Wer ist der Käufer?"

„Du wirst staunen, Amanda: Doktor Fritz Brachmann."

Die beiden Damen wechselten plötzlich in Übereinstimmung das Thema. Denn es gibt Dinge im menschlichen Leben, an die Worte nicht rühren dürfen.

* * *

Frau Amanda Brachmann, verwitwet gewesene Pirchholtz, feierte den ersten Geburtstag in ihrer neuen Ehe. Es war alles wie sonst: die Gäste, der selbstgebackene Kuchen, das geeiste Früchtepotpourri und das abendliche Menü. Nur sie selbst war eine andere geworden, doch da die Wandlung eine innere war, entzog sie sich der Kenntnisnahme von Freunden und Verwandten. Man sah allerdings, daß Frau Doktor Brachmann bedeutend mehr Wert auf Toilette legte als vor ihrer Reise nach Meran, doch diese Eitelkeit fand man im Hinblick auf ihre neue Frauenwürde begreiflich und verzeihlich.

Nur eine immerhin auffallende Tatsache wurde ab und zu kommentiert, wenn Amanda nicht in Hörweite war. Sie vermied es hartnäckig, von ihrem Aufenthalt in Meran zu sprechen, und es wurde beim Abendbrot, als Lisbeth Joseffi von Cölestine Haberland zu erzählen begann, allgemein beachtet, daß die Hausfrau unverkennbar errötete und sichtlich unangenehm berührt war, als von ihrem Zusammentreffen mit der flotten Witwe in Meran die Rede war.

Sie war auch sehr kurz angebunden, als man das Geschenk von Frau Wolfgang Königsreiner bewunderte, und es entging den Schwägerinnen, den Schwestern des seligen Sanitätsrats Pirchholtz durchaus nicht, daß sie den Brief ihrer Freundin Kamilla sehr eilig im Schub ihres Schreibtisches verschloß.

„Mit dieser Kamilla und mit der Reise nach Meran mußte es eine Bewandtnis haben", schlossen die beiden Damen auf dem Nachhausewege, denn sie waren ein Herz und eine Seele, seit sie in getrennten Wohnungen wohnten.

Ob man einmal Auguste vorsichtig ausfragte? Aber man verwarf die Absicht sofort wieder. Denn die treue Auguste war noch viel verschwiegener als früher.

Die beiden Damen, die sonst recht genau wußten, was in der Stadt vorging, ahnten nicht, daß Auguste sowie ihre Herrin in der Zwischenzeit starke seelische Krisen durchgemacht hatten.

Ihr Karl war mit dem Sparkassenbuch durchgebrannt, drei Tage vor der Hochzeit, als schon Schleier und Myrtenkranz bereitlagen.

Auguste kochte nach wie vor in unerreichter Meisterschaft, aber sie tat es mit gebrochenem Herzen.

Doktor Fritz Brachmann, den sie genau so verehrte wie den seligen Sanitätsrat, denn er war ebenso gut und ebenso tüchtig, konnte sie von diesem Übel nicht heilen, obwohl Auguste sehr gern etwas dagegen „verschrieben" gehabt hätte.

„Unser Herr Doktor ist genau wie der selige Herr Sanitätsrat", sagte sie oft als Ausdruck ihres höchsten Lobes zu Frau Amanda.

Die gab ihr recht, wenn auch mit geteilten Gefühlen. Denn sie hätte ihren zweiten Gatten gern etwas anders gehabt.

Nichtsdestoweniger fühlte sie sich sehr glücklich mit ihm, sie brauchte nur an den Meraner Aufenthalt und seine diversen Episoden denken, dann freute sie sich, daß das Geschick sie vor einem kompliziert veranlagten Ehemann bewahrt hatte.

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

Vorbei

War auch der Tag nicht immer licht und schön,
Blies hie und da ein wilder Sturm und Föhn,
Hielt Not und Sorge auch den Zwiegesang,
Du warst mir nah, da war mir nimmer bang; —
Nun trägt ein jedes einsam Müh und Plag,
Denn was die karge Gunst des Schicksals gab,
Die Zeit des jungen Glückes, sie verrann
Und Fremdes drängt an dich und mich heran; —
Und unaufhaltsam gräbt und schafft die Zeit,
Und tiefer wird der Abgrund, tief und breit,
Die dunklen Schatten melden sich zu Gast,
Was licht und schön, zerrinnt, vergeht, verblaßt —
Ein Müder wankt und stirbt im Abendtau,
Und Feld und Flur versinkt in Dämmergrau!

F. Wagenknecht.

Gustav Frenssens Epos „Bismarck" / Von Hans Martin Elster

Unsere Zeit ist tief erfüllt vom Geiste Bismarcks. Die Not der Gegenwart hat der deutschen Seele in schon mehr denn einer Stunde den Ruf nach einem Bismarck auch für diese Zeit entpreßt, und in schon mehr denn einer Stunde ist das Gelöbnis laut geworden, zugleich als Anlaß großer Taten, nicht von scheelsüchtigen Feinden das Werk des gewaltigen Reichsgründers zerstören zu lassen, das Werk, das in mehr denn vierzig Jahren sein Lebensrecht vollauf erwiesen hat. Noch ist es keinem Dichter möglich und vergönnt gewesen, der überwältigenden, nationalen Erregung und Begeisterung unserer jüngsten Vergangenheit in einem künstlerischen Gebilde gerecht zu werden. Ebensowenig wie in den Kriegsjahren 1864 bis 1870-71 die große dichterische Gestaltung unmittelbar aus dem Erlebnis herauswuchs. Dreiundvierzig Jahre mußten erst ins Land gehen, ehe die Kraft geschmiedet war, die sich mit bestem Gelingen an die mächtige Aufgabe der künstlerischen Darstellung von Bismarcks Taten und Persönlichkeit wagen durfte. Ein Menschenalter wird auch vorüberziehen, ehe ein Dichter im ursprünglichen Nach- und Wiedererleben den Sang unserer dann historisch scharf herauskristallisierten Zeit und Not, den Sang des Weltkrieges 1914-15 singt.

Gustav Frenssen bietet seine schlicht „epische Erzählung" genannte Dichtung „Bismarck" (G. Grotesche Verlagsbuchhandlung, Berlin 1914, 452 Seiten, geb. 5 M.) einem Geschlecht das erfährt, was es heißt, Taten Bismarcks tun, Gedanken Bismarcks in weltbestimmenden Schöpfungen verwirklichen. Unerhörten Widerhall wird dies Epos finden, denn die deutsche Seele ist bereit, in ihr Spiegelbild zu schauen. Jetzt, da sie in einen neuen Abschnitt ihrer Entwicklung tritt, vermag sie klar und ruhig den eben verlassenen Zeitabschnitt, die Bedingung des eben begangenen, zu überschauen und noch einmal zu durchleben. Und in diesem Neuerleben wird sie weitere Stärkung, ungeheure Hebung ihrer Kräfte finden zur Vollendung des in Angriff genommenen Werkes und zur Erfüllung ihrer schicksalgewollten Aufgabe. Frenssens Epos ist eines der stärksten geistigen Mittel, das uns ein Dichter und Mann für den Krieg darreichen konnte.

Denn nichts an diesem Epos ist kleinlich oder schwach, noch verfehlt. Es ist durchaus Geist vom Geiste Bismarcks, beseelt von der hohen Tatgesinnung unserer Zeit, durchdrungen vom fruchtbarsten Glauben an die Weltbestimmung des deutschen Wesens, an den Adel des Deutschtums, überzeugt von den Pflichten, die das deutsche Volk mit und seit Bismarck übernommen und um Bismarcks willen treu fördern wird. Das ist vor allem das Einzigartige dieser Dichtung, daß sie durch die Persönlichkeit ihres Schöpfers durch und durch von großer Gesinnung getragen ist. Nirgends verliert sie sich in subjektive Eigenwilligkeiten, in Winkelzüge, Engherzigkeiten, parteiische Ansichten. Sondern überall geht sie von der Anschauung aus: das ganze Deutschland muß es sein, überall wird die wundervolle Konzentration innegehalten, die sich aus Bismarcks Persönlichkeit und der Idee der Reichsgründung ergibt.

Digitized by Google

Bismarcks Persönlichkeit: ihr gegenüber hat sich schon vielfach die Neigung des deutschen Volkes bemächtigt, sein Leben, seinen Charakter, sein Werk und seine Art, zu schaffen, ins Nebellose zu verhimmeln, ins Übermenschliche und Umrißlose zu isolieren, so daß die Erscheinung des wahren Bismarck entschwimmt, entgleitet. Frenssen erkennt deutlich, daß solche Art der Idealisierung Bismarcks Wesen durchaus widerspricht. Bismarck war der Heros, der seinem Volke die Lehre gab, es sollte vor allem mit scharfen Augen unerbittlich und unbeirrbar die Wirklichkeit, die grausame, wilde Kampfesart des Lebens, die skrupellose, kraftgeschwellte, vom Übergewicht des Geistes und der Energie bestimmte Völkerpolitik erkennen und sich nach dieser Erkenntnis richten, es sollte im Leben und in der Politik „Bismarckisch" denken und handeln. Frenssen gibt seinem Volke diese Lehre indirekt wieder, indem er uns den wahren Bismarck hinstellt: Kein Siegfried war er, ein Hagen! „Listen ersann er und Trug und entfesselte grausame Kriege. Aber er riß uns aus Hader und Schmach, und machte uns zum Volke, und begann den Aufstieg und Sieg des deutschen Geblütes und der deutschen Wahrheit und Art im Herzen Europas." Darin zeigt sich Frenssens Kunst nun überzeugend groß, daß er Bismarcks Charakter von der Jugend des Reichsgründers an bis an seinen Tod als den eines neudeutschen Hagen durchführt und daß Bismarcks Erscheinung gerade durch diese verschlagene Lebenstreue nur noch größer, heldischer, wahrhaftiger dasteht, daß man an diesen Bismarck *glaubt*.

So ist Bismarck gewesen. Dies Erlebnis vermittelt uns Frenssens Dichtung mit schönheit- und lebenerfüllter Allgewalt. Aber noch mehr: nicht nur Bismarcks Persönlichkeit wird uns durch Frenssen in tiefster Seele zu eigen, auch alles, was Bismarck gewirkt und geschaffen. Wie das Deutsche Reich entstand, das gestaltet der Dichter neu zu lebendiger Gegenwart. Nicht mit hochtrabenden Ansprüchen einer wissenschaftlich peinlichen Detailarbeit, sondern er entrollt die Vergangenheit in ihren großen Entwicklungslinien, wie wir sie von der Warte der Gegenwart aus überschauen. Diese Konzentration aller vergangenen Geschehnisse auf den Reichsgedanken, diese Beseelung des Reichsgedankens durch all die Menschen, die für ihn arbeiten, vor allem durch Bismarcks seelisches Leben, Leiden und Wirken, das nur dafür da ist und Tag und Nacht atmet, zeugt von einer unvergleichlich großen dichterischen Kraft, die alles in Schatten stellt, was Frenssen bisher geschaffen hat. Das Volk, das in dieser Zeit solch Epos seiner nationalen Vergangenheit hervorbringt und empfängt, kann nicht zugrunde gehen. Auch diese Gewißheit erfahren wir durch Frenssen.

In schlichter Größe erzählt der Dichter, wie alles gewesen und gekommen ist. Um die einstige Wirklichkeit webt seine germanische Religiosität mit seltener Phantasie eine sagenhaft-tiefsinnige Mythologie von großartiger Einfachheit; in ihr wird die deutsche Seele im Bilde, in überirdischen Gestalten, Anschauung und Leben. Notwendige Naturoffenbarung, selbstverständliche letzte Deutung des Untergrundes alles völkischen Erlebens und Schaffens wird im ersten und letzten Gesange dichterisches Wort. Wer die innere Wahrhaftigkeit dieser mythischen Gestalten erfüllt und erkennt, der weiß, wie rein und tief Frenssen seines Volkes Leben und Wesen kennt und liebt.

Dabei verliert der Dichter sich nicht in ästhetische Formkunststücke. Sein künstlerisches Vermögen hat nach Gestaltung, Anschauungskraft, Phantasie und Sprache ihre männliche Reife erreicht. Im Vers, der mit seinen sechs Hebungen den alten Goethisch-Vossischen Hexameter nach deutschen Erfordernissen fortbildet, hat Frenssen das Maß gefunden, das bei stolzer Form die epische Ruhe und Breite nicht stört, überall die dramatische Steigerung zuläßt und einen Ausdruck für jeden Gehalt und Gedanken von unerhörter Quellkraft erlaubt. Kein hohles Pathos, keine leere Rhetorik macht sich bemerkbar, überall die von innerer Seelenglut erfüllte Leidenschaft in Rhythmus und schwunghafte Erregung gepreßt, hier und da geradezu von klassischem Gelingen. Die Sprache, angefüllt mit Bildern und Vergleichen aus dem Dorf- und Bauernleben der deutschen Gegenwart, treibt in so frischer Blüte wie bei keinem Dichter der Gegenwart. Meeresduft durchzieht die achtundzwanzig Gesänge mit ihren fast 1500 Versen, Meeresduft verrät den Dichter, der auf den Höhen in Blankenese mit dem Blick auf die schiffreiche Elbe sein Werk schuf, und trägt alle Stimmen voll herber Energie und Spannkraft. Es gibt Gesänge, Stellen in dem Epos, die zu dem Schönsten gehören, was neudeutsche Kunst geschaffen hat.

So wird denn das Bismarckepos Frenssens, seit dreizehn Jahren geplant, in drei Jahren mit hingebenster Arbeit vollendet, seinen Weg gehen durchs ganze deutsche Volk. Niemand — nicht hoch, nicht niedrig, — wird sich von dieser Dichtung zurückhalten: ihre großartige Schlichtheit und freie Natürlichkeit dringt in jedes Herz, in jeden Sinn. Das große Epos unserer Zeit ist mit diesem mächtigen Werke neu geboren. Bismarck hat seinen Dichter gefunden, und damit hat auch die Einigung des deutschen Volkes ihren vollen poetischen Ausdruck erhalten. Keine einseitige Meinung wird an diesem Epos rütteln können: es steht in sich fest da wie ein Denkmal der Natur!

Digitized by Google

Zwei Gedichte

von Olga Ost

Bitte

Du gabst das große Glühen,
Das ich ersehnt,
Du gabst das tiefe Leiden,
Das mich beträuft.

Nun höre du das Flehen,
Das mich bewegt —
Gib auch die große Stille,
— Die alles trägt!

Frage

Gleich einem Wildschwan möcht' ich fliegen
Durch ewiger Ferne leuchtend Blau
Und muß doch hier in Ketten liegen
Und schmachten nach des Morgens Tau.

Ach, löst kein Morgen mir die Schwingen,
Küßt nie mein heißes Blut das Glück?
Wann finde ich in Glut und Ringen
Den Weg zur Ewigkeit zurück?

*

Das neutrale Streichholz und seine Heimat / Von Else Trott-Helge

Unter den mancherlei Dingen des täglichen Lebens, mit denen wir während des Krieges sparsam umgehen lernen, gehört auch ein winziger, unentbehrlicher Gegenstand: das Streichholz.

Zunächst ging der Preis für die einheimische Ware immer höher, aber weil das Streichhölzchen nun einmal trotz aller Lunkenfeuerzeuge, Rädchenfeuerzeuge und anderer schöner Dinge unentbehrlich ist, mußte man sich schließlich im Auslande nach neuen Vorräten umsehen.

Und wie vor einigen Jahren, als die Streichholzsteuer einsetzte, so sind auch jetzt wieder aus Schweden gewaltige Streichhölzer ins Land gekommen, vor allem aus Jönköping. Es lohnt deshalb, über diese Stadt, die Heimat des Streichholzes, einmal zu berichten:

Jönköping liegt am südlichen Ufer des Vätersees, eines der beiden großen schwedischen Binnenseen. Dort wurde im Jahre 1848, also zu einer Zeit, da der Zündstoff sozusagen in der Luft lag, der Grundstein zu dem riesigen Industriewerke gelegt, das heute als „Jönköpings Streichholzfabriken" in Form einer Aktiengesellschaft das größte Unternehmen seiner Art ist. Die Fabriken bedecken riesige Landkomplexe, sie beschäftigen ein Heer von Arbeitern.

Die Stadt besitzt aber nicht allein ihre gewaltigen Industrieanlagen, sondern auch hohe landschaftliche Reize in ihrer näheren und ferneren Umgegend. Sie liegt geradezu paradiesisch schön, und es ist deshalb nicht recht verständlich, warum der Touristenstrom sie verhältnismäßig wenig besucht.

Malerisch umsäumt sie in weitem Bogen die lieblichen Ufer des riesigen Sees, der dem Auge nach Norden hin keine Grenze bietet. Himmel und Wasser! Nur ganz fern, einer Fatamorgana gleich, ein kleiner Streifen Landes, die Wisingsoe. Dieses liebliche Eiland ist historisch durch die Erinnerung an Per Brahe, Schwedens großen Staatsmann des 17. Jahrhunderts, dessen prächtige Adelsburg, die Wisingsburg, der Nachwelt nur noch als Ruine erhalten ist.

Nach rechts und links schweift der Blick über die vom See aufsteigenden waldbekränzten Hügel, während landeinwärts die Stadt an den Hängen emporklimmt, bis hinauf zu den Granitkuppen, die trutzig und kahl emporragen.

Oberhalb der Stadt befindet sich Jönköpings Stadtpark, ein Urwald mit wohlgepflegten Pfaden, ein Naturkind inmitten größter Zivilisation. Geheimnisvoll rauscht es in den dunklen Föhren, riesige Eichen recken die dichtbelaubten Arme zum Himmel, und kraftvolle Buchen mit flechtenbedeckten Säulenstämmen wachsen so hoch empor, als wollten sie beweisen, wie herrlich ihnen der granatdurchsetzte Boden hier noch zusagt, trotzdem nur wenige Meilen nördlich ihre Existenzfähigkeit aufhört. Schon in Stockholm ist die Buche nur noch ein Zierbaum, etwa so wie die Edelkastanie bei uns. Unter den Bäumen liegt üppige Wildnis. Leuchtende Beeren, rot wie Koralle, schwarzblau wie Vogelaugen, dazwischen wuchern Heidekraut, Moose und Farren; leise rauschend stürzen die Bäche zu Tal.

Der Schwede legt nicht allein in jeder größeren Stadt einen Park an, sondern er verbindet mit diesem Stadtpark häufig auch ein Museum. So Skansen in Stockholm und das Freiluftmuseum in Jönköping. Da sieht man eine mineralogische Sammlung unter freiem Himmel, zahllose Steinspitzen sind in primitivster Art mittels Zement auf das granitene Fundament gemauert, Eisenerze Kupferblenden, silberdurchzogene Quarz- und andere erzhaltige Gesteine, alles in buntem Durcheinander. Besonders die Eisenerze liefern ja einen gewaltigen Beitrag an Rohmaterial für die Schwerindustrie der Welt, nicht allein für die deutsche, und darum hatte auch England sofort nach Ausbruch des Krieges auf die Behinderung des schwe-

Digitized by Google

dischen Erzversands sein ganz besonderes Augenmerk gerichtet.

Weiter findet man im Stadtpark, tief im Waldesgrün versteckt, Modelle der altschwedischen Hütten, Stugan geheißen, die vor Jahrhunderten von Smalands Söhnen und Töchtern bewohnt wurden. Sie enthalten nicht allein Nachbildungen der primitiven Wohnstätten, sondern auch die Werkstätten altschwedischer Industrien, der Drahtzieherei, der Weberei, der Holzbrennerei und der Handarbeitskunst, das schwedische Hemslöjd.

Von dem zweihundert Jahre alten hölzernen Glockenturme, Sulbergas Glockenturm geheißen, der den höchsten Teil des Stadtparkes krönt, genießt man eine prächtige Fernsicht über die blauen Wogen des Vätternsees, über die Hügel und die Stadt zu Füßen. Im Westen ragt als ein linsenförmiger Kegel der 350 Meter hohe Taberg. Dieser Bergkegel besteht ganz aus Eisenerz; bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts wurde dort noch der Bergbau betrieben. Aber der Titangehalt des Erzes macht es minderwertig, so daß der Abbau heute nicht mehr lohnt. Schweden besitzt ja so reiche Lager viel besseren Eisenerzes. Im Osten erblickt man Huskvama, bekannt durch seine Industrie, besonders durch die alte, seit dem Jahre 1690 bestehende Waffenfabrik, die vor einigen Jahren in eine Aktiengesellschaft umgewandelt wurde. Huskvama ist das schwedische Essen, aber es zeichnet sich auch sonst noch durch große Industrieunternehmen, Fabriken von Nähmaschinen und hauswirtschaftlichen Geräten aus. Bekannt ist es ferner durch seine lieblichen Wasserfälle.

Im Schatten der alten Baumriesen ruhen hier oben an friedlicher Stelle auch die, welche den Kampf, den man unten ums Dasein führt, längst ausgekämpft haben. Denen unter den Söhnen Smalands, auf die man stolz ist, hat man im Stadtpark ein würdiges Denkmal gesetzt. Ein Bautastein, flach behauen und rechts und links beschrieben mit den Namen der großen Söhne der schwedischen Provinz Smaland. „Söner af Smaland" lautet die Inschrift. Mancher ist uns kein Fremder. Den hervorragendsten unter ihnen, Karl von Linné, den bekannten Botaniker und Naturforscher, kennt alle Welt. Da ist Peter Gudmundsson, der bekannte Baumeister, den man Jönköpings zweiten Grundleger nennt, ferner der Gründer der weltbekannten Streichholzfabrik J. M. Lundström, dessen Büste auch innerhalb der Stadt Aufstellung gefunden hat, und schließlich Viktor Rydberg, der große schwedische Dichter. Er ist in Jönköping geboren, hat dort seine schönsten Dichtungen verfaßt, und ist unter dem stillen Frieden der alten Bäume, unter dem Läuten von Solbergas Glockenturm zur letzten Ruhe bestattet worden. Und noch ein anderer Name steht im Stadtpark. Nicht auf dem flachen Bautasteine, nein, auf einem granitenen Fels, der Name König Oskars II. Dort hat er ihn niedergeschrieben als Erinnerung an seinen Besuch in der schönen schwedischen Stadt, und der Meißel des Bildhauers hat ihn unverlöschlich in den spröden Stein gegraben.

Vom Stadtpark herniedersteigend, gewahrt man sogleich die gewaltigen Gegensätze Jönköpings. Oben tiefer Friede, reine, klare Bergluft, unten das Getriebe der Arbeitsstadt, und schwelender Rauch aus hohen Kaminen. Aber reizvoll ist nicht allein die Besichtigung des Stadtparkes, sondern auch ein Blick in das gewaltige Industriewerk, ein Hineinschauen in die Herstellung des Streichhölzchens. Nicht jeder darf hinein, aber wem der Eintritt gestattet ist, der wird freundlich empfangen, denn die Gastfreiheit herrscht in ganz Schweden, also auch hier.

Im Fabrikhofe türmen sich die glatten Stämme, haushoch. Sie warten ihrer Verarbeitung. Eigentlich soll nur Espenholz Verwendung in der Streichholzfabrikation finden, weil es die unerläßlichen Eigenschaften: Weichheit, Schmiegsamkeit und Elastizität besitzt. Ohne diese Eigenschaften könnten unmöglich die feinen Holzspältchen geschnitten werden, die man zur Anfertigung der Kästchen braucht. Diese Spältchen gleichen langen, durchsichtigen Bändern, die mittels scharfer Bandmesser spiralenförmig aus den rotierenden Stämmen hergestellt werden. Schweden hat seinen Vorrat an Espenholz indessen längst verbraucht. Die sechs zu einem Trust vereinigten Streichhölzerfabriken Schwedens, deren größte die in Jönköping ist, beziehen schon seit Jahren ihr Holzmaterial aus Finnland, dem Lande der tausend Seen, mit seinem unermeßlichen Waldreichtum, und auch aus Rußland. Der Krieg hat auch da hemmend eingewirkt, denn Schweden hat wegen Minengefahr seine Handelsschiffahrt nach Rußland bekanntlich fast vollständig eingestellt. Flöße aber kommen auch jetzt noch die Ströme herab, um zwischen den schwedischen Schären eine lange Seereise zu unternehmen, bis sie endlich im Vätternsee eintreffen. Und dann wandern sie einer nach dem andern, von Kranen spielend emporgehoben, nach den Schneidemühlen hinüber. Die eng nebeneinandergereihten Bandsägen dringen ächzend immer tiefer in das Mark der Stämme. Lange Bretter fallen auseinander und wandern zu neuen Schneidewerken hin. Aus den Brettern werden dünne Latten, aus denen Brettchen, und schließlich fallen sie nieder als die kleinen Holzstäbchen, die Grundbestandteile des heute so gesuchten Streichhölzchens.

In den riesigen Kesselhäusern kocht und brodelt es in gigantischen Bottichen. Gelber Dunst steigt empor, die verpestete Atmosphäre ist trotz der zahlreichen Ventilatoren und Abzugsrohre schier unerträglich. Hier werden mittels mechanischer Tunkvorrichtung die kleinen Hölzchen zu tausenden vollendet. Hier setzt man ihnen das dunkelbraune Mützchen auf, in dessen Innerem der zündende Funke ruht. In einem anstoßenden Saale prä-

Digitized by Google

pariert man die Papiere für die Reibfläche, schließlich wandert alles nach dem Trockenraume, und von dort in den Packraum, wo schon die fertigen Kästchen harren, um die kleinen, weißen Gesellen aufzunehmen.

Der Fabrikation der schwedischen Streichhölzer verdankt Jönköping seinen Reichtum. Lange bevor wir eine deutsche Streichholzindustrie hatten, stand die Schwedens, besonders Jönköpings, in hoher Blüte. Ihr dankt Jönköping seine prachtvollen öffentlichen Gebäude, an ihrer Spitze als schönstes Bauwerk die Sophienkirche, ein gotischer Bau reinsten Stils.

Das bescheidene weiße Hölzchen, das einst vor mehr als sechzig Jahren nach den deutschen Landen von Norden herüberkam, um dem umständlichen Feuerzeug unserer Voreltern ein rasches Ende zu bereiten, hält jetzt wieder seinen Einzug. Es kommt nicht als Neuling, als Verkünder einer neuen Zeit, es ist ein bescheidener Gast geworden, der freundlich als Stellvertreter in die Lücke springt, die der gewaltige Weltkrieg in die Leistungsfähigkeit der einheimischen Industrie gerissen hat. Denn unsere deutschen Zündstoffabriken stehen heute vor ernsteren Aufgaben, als die Herstellung des bürgerlichen Zündhölzchens sie bedeutet. Sie fertigen den Brandzunder für die Feuerschlünde unserer Kanonen, den Explosivstoff für die Minen und Handgranaten. — Sie arbeiten für den Krieg, für Tod und Vernichtung.

*

Am Strande

Kommt des Abends blaues Rund ...
Müder Schiffe Masten ragen,
Überschatten all mein Zagen,
Und des Tages irre Fragen
Schließen lächelnd ihren Mund.

Alle Wellen schlafen schon.
In den aufgetanen Weiten
Ferne Barken heimwärts gleiten,
Und der Träume Silbersaiten
Stimmen ihren ersten Ton. ...

Helene Brauer.

* # Bücherbesprechungen *

Unsere Feinde, wie sie einander lieben. Kritische Aeußerungen berühmter Franzosen, Engländer, Russen, Belgier, Japaner über ihre Verbündeten. Herausgegeben von A. Werner Klette. Mit 75 Karikaturen. Delphinverlag, München.

Ein wirklich zeitgemäßes Buch, aus dem man viel lernen kann und hoffentlich viel lernen wird. Aber es ist beileibe kein lehrhaftes, langweiliges Werk, sondern höchst unterhaltend. Ich schlug, als ich den ersten Blick hineintat, zufällig S. 45 auf: England, als Hexe auf dem Dreizack reitend, wird von einem Gerippe geküßt. Darunter steht: „Der Tag, an dem das perfide England krepieren wird, wird ein Tag der Freude für die ganze Welt sein!" Und wer brachte Bild und Unterschrift? Eine französische Zeitschrift! Auf der anderen Seite desselben Blattes sieht man John Bull vor dem Tintenfaß sitzen und mit der Feder als Waffe nach den einzelnen Scheiben, Frankreich, Rußland usw., zielen. Daneben stehen König Leopold von Belgien und unser Kaiser. Die Unterschrift lautet: „Verleumdung" oder englischer Sport, und dem Kaiser werden die Worte in den Mund gelegt: „Seine Waffe ist immer die gleiche, er wechselt nur das Ziel!" In ähnlicher Weise wird Japan von seinen teuren Verbündeten bedacht, ich kann leider nicht weiter auf Einzelheiten eingehen, aber man bekommt den Eindruck, als hätten sich niemals andere Völker so ingrimmig gehaßt und gegenseitig verspottet als die jetzt zu unserer Bekämpfung im Bunde befindlichen Nationen. Nur Haß, Neid und Bosheit hat sie vereinigt, und es ist doch noch sehr die Frage, ob dieses Bündnis sich bis zum Schluß bewähren wird. Das Buch empfehle ich unsern Lesern bestens, es hat bleibenden Wert und überragt die rasch zusammengestoppelten „Kriegsbücher" um bedeutendes.

Im Verlage von J. F. Steinkopf, Stuttgart, sind einige Unterhaltungsschriften erschienen, unter denen die freundliche Erzählung von Karl Uhden, Die beiden Schiefertafeln. Von der Prima bis ins Philisterium, hervorzuheben wäre; fremde Einflüsse sind unerkennbar vorhanden, namentlich Raabe schimmert durch, aber die Gestalten sind doch mit großer Liebe geformt, und der einfache Inhalt zieht den Leser rasch in seinen Bann.

Die Zahl der Gedichtbände, die kriegerische Lyrik gesammelt vereinigen, hat eine beängstigende Höhe erreicht, und leider entsprach dem guten Willen und der patriotischen Gesinnung nicht immer — oder sagen wir ruhig — meistens nicht der Inhalt. Marzell Salzers Kriegsprogramm 1914 (Verlag Böhme, Hamburg) bringt vorzügliche Vortragsstücke, die besten sind schon alt, sehr alt und tragen klassische Verfassernamen, Kleist, Rückert, Jahn, usw. Von den neueren ist weniger Gutes zu sagen, auch für Lissauers oft vorgetragenen „Haßgesang gegen England" kann ich mich nicht allzusehr begeistern. Gänzlich albern ist Franz Karl Ginzkeys „Ballade von den masurischen Seen" wie überhaupt tiefere Gedanken sich neben patriotischen Hurraphrasen nur selten finden. Altmeister Wildenbruchs „Deutschland und die Welt" glänzt in diesem Bande wie ein Edelstein, während Ludwig Ganghofers „Sapphische Ode" an Plattheit nichts zu wünschen übrigläßt, oder ist es ein Witz, die 42-cm-Geschosse mit — Zwetschenkernen zu vergleichen? Besseres bringt die Sammlung „Der deutsche Krieg in Dichtungen" herausgegeben von Walther Eggert Windegg. (C. H. Beck'sche

Digitized by Google

Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck, München). Aeltere Dichter sind hier fortgelassen, aber unter den zeitgenössischen Sängern haben einige hübsche Leistungen aufzuweisen. Ich hebe nur Presber, Walter Flex, Klabund und Dehmel heraus, um einige Namen zu nennen. Sehr hübsch ist die Ballade „Das Wort des Prinzen zur Lippe" von Hermann Burte, die im stürmenden Gang der Verse den Leser fesselt und den Worten des Prinzen am Schluß einen schönen, erweiterten Sinn gibt: „Hoch die Herzen! schwenkt die Fahne, daß man uns erkennen kann!"

Der gleiche Verlag hat eine „Chronik des deutschen Krieges" nach amtlichen Berichten und zeitgemäßen Kundgebungen herausgebracht, deren erster Band mit vielen schönen Bildern vorliegt und warme Empfehlung verdient. Er gibt einen vorzüglichen Ueberblick über die Ereignisse bis Mitte November, und die geschickte Auswahl läßt auch für die folgenden Bände Gutes erwarten. Julius von Pflugk-Harttung gibt in dem Band: „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht!" Ereignisse und Stimmungsbilder, darunter sehr interessante Berichte. Auch hier ist nur Lob am Platze. Das Werk ist bei Mittler & Sohn, Berlin, erschienen. (Preis geb. 3,— Mk.) Dr. Erich Janke.

Vermischtes

Dr. von Schulte. Am 20. Dezember verschied in Obermais bei Meran der Geh. Justizrat Univ.-Professor (Bonn) Dr. Johann Friedrich von Schulte, 87 Jahre alt. — Es dürfte viele Leser unserer Zeitung interessieren, einige Daten über diesen bekannten Gelehrten vergegenwärtigt zu erhalten.

Am 26. Juli 1851 erwarb von Schulte in Berlin den Doktortitel, 1853 führte er sich in Bonn als Privatdozent für Kirchenrecht ein, 1854 ging er als a. o. Professor nach Prag, wo er 1855 ord. Professor, später auch Fürst-Erzbischöfl. Konsistorialrat und auswärtiges Mitglied des Oesterreichischen Unterrichtsrates wurde. 1869 wurde ihm der erbliche Ritterstand verliehen. Nachdem das vatikanische Konzil das Dogma der Unfehlbarkeit des Papstes erlassen hatte, erhob Schulte heftigen Widerspruch und wurde einer der Führer der Altkatholiken. 1872 kam er an die Universität Bonn mit dem Lehrauftrage für Kirchenrecht, ferner Privat-, Handels- und Seerecht sowie deutsche Rechtsgeschichte. Von 1874 bis 1879 war er Mitglied des Reichstages als Vertreter des Wahlkreises Duisburg. 1906 wurde Professor von Schulte von seinen amtlichen Verpflichtungen entbunden, und er zog sich auf seinen Ruhesitz in Obermais bei Meran zurück.

Der Schwerpunkt seiner wissenschaftlichen Arbeiten liegt in den Forschungen zur Geschichte der Quellen des katholischen Kirchenrechts. Es sei besonders hingewiesen auf seine grundlegenden Werke auf dem Gebiete der Dogmatik und der Geschichte der katholischen Kirche.

Den wissenschaftlichen Büchern des Verfassers schließt sich ein Werk an, welches ein größeres Publikum interessiert. Das sind — die ebenfalls im Verlage von Emil Roth erschienenen — Lebenserinnerungen.

Unsere deutschen Gelehrten kommen nur selten in die Lage, ihre Lebenserinnerungen niederzuschreiben, und ist das einmal ausnahmsweise der Fall, dann pflegen sie mehr ihre Berufsgenossen zu interessieren als weitere, außerhalb der Gelehrtenwelt sich bewegende Gesellschaftskreise. So bieten denn im allgemeinen derartige Niederschriften von Gelehrten über ihren eigenen Entwicklungsgang vielfach sehr schätzenswerte Beiträge zur Psychologie und zur Geschichte der Wissenschaften und ihrer Träger, während ihnen das eigentlich charakteristische Moment der Memoirenliteratur, nämlich der Zusammenhang und die Hinweise auf die Geschichte im politischen Sinne, auf Zeitprobleme, gänzlich fehlt.

Gegenüber solchen Lebenserinnerungen macht Schultes Werk eine Ausnahme. Seine veröffentlichten Erinnerungen bilden einen sehr wichtigen Beitrag zur inneren Entwicklungsgeschichte Preußen-Deutschlands und Oesterreichs während der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Gerade dadurch haben Schultes Lebenserinnerungen jetzt noch besonderes Interesse, und welch eine Spanne Zeit überblickt der über 80 Jahre alte ehemalige Kirchenrechtslehrer! Als katholischer Romantiker hat er einstmals begonnen. Sein Streben ging dahin, eine Schar von Kämpfern im Verein mit Glaubensgenossen dem Papste zuzuführen. Und als einer der unerschrockensten Kämpfer gegen den Vatikanismus in der römischen Kirche hat er sehr entschieden in den sogenannten Kulturkampf während der siebziger Jahre unter dem Ministerium Bismarck-Falk eingegriffen. Diese Partien in den Lebenserinnerungen gehören denn auch zu den weitaus anziehendsten, sowohl was ihren dokumentarischen Inhalt betrifft, als auch hinsichtlich der meist zutreffenden Charakterschilderungen der hervorragenden Persönlichkeiten jener denkwürdigen Zeit.

Den Höhepunkt dieser Lebenserinnerungen bildet die Darstellung der Begegnung mit dem Fürsten Bismarck während des Konfliktes mit der römischen Kirchengewalt. Hier haben wir es nachgerade mit einer Geschichtsquelle allerersten Ranges zu tun. Man wird fortan auf diese Geschichtsquelle unabläßig zurückgreifen müssen, um eine wirkliche Einsicht in die Triebkräfte derjenigen kirchlichen Bewegung zu erlangen, die zur Begründung des Altkatholizismus führte. Der Verfasser dieser Lebenserinnerungen stand damals inmitten der Kämpfe, für die er die juristischen Waffen schmiedete. Neben diesem inhaltlich so ungemein reichen und anziehenden Teile des Buches müssen die Abschnitte aus Schultes Prager Lehrtätigkeit, so wichtige Beiträge sie auch immer zur tieferen Erkenntnis der damaligen innerpolitischen Zustände Oesterreichs erbringen, dennoch in ihrer Bedeutung zurücktreten. Vielleicht sind seit dem Erscheinen der Lebenserinnerungen Mohls, Blumschlis und Schäffles keine so inhaltsreichen Aufzeichnungen aus dem Leben eines deutschen Hochschullehrers an die Oeffentlichkeit getreten als die hier in Rede stehenden.

Aus den drei Bänden dieser Lebenserinnerungen geht hervor, welch reiches Leben Schulte durchlebte. Er war eine Persönlichkeit, und viele seiner Werke werden noch lange hinaus als grundlegend für die Wissenschaft bleiben. Schulte selbst in seiner markanten Persönlichkeit war aber auch ein Mann von großer Herzensgüte und ein anregender Gesellschafter, wer ihn in seinem Tuskulum besuchen durfte und ihn aus seinem Leben schildern hörte, wird diese Stunden zu den unvergeßlichen zählen. H. Oesterwitz.

Inhalt des Heftes 19: Aus dem Leben eines preußischen Volksschullehrers. Von R. E. Gregorovius. — Die Reise nach Meran (Schluß). Roman von Elsa Rema. — **Beiblatt:** Vorbei. Gedicht von F. Wagenknecht. — Gustav Frenssens Epos „Bismarck". Von H. M. Elster. — Zwei Gedichte von Olga Oft. — Das neutrale Streichholz und seine Heimat. Von E. Trott-Helge. — Am Strande. Gedicht von Helene Brauer. — Bücherbesprechungen. — Vermischtes.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin; Verlag v. Otto Janke. Ausgegeben am 30. Januar 1915. — Druck von A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek

1915 Heft 20

Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Aus dem Leben eines preußischen Volksschullehrers

Von R. E. Gregorovius

1. Fortsetzung.

Nach einiger Zeit kamen zwei Frauen, brachten ein altes Bettgestell, und darauf einen Strohsack, und baten um Entschuldigung, daß sie nichts Besseres geben könnten.

Als sie fort waren und auch die Kinder nicht mehr durch das Fenster in die Stube hineinguckten, holten beide aus dem Lehrzimmer den Tisch und die beiden Stühle, machten sich über das Brot und die Wurst her, die sie erstanden hatten, und hielten so ihr Hochzeitsmahl, das Hunger und Jugend, die beiden vortrefflichen Köche, ihnen würzen mußten und auch würzten.

Dann gingen sie zur Ruhe, während der Mond durch die Ritzen der geschlossenen Läden schien. Er, der alte, traute und verschwiegene Freund aller Liebesleute, glaubte ein Recht zu haben, sich auch hier einzudrängen.

An demselben Abend sagte die Pfarrersköchin zur Pfarrfrau: „Frau Pastor, denken Sie sich, der junge Lehrer aus Kleinfeld war heute im Dorf! Sie haben überall nach Wein umhergefragt, sie haben aber keinen bekommen."

Die Frau Pastor, die zwar mit ihrem Manne und ihren Töchtern, deren keusche Jungfrauschaft sie hüten mußte, gelegentlich die Verhältnisse ihrer Mitmenschen kritisch beleuchtete, hielt es für schicklich, auf die Rede ihrer Magd nichts zu erwidern; ihrem Mann aber sagte sie wieder, was sie gehört hatte, und fügte hinzu, daß der neue Lehrer, wenn er so fortfahre, wie bisher, schnell so endigen müßte, wie sein Vorgänger geendet hat.

Der alte Pastor aber, dem der junge, blühende Mann nicht aus den Gedanken gekommen war, dachte nichts anderes, als daß er all den Jammer, den er hatte und noch haben würde, im Alkohol ersticken wolle und seufzte nur: „Der arme, arme Mensch!"

Wenn er mit dem Monde in die Lehrerwohnung in Kleinfeld hätte blicken können, dann hätte er sicherlich nicht gesagt „der arme Mensch", sondern „der reiche, reiche Mensch".

Es sah doch ein wenig besser in den leeren Räumen aus, als die Sonne hell durch sie hindurchschien und die beiden Langschläfer von ihrem Strohsack aufstanden. Im Hofe stand ein Brunnen, an dem sie sich wuschen, und als sie in ihr Wohnzimmer zurückkehrten, stand da eine der Tagelöhnerfrauen vom gestrigen Abend, hatte eine Kanne Kaffee mit zwei Tassen auf den Tisch gestellt und bat beide, zuzulangen. Er wollte anfangs nicht, denn er schämte sich zwar seiner Armut nicht, aber die Frau war vielleicht die Mutter eines seiner Zöglinge, und „Niemals nehmen Sie von den Eltern Ihrer Schulkinder, solange diese in der Schule sind, Geschenke an", das war einer der erziehlichen Grundsätze, die er auf dem Seminar gelernt hatte; er fragte sie also, ob sie noch Kinder in der Schule hätte; als sie dies aber verneinte, setzte er sich, froh, daß er nun mit gutem Gewissen den Kaffee genießen konnte, an den Tisch, wo sein junges Weib ihm einschenkte. Das trockene Brot, das vom gestrigen Abend noch übriggeblieben war, mundete beiden wie ein Hochzeitskuchen.

Digitized by Google

Als sie beide ihr einfaches Frühstück verzehrt hatten, machte er sich nicht leichten Herzens auf den Weg zum Inspektor, denn er vermutete nach den Worten des Pastors, daß im „Augiasstall nach innen" möglicherweise auch der Inspektor und Schulkassenrendant Koller sitzen könnte.

Der Inspektor war das, was man Emporkömmling nennen konnte. Mit geringer Schulbildung hatte er die Landwirtschaft erlernt, war erst ein kleiner und unselbständiger, dann ein größerer und fast selbständiger Inspektor geworden. Er war ein praktischer Landwirt, durchaus ehrlich, und war daher seit Jahren schon von seinem Grafen mit der Verwaltung von Kleinfeld beauftragt worden. Was dort aus dem meist sandigen Boden herauszuwirtschaften ging, das wirtschaftete er heraus. Der Graf war daher mit ihm zufrieden und ließ ihm freie Hand in allen Dingen. Das war nun ein Unglück für den Mann geworden, denn er besaß einen Fehler, der sich selbst überlassen, ins Ungemessene wuchern konnte — er war unglaublich hochmütig, selbstgerecht und von einem kindischen Stolz. „Hier in Kleinfeld bin ich der Graf", „hier bin ich der Landrat", „hier bin ich die Regierung", das waren Worte, mit denen er jeden ihm unangenehmen Widerspruch unterdrückte, und das arme Tagelöhnervolk in Kleinfeld sah denn auch zu ihm auf, als wäre er wirklich ein rechter Graf, ein rechter Landrat und die richtige Regierung. Wenn man ihm nicht widersprach, wenn man seiner Eitelkeit Rechnung trug und ihn danach behandelte, dann konnte er das sein, was man einen guten Kerl nannte, und er selbst hielt sich für einen solchen, denn er schimpfte oft über seine eigene Gutmütigkeit, und nannte sich gerne einen guten Narren. Schlimm war sein Mangel an Bildung. Das machte ihn argwöhnisch gegen sich selbst, wenn er mit gebildeten Männern verkehrte, weil er niemals sicher war, ob er richtig und einwandfrei sprechen oder handeln würde, und argwöhnisch gegen die anderen, von denen er, meist mit Unrecht, glaubte, daß sie auf ihn herabsahen.

Zu diesem Manne ging der junge Lehrer. Er fand ihn in seiner Wohnstube am Kaffeetisch sitzend. Er war ein großer, breitschultriger Mann mit einem rötlichen, ins Graue spielenden Barte, hatte eine grüne Joppe an und rauchte aus einer kurzen Pfeife.

„Ich bin der neue Lehrer von Kleinfeld", begann der junge Mann, „und bin, Herr Inspektor, gekommen, mich Ihnen vorzustellen."

Dem Inspektor gefiel die stolze Haltung des Jünglings gar nicht. Der sah anders aus als sein Vorgänger. Dem mußte man gleich einen Dämpfer aufsetzen.

Er blieb sitzen und sagte kurz: „Zunächst muß ich bemerken, daß ich nicht der Inspektor Koller, sondern der Oberinspektor Koller bin." Vor Jahren hatte auf kurze Zeit ein Eleve auf dem Gutshofe gearbeitet, der sich Inspektor nennen ließ. Seit dieser Zeit hatte er sich den „Oberinspektor" zugelegt. „Was wollen Sie aber schon jetzt hier? Vor acht Tagen können Sie doch mit dem Unterricht nicht anfangen, denn ich muß erst das Schulhaus, das Ihr Vorgänger ruiniert hat, wieder in Ordnung bringen lassen."

„Ich muß mit dem Unterricht aber morgen beginnen", war die Antwort.

„Nun, ich sagte Ihnen doch, daß Sie damit acht Tage warten müßten. Gehen Sie also mit Ihrer Frau, die Sie ja gestern gleich mitgebracht haben, zu Ihren Eltern oder sonstwo hin und kommen Sie über acht Tage wieder. Dann soll alles in Ordnung sein."

„Die Regierung", erwiderte der Lehrer, „hat befohlen, daß der Unterricht nach den Sommerferien morgen in allen Schulen des Bezirks wieder aufgenommen werden soll; ich bin verpflichtet, morgen anzufangen."

„Na", erwiderte der Inspektor mit häßlichem Lachen, „dann fangen Sie nur an. Sie werden bald genug wieder aufhören."

Die hochfahrende Art verletzte den jungen Lehrer, auch daß ihm der Inspektor, während er selbst sitzenblieb, nicht einen Stuhl anbot, erbitterte ihn; aber er dachte an die bittenden Augen seines guten Weibes, und an ihre bittenden Worte: „Nicht wahr, liebster Mann, du wirst recht freundlich sein?" Daher schwieg er auf die Worte des Inspektors, sagte aber mit einem nicht unhöflichen, aber kurzen Ton: „Ich bitte mir jetzt mein Gehalt aus."

Der Inspektor sprang auf: „Junger Mann, glauben Sie, daß ich Ihnen ohne weiteres Ihr Gehalt zahlen werde? Ich bin dazu nicht verpflichtet. Ich weiß ja gar nicht, ob Sie der sind, für den Sie sich ausgeben. Lassen Sie sich durch Ihren Ortsschulinspektor legitimieren! Dann

Digitized by Google

wollen wir weitersehen. Im übrigen haben Sie erst höflich zu bitten, höflich, verstehen Sie mich, nicht zu fordern!"

Das Blut stieg dem jungen Lehrer in den Kopf. Er verlor seine Haltung, vergaß sein liebes, junges Weib, vergaß, daß er ohne Geld nicht weiterkam, und sagte mit bebender, vor Zorn belegter Stimme: „Ich habe schon darum gebeten. Übrigens brauche ich nicht um das zu bitten, was zu fordern mein Recht ist. Wenn Sie, Herr Inspektor," fuhr er mit steigender Erbitterung fort, „mir nicht bis heute mittag um zwölf Uhr mein Gehalt für den bereits begonnenen Monat gezahlt haben, dann gehe ich heute noch nach S. zum Landrat, und wenn der nicht hilft, zur Regierung. Ich bitte nicht, ich verlange mein Recht."

Klug war das nicht gesprochen, aber menschlich erklärbar, und in der Sache selbst hatte er recht. Die Anweisung seitens des Landrats, dem neuen Lehrer fünfzig Mark monatliches Gehalt pränumerando zu zahlen, war längst in den Händen des Inspektors, der sofort hätte zahlen müssen.

Der aber sprang auf, während die Zornesader an seiner Stirn mächtig anschwoll, schlug mit der Faust auf den Tisch und sagte oder schrie vielmehr nichts weiter, als „Raus! Raus!"

Das tat der junge Lehrer auch, brachte es aber nicht über sich, nach Hause zurückzukehren. Mit rotem Kopf lief er mehr als er ging in den nahen Wald hinein, rannte zwischen den Bäumen auf und ab und versuchte, in Ruhe zu überlegen, was er tun müsse. Wie sollte er jetzt seinem Weibe unter die Augen treten? Wie sollte er ihr beibringen, daß die Not noch nicht gewichen sei? Wo kam jetzt Hilfe? Er dachte wohl an das schöne Wort, das gestern abend sein gutes Weib zu ihm gesprochen hatte, er kannte es sehr wohl: „Wir sollen Gott über alle Dinge vertrauen", er rief sich auch zu: „Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn, er wird's wohlmachen"; aber das waren augenblicklich für ihn nur Worte, die ihm keinen Trost brachten und ihm keinen Ausweg zeigten. Er war ganz verzweifelt. Zurückkehren, den Oberinspektor demütig zu bitten, ihm das Geld zu zahlen? Vielleicht gelingt's. Aber nein! Das konnte er nicht! Das nicht! Er war ja in seinem Recht. „Nein, das tue ich nun und nimmermehr," rief er sich wiederholt zu, „das kann ich nicht."

Endlich ging er nach Hause. Sie mußte jetzt erfahren, was geschehen war. Was werden sollte, wußte er freilich nicht. Als er sein Häuschen erblickte, das sein Liebstes und Teuerstes barg, reute ihn seine Heftigkeit, und er hätte vielleicht jetzt anders gesprochen als vorhin. Aber das war nun einmal geschehen. „Reden ist Silber, aber Scheigen ist Gold, das wußte er; aber hatte er danach gehandelt?

Zagend trat er ein, während seine Lippen murmelten: „Lieber Gott, jetzt mußt du mir helfen, du mußt es tun. Hörst du, lieber Gott? Du mußt!"

Und der liebe Gott, der, wenn die Menschen in Angst und Not seine Hilfe anrufen, glücklicherweise auf die Form ihres Gebets keinen Wert legt, der liebe Gott hatte Mitleid mit dem armen, jungen Blut und hatte schon geholfen, denn, als der in sein Wohnzimmer trat, fand er sein Weib am Tische stehend, auf dem fünf kleine Goldstücke lagen, und mit einem Freudenjauchzer fiel sie ihm um den Hals: „Das hat der Herr Inspektor eben durch seine Dienstmagd geschickt, das sei dein Gehalt."

Er stand wie angedonnert. Was hatte in dem Manne die plötzliche Sinnesänderung hervorgerufen? Die Tränen stürzten ihm aus den Augen, er umfaßte sein Weib und drückte es an sich, und dann drehten die beiden die Goldstücke wiederholt hin und her und besahen sich jedes einzelne genau. Ja, es war echtes Gold, es waren wirklich fünf Goldstücke, es waren wirklich fünfzig Mark! Die Not hatte wirklich ein Ende!

Nun begann eine sorgfältige Prüfung dessen, was sofort nötig war. Er nahm seine Brieftasche hervor und schrieb alles auf, was er kaufen sollte. Das nächste Städtchen war eine gute Meile entfernt. Die war bald zurückgelegt. Was sollte er dort für Herrlichkeiten erstehen! Einen Korb, eine Bürste, einige Teller mit Messern und Gabeln und Löffeln, einige Meter Band zu Vorhängen, ein Tischtuch und sofort. „Aber, liebster Mann, alles kann alt und gebraucht sein, wenn's nur billig ist." Dann kam Kaffee, Brot und ein Säckchen mit Erbsen, Linsen und Bohnen. „Oh, wie sollte ihnen das alles schmecken, im eigenen

Digitized by Google

Hause, am eigenen Tisch, mit eigenem Gelde erworben.

Er steckte ein Stück Brot und ein Stück Wurst in die Tasche, umarmte seine junge Frau und machte sich fröhlich auf den Weg. Am Abend konnte er gut zurück sein.

Was aber hatte den „Oberinspektor" veranlaßt, das Gehalt zu zahlen? Er hatte sich die landräthliche Verfügung noch einmal durchgelesen. Da stand es klipp und klar, dem neuen Lehrer mußte sein Gehalt pränumerando aus der Schulkasse gezahlt werden. Er merkte, daß er hier nachgeben mußte, packte also die fünf Goldstücke ein und gab sie dem Hausmädchen mit dem Auftrage, sie dem neuen Schulmeister zu bringen: Das sei sein Gehalt für den Monat.

Dann aber knirschte er mit den Zähnen und schrie laut: „Wart', du gelehrter Hungerleider! Das werd' ich dir gedenken!"

„Der gelehrte Hungerleider" aber lief nach dem nächsten Städtchen, kaufte alles, was er aufgeschrieben hatte, ein, und kehrte noch vor Abend nach Kleinfeld zurück, tüchtig bepackt, aber überglücklich, daß er und sein Weib nicht hungern würden.

Er fand seine Marie vor der Tür stehend im Gespräch mit einigen Frauen. Die hatten sich inzwischen mit ihr des Lehrzimmers und der Lehrerwohnung angenommen, gescheuert und gereinigt, die Schulbänke notdürftig zusammengeschlagen und das Ganze vom groben Schmutz und Unrat gereinigt.

Er dankte den Frauen für ihre Hilfe; dann packten beide all die Herrlichkeiten ihres jungen Ehestandes aus, und als schließlich noch ein Kuchen zum Vorschein kam, den er für sein junges Weibchen, ohne ihre Einwilligung dazu gehabt zu haben, erworben hatte, schmollte sie gar nicht über die Extraausgabe, sah nur seine Liebe und drückte ihn an ihr Herz.

Nach dem Abendessen, das beide in glücklichster Stimmung einnahmen, setzten sie sich vor die Tür. Es war ein milder Sommerabend. Er ergriff seine Gitarre, und, als beide das alte, schöne Volkslied anstimmten, das sie als Kinder in der Schule so gern gesungen hatten: „Insbruck, ich muß dich lassen, ich zieh' dahin mein Straßen", kamen die Kinder von allen Seiten herbei, hockten sich um ihren Lehrer und lauschten still der schwermütig-altertümlichen Weise, bis er ihnen freundlich sagte: „Na, liebe Kinder, morgen früh um sieben Uhr fangen wir an. Daß mir keines fehlt!" Da gingen sie fröhlich nach Hause, wo sie einstimmig berichteten: „Ja, unser neuer Lehrer ist ein guter."

Der aber schlief diese Nacht doch etwas ruhiger, aber ebenso selig als in der ersten Nacht. Die Not war ja vorüber, und noch hatte er zwanzig Mark; da ließ sich schon auskommen!

Es war wirklich das, was der Pfarrer gesagt hatte; es war ein Augiasstall auch nach innen! Er hatte das Lehrzimmer mit dem festen Vorsatz betreten, nicht zu verzagen, wenn er in seinem Amte nichts vorfände. Es war nötig, daß dieser Vorsatz seine Festigkeit bewies. Daß keine Listen geführt, keine Lehrpläne, keine Lektionspläne, kurz von den vorgeschriebenen Dienststücken keins vorhanden war, das ließ sich ertragen und konnte bald ersetzt werden, schlimmer war, daß die Mehrzahl der Kinder keine Lehrbücher hatte. Die wenigen, die er vorfand, waren beschmutzt und zerrissen. Ebenso stand es mit den Tafeln und Schreibheften. Er hatte sich vorgenommen, zunächst nicht nach ihren Kenntnissen zu forschen, in der ersten Unterrichtsstunde wenigstens nicht. Die sollte eine Religionsstunde sein. Er wollte, da sein Herz voller Dankbarkeit für das Gute, das er erfahren, für die Hilfe in der Not, die ihm zuteil geworden, er wollte mit den Kindern über die Worte aus der Erklärung zum ersten Gebot: „Wir sollen Gott über alle Dinge vertrauen", sprechen, und das tat er denn auch. Er begann mit der Erzählung von Abrahams Berufung, zeigte ihnen das Schwere, das Gott dem Abraham auferlegte dadurch, daß er ihm befahl, sein Vaterland und sein Vaterhaus zu verlassen, zeigte ihnen dessen Gehorsam gegen Gottes Gebot und wies ihnen nach, wie dieser Gehorsam seine Quelle in Abrahams Gottvertrauen hatte, der, weil er wußte, daß Gott helfen könne, weil er allmächtig sei, und auch helfen wolle, weil er allgütig sei, willig die schwere Pflicht des Gehorsams übte und alles verließ, was er hatte, und in ein Land zog, das er noch nicht kannte, das ihm erst gezeigt werden sollte. „Seht, liebe Kinder," so schloß er, „dem Abraham müssen wir es nachmachen. In Stunden, in denen uns Schweres auferlegt wird, sollen wir nicht verzagen, sondern Gott vertrauen und uns seinem Willen fügen. Dann wird doch schließlich

Digitized by Google

alles gut." Mit dem Spruch: „Befiehl' dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn, er wird's wohlmachen", schloß er seine kleine Predigt.

Sie war sehr schön gewesen und sachlich auch richtig, aber in ihrer Ausführung doch nur zu billigen, wenn man in das Herz dessen blickte, der sie gehalten hatte. Er wußte auch selbst sehr wohl, daß er methodisch nicht richtig verfahren war. „Die Schule ist keine Kirche, der Lehrstuhl ist keine Kanzel, der Lehrer ist kein Prediger", das wußte er sehr wohl, und als er an den Augen seiner Kinder, die ihn verständnislos anglotzten, merkte, daß er nur für sich gepredigt nicht aber für sie gelehrt hatte, nahm er sich vor, es fortan besser zu machen, in Zukunft nicht mehr das fertige Ergebnis des Unterrichts zu geben, sondern es in langsamer Entwicklung aus den Kindern herauszuarbeiten.

Aber eigentlich unzufrieden war er mit sich nicht; denn seine liebe Frau, die an der Tür gehorcht und die ganze Lektion mit angehört hatte, fiel ihm, als er in der Pause zu ihr kam, um den Hals mit den Worten: „Lieber Mann, so schön hat's noch kein Prediger, kein Lehrer gemacht, wie du es gemacht hast."

Er war jung, und ein bißchen eitel ist die Jugend nun einmal, und es ist auch an sich noch kein Fehler, daß sie es ist. Wer will ihn tadeln, daß er dieses Lob nicht zurückwies und zu seinem jungen Weibe nichts von der methodischen Unfertigkeit seiner Lektion sprach? Anerkennung tut immer wohl, und der rechte Arbeiter verdient sie für seine Arbeit, auch wenn sie nicht die rechte, wenn sie nur eine ehrliche war. Und das war sie!

Und nun begann der eigentliche Unterricht.

Ja, junger Sämann, denke daran, daß du deinen Samen jetzt auf einen harten Boden streuen mußt, denke daran! Und übe dich fleißig in Geduld und in Liebe! Du hast ja gelernt, daß da, wo diese beiden Pflanzen nicht im Lehrergarten wachsen, alle Arbeit doch nur Spreu ist, die der Wind zerstreut. Übe dich in Geduld und in Liebe!

Und er übte sich fleißig in beiden, Stunde um Stunde, Tag um Tag.

Es waren einige Wochen vergangen, und der Sämann streute wacker seinen Samen, und seine fünfundvierzig Kinder fingen an, etwas von dem Samen aufzufangen, da klopfte eines Vormittags kurz vor dem Schluß des Unterrichts jemand mit einer Reitpeitsche an das Schulfenster. Als der Lehrer unwillig das Fenster öffnete, um nachzusehen, wer sich diese in seinen Augen höchst ungehörige Anmeldung erlaubt hatte, gewahrte er einen ältlichen, weißbärtigen Herrn von vornehmem Äußern, der auf einem Pferde saß und eine Reitpeitsche in der Hand hielt.

„Ich bin Graf Sylvanus, lassen Sie, Herr Lehrer, ihre Jungen jetzt nach Hause laufen und kommen Sie mal raus, ich möchte mit Ihnen sprechen."

Der junge Lehrer blickte auf seine Uhr. „Es fehlen noch zehn Minuten, Herr Graf, dann kann ich schließen. Bitte, gehen Sie inzwischen in meine Wohnung, ich komme dann bald zu Ihnen."

„In Ihre Wohnung? Na ja, da will ich ja auch hin", gab der Graf zur Antwort, stieg vom Pferde, dessen Zügel er in die Türklinke einhakte, und betrat des Lehrers Wohnung.

In der Mitte der einfenstrigen Stube, deren einziger Schmuck die Sauberkeit war, stand an dem bereits gedeckten Tisch eine junge, kräftige Frau mit schönen, blauen Augen und aschblondem Haar. Sie trug eine hellgelbe, fleckenlose Schürze und auf dem Kopfe eine kleine, weiße Haube. Ihre ganze Erscheinung berührte in dem dürftigen Rahmen seltsam genug.

„Ich möchte die Frau des Lehrers sprechen", sagte der Graf nach seinem Eintritt.

„Die bin ich," erwiderte sie, „was wünschen Sie von mir?"

„Donnerwetter," fuhr es dem Grafen aus dem Munde, „Sie sind die Lehrerfrau?" Er nahm seine Jagdmütze ab, reichte ihr die Hand und sagte: „Ich bin der Graf Sylvanus, der Gutsherr dieser Schule."

Freundlich wies sie auf den einen der beiden Stühle, die noch immer die einzige Sitzgelegenheit der Lehrerwohnung bildeten, und sagte: „Womit kann ich Ihnen, Herr Graf, gefällig sein?"

Er hatte sich gesetzt, sah sie eine Zeitlang verwundert an und schüttelte den Kopf.

„Na, wenn Sie's sagen, werden sie's ja auch wohl sein", sagte er endlich, „ich hatte Sie mir, junge Frau, anders vorgestellt. Der Frau des Vergängers Ihres Mannes sehen Sie wenig

Digitized by Google

ähnlich. Der Vorgänger Ihres Mannes war ein Lump."

„Er ist tot", erwiderte sie sanft.

Hat die Lateinisch gelernt, dachte der Graf, „de mortius nil nisi bene", er sagte aber: „Na ja, den wollen wir aber gerne liegen lassen, wo er liegt. Habe von Ihrem Manne aber Gutes gehört, junge Frau, Gutes und auch nicht Gutes. Aber das nicht Gute glaube ich nicht."

„Was haben Sie denn nicht Gutes von meinem guten Manne gehört?" fragte sie freundlich.

„Na, das lassen wir nur! Ich kam hierher, um zu fragen, ob Sie Wünsche bezüglich Ihrer Wohnung hätten."

In diesem Augenblick betrat der junge Lehrer die Wohnung.

„Sie haben ja eine nette Frau! Donnerwetter, Herr Lehrer, so was sind wir hier in Kleinfeld nicht gewöhnt. Wollte mal fragen, ob Ihre Frau Wünsche wegen der Wohnung hat."

„Wir sind zufrieden, Herr Graf, nur bitten wir, in der Küche ein Fenster anbringen zu lassen. Jetzt in der noch hellen Jahreszeit ist es ja nicht nötig, da macht meine Frau die Tür auf, und da gibt's Licht in der Küche. Im Winter aber, wenn die Tür geschlossen bleiben muß, muß es stockfinster in ihr sein."

„Na, zeigen Sie mir mal die Küche."

Als dies geschehen war und der Graf in die Wohnstube zurückkehrte, sagte er: „So schlimm, liebe Leutchen, habe ich mir das nicht gedacht. Wenn mir Ihr Vorgänger, der aber ein . . . .", er hielt einen Augenblick inne und sah die junge Frau freundlich an, „wenn mir der also etwas gesagt hätte, hätte ich es längst machen lassen. Und, junge Frau, den Schlot lasse ich zumauern und lasse Ihnen einen ordentlichen Kochherd aufstellen, und " — er sah sich in der Stube um — „wollen Sie Anstrich oder Tapeten haben? So kann's hier auch nicht bleiben."

„Aber, Herr Graf," fiel der Lehrer ein, „wir sind ja dankbar, wie Sie's machen wollen; aber da bitte ich denn doch, Ihre Freundlichkeit zunächst der Schulstube zuzuwenden, die bedarf dringend eines neuen Anstrichs."

„So ist's recht," lachte der Graf, dem die beiden jungen Leute mehr und mehr gefielen, „erst der Stall, dann die Wohnung. So ist's recht auf dem Lande. Na, zeigen Sie mir mal Ihren Stall."

Das tat der Lehrer, war aber innerlich nicht sonderlich erfreut über den „Stall". Wie konnte ein Mensch auch die Stätte seiner pädagogischen Wirksamkeit einen Stall nennen!

„Soll gemacht werden," sagte der Graf, als er aus der Schulstube wieder ins Wohnzimmer trat, „soll alles gemacht werden, aber erst nach der Kartoffelernte im Herbst, wenn wir Herbstferien haben."

Er schickte sich zum Gehen an, blieb aber an der Tür stehen und sagte lächelnd: „Na, Frau Lehrer, Sie trinken ja, wie ich gehört habe, so gern guten Wein. Ich werde Ihnen ein paar Flaschen davon schicken."

„Ich," rief die junge Frau lachend, ich gerne guten Wein, Herr Graf? Ich habe ja mein Lebtag noch keinen Wein getrunken, weiß gar nicht mal, wie der schmeckt!"

„Na, Sie haben aber doch vor Wochen, als Sie auf meinem Hauptgut vom Pastor kamen, im Dorfe Wein kaufen wollen. Weiß freilich nicht, ob Sie welchen bekommen haben, würde auch nicht das beste Gewächs gewesen sein."

„Ja, Herr Graf, Wein haben wir damals kaufen wollen, es war ja unser Hochzeitstag, und wir hatten ein Hochzeitsmahl noch nicht eingenommen. Dazu gehört aber doch Wein! Wir haben aber keinen Wein gekauft, denn er war uns zu teuer."

„Verfluchte Klatschbande," sagte der Graf vor sich hin. „Na, wir müssen nun schon alles wieder gutmachen, junge Frau! Ich schicke Ihnen also ein paar Flaschen, und dann können Sie nachträglich noch Ihr Hochzeitsmahl halten!"

Er wollte nun gehen, sah aber die Gitarre des Lehrers an der Wand hängen:

„Ich habe gehört, daß Sie oft des abends meinen Tagelöhnerleuten auf Ihrer Laute, oder wie das Ding heißt, etwas vorspielen. Kann mir wohlgefallen, junger Mann, ist besser, als in die Kneipen laufen und sich vollsaufen wie Ihr . . .", doch er hielt inne, „na, könnten Sie auch in dem Spiel unterrichten?"

Als der junge Lehrer bejahte, sagte der Graf: „Ich habe zwei Mädels von zehn und zwölf Jahren, die mir schon lange in den Ohren liegen, daß ich sie die ‚Laute schlagen', — so heißt das wohl? — lernen lassen soll. Wollen Sie das überneh-

Digitized by Google

men? Mittwochs und Sonnabends nachmittag je eine Stunde, die Stunde mit zwei Mark. Wollen Sie? Und wenn meine Pferde Zeit haben, lasse ich Sie zu mir holen und zurückfahren, sonst aber müssen Sie laufen."

„Aber sehr gern, Herr Graf!" gab er zur Antwort. „Wenn die jungen Damen mit meinem einfachen Spiel zufrieden sind, will ich's gern tun."

„Hier sind zwanzig Mark", sagte der Graf, legte das Geld auf den Tisch und fuhr fort: „Also für den ersten Monat. Können Sie angeln?"

Der Lehrer sah den Grafen erstaunt an, denn er verstand ihn nicht. „Angeln, Herr Graf?"

„Na ja, heute wird ja alles schon im Seminar gelehrt, also wohl auch das Angeln. Na, das können Sie aber bald auch hier lernen, wenn Sie's nicht schon gelernt haben. Also: In meinem Waldsee können Sie Fische angeln, so viel Sie wollen; aber nicht zum Verkauf, nur für Ihren Hausbedarf."

Bevor er nun ging, gab er der jungen Frau die Hand und sagte: „Wenn's hier so weitergeht, will ich zufrieden sein. Der verfluchten Rasselbande werde ich aber gehörig aufs Maul schlagen." Er winkte dem Lehrer, ihm zu folgen, und verließ die Wohnung. Draußen sagte er: „Herr Lehrer, daß mir die Jungen und die Mädchen nicht zu viel lernen! Bringen Sie sie ordentlich wieder in Zug, das lobe ich; aber nicht zu viel in die dicken Köpfe hinein! Platzen werden die zwar nicht, aber keins nimmt mir dann später die Mistforke in die Hand, wenn sie hier was Ordentliches gelernt haben. Also Maß halten!"

Der junge Lehrer wollte etwas erwidern, aber der Graf saß schon zu Pferde, gab dem die Peitsche, und in wenigen Augenblicken war er verschwunden.

Er war ein vornehmer Herr, vornehm nicht nur seiner Abstammung, sondern auch seiner ganzen Gesinnung nach. Von der Schule war er kein Freund, eher ein Feind, und von den Lehrern wollte er auch nicht viel wissen. Er hatte seine Gründe!

Der in Kleinfeld aber gefiel ihm, und nicht weniger seine junge Frau.

Die beiden konnten das neue Glück gar nicht fassen. Monatlich zwanzig Mark! Dazu Fische, so viel sie wollten. Oh, die verstand sie wohl zuzubereiten! Die sollten ihrem lieben Manne wohlschmecken!

„Wenn wir jetzt nur nicht hochmütig werden!" rief sie lachend. „O liebster Mann, es ist doch zu schön, auf Gott zu vertrauen!"

Am folgenden Tag kam der Pfarrer, um den Lehrer in sein Amt einzuführen. Der Inspektor war zur Feier geladen worden, aber nicht erschienen. So vollzog sich die sehr einfache Feier nur in Gegenwart der Schulkinder, denen der Pfarrer einen freien Tag gab.

Als der alte Herr sich von der Lehrerfrau verabschiedete, sagte er freundlich: „Ich habe Ihnen, liebe Frau, viel abzubitten, aber ich werd's wieder gutmachen, mit meinen schwachen Kräften wieder gutmachen."

Die junge Frau verstand ihn anfangs nicht, dann aber fiel ihr die Geschichte mit dem vergeblichen Weinkauf ein, und sie sagte zu ihrem Manne, als der Pfarrer sie verlassen hatte: „Der hat gewiß von unserem Weinhandel erfahren und dem Grafen davon erzählt."

„Ja, so wird's sein," gab er zur Antwort, „aber, liebe Frau, ‚Rasselbande', wenn der Graf unseren guten Pfarrer damit gemeint hat, dann hat er ihm unrecht getan, und ‚aufs Maul schlagen', das schickt sich so einem alten Herrn gegenüber nicht, wenn's auch nur im bildlichen Sinne gemeint war."

Auch die Pfarrfrau, als ihr Mann ihr von dem günstigen Eindruck erzählte, den beide junge Leute auf ihn gemacht hätten, und daß sie beide jetzt wieder gut machen müßten, was sie, wenn auch aus Unkenntnis, gegen sie gefehlt hätten, sie war sofort bezaubert und wäre am liebsten gleich zu der „Dirne" geeilt, der sie an ihrem Ehrentage ihr Haus nicht hatte öffnen wollen.

„Weißt du, lieber Mann," sagte sie in ihrem Eifer, „ich schicke ihnen heute noch einen von unseren Schinken hinüber. Das muß ja mit dem Essen dort drüben ein Jammer sein."

„Das laß nur, liebe Frau," gab er zur Antwort, „ich glaube fest, die schicken den Schinken wieder zurück." Da ließ sie's denn.

Der Graf schickte aber den Wein, und der wurde auch angenommen; denn erstens hatte der ja keine Kinder in der Schule, und zweitens war er doch schließlich ihr Graf, der sich so freundlich ihnen beiden gegenüber gezeigt hatte.

Digitized by Google

Und nun war eitel Freude im Schulhause, und es war wirklich zu besorgen, daß die jungen Leute jetzt auch ohne den Schinken übermütig würden.

Aber das wurden sie nicht.

Der „Oberinspektor" war ein geschlagener Mann. Kein Zweifel mehr, der junge Lehrer war ihm überlegen. Anfangs hatte er seine Tagelöhner und deren Frauen aufgehetzt, halb mit unmittelbaren Angriffen gegen den Lehrer, halb mit ironischen Bemerkungen. Das hatte aber anfangs nicht viel, bald aber gar nichts mehr gewirkt. Der Lehrer hatte die Herzen der Kinder gewonnen, und als sie im Elternhause erzählten, er hätte schon am ersten Schultage einen Rohrstock, den er in einem Winkel der Schule gefunden hatte, zum Fenster hinausgeworfen mit den Worten: „Ihr werdet auch ohne Stock fleißig und gehorsam sein!", da hatte er bald auch die Herzen der Eltern gewonnen. Da war nichts gegen zu machen gewesen. Sie hatten zuletzt bei allen Versuchen, ihn zu verdächtigen, geschwiegen. Und nun war gar sein Graf noch gekommen, der die Lehrersleute gelobt hatte! Das Fischen in dem gräflichen Waldsee war dem Lehrer erlaubt worden, ohne daß der Graf ihn, seinen Oberinspektor, vorher um seine Meinung darüber gefragt hatte, und nun sollte auch schließlich noch eine gräfliche Equipage kommen, die den Hungerleider aufs gräfliche Schloß führen sollte, zu den gnädigsten Komtessen, mit denen er, der Oberinspektor, nicht einmal zu sprechen wagte. — Nein, das war zuviel! Das war zuviel! Das ertrug er nicht!

Ja, wenn der Lehrer oder seine Frau mit einer Bitte zu ihm gekommen wäre um einen Sack Kartoffeln, um Butter, um Eier ihn gebeten hätte, er hätte es ihnen gewiß gegeben, aber daß beide in stolzer Zurückgezogenheit, in aller Ärmlichkeit still dahinlebten, ohne ihn, ohne seine Hilfe, ohne seine Unterstützung, das war nicht zu ertragen! Hätte er eine Frau und Kinder gehabt — aber er war, wie bereits gesagt, ein Junggeselle —, dann hätten sich wohl Anknüpfungspunkte finden lassen, so aber war keine Aussicht, daß es jemals besser werden sollte.

Der Mann fing wirklich unter diesem Zustande an zu leiden und kam schließlich zu der Überzeugung: „Er muß fort! Er oder ich! Für uns beide hat Kleinfeld keinen Raum."

„Er muß fort!" Dieser Gedanke verfolgte ihn stündlich, und nahm mehr und mehr von ihm Besitz. Aber wie das machen? Ihn denunzieren? Aber bei wem? Und um was? Nein, das ging nicht. Denunzieren, das ging nicht! Aber was tun? Da er keinen Ausweg fand, drangen allmählich finstere Gedanken in sein Inneres ein, und Fragen, wie er sie nie gehabt, zermarterten sein Gehirn. Ihm das Haus anbrennen? Ja, was nutzte das! Für den würde der Graf zum Unterricht und zur Wohnung bis zum Neubau eines Schulhauses schon Platz in seiner, des Oberinspektors, Wohnung schaffen. Da war ja Raum genug, da standen viele Stuben leer. Nein! Das um alles in der Welt nicht! Das ging nicht!

Nun, ihn töten! Von hinten, wenn er nach dem Hauptgute zu den jungen Komtessen gehen würde, im Walde ihn niederknallen! Nein! Den Gedanken wies er von sich. Von hinten ihn wehrlos niederknallen? Nein, das nicht! Ein Mörder wollte er doch nicht werden, er war ja auch stets ein guter Kerl gewesen, so lange bis dieser Mensch sein Leben gekreuzt hatte, nein, ein Mörder nicht; aber — und es blitzte wie eine Erleuchtung durch sein Gehirn — du selbst nicht ein Mörder, auch kein anderer sein Mörder, aber er, der Lehrer, muß glauben, daß ein Mörder hinter ihm her sei! Der Gedanke an seinen Tod, nicht der Tod selbst, sollte ihn fortschaffen. Ja, das war ein Ausweg! Dann blieb er der gute Kerl, der er stets gewesen, und er, der Lehrer, machte gewiß, daß er fortkam! Der Angstmeier, der Hungerleider!

Dieser Gedanke verließ ihn nun nicht mehr. Je mehr er sich mit ihm beschäftigte, desto mehr leuchtete ihn dieser Weg ein. Er fand keinen anderen.

Und der Zufall kam ihm zur Hilfe.

Es waren in den letzten Wochen einige Einbruchsdiebstähle in der Umgegend vorgekommen. Bei einem Pfarrer in der Nähe war eingebrochen worden und mancherlei gestohlen worden, auch bei einem Gastwirt und bei einem Bauern waren Diebe in der Nacht geschäftig gewesen. Das hatte die Landbevölkerung etwas aufgeregt. Es waren schon Jahre vergangen, daß in der Gegend Diebstähle und Einbrüche vorgekommen waren, es war doch jetzt möglich, daß die Verbrechen nicht vereinzelt blieben, und hier

Digitized by Google

und da sah des abends doch mancher, der etwas hatte, sorgfältiger nach, als er es sonst zu tun pflegte, ob Schloß und Riegel in Ordnung waren.

Unser junges Ehepaar hatte wenig von der Geschichte gehört. Was brauchten sie sich auch zu fürchten? Bei ihnen war nichts zu holen, das wußte jetzt jedermann im Dörfchen, und es hatte sich gewiß auch in der Gegend herumgesprochen, daß der neue Schulmeister in Kleinfeld ein total armer Mann sei, der eine total arme Frau geheiratet hatte.

Nein, sie hatten nichts zu fürchten!

Und doch passierte in einer Nacht etwas Schreckliches.

Es war eine wolkenschwere Regennacht zu Ende des Monats September, die einem sonnigen Herbsttage gefolgt war. Das junge Ehepaar hatte sich früh zur Ruhe begeben. Um Mitternacht wurde der Lehrer plötzlich wach. Er glaubte, leise Tritte zu hören, die aus der neben dem Schlafraum sich befindlichen Küche an sein Ohr drangen. Einen Augenblick horchte er. Kein Zweifel, in der finsteren Küche war ein Mensch, der sich mit der Hand an der Wand entlang fühlte. Schon wollte er sein junges, neben ihm ruhendes Weib wecken, als die Küchentür leise aufgeklinkt wurde und sich, wie von unsichtbarer Hand bewegt, weit öffnete. Dann dröhnte ein Schuß, der in der Stille der Nacht wie ein Donnerschlag tönte, eine Feuergarbe drang aus der Tür, und an der Wand über den Häupten des Lagers schlug eine Kugel ein, daß der Kalk von der Wand weit umherspritzte.

Mit einem Schrei des Entsetzens sprangen beide von ihrem Lager auf. Zitternd und keines Wortes mächtig, hielten sie sich umschlungen. — Sie erwarteten ihren Tod; zweifellos, der zweite Schuß mußte einen von ihnen, vielleicht beide durchbohren. Aber ein zweiter Schuß erfolgte nicht. Nach einigen Minuten machte der junge Lehrer mit zitternden Händen Licht, dann warfen sie sich einige Kleider über und flohen aus dem Hause, nur notdürftig bekleidet. Sie hatten sich beide bei der Hand gefaßt, wie sie das hundertmal als Kinder getan hatten. „Wohin?" fragte sie zitternd. „Zum Inspektor, der hat Hunde und Gewehre, der muß uns jetzt helfen." Und mit vor Angst bebenden Gliedern rannten sie nach dem Gutshause, um dort Hilfe bei ihrem Todfeinde zu suchen.

In einem Zimmer des Inspektorhauses war noch Licht. Dort klopften sie an. Nach einigen Minuten erschien der Inspektor und fragte unwirsch nach ihrem Begehren. Als sie ihm erzählten, was geschehen war, sagte er: „Ich habe den Schuß gehört und mich angezogen, wollte eben nachsehen, was passiert sei. Ich komme." Bald darauf trat er aus dem Hause, eine Flinte hatte er in der Hand. Nun gingen sie in das Schulhaus, während der Regen langsam vom Himmel fiel. In der Schlafstube fanden sie an der Wand dicht über ihrem Lager ein Loch. Handbreit war ringsum der Kalk abgefallen, und an der Erde lag eine Kugel, die der Inspektor einsteckte. Sie sahen deutlich, daß der Schuß dem Lehrerpaare gegolten hatte, denn einen Fuß über dem Kopfende war die Kugel in die Wand eingedrungen. Sonst war aber keine Spur von dem Räuber zu finden. Er war vom Hofe her in die Küche, deren Tür offen gestanden hatte, eingedrungen, und mußte sich auf demselben Wege, auf dem er gekommen war, wieder entfernt haben.

„Wenn's Tag ist", sagte der Inspektor, „wollen wir im Garten nachsehen, ob dort vielleicht etwas zu finden ist. Seine Fußspuren wird aber der Regen längst abgewaschen haben." Morgen wollte er dann in den Tagelöhnerhäusern nachsehen, obwohl er nicht glaube, daß er dort etwa Verdächtiges finden würde. Der Mensch, der den Schuß abgefeuert habe, müsse in den Nachbardörfern, in denen jetzt polnische Arbeiter zur Kartoffelernte gemietet wären, zu suchen sein.

Ohne Gruß entfernte er sich.

Allein gelassen, schlossen sie alle Türen und Fenster und erwarteten, still beieinandersitzend, den Morgen, der, als er sich durchs Fenster stahl, auf zwei junge, bleiche Gesichter schaute.

Sie hatten sich sehr gefürchtet.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Gerd / Roman von Minna von Heide

Bei Bernhard Karstens war Lohntag gewesen. Die vielen schweren Schritte waren in der großen Arbeitsstube liegen geblieben und hatten sie mit hartem, aber rührigem Leben gefüllt.

Jetzt hatte der Herr des Betriebes seinen Sohn vor sich sitzen, seinen achtzehnjährigen Gerhard, der mit Auszeichnung sein Abiturium gemacht hatte und mit seinen weiteren Plänen immer nicht recht herausgerückt war. Endlich hatte er nun zum Vater gesprochen, und der sah ihn an, als müßte er sich erst langsam auf ihn besinnen. „Daß meine eigenen Wünsche bei deiner Berufswahl nicht in Betracht kommen, versteht sich von selbst", sagte er. „Die Eisengießerei hättest du am Ende doch niemals übernommen, dazu steckt zu viel von deiner Mutter in dir. Aber daß mein einziger Sohn sich nun gerade ein Gebiet aussucht, für das mir jedes Verständnis abgeht, das kann mir natürlich nicht einerlei sein, Gerhard."

Gerhard hörte das letzte kaum noch, man sah, er nahm sich zusammen. „Wieso meinst du das mit Mutter?" fragte er.

„Natürlich im allerbesten Sinne. Ihr setzt gar zu gern eine Brille auf und seht mehr und anderes als da ist. Besseres. Damit habe ich mich von deinen jüngsten Jahren abgefunden, daß du wohl mal in die Bücher gehen würdest, nur gleich in die Schrift, das habe ich doch nicht erwartet."

Der junge Mensch fühlte, daß seinem Vater die Ruhe in diesem Augenblick hart ankam, und ihm selbst tat es bitter weh, daß er sich gerade von seinem eigenen Vater so weit entfernt fühlte, der ihm natürlicherweise der erreichbarste hätte sein müssen. Er sagte traurig: „Ich kann es dir nicht näher erklären, Vater, was mich treibt, den Weg zu gehen, den ich gehen möchte, gerade dir am wenigsten, so schmerzlich es ist."

Aber Bernhard Karstens erregte sich nicht. Es kam sogar eher und sonderbarerweise eine ungewohnte Weichheit in das strenge Auge, durch die auch ganz leise, aber um so tiefer eine Betrübnis blickte, und da fügte der Junge hastig bittend hinzu: „Trag' es mir nicht nach, Vater."

„Was ist da weiter nachzutragen, Gerd. Die Wahrheit muß der Mensch hören können, und wenn sie noch so bitter schmeckt. Aber du siehst, da liegt noch viel Arbeit für mich, und was wir zwei nun weiter zu überlegen haben, das läuft uns nicht weg. Ich will versuchen, mich dazwischen zu denken, und jedenfalls soll dir nichts im Wege stehen. Von mir aus soll jeder Mensch zur rechten Zeit seine Freiheit haben."

Als Bernhard Karstens jedoch allein war, sah er nicht auf den Stapel Bücher und Schreibwerk, sondern stützte den Kopf schwer in die Hand und ließ seinem Sohn Gerechtigkeit widerfahren. Oder hätte er den Jungen so weit kommen lassen dürfen?! Er war die Kopfhängerei doch längst gewahr geworden, aber er kümmerte sich zu wenig um seine Kinder und überließ in der Hinsicht alles seiner Frau. Das war es. Wenn er auch schuftete vom frühen Morgen bis zum späten Abend, mehr als irgendeiner seiner Arbeiter, und seinen Betrieb auf die größtmöglichste Höhe geschwungen hatte, waren damit rundweg alle Vaterpflichten erfüllt?

Bernhard Karstens verneinte es energisch und verfiel in eine schwere Grübelei. Schließlich stülpte er sich seinen Hut auf den Kopf, ließ alles stehen und liegen und machte einen vielgewohnten Weg querfeldein.

Sein Sohn saß inzwischen in seiner eigenen kleinen Stube und war schon wegen seiner großen Jugend viel hilfloser mit seinem Leid. Er hätte den Vater, von dem er schon so viel rechtliches Handeln gesehen hatte, so gerne glühend geliebt und verehrt, und würde sich doch niemals von dem unerträglichen Stachel befreien können, der ihm tiefer als alles sonst in der Brust saß.

Gerd hielt sich die Augen zu und legte den Kopf auf den Tisch und sah doch qualvoller als je zuvor ein Bild, das in der Erinnerung — es lag schon Jahre zurück — nur immer stärker zu werden schien.

Es war auch in der Arbeitsstube seines Vaters gewesen, und damals wie heute war er mit einem vollen Herzen gekommen, aber man hatte ihn weder gesehen noch gehört. Ganz schüchtern hatte er auch freilich nur geklopft, weil es so still da drinnen gewesen war, und dann hatte er behutsam die Tür geöffnet, um den Vater

Digitized by Google

nicht zu stören, vor dem er einen großen, scheuen Respekt hatte. Bis an den Tod hatte der empfindsame Junge sich erschreckt: Seine Tante Agathe, seine geliebte, vergötterte Tante Agathe — Mutters Schwester — hatte mit dem Rücken gegen das hohe Schreibpult gelehnt, und sein Vater hatte vor ihr gestanden, ganz dicht, mit beiden Händen auf ihren Schultern und mit einem Brand in den Augen, der unauslöschlich in den Jungen hinüberschlug und ihn mit einem Weh und einer Scham erfüllte, daß er am liebsten auch vor sich selbst geflohen wäre. Am ganzen Körper bebend drückte er die Tür wieder ins Schloß und lief planlos aus der Stadt, bis er vollständig erschöpft hinter dem Wall einer Koppel in die Knie sank und sich gegen die Erde drückte.

Nächsten Tages war Tante Agathe abgereist. Und von Stund an war seine Mutter dem Jungen alles.

Das meiste war Johanna Karstens ihren Kindern sowieso von jeher gewesen.

Johanna — sie war eine geborene Iwersen — hatte ihrem Mann drei Kinder geschenkt. Und mit jedem Male war sie — soweit das überhaupt bei ihr noch angängig war — mehr Mutter geworden. Johanna war eine stille Frau, voll Innigkeit und in ihrem ganzen Wesen pures, freudiges Pflichtgefühl. Ihrem Mann gegenüber war sie beinahe demütig. Unaufhörlich stand sie für ihn parat, hatte nie das kleinste zu seiner Behaglichkeit vergessen und füllte ihm mit ihrem schönen Gleichmaß das ganze Haus.

Und doch war und blieb es im Grunde mit den beiden wie mit zwei Uferseiten, durch die ein trennendes Wasser läuft. —

Bernhard hätte noch ganz gut zur rechten Zeit Abstand nehmen können, die Erkenntnis kam ihm früh genug, aber wie das Leben denn ist.

Die Sache lag damals so: Die beiden alten Iwersen und ihre Tochter Johanna machten bei Verwandten eine silberne Hochzeit mit, und Johanna saß mit Bernhard zu Tisch und machte einen ganz ernsthaften Eindruck auf ihn. Vielleicht war es der Gegensatz. Bernhard war ein herkulischer, zufassender Mensch, und Johanna von einer zarten, schüchternen Lieblichkeit. Und vor allen Dingen ging von dem Mädchen eine Wohligkeit aus, die man zuweilen schon bei ganz jungen Mädchen, ja in einzelnen Fällen sogar schon bei Kindern mit Mütterlichkeit bezeichnen möchte. Wie eine feine, weiche, eindringliche Wärme.

Dazu kam, daß Iwersens reich waren. Mehr sogar als diese wenig genaue Bezeichnung. Sie hatten ein Vermögen, das nach Hunderttausenden zählte, und darin würden sich nur einmal ihre beiden Töchter Agathe und Johanna zu teilen haben.

Das war für Bernhard sehr wesentlich. Sein Vater hatte schon seit vielen Jahren mit Geldschwierigkeiten zu kämpfen, und ihm würde es nur dann möglich sein, den väterlichen Betrieb, für den er das lebhafteste Interesse hatte, einmal anzufassen und in frischeren Schwung zu bringen, wenn er dem Eisen einmal gründlich mit Gold beispringen konnte.

Sein stets reinlich gehaltenes Gewissen blieb ganz friedlich bei dieser Erwägung. Ohne eine Beimischung ehrlicher Zuneigung hätte er sich selbst eine Million nicht ins Haus geheiratet, und einen guten Willen, seiner Frau nach bestem Vermögen einen warmen, geschützten Platz zu sichern, hatte er auch.

Und Johanna machte es ihm leicht. Ohne sich dem kraftvoll männlichen Bernhard mit ihrer Jungfräulichkeit irgendwie aufzudrängen, kam sie ihm doch gewissermaßen mit ihrer schmiegsamen Art auf halbem Wege entgegen und hatte schon immer von der Hälfte des Zugedachten beide Hände voll.

Sie war eine über alle Maßen glückliche Braut, die kleine Hanne, und sie wurde mit jedem Tag noch bereiter, den Sinn ihres Lebens einzig in dem Mann zu sehen, der sie hinnehmen wollte, um sich ihr dafür zu eigen zu geben.

Wie sehr das alles mit Scheuheit und mit einer für Bernhard beängstigenden Zartheit, das gewahrte Bernhard erst in ganzem Umfang, als er bei der Veröffentlichung der Verlobung die Schwester seiner Braut, Agathe, kennen lernte.

Agathe hatte sich einer Reisegesellschaft angeschlossen gehabt und war mehrere Monate von Hause fort gewesen. Man hatte dann eigens mit der Feier auf ihre nahe Rückkunft gewartet, und Agathe durfte wirklich nicht dabei fehlen. Wie ein weißer Rabe saß sie zwischen der kleinstädtischen Gesellschaft und erzählte mit einem Temperament und einer Drolligkeit von ihren Erlebnissen und den mancherlei komischen

Digitized by Google

Situationen der Herdenreiserei, daß unter den Zuhörern gern welche mit Verständnis für ernsthaften Humor hätten sein dürfen.

Bernhard saß da, als ob es aus einer unerschöpflichen Quelle mit Frische und Aufmunterung über ihn hinging. Er verfing sich in Agathes Lachen und fiel ihr manchmal in den übermütig wissenden Blick, daß seine künftige Schwägerin sich daran erschreckte und langsam verstummte.

Und doch hatte Bernhard weder Absichtlichkeit gehabt noch hatte er irgendwie zu weit gehen wollen, er war nur ganz einfach wie ein Vogel von Ast zu Ast gesprungen und hatte es sich seinem Herzen nach wohlsein lassen.

Das fühlte Agathe auch, als sie abends noch zu dritt beisammenstanden, bevor sie auseinandergingen, sie, Johanna und Bernhard. Das Brautpaar hing einander an der Hand, und die Schwägerin streichelte der Bräutigam mit einem so guten, warmen und ehrlichen Blick, daß Agathe ihm nach der andern Hand faßte und in ihrer raschen, gleich über das Heck springenden Art sagte: „Wir drei wollen treu zusammenstehen!"

Bernhard drückte auf diesen Ausruf die Hand seiner Schwägerin mit einer Heftigkeit, daß es ihm selbst durch alle Knochen fuhr, und daß ihm Hannes feingliedrige Finger entglitten, weil sich die Rechte jäh gelockert hatte.

Aber dann lachten sie alle drei, und: „Kneifen kannst du!" sagte Agathe zu ihm.

Die beiden Schwestern waren wie Menschen aus einem Fleisch und Blut sein sollten. Immer die eine auf die andere bauend. Immer bereit, füreinander einzutreten. Und niemals zaghaft, die Hand hinzuhalten, wenn es galt, der anderen einen Schlag abzuwehren.

Besonders die echt friesisch gebaute Agathe — sie war um fast sechs Jahre älter als Johanna — hatte von jung auf ihre Hände schützend über die kleinere und zartere Schwester gehalten, und zu Bernhard sagte sie einmal neckend: „Nimm sie nur gut in acht, unsere kleine Hanna. Hier in Husum haben wir immer zu dritt auf sie aufgepaßt."

Der Brautstand der beiden war nur kurz. Bernhard hetzte zuletzt beinahe, als wenn er die Zeit nicht abwarten könnte, und war auf seiner Hochzeit von einer Lustigkeit, die seinem runden, starken Wesen nicht gut anstand.

„Das paßt gar nicht zu dir und auch nicht zu dem heutigen Tag," sagte seine Schwägerin zu ihm, als er nach dem Brauttanz mit ihr tanzte, „du bist doch sonst von ruhigem Maßhalten."

„Das kann man noch genug, Agathe", sagte Bernhard und schwenkte sie herum, daß sie ihn mit Gewalt zum Stehenbleiben zwang und sich an ihren Platz bringen ließ.

Er tat es gleich, als sie es von ihm verlangte und tat es mitten aus allem Übermaß mit einer Ruhe, daß Agathe das peinliche Gefühl hatte, ihn zu Unrecht gemaßregelt zu haben.

Sie wußte nicht, was zwischen ihnen beiden war. So sehr sie sich auch gewehrt hatte und wehrte — vom ersten Tage an lief etwas zwischen ihr und dem Schwager hin und her, das sie nicht dulden wollte und nicht dulden konnte, und das doch mit keinem Wort zu fassen gewesen wäre.

Und so sehr sie Schwester Hanne nach der Hochzeit im Anfang vermißte, war sie doch froh, daß die beiden nun vereint und ganz in Marne waren, denn es war ihr zuweilen wie eine Untreue gegen die Schwester gewesen, wenn sie, ohne daß sie die Augen aufschlug, fühlte, daß Bernhard sie ansah. Als ob sie immer eine Tür für ihn offen stehen hatte und er frei bei ihr aus und eingehen konnte.

Ach, und einmal nachts, das würde Agathe nie vergessen, da war Hanne zu ihr gekommen, hatte ihr zärtlich den Arm um den Hals gelegt und hatte gesagt: „Schläfst du denn nicht, Gathe?"

„Wie kommst du dazu, Hanne?"

„Ich hörte, daß du dich ein paarmal umlegtest."

„Das tut man doch auch im Schlaf zuweilen, kleine Schwester. Aber du hast ja nicht geschlafen, Hanne, und was für eine Glut du hast! Dir ist doch nichts?!"

Da hatte Hanne ihr ihren Kopf fest gegen die Brust gedrückt: „Ich kann nicht schlafen vor lauter Denken an Bernhard. Nun bin ich bald seine Frau und habe ein Verlangen danach, daß ich manchmal meine, ich müßte mich vor euch allen verstecken. Wenn du es doch sehen und fühlen könntest, Gathe, wie groß und schön und hell das ist! Und was für eine süße, leise und

Digitized by Google

wiegende Unruhe im Blut. Als ob man schon ein Kind an der Brust hielte und es trinken spürte."

„Hanne!" rief Agathe aus.

„Ja," sagte Hanne leise, aber nicht zaghaft und sah der älteren Schwester voll ins Auge, „ich habe nie begreifen können, was dabei zu schämen ist. Das ist doch gerade das Heilige, was die Ehe ausmacht."

Agathe war alles Blut erst nach dem Herzen geschossen und dann in den Kopf gestiegen, und dann war sie nochmals zu Hanne gegangen, die sich wieder hingelegt hatte, und hatte sie sorglich zugedeckt, damit sie sich in ihrer Erhitztheit nicht erkälte. Und da Hanne es sich nur still gefallen ließ, ohne noch etwas zu sagen, war sie ihr mehrmals liebkosend über ihr weiches, blondes Haar gefahren und hatte sie dann geküßt.

Sie selbst hatte noch lange wach gelegen, nachdem sie ihre junge Brautschwester längst ruhig und tief atmen hörte, und hatte sich bis in den letzten Winkel geschämt, daß ihre eigenen Gedanken auch bei dem Mann gewesen waren, der ihrer Schwester gehörte. Und als sie gegen Morgen endlich selbst in Schlaf gefallen war, hatte sie einen Traum, der ihr noch Wochen und Wochen nachging, und an dem sie sich nicht schuldlos fühlte. Da hatte sie an Hannes Statt in Bernhards Armen gelegen und hatte in einer Hingabe und in einem Taumel seine Küsse getrunken, daß nichts von einer Bestimmung darin blieb, sondern nur Glut und Glut.

Sie hatte dem Schwager nicht wieder unter die Augen treten mögen, und sie waren sich auch wirklich so viel, als irgend unauffällig angängig, aus dem Wege gegangen.

Nun war das alles vorüber, und jeder ging seinen Weg. —

Den wundersamsten die kleine Hanne, den ehrfürchtigsten und glaubensstärksten, und holte sich an seinem ersten Abschnitt beinahe den Tod.

Gerhard Karstens Eintritt ins Leben war für die Mutter wie für das Kind mit gleich schwerer Gefahr verbunden, aber Hanne klagte in allen Schmerzen nur um das Kind und wollte lieber sterben, als daß ihm ein Leids geschehen sollte. Bis sie ohnmächtig wurde und wie durch ein Wunder noch alles zum Guten ging.

Frau Iwersen und Agathe kamen beide.

Großmutter Iwersen war wie die junge Mutter, weich im Wesen und von sich selbst absehend immer in den Ihren aufgehend. Jetzt litt sie um Hanne, und gar zu gern hätte sie ihren Schwiegersohn schlichtweg gebeten, seine Frau nun in Zukunft recht zu schonen, nur daß sie niemals soviel Courage auf den Haufen gebracht hätte. Zu Agathe jedoch, die von jeher in allen Dingen ihre Vertraute war und die mit ihren achtundzwanzig Jahren ja längst die peinlichen Jahre hinter sich hatte, sagte sie: „Sonst sagen es Männer den Männern wohl mal. Aber du kennst Vater doch. Das hilft nun nicht, Gathe, du mußt es Bernhard mal beibringen."

Agathe wußte sofort, was ihre Mutter meinte. Und sie war in allen natürlichen Dingen selbst so ganz und vollständig natürlich, daß sie sich ohne weiteres über den schwierigen Punkt mit ihrem Schwager ausgesprochen hätte, wenn sie Bernhard nur halberlei für brutal hätte halten können. So beruhigte sie ihre Mutter: „Darin kannst du ohne Sorge sein, Mutter. Bernhard sieht ja selbst, wie es Hanne mitgenommen hat."

„Kind, er ist ein großer, kräftiger Mann. Und du bist nicht verheiratet, Gathe. Vater ist sonst doch auch so gut, aber . . ." Frau Iwersen vollendete den Satz nicht, und Agathe sagte auch weiter nichts mehr.

Aber dann entschlüpfte es ihr doch eines Tages Bernhard gegenüber. Ungewollt. Sie sagte im Laufe eines Gesprächs zu ihm: „Hanne ist eigentlich viel zu zart zum Kinderkriegen."

Bernhard Karstens schlug das Blut hoch, als ob es sich durch die Haut freie Bahn brechen wollte. Und die Worte blieben schwer zwischen den beiden liegen. —

Die kleine Agathe Karstens kam dann erst fünf Jahre später auf die Welt.

Hanne wünschte sich mit Inbrunst, daß es dieses Mal eine Tochter sein möchte, sobald sie das zweite Leben unter ihrem Herzen wußte. Mit so viel Inbrunst, daß es eigentlich gar nicht fehlen konnte. Denn nach außen lenkte Hanne wenig oder gar nichts ab. Ihr Sein und Wesen blieb rund und geschlossen in ihrer engen Häuslichkeit. Sogar in das Haus ihrer Eltern trat sie wie durch eine Pforte.

Dieses Mal kam nur ihre Mutter zur Wochenpflege. Agathe war dem Vater nötig, weil er heftiger als gewöhnlich unter seiner Gicht zu leiden hatte. Und Frau Iwersen wunderte sich, wie gut bei diesem zweitenmal alles ab-

Digitized by Google

gegangen war. Es waren gar keine Bedenken, daß die Mutter ihr Kind selbst nähren konnte, was bei der ersten Geburt unendliche Schwierigkeiten gemacht hatte, weil sich eine Brustentzündung nach der anderen einstellte.

Jetzt lag Hanne ganz frisch da mit ihrer kleinen Agathe, und so überglücklich, daß ihre Mutter sich nicht an ihr satt sehen konnte.

Die alte Frau hörte nicht auf mit ihrem Erzählen, als sie wieder in Husum bei Mann und Tochter war. „Ihr müßtet es bloß sehen, wie unsere Hanne aussieht! Als ob sie sich selbst erst ausgetragen hätte mit dem Kind. Was sie ausgelegt hat! Eine Lust, wie der kleine Kinderkopf an der runden, weißen, vollen Brust liegt."

„Ja," sagte Iwersen — er hieß auch Gerd, aber bei seinem Vornamen pflegte ihn kein Mensch zu nennen — „was habt ihr da nun immer gezappelt, nachdem der Junge da war. Beim dritten wird es nun noch besser gehen! Das hat Art, wenn das Haus voll Jungvolk ist! Je länger die Reihen, desto besser das Gedeihen! Der Futtertrog wächst von selber. Wofür arbeiten wir denn! Ich bin noch vom alten Schlag."

„Ja, Iwersen", sagte seine Frau.

Der Alte lachte. „Hast du dich beklagen können, Mutter?!"

„Nein, gewiß nicht."

„Ich meine auch so. Als die Große da auf der Fahrt unter unser Dach war, wer hat dir da immer die Feuerkieke unter die Füße geschoben?! Donnerwetter, war das ein Winter! Aber der Holzhandel ging gut dabei. Und die paar Eiszapfen, die Gathe in den Haaren hingen, waren ja bald heruntergeschmolzen." Er war aufgestanden und faßte seiner Tochter auf die Schulter: „Hast ja eigentlich ein Junge werden sollen, Mädchen! Aber nachgegeben hast du unsereins nichts. Eine richtige Iwersen bist du, Deern!" Er hob seiner Tochter den Kopf auf — Agathe hantierte eifrig mit der Nadel — „Und nun mal raus mit der Sprache, wie soll es werden mit Fritz Johannsen? Das ist keine schlechte Partie, so nicht und so nicht. Wir könnten unsern Kram zusammenschmeißen, der Alte und ich, und Fritz könnte langsam Jacke und Hose daraus machen. So könnten wir es noch auf den größten Holzhandel von ganz Schleswig-Holstein bringen."

„Ich denke gar nicht an Fritz Johannsen."

„Du denkst gar nicht an Fritz Johannsen? So, aber Johanni bist du aus'm Schneider gekommen."

„Da ist manche, die den Rechten nicht findet", sagte Agathe.

Aber das war dem Alten nun lange nicht recht. „Manche, wieso manche?" polterte er. „Lauter Kruppzeug! Das hat Gerd Iwersen seine Tochter nicht nötig, unter die Jungfern zu gehen! Ich habe deine Nücken mit angesehen und habe mir gesagt, schließlich ist noch keine zu spät gekommen, aber wenn es dann erst an die höchste Zeit kommt, reißt der stärkste Geduldsfaden."

Agathe rührte es nicht. „Dann will ich nur hoffen, Vater, daß deine Geduld immer noch zunimmt", sagte sie in gleicher Ruhe. „Fritz Johannsen ist ganz gewiß ein prächtiger Mensch, aber zu mir paßt er nun mal nicht. Ich habe ihm das schon zweimal ohne Umwege gesagt, und daran sollte ein Mann eigentlich genug haben."

„So?!" rief Iwersen aufgeregt, „auch wenn ich ihm die Stange halte! Wenn er weiß, daß ich ihm die Stange halte?!"

„Auch dann," sagte Agathe und stand auf, „denn was hat das mit meinem inwendigen Menschen zu tun, ob da nun einer einem eine Stange hält oder nicht." Sie hatte ihre Arbeit zusammengenommen, legte Schere und Fingerhut darauf und verließ die Stube.

Hanne Iwersen — ihre jüngste Tochter hieß nach ihr — hatte kein Wort dazwischen gesagt, aber sobald Agathe die Tür hinter sich ins Schloß gezogen hatte, sagte sie leise: „Das nützt dir doch gar nichts, Iwersen. Kennst sie nun schon dreiunddreißig Jahre wie ich, hat sie schon einmal getan, was sie nicht wollte?"

Der Alte hatte sich grimmig ans Fenster gesetzt und kehrte seiner Frau den Rücken.

Hanne kam sachte zu ihm und legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte bittend: „Ich weiß wohl, daß es dir nahe geht, mir ist es ja auch hart, Vater. Manchmal denk' ich, daß ich es bei der Erziehung versehen habe, aber Agathe war mir ja weit über."

Iwersen schlug mit der Faust aufs Fensterbrett.

„Nein sei doch still," besänftigte ihn seine Frau, „so meine ich es doch nicht. Dazu halten wir alle beide ja viel zu viel von unserer Ältesten,

Digitized by Google

sie schlägt aber mehr nach ihrem Vater. Die kleine Hanne Iwersen, die schlägt nach mir."

Und das war nun gerade das Richtige und das Kluge für die beiden Ohren, in die es hineinkam. Und das Gute war es auch, denn Hanne Iwersen meinte es in Ehrlichkeit und Bescheidenheit. Sie dachte mit Stolz an ihre energische, eigenwillige Agathe und mit stiller Wehmut an ihre sanfte, schmiegsame, kleine Hanne, die ihr nun so weit von ihrem treuen Mutterherzen genommen war und selbst schon mitten in der ernsten Pflicht des Lebens stand. Mit der sie sich so gut und gläubig abfand, und vielleicht gar jede Bitterkeit mit für Süße nehmen würde. War ja gewissermaßen geradewegs aufs Dulden zugeschnitten, ihre kleine Hanne. —

Frau Iwersen hatte mancherlei im Leben mitgemacht und wußte es nicht anders. In Wahrheit ging Hanne herum wie in des Herrgotts Kinderstube, und als habe der Höchste selbst ihr versehentlich statt einen Apfel deren zwei zugesteckt und könnte ihr nun leicht einen wieder abnehmen. Sie sorgte und hütete und wachte und ließ die Kinder, die sie geboren hatte, wieder in sich zurückwachsen, indem sie ganz mit ihnen zu Kinder Art wurde.

Ihre Unermüdlichkeit, sich würdig zu machen in jeder Hinsicht, rührte ihren Mann zuweilen aufs tiefste, aber wenn sie sich dann leise und werbend gegen ihn preßte, als sei eine heiße Dankbarkeit in ihr gegen ihn, dann bäumte sich aller guter Wille in ihm wieder gegen sie auf. Bernhard wollte selbst stürmen und drängen und wollte seine Kraft gebrauchen. Er wollte nicht sachte über das wirkliche Leben in die Ewigkeit hinübergelullt sein.

Hanne war ganz erschreckt, wenn er plötzlich rauh aufstand, aber niemals trug sie es ihm nach, sondern sie tröstete sich gleich mit den Kindern.

Ganz früh schon fing sie mit den Kleinen zu sprechen an. Sie hatte das eigentlich schon getan, als sie sie noch unter ihrem Herzen trug. Und mit ihrem Gerd, der sehr aufmerksam in seine Mutter hineinhörte, sprach sie über alle Dinge.

Der Junge saß wegen seines zähen Fleißes in der Schule immer obenan. Und was ihm von den ersten Schuljahren an am meisten zu schaffen machte, das war die Religion. Mit der Beharrlichkeit seiner Gedanken ging er gerade den Dingen nach, die auf Gutgläubigkeit rechneten, und hatte solcherweise natürlich bald ratlos das Schwanzende in der Hand.

„Nicht wahr, Mutter, das wird uns alles nur so dargestellt mit dem Jesuskind, und dem Vater und dem heiligen Geist?"

„Ja, natürlich, mein Junge, damit es euch in Fleisch und Blut übergehen kann. Damit ihr es auf eine handgreifliche Art fassen und halten könnt."

„Nach und nach müssen wir es aber wieder hergeben!"

„Nein, das müßt ihr nicht."

„Doch wohl, Mutter", sagte der kräftig aufschießende Junge zweifelnd und sah seiner Mutter mit einer wunderschönen Offenheit ins Auge. „Mein Verstand lehnt sich dagegen auf."

Alles, was in Hanne war, streckte sich dem Jungen entgegen. Mit beiden Händen nahm sie seinen Kopf, legte ihn sich gegen die Brust, hielt ihn fest an sich gedrückt und sagte voll überzeugender Inwendigkeit: „Der Verstand ist eine Sache ganz für sich, Gerd. Einer hat viel davon, der andere wenig, aber auch die am allermeisten davon haben, sind ihr Lebtag nicht ganz damit ins klare gekommen. Mit unserem Fühlen hat der Verstand gar nichts zu tun. Wir können ihn gern außervor lassen, wenn wir bei uns selbst ins Kämmerlein gehen. Das sagt dir deine Mutter, mein Gerd, mein Junge. Soviel Gott dir davon gab, betrachte ihn als ein Geschenk und nütze ihn draußen im Leben, aber schleife dir kein Messer daraus gegen die eigene Brust, denn es hat schon mancher alles damit in sich tot gemacht."

Gerd hing sich mit Inbrunst in die schönen, klaren Augen seiner Mutter und gab sich Mühe, den rechten Sinn in ihre Worte zu bringen. Hanne sah aber wohl, daß es ihm nicht gelang. Und da flossen ihr die klärenden Worte, während ihr Kind ihr so in den Augen hing, von selbst aus der Seele, wie zwischen die verlangenden Lippen des Säuglings die Milch aus der Mutterbrust fließt. „Komm, gib mir deine beiden Hände," sie nahm sie und faltete sie ineinander, „und ich will dir etwas hineinlegen, das immer darin bleiben wird, so gewiß ich glaube, daß in meinem Jungen ein guter Kern sitzt. Fühlst du es, mein Gerd?"

„Mir ist nur so wohl und so sicher, Mutter."

Digitized by Google

„So wohl und so sicher, ja, mein Kind! Ich legte dir ja lauter Liebe hinein. Du siehst sie nicht, aber du fühlst sie. Dein Verstand kann nichts damit anfangen, aber deine durstige Seele saugt sie auf. Und noch soviel Zeit mag hingehen, immer wird es so bleiben. Du brauchst nur deine Hände zusammenzunehmen und an diese Stunde zu denken, gleich hast du sie wieder voll. Wärmer, als dir dein Blut durch die Adern läuft, wird es ganz über dich hingehen, so wohl und so sicher. So hat uns einmal Gott seine Liebe gegeben. Vor tausenden und tausenden Jahren. Und immer noch fühlen wir sie mit all ihrer Innigkeit, ob wir sie gleich nicht sehen. Denn ob ein Mensch fromm ist, oder ob er der größte Spötter ist, wenn er die Hände ineinandernimmt in seinem tiefsten Weh und seiner größten Hilflosigkeit, dann klammert er sie um seinen letzten und einzigen Halt, von dem er selbst oft längst nichts mehr weiß. — Verstehst du mich, mein Gerd?"

„Mutter!" sagte der Junge und hing sich um seine Mutter fest, daß Hanne der Atem verging, „Mutter, ich habe dich so lieb, daß ich mich nicht zu lassen weiß!"

„Gott sei Dank," sagte Hanne, „dann hast du mich verstanden." —

Mit dem kleinen Mädchen war es ganz anders. Die kleine Gathe war ein Springinsfeld. — Als Hanne ihren Jungen ins Leben trug, war sie schlank und gertig, daß man sicher nur ein zartes Reis erwarten konnte, und doch kam dann der kernige Gerd an. Und als die kleine Agathe um Einlaß ins Leben bat, war sie dem Äußeren nach ganz ein Kind von Hanne, trotzdem die Mutter ihr zweites Kind mit viel mehr Kraft ins Leben trug. Und wie denn die Natur ihr wechselreiches Spiel treibt — der große, kräftige Gerd so ernst und still von Art, und die zierliche, kleine Gathe nichts als Lebendigkeit. Ein Hüpfen und Singen und Springen und Klingen, daß Hanne ihr Kind zuweilen kaum fassen konnte, aber dann plötzlich wieder flog es der Mutter an den Hals, daß der rasche, kleine Lebensschlag Hanne beseligend durch jede Faser ging.

Und köstlich war es, wenn Gerd in seiner Gründlichkeit dem flüchtigen Spiel der Kleinen zusah und ihr, soweit sie es geschehen ließ, die Lücken zu füllen suchte. Denn Gathchen fiel schon nach kürzester Frist in den Kommandoton, um sich hinterher obendrein von dem Bruder hätscheln zu lassen.

Still saß Agathe nur, wenn Gerd ihr Märchen vorlas. Dann huschelte sie sich eng gegen ihn, und wenn ihr Entzücken besonders hell aufloderte, küßte sie ihm feurig und verstohlen die Hand oder auch nur den Rockärmel, um ihn nur ja nicht im Weiterlesen zu stören.

Gerd, der sein Schwesterlein mit seinem warmen, treuen Herzen überschwenglich liebte, empfand aber sehr wohl selbst den flüchtigen Zärtlichkeitsbeweis. Er gab nur kein Zeichen von sich, weil er die Kleine gar zu gut kannte und seine eigene Art hinter die ihre zurückstellte. —

So gingen die Jahre im Karstensschen Hause hin und brachten eigentlich nichts als Gutes. Im Hause war alles bei bester Gesundheit, und auch im Geschäft ein Blühen und Gedeihen, daß von Konkurrenz kaum noch die Rede sein konnte.

Jahrlang hatte Bernhard Karstens mit Christian Petersen zu kämpfen gehabt, dessen Vater schon seinem Vater oft genug zu schaffen gemacht hatte, weil die Petersens nicht immer ganz sauber in den Mitteln waren. Aber seit Bernhard mit seinem Husumer Rückgrat selbst der ärgsten Preisschinderei gelegentlich die Stange hielt, pfiff Christian schließlich auf dem letzten Loch und mußte sich ergeben.

Er kam sogar letzten Endes zu Bernhard Karstens und wollte sich in dessen Dienst stellen. „Wie gesagt, Karstens," schloß er nach einer längeren Rede, während welcher er Bernhard gegenübersaß, „man hat ja Frau und Kinder, und mir steht das Wasser am Hals. Wenn Sie einverstanden sind, bin ich bereit, mit meinen letzten Leuten nur noch für Ihren Betrieb zu arbeiten, wenn Sie mir nur erst mit den paar hundert Mark beispringen wollen."

„Ich will Ihnen auch so helfen, Petersen. Das andere lassen Sie lieber, da kommt hinterher das Bedauern."

Christian Petersen schämte sich. Er wußte ja selbst am besten, wie er es getrieben hatte, und Bernhard Karstens verlor kein Wort darüber. „Nein, nein, ich bin gleich bereit, es schriftlich zu machen", sagte er kleinlaut. „Und mit der Arbeit sollen Sie zufrieden sein."

Bernhard hielt ihm die Hand hin: „Ich will Ihnen trotzdem bis morgen Zeit damit lassen.

Digitized by Google

Abhängigkeit schmeckt schlecht, wenn man schon selbständig war, und wo ich mal der Herr bin, bin ich der Herr. Das überlegen Sie sich erst noch mal mit Ruhe. Und sollten Sie dennoch mit sich einig werden, werden wir mit dem bißchen Schriftlichen schon fertig." —

Bernhard wußte, daß Christian Petersen nicht andern Sinnes werden würde, und so sollte er wenigstens gleich wissen, wie er mit ihm dran war. Denn ihm selbst, Bernhard, kam es hart genug an. Mochte Christians Wille im Anfang noch so gut sein, wie sollte etwas mit einem Schlage mit dem Strich laufen, das jahrelang dagegen gelaufen war! Jahrzehntelang beinahe. Aber das war nun mal so, und was konnten Christians Frau und seine Kinder dafür! Man mußte doch menschlich sein, denn schließlich waren die Leute durch seinen eigenen Aufschwung brotlos geworden. Christian hatte sich eben auf seine Art gewehrt, und hatte es schlecht verstanden. —

Draußen läutete es zum Vesper, aber Bernhard sah heute nicht, wie es sich rührte unter seinen Fenstern. Voller Gedanken ging er in seine Wohnung hinüber, um selbst zu der gewohnten Zeit seinen Kaffee zu trinken.

Hanne stand in der Hoftür und warf Mais unter die Tauben. Und als Bernhard nun aus seinen Gedanken kam und sie in der grellen Sonne auf sich zuschreiten sah, fingen sie beide ein Verwundern auf. Bernhard rechnete, nun nach acht Jahren! — Und Hanne dachte, ob er denn wirklich noch nichts gesehen hat!

Aber es war nicht anders. Hanne hielt wenige Monate später ihr drittes Kind im Arm.

Schwester Agathe umsorgte sie, daß Mutter es auch nicht besser hätte können. Frau Iwersen wurde nun doch schon recht alt und hinfällig, und Wintertag hat sich das sowas mit dem Reisen. In Husum in den Zug und in Michaelisdonn noch mal wieder raus, und dann wieder von der Kälte in die Wärme und umgekehrt, nein, Vater wollte es nicht haben. Dann saß sie schließlich wie er in lauter wollenen Tüchern und konnte sich auch nicht rühren. Und wozu hatten sie Agathe denn! —

Es war wieder ein kleines Mädchen, und sie wollten es nach Bernhards Mutter, die lange tot war, Luise taufen lassen. Sie sagten aber nur Ise. —

Agathe hatte die Kleine eben aus der Wiege genommen und hatte sie Hanne an die Brust gelegt. Sie selbst blieb neben dem Bett sitzen und faßte Windeln mit einer Wollkante ein. Ab und zu sah sie auf Hanne und ihr Kind und zog dann wieder die Nadel durch.

Iseken lag und lag und trank immer noch. Längst schon in wohligem Schlummer schnappte der kleine Mund immer noch wieder zu, als wollte das in Liebe träge, kleine Wesen schlafend weiter ins Leben gleiten.

Endlich stand Agathe auf und nahm ihrer Schwester das Kind einfach von der Brust, ohne auf das Geschrei der Kleinen zu achten, das auch bald verstummte, weil das Kind natürlich längst gesättigt war. „Du behältst das Kind zu lange bei dir, Hanne", sagte sie energisch. „Das muß doch alles seine Zeit haben. Unnütz brauchst du keine Kraft zu verschwenden, und Iseken, wenn sie auch erst nach Tagen zählt, hat mit dem bißchen Ziehen auch schon ihre Pflichten. Sich im Schlaf die Milch in den Mund tropfen lassen darf sie nicht, das hat alles seinen Einfluß."

Hanne war glücklich, daß die Kleine gleich wieder still war. „Du hast recht, Agathe," sagte sie, „und eigentlich sollte ich mich schämen."

Agathe streichelte ihr die jetzt wieder recht durchsichtig gewordene Hand: „Schämen, nein, das ganz gewiß nicht, Hanne. Das ist nicht das richtige Wort."

„Vielleicht doch, Gathe," sagte Hanne, sich anklagend, „ich verliere mich ganz im Nähren."

„Und nachher hast du wieder die böse Brust. Das mahnt am besten."

„Ach, die paar Schmerzen, Gathe. Aber schon um Iseken will ich mich in Zukunft in acht nehmen und mich nicht mehr vergessen. Aber eins muß ich dir mal sagen, Gathe, was ich nie und nimmer verstehen werde: Daß es Mütter gibt, die freiwillig darauf verzichten, ihre Kinder selbst zu nähren. Das läuft ja allem Sinn des Lebens zuwider. Ich muß noch immer an unsere Hobrechten denken, Gathe. Weißt du noch, wenn wir Waschtag hatten und sie zwischendurch ihre Kinder an der Brust hielt? Mitten in dem Gewühl, zwischen den großen Kübeln! Dann habe ich ihr allemal heimlich zugesteckt, was ich nur irgend konnte, und sie sagte dann wohl, der Herrgott würde es mir zum Lohn noch zeigen, was es heiße, ein Kind gegen sich zu

Digitized by Google

drücken. — Wie hat er es mir nun gezeigt, liebe Gathe!"

„Reg' dich nur nicht so auf, Hanne."

„Nein, ich reg' mich nicht auf. Ich muß dir noch mehr sagen, nun bringt der Augenblick es gerade. Etwas ganz Heimliches muß ich dir sagen, Gathe." Hanne erfaßte die Hand ihrer Schwester. „Weil es mich leise bedrücken will, Gathe. — Ich habe zuweilen das Gefühl gehabt, als ob ich es mehr war als Bernhard, ehe die Kinder kamen —"

Agathe hatte den Blick abgewandt von Hanne, aber Hanne zog ihr bittend an der Hand: „Nein, Gathe, du sollst nicht wegsehen, sieh mich nur an, ich will es dir ins Auge sagen — ich bin ihm so dankbar, Gathe! —"

Da machte Agathe sich mit Heftigkeit frei, und wie in jener Nacht, als Hanne noch Braut war, fuhr es ihr heraus: „Hanne, Hanne! Besinne dich doch auf deinen Wert als Frau!"

Aber gerade die ungewohnte Erregung bei der älteren Schwester, die sich von Jahr zu Jahr mehr ausgeglichen hatte, brachte die kleine Hanne mit einem Schlage ganz in Ruhe. Sie legte ihre Hände ineinandergefaltet auf die Bettdecke und sagte: „Ach, meinen Wert als Frau macht doch gerade erst die Mutterschaft aus. Aber sieh dir Bernhard an, wie er arbeitet und schafft, und wie es wird und wächst unter seinen Händen! Kinder, die so einen Vater haben, für die ist gesorgt, die sitzen unter einem festen Dach."

„Und wer hat ihm seine Kinder ins Leben getragen?!" rief Agathe, und aus ihren Augen schlug es noch mehr heraus als aus ihren Worten.

Allein Hanne wurde nur zuversichtlicher. „Du brauchst nicht aufzubegehren, Gathe, dazu kennen wir uns zu gut und von unserm Blut auf an. Einen Menschen muß man doch mal haben, dem man alles sagen kann, wie man es denkt, und ich denke so: Was hat ein Mann von seinem Kind, bis er es sieht! Nur der Frau allein gehört es so lange. Denn von dem kurzen Sinnenrausch wollen wir nun ganz absehen, nach Sekunden soll hier nicht gerechnet werden! Ja, Agathe, ich habe Bernhard seine Kinder ins Leben getragen, ich habe sie ihm ins Leben tragen dürfen! Und wenn ich auf der Welt noch einen großen, unerfüllten Wunsch habe, so ist es der, daß du es auch erfahren dürftest, was es heißt für eine Frau, ein Kind unterm Herzen zu tragen! Dann würdest du mich verstehen, Gathe —"

Agathe hatte sich mit dem Gesicht neben der Schwester ins Kissen gelegt. —

Ungefähr eine Woche später saß Agathe ihrem Schwager in seiner Arbeitsstube gegenüber. Sie trat nur ungern in den kahlen, sehr großen Raum, und sie war auch nur im Laufe der Jahre einige wenige Male mit Bernhard allein darin gewesen. Jetzt legte sie ihm das Wirtschaftsbuch vor. „Ich habe mehr ausgegeben, als ich annehmen konnte und als du vielleicht erwartet hast. Ich muß mich wundern, was da alles zusammenkommt."

Bernhard legte das Buch achtlos beiseite. Auf seinem Gesicht lag ein tiefer, drückender Ernst.

„Agathe," sagte er — er war der einzige aus der Familie, der niemals Agathes Namen kürzte —, „nun sind es vierzehn Jahre her, daß wir alles gehen lassen, wie es geht. Keiner von uns hat je daran gerührt. Es ist überhaupt niemals zwischen uns ausgesprochen worden, und je weniger wir uns selbst mit einem Blick etwas verraten haben, desto deutlicher fühlen wir beide, was für eine Gewalt es über uns Menschen haben kann, was da ungesucht und ungewollt aus dem einen heraus und in den anderen hinein will. Dinge, von denen wir nichts sehen und nichts greifen können, und über die einer ein Gesetz schreiben sollte mit den härtesten Übertretungsstrafen. Oder denkst du dir die Hölle anders als so einen ungelöschten Brand?!"

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

Orakel

Mein Kind, in deinen Zügen will ich forschen,
Sind sie noch wolkenlos und sonnenklar?
Orakel bist du mir in schweren Wochen,
Das Kinderherz ist ja so wunderbar.

Ich mein', du müßtest zaudernd stille halten
Im heit'ren Spiel, das Auge starr und weit,
Wenn fern vielleicht, nach heißem Heldenkampfe,
Der Vater sterbend deinen Namen schreit.

Du bist sein höchstes Erdenglück gewesen,
Dein Wohlergehn war seiner Arbeit Lohn.
Wie rief er dich zum Spiel am Feierabend,
Ich hör' noch jetzt den freudehellen Ton!

Zum Schutz für dich und mich griff er zur Waffe,
Und unser Bild stärkt ihn und stählt den Arm. —
Mein Gott, vielleicht ist er schon längst gefallen,
Und du und ich, wir sind nun bettelarm.

Noch spielst du ahnungslos mit deiner Festung
Und schmetterst fröhlich dein Soldatenlied.
„Sieh, Mutti, hier stehn Vaters Pioniere,
Und dort der Feind. Hei, wie die Bande flieht!"

Cl. v. Peßler.

Die Edelmannsmutter / Skizze von Fritz Skowronnek*)

An der Ostrokoller Landstraße saß eine alte Frau. Sie hatte die Arme bis zum Ellenbogen in die Schürze gewickelt, denn der Oktoberwind ging rauh über die leeren Felder und schüttelte die dürren Äste der Birken und Pappeln. Von Zeit zu Zeit griff sie in den Bastkorb, der neben ihr stand, und nahm aus einer Schnapsflasche einen herzhaften Schluck. Dann nickte sie im Halbschlaf ein paarmal vornüber.

Über das Feld kam eine vom Wind zerzauste Krähe gestrichen, setzte sich unweit der Alten auf einen trockenen Ast, plusterte die Federn auf und krächzte, daß es zum Erbarmen klang.

Das Weib schrak zusammen. Dann griff es nach einem Erdklumpen und warf ihn nach dem Galgenvogel, der mit ärgerlichem Geschrei davonflog.

„Du Nackerstäubchen," schrie die Alte ihm nach, „du kannst schon nicht die Zeit erwarten, bis du mich hinter dem Zaun findst . . . aber du irrst dich . . . ich betrüg' dich! Ich kriech' dazu in die dichteste Schonung."

Sie griff wieder nach der Flasche und nahm einen Schluck. Wie sie sich umwandte, wurde an der nächsten Biegung der Straße ein Mann sichtbar. Hastig barg sie die Flasche im Korb, verdrehte die Augen gen Himmel und stimmte mit ihrer schnapszerfressenen Stimme ein geistliches Bettellied an. Dabei fand sie noch Zeit, den Wanderer zu mustern. Und kaum hatte sie erkannt, daß er einen zerrissenen Rock und obendrein ein Bündel Holz trug, da hörte sie schon mit Singen auf.

Der Mann war näher gekommen; jetzt blieb er vor der Alten stehen und warf seine Last ab.

„Na, du alte Krähe, was krächzst du die Leute an? Meinst wohl, du singst so schön, daß die Menschen stehenbleiben werden, um dir zuzuhören?"

„Nein, du alter Grobian, ich sing' bloß, damit die Leute mir Geld schenken, oder Speck oder Brot, sonst muß ich verhungern."

„Ich mein, du hast vor dem Verdursten mehr Angst; wenigstens sah ich dich vorher einen ganz gehörigen Schluck nehmen."

„Womit soll ich mich denn erwärmen?" erwiderte die Alte rauh und hob den fadenscheinigen Rock, den einzigen, den sie auf dem Leibe hatte, an, daß die klapperdürren Beine zum Vorschein kamen. „Meinst du, daß dieser Plunder warm hält?"

*) Aus dem höchst zeitgemäßen schönen Buche „Du mein Masuren" (Verlag Otto Janke, Preis 1 Mark).

Digitized by Google

Der Mann fluchte mörderlich. Dann fragte er heftig: „Weshalb sitzt du bei solchem Wetter nicht zu Hause hinter dem Ofen?"

„Frag' nicht so dumm! Wenn ich irgendwo zu Haus wär, dann braucht ich nicht nachts im Strohstoggen zu schlafen und den Tag über an der Landstraße zu sitzen."

Der Mann wurde wütend und schrie sie an: „Du bist eine alte Vettel, die nichts kann, wie saufen. . . . Du willst nicht arbeiten, bloß saufen, darum hast du keine Arbeit. Du bist noch nicht so alt, du kannst noch Kartoffeln graben oder in der Wirtschaft helfen, oder Kinder warten. Aber du bettelst lieber und säufst!"

„Weshalb bist du wütend? Was hast du mir zu sagen?"

„Ich bin wütend, ich muß wütend sein, denn ich hab' auch so ein Weibstück gehabt — zwanzig Jahr bin ich mit ihr verheiratet gewesen — die hielt auch nicht aus zu Hause, sie mußte wandern und betteln . . . du bist auch so eine!"

Er spuckte heftig aus und griff nach seinem Bündel. Die Alte erhob sich, half ihm die Last auf die Schultern legen und ging dann neben ihm, als wenn es sich von selbst verstünde. Nach einer Weile begann sie: „Weshalb hast du mich geschimpft? Du hast mir doch nicht mal einen Pfennig geschenkt. Und was kann ich dafür, daß ich wandern muß? Viel lieber möcht' ich hinterm warmen Ofen sitzen. Aber wer nimmt mich auf? Früher, da hatte ich immer Arbeit, ein Jahr, auch anderthalb auf einer Stelle, aber nicht länger, sonst wäre ich Ortsarme geworden. Aber schon seit ein paar Jahren will mich kein Bauer aufnehmen," — sie lachte grell auf — „weil sie alle Angst haben, daß sie die Begräbniskosten für mich zahlen könnten."

Er bog unter der Last den Kopf nach ihr und fragte: „Na und nun, was willst du tun?"

„Was ich tun werde? Betteln und betteln und essen und trinken. Vielleicht greift mich bald der Gendarm, dann komm ich ins rote Haus, da bekomm' ich warmes Essen und eine warme Stube. . . ."

„Du kennst also schon das rote Haus?"

„Na, gewiß kenn' ich es, ich habe schon zwei Winter Garn gesponnen und Netze gestrickt. Wie sie mich das erstemal schon nach vierzehn Tagen rausließen, da ging ich an den ersten besten Laden und riß ein Tuch vom Nagel und lief davon . . . da konnt' ich den ganzen Winter drin bleiben. Im vorigen Herbst hab' ich's auch so gemacht, aber diesmal muß ich mir was anderes ausdenken, sonst gibt's Zuchthaus."

„Du bist nicht dumm, aber jetzt ist's anders geworden." Er sah sie verschmitzt von der Seite an. „Jetzt ist das Prügeln Mode geworden. Da kriegt jeder des Morgens seine Portion, am Tag auch'n paarmal und des Abends wieder."

„Woher weißt du das?"

„Na — sehr einfach — ich bin gestern 'rausgekommen."

Die Alte schüttelte verwundert den Kopf. „Sind das aber schlechte Menschen! Sie wollen wohl nicht, daß die armen Leute zum Winter unterkriechen? Ja, die Menschen sind schlecht!"

Er sah sie lauernd an: „Willst du nun zur Prügelsuppe gehen?"

Sie schüttelte sich. „Ich denk' nicht daran! Da spar' ich lieber, bis ich vier Dittchen zum ganzen Stof Schnaps hab', und dann kriech ich in die dichteste Schonung, und wenn ich das ganze Stof ausgetrunken hab', dann schlaf' ich ein und schlaf' und schlaf' und merk' gar nicht, daß ich nicht mehr aufwache!"

Der Mann warf das Holz ab und schrie sie wütend an: „Schabber nicht, du alte Schnapskruke, du! Hast du gar keine Angst vor der Sünde?"

Sie zuckte mit den Schultern. „Ist denn Schnapstrinken Sünde? Wozu hat der liebe Gott den Schnaps gemacht? Und was kann ich dafür, daß es im Winter kalt ist? Ich mach' doch nicht die Kälte."

„Du hast ein scharfes Maulwerk. . . . Vielleicht wird mir noch leid tun, was ich dir sage: Kannst du kochen?"

„Wenn ich's noch nicht vergessen habe. . . . Gekonnt habe ich's mal. . . ."

„Na, willst du für mich kochen? Ich gehe in den Wald zur Arbeit. Aber du mußt nicht saufen, sonst . . ." Er machte mit der Rechten eine sehr deutliche Bewegung.

„Sonst?" erwiderte sie in herausforderndem Ton. „Das unterfteh' dich lieber nicht, sonst geh ich weiter, denn verheiratet sind wir nicht."

Er brummte nur vor sich hin: „Ich sag' dir nur, es ist besser, wenn du dich bei mir nicht besäufst. Aber nun gib mir mal einen Schluck, wenn du noch was in der Flasche hast."

Sie reichte ihm schweigend die Trostspenderin. Wie er nach einem langen Schluck absetzte, grinste sie vergnügt. Der Kontrakt war geschlossen.

„Du hast es im roten Haus auch nicht verlernt. Warst du lange drin?"

„Vier Wochen."

„Wofür?"

„Ich hab' mir Holz von der Ablage geholt."

„Das ist nicht schlimm."

Nun griff er wieder nach der Last, sie half sie ihm aufhocken. Eine Weile gingen sie schweigend miteinander. Dann fragte sie: „Wie heißt du?"

„Jan Gerlitzki. Und du?"

„Ich bin die alte Mroßkowa. Hast du Kinder?"

„Nein."

„Das ist gut."

„Weshalb fragst du nach Kindern? Du bist wohl nicht verheiratet gewesen?"

„Nein."

Digitized by Google

„Dann hast auch du keine Kinder."

„Weshalb sollte ich keine Kinder haben?"

Jan Gerlitzki grinste. „Natürlich! Weswegen solltest du nicht Kinder haben!"

„Was du alter Kerl dir denkst! Ich bin nicht häßlicher gewesen als andere junge Mädchen. Ja, vielleicht hübscher, denn mir lief jeder Kerl nach, aber ich wollt' sie alle nicht."

„Hätt'st wenigstens einen gewollt, dann wärst verheiratet und brauchst nicht an der Straße zu sitzen."

„Du redst, wie du verstehst! Ich wollte keinen Knecht nehmen, weil ich einen Edelmann hatte."

„So, so, mein Täubchen. Da müßt ich wohl ‚meine Gnädige' zu dir sagen! Was war das für ein Edelmann?"

Die Alte sah ihn wütend an. „Brauchst dein Maul nicht zu reißen. Und wenn du willst, dann brauchst du auch nicht zu glauben. Aber es war wirklich ein Edelmann, ein polnischer . . . Pan Jawolski. . . . Hängegendarm war er oder Anführer von den Sensenmännern . . . die Russen hätten ihn aufgehängt, wenn sie ihn bekommen hätten. Mit einem zerschossenen Arm kam er nachts nach Rostken. Die gnädige Frau vom Gut war seine Halbschwester. Da haben wir ihn in dem kleinen Stübchen hinter der Brennerei versteckt, und ich hab' ihm das Essen getragen und ihn gepflegt. Wir haben ihn alle Herr Kostka nennen müssen, aber wir wußten, daß er der Pan Jawolski war."

Der Alte warf mit einem Ruck die Last von den Schultern.

„Kostka sagst du? Kostka? Derselbe, der nachher als Inspektor in Rostken war?"

„Ja, kennst du ihn? Nicht wahr, ein schöner Mann? Einen langen, schwarzen Bart hatte er, bis auf die Brust, und wen er mit seinen Augen bloß ansah, der mußte sich fürchten. Bloß ich hab' mich nicht gefürchtet . . ."

„Und die Lowisa auch nicht!"

„Die braune Lowisa Soyka? Die braune Lowisa? Ha, ha, ha!" Die Alte lachte, daß es gellte.

„Weshalb lachst du, du altes Weibstück, du, du . . ."

„Soll ich nicht lachen? Die Lowisa, die kam nach mir, als ich weg mußte . . . Aber ich werde dir sagen, weshalb du wütend bist: Die Lowisa Soyka, die hast du nachher geheiratet."

„Ich hab's nicht gewußt."

Gerlitzki buckelte sich sein Bündel wieder auf. Schweigend gingen sie wieder ein paar hundert Schritt nebeneinander. Dann fing er an:

„Und du, weshalb mußtest du weg?"

Sie lachte: „Weil ich einen kleinen Edelmann hatte. . . . Solche schwarzen, krausen Haar' hatte er, und solche Augen, genau wie sein Vater. Alles hat er bezahlt: den Kranz und die Schmerzen und alles bis zum vierten Jahr. Und dann haben sie ihn mir weggenommen. Die gnädigste Frau hat ihn selbst geholt und aufs Gut gebracht. Aber ich durft' nicht mehr hinkommen."

„Na, was hast du nun davon?"

Sie schwieg. Nach einer Weile sagte sie mit leiser Stimme:

„Er soll ein großer, schöner Mensch sein. Soldat ist er jetzt . . . in Berlin bei der Garde. . . . Unteroffizier ist er, vielleicht ist er schon Feldwebel."

Jan Gerlitzki fuhr auf: „Na, zum Teufel, dann mußt du mit dem Korb an der Straße sitzen? Weshalb läßt du ihm nicht schreiben?"

„Wer sollt mir schreiben? Hab' ich Geld, daß ich dafür bezahlen kann?"

„Geh doch zu der gnädigen Frau nach Rostken."

„Die ist schon lange tot."

„Und der Jawolski?"

„Wer weiß, wo der ist!"

Sie waren am Dorfe angelangt. An einer der ersten Katen warf Gerlitzki sein Bündel ab. Wie er sich zur Tür wandte, wollte die Alte weitergehen. Er faßte sie unsanft an den Arm.

„Du hast mir wohl die Nas' vollgelogen. Du hast keinen Jungen bei der Garde. Aber ich werd' schreiben lassen, damit ich weiß, ob du gelogen hast."

Das Weib drehte sich um: „Jetzt lügst du! Wer wird dir schreiben?"

„Die Frau Försterin! Ich geh' gleich hin, du kannst mitkommen . . . vielleicht willst du nicht . . . Aber ich geh'."

„Wenn du gehst, geh' ich auch. Jetzt bleib' ich bei dir."

* * *

Sie hatten die Frau Försterin nicht zu Hause getroffen. Nun wirtschaftete die alte Mrotzkowa schon acht Tage dem Jan Gerlitzki. Zweimal hatte sie während dieser Zeit Prügel bekommen, weil sie, statt ihm Essen zu kochen, sich betrunken hatte. Aber sie blieb. Am Sonntag sollten sie früh zur Frau Försterin kommen. Jan Gerlitzki hatte sein Rasiermesser auf dem Leibriemen geschärft und ging gegen die vierzehn Tage alten Bartstoppeln so energisch vor, daß er sich das Gesicht mit Schwammstückchen bekleben mußte. Dann schmierte er die langen Stiefel mit Tran, daß sie glänzten, band sich ein schwarzes Tuch um den Hals und zog sich den langen, grauen Wandrock an: Die Sonntagstoilette war beendet. Kopfschüttelnd sah er die Alte an. Darauf zog er den mächtigen Schlüssel hervor, den er am ledernen Band stets um den Hals trug, bog sich nieder und schloß die Truhe auf. Neugierig sah die Alte hinein, wie er einen gestreiften Rock und ein graues Umschlagetuch heraushob und ihr zureichte. Jetzt empfand auch sie das Bedürfnis, sich zu putzen. Sie warf das schmutzige Kopftuch

Digitized by Google

ab, salbte die grauen Haarsträhnen mit Fett und zog sich einen Scheitel.

In düsterem Schweigen wanderte das Paar zur Försterei. Es war ein klarer, stiller Wintermorgen. Auf den Fichten lag ein wenig Rauhreif. Als sie an einer mannshohen Tannenschonung vorbeikamen, die so dicht verwachsen war, daß ein Mensch kaum hineinkriechen konnte, nahm Gerlitzki die kurze Stummelpfeife aus dem Mund und zeigte mit dem Daumen nach dem Dickicht.

„Das wäre so 'ne Schonung für dich, wenn du mit einem Stof Schnaps schlafen gehen willst."

„Du kannst recht haben."

Eine Viertelstunde später standen sie vor der kleinen, rundlichen Försterstrau, die mit ihren hellen Augen lustig das sonderbare Paar anblitzte.

„Na, Gerlitzki, was hast du auf dem Herzen? Soll ich für euch die Trauung bestellen?"

Der Alte stieß seine Begleiterin an.

„Du, red'!"

Sie gab mit dem Ellenbogen den Stoß zurück.

„Ich will doch nicht schreiben lassen, sondern du."

„Was wollt ihr denn schreiben lassen?"

„Frau Wohltäterin, ich möcht' bitten, nehmen Sie nicht übel, die Alte habe ich gestern vor acht Tagen an der Ostrokoller Landstraße aufgegabelt."

„Na, und nun willst du sie heiraten." Gerlitzki kratzte sich den Kopf.

„Nehmen Sie nicht übel, Frau Wohltäterin, das möchte wohl die Kosten nicht mehr lohnen. Und wozu sollten wir alten Leute uns noch Kosten machen?"

Die Försterin lachte.

„Du siehst die Sache von deinem Gesichtspunkt an. — Aber die Trauung vor dem Standesbeamten kostet nichts."

Gerlitzki drehte verlegen die Mütze in den Händen hin und her. Endlich fand er den Mut zur Entgegnung:

„Frau Wohltäterin, entschuldigen Sie, zur Güte, wenn ich meine: ich habe mich einmal verheiratet, sogar vor dem Herrn Pfarrer in der Kirche, nicht bloß vor dem Pan Amtsvorsteher, das war damals noch nicht nötig, und wie ist mir gegangen? Die Lowisa hat getrunken, und wenn ich ihr das Leder versohlt habe, dann ist sie weggelaufen und hat sich rumgetrieben und gebettelt. Die Alte hat bis jetzt sich auch rumgetrieben und getrunken, und sie trinkt auch noch. Aber sie läuft nicht weg, wenn sie Prügel kriegt. Dann ist doch besser, wenn . . ."

Er konnte den Satz nicht beenden, denn die Försterstrau fiel ihm ins Wort:

„Nun möchte ich aber wirklich wissen, was ich für euch schreiben soll."

„Ich bitte sehr, Frau Wohltäterin, die Mrotzkowa war am vorigen Sonnabend, wie ich sie zu mir nahm, ein bißchen stark . . ." er fuhr sich mit dem Zeigefinger der linken Hand einigemal über die Stirn . . . „und da hat sie mir erzählt, sie hat in Berlin — in Berlin, Frau Wohltäterin! — einen Sohn als Soldat, bei der Garde, liebe Frau Försterin! Und es soll ja sogar ein junger Edelmann sein, von dem Pan Zawolski. Vielleicht haben Sie ihn auch gekannt? Er war Inspektor in Rostken, aber er nannte sich bloß Kostka. . . . Nun möcht ich bloß fragen, Frau Wohltäterin, hat die Alte nötig, an der Straße zu sitzen und zu frieren? Sie hat ja nichts auf dem Leibe gehabt wie den alten Plunder."

Er bog sich zu seiner Begleiterin nieder und hob den buntgestreiften Rock an. „Diesen Rock hab' ich ihr heut' gegeben, damit sie doch ein bißchen anständiger aussieht, wenn wir zur Frau Wohltäterin gehen. Auch das große Umschlagetuch ist noch von meiner Lowisa."

„Aha, nun merke ich, was ihr wollt. Ich soll an den Sohn schreiben. Nun sagt mir mal die Adresse und was sonst noch nötig ist."

Gerlitzki stieß die Alte an, die mit einem Gesicht dagestanden hatte, als wäre sie in der Kirche und hörte den Pfarrer predigen.

Jetzt schrak sie zusammen und begann kläglich: „Was soll ich sagen? Ich weiß doch nicht . . ."

„Hab ich nicht gesagt, Frau Försterin? Hab' ich nicht gleich gesagt: sie lügt! Sie hat keinen Sohn; ja! vielleicht hat sie einen Jungen gehabt, aber nicht von einem Edelmann!"

Mit wachsendem Erstaunen hatte die kleine, runde Försterstrau diese Szene beobachtet. Jetzt machte sie die Stubentür breit auf, nahm den Alten am Ärmel, drehte ihn und schob ihn hinaus.

Als sie sich umwandte, griff die Mrotzkowa nach ihrer Hand, um sie zu küssen. Nur mit Mühe konnte sie sich der stürmischen Dankbarkeit erwehren. Dann wies sie auf den Stuhl neben der Tür.

„So, nun setz' dich mal hin und gib mir kurze Antwort auf meine Fragen. Kein Geschwätz, das lieb' ich nicht. Also: hast du ein Kind?"

„Ja, Frau Wohltäterin."

„Auf welchen Namen ist es getauft?"

„Wie soll ich wissen? Vielleicht Zawolski, vielleicht Kostka."

„Womöglich ist es auf deinen Vatersnamen eingetragen?"

„Kann auch sein, meine goldne, gute Frau Försterin."

„Dann würde er also Mrotzek heißen."

„Ludjich Mrotzek, Frau Wohltäterin."

„Wer hat dir gesagt, daß er Soldat bei der Garde ist?"

„Die Leute in Rostken haben mir's erzählt."

„Weiter nichts?"

„Was sollen die Leute erzählen, wenn sie nichts mehr wissen. Er soll ja noch geschrieben

Digitized by Google

haben, wie er Unteroffizier geworden ist. Aber nachher ist die Frau vom Gut gestorben, und an wen sollt' er denn schreiben?"

„Willst du an ihn die gesetzlichen Ansprüche auf Unterhalt stellen?"

„Frau Wohlfäterin, ich hab' ja gar nichts gewollt, aber der Gerlitzki hat nicht Ruhe gelassen."

„Was geht das den an?"

„Ja, liebe, gute Frau Försterin, ich möchte sagen, er ärgert sich . . ."

„Worüber denn?"

„Denn die Lowisa Sopka, was seine Frau war, die war nach mir Stubenmädchen in Rostken. Und sie hat keinen Jungen gehabt . . ."

Nun wurde die Försterin böse.

„Du bist eine alte, verrückte Person! Aber du kannst recht haben, denn der Gerlitzki ist noch verrückter als du! Der ärgert sich wahrhaftig noch jetzt darüber, daß seine Frau ihm keinen jungen Edelmann in die Ehe gebracht hat. Na, nun geh' mal nach der Küche und wark' ein Weilchen. Ich werde nach Berlin schreiben." (Schluß folgt.)

*

Spätherbst

Der Abend kauert grau im Straßengraben,
Bläst in das welke, gelbe Laub und lacht.
Der roten Sonne letzte Strahlen haben
Auf trüben Wolken kalte Glut entfacht.

Herbstfeuer lodern auf verlass'nem Land
Wie Flammenaugen in den Nebelschwaden;
Zeitlosen säumen blaß den Wiesenrand.
Am Horizont glänzt matt ein heller Faden,

Die fernen Lichter einer großen Stadt.
Traumlos und kalt naht nun die lange Nacht,
Und eine Sehnsucht, die nicht Worte hat,
Weint durch das Dunkel hin, und wacht und wacht . . .

Friedrich Karl Kobbe.

*

Die schlafenden Kompagnien / Von Hellmuth Unger

Der dritte Tag schon im Schützengraben. Ohne Nahrung, ohne einen lindernden Trunk. Im Tornister unangetastet die eiserne Portion, in der Feldflasche ein bis zum letzten aufgesparter Rest Wasser.

Und noch immer nicht das Signal zum Avancieren?

Hundert Meter entfernt, am Waldesrande entlang feindliche Infanterie.

Dann und wann pfeift ein rollender Schuß über den Abhang, sirrt eine Kugel über den Grabenrand. Die Blicke nach vorn, die Hand am Abzug, in gebückter Stellung. Warten — warten — warten.

Furchtbar ist das.

Dumpfes Brummen der Feldgeschütze.

Die Schlacht ist immer noch im Gange.

Maschinengewehrtrommeln auf der rechten Flanke, die sich an den Fluß lehnt.

Still wieder.

Nur das Heulen der Granaten, Pfeifen der Schrapnells.

Ist der Feind denn immer noch nicht sturmreif?

Stumm lauern die drei Kompagnien, die hier den Feind aufhalten sollen. Aber er macht gar keinen Versuch, vorzudringen.

Hinter dem Flusse heben sich die Umrisse eines brennenden Dorfes ab, aus dem Kirchturm flattert eine schwarze Rauchfahne.

Verflatterndes Stimmengeschrei.

Man ist so abgestumpft. Ja, man lauscht auf, wenn die Haubitzen einige Minuten Feuerpause machen.

Der Winterabend wächst aus dem Walde heraus. Die zerrissene Linie des französischen Schützengrabens gleitet in die Dämmerung hinein. Nebel ballen sich vor ihm wie eine Mauer auf.

Vorsichtig richtet sich der Leutnant empor und stellt sein Zeißglas ein.

Nichts.

Plötzlich schrickt er zusammen.

Hinter ihm taucht eine Gestalt auf.

„Was ist?"

„Die Kompagnien sollen bereit sein. Es geht zum Sturm."

„Danke! Wann?"

„Es wird geblasen!"

„Befehl weitergeben."

Digitized by Google

Von Mund zu Mund steigt er.

Gürtel werden fester geschnallt.

Endlich.

„Bajonette aufpflanzen!"

„Weitersagen."

Die Stimmen schwirren.

„Befehl durch."

„Danke."

Die Kompagnien sind bereit.

Eine halbe Stunde vergeht noch in unerträglichem Warten.

In die Nacht hinein bummern die Kanonen.

Wagengerassel. Der Feuerschein flußher wird greller. Getrappel einer Eskadron. Woher? Wohin?

Vom Feinde nichts zu hören. Ob er sich zurückgezogen hat?

Da!

Klar. Scharf. Hell.

Das Signal zum Avancieren.

Sprungauf! Wie Schatten springen die Grenadiere auf. Eine dunkle Kette. Schemenhaft. Ein Offizierdegen sticht in die Luft. Geschrei schwillt auf und an, durch das ganze Tal wallt es.

Die Geschütze verstummen.

Und nun voran. Fühlung. Das Bajonett vor, die Fäuste um Lauf und Kolben gekrallt.

Voran. Voran. Voran.

Signale. Hurras.

Wie das mitreißt!

Zwei, drei Sprünge. Bajonette blitzen. Still der Feind.

Zehn Sprünge.

Ein Gewehr geht los.

Ein gräßlicher Auftakt.

Da blitzt es vom Walde her. Hier. Dort. Hinter den Büschen.

Verdammt!

Wie eine Sichel einen Schwaden Gras einholt, geht ein Mähen durch die Reihen.

Hurras. Ein Aufschrei. Stolpern. Straucheln. Ein dumpfer Fall, wie ein Stein in weichen Rasen schlägt.

Weiter.

Der Leutnant wendet sich um.

„Wo sind . . .?"

Da beißt sich eine Kugel in seinem Nacken. Der Degen fällt, und seine Hände greifen nach dem Kopfe.

Trompetensignale flackern weiter durchs Tal.

Regimenter dringen von der Seite heran.

Die Maschinengewehre trommeln immer noch.

Auf dem Abhange ist's still geworden.

Ein Ächzen. Ein zuckender Arm. Ein Körper im Todeskampf.

Neues Schüttern. Neue Hurras.

Übermächtiger Anprall.

Die Franzosen müssen aus ihren Verstecken heraus. Im Walde loht der Kampf weiter. Mann gegen Mann.

Ein verwundeter Turko richtet sich empor.

Wo sind sie denn?

Hinter ihm sind deutsche Soldaten.

Also geschlagen.

Der Lauf eines Maschinengewehres steht steil empor. Ein Gewehr steckt tief im Boden.

Langsam kriecht der Turko auf allen Vieren vor.

Immer noch kein Feind?

Sind sie denn alle über sie hinweggebraust?

Da. Er zuckt zusammen.

Auf halber Höhe liegen sie. Eine lange Reihe, wie eine Kette, die den Wald umschließen wollte.

Preußische Grenadiere.

Schlafende Kompagnien.

Er wagt sich nicht näher heran.

Das Geschrei ist übermächtig. Im Walde kracht's und splittert's.

Und hier diese Stille.

Vor ihm regt es sich.

Er bleibt liegen. Wartet.

Immer noch kein Ende?

Ob sie ihn gefangen nehmen?

Nein, die hier sind stumm. Hier wird keine Hand nach ihm greifen.

Also langsam zurück.

Aus der Ferne klingt ein neues Signal, in langgezogenen Tönen.

Eine Gestalt richtet sich vor ihm auf.

Ein preußischer Offizier!

„Sieg!" schreit er.

Sieg, sagt das Signal.

Sieg!

Keiner der schlafenden Grenadiere hört es mehr.

Er bricht zusammen.

Seine Hände umfassen den Degen. Lassen ihn im Tode nicht mehr los. . . .

Inhalt des Heftes 20: Aus dem Leben eines preußischen Volksschullehrers. Von E. R. Gregorovius. — Gerd. Roman von Minna von Heide. — **Beiblatt:** Orakel. Gedicht von C. L. von Peßler. — Die Edelmannsmutter. Skizze von Fritz Skowronnek. — Spätherbst. Gedicht von Friedrich Karl Koppe. — Die schlafenden Kompagnien. Von Hellmuth Unger.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Janke's Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin; Verlag v. Otto Janke. Ausgegeben am 6. Februar 1915. — Druck von A. Gehdel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek

1915 Heft 21

Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Aus dem Leben eines preußischen Volksschullehrers

Von R. E. Gregorovius

2. Fortsetzung.

Die Geschichte sprach sich natürlich in dem Dörfchen mit Tagesanbruch herum. Von allen Seiten kamen die Tagelöhner ins Schulhaus, um sich die Spuren des nächtlichen Überfalles anzusehen. Manches einfache, teilnehmende Wort wurde dem jungen Paare zuteil. Bald kam auch der Inspektor, ging in die einzelnen Tagelöhnerwohnungen, fragte und forschte nach diesem und jenem, fand aber schon nach einigen Stunden, daß nichts Verdächtiges zu finden war. Gegen Mittag erschien auch zu Pferde der Graf, dem der Inspektor durch einen Boten von dem nächtlichen Ereignis Kenntnis gegeben hatte. Ihm war es sicher, daß aus den benachbarten Ansiedelungen der Verbrecher gekommen sein mußte. Noch an demselben Tage ritten Gendarmen in Kleinfeld ein, suchten und fragten umher, fanden nichts und ritten wieder fort, um in den Nachbardörfern nach dem Räuber zu forschen. Sie fanden aber keine Spur, die Aufklärung für den nächtlichen Angriff hätte bringen können. So kam denn die traurige Geschichte bald aus dem Gedächtnis der Menschen, und nachdem sie tagelang das Gespräch in Kleinfeld gebildet hatte, verstummte die Erzählung über sie bald völlig, und die ganze Geschichte geriet bald auch in Kleinfeld in Vergessenheit.

Die beiden aber, die sie zunächst anging, vergaßen sie nicht. Ihnen war der Friede ihres Häuschens genommen, und der Winter kam, ohne daß die alte Ruhe und Sicherheit bei ihnen wieder eingekehrt wäre. Der Graf hatte sein Wort gehalten und die Schulstube und die Wohnung gründlich ausbessern und verschönen lassen, aber die alte, traute Häuslichkeit war verschwunden. Sie sehnten sich fort von der Stätte ihres ehemaligen Glückes und sprachen oft davon, ihren Wirkungskreis mit einem anderen vertauschen zu können.

Der Winter war frühzeitig gekommen und hatte Schnee und Eis gebracht, er stieg über die Zäune und drang in die Häuser ein. Gegen seine Kälte konnte sich der schützen, der Holz und Kohlen in seinem Hause hatte; er hatte aber diesmal einen Gefährten mitgebracht, einen bösen Gesellen, gegen den man sich nicht schützen konnte. In Kleinfeld brach eine ansteckende Krankheit aus. Wer den Keim zu ihr in diesen weltentlegenen Winkel gebracht hatte, war nicht zu erklären. Es war jedenfalls ein typhöses Fieber mit schweren, stürmischen Erscheinungen, das schon zwei Opfer aus dem kleinen Orte gefordert hatte. Die Krankheit ergriff auch den Inspektor, der sich lange genug gegen sie gesträubt hatte. Er mußte schließlich ins Bett, und der Arzt, der aus dem nächsten Städtchen geholt wurde, schüttelte nach einigen Tagen ernstlich mit dem Kopf, und als acht Tage seit dem Ausbruch der Krankheit verflossen waren, eröffnete er dem Leidenden, daß er gut tun würde, sich auf sein Ende vorzubereiten. Der war bei voller Besinnung, wenn auch das Fieber die Zerstörung seines Leibes bereits begonnen hatte, und wollte nichts von seinem nahen Ende wissen. Er hoffte von einem Aufenthalt in einem Krankenhause Genesung, doch hielt ihn der Arzt nicht mehr für transport-

Digitized by Google

fähig, jedenfalls riet er von der weiten Reise bis zur nächsten größeren Stadt, wo sich ein gutes Krankenhaus befand, ab.

Es war ein bitterkalter Tag, als ein Knecht vom Gutshause den jungen Lehrer zum Inspektor rief. Der folgte sofort und kehrte nach einer Stunde tieferschüttert von dem schweren Krankenlager zurück.

„Weißt du auch," sagte er zu seinem Weibe, „wer den Schuß in jener Schreckensnacht getan hat, der uns den Frieden unseres Hauses genommen? Du wirst es nicht glauben! Der Inspektor, mit dem es zu Ende zu gehen scheint, hat es getan. Er hat mir soeben unter Tränen die Tat eingestanden und mich um Verzeihung gebeten, bevor er vor seinem himmlischen Richter erscheint."

Sie war vor Schreck auf den Stuhl gesunken. „Ich kann es nicht glauben", sagte sie. „Was hast du, was hab' ich ihm getan, daß er uns nach dem Leben trachtete?"

„Er wollte uns auch nicht töten, nur schrecken, damit wir den Ort verließen, der ihm durch unsere Anwesenheit verhaßt geworden war. Ich hab' ihm von Herzen verziehen, auch in deinem Namen," fuhr er fort, „jetzt ist er ein Bild des Jammers, und, wenn ich seine Hilflosigkeit sehe und die mangelhafte Pflege, die ihm von den Hofdirnen zuteil wird, dann ergreift mich Mitleid mit ihm, und ich vergebe ihm doppelt gern sein Unrecht."

„Komm, lieber Mann," sagte sie, „jetzt muß ich es tun, was ich längst hätte tun sollen, komm, ich will nach ihm sehen, und, wenn ich ihm sein Leiden etwas erleichtern kann, dann will ich's gern tun."

Sie machten sich beide auch gleich auf den Weg.

Den Kranken fanden sie in einem Zimmer, dessen Fenster trotz der ausdrücklichen Anordnung des Arztes fest verschlossen waren. Eine dicke, schweißige Krankenluft herrschte in ihm. Ordentlich sah es in ihm nicht aus, jedenfalls nicht sauber. In schlecht gemachtem Bette ruhte der Kranke, der beide Hände der jungen Frau lautlos entgegenstreckte, als sie an sein Bett trat. Sie sprach kein Wort, zog aber einen Stuhl heran und lächelte ihm mit ihrem sonnigen Lächeln freundlich zu, dann wischte sie dem Kranken den Schweiß von der Stirn, rückte die Kissen seines Lagers zurecht und gab ihm, der über Durst klagte, zu trinken. Dann öffnete sie die Fenster. Als er einzuschlummern schien, ging sie leise mit ihrem Mann zur Tür hinaus.

„Liebster Richard," sagte sie, „heute mußt du allein zurückkehren, und vorläufig auch allein bleiben. Ich bleibe hier. Solange, als ich dem Kranken helfen kann, will ich es tun. Ich komme dann schon morgen nach dir sehen und will dann auch meinen Haushalt nach Möglichkeit besorgen."

Ihm war das nicht recht. „Liebste, denke daran, daß er an einer ansteckenden Krankheit leidet. Wie soll ich es verantworten, das Liebste, das ich habe, in seiner gefährlichen Nähe zu lassen!"

Sie legte ihm beide Hände auf die Schultern, sah ihm mit ihren lieben Augen ins Gesicht und sagte „‚Tuet wohl denen, die euch hassen.' Nicht wahr, lieber Mann, das haben wir beide doch oft als Kinder hersagen müssen. Jetzt wollen wir auch danach handeln."

So blieb sie bei ihm.

Aber der Tod ließ noch länger auf sich warten, als der Arzt angenommen hatte. Es verging noch eine Woche, bis der müde gewordene Mann seine Augen für immer schloß. Die letzten Tage und Nächte war die Frau des Lehrers nicht von seinem Bette gewichen, und ihr Mann hatte trotz ihrer wiederholten Bitten, sie allein zu lassen, die Pflege des Kranken mit ihr geteilt. Sobald der Unterricht zu Ende war, saß er an dem Bette des Leidenden. Die Nacht wachten sie miteinander abwechselnd. Ihre Beköstigung besorgten die Hofmädchen. Kein Labetrunk, den der vom Fieber verzehrte Mann nicht aus ihrer Hand empfangen, kein Bissen, den nicht sie ihm zum Munde geführt hätte! Oft wollte er reden und sie um Verzeihung bitten, dann legte sie ihm die Hand auf den Mund: „Still, still, lieber Herr, jetzt ist ja alles gut, alles, und bald wird alles noch viel besser werden." Die stille, geräuschlose Art, mit der sie ihn pflegte, der sanfte Ton ihrer freundlichen Stimme, die die Fieberphantasien des Gequälten linderten und zu verscheuchen schienen, taten dem sterbenden Manne unendlich wohl.

Mit einem heißen Dank für all ihre Güte ist er verschieden.

Ach, sie sollte ihm bald folgen!

Digitized by Google

Schon einige Tage nach dem Begräbnis des Inspektors legte sie sich auf ihrem ärmlichen Lager nieder, das sie nicht wieder verlassen sollte. Was Menschen tun konnten, das geschah. Der Arzt kam auf Anordnung des Grafen täglich, der Graf schickte Wein über Wein ins Krankenhaus, auch die Pfarrfrau kam Tag für Tag mit einer ihrer Töchter durch Schnee und Eis hindurch ins Haus, um zu helfen, wo doch niemand mehr helfen konnte. Rührend war die Liebe der armen Tagelöhner und ihrer Frauen, rührend auch die Liebe der Schulkinder. Zwar die Schule hatte der Pastor geschlossen, aber trotzdem kamen sie täglich, um von ihrem Lehrer zu hören, wie es mit der guten Frau Lehrerin ging. Aber alle Liebe half nichts! Der Tod ging unbekümmert um soviel Jugend, Schönheit und Güte seinen unerbittlichen Gang.

Der Lehrer wich nicht eine Minute vom Lager seines Weibes. Was ihm zum Essen gereicht wurde, das nahm er am Krankenbett ein. Oft genug überfiel ihn die Müdigkeit, und er schlummerte auf Augenblicke ein, bis ihn ein Seufzer oder ein Ruf der Kranken wach machte.

In der Nacht vor dem Christabend war er eingeschlafen, als sie ihn weckte. Ihr Atem ging schwer, dicke Schweißtropfen bedeckten ihre Stirn, und ihre Augen leuchteten in einem unheimlichen Glanze: „Liebster Mann," lispelte sie, „ich muß nun von dir gehen und dich allein lassen. Wie gerne wär' ich bei dir geblieben ... Ach, wie schön war das Leben an deiner Seite, du Liebster ... Habe Dank, Geliebter, für alle deine Liebe und Treue."

Ihn hatten die langen Krankennächte erschöpft, und die Angst um ihr ihm so teures Leben benahm ihm die Ruhe. Verzweifelt rang er die Hände und rief unter Tränen: „Du sollst sterben? Du! Ist das des Schöpfers Dank für die Liebe, die du unserem Feinde erwiesen hast? Oh", rief er, von Schmerzen zerrissen, „hätte ich dich doch nie zu dem Manne gehen lassen, der dir jetzt den Tod bringt!"

Sie winkte ihm mit der Hand, sein Ohr näher an ihren Mund zu legen und sprach mit erlöschender Stimme: „Liebet eure Feinde! Segnet, die euch fluchen, tut wohl denen, die euch hassen, bittet ..."

Da erlosch ihre Stimme, und mit ihr auch ihr holdseliges Leben.

Mit einem wilden Schrei schloß er die Tote in seine Arme.

Bei ihrem Begräbnisse waren alle die Menschen, die sie liebgewonnen hatten, zugegen: Der Graf und seine Töchter, der Pastor mit seiner Frau und seinen Töchtern, und all die Tagelöhner von Kleinfeld mit ihren Frauen und ihren Kindern, und von Gram verzehrt, in sich gesunken, ihr gebrochener Mann.

„Sie ist eingegangen zur Herrlichkeit", das waren die Worte, mit denen der alte Geistliche seine Grabrede schloß.

Ja, du bist eingegangen zur Herrlichkeit!

Den schlichten Hügel, der sich über deinem Grabe wölbt, wird der Sand bald verwehen. Wer wird nach Jahren noch deinen Namen kennen, wer wird dich überhaupt noch kennen, wenn auch der Mensch, den du so sehr geliebt hast, dein Mann, nicht mehr auf Erden weilen wird?

Ach, niemand!

Aber doch bist du eingegangen zur Herrlichkeit!

Zum zweiten Gebot:
Wir sollen Gottes Namen in allen Nöten anrufen.

Zu seinem älteren Amtsgenossen, dem Lehrer Bender, der seit vielen Jahren als alleiniger Lehrer die Landschule in Kobstein leitete, kam der junge Lehrer Fritz Trange aus dem Nachbardorfe zum Besuch, um sich, wie er das schon oft getan hatte, bei dem erfahrenen Kollegen Rat zu holen.

„Ich komme", sagte er zu ihm, nachdem er Platz genommen hatte, wieder einmal nicht durch. Mein Grundsatz ist doch, wie Sie, Herr Kollege, wissen, nur die Wahrheit zu lehren ..."

„Ja, schon recht", unterbrach ihn der Ältere; „aber das halten wir doch stets fest, was ich Ihnen so oft gesagt habe: Wir sollen uns zwar hüten, etwas Unwahres zu lehren, aber ebenso sollen wir uns hüten, alles lehren zu wollen, was wahr ist. Na, wo drückt Sie der Schuh denn wieder?"

„Ich bin im Religionsunterricht meiner Oberstufe jetzt beim zweiten Gebot angelangt. Alles ist bisher glatt gegangen, und die Kinder

Digitized by Google

haben auch, wie ich glaube, das religiöse Verständnis für die Worte: ‚Wir sollen bei Gottes Namen nicht fluchen, bei seinem Namen nicht schwören usw.‘ gewonnen. Wie aber soll ich nun die Förderung in der Lutherschen Erklärung behandeln: ‚Wir sollen seinen Namen in allen Nöten anrufen!‘ Wie soll ich den Kindern das klarmachen? Warum, so frage ich, sollen wir in der Not Gott anrufen? Doch nur darum, daß er uns Hilfe gewährt, und der schöne Spruch aus der Bibel, den wir ja alle bei dieser Gelegenheit lernen lassen: ‚Rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten . . .‘, besagt dies ja ausdrücklich, daß wir Gott zur Rettung aus der Not anrufen sollen, und daß dann die Hilfe von ihm kommen wird. Ist das nun aber wahr? Entspricht dieses Wort der heiligen Schrift den tatsächlichen Erfahrungen, wie sie der Mensch in tausendfacher Wiederholung gemacht hat und noch täglich macht? Nein! Das Leben zeigt etwas ganz anderes! Wir müßten eigentlich lehren: ‚In der Not suche dir selbst zu helfen; wenn du das nicht tust, kommt dir auch von Gott keine Hilfe.‘ Die Anrufung Gottes in der Not hat also keinen Zweck. Und wie sollte das auch anders sein? Wir lehren doch stets: ‚Gott tut uns Menschen nur das, was uns gut ist und uns zum Heile gereicht‘, hält also Gott es im Interesse unsererseits für notwendig, daß die Not anhält, also nicht beseitigt wird, dann kann ich beten, so viel ich will, mein Beten nützt dann doch nichts; ich bekomme von Gott nur das, was mir dienlich ist, gleichviel, ob es das ist, um was ich bitte oder nicht, und ich tue darum wohl besser, ich lasse das Beten in der Not überhaupt sein.

Aber wo soll ich nun mit dem Spruch hin: ‚Rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten‘, ich meine, wie soll ich dies Wort den Kindern richtig erklären? Es enthält doch nun einmal das bedingungslose Versprechen der Hilfe seitens Gottes, wenn ich ihn in der Not anrufe. Und wird dieses Versprechen von ihm gehalten? Nein! Jedenfalls nicht immer! Muß da Gott nicht den Kranken als ein wortbrüchiger Gott erscheinen? Wie soll ich erklären?“

„Einfach so,“ entgegnete der Ältere, „wie es erklärt werden muß, und wie es nach den Erfahrungen meines Lebens allein erklärt werden kann:

‚Wenn du Gott in der Not anrufst, so wird er helfen, muß er helfen, weil er es versprochen hat, vorausgesetzt, daß du in der rechten Weise, also im rechten Glauben, im felsenfesten Vertrauen auf seine Hilfe betest. Tust du das aber nicht, ist das Beten in der Not bloß so ein Angstruf ohne felsenfestes Vertrauen, dann hilft Gott auch nicht, wenigstens nicht immer, er ist dann gewissermaßen von seinem Versprechen: . . . so will ich dich erretten . . . entbunden.‘“

„Das kann doch unmöglich stimmen,“ entgegnete der jüngere Lehrer, „wie viele Menschen haben mit festem Vertrauen auf seine Hilfe in der Not zu ihm gerufen, und es ist doch keine Hilfe erfolgt!“

„Dann“, gab der andere zur Antwort, „war es eben doch nicht das rechte Gebet! Legen Sie den Kindern die Worte des Spruchs, lieber Kollege, nur so aus, dann tuen Sie recht, dann werden Ihre Kinder sie auch verstehen.“

„Ich kann nicht“, erwiderte der junge Lehrer. „Vor Wochen ist hochbetagt eine alte Tante von mir gestorben, die uns Neffen durch ihren Glaubensmut und durch ihr kindliches Vertrauen zu Gott stets ein Vorbild gewesen war. In ihren Papieren habe ich eine Aufzeichnung aus ihrem Leben gefunden, deren Lektüre mich gerade in Zweifel über das Wesen der göttlichen Hilfe gebracht hat. Ich wollte wohl, Herr Kollege, Sie könnten diese Aufzeichnung lesen. Darf ich sie Ihnen bringen? Ich wäre gespannt, ob Sie, wenn Sie sie gelesen haben, noch bei Ihrer Auffassung beharren würden.“

„Tun Sie es! Ich will sie gerne lesen, und kommen Sie dann nach einigen Tagen wieder. Wir wollen uns dann weiter über die Sache unterhalten.“

Am anderen Tage brachte der junge Lehrer die Aufzeichnungen. Sie lauteten:

Erinnerungen aus einer kurzen Zeit meines langen Lebens, die ich überschreibe: „Wieder zu zweien.“

Wir waren unser sieben. Ein glückliches Völkchen! Mein Mann hatte es freilich nicht so gut wie ich, die ich mit den fünf lieben Kindern Tag und Nacht zusammen sein konnte. Er mußte sich wacker mühen, uns alle durchzubringen. Sein Gehalt war, seitdem unser Ältester, der Joachim, einzessiert war, auch nicht um

Digitized by Google

einen Pfennig gestiegen, und es war sowieso nicht groß. Er war Volksschullehrer. — Als wir noch zu zweien waren, das heißt während des ersten Jahres unserer Ehe, hätten wir wie die Fürsten leben können. Wir hatten wirklich mehr, als wir beide brauchten, und bare hundert Mark lagen auf der Sparkasse, als wir unsern Joachim tauften. Oh, wo sind die hundert Mark geblieben! Wir beide haben ihnen keine Träne nachgeweint, denn Kind auf Kind, eins immer lieber, schöner, herrlicher als das andere wurde uns geschenkt, und was ist gegen solchen Reichtum Geld und Gut? Ans Sparen haben wir natürlich gar nicht mehr gedacht. War auch gar nicht nötig. Wir kamen ja aus. Knapp genug freilich; aber es langte doch immer, und Schulden machten wir nicht, Gott sei Dank! Und übrigens, wie mein alter Großvater sagte: ‚Auskommen ist so gut als sparen.‘ Freilich ohne die vielen Privatstunden, die mein Mann gab, wäre es nicht gegangen. Sie wurden ihm gut bezahlt, denn er hatte den Ruf eines tüchtigen Lehrers. Ich war die glücklichste Frau und Mutter; nur das eine quälte mich, daß mein Mann sich alle Tage todmüde arbeiten mußte. Der liebe Gott sorgt schon dafür, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Und das ist gewiß gut. Oft kam mein Mann erst nach acht Uhr abends heim, wenn die ganze Gesellschaft schon schlief. Er war dann gewöhnlich müde und abgespannt und oft heiser von vielem Sprechen, und ich bin allabendlich, statt ihn zu unterhalten und aufzuheitern, vor Müdigkeit an seiner Seite eingeschlafen. Ich hatte kein Mädchen, nur eine alte, halbblinde Aufwärterin. Da konnte man schon müde werden. Manchmal, wenn wir beide, erschöpft von des Tages Arbeit, still nebeneinandersaßen, sagte mein Mann: „Gelt, Schatz, das war doch eine schöne Zeit, als wir noch zu zweien waren! Immer fröhlich, immer frisch, immer die Taschen voll Geld!“ Aber, wenn er dann sah, wie ein Schatten über mein Gesicht flog, rief er: „Ich möchte von unseren Lieblingen doch keins missen, nein, gewiß nicht! Jetzt ist's doch viel schöner als früher! Nur möchte ich mich öfter ihrer freuen können!“ Der Wunsch war gewiß berechtigt. Der treue Vater! Oft sah er seine Kinder nur des Mittags bei Tisch; aber er war auch mit wenigen Vaterfreuden zufrieden. Der Gute! Als junger, unverheirateter Mann war er gern in ein Konzert gegangen. Jetzt unterließ er's ganz. Bat ich einmal: „Geh doch, tu' dir's an und höre eine Sinfonie, die du so sehr liebst“, dann lachte er und sagte: „Muttchen,“ — so nannte er mich, und ich war doch erst dreißig Jahre alt — „Muttchen! Ich habe alle Abende das schönste Konzert und kostet mich gar nichts, das sind die regelmäßigen Atemzüge unserer lieben Kinder, die aus der Schlafstube herausdringen. Gibt's ein schöneres Konzert?“

Was sollte ich dazu sagen? Hatte er nicht recht?

Was für reiche Leute waren wir beide doch nach und nach geworden! Da war zunächst unser Ältester, unser Joachim, der nächstens in die Sexta hinein sollte. Was für ein liebes, herrliches Kind war das! Er sang den ganzen Tag, er machte nie ein mürrisches Gesicht, er war immer zufrieden, immer heiter, im fröhlich. Der herzige Junge! Auch nicht eine Minute hat er uns Sorge gemacht; denn er war nie krank, nie ungehorsam. Fast den ganzen Tag war er draußen. Wind und Wetter taten ihm nichts. So wuchs er heran, ein wahres Bild blühender Gesundheit und Kraft. Wer ihn mit seinen sonnengebräunten Backen und mit seinen schelmisch blickenden, dunklen Augen sah, der war ihm gut.

Er war der Sonnenstrahl unseres Hauses.

Dann kam unser liebes Gretchen, unser sanftes, stilles Töchterchen, das mit seinen fünf Jahren der Mutter schon manchen Gang und manchen Handgriff abnehmen konnte. Es war noch keine große Hilfe, aber doch immerhin schon eine Hilfe. Nächstens sollte sie in die Schule. Dann kam Eduard mit vier Jahren, Käthchen mit drei Jahren und endlich Georg mit einem Jahre. Eduard versprach, wie Joachim zu werden, und unser Käthchen wurde gewiß ein zweites Gretchen. Über Georg ließ sich noch nichts sagen; daß er aber ein kleiner Strick war, das war gewiß. Eines Abends stehe ich in der Küche und brate einen Fisch für meinen Mann zum Abendessen — es war sein Geburtstag, daher gab es zweimal Warmes am Tage —, als ein lautes Gelächter, wobei ich das kräftige Lachen meines Mannes deutlich heraushörte, aus der Wohnstube zu mir drang. Da es sich in schneller Folge wiederholte, dachte ich, wenn alle deine Lieben lachen, darfst du nicht fehlen, und gehe hinein, und was sehe ich? Mein Georg hat sein Mehlsüppchen

Digitized by Google

vor sich und schlägt unter Jauchzen und Lachen mit seinem Kinderlöffel mitten in den Brei hinein, daß es rechts und links umherspritzte. Das erstemal hatte er es wohl aus Versehen getan, als aber alle aufschrien und auflachten, hat er wohl ihre Freude vermehren wollen und schlug nun tüchtig darauf los, und nun jauchzten die andern und lachten und suchten sich durch Tücher und Mützen und Bücher vor den Angriffen des kleinen Kobolds zu schützen; aber weder mein lieber Mann noch meine lieben Kinder kamen auf den Gedanken, dem Unfug ein Ende zu machen. Ich fuhr natürlich ordentlich dazwischen und nahm dem kleinen Strick sein Instrument fort und schalt die ganze Gesellschaft tüchtig aus, was aber keinen großen Eindruck gemacht haben kann, denn sie umarmten mich und küßten mich und schoben mich einfach in die Küche zurück, und mein böser Mann rief immer wieder: „Nein, Mutchen, wie konntest du uns so den Spaß verderben!"

Ja, es war ein kleiner Strick, unser Georg; aber bösartig war er nicht und wäre es auch nicht geworden, ach nein, gewiß nicht, wenn ihn uns Gott gelassen hätte!

Er war der erste, der aus unserem herzigen Kreise scheiden sollte!

Das andere weiß ich heute noch alles, Zug für Zug; aber wie's mit unserem Jüngsten kam und wurde, das weiß ich nicht mehr, das habe ich vergessen, wohl deshalb, weil das größere Herzeleid bald das geringere verwischte. Eines Morgens, es war zu Anfang des Winters, und die Schneeflocken tanzten vor den Fenstern, starb er nach einer langen, fieberschweren Nacht. Er erlag einer Lungenentzündung. Nur ein Bild aus jener Zeit halte ich fest. Um den Sarg herum in unserer Wohnstube standen meine lieben vier Kinder, oben am Kopfende stand mein Mann, die Kinder blickten mit ihren großen Augen verwundert bald Vater und Mutter, bald ihr stilles Brüderchen an. Es war, als ob eine Ahnung des Vergänglichen durch ihre Seelen zöge. Mein Joachim lehnte sich still an mich — ich gestehe es, er war mein Liebling — und fragte leise: „Nicht wahr, Mutchen, er kommt doch später wieder, der Georg?"

„Ja, gewiß, mein Kind, er kommt wieder."

Das hat lange gedauert, bis wir alle vergaßen, daß dort unten an der Tischkante der Georg gesessen hatte. Die Kinder vergaßen es nicht so schnell, als wir erwartet hatten; aber doch schnell genug. Wir Eltern haben lange schwer daran getragen. Dann haben auch wir's verwunden. Die Zeit heilte unsere Herzen, und sie heilte sie durch unsere lieben, uns gebliebenen Kinder.

Allmählig verging der Winter. Er war sehr hart gewesen. Um so freudiger begrüßten wir alle die warme Märzsonne, die schon manches Blümchen aus der kalten Erde hervorzauberte. Unser Joachim brachte täglich von den nahen Wiesen Schneeglöckchen und Primeln heim, mit denen er des Papas Arbeitstisch schmückte. Er hatte die Liebe für die Blumen von seinem Vater geerbt. Voll Sehnsucht und mit neuem Lebensmut erfüllt, sahen mein Mann und ich den warmen, sonnigen Tagen entgegen. Wie sollte uns der warme Sommer mit seinen Freuden für den langen, kalten Winter entschädigen! Wie schön sollten die Spaziergänge im Frühling werden! Wir sahen uns schon im Geiste sonntäglich mit unseren lieben Kindern den nahen Buchenwald durchstreifen, stundenlang in seinem grünen Schatten wandeln und abends satt und müde und mit Blumen bepackt und geschmückt heimkehren. Das sollte ein Leben werden!

Da brach's herein, das Unfaßbare!

An einem Sonntagmorgen klagte Gretchen über Halsschmerzen und Kopfweh. Wir untersuchten sofort den Hals und sahen, daß die Mandeln mit weißen Flecken bezogen waren. Oh, das waren die ersten Boten jener fürchterlichen Krankheit, der Diphtheritis, jener Würgerin der Kinderwelt! Aber sie traf uns nicht unvorbereitet: Mein Mann hatte einen Jugendfreund, einen jungen Arzt, der hatte ihm einmal gesagt: ‚Wenn nur schnell ärztliche Hilfe kommt, dann ist es mit der Diphtheritis nicht so schlimm!' Also schnell Hilfe herbeiholen! Mein Mann lief sofort zum Arzt, und ich ließ das Kind mit einer Flüssigkeit gurgeln, die wir auf Anraten eben jenes Arztes stets im Hause hielten. Ärztliche Hilfe war auch schon nach einer Stunde da. Anfangs ging auch alles gut; am Abend des zweiten Tages aber fing es an, schlecht zu gehen, und nun kamen jene schrecklichen Tage und Nächte, in denen unser liebes Kind langsam zerstört wurde. Die Zerstörerin heißt die schreckliche Krankheit — sie sollte die Würgerin heißen.

Digitized by Google

Am dritten Tage standen drei Ärzte um das Bettchen unseres Herzensgretchens, und am sechsten Tage tat es seinen letzten Seufzer. Ach, was hat unser liebes Kind leiden müssen, ehe es heimgehen konnte!

Jahre, lange Jahre, sind seit jenen schrecklichen Tagen und Nächten vergangen; aber noch heute, wenn ich an jene Stunden der Qual zurückdenke, in denen die um Hilfe flehenden Augen unseres gequälten Töchterchens seines Vaters und seiner Mutter Augen suchten, dann bricht mir das Herz.

Es sollte uns noch Schlimmeres zuteil werden!

Der Arzt hatte gleich beim Beginn der Erkrankung Gretchens angeordnet, daß unsere drei gesunden Kinder aus dem Hause müßten, da Gefahr vorhanden sei, daß sie durch ihr krankes Schwesterchen angesteckt werden könnten. Aber wohin sollten wir die Kinder schicken? In der Stadt stand uns niemand so nahe, daß wir ihm hätten zumuten können, unsere Kinder wochenlang aufzunehmen. Und überdies hätten wir ein solches Ansinnen nur an ein kinderloses Ehepaar stellen können. Eheleute, die selbst Kinder hatten, hätten sich aus Furcht vor einer Ansteckung gehütet, unseren lieben Kindern eine Hütte in ihrem Hause zu gewähren. Von meinem Manne lebte noch die alte Mutter in einer fernen Stadt. Sie war kränklich und hatte nur eine kleine, für sie und ihre älteste, unverheiratete Tochter berechnete Häuslichkeit. An sie war nicht zu denken. Als wir dem Arzte das mitteilten, zuckte er mit den Achseln und sagte: „Aber fort müssen die Kinder! Oder Gretchen muß ins Krankenhaus."

So furchtbar auch der Gedanke für uns Eltern war, unser schwerkrankes Kind aus unseren Händen zu geben, so zwang uns doch die Angst um die drei anderen Kinder, diesen Schritt zu tun. Mein Mann eilte fort, um die nötigen Vorbereitungen zu treffen, kehrte aber bald mit der Nachricht zurück, daß im städtischen Krankenhause kein Plätzchen mehr frei sei. Ich hätte laut aufjubeln mögen, daß ich mein Kind nun behalten konnte. So blieben wir alle zusammen. Wir taten, was wir konnten. Die Kinder kamen nicht an das Bettchen der Kranken. Wir Eltern wuschen und reinigten uns jedesmal, wenn wir das Krankenzimmer verließen, und, als unser Liebling zur ewigen Ruhe gebettet war, haben wir das Sterbezimmer selbst neu tapeziert und nach allen Vorschriften des Arztes gereinigt.

Im Schmerz um das von uns geschiedene Kind, in banger, quälender Sorge, ob die lebenden, ob auch sie die schreckliche Krankheit befallen würde, schlichen die Stunden und Tage dahin.

Wir sollten bald Gewißheit haben, daß Gott noch größere Opfer von uns fordern würde.

Nach vierzehn Tagen erkrankten Eduard und Käthchen zu gleicher Zeit. Wieder begann das Gurgeln, wieder flog mein Mann zu den Ärzten, wieder standen drei Ärzte um die Bettchen, wieder ... wieder ... oh, ich muß schweigen. Die Feder versagt mir den Dienst, wenn die Bilder jener Zeit wieder in mir lebendig werden. Beide starben fast zu gleicher Zeit, Käthchen am Abend des fünften Tages, Eduard in der Nacht darauf.

Unser Unglück hatte die Teilnahme weiter Kreise erregt. Am zweiten Tage nach der Erkrankung unserer beiden Lieblinge hielt vor unserem schlichten Hause eine Equipage. Eine kinderlose Dame, die in der Nähe der Stadt ein Gut besaß, hatte von unserer Not gehört, und wie auch unser letztes Kind gefährdet sei, wenn es nicht aus dem Hause käme. Ich kannte sie nicht, aber meinem Manne war sie als eine reiche, sehr gütige Dame genannt worden. Sie lebt noch. Möge ihr Gott einst in seinem Himmel tausendfach vergelten, was sie damals an uns verzweifelten Eltern getan hat! Sie nahm mit den gütigsten, herzlichsten Worten unseren Joachim ohne weiteres, wie er ging und stand, mit sich. Wir sollten ihn erst nach acht Wochen, wenn die Gefahr einer Ansteckung vorüber wäre, wiederhaben. Da habe ich meinen blühenden Herzensjungen zum letzten Male gesund gesehen. Ihm war's nicht recht, daß er von Vater und Mutter fort sollte, das sah ich ihm wohl an; aber er war ein gehorsames Kind und folgte seinem Vater und der lieben Dame willig zum Wagen. Nicht einmal küssen durfte ich meinen frischen Liebling! Oh, wenn ich gewußt hätte, daß ich ihn nur todkrank wiedersehen würde, ich hätte ihn wohl geküßt! So stand ich am Fenster und winkte und grüßte und lächelte hinab, während mir das Herz brechen wollte.

Digitized by Google

„Muttchen," sagte mein guter Mann, als er wieder in die Stube trat, „Muttchen, so möchte ich dich nie wieder lächeln sehen!"

Zehn Tage, nachdem unsere beiden Herzenskinder Eduard und Kätchen neben ihren beiden vorangegangenen Geschwistern beerdigt waren, erhielten wir durch einen Eilboten von der gütigen Dame die Nachricht, daß Joachim erkrankt sei, daß sie ihn gern behalten und alles tun wollte, das Kind habe aber große Sehnsucht nach seinem lieben Muttchen und seinem guten Papa. Ein Wagen hielt vor dem Hause und stand zu unserer Verfügung. Zum erstenmal seit dem Tage, da unser Unglück begonnen, verlor mein Mann seine Fassung. Er schrie laut auf vor Schreck und Angst, lief weinend wie ein Kind in der Stube umher und suchte nach seinem Überzieher und Hut, und fand sie nicht, obwohl beides in der Stube am gewohnten Platze hing. Vor Entsetzen war ich einer Ohnmacht nahe. Ich stand auf, aber ich konnte die Füße nicht bewegen und mußte mich wieder setzen. Mehrere Male machte ich einen vergeblichen Versuch, etwas zu sagen. Endlich bemerkte mein Mann meinen Zustand und erhielt seine Ruhe wieder. In der Küche stand etwas kalter Kaffee. Den flößte er mir ein, und nun liefen wir beide die Treppe hinab und sprangen in den Wagen, ich im Morgenrock, mein Mann in seinem Hausanzuge, ohne Hut und Überzieher. Ist jemals zu Gott aus heißer Herzensnot um Hilfe gerufen worden, dann haben es damals unsere bebenden Lippen getan, als wir im Wagen zu unserem Kinde fuhren. In einer halben Stunde schon hielten wir unseren schwerkranken Herzensjungen in unseren Armen. Oh, dies Wiedersehen! Dies Glück unseres leidenden Kindes, daß es Vater und Mutter wiederhatte! Am Nachmittag lag er in seinem Bettchen zu Hause in der Wohnstube. Da ist er nach dreitägigem schweren Ringen gestorben. Bis zum letzten Augenblick ein liebes, gehorsames Kind! Keine Klage ist über seine Lippen gekommen. Als er nicht mehr sprechen, nur noch mit angstgepeitschtem Atem stoßweise lispeln konnte: „Ach, mach' mir noch einmal mein Bettchen, liebes Muttchen, ach, ich bin so müde, ich möchte so gerne schlafen", und er vor Angst und Qual nicht schlafen konnte, da habe ich nur noch wimmern können: „Erbarmer, erbarme dich, Erbarmer, erbarme dich!" Da dachte ich, daß ich vor Herzweh sterben müßte, und bin doch nicht gestorben. Groß war die Not seiner letzten Stunden! Das war zuletzt gar nicht mehr unser herziger Junge! Dieses angstverzerrte, entstellte Antlitz! Diese flehenden Augen! Nein, das war gar nicht mehr mein Kind! Sein letztes Wort habe ich gehört, deutlich trotz seines rasselnden, keuchenden Atems, denn ich hielt mein Ohr an sein Mund: „Mein ... liebes ... gutes Muttchen! Mein ... lieber ... guter ... Papa!"

Schon am anderen Tage haben wir unseren lieben Herzensjungen in sein kühles Grab gebettet. Das war das fünfte Grab! Es liegt ein wenig abseits von dem seiner Geschwister, die beieinander ruhen. Man hat von ihm aus einen weiten Blick ins Land hinein, denn der Friedhof liegt auf dem Berge.

Dort liegt unser heißgeliebtes Kind!

Er war unser Liebling!

Nun waren wir beide, mein Mann und ich, wieder zu zweien, so wie vor Jahren, als wir unseren Ehestand gegründet hatten. Und so sind wir auch zu zweien geblieben, denn Gott hat uns kein Kind mehr geschenkt. Lange, lange Zeit ist vergangen, bis wir wieder beten konnten, und erst nach Jahren haben wir wieder danken können. Gemurrt haben wir nicht gegen Gottes Willen, wir haben uns seiner Hand, die schwer auf uns ruhte, gebeugt; aber ich muß es sagen, wir haben es nicht mit fröhlicher Ergebung getan. Gott wird uns darob gewiß dereinst nicht zürnen, und ich denke, unser lieber Vater im Himmel muß auch mit den vielen, kleinen Christen zufrieden sein. Wie leer bliebe sein schönes Reich da oben, wenn es sich nur der großen Christen öffnete? Und das ist doch auch eine Wahrheit: Es ist oft viel schwerer, Gottes Willen zu leiden, als seinen Willen zu tun! Heute kann ich wieder danken, und da danke ich Gott, daß er mir in aller Not meines Lebens meinen treuen Mann gelassen hat. Mit ihm habe ich's wirklik tragen können, ihm habe ich's zu danken, daß ich mich nach und nach dem Leben wieder zuwandte. Ohne seine Liebe wäre ich in Gram und Verzweiflung geendet.

Nun sind viele, viele Jahre dahingegangen. Weit, weit wie ein fernes Traumbild liegt jene glückliche Zeit hinter mir, in der fünf liebe Kinder um unseren Tisch saßen und unser Haus von früh bis spät von ihrem Leben und Treiben

Digitized by Google

widerhallte. Wir beide sind alt geworden und haben die Mittagshöhe des Lebens längst überschritten. Beide haben wir graue Haare, und als wir jüngst unsere silberne Hochzeit feierten, stellten wir zusammen ein Jahrhundert dar.

Von unserer silbernen Hochzeit will ich noch ein Wort sagen. Niemand wußte davon, und es sollte auch niemand etwas davon erfahren. Der Tag fiel auf einen Mittwoch. Wir hatten beide verabredet, daß mein Mann den Vormittag wie immer in der Schule zubringen sollte, am freien Nachmittag wollten wir beide einen Ausflug in die nahe größere Stadt unternehmen. Zuvor wollten wir natürlich unsere lieben Gräber besuchen. Ich hatte für meinen guten Mann eine besondere Überraschung vorbereitet. Der Gärtner war um zehn Uhr bestellt mit einem Korbe der schönsten Kränze. Damit wollte ich unsere Gräber schmücken. Ich wußte, das würde meinen Mann sehr erfreuen. Um zehn Uhr machte ich mich also, während mein Mann noch in der Schule war, auf und ging nach dem Kirchhofe. Am Eingang, unweit der Gräber, ließ ich den Gärtner den Grabschmuck ablegen und sich entfernen; dann belud ich mich mit den Kränzen und ging zu den Gräbern. Aber was sah ich? Alle waren bereits auf das köstlichste geschmückt. Mein guter Mann war mir zuvorgekommen. Ich stand tief gerührt über seine zarte Liebe, aber auch ziemlich ratlos mit meinen Kränzen da, als ich von dem nahen Lindengebüsch her, in welchem ein Bank stand, ein Geräusch vernahm. Ich blickte mich um. Da saß mein Mann allein. Ich konnte sein Gesicht nicht sehen, denn er hatte die Arme auf seine Knie gestützt und hielt die Hände vor seine Augen. Leise trat ich näher; aber er bemerkte mich nicht. Da zog ich ihm die Hände fort und sah, daß er weinte. Er wollte seine Tränen verbergen, aber es gelang ihm nicht. Da hab' ich den Herzensmann innig umschlungen, und dann haben wir beide uns nach Jahren wieder einmal um unsere heimgegangenen Lieblinge satt geweint.

Nun gehen wir beide immer weiter, immer weiter zu zweien, und solange es noch zu zweien geht, wollen wir zufrieden und Gott dankbar sein. Kommen wird die Stunde, da auch das ein Ende hat. Einer von uns beiden muß zuerst fort, und dann ist der andere allein. Was dann? Doch ich fürchte mich nicht, ich habe gelernt, mich mit den Worten zu trösten:

Er wird's mit meinen Sachen
Nach seinem Willen machen.
Ich stell's in seine Vatergunst.

Als der junge Lehrer einige Tage nach Ablieferung der vorstehenden Aufzeichnungen seiner verstorbenen Tante seinen älteren Kollegen, wie verabredet worden war, aufsuchte, um zu erfahren, wie dieses Lebensbild auf ihn gewirkt hätte, fand ich ihn in sehr ernster, fast gedrückter Stimmung. „Die Aufzeichnungen Ihrer verstorbenen Tante", begann er, „haben mich tief bewegt, und ich weiß in der Tat nicht, ob ich angesichts dieser Erzählung noch meine Behauptung aufrechthalten kann."

„Und nicht wahr," erwiderte der junge Lehrer, „auch das hilft nichts, wenn ich im Unterricht zu den Worten: ‚Rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten', hinzufüge: Das Versprechen, das Gott gibt, hält er immer, also die Hilfe muß, wenn ich ihn in der Not anrufe, kommen; doch kommt sie nicht immer gleich — das hat er auch nicht versprochen —, auch kommt sie nicht so, wie ich es wünsche — das hat er ebenfalls nicht versprochen —, sondern sie kommt so, wie er es für unser Bestes hält.

Damit komme ich aber wieder auf meinen ursprünglichen Gedanken zurück und sage jetzt: Wenn die Hilfe, die Gott in der Not dir gewähren soll, an so viele Bedingungen geknüpft ist: Erstens rechtes Beten in rechtem Gottvertrauen! Zweitens ein Beten mit der Überzeugung! Drittens er hilft zwar, aber nur so, wie er will, nicht wie ich es wünsche. Ich meine, dann ist das Bitten und Beten in der Not überflüssig, und ich lehre am besten, wie ich schon sagte, meinen Kindern: ‚Helft euch in der Not selber, dann wird euch auch Gott helfen!'"

„Aber das alles zugestanden," gab der ältere Lehrer zur Antwort, „wohin kommen wir dann schließlich? Dahin, daß wir das Bittgebet als etwas Überflüssiges ganz aus unserem Leben ausscheiden, und nur das Dankgebet anerkennen und gelten lassen. Aber", fuhr er fort, „meine Weisheit ist nun auch zu Ende. Wir wollen zu unserem alten, pensionierten Kollegen nach dem Nachbarstädtchen gehen und dem die Sache vortragen. Vielleicht kann er uns helfen."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Gerd / Roman von Minna von Heide

1. Fortsetzung.

Agathe hatte den Kopf in die Hand gestützt und sah vor sich auf den Tisch.

„Wir haben keine großen Worte und keine große Sache daraus gemacht", fuhr Bernhard fort. „Wir haben es genommen, wie es uns hingelegt wurde, und haben es uns aufgepackt. Nach unserer echt schwerblütigen Art. Jetzt nach vierzehn Jahren brauchen wir das schwere Blut auch nicht mehr ins Kochen und Überlaufen zu bringen. Wir haben ja bewiesen, daß nicht nur in der Esse Eisen geglüht wird. Aber das Leben geht hin, und für das Hinterher gibt es keine Bürgschaft. Nun meine ich, ich hätte halbwegs einen vernünftigen Vorschlag."

Agathe blieb ebenso sitzen.

„Ich habe Jahre gebraucht, bis ich mit mir darüber ins reine gekommen bin. Von gestern auf heute ist das nicht, aber dieses Mal solltest du nicht abreisen, ohne daß ich es wenigstens gesagt habe. — Ich meine, Agathe, wir könnten uns ab und zu einen Feiertag machen —"

An den Fenstern waren Eisblumen, und der Raum war nur mäßig erwärmt, aber Bernhard traten kleine, blanke Perlchen durch die Haut auf die Stirn.

Agathe hatte ihren Kopf aufgehoben, sie sah Bernhard jetzt voll an und gab sich nicht die geringste Mühe, irgendwie töricht Versteckens zu spielen. „Ich will dich nicht anders verstehen, als du es meinst, Bernhard. Du meinst, wir sollen manchmal unsere Hände heimlich ineinander legen und unsere Bitternis zusammentun, um uns vorübergehend eine Linderung daraus zu machen, ganz wie man es bei körperlichen Schmerzen mit Bitternissen macht."

„Ja, Agathe, nur einmal eine Stunde Seite an Seite sitzen. Nichts wegschweigen und nichts hersuchen. Einmal die Feder loslassen aus all der straffen Spannung und den Gedanken ihren freien Weg lassen. Ein bißchen reine Vertraulichkeit, weiter nichts, und nicht mehr dieses ängstliche Auf-die-Seite-treten."

Agathe griff ihm nach der Hand: „Entweder stehst du höher als ich, Bernhard, oder ich fühle es als Frau nur deutlicher heraus, daß es nie und nimmer gehen wird. Wir haben beide keine Natur dafür. Was sollen wir uns unnütz quälen! Wir haben uns bis hierher abgefunden und kommen nun auch weiter zurecht."

„Ich komme eben nicht zurecht! Und wem nehmen wir denn etwas mit dem, das ich erbitte! Ich will meine Kräfte eher noch weiter anspannen, will noch eifriger sorgen für Hanne und die Kinder, wenn ich nur ein einziges Mal im Jahr ganz von mir frei werden kann."

„So gern ich uns beiden helfen möchte, Bernhard, ich fasse es anders auf. Auf das mehr oder weniger kommt es ja gar nicht an. Es kommt nur darauf an, daß wir Menschen sind, und das eine das andere nach sich zieht. Unerbittlich. Daß wir vierzehn Jahre in Stille aneinander vorbeigehen konnten, ist kein Gegenbeweis. Du siehst, die Stunde ist nun doch gekommen."

Bernhard hatte den Kopf auf den Tisch gelegt.

Agathe trat zu ihm heran und legte ihm ihre Hand tröstend ins Haar. „Du kannst mich auf keinen Fall für kleinlich halten, Bernhard, wenn ich auch wie du selbst in engen Verhältnissen aufgewachsen bin. Dann hätte ich es ja jetzt viel billiger machen und mich zum Schein empören können. Dafür bin ich zu ehrlich und schätze dich auch viel zu hoch, um dich so offensichtlich zu belügen. Du hast es ganz richtig gesagt, Bernhard, wir haben es uns selbst aufgepackt und sind zu feige gewesen. Denn so lieb ich Hanne habe, so innig und von ganzem Herzen lieb, vielleicht wäre ich dennoch darüber hinweggekommen, wenn wir zur rechten Zeit den Mut gehabt hätten. Damals hatte Hanne nur menschliche Rechte — jetzt hat sie heilige, denn sie hat Kinder. Deine Kinder, Bernhard. Und sollten wir in Gedanken an sie unsere Sinne auch immer in der Gewalt behalten — all unsere beste Kraft würde nur noch in den wenigen Augenblicken liegen, in denen wir uns loslassen aus dem Geschick, das dennoch stärker ist als wir. Bernhard, was ist es für eine Pein für mich, wie es in dir arbeitet! Ich weiß dir auch Tröstliches, wenn du mich nur noch hörst. — Sieh mal tiefer in Hanne! Meine Augen waren auch in mancher Hinsicht mit Blindheit geschlagen. Mit den Kindern ist ein neuer, großer

Digitized by Google

Schatz in Hanne aufgeblüht. Vielleicht ist da nicht eine Mutter auf der Welt, die ihr das Wasser reichen kann, wenigstens, solange sie ihr Kind noch nicht im Arm hält. Mich hat sie niedergezwungen, als sie mich mal ganz tief einsehen ließ. Hanne ist eine Heilige, Bernhard —"

Bernhard war aufgesprungen und hatte Agathe über beiden Handgelenken ergriffen. Seine Brust arbeitete, daß es eine Angst war, es zu sehen. „Aber ich bin kein Heiliger, Agathe, daß du es weißt! Ich habe keine Gnaden zu verteilen und keine Demut zu empfangen, einen Stolz will ich brechen, hörst du das wohl! Einen Stolz, an dem die Flamme meines Lebens hoch emporschlagen kann, damit ich weiß, daß sie selbst gelebt hat, bevor sie verlöscht und mit einem schwachen Geflimmer wieder anfängt! Damit ich weiß, daß es sich lohnt, die Hände zu rühren, und alle Räder laufen zu lassen, damit —" Die Stimme versagte dem aufs höchste erregten Mann.

Agathes Stimme kam jetzt auch aus tausend Nöten. „Und ob nicht gerade Hanne den allein echten und rechten Stolz hat?! Hanne, die vielleicht nicht einmal hinhört nach dem Rauschen des Blutes, die kaum wohl etwas von dem Mittel weiß, die nur den Zweck —"

Bernhard hob die Hände und legte sie mit so viel Wucht auf Agathes Schulter, daß Agathe augenblicklich verstummte und einige Schritte zurücktrat, so daß sie mit dem Rücken einen festen Halt an einem Schreibpult fand. Und so blieben sie einander gegenüber stehen. Auge in Auge, ohne sich von einer Seite dagegen zu rühren, ohne noch ein Wort zu sagen, und beide mit all ihrer Kraft nach Ruhe ringend. —

Und das war der Augenblick gewesen, in dem Gerhards Klopfen überhört wurde. Wo der Junge, dem die unheimliche Stille durch die Tür gegen die Seele drang, vorsichtig die Hand auf den Drücker legte, ob die Tür vielleicht verschlossen und der Vater nicht drinnen sei. —

Später glaubte Gerd oft, er habe nichts gesehen als des Vaters Augen. Die freilich in ihm weiter brannten, als wollten sie dem Jungen alles wegfressen, was irgend seinen Glauben wieder aufzurichten vermocht hätte. —

Hanne konnte sich nicht darin finden, daß Agathe nun mit einemmal schon nach Husum zurück wollte. Alle vorgebrachten Gründe schienen ihr nichtig, und die Plötzlichkeit von der Schwester Abreise wollte ihr nicht in den Sinn. „Gerade jetzt, wo ich wieder auf den Beinen bin, könnten wir doch noch recht was voneinander haben. Vater geht es ja auch wieder besser, und Mutter kann ganz gut noch fertig werden, oder laß uns wenigstens erst noch mal schreiben."

Agathe sah blaß und übernächtigt aus. „Vielleicht ist da was im Anzuge", sagte sie. „Ich habe wenig geschlafen die Nacht. Ehe ich dir hier krank werde, will ich doch lieber nach Hause fahren. Das fehlte noch gerade, daß du nun mich pflegen solltest. Mußt doch selbst immer noch gehütet werden, Hanneken. Ich komme dann nachher mal wieder."

Hanne sah auch, daß Agathe anders war. Sie sah beinahe mitgenommen aus, und Hanne machte sich Sorge. „Ich bin unruhig darüber, Gathe. Laß Mutter gleich eine Karte schreiben, wenn dir wirklich etwas sein sollte. Vielleicht hast du eine Influenza. Aber was soll Bernhard sagen!" — Bernhard war mit dem Frühzug nach Tondern gefahren. — „So ohne Abschied, das wird ihm natürlich nicht recht sein."

„Er wird es schon einsehen." —

Gerd stand auf dem Bahnsteig und drehte vorsichtig den Mund weg, als die Tante, an der er mit schwärmerischer Liebe gehangen, ihm zum Abschied den gewohnten Kuß geben wollte. Aber Agathe, die den Jungen tief ins Herz geschlossen hatte, merkte es nicht einmal. Sie fühlte nur, daß ihr Patchen, die kleine Gathe, noch über das Trittbrett in ihr Abteil kletterte, sich um sie hing und den Hals der Tante nicht loslassen wollte. Das fühlte sie und es quälte sie unsagbar. —

Es kam viel schlimmer mit Agathe, als Hanne es je erfuhr. Um Haaresbreite bis über das Leben hinaus.

Doktor Tramm, der zuverlässigste und ehrlichste Mensch, der sich denken läßt, hatte seine liebe Not. Er konnte mit dem besten Willen nicht hinter das Wesen dieses fürchterlichen Fiebers kommen und faßte es darum immer noch nicht richtig an. Aber schließlich stellte sich doch langsam eine Besserung ein. Menschenaugen und Menschenhände vermögen bei der richtigen Vorsicht und Gründlichkeit doch mancherlei, wenn

Digitized by Google

sie nicht gerade mit Gewalt jedem Ding mit der gleichen, althergebrachten Weisheit zu Leibe wollen. —

Der Arzt und sein Patient kannten sich viele Jahre und achteten einander. Tramm war schon weiß.

Als Agathe nun wieder aus dem Bett war, und die beiden mal ungestört beieinandersaßen, sagte der vielerfahrene Mann: „Sie sind 'n Herkules, Fräulein Agathe. Aber ganz viel weniger hätten Sie auch nicht sein dürfen."

Agathe lächelte schmerzlich, und doch tat es ihr wohl, was da alles an ausgereiftem Wissen und gütigem Verstehen durch die beiden großen, runden Brillengläser in sie ging.

„Mit Medikamenten habe ich nicht allzuviel hantiert", sagte Tramm. „Aber nun muß ich Ihnen doch noch eine kleine, selbstgedrehte Pille geben: Wie tief es auch gegangen sein mag, Fräulein Agathe, setzen Sie dennoch Ihren eigenen Willen auf die kleine, nun schon wieder langsam züngelnde Lebensflamme. Ein anderes Dauermittel, sie weiter am Brennen zu halten, gibt es nicht."

Agathe hatte heftig erschreckt aufgesehen, aber der Sanitätsrat legte ihr sofort beruhigend die Hand auf die Schulter: „Keinerlei Unruhe! Was Sie im Fieber nicht einmal hergegeben haben, werden Sie jetzt erst recht hüten. Auch ein Geheimnis kann einem ein kostbarer Besitz sein, und wenn es ein noch so schmerzlicher ist. Nichts weiter weiß ich, als daß Ihre Brust diesen schmerzlichen Besitz birgt. Denn ich hatte meine Augen gut offen, Fräulein Agathe, und als ich erst gewahr wurde, daß Sie etwas zwischen den Zähnen hielten, was Sie nicht herauslassen wollten, da wußte ich Bescheid und richtete mich danach. Und nun, Fräulein Agathe, wenn es denn auch erst eine Pille ist, wenn eine fremde Hand einem an die flaumigsten Stellen kommt, glauben Sie mir, ihre Wirkung zum Guten hat sie darum doch. Man verbeißt leicht in sich, was man langsam in sich aufklären sollte. Und köstlich ist es, heimlich immer mal nach einer Hand fassen zu können, die einen leisen Gegendruck gibt. Für mich ist das Leben auch nicht so glatt abgegangen. Für keinen, der mit Leib und Seele Not um Not mit anderen teilt, und nicht nur das bißchen Flickwerk am Körper erledigt. Und dennoch, Fräulein Agathe, glauben Sie der Ehrlichkeit eines alten Mannes —, der Sinn dieses wunderreichen, nur leider gar zu oft allzu schwer verständlichen Lebens sitzt viel tiefer. Durch Leid erfährt man es am besten. Das ist wie ein Finger, der zwar noch sehr behutsam, aber immer wieder eben anklopft, ob nun wohl langsam hinter Fleisch und Bein auch noch wer zu Hause ist. Bis in der Tat einmal Herein gerufen wird, Fräulein Agathe, und wenn auch noch so schüchtern zuerst." —

Ganz langsam ging Doktor Tramm die Hafenstraße rauf. Gerade, als könnte er nicht genug kriegen von den dicken, weißen, schimmernden und flimmernden Flocken.

Und Agathe saß am Fenster und ging mit den Augen hinter ihm her, als ob sie Beine hätten, und als seien sie eine Sache ganz für sich, denn der Leib, zu dem sie gehörten, wußte nichts davon. Der wußte mehr von den Ohren, die ganz deutlich vom Flur her Frau Iwersens eifrige Worte auffingen: „Gau, Tine! He warrt je ganz natt bett Osterhusum!"

Aber der Sanitätsrat wollte eben erst um die nächste Ecke biegen, und für die flinkbeinige Tine war es ein kleines, da hatte der alte Herr seinen Schirm wieder. —

In Marne hatten sie wenig von der Wahrheit gehört. An das Schlimmste wollten und konnten sie nicht glauben in Husum, und so brauchte Hanne ihre Milch nicht mit soviel Unruhe zu versetzen, wie Großmutter Iwersen meinte. —

Hannes Kleinstes gedieh denn auch prächtig, und übrigens hatte es die ganze Lebendigkeit seines Schwesterchens mit auf die Welt gebracht. Am meisten jedoch zappelte und krähte die kleine Ise, wenn sie den Vater sah. Das war ganz eigen, denn Bernhard ließ das Kind weder hüpfen noch springen. Im Gegenteil, wenn der Zufall ihn gelegentlich mit seiner Jüngsten allein ließ, sah er das Kind zuweilen lange Zeit vergessen an. Und der verwunderte Blick des lebendigen, kleinen Geschöpfes verfing sich in dem ernsten, sinnenden Auge, bis es mit dem unschuldig suchenden und die Seele so tief erfassenden Kinderlächeln die Arme nach dem Vater streckte.

Dann hob Bernhard das Kind wohl auf und hielt zu allem still. Ließ die behenden Beinchen selbstwillig an sich auf- und abwärts gleiten, Haar und Bart durchwühlen, und ließ die kleinen,

Digitized by Google

weichen, schimmernden Lippen mit seinem Gesicht tun, was sie wollten.

Wenn Hanne gerade dazukam, sah sie es eigentlich mit Wehmut. Die beiden Ältesten hatte sie ihrem Mann nur selten auf den Schoß gesetzt, als sie noch klein waren, weil Bernhard immer keine Zeit hatte. Daß er sich das Jüngste jetzt von selbst nahm, wäre Hanne ganz gewiß noch früh genug gewesen, wenn ihr das wunderliche, abgewandte Wesen ihres Mannes dabei nicht so schwer auf die Seele gefallen wäre.

Daß Bernhard für sie und die Kinder wenig Zeit hatte, das hatte sie eigentlich immer als selbstverständlich hingenommen, um so mehr würde Hanne sich jetzt gefreut haben, aber die Gegenwart ihres Mannes tat ihr weh. Obwohl sie kein Mißtrauen kannte, suchte sie doch mit Bernhard Fühlung zu nehmen, was er jedoch schwer empfand. „Nun wird es aber hohe Zeit!" pflegte er dann zu sagen. Und das wurde es auch allemal; sonst wäre Bernhard sicher einmal unterlegen.

Und einen Abend kam Hanne dennoch zu ihm und faßte ihm bittend nach der Hand: „Du bist so anders, mein' ich, Bernhard. Wenn dich etwas drückt, dann laß es mich doch mit dir tragen."

Und Bernhard mußte sich wundern, wie schnell er in der Notwehr einen Weg bei der Hand hatte. „Es ist ein Kreuz mit Christian Petersen", sagte er. „Daß es auf die Dauer nicht gut tun würde, darüber war ich mir ja von Anfang an klar, aber nun fängt er auch noch das Trinken an, und ich kann doch wegen der kranken Frau jetzt nicht gleich wieder mit ihm auseinanderkommen."

Gleich war Hanne von der eigenen Sorge ab. „Können wir nicht was tun für Frau Petersen, Bernhard? Der Professor soll gesagt haben, sie müßte in dünnere Luft, hier käme ihre Lunge nicht wieder zurecht."

„Sie will aber nicht von den Kindern weg."

„Ach ja", sagte Hanne, und griff sich gleich mit der Hand nach dem Herzen.

Und dann machte sie sich gleich selbst zu der Kranken auf den Weg. Aber Doris war so flau, daß sie Freude und Leid kaum noch auseinanderhalten konnte. Und von Almosennehmen oder Wohltaten wußte Doris Petersen im Augenblick auch nichts mehr.

Aber die Zeit kam und ging, und spann und flocht, und zog auch diesen kümmerlichen Faden noch eine Weile weiter durch das große Muster.

Ab und zu nahm Hanne Gerhard mit zu der kranken Frau und ließ ihn den Korb mit allerlei Stärkung tragen. Und dann schnitt es dem Jungen in die Seele, wenn er das blasse Mädchengesicht ansah. Marie Petersen war erst zwölf Jahre alt, aber was das Kind in den paar Jahren erlebt hatte, war tiefer und ergreifender in die weichen Linien eingedrungen, als eine Reihe Jahre es an Wissenden fertig bringt.

Mit den kleineren Geschwistern ging Marie um wie eine Mutter, und den gütigen Gebern ging sie aus dem Wege, als ob sie immer nur um Verzeihung bitten möchte und um Nachsicht mit ihrer Unzulänglichkeit. Ganz große, dunkelbraune Augen standen schmerzvoll und unwissend in dem schmächtigen Gesicht und gingen so still und schweigend den frühen Pflichten nach, daß Hanne oft und oft über die braunen Haare strich und dem kleinen Mädchen liebevoll zusprach.

Dann sah Marie scheu und als ob sie ihm etwas nähme auf Gerd, der aber selbst nichts in den Augen hatte, als Zusprache und ein heißes Mitleiden. —

Nach solchen Besuchen dachte Gerd lange, lange über den wunderlichen Gang des Lebens nach und wurde immer fester in dem Entschluß, der langsam und heimlich in ihm herangereift war, und den er dann ja schließlich, nachdem er ihn bereits gegen seine Mutter ausgesprochen hatte, auch gegen seinen Vater aussprach.

Hanne war glücklich darüber, trotzdem es ihr gewiß um den blühenden Betrieb ihres Mannes leid tat. „Was wird wohl Agathe dazu sagen!" rief sie aus.

Allein Agathe sagte zunächst gar nichts. Die saß und saß mit dem Brief, den Gerhard geschrieben hatte und wußte sich nicht damit zurechtzufinden. Jahre hindurch hatte sie von dem veränderten Wesen des Jungen ihr gegenüber nichts gemerkt, und nun auf einmal hafteten ihre Augen immer wieder auf die paar Worte, die da am Schluß des Briefes standen: „Grüßt auch Tante Agathe" stand da, und weiter nichts.

„Grüßt auch Tante Agathe!" Wie war das denn sonst gewesen? Hatte das schon

Digitized by Google

mehr so beiläufig an einem Briefende gestanden! Viel schrieb der Junge ja nicht.

Sein heutiges Schreiben lautete:

„Lieber Großvater und liebe Großmutter!

Ich will nur gleich mit der Tür ins Haus fallen und Euch mitteilen, daß ich mich entschlossen habe, Theologie zu studieren. Früher hatte ich schon mal Meinung für Geschichte und auch für Sprachforschungen, aber nach und nach ist das andere Fach obenauf gekommen. Ich gehe am liebsten meinen Gedanken nach und suche mir klar zu werden über die vielen Dinge, die ich nicht verstehe. Da scheint mir nun die Theologie der beste Weg. Vater hat zwar nur ungern seine Zustimmung gegeben, glaube ich, aber Mutter ist ganz einverstanden, und schließlich muß man es ja auch mit sich selbst ausmachen. Mangel ist ja in keinem Fach, und nötig werde ich wohl an keiner Stelle sein, so kann ich mich ja auch auf mich selbst stellen. Denn um mal Eisen zu gießen, dazu hab' ich keine Natur. Vater meint, es steckt von Mutter in mir, und das mag auch wohl richtig sein. —

Wie steht es mit Großvaters Gicht? Wir freuen uns immer, wenn gute Nachrichten von Euch kommen, und daß Großmutter noch so gut auf dem Damm ist. Hier bei uns sind wir auch soweit alle gesund, nur Gathe ist der Arm ziemlich angeschwollen, sie ist zum zweitenmal zur Impfung gewesen.

Mutter schreibt nächste Woche. Sie läßt Euch bis dahin vielmals grüßen. Die anderen auch. Und zuletzt, aber ebenso von Herzen, grüßt Euch Euer Gerhard.

Grüßt auch Tante Agathe." —

Der Alte war in seiner immer mehr wortkargen Art außer sich. „Da soll Blitz und Donner reinfahren! Sind Bernhard und Hanne denn verrückt und ganz von Gott und aller Welt verlassen? Ich sitz' hier all die Jahre mit dem gemachten Bett und kann mir mal 'n Deckel über'n Kopp stülpen lassen, damit sich 'n Fremder reinlegt, müssen natürlich die Marner sich auch noch den Fettopf ausstippen lassen. Oben in den Kauf am eigenen Fleisch und Blut vorbei!! Und denn Paster! Welcher nüchterne und ehrbare Geschäftsmann läßt denn heutzutage —"

„Iwersen, Iwersen!" rief Großmutter warnend und wandte ängstlich den Kopf nach der Tür. Aber da war es auch schon still in der Stube, und ein alter, hilfloser Mann krümmte sich vor Schmerzen. —

Agathe ging zu Feddersen. „Ich wußte mir keinen Rat, Herr Pastor," sagte sie, „bitte, lesen Sie doch einmal diesen Brief. Der Sohn meiner Schwester hat ihn geschrieben."

Peter Feddersen war wegen seiner freien Gesinnung aus Amt und Würden. Ganz freiwillig. Er konnte es seinem Konsistorium nicht recht machen und war es leid geworden. Jetzt schrieb er Bücher.

„Der Brief will mir gar nicht übel gefallen, Fräulein Iwersen."

„Und ich dachte, Sie hätten mir helfen können!" Man hörte, wie viel Agathe daran lag.

„Wenn ein junger Mensch einen Weg einschlagen sollte, der nicht der richtige für ihn ist, da kann nur Gott helfen."

Spott und Hohn konnte das doch nicht sein? Dafür war Peter Feddersen kein Mensch. Agathe konnte sich wirklich nicht mit den Worten zurechtfinden. „Ich weiß nur ganz gewiß, daß er nicht dafür paßt. Irgend etwas muß ihm im Kopf stecken. Der Junge ist sonst mehr als begabt."

Peter Feddersen lächelte auf eine ganz eigene Art. Halb verlegen und halb auch wieder mit Zuversicht. „Es sollte mir leid tun, Fräulein Iwersen, wenn Sie mich so verstanden haben, wenn Menschen Ihres Schlages mich so verstehen sollten. Dann habe ich ganz gewiß noch nicht die richtige Art und Weise gefunden, mich auszudrücken; auch für einen Theologen sind Gaben doch nicht überflüssig!"

Agathe hatte einen roten Kopf bekommen. Sie hatte die letzten Jahre für so weniges Interesse gehabt, daß sie Feddersens Bücher kaum kannte. Auch früher auf der Kanzel hatte sie ihn kaum gehört, Agathe war keine Kirchgängerin. Sie kannte Feddersen eigentlich nur als Mensch, war viel mit ihm in der stillen Armenpflege zusammengekommen und hatte sich oft an seinem Freimut engherzigen Vorgesetzten gegenüber gefreut.

Es war kirchenstill im Zimmer, und Agathe hob die Brust, als ob etwas sie unendlich bedrücke.

Feddersen hatte sich mit Gerhards Brief ans Fenster gestellt — der Tag war gerade

Digitized by Google

daran, langsam zur Neige zu gehen —, nun setzte der einstige Pastor sich zu seinem Gast mit an den Tisch. „Wir kennen uns lange genug, Fräulein Iwersen," sagte er, „ich will gar keinen Umweg machen. Sie kommen zu mir und ich sehe, daß Sie einem jungen Menschen Ihre Hände über den Kopf halten möchten." Peter legte die Hand auf den Brief, „aber über den hier hält schon einer seine Hände. Da kommen wir nicht mehr gegen an. Sie nicht und ich nicht. Ich fasse nur den Brief an, und mir ist genau, als ob meine Hände über Dornen gingen. Wobei ich natürlich an Dornen denke, wie sie in der Krone unseres Heilands Jesus Christus saßen. Ich weiß nichts von Gerhard Karstens, kenne Gerhard Karstens nicht, habe ihn nie gesehen und fühle doch mit einer Deutlichkeit, die mich gar nicht trügen kann, daß es diesen jungen Menschen eines Tages zu Boden geworfen hat. Mit so viel Wucht, daß seine Jugend aufhörte, ihn zu schützen und zu decken.

In diese jungen Gedanken muß mal ein bitterliefes Leid gefallen sein. Ich weiß es nicht näher auszudrücken und zu erklären, aber für meine Augen geht es da um jeden Buchstaben herum, daß ich mit der Hand danach greifen könnte."

Ja, Peter war ein Seher. Und mehr als das! Er warf die Dinge auch zurück, als ob er ein Wasser sei, in dem sich das Verborgene spiegele, um dem Auge der Seele ein sichtbares Bild zu schaffen.

Agathe saß wie zerschmettert.

Was ist der Sturm, was ist die Hochflut, was ist das Feuer und gar das Beben der Erde gegen einen Blitz der Erkenntnis.

Ein Nichts ist alles Zittern und Beben gegen ein solches Erschrecken im eigenen Innern, gegen solches Erzittern des eigenen Herzens.

Niemals, aber auch nicht ein einziges Mal hatte Agathe über Gerds verändertes Wesen nachgedacht, oder war es ihr auch nur aufgefallen, und jetzt, jählings, wie vom Himmel herab, spürte sie weit über jeden Zweifel hinaus, daß da etwas war. Jetzt begriff sie, als ob nicht Jahre, kaum Tage dazwischenlägen, daß der Junge seit jenem unauslöschlichen Tage in sich selbst vor ihr zurückgewichen war wie die Schnecke in ihr Haus, wenn ihr jemand nach ihren Fühlhörnern tastet.

Es war ein unerträglicher Augenblick. Um so mehr, als Agathe ratlos nach dem Zusammenhang suchte. Und überwältigt von dem Ansturm gegen sich selbst, legte sie vor Peter ein Beichtbekenntnis ab, wie es wohl nur selten ein Geistlicher zu hören bekommt.

Aber der Trost blieb aus. Peter Feddersen sagte kein Wort. Und Agathe schien auch gar nicht darauf zu warten. Erst nach einer ganzen Weile gaben sie sich die Hand, und dann saß Peter allein in seiner stillen Stube.

„Es weiß doch kein Mensch, was nun eigentlich Zufall ist", sagte er leise vor sich hin. Und dann erst strich Peter alter Gewohnheit nach mehrfach sachte mit der Hand durch die Luft, als ob er einen Segen austeilte. Und seine Gedanken waren bei Gerhard, dem jungen Berufskollegen, der noch jenseits der Würde stand, von der Peter Feddersen schon diesseits war. —

* * *

„Lies deinen Brief mal vor, Gerd," bat Hanne. Agathe hatte an Gerhard geschrieben, Bernhard hatte den Brief aus dem Kontor mit herübergebracht. Und Gerd las nun:

„Lieber Gerhard!

Die Großeltern und ich danken Dir für Deinen lieben Brief, der allerdings eine große Überraschung für uns war. Aber Du bist achtzehn Jahre alt, das sind keine Kinderjahre mehr, da muß schon einer wissen, was er will, und es ist seine eigene Sache. Dennoch verlangt es mich sehr danach, mich einmal mit dir auszusprechen. Und da auch Großvater und Großmutter bestimmt damit rechnen, daß du nun noch mal ein paar Tage kommst, bevor Du ins Leben hinausgehst, bitten wir Dich alle drei, Dich recht bald zu uns auf die Reise zu machen. Ich bitte Dich ganz besonders, Gerd.

Großmutter freut sich eigentlich, muß ich wohl sagen. Daß Großvater mal seine Einwendungen machen wird, weißt du vorher, und da mußt Du mit seinem Alter und seiner Gebrechlichkeit rechnen. Auch mit der Sachlage, wie sie nun mal ist, daß die beiden blühenden Geschäfte nun aller Wahrscheinlichkeit nach eines Tages in fremde Hände übergehen müssen. Das ist nicht leicht für einen alten Mann, dessen vieljährige, unermüdliche Arbeit ein gut Stück seines ganzen Lebens bedeutet.

Digitized by Google

Trotzdem wird und soll alles seinen Weg haben. Und wenn ich so oder so ein Stück mit Dir gehen könnte, würde kaum ein Mensch zu einem Wegstück bereiter sein.

Von Herzen grüßend von uns dreien für Euch alle, bin ich

Deine Tante Agathe."

Bernhard sagte nicht erst weiter was zu dem Brief. Er legte seine Kaffeetasse auf die Seite, wie er das von Kind auf an in der Gewohnheit hatte und ging wieder nach der Gießerei rüber, wo ihn ein unliebsamer Zwischenfall sofort ablenkte. Sein alter Vater, Fritz Johann Karstens, hatte Christian Petersen nach der Kehle gegriffen, und Christian holte gerade aus, um sich zu wehren. Bernhard kam also eben noch zur rechten Zeit. Christian zog ab wie ein geprügelter Hund, und der Alte hatte sich gleichmütig wieder auf den Stuhl am Fenster gesetzt, von wo aus er das eifrige Gewimmel und Hantieren des ausgedehnten Betriebes am besten übersehen konnte.

Fritz Johann litt am Gemüt. Kein Mensch hatte unermüdlicher und rechtschaffener gearbeitet, und doch war ihm jeder sauer erworbene Lohn durch die Finger gelaufen, und wie Wasser zerflossen. Ob er vom ersten Tagesgrauen bis in die sinkende Nacht stand und rang — niemals kam ihm das richtige Ende zu Griff. Und nun flog und spielte es hier, als ob der Alltag der Festtag sei, und als läge es nur noch an dem bißchen Öl auf dem Loch.

Gleichviel, es war der Sohn, und man mußte es ihm gönnen. Aber das Kopfschütteln blieb und ebenso die Enttäuschung, und was das heißt, das kann nur einer wissen, der selbst bis aufs Blut vergebens um den Erfolg gerungen hat und sieht ihn immer wieder zerrinnen.

Trotz alledem saß der Alte Tag für Tag ruhig auf seinem Stuhl und ließ die Augen durch das Fenster gehen ohne irgendeinen zu suchen und zu treffen, als sich selbst. Wie sollte er es da nötig haben, sich mit Christian Petersen gemein zu machen? Mit einem Trinker!

Und heute hatte Christian nun wieder gehörig einen über den Durst genommen. „Jo, Großvadder, so is datt! Wi sünd twee Paßperr! Datt Blood kann man sick ut de Fingern schinn und anner Lüd fangt ett opp to Swattsur! — Do man ni so tamm, Großvadder, ick weed je doch Bescheed —" Und dabei wollte der Betrunkene dem Vater seines Brotherrn den Arm um die Schulter legen.

Immer nur, wenn Christian betrunken war, hatte er sich an den alten Mann herangemacht und hatte nie weiter darauf geachtet, daß Fritz Johann ihm niemals Antwort gab, sondern einfach nur über ihn hinwegsah, als ob er gar nicht da sei. Um so verblüffter war er darum, statt vermeintlicher, unausgesprochener Zustimmung eine so heftige Abwehr zu erfahren. Der Alte tat ja beinahe, als ob der leibhaftige Satan ihm zu Leibe wolle und griff ihm mit der eingeschrumpften Hand nach der Gurgel, als ob man noch aus halb abgestorbenen Knochen Schraubstöcke mache. —

Bernhard fühlte, wie sein Vater innerlich noch zitterte, wenn er nach außen auch vollständig stumpf tat. Er zog ihn behutsam am Arm hoch, nahm ihn mit in seine Stube und sagte beruhigend: „Nu denk ick, warrt he uns ers mol ut de Ogen blieben, de Lump! — Kumm, Vadder, legg di hier mol 'n beeten lang hin."

Aber der alte Mann wollte nicht auf das Sofa. Er stand neben dem schweren, massiven Geldschrank und weinte wie ein kleines Kind.

Bernhard war schon froh, daß keiner von den Leuten den Auftritt gesehen hatte. Und ganz besonders auch, daß Gerd nicht dazugekommen war, der sich des Großvaters häufig annahm, weil er sich so um ihn sorgte. Der Junge ließ sich ohnehin schon alles viel zu nahe gehen. —

Ach ja, viel, viel zu nahe. Da saß er nun wieder in einem Knickweg zwischen den Pachtgärten und sah und hörte nicht, wie munter die Vögel schon wurden, und daß ein Rühren und Wiederaufleben aus der Erde kam, als höbe alles die Arme gegen den Himmel an. Und war achtzehn Jahre alt! —

Das Leben nimmt und gibt, und gibt und nimmt, und stillhalten muß schließlich alles.

Während Christian Petersen in einer Wirtschaft weiter krakeelte, ließ seine Frau sich von der letzten Station willig bei der Hand nehmen.

Doris drehte sich auf ein paar eigene Worte um, als ob jemand hinter ihr stände. Sie kannte ihre eigene Stimme nicht mehr. „Großvadder," sagte sie ganz leise vor sich hin, „nu warrt ett Tied, nu kommt de Floot!" — Doris' Großvater

Digitized by Google

war Krabbenfischer gewesen, und da Doris sehr früh ihre Mutter verloren und den größten Teil ihrer Kinderjahre bei den Großeltern in Büsum zugebracht hatte, war sie mit dem Schwinden der Sinne scheinbar noch einmal in die Kindheit zurückgekehrt.

Es war ein hoher, wunderschöner Frühlingstag. Die reine, würzige Luft drang durch die offenen Fenster in die Stube, und die Sonnenstrahlen spielten fröhlich auf der kleingemusterten, baumwollenen Tischdecke und sprangen haschend auf das verblichene Damastsofa, wo sie dann kosend auf dem Kinderkopf liegen blieben, und ihn verklärend umschimmerten. Die kleine, fünfjährige Frida, Doris' jüngstes Kind, lag da und schlief.

Doris lächelte, als könnte sie das entzückende Bild noch sehen, und sicher wäre sie in diesem Lächeln selbst aus allem Leid sachte in eine ewige Verklärung hinübergeglitten, wenn in diesem Augenblick Christian nicht in die Stube gestolpert wäre.

Trotzdem es heller Tag war, taumelte der Betrunkene mit einem seiner eisenbeschlagenen Schuhe so heftig und ungeschickt gegen einen schweren Holzstuhl an, daß er mit lautem Gepolter zu Boden fiel.

Die kleine Frida schlief dessenungeachtet weiter, aber Doris schlug nun noch einmal die Augen auf und sah, wie Christian sich mit aufgehobenen Armen übers Bett werfen wollte, nur daß er plötzlich keinen Fuß von der Stelle rühren konnte. Und das war nicht mehr der Branntwein, sondern die gebieterische Majestät des Herrn, der höher steht und stärker ist als alle.

Kaum noch sichtbar hob die Sterbende die Hand, und bewegte sie ganz langsam auf Christian zu: „Adjüs, min Krüschon!" Nichts von Groll, nichts von Vorwerfen und kein bißchen Bitterkeit war in der Stimme, nur ein letzter Hauch von einem namenlosen Weh und einer himmlischen Geduld.

Und doch mußte Doris ihre Augen schließen, bevor ihr Mann die zum letzten Gruß gereichte Hand noch anfassen konnte. Der Herrgott hatte ihn mit beiden Füßen ins Holz des Fußbodens genagelt. Erst als er Doris ganz zu sich hinüber hatte, als sie die Augen fest und jetzt für immer geschlossen hatte, da wandte er auch Christian sein ewiges Erbarmen wieder zu.

Und da lag Christian Petersen nun in dem weißen Sand, der auf den gescheuerten Fußboden gestreut war. Er hatte sich mit beiden Händen gegen die Brust gegriffen, hatte sich das morsche Baumwollhemd aufgerissen und fragte sich zum erstenmal, was Doris Schmielau denn eigentlich mit ihm eingehandelt hatte, als sie sich von Anfang an der Geringschätzung der Familie hatte aussetzen müssen, weil sie aus ärmlichen Verhältnissen war und nichts hatte als ihre Jugend und ihre Schönheit. Und ihr viel zu gutes Herz, das sie bald unter die Füße kriegten. Alle. Und er, Christian, nicht zuletzt. Sie hatten ja nicht aufgehört zu bellen und zu beißen, die andern. Daß alles gut und besser gegangen wäre mit dem Geschäft, wenn eine Frau ins Haus gekommen wäre, die auch ein bißchen eingebracht hätte, statt sich noch gar die Aussteuer als Almosen zustecken zu lassen. Das konnte natürlich gar nicht anders kommen, als es dann kam, meinten sie. Aber das glatte Gesicht, das hätte natürlicherweise in die Wage fallen müssen! Wie Doris denn jetzt aussähe! Nichts welke schneller als so eine weiße Haut. —

Ach, und Doris' Lieblichkeit war das reine Gotteswunder gewesen. Sie hatte einen Schmelz auf der Haut gehabt, wie man ihn unter tausend jungen, frischen Mädchen kaum einmal findet. Und so lockend und grüßend hatte das Blut hindurchgeschimmert wie Wein hinter Kristall. Aber das Allerschönste war es gewesen, daß sie ihren jungen, schönen Leib getragen hatte wie der Stiel die Blüte. So frei und leicht, so gar nicht, als wenn sie ihn bieten müßte.

Ganz einfach ließ sie sich von Christian hinnehmen, und gab so reichlich und doch so keusch. Und war ihm so treu und so ergeben. Trotzdem seine rohe Kraft ihr immer mehr zu tragen gab.

Doris war ein Wunder gewesen an Geduld. Alles schob sie auf sich selbst. Und sie dachte sich, daß es wohl nicht leicht sein müßte für einen Mann, zu vielen geschäftlichen Mißhelligkeiten noch eine lungenkranke Frau zu haben. Denn woher sie ihre kranke Lunge hatte, danach fragte Doris nicht.

Was waren ihr für Tränen ins Blut gefallen! Nachts, wenn Christian neben ihr lag und schlief. Bis alles ausgetrocknet war und Doktor Paulsen ihr in Wohlmeinen den Rat gab, daß Ergebung für alle Teile das beste sei. —

Digitized by Google

„Pappa", sagte die kleine Frida. Sie war langsam und verwundert vom Sofa heruntergeklettert. An seiner Mutter fiel dem Kinde nichts auf, die lag ja viel so still und mit geschlossenen Augen.

„Pappa", sagte die Kleine noch einmal, als sie nun zaghaft und schrittweise näher kam, und in dem unterdrückten Weinen war so viel beklemmende Angst, daß Christian sich schwerfällig aufrichtete. Ohne ein Wort zu sagen, Beruhigendes oder Tröstliches, nahm der ernüchterte Mann sein Kind auf den Arm, preßte es gegen sich und ließ seinen wirren Kopf voll schweren Zuspätkommens über den unschuldigen Kinderkopf gleiten. —

Er war im Grunde kein schlechter Mensch, der Christian Petersen, er war eigentlich nur ein Schwächling, den das Leben nach Willkür und Lust freilich auch einmal zu Gewalt trieb, weil es überall an ihn heran konnte. —

Bernhard Karstens kam noch am selbigen Abend und blieb bei Christian sitzen. Und Christian sah ihn an, als ob er fragen wolle, wieviel Augen Bernhard denn eigentlich zuzudrücken habe.

Bernhard achtete kaum darauf. Er sah noch immer die tote Doris vor Augen, die ihm so viel Lebendiges zu erzählen schien, und vor deren Bett es ihm gewesen war, als müßte er irgendwo aus der Erinnerung ein Gebet aufgreifen. Aber keins wollte passen, weil sie alle noch aus seiner Kinderzeit waren und mit Wissen und Sterben noch nichts zu schaffen hatten. Da hatte er schließlich die Hände leer zusammengenommen und war mit gesenktem Kopf stehengeblieben. Und wer es nicht vergessen hat, was Hanne einmal zu ihrem Gerhard sagte, der weiß Bescheid. —

Gerd war auch mit bei der Beerdigung. Er ging hinter den beiden halbwüchsigen Söhnen von Christian und Doris und sah, wie sie die Köpfe hängen und ihre Schritte für sich laufen ließen. Die ziemlich stämmigen Jungen hatten ihre Mutter ja eigentlich schon lange sterben sehen, aber jetzt, wo sie wirklich tot war, begriffen sie das nicht. Denn selbst vom Bett aus hatte Doris alle Fäden in der Hand behalten und hatte mit Treue gesorgt, so gut sie konnte. Nun waren ihre Kinder plötzlich wie losgelassen vom Guten und Besten, und die Jungen fühlten, daß von der Fülle ihres reifenden Lebens ausfließen konnte. Es sah manchmal aus, als wollten sie einander Schutz suchend nach der Hand fassen.

Und doch mußte Gerd denken, daß die Trauer des Mädchens anders gewesen sei. Weniger hilflos zwar, aber mehr vom eigenen Herzen nehmend.

Marie war ihrer Mutter nur bis an die Haustür nachgegangen. Aber wie sie dort stehenblieb und dem Zug nachschaute, das hatte etwas, daß man nach der eigenen Brust hätte fassen mögen. Das war etwas von dem Grundweh, das durch die ganze Menschheit sickert, und hier und da einmal lautlos aufschluchzt.

Gerd strich nur einmal mit den Augen über das Mädchen hin und wandte den Blick gleich wieder ab, aber während er dann hinter den beiden Söhnen der Verstorbenen herschritt, hatte er ein Gefühl, als liefen ihm von den heißen Tränen zwischen den Fingern durch, die Marie über das leere Bett ihrer Mutter schluchzte. —

Es ist so einfach, was uns Menschen oft so schwer dünkt! Nur zu sterben brauchte sie, die arme Doris, und weiter nichts, da hatte sie alles, alles gut gemacht. Eine Handvoll Erde nach der andern fiel in ihre Gruft, Tränen wurden geweint und schöne, salbungsvolle Worte dazu gesprochen. Und von dem Saatfeld Gottes des Herrn bis an die grüngestrichene Haustür von Christian Petersens Dach wurde nichts als Gutes und Schönes gesprochen von dem Häufchen Fleisch und Bein, das nun kalt und starr in der Erde lag.

Nicht einer und nicht eine konnte sich erinnern, je ein böses Wort gehört zu haben von Doris. Und was ihre Geduld anlangte, hätte Doris nicht erst durch den Spruch des Herrn ein Engel werden brauchen, weil sie es längst hienieden war. Die hätte, weiß Gott, ein anderes Los verdient gehabt als das mit Christian! Von Jugend auf hätte der nicht guttun wollen.

Und vieles, vieles mehr. —

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

Bei dir

Ich bin bei dir — ich halte deine Hände —
Versunken ist das Tages lautes Leid!
Sieh, nur bei dir kann ich es überwinden,
Und kann — vielleicht — den Weg zum Leben finden — —
Und tröstend wird vorüberzieh'n die Zeit.

Ich bin so still — und hoffe nur auf Frieden —
Dich fühle ich — o bleibe still bei mir.
Du brauchst mir keine süßen Worte sagen,
Ich hör' sie ja in deinem Herzen schlagen:
Das gibt mir Trost: Ich bin bei dir — bei dir!

Eva von Collani.

Schild- und Wappensagen / Von Käthe Damm

Unter den Kämpfern dieses gewaltigen Krieges, unter den Gefallenen, die schon im fernen Grabe ruhen, unter den Verwundeten und den an Wunden Entschlafenen sind zahlreiche Angehörige alter Namen und Geschlechter, solcher Namen und Geschlechter, deren Söhne schon seit Generationen dem Staat und Vaterland treu gedient, die ihr Blut auf den Schlachtfeldern vor hundert, vor fünfzig und vierundvierzig Jahren hingaben. Mancher alte Wappenschild wird in der Kirche, im Ahnensaal mit einem Trauerflor geschmückt werden. Da wird dann erst die Erinnerung lebendig an manche alte Wappen- und Familiensage, die viel in Deutschland gefunden werden, an denen aber zuzeiten das allgemeine Interesse etwas verblaßt. —

Es ist ja leicht verständlich, daß „redende Wappen", also diejenigen, deren Zeichen mit dem Familiennamen übereinstimmen, der Sage meist willkommene Stoffe darboten, als nicht redende, aber darum wissen doch die meisten Familien, deren Wappen nicht redende Wappen sind, zu erzählen, warum sie den Löwen oder die Axt, oder den Kesselhaken oder den Stern oder diese oder jene Blume im Wappen führen.

Die einfachen Hausmarken und Runenzeichen, mit denen man in ältester Zeit (als behördlich noch nicht Grenzen für Gemeinde- und Einzelbesitz festgesetzt werden konnten) den Besitz oder Teile des Besitzes versah, wurden von den Edelingen und Freien auf ihren Schilden angebracht, um den Träger, dessen Antlitz das Visier verhüllte, kenntlich zu machen.

Eigentlich waren also die allerältesten, mit einfachen Runenzeichen bedeckten Wappen auch redende, und es mag sich wohl auch die Sage mit diesen Symbolen früher schon gern beschäftigt haben. Selbstverständlich kann man nicht behaupten, wieviel und welche Sagen einen historischen Kern haben, wieviel und welche Erfindungen ohne historische Grundlage sind. Denn das Mittelalter hat die Wappen- und Schildsagen besonders ausgebildet, wie es im Geist jener Zeit mit ihrer ausgeprägten Symbolik lag. Aber auch die später entstandene Schildsage, die in treuer Pietät der Überlieferung gehütet wird, ist für die Familien wertvoll, und es ist gar nicht einzusehen, weshalb sich eine alte Familie nicht an einer schönen, alten Schildsage erfreuen soll. Übrigens nahmen die Städte auch früh Wappen an, namentlich liebten sie es, ihre städtische Wehrhaftigkeit durch Mauern mit Zinnen und Türmen, oder durch Türme allein im Wappen und Siegel zu bekunden. Und Mauer, Zinnen und Turm geben sofort die Verbindung mit der Namensendung Burg. Man kennt den stolzen Turm des Hamburger Stadtwappens, während das Wappen der Stadt Offenburg eine offene Veste zeigt.

Die meisten Städtewappen sind sogenannte redende Wappen: Weißenburg hat eine weiße Burg, Rotenburg eine rote, Halle an der Saale eine hohe, gekrönte Gewölbehalle, Magdeburg zeigt die Jungfrau (Magd — Mädchen) auf der Burg, Königsberg ein gekröntes Haupt, Lauffen einen Boten usw.

Viele Sagen beschäftigen sich nicht nur mit der Entstehung des vollständigen Wappens, sondern viele wissen nur davon zu sagen, wie dieses oder jenes Zeichen später in das Wappenschild gekommen ist, und oft sind sogar zwei oder drei Lesarten über diese Wappenbildbereicherung vorhanden.

So gibt es mehrere Sagen darüber, wie der grüne Rautenkranz in das sächsische Wappen ge-

Digitized by Google

kommen ist. Nach einer dieser Sagen entstammt er einer Aufmerksamkeit Kurfürst Albrechts II. von Sachsen für seine Gemahlin, die Kurfürstin Agnes, Tochter Kaiser Rudolfs I. Sie trug, der Sitte der Zeit gemäß, als die Fürstentöchter Kränze anstatt der späteren Kronen im Haar trugen, einen schlichten Rautenkranz, als er sie zum erstenmal erblickte, und er nahm deshalb zum ewigen Gedenken den Kranz auf.

Eine andere Lesart läßt einen sächsischen Fürsten namens Bernhard eine Wallfahrt nach Palästina machen. Durch irgendwelche Verkettung von widrigen Umständen aber mußte er längere Zeit in Venedig rasten, lernte dort eine schöne Jungfrau kennen und lieben. Sie wußten, daß sie sich nicht angehören konnten, und in der Abschiedsstunde gab sie ihm zur Erinnerung die Hälfte des Rautenkranzes, den sie im Haar trug, und er befestigte ihn — zum Andenken an sie — auf seinem Wappenschild.

Die dritte Sage erzählt: Als Bernhard I., Sohn des Askaniers Albrecht des Bären, vom Kaiser mit dem Herzogtum Sachsen belehnt wurde, bat er um ein besonderes Zeichen für sein altes Askanierwappen, die fünf schwarzen Balken im goldenen Felde. Da nahm der Kaiser den grünen Kranz, den er im Haar trug, ab und hing ihn über Bernhards altes Balkenwappen. Gegen diese Sage ist manchmal die Behauptung aufgestellt, sie könne nicht auf Wahrheit beruhen, da die Belehnung im Winter geschah. Ein Gegenbeweis dürfte das kaum sein. Damals war das Kranztragen, auch für Männer, so allgemein, daß man sich im Winter künstlicher Blätter und Blumen bediente.

Die Raute an sich war zu jener Zeit hochgeehrt, sie galt als Heilkraut, besonders der Saft gegen den Biß toller Hunde.

Um bei den Blättern zu bleiben, soll hier die reizende Sage erwähnt werden, wie der kranzartig zusammengebogene Lindenzweig in das Seckendorfsche Wappen gekommen ist: Dem Kaiser Heinrich II. rettete ein Knappe auf der Jagd das Leben, indem er einen wütenden Ur (Auerochsen) erschlug, der den Kaiser bedrängte. Dafür schlug ihn der Kaiser sofort zum Ritter, brach einen jungen Lindensproß von einer nahestehenden Linde ab und gab ihn ihm zum Gedenken der tapferen Tat ins Wappenschild.

Man weiß auch zu sagen, wie der Rabe, der auf einem Türkenschädel sitzt, in das Wappen der Grafen und Herren von Schwarzenberg gekommen ist. Graf Adolf von Schwarzenberg befreite durch seine Tapferkeit und Klugheit die Festung Raab, die von den Türken hart bedrängt wurde. Dafür gab ihm der Kaiser das Zeichen Türkenschädel und Rabe in den Wappenschild.

Das Pferd, das Wappenzeichen Hannovers und Braunschweigs, ist uralt, ebenso alt wie der fliegende Adler und der gekrönte Büffelkopf. Ohne Zweifel war das Pferd das Heerzeichen des alten Sachsenvolkes, wie ja schon dessen mythische Heerführer Hengist und Horsa hießen. Das Pferd, das von jeher die urgermanische Sage zum Lieblingstier Wotans ersah! Und so erzählt die Sage, daß die Sachsen unter ihrem Heldenführer Widukind ein schwarzes Roß als Heerzeichen geführt, nachdem sich aber Widukind zum Christentum bekannt und hatte taufen lassen, ordnete Kaiser Karl der Große an, daß im Hinweis auf das weiße Pferd der Apokalypse und als Zeichen seines Sieges auch über den alten Heidenglauben, das weiße Pferd sein Wappenzeichen bleiben solle. Das Pferd als Schildzeichen hat das Kloster Roßwein, es ist eins der klarsten und einfachsten „redenden" Wappen und zeigt ein Roß neben einem Weinstock.

Als der Bär in Deutschland als König der Tiere galt (er wurde später durch den fremdländischen Löwen entthront), gab es oft den Bären im Wappenschild, z. B. im Wappen der Bernburgischen Askanierfürsten, in dem der Städte Bern und Berlin, und gilt hier, da im Namen zu erkennen, als redendes Wappen. Außerdem führten ihn mehrere alte Rittergeschlechter und die uralten Abteien Appenzell und St. Gallen im Schilde.

Es kam auch vor, daß man die späteren Zugaben zu schon bestehenden Wappenzeichen nicht in den Schild selbst aufnahm, sondern auf dem den Schild krönenden Helm befestigte.

Auf dem Helm eines alten Familienwappens ist ein Handschuh befestigt, die Sage weiß zu melden, daß einst die heilige Elisabeth von Thüringen einem Ritter, der als Gast auf der Wartburg weilte, einen ihrer Handschuhe schenkte. Dieser Handschuh, den er immer bei sich trug, ward ihm zum schützenden Talisman, bewahrte ihn in Not und Gefahr, und zum ewigen, dankbaren Erinnern nahm er die Abbildung des Handschuhs in seinen Schild auf.

Von einem durch eine Heilige aus Tränen gewebten Handschuh als Helmzier weiß die Legende zu erzählen: Ein Ritter, der seinem weltlichen Leben entsagen wollte, gelobte sich zum Dienst der Kirche und der heiligen Katharina, die ihm im Traum erschienen war. Er hielt aber schließlich sein Gelübde nicht, als er eine wunderschöne Jungfrau kennen lernte, mit der er sich vermählte. Von Gewissensqualen, der heiligen Katharina das Wort nicht gehalten zu haben, gepeinigt, betete er auch oft laut zu der Heiligen, wenn er sich unbelauscht wähnte. Seine junge Gattin aber hörte das einst, glaubte, er spräche zu einem irdischen Weib und stach sich mit einem Dolch in die Brust. Da eilte der Ritter in den Wald und bat die Heilige weinend um ihre Hilfe. Die erschien ihm auch, strich ihm mit der Hand seine Tränen aus den Augen, und aus diesen Tränen webte sich um ihre Hand ein durchsichtiger Handschuh, den sie ihm mit dem Trost zurückließ, seine Gemahlin würde genesen und sie beide fortan sehr glücklich werden. — Als er heimkam, fand er seine

Digitized by Google

Gattin in der Besserung, und da auch die Prophezeiung des fortan glücklichen Lebens sich erfüllte, nahm der Ritter den Handschuh in sein Wappen auf und nannte sich von Handschuhsheim.

Ein redendes Wappen ist das der gefürsteten Grafen von Henneberg, welchen Titel bekanntlich der Deutsche Kaiser führt. Die Henne im Wappen ist nämlich eine Wildhenne, ein Rebhuhn, und sie spielt in der Stammsage des Geschlechts ihre Rolle. Denn der Begründer der Familie streifte einst vor Urzeiten in waldiger Gegend, um einen Platz für seine Burg zu suchen. Auf diesen Streifzügen kam er auch auf den Gipfel eines hohen Kegelberges. Da flog mit einem Male aus dem niedrigen Gebüsch eine Wildhenne mit ihren Jungen auf. Er ließ die Burg, von der nur mehr Trümmer vorhanden sind, auf dieser Stelle erbauen, nannte sie Henneberg und nahm selbst diesen Namen an.

In ganz alten Chroniken soll mit einem Verse dieses Vorfalles gedacht sein:

„Hier hat gelegt das Huhn ein Ei,
Daß Burg und Berg benennet sei."

Auf dem Helm des uralten Geschlechts der Bülow sieht man einen Vogel, den Pirol, den bekanntlich der Volksmund nach dem Klang seines Rufs „Vogel Bülow" nennt, und es geht die Sage, daß dieser Vogel in grauer Vorzeit einen Ahnherrn der Familie, der im Walde verirrt eine Zuflucht suchte, durch seinen Ruf auf den rechten Weg gebracht. Eine andere Lesart berichtet, daß der den Ritter begleitende Vogel sich auf einen Eichbaum setzte und da einen goldenen Ring, den er im Schnabel getragen, zur Erde fallen ließ, damit dem Ritter die Stelle zeigend, wo er seine Burg bauen sollte.

Wenig bekannt ist die Sage, wie das goldene Rad in das Wappen der Stadt Mainz kam. Der fromme Bischof Willigis, der eines armen Rademachers Sohn war, ließ, als er zu so hoher Stellung emporgestiegen war, in seinem Zimmer, im Flur seines Hauses, über dem Eingangstor, in seinem Garten, wo es irgend ging, das hölzerne Rad malen, oder ein hölzernes Rad anbringen, um sich immer seiner bescheidenen Herkunft zu erinnern, damit er nicht hochmütig und stolz werde.

Zum Andenken an den bescheidenen Kirchenfürsten nahm Mainz ein goldenes Rad in sein Wappen auf.

Räder im Wappen führen u. a. die Familie von Redern, ein halbes Rad die Familie von Stückrad, weshalb diese Wappen zu den „redenden" gehören. Dagegen ist das Rad im Wappen der Wedel im Namen nicht erkennbar, es soll in das Wappen gekommen sein, als einst eine Wendenfürstin auf einem Jagdausflug dem Mühlenrad zu nahe kam. Schon war sie in Gefahr, erfaßt zu werden, als der Müllersbursch mit starken Armen das Rad packte und anhielt. Dabei büßte er beide Arme ein und wurde für seine beherzte Tat zum Ritter geschlagen.

Die Schildsage, wenn es sich um einen einfach, vier- oder fünffach gestreiften Schild handelt, daß der das Wappen verleihende Fürst auf der Jagd oder in der Schlacht seine Hand in Blut getaucht und damit die Striche in den Schild gezogen habe, findet sich in mehreren Familien. Ob nun wahr oder später erdichtet, ob gerade so geschehen oder später ausgeschmückt, jedenfalls sind die Schildsagen, ganz gleich, ob sie Fürsten- oder Adelsfamilien oder Städtewappen betreffen, eine so wundervolle Überlieferung, daß man sich freuen muß, wenn sie noch in den Nachgeborenen fortlebt als ein Teil der Familienliebe und Treue oder des Bürgerstolzes.

✱

Die Edelmannsmutter / Skizze von Fritz Skowronnek*) (Schluß.)

Die Frau Försterin hatte in ihrer langjährigen Praxis schon manchen Brief verfaßt. Aber diesmal war sie doch ratlos. Endlich kam unter Beihilfe des Herrn Försters ein Schriftstück zustande, worin das Generalkommando in Berlin ersucht wurde, einem Unteroffizier Ludwig Zawolski alias Kostka alias Mrotzek mitzuteilen, daß seine Mutter im Zustande der äußersten Dürftigkeit lebe und genötigt sei, die Mildtätigkeit fremder Leute in Anspruch zu nehmen. Falls Adressat inzwischen in eine Zivilstellung eingetreten sei, werde gebeten, den mutmaßlichen Aufenthaltsort anzugeben. Die Antwort ließ etwas auf sich warten. Fast täglich kam die Mrotzkowa in der Dämmerung ins Forsthaus gelaufen, um sich Bescheid zu holen. Sie hatte während der ganzen Zeit dem Gerlitzki keinen Anlaß zur Unzufriedenheit gegeben. Es war sogar auch äußerlich eine große Veränderung mit ihr vorgegangen. Janek hatte aufgehört zu zweifeln und ihr nicht nur sein Herz, sondern auch die Truhe mit den Kleidern seiner seligen Lowisa geöffnet.

Jetzt wusch sie sich täglich, kämmte sich auch manchmal und trank nicht mehr, als sie zur Not vertragen konnte. Eines Tages, es war schon im Dezember, sagte ihr der Briefträger, es sei ein Brief vom Generalkommando in Berlin an die Frau Förster angekommen. Erfurchtsvoll betrachtete die Mrotzkowa das Schreiben, das ihr der Postbote auf ihre Bitte zur Ansicht hinhielt, dann machte sie schleunigst Toilette und lief dem Briefträger nach. Sie kam gerade zurecht, als die Frau Försterin ihrem Mann vorlas, daß im ersten Garderegiment zu Fuß ein Unteroffizier Ludwig Mrotzek stände, dessen Mutter aber nach seiner

*) Aus dem höchst zeitgemäßen schönen Buche „Du mein Masuren" (Verlag Otto Janke, Preis 1 Mark).

Digitized by Google

eigenen Aussage bereits seit vielen Jahren verstorben sei. Die Aussage sei auch glaubwürdig, da nachweislich der Mrozek von fremden Leuten erzogen sei.

Die Mrozkowa hatte von dem Inhalt des Schreibens nur die Tatsache erfaßt, daß ein Unteroffizier Ludwig Mrozek bei der Garde stand. Soviel hatte sie bei ihrer mangelhaften Kenntnis der deutschen Sprache doch verstanden. Und es genügte ihr. Sie war närrisch vor Freude, küßte umschichtig dem Herrn und der Frau Förster den Rockärmel und rief einmal über das andere: „O du mein gutes Gottchen! O du mein liebes, gutes Gottchen!"

Nachdem sie sich von der ersten Freude erholt, bat sie inständig, den Brief auch dem Jan Gerlitzki vorzulesen. Nun könne er doch nicht sagen, daß sie gelogen hätte. Die Försterfrau aber war mit dem Resultat nicht zufrieden. Sie klärte die Alte also auf, daß ihr Sohn von ihrem Dasein nichts wisse. Ob sie ihm nochmal schreiben und ihn auffordern sollte, für seine Mutter zu sorgen.

Der Alten liefen bei dieser Mitteilung die Tränen über die Backen. Aber sie zwiderte, ohne sich zu besinnen:

„Frau Wohltäterin, woher soll der Ludwig wissen, daß er eine Mutter hat, die an der Straße und im Roten Haus gesessen hat! Vielleicht will er auch nichts davon wissen, denn ich müßt' mich ja schämen, ihm zu erzählen."

„Ach was! Das wird ihm alles vorher geschrieben, und dann müßt' er sich schämen, wenn er seine Mutter im Elend verkommen lassen wollte. Du glaubst vielleicht, der Gerlitzki wird dich bei sich behalten, wenn dein Sohn nichts von dir wissen will? Der spekuliert ja nur darauf! Sonst könnte er sich noch 'ne junge, forsche Person ins Haus nehmen, z. B. die Dombrowska, die bringt ihm sogar noch Geld mit. Also: es wird noch mal geschrieben, und wenn dein Sohn vor dir nichts wissen will, dann steht's ja bei dir, ob du ihn gesetzlich zwingen willst, dich zu unterstützen."

Gedankenvoll wanderte die Alte heim. Der Förster aber, dem seine Frau den ganzen Sachverhalt geschildert hatte, setzte sich an demselben Tage hin und schrieb einen langen Brief an den Herrn Unteroffizier Ludwig Mrozek, worin ihm über seine Familienverhältnisse und die Lage seiner Mutter reiner Wein eingeschenkt wurde. Es wurde ihm nahegelegt, zu Weihnachten Urlaub zu nehmen und seine Mutter zu besuchen. Das würde die größte Freude sein, die der alten Frau in ihrem ganzen Leben zuteil werden könnte.

Frau Förster aber ging mit weiblichem Feingefühl noch anders zu Werke. Sie schrieb an den Regimentskommandeur, setzte ihm, soweit das ohne zu genaue Schilderung der Verhältnisse möglich war, auseinander, daß Ludwig Mrozeks Mutter wirklich hier noch lebe, und bat ihn, darauf hinwirken zu wollen, daß der alten, freudlosen Frau das Glück beschieden werde, ihr Kind noch einmal zu sehen.

Welcher von den beiden Briefen am besten gewirkt, wurde bald klar. Die Frau Förster, die sich auf einen ziemlich nahen Verwandten in hoher militärischer Stellung berufen hatte, erhielt umgehend einen höchst liebenswürdigen Brief des Herrn Oberst von K. . . ., worin die Erfüllung der Bitte zugesagt wurde. Ein paar Tage später erhielt auch der Förster von dem Unteroffizier Ludwig Mrozek Bescheid.

Die Gewißheit, daß die Frau, die ihm das Leben geschenkt, noch auf Erden weile, hatte ihm ans Herz gegriffen. Er würde kommen, wollte aber doch wissen, was man von ihm verlangte. Er hoffte, im Frühjahr Feldwebel zu werden, und dann wolle er heiraten. Seine Braut hätte zwar die Nachricht ganz verständig aufgenommen, aber er glaube es ihr nicht ansinnen zu können, die alte Frau in ihr Heim aufzunehmen.

Er erhielt, diesmal von der Frau Förster, die Antwort, er möge nur kommen und sich darüber nicht den Kopf zerbrechen; eine Übersiedlung der Alten nach Berlin sei völlig ausgeschlossen. Der Förster hatte noch zugefügt: nach seiner Erfahrung ließen sich solche alten Bäume nicht in ein anderes Revier verpflanzen. Und darunter schrieb wiederum Frau Förster: Er würde, da kein Krug vorhanden, mit einem Bett in der Oberstube vorliebnehmen, er sei freundlichst eingeladen, die paar Tage im Forsthause zu verleben. Er möchte nur rechtzeitig den genauen Zeitpunkt seines Eintreffens auf der nächsten Bahnstation angeben, dann würde ihn ein Schlitten abholen.

Der Brief sollte schon geschlossen werden, da griff der Förster nochmals zur Feder und schrieb darunter: „Ihr Vater hat lange Jahre in unserem Hause freundschaftlich verkehrt, wir werden uns freuen, den Sohn meines Jagdkumpans und Duzfreundes aufzunehmen."

Die alte Mrozkowa war ganz kriselig vor Freude. Sie lief in allen Katen des Dorfes herum und erzählte von ihrem Ludwig, von dem „Herrn Unteroffizier", der nach ihrer Meinung so ziemlich die höchste Staffel des militärischen Ranges erklommen hatte. Und eine Schwiegertochter würde sie haben, so reich und so vornehm, wie sie nur ein junger Edelmann heiraten könnte. Jan Gerlitzki war gar nicht ungehalten darüber. Er sonnte sich auch in dem Glanz, und hätten nicht die Försterslente seine Begeisterung etwas gedämpft, dann hätte er sich beinahe eingebildet, der Vater dieses vornehmen Sohnes zu sein. Aber er ging stark mit dem Gedanken um, dem Herrn Unteroffizier einen Stiefvater zu geben, fand jedoch bei der Alten, die unter anderen Umständen mit Freuden Frau Gerlitzka geworden wäre, kein Entgegenkommen.

Am Weihnachtsheiligabend sollte Ludwig Mrozek ankommen. Kurz nach Mittag fuhr der

Digitized by Google

Förster zur Bahn. Frau Förster putzte in der Wohnstube den schönen Baum, der das ganze Zimmer mit seinem herzerquickenden Duft erfüllte. Geschäftig lief sie dazwischen nach der Küche, um nach den Brassen auf dem Herd und nach dem Hasen im Bratofen zu sehen.

Da schlugen die Hunde an, mit dem freudig energischen Blaff, mit dem sie den Hausherrn und das Fuhrwerk des Hauses zu begrüßen pflegten.

Mit vor Aufregung zitternden Händen zündete Frau Förster die Lichte des Baumes an, und kaum hatte sie die alte Mroßkowa aus der Küche hereingeholt, da stampften auf dem Flure schwere Männertritte.

Dann tat sich die Tür auf, und vor ihnen stand ein bildschöner, junger Mann in schmucker Uniform. Die dunklen Augen, das krause, schwarze Haar, die scharfgebogene Nase, das energische Kinn, — kein Zweifel, das war Jawolskis Sohn.

Mit brennenden Augen sah der junge Mann auf den Lichterglanz. Wie im Traum hörte er, wie die Frau Förster ihn mit den Worten begrüßte: „Willkommen in der Heimat!" Und dann führte sie ihn um den Baum herum, vor das Sofa, wo ein kleines, verschrumpeltes Weiblein saß.

„Das ist Ihre Mutter! Mroßkowa, Ihr Sohn!"

* * *

Eine Stunde später saßen vier Menschen in feierlich-fröhlicher Stimmung zu Tisch. Die Alte hatte alle Scheu ihrer Armut verloren und hing mit strahlenden Augen an dem frischen, jungen Mann, der ihr in fremdartiger Mundart, aber doch so innig, von seinen Lebensschicksalen erzählte. Das war ihr Sohn! Ihr Sohn! Und durch ihren Sohn saß sie am herrschaftlichen Tisch bei dem Herrn Förster, als wenn sie dahin gehörte!

Sie sprach nichts, sie lächelte nur, aber dabei stahlen sich von Zeit zu Zeit ein paar Tropfen aus den Augenwinkeln die welken Backen hinab.

Als das Mädchen den Tisch abräumte, meldete sie, daß Jan Gerlitzki in der Küche säße, er möchte doch auch den Herrn Unteroffizier sehen.

Ludwig Mroßek sprang sofort auf: „Das ist wohl der Mann, der meiner Mutter Unterkunft gewährt hat. Ich möchte ihm danken."

Jan Gerlitzki trat ein, noch ziemlich festen Schrittes, aber der flackernde Blick verriet schon deutlich, daß er bereits stark „geladen" hatte. Und nun kam, was die Frau Försterin befürchtet hatte. Der Kerl prahlte damit, daß er noch ein junges Weib heiraten könnte, die ihm verdienen helfe. Also, wenn er „die alte Krähe" bei sich behalten sollte, dann müßte der „Herr Edelmann" schon dafür sorgen, daß sie beide gut zu leben hätten. Vielleicht möchte er, Jan Gerlitzki, die Alte auch noch heiraten, obwohl sie gerade nicht mehr die Schönste wäre.

Da sprang die Mroßkowa vor. Die Stimme bebte ihr, als sie den Kerl anfuhr:

„Also deshalb hast du mir die Kleider gegeben! Und deshalb hast du schreiben lassen, daß der Ludjich kommen möcht', damit du nicht zu arbeiten brauchst. Hast mich auch heiraten wollen, — aber andere Leute haben auch Verstand! Wenn der Ludjich bezahlen soll, dann braucht er bloß für mich zu bezahlen! Hab' ich dir nicht gewirtschaftet und gewaschen und Essen gekocht? Hast du mir was dafür gegegeben? Die alten Kleider, die du mir gegeben hast, wird der Ludjich bezahlen. Und nun mach, daß du rauskommst, sonst erzähle ich dem Herrn Förster, wer ihm vorigen Winter die weiße Hündin gestohlen hat." Sie wandte sich um: „Herr Förster, nach Rußland hat er sie verkauft, an den Kollegienassessor Tolpiga in Grajewo. Der Kerl ist ja so damlich; wenn er betrunken ist, dann schwatzt er alles aus. . . . Auch den alten Birnbaum von Ihrem Feld hat er gestohlen und das dicke Ende nachts über den See zum Drechslermeister nach Lyck gefahren —" Jan Gerlitzki wurde mit einem Male nüchtern. Er machte einen tiefen Kratzfuß und wandte sich an den Förster:

„Verzeihen Sie, Herr Wohltäter, wenn ich sage: das alte Weib lügt! Vielleicht ist sie auch nicht mehr ganz nüchtern."

Der Förster ging zum Gewehrschrank, öffnete ihn bedächtig und nahm von einem Nagel eine kurze, aus Leder gedrehte Hundepeitsche. Aber da fiel ihm auch schon seine Frau in den Arm:

„Mannchen, heute nicht! Heut' ist Heil'ger Abend!"

Brummend hing der Förster das Instrument wieder in den Schrank.

„Du hast recht, Mutter, er wird es morgen ohne Zureden eingestehen. Aber nun laß mal schnell den Ofen im Waschhaus heizen, der Kerl bleibt hier. Der Samel kann ihm ein Bund Stroh, aber Krummstroh, ins Waschhaus legen und die beiden alten Teckel rauslassen, damit er nicht ans Fortlaufen denkt."

Er nahm Gerlitzki, der vor Wut kochte, an den Arm: „So, nun setz dich mal in die Küche, bis dein Quartier bestellt ist." Die Försterslеute waren hinausgegangen. Ludwig Mroßek hatte sich hingesetzt und die Hände vors Gesicht geschlagen. Von Zeit zu Zeit kam ein stöhnender Laut aus seiner Brust. Seine Mutter stand neben ihm und streichelte ihm das krause Haar.

„Sei ruhig, mein Ludjich, du brauchst gar nichts zu bezahlen. Der Herr Förster wird den Kerl schon morgen ins Rote Haus abliefern, da kommt er nicht sobald heraus. Und wenn er abgesessen hat, dann kannst du ihm ja das Kleid bezahlen und das Tuch, aber nicht zu viel, weißt du, denn sie sind nicht mehr neu."

Nach einer kleinen Pause fuhr sie fort: „Für mich brauchst du auch nicht zu bezahlen. Ich kann ja wieder . . ."

„Mutter, was redst du!"

Digitized by Google

„Nein, nein, mein guter Ludjich, ich werd' ja nicht, wenn du nicht willst. Aber ich kann ja als Kinderfrau gehen oder in die Wirtschaft . . ."

Der junge Mann nahm die Hände vom Gesicht und sah sie an: „Mutter, es handelt sich ja nur um ein paar Monate. Zum April werde ich Feldwebel, und ein paar Wochen darauf habe ich geheiratet, dann kommst du zu uns."

„Nein, mein Ludjich."

„Ach was! Weshalb sollst du bei fremden Leuten sitzen. Meine Braut wird vernünftig sein! Und wenn es ihr nicht passen sollte, meine Mutter bei sich aufzunehmen, dann hat sie mich nicht so lieb, wie es in der Ordnung ist."

„Nein, mein lieber Sohn, das will ich nicht. Du wirst ein gutes, ein feines Mädchen heiraten. Ich gehe morgen zum Herrn Pfarrer Oterski nach Lyck, der hat mir immer gesagt: ‚Mrotzkowa', hat er gesagt, ‚weshalb sitzt du an der Straße, kannst du nicht bei Leuten Gutes tun als Kinderfrau?' Der Herr Pfarrer wird schon helfen. . . ."

Während der letzten Worte war die Försters-frau ins Zimmer getreten.

„Machen Sie sich keine Kopfschmerzen, lieber Mrotzek, Ihre Mutter kann sich ohne große Anstrengung ihren Unterhalt noch immer selbst verdienen. Und wenn Sie sich mit Ihrer Frau eingelebt haben und für Ihren ersten Jungen eine Pflegerin brauchen, dann wird es sich von selbst machen, daß Sie Ihre Mutter zu sich nehmen."

Jetzt kam auch der Förster in die Stube zurück. Er hatte dem Gerlitzki sein Nachtquartier angewiesen und dabei wohl auch den Versuch gemacht, in aller Güte von dem Kerl ein Geständnis zu erreichen. Es war ihm nicht gelungen. Brummig ging er auf und ab und schielte nach dem Schrank, wo das Instrument hing, das ihm über das Schicksal seines Lieblingshundes vollen Aufschluß verschafft hätte.

Endlich brach die Hausfrau das unerquickliche Schweigen und mahnte zum Schlafengehen. Die Alte könne beim Mädchen in der Schlafbank Platz finden.

Mrotzkowa wehrte sich dagegen. Der Gerlitzki sei wohlverwahrt, da könne sie ruhig nach Hause gehen. Sie müßte sowieso morgen in aller Frühe nach Lyck zum Pfarrer, der werde ihr schon einen Dienst besorgen. Dann umfaßte sie ihren Sohn, bog seinen Krauskopf zu sich herunter und küßte ihn. Sie nickte ihm noch nach, wie er mit dem Hausherrn, der ihm den Weg zur Oberstube zeigen wollte, hinausging. Nun küßte sie der Frau Försterin die Hand und dankte ihr mit bewegter Stimme für alles Gute, das sie ihr und ihrem Sohn erwiesen.

„Eine größere Freude, Frau Wohltäterin, kann der Mensch im Leben nicht haben, wie ich gehabt habe. Und mehr Freude brauch' ich auch nicht."

Sie schlug ihr großes Tuch über den Kopf und schritt hinaus mit leichtem Schritt wie ein junges Mädchen.

* * *

Draußen stand der volle Mond hoch am Himmel. In kurzen Zwischenräumen fuhr ihm eine dunkle Wolke übers Gesicht und streute über die schneeverhangenen Bäume da unten noch mehr von der weichen, weißen Last. Der Wind trieb die hartgefrorenen Körnchen am Boden vor sich her und häufte sie auf, wo er ein Hindernis fand. Auf der verwehten Landstraße stampfte ein altes Weiblein durch den Schnee. Von der Stirn fielen ihr die Schweißtropfen. Müde war sie zum Umsinken. Die Aufregung hatte sie den ganzen Tag nicht zum Essen kommen lassen. Von Zeit zu Zeit murmelte sie vor sich hin: „Mein guter Ludjich! Nein, mein guter Junge, du sollst eine feine, schöne Braut heiraten."

Nach ein paar Schritten blieb sie stehen und lachte laut auf. „Der dumme Kerl, der Gerlitzki, heiraten möcht' er mich, und der Ludjich sollt' bezahlen für uns beide!"

Sie stampfte weiter durch den Schnee. Aber müde war sie, müde zum Umsinken, das Glas Wein, das ihr die Frau Förster eingegossen hatte, lag ihr so schwer in den Gliedern.

Es lag am Wege ein starker Stamm. Sie wischte den Schnee herunter und setzte sich hin. Ausruhen wollte sie, nur ein paar Minuten, um neue Kräfte zu sammeln. Sie zog das Tuch fester um sich, denn der Wind zog so scharf durch den Wald. Hinter dem Baum, im Graben saß es sich schon besser. Sie streckte die Füße in den lockeren Schnee.

„Mein Ludjich, mein guter, lieber Ludjich!" Wie saß es sich so schön in dem weichen Bette! Die Augen fielen ihr zu, aber sie lächelte. „Jetzt brauch' ich nicht mehr in die Schonung zu kriechen."

Dann schlief sie ein. Im Traum noch sah sie einen schönen Mann mit schwarzen, krausen Haaren und dunklen Augen. Aber sie konnte nicht mehr unterscheiden, ob es der Pan Jawolski war oder ihr Ludwig.

„Mein Ludjich!"

Am anderen Tag fand der Förster die alte Mrotzkowa vom Schnee verweht. Sie war eingeschlafen. Ein seliges Lächeln lag auf dem welken Antlitz.

Inhalt des Heftes 21: Aus dem Leben eines preußischen Volksschullehrers. Von R. E. Gregorovius. — Gerd. Roman von Minna von Heide. **Beiblatt:** Bei dir. Gedicht von Eva von Collani. — Schild- und Wappensagen. Von Käthe Damm. — Die Edelmannsmutter (Schluß). Skizze von Fritz Skowronnek.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Janke Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin; Verlag v. Otto Janke. Ausgegeben am 20. Februar 1915. — Druck von A. Gehdel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek

1915 Heft 22

Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Aus dem Leben eines preußischen Volksschullehrers

Von R. E. Gregorovius

3. Fortsetzung.

Dem achtzig Jahre alten, würdigen Herrn, der in stiller Abgeschiedenheit, mit einem Fuß im Grabe, seinen Ruhestand verlebte, trugen die beiden Lehrer ihre Gedanken vor und baten ihn, ihnen auf Grund seiner langen Lebenserfahrung zu sagen, wie man den Kindern in der richtigen Weise die Worte: „Wir sollen Gottes Namen in allen Nöten anrufen" erklären müßte.

Der Alte erwiderte: „Mit Luthers Erklärung können wir im Unterricht schon fertig werden; denn sie will uns nur den Text des Gebotes: ‚Du sollst den Namen deines Gottes nicht unnützlich führen' näher erläutern. ‚Wenn ihr also', so würde ich zu meinen Schulkindern sagen, ‚sicher sein wollt, den Namen Gottes nicht zu mißbrauchen, sondern recht zu gebrauchen, dann wendet ihn an, wenn ihr ihn in der Not anruft. Das ist der rechte Gebrauch des Namens Gottes.' Damit ist, liebe Kollegen, Luthers Erklärung erledigt, denn sie sagt nichts davon, daß Gott, in der Not angerufen, auch helfen wird. Aber diese Erläuterung hilft nicht viel und verkleistert, wenn ich so sagen darf, den wahren Inhalt der Ermahnung. Aber immerhin: damit könnte man vor den Kindern auskommen, nicht aber, wenn ich den Bibelspruch heranziehe: ‚Rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten.' Meine lieben Freunde," fuhr der Greis fort, „Sie dürfen nicht glauben, daß wir Menschen jedes Wort der heiligen Schrift ganz verstehen. Dieses Wort gehört zu denjenigen, die wir Menschen völlig niemals verstehen werden. Sollte es deshalb unwahr sein? Gewiß nicht! Aber lehren Sie doch Ihre Kinder ihr Verhältnis zu Gott stets so aufzufassen, wie das eines unerfahrenen Kindes zu seinem erfahrenen und guten Vater. Das Kind wird und muß, wenn es in Not ist, seinen Vater zu Hilfe rufen und wird nicht, wenn der Vater ihm aus irgendeinem Grunde keine Hilfe gewährt, sein Vertrauen zu ihm fahren lassen, und wird getrost ein anderes Mal in der Not wieder zu ihm rufen, und der gute Vater wird und muß erwarten, daß sein Kind sich in der Not an ihn wendet und wieder an ihn wendet. Gott verlangt, daß wir in der Not ihn anrufen! Das ist genug, das muß für uns genug sein! Unsere Pflicht ist es, ihm zu gehorchen und alles Weitere dann ihm zu überlassen.

Mir ist ein schönes Wort Luthers in der Erinnerung geblieben, das uns aus der Not, die uns dieses Bibelwort macht, am einfachsten heraushilft. Er sagt: ‚Beten, Not anzeigen und Hände aufheben sind Gott die allerangenehmsten Opfer. Er begehrt's, er will's haben, daß du selbst deine Not ihm fürbringest, nicht auf dir liegen lassest und dich selbst damit schleppest; nagest und marterst, damit du aus einem Unglück zwei, ja zehn und hundert machst. Fehlet euch etwas, wohlan, schüttet euer Herz vor ihm aus, saget es ihm frei, berget ihm nichts. Es sei, was es wolle, so werfet es mit Haufen heraus vor ihm, als wenn ihr euer Herz einem guten Freunde ganz und gar eröffnet. Er höret es gern, will auch gerne helfen und raten. Scheuet euch nicht vor ihm und denket nicht, es sei zu

Digitized by Google

groß oder zuviel; getrost heraus! Und sollten es eitel Säcke voll Mängel sein! Alles heraus! Er ist groß und vermag und will auch mehr tun, denn unsere Gebrechen sind. Stückelt es ihm nur nicht; er ist nicht ein Mensch, dem man zu viel Bittens vortragen könnte. Je mehr du bittest, je lieber er dich hört. Schütte nur rein alles heraus, tröpfle und zipfle nicht; denn er wird auch nicht tröpfeln und zipfeln, sondern mit Sintflut dich überschütten.' So, liebe Kollegen," so schloß der Greis, „werden Sie über die schwierige Auslegung des Spruches: ‚Rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten' hinwegkommen, wenn Sie Ihre Kinder lehren, ihr Verhältnis zu Gott so aufzufassen wie das eines Kindes zu seinem Vater.

Dann werden Sie Ihre Lektion auch mit dem Bekenntnis schließen können, mit dem ich nun bald mein langes Leben beschließen werde:

‚Der Herr hat alles wohl gemacht,
Hat alles, alles recht gemacht.
Gebt unserm Gott die Ehre'"

Zum dritten Gebot:

Du sollst den Feiertag heiligen.

Es war ein recht schwüler Maientag. Am Ostseestrande entlang schritt ein noch junger Mann; er konnte höchstens dreißig Jahre alt sein, von schlanker Gestalt, nicht gerade eine Schönheit, aber von kräftigem Körperbau. Hübsch waren jedenfalls die braunen Augen, die auf dem von der Sonne gebräunten Antlitz fröhlich in die Welt blickten. Über der Schulter hing ihm ein Rucksack; sonst sah er in seiner einfachen Kleidung nicht wie ein Tourist aus. Touristen gab es an diesem einsamen Dünenstrande auch nicht. Er hatte sich den Weg nach dem nächsten Städtchen, in der er als Rektor der kleinen Stadtschule berufen worden war, von dem nächsten Stranddorfe aus genau beschreiben lassen: „Gehen Sie nur am Strand eine gute Stunde entlang, dann werden Sie ein Schiffszeichen, eine lange Stange mit einem Mastkorb, erblicken. Über das gehen Sie dann noch etwa hundert Schritte hinaus, dann haben Sie zur Rechten einen alten Buchenwald. Wenn Sie den vom Strande aus im rechten Winkel in gerader Linie durchschreiten, erreichen Sie in einer halben Stunde einen breiten Waldweg. Dort wenden Sie sich linksum und gehen auf ihm etwa eine Stunde lang fort. Dann öffnet sich der Wald und Sie sehen in der Ferne das Städtchen liegen, das Sie in einer halben Stunde von dort aus erreichen können."

Er hatte sich die Worte genau gemerkt und konnte nicht irre gehen und mußte — es war erst vier Uhr nachmittags — noch vor Einbruch der Dunkelheit das Ziel seiner Wanderung erreichen können.

Als er die Signalstange erreicht hatte, wollte er am Strande ein wenig ruhen, doch ein von fernher rollender Donner trieb ihn zur Eile an. Es war erstickend heiß geworden, und ein Gewitter schien nicht mehr fern. Da galt es Eile. Der Buchenwald war bald erreicht, und nach einer halben Stunde Weitermarsch unter den Bäumen sah er auch den Weg, auf den er links einschwenken mußte. Im Begriff, dies zu tun, erblickte er, nicht weit von sich entfernt, in tiefer Waldeinsamkeit ein weibliches Wesen, das ein etwa vier Jahre altes Mädchen an der Hand führte. Sie schienen den gleichen Weg zu gehen wie er. Er näherte sich beiden und wollte, als er dicht bei ihnen war, ein Gespräch anknüpfen, als ein plötzlicher starker Donnerschlag die Luft zerriß. Die beiden blieben vor ihm stehen, blickten sich ängstlich um und schienen nicht übel Lust zu haben, davonzulaufen. Er zog den Hut ab, trat dicht an sie heran und sagte: „Das Gewitter ist nahe. Sie erlauben wohl, daß ich Sie beide unter meinen Schutz nehme?"

Nun wandte sie sich ihm zu. Es war ein junges Mädchen von höchstens zwanzig Jahren. Sie war, wie er, kräftig und ebenmäßig gebaut und sehr einfach gekleidet. Aus dem jugendlichen Gesicht blickten ihn ängstlich zwei große, blaue Augen an. Eben wollte sie auf seine Anrede etwas erwidern, als ein Blitz herabfuhr und ein furchtbarer Donnerschlag die Erde erzittern machte. Die Buchen, die in ihrem jungen Grün prangten, standen wie schweigende Riesen da; noch bewegte sich kein Blatt, aber die am Himmel heraufziehenden Gewitterwolken senkten tiefe Dämmerung hernieder, so daß es schien, als wollte die Nacht in den Wald einbrechen.

Das junge Mädchen war blaß geworden, als es sich zu dem unbekannten Wandersmann mit den Worten wandte: „Ihr Schutz wird uns beiden willkommen sein. Ich wollte nur, wir wären aus

Digitized by Google

dem Walde heraus." Inzwischen fielen einzelne schwere Regentropfen, und nicht lange, so heulte ein Sturm durch den Wald, der die stolzen, alten Bäume zwang, sich wild gegeneinander zu bäumen, und nun begann, während Donner und Blitz sich ablösten, ein wolkenbruchartiger Regen herniederzugehen, der den furchtbar aufgeregten Frühlingswald, in dem es fast finster geworden war, mit wilden Wasserfluten ertränken zu wollen schien. Als das Kind heftig zu weinen begann, löste er aus seinem Rucksack den Mantel los, umschlang es mit ihm, dann nahm er es auf seinen Arm und sagte: „Nun halte dich fest an mich und lege dein Köpfchen fest an meine Brust. Wenn du dann die Augen schließt, dann geht alle Furcht vorüber."

Während das Kind tat, wie er geheißen, hatte sich das junge Mädchen, als flöhe es vor dem Unwetter, an ihn gelehnt. Sie ließ es zitternd geschehen, daß er sie mit seinem linken Arm umschlang. So standen die drei mitten im furchtbaren Aufruhr der Elemente, die beiden weiblichen Wesen vor Furcht zitternd, er, von dem großen Naturereignis überwältigt, dessen furchtbare Gewalt durch sein plötzliches Hereinbrechen ihm fast den Atem benahm. Es war kein Wunder, daß auch er das Ende des gewaltigen Schauspiels herbeisehnte; denn es war ihm oft, als müsse die Erde sie drei verschlingen. Endlich, nach etwa fünfzehn Minuten, schien sich die Gewalt des Unwetters zu legen, der Donner grollte nicht mehr über ihren Köpfen, sondern schien sich in der Ferne verlieren zu wollen, der Regen ließ nach und hörte bald ganz auf, und endlich wurde es auch wieder hell im Walde, und alles, was in ihm lebte, seufzte froh auf, daß das Naturbeben vorüber war.

Nun löste er seinen Arm von dem Mädchen los und ließ das Kind zur Erde gleiten. Sie waren alle drei bis auf die Haut durchnäßt. Er mahnte zum Weitermarsch, und als er erfuhr, daß sie beide nach dem Städtchen wollten, dem auch er zueilte, machten sie sich rüstig auf den Weg und gelangten in nicht zu langer Zeit aus dem Wald heraus. Nun erst dankte das junge Mädchen seinem Beschützer für seinen Beistand, und auch das Kind drückte, als wolle es auch danken, seine Hand mit dem Händchen, an dem er es hielt. „Wenn Sie das Gasthaus aufsuchen wollen, dann müssen Sie jetzt", sagte sie, „diesen kurzen Feldweg durchschreiten, wir beide gehen geradeaus durch die Stadt in das nächste Dorf." Sie sah ihn mit ihren Augen freundlich an und fuhr fort: „Wenn Sie längere Zeit hierbleiben, werden wir uns wohl noch öfter sehen können, in der Stadt ist wenig Platz zum Ausweichen, und ich komme oft hinein. Ich würde mich freuen, Sie wiederzusehen, und nicht wahr," so wandte sie sich an das Kind, „mein Schwesterchen auch?"

Nun wußte er, daß sie nicht des Kindes Mutter war, also wohl auch noch nicht eine verheiratete Frau. Dazu hätten auch ihre Jugend und ihre straffe Mädchenerscheinung nicht recht gestimmt. Als das Kind ihm die Hand zum Abschied geben sollte, fing es an, bitterlich zu weinen, „Onkel soll nicht fortgehen, ich mit Onkel gehen"; der „Onkel" aber lächelte nur, gab ihm einen Kuß, der Schwester die Hand, und mit dem Wunsche, daß beiden der Regen nicht geschadet haben möge, verließ er sie und schlug den ihm bezeichneten Feldweg ein, der ihn nach dem Gasthaus führen sollte. Als er sich noch einmal nach beiden umsah, winkten sie ihm mit ihren Taschentüchern einen Abschied zu, dann verschwanden beide hinter den Scheunen des Städtchens.

Das Städtchen Kurschitten, dem der Wanderer jetzt zuschritt, war ein unmittelbar am Meere gelegenes, altes Fischerstädtchen. Es zählte nicht mehr als zweitausend Einwohner, die sich in ihrer Mehrzahl vom Fischfang ernährten. Eine Eisenbahn verband den kleinen, weltabgeschiedenen Ort damals noch nicht mit der Hauptbahn, die in der nächsten Kreisstadt vorüberging. Bis zu ihr führte eine Chaussee. Die vier Meilen dorthin mußte täglich eine Post überwinden, welche die Einsamkeit des Fischerstädtchens etwas belebte. An dem Städtchen selbst war nicht viel Merkwürdiges zu sehen. Seine einfachen Häuser stiegen fast unmittelbar aus dem kleinen, stark versandeten Hafen, der für größere Schiffe nicht benutzbar war, empor. Eine alte, stattliche Kirche und ein ziemlich gut erhaltenes Schulhaus mit sechs Klassenräumen, dazu einige alte, schöne Bäume auf dem kleinen Marktplatze, das war alles, was die Stadt den Reisenden bieten konnte, abgesehen von einem kleinen, sauberen und sehr billigen Gasthaus, dessen Besitzer durch die gute Zubereitung von Seefischen einen ge-

Digitized by Google

wissen Ruf genoß. Weiße Dünen reichten von der See her bis dicht an die Stadt heran; sie waren an einzelnen Stellen spärlich mit jungen Tannen und Kiefern bewachsen, nach Süden zu aber streckte sich meilenlang, unmittelbar von der Stadt ausgehend, ein sehr schöner Laubwald entlang, der als fiskalisches Eigentum gut gepflegt wurde. Ein Badeleben gab es in Kurschitten noch nicht, doch fanden sich im Sommer einige Gäste ein, die ohne Kurtaxe und ohne Kurmusik den Segen des Meeres in einigen einfachen Badehütten genossen.

Als der junge Rektor das Gasthaus betrat, scholl ihm ein kräftiger Männergesang entgegen, der aus dem Gartenhäuschen des Gasthauses drang: „Drum, Brüderchen, ergo bibamus!" Das ihm wohlbekannte Lied wurde von einem Männerchor mit rauhen Stimmen gesungen, denen man es unschwer anhörte, daß sie gut gefeuchtet waren. Dem Gast wurde ein kleines, freundliches Zimmer angewiesen, das durch seine Sauberkeit behaglich anmutete. Er zog sich, da er völlig durchnäßt war, aus den Vorräten seines Rucksacks um und ging dann in die Gaststube hinab, sein Abendessen einzunehmen. Das Mädchen, das ihn bediente, hätte gern gewußt, wer der junge, fremde Herr war, denn es kam nicht alle Tage vor, daß ein Gast von außen her sich einstellte, sie wagte aber nicht, ihn nach Namen und Herkunft zu fragen. Als sie ihm das Abendessen brachte, fragte er: „Wer sind denn die Männer, die da draußen im Gartenhause so schön singen?"

„Schön singen die doch nicht," erwiderte sie, „dazu haben die Herren schon zuviel getrunken. Es ist unser Herr Pastor mit seinen Lehrern. Sie haben heute eine Konferenz gehabt. Nach der trinken sie immer bei Pastors Kaffee und kommen dann hierher und trinken und singen, bis sie genug haben."

„Bis sie genug haben? Das dauert wohl eine Zeitlang?"

„Ja, manchmal bis zum anderen Morgen; aber unsere Herren Lehrer hier gehen schon mit dem Abendessen nach Hause, der Herr Pastor bleibt dann aber mit den anderen Herren vom Lande, die zu seiner Inspektion gehören, noch etwas sitzen."

Während sie so mit ihm redete, kam ein großer, breitschultriger Mann ins Zimmer. Er hatte einen roten, etwas zerzausten Bart, einen dicken, roten Kopf und sah wie ein etwas wüster Landmann aus. Er verlangte Zigarren und ging wieder.

„Das war unser Herr Pastor", sagte das Mädchen. „Seit er seine Frau verloren hat und mit den vielen Kindern allein leben muß, ist er öfter hier als in seinem Hause. Für einen Pastor auch nicht die rechte Kirche. Aber er kann einem leid tun."

Das ist der Pastor? Dein Pastor? Dein Ortsschulinspektor? dachte er. Dann wird's hier wohl nicht sonderlich gut mit der Schule stehen! Wie der Herr, so's Gescherr!

Er erwiderte aber nichts, sondern verzehrte still sein Abendessen.

Dann blieb er am offenen Fenster, durch welches die balsamische Luft erfrischend eindrang, sitzen, rauchte eine Zigarre und blickte auf die dunkel werdende Straße hinaus nach dem gegenüberliegenden Schulhause hin, das nun der Schauplatz seiner Wirksamkeit werden sollte.

Gegen zehn Uhr, als er sich zum Schlafengehen rüstete, ging der Pastor schweren Schrittes mit einigen Lehrern aus dem Hause. Sie hatten sich alle offenbar reichlich satt getrunken. Einige aber blieben noch zurück und sangen mit rauher Kehle Frühlingslieder, die den jungen, müde gewordenen Rektor in sanften Schlaf wiegten.

Am anderen Morgen stand er vor seinem Pastor und Ortsschulinspektor. Der sah ihn einen Augenblick etwas mißtrauisch an, als erinnere er sich, ihn gestern abend gesehen zu haben, hieß ihn aber willkommen.

„Sie hat wohl der Himmel gestern heruntergeworfen? Mit der Post, die gestern in vollem Unwetter hier einfuhr, sind Sie nicht gekommen. Hier geht jedermann ans Fenster, wenn der Schwager seine Trompete ertönen läßt, um zu sehen, ob die Post einen Gast bringt; denn ein Fremder ist hier in dem gottverlassenen Nest immer eine Neuigkeit Wie sind Sie denn hier ein gedrungen?"

„Ich bin von Königsmühle den Strand entlang und dann durch den Wald gegangen."

„Dann sind Sie auch der Herr, der gestern abend im Gastzimmer saß, als ich mir Zigarren holte. Na, wir waren alle gestern bei der Hitze etwas durstig geworden, und das Bier, das übri-

Digitized by Google

gens hier gut gehalten wird, hat der liebe Gott auch nicht schaffen lassen, daß es sauer wird. Wenn's Ihnen recht ist, kann ich Sie heute gleich in Ihr Amt einführen. Der Unterricht hat, wie Sie wohl wissen werden, nach den Pfingstferien längst begonnen."

„Aber, Herr Pastor," wandte er ein, „meine Sachen müssen erst mit der Post eintreffen. Mein Frack und mein Zylinder befinden sich dabei."

„Frack und Zylinder? Ja, lieber Herr Rektor, wenn Sie's wünschen, könnten wir ja mit der Einführung warten, bis beides hier ist. Im übrigen werden Sie wohl hier in unserem Städtchen der einzige Mensch sein, der einen Frack und einen Zylinder besitzt."

Als der Rektor sich zur sofortigen Einführung bereit erklärte, reichte der Pastor ihm ein Glas voll Wein, trank ihm zu und sagte: „Auf Ihr Wohlergehen hier in Kurschitten."

Hierauf gingen beide zur Schule, der Rektor etwas beengt durch die merkwürdige Art des Empfanges, der Pastor in etwas niedergedrückter Stimmung, an der der reichliche Biergenuß des gestrigen Abends wohl seinen Anteil hatte.

Er fand es doch besser, als er erwartet hatte. Seine vier Kollegen machten einen etwas schwerfälligen, aber sonst keinen ungünstigen Eindruck. Es waren sämtlich Männer in den besten Jahren. Ihrem Aussehen und auch ihrer Kleidung nach schienen sie eher Fischer als Lehrer zu sein. Sie erwiderten mit festem Handschlag seinen freundlichen Gruß, den er an sie nach der Vorstellung durch den Ortsschulinspektor richtete. Auch das Äußere des Schulhauses war nicht übel; jedenfalls traten ihm nirgends Spuren der Vernachlässigung entgegen. Die Lehrzimmer waren hoch Die Wände waren mit guten Karten geschmückt, und an den Fenstern standen Töpfe mit blühenden Blumen. Das alles ließ zunächst darauf schließen, daß in den äußeren Dingen auf Ordnung gehalten wurde. Wie es mit dem inneren Betriebe stand, das konnte erst die Erfahrung lehren. Auch die Kinder machten durchweg einen guten Eindruck: breite Gesichter, etwas schwerfällige Bewegungen, aber sauber gekleidet. Ihre Väter und Großväter waren Fischer, und die Mehrzahl der Kinder suchte sich später gewiß auch auf dem Wasser ihr saueres Brot.

Die Einführung ging kurz und ohne jede Rührung vor sich, und der Rektor blieb bald in seinem kleinen Amtszimmer allein, um über das nachzudenken, was er nun zu tun habe.

Es war ersichtlich, daß er ohne weiteres den Unterricht übernehmen mußte, den sein Vorgänger gehabt hatte. Dieser war schon seit Monaten in eine größere Stadt versetzt worden. Er war ein tüchtiger Lehrer gewesen. Nach seinem Abgange hatten die Väter der Stadt beschlossen, die von ihm innegehabte erste Lehrerstelle in eine Rektorstelle umzuwandeln. Innere Gründe hatten sie für diese Maßnahme nicht gehabt. Sie glaubten aber, daß der kleine Ort an Ansehen gewinnen würde, wenn sie eine Rektorschule hätten. Manche auch hofften, es würde bald eine Eisenbahn nach Kurschitten gebaut werden, der den stillen Ort als Badeort erschließen würde. Dann würden gewiß sich manche Badegäste dauernd ansiedeln, wenn die Schule einen Rektor hätte. Was der Rektor mit der Vergrößerung der Stadt durch Ansiedlung von Badegästen zu tun hatte, wußten sie freilich nicht. Genug, es schienen ihnen die Vaterstadt an Bildung und Ansehen zu gewinnen, wenn sie ihre Schule auf diese Weise höben. Manchen, die über eine gute Phantasie verfügten, schwebte wohl auch als Endziel der Schule ein Gymnasium oder so etwas vor. Genug, die Stadt hatte die Rektorzulage bewilligt und sich von der Regierung einen Rektor erbeten. Den hatten sie nun bekommen.

Der erfuhr nun aus dem in seinem Dienstzimmer ausliegenden Lektionsplan bald, worin er zu unterrichten habe: Katechismus, biblische Geschichte, Deutsch und Weltgeschichte in der ersten Klasse und einige Nebenfächer in den unteren Klassen.

Nachdem er sich aus den Fortschrittsbüchern der Schule ein Bild gemacht hatte von dem, was bisher gelehrt worden war, beschloß er, am anderen Tage sofort mit seinem Unterricht zu beginnen, um die anderen Lehrkräfte wollte er sich erst dann bekümmern, wenn er sich selbst eingearbeitet hätte. Sein Ziel war für alle: Einheitlichkeit des gesamten Unterrichts durch alle Klassen in allen Fächern. Ein schwer zu erreichendes Ziel; denn das hatte ihm die eigene Erfahrung gelehrt, daß an den größeren Schulsystemen jeder Lehrer am liebsten unbekümmert um das, was andere vor ihm gelehrt hatten und

Digitized by Google

nach ihm lehren sollten, darauf loszuarbeiten pflegte, als ob für ihn allein die Kinder der Schule da wären. Aber das schwer zu erreichende Ziel mußte erreicht werden, wenn er ihnen allen nur Zeit ließ, sich in seine Anordnungen zu finden und nach ihnen zu arbeiten. Also vorerst Geduld! Und für's erste, sich selbst einarbeiten!

Es fiel ihm auf, daß nach den Lektionsplänen der Schule als fünfte Lehrkraft eine Lehrerin Fräulein von Hübner fungierte. Davon hatte ihm der Pfarrer nichts gesagt, und er hatte bei seiner Einführung auch keine Lehrerin gesehen. Als er den Lektionsplan der Schule nochmals in die Hand nahm, sah er, daß ihr Unterricht an diesem Tage erst um zehn Uhr begann. Sie hatte also nichts von seiner Einführung, die ja auch ganz plötzlich vor sich gegangen war, erfahren. Aber die Uhr zeigte auf zehn; sie mußte also bald erscheinen, und nach einigen Minuten klopfte es denn auch, und sie erschien, sich ihm vorzustellen. Es war ein feines, zierliches, kleines Fräulein mit blasser Gesichtsfarbe, fast elegant gekleidet und ihrem ganzen Auftreten nach eine Dame, die hier in dem einsamen Nest nicht am Platze zu sein schien. Nachdem die ersten üblichen Reden gewechselt worden waren und sie Platz genommen hatte, erfuhr er, daß sie die Tochter eines Oberförsters sei, die ihr Elternhaus verlassen hatte, um einer Stiefmutter Platz zu machen. Auf seine Frage, ob sie sich wohlfühle, gab sie eine zögernde, ausweichende Antwort. Sie sagte nur, daß sie sich um Versetzung bemüht hätte und noch bemühe, daß hier aber jedermann gütig und freundlich zu ihr sei; aber sie fühle sich gleichwohl hier nicht wohl und sehne sich fort. Das verstand er, wenn er ihre aristokratische Erscheinung anblickte, aber er schwieg. Als sie das Amtszimmer verlassen hatte, redete er sich lächelnd an: „Augen zu, Herr Rektor! Fest die Augen zu! Nur die Lehrerin, nicht das Weib ist deine Kollegin! Augen zu!"

Aber weiter sagte er nichts und fühlte auch weiter nichts, denn noch hatte sein Herz nicht schneller geschlagen, und, ehe das nicht eintrat, hatte er — das hatte ihm einst seine Mutter gesagt — nichts zu fürchten.

Er fand bald durch Vermittlung des Bürgermeisters, dem er sich noch im Laufe des Vormittags vorstellte, eine freundliche Wohnung. Sie hatte seit dem Abgange seines Vorgängers, der sie innegehabt hatte, leer gestanden. Zwei einfach ausgestattete Stuben, von denen aus er den kleinen Hafen und einen Teil des Meeres überblicken konnte. Ein Gärtchen gehörte zum Hause, das ihm der Besitzer, ein alter Fischer, der nicht mehr auf den Fischfang ging, zur Verfügung stellte. Das Häuschen lag am Ausgang des Marktplatzes, also in der Nähe seiner Schule. Was ihm aber bei der Wahl seiner Wohnung nicht mißfiel, war der Umstand, daß ihm gegenüber die junge Lehrerin wohnte, die er bei seinem Anzuge am Fenster erblickt und gegrüßt hatte. Auf der Post fand er seinen Koffer und seine Bücherkiste vor, die schon gestern angekommen waren, so daß er sich am Nachmittag vollständig einrichten konnte, und als er sich sein kleines Heim wohnlich ausgestattet, auch zu seiner Vorbereitung auf den Unterricht ein Stündchen verwendet hatte, griff er nach seinem Hut, um den Strand aufzusuchen und sich dort das Untergehen der Sonne, auf das er sich lange gefreut hatte, anzusehen.

Auf dem Wege dorthin traf er den Pastor, der sich ihm anschloß und nach einigen allgemeinen Worten, plötzlich ganz unvermittelt mit der Bemerkung herauskam: „Hätten Sie mich gefragt, so hätte ich Ihnen abgeraten, die Wohnung zu mieten. Es ist noch eine andere und, wie ich glaube, für Sie besser geeignete Wohnung hier zu haben." Etwas besorgt fragte er, was er an der Wohnung auszusetzen hätte. „Ich will's Ihnen offen sagen, lieber Herr Rektor," gab der Pastor zur Antwort, „es schickt sich nicht, daß Sie als junger, unverheirateter Mann Ihrer Lehrerin gerade gegenüber wohnen, daß Sie sich beide in die Fenster sehen können."

Er erwiderte: „Erstens habe ich das nicht gewußt, daß ich der Nachbar der Lehrerin werden würde, und zweitens hätte ich die Wohnung auch genommen, wenn ich das gewußt hätte. Ich kann nichts Unschickliches darin erblicken, daß wir beide einander gegenüber wohnen."

„Sie werden", gab der Pastor zur Antwort, „noch lernen müssen, daß Sie in einer kleinen, sehr kleinen Stadt wohnen, in der nicht nur einer den andern kennt, sondern auch jeder vom andern weiß, was er zu Mittag ißt und was er nicht ißt. Jedenfalls möchte ich Ihnen raten, recht vorsichtig zu sein, um Ihren lieben Mit-

Digitized by Google

menschen keine Veranlassung zum Klatschen zu geben. Sie sitzen hier in einem Glashause, in das jeder hineinsehen kann, und einen kleinen Riß auf Ihrem Rock würde jedermann sehen und aus dem Riß bald ein großes Loch machen."

„Ja, ist der Ruf der jungen Lehrerin nicht ein guter?" fragte er; „sie hat auf mich heute einen sehr guten Eindruck gemacht. Wissen Sie etwas Ungünstiges über sie, so sagen Sie es mir. Ich möchte das als ihr Vorgesetzter wissen und werde natürlich, wie es meine Amtspflicht ist, darüber schweigen."

Der Pastor gab hierauf keine Antwort. Eine zeitlang gingen sie schweigend nebeneinander her, da endlich sagte er: „Ich weiß nichts und will nichts wissen. Meine Warnung habe ich Ihnen zukommen lassen. Tun Sie nun das, was Sie glauben verantworten zu können. Freilich," und dabei blickte er ihn lauernd von der Seite an, „wenn Sie verlobt oder doch zum mindesten schon verliebt sein sollten, dann wäre ja nichts zu befürchten. Wie steht es damit?"

Lachend gab er zur Antwort: „Weder das eine noch das andere; aber", fügte er scherzend hinzu, „ich sehe schon, daß ich hier beides werde versuchen müssen, damit mein schwarzer Rock kein Loch bekommt."

Der Pastor ging nicht weiter auf dieses Thema ein und ließ ihn bald allein.

Der aber erfreute sich an dem herrlichen Untergang der Sonne, die, in strahlendes Gold gehüllt, langsam in die feuchte Tiefe hinabsank.

Dann kehrte er heim und fand bald einen gesunden Schlaf, der durch keine Träume, die des Pastors Worte hätten wachrufen können, unterbrochen wurde.

* * *

Die nächsten Wochen verliefen im Gleichmaß der Arbeit. Der junge Rektor fand bald genug, daß ihm gut vorgearbeitet worden war, und daß die Lehrer und die Lehrerin pünktlich und gewissenhaft ihre Pflichten erfüllten. Ein pädagogisches Genie schien ihm keiner von ihnen zu sein; aber daran lag ihm als Rektor auch nicht viel. Ihm war bei der Rektorprüfung gesagt worden, daß er in leitender Stellung zufrieden sein sollte, wenn jede der ihm unterstellten Lehrpersonen in seinem Amte nur treu erfunden würde; er solle jedem die Eigenart seines Unterrichts lassen, die Lehrer nicht durch zu vieles Korrigieren und Besserwissen müde machen und erbittern. Wenn sie nur alle gleichmäßig an einem Seile zögen, dann solle er zufrieden sein und im übrigen selbst vorbildlich lehren und leben. Er hatte ihrer aller Unterricht beigewohnt und ihnen wenig über die dabei empfangenen Eindrücke gesagt; aber das mußte er sich doch gestehen, daß die Lehrerin allen durch ihren freundlichen und anschaulichen Unterricht überlegen war; jedenfalls berührte ihr Unterricht außerordentlich sympathisch, und er fand die allgemeine Achtung, die sie in der Stadt genoß, nur natürlich.

Über die Linie seiner amtlichen Stellung hinaus hatte er sich ihr bisher noch nicht genähert; was ihm aber bald auffiel, das war der häufige Besuch des Pastors, der sich um den Unterricht der Lehrer nicht bekümmerte, dagegen oft, von seinem Rechte als Inspizient der Schule Gebrauch machend, ihrem Unterricht beiwohnte. Freilich, er hatte zwei kleine Söhne in ihrer Klasse. Da war es wohl verständlich, daß der Vater öfter als der Schulinspektor nach dem Rechten sah, aber stutzig wurde der Rektor doch, als er eines Tages erfuhr — in dem kleinen Neste wußte ja jedermann, was der andere zu Mittag aß und was er nicht aß —, daß der Pastor der Lehrerin einen schönen Strauß blühender Rosen zugeschickt hatte. Das ließe sich ja auch noch mit der väterlichen Fürsorge erklären, zumal das Geschenk am Geburtstage der Lehrerin übermittelt worden war, immerhin aber war es ihm doch sehr auffallend, und als er an demselben Tage ein Wort eines der Lehrer mit anhörte, der unverblümt über das große Interesse, das der alte Mann der jungen Lehrerin bewies, herzog, fing er an, sich seinen Vorgesetzten etwas näher anzusehen und kam, aber ohne daß sein eigenes Herz dabei heftiger schlagen wollte, zu der Überzeugung, daß der Pastor auf Freiersfüßen ging, und daß die Auserwählte seines Herzens die junge Lehrerin sei. Von nun an beschloß er, amtlich die Sache nach Möglichkeit zu unterbinden und ging, sofern es seine Zeit erlaubte, jedesmal in die Klasse der Lehrerin, wenn er den Pastor in ihr vermutete.

Daß diesem das bald auffallen mußte, lag auf der Hand, und er kam bald auf einen ähnlichen Gedanken über den Rektor, wie dieser

Digitized by Google

über ihn, nämlich, daß er, der Rektor, ein Auge auf die hübsche, junge Lehrerin geworfen hätte, und daß er in ihm einen Nebenbuhler zu befürchten habe. Diese Furcht hatte eine gewisse Berechtigung, denn tatsächlich war der ältere Mann in die junge Lehrerin verliebt.

Er hatte zwar die Fünfzig bereits begonnen; hoffte aber doch, sie zu gewinnen, obwohl sie ein Vierteljahrhundert jünger war als er und er ihr zur Hochzeitsgabe ein halbes Dutzend noch unerzogener Kinder mitbringen mußte. Aber Alter schützt vor Torheit nicht, und die Liebe hört bei einem Menschen nimmer auf, wenn auch sonst mancherlei bei ihm aufhört.

Eines Tages bat der Pastor den Rektor zu sich und fragte ihn, ob er sich nicht dem Kreisschulinspektor der Schule, dem Superintendenten Lange in der vier Meilen entfernten Kreisstadt, vorstellen wolle. „Eile hat's zwar nicht," fügte er hinzu, „denn der ist zufrieden, wenn Sie ihn in Ruhe lassen, und hier läßt er Sie ‚wurschteln', wie Sie wollen. Nur dürfen Sie, wenn er, was er jährlich einmal tut, zur Schulrevision kommt, ihm niemals widersprechen, müssen hübsch stramm stehen, ‚Zu Befehl, Herr Superintendent!' sagen, und schließlich sich tief vor ihm verbeugen. Dann haben Sie wieder ein Jahr Ruhe vor ihm. Also fahren Sie bei Gelegenheit mal hinüber. Urlaub erteile ich Ihnen hierzu im voraus." Dann zog er ein amtliches Schreiben aus der Tasche, übergab es ihm und sagte: „Das hier ist Ihre Ernennung zum Ortsschulinspektor von Neuhütte. Ich habe schon vor Ihrem Eintreffen hier bei der Regierung den Antrag gestellt, mir die Ortsschulinspektion über diese Schule abzunehmen und sie dem neuen Rektor zu übertragen. Ich habe die Geschichte satt. Arger über Arger, und besser werden kann's doch nicht. Wünsche viel Vergnügen!" Damit übergab er dem über seine Ernennung zum Ortsschulinspektor einer Landschule zwar erstaunten, aber doch erfreuten Rektor die Bestallung.

Er kannte den Ort Neuhütte vom Hörensagen. Er lag eine halbe Meile von der Stadt entfernt, von dieser durch eine große Wiese getrennt. Von dem Lehrer Müller der Schule hatte er einiges munkeln gehört. Es schien nicht viel Gutes zu sein. Nun, er wollte bei nächster Gelegenheit mal hinaus und nach dem Rechten sehen. Vorher aber wollte er niemand nach den Neuhütter Schulverhältnissen fragen, zum allerwenigsten den Pastor, der sehr gegen die Schule voreingenommen zu sein schien. Ihm fiel das Wort des Schulrats ein, das er bei der Rektorprüfung gesagt hatte: „Wenn Sie einmal Vorgesetzter eines Lehrers werden, dürfen Sie ihn nicht mit den Augen anderer sehen und mit den Ohren anderer hören, sondern Sie müssen mit ihren eigenen Augen selbst sehen und mit Ihren eigenen Ohren selbst hören und sollen nicht vor der Prüfung eines Lehrers nach dem Urteile anderer über ihn fragen, sondern, wenn das überhaupt nötig ist, erst nach der Prüfung."

Dann, als er gehen wollte, sagte der Pastor: „Ich muß nun, Herr Rektor, auch Ihrem Unterricht einmal beiwohnen. Was haben Sie heute in der Religion vor?"

„Das dritte Gebot: Du sollst den Feiertag heiligen."

„Da nehmen Sie mich gleich mit, das ist ein für die hiesigen Verhältnisse sehr angebrachtes Thema. Daß meine Kirche, in die Sie ja, wie ich zu meiner Freude weiß, sonntäglich kommen, ziemlich leer ist, das werden Sie wohl schon gemerkt haben. Also hier ist das dritte Gebot ein sehr wichtiges Thema."

Sie gingen beide zur Schule. Der Rektor dachte bei sich: Ja, wenn du besser predigen würdest, wäre deine Kirche nicht so leer. Es ist schwer, dich sonntäglich anzuhören.

In der ersten Klasse stand, als beide Männer eintraten, das dritte Gebot mit der Lutherschen Erklärung an der Tafel. Das war das Thema der heutigen Religionsstunde. Auch eine Neuerung, die der Rektor eingeführt hatte: Das Thema jeder Stunde mußte vor dem Beginn des Unterrichts an der Tafel stehen. Das hatte den Vorzug, daß die Schüler schon vor dem Anfang des Unterrichts wußten, wohin „die Reise gehen" sollte, und daß der Lehrer sich selbst zwang, bei dem einmal festgesetzten Thema zu bleiben und nicht nach Belieben etwas anderes zu lehren.

Die Lektion des jungen Rektors, die er nun hielt, war dadurch bemerkenswert, daß er das Verständnis für die Worte: Du sollst den Feiertag heiligen, aus der Erklärung zum Gebote bei den Kindern zu gewinnen versuchte; denn die Erklärung war nach seiner Meinung ein Ding, das dazu da war, etwas klar zu

Digitized by Google

machen; sie mußte also einen wesentlichen, wenn nicht den wesentlichsten Teil der ganzen Behandlung bilden. Wie oft hatte er es schon erfahren, daß der an sich schon schwierige Katechismusunterricht durch die verkehrte Art seiner Behandlung: durch die Heranziehung von Stoffen, die nicht unmittelbar zum Texte gehörten, durch die langen, ermüdenden katechetischen Ketten, durch die Verwendung aller möglichen und unmöglichen Bibelstellen und Liederverse unverstanden blieb und den Kindern geradezu verhaßt wurde! Er wußte aus seiner eigenen Schulzeit, daß ohne die Erklärung niemals als etwas innerlich mit dem Text Zusammengehörendes erschienen war, daß vielmehr er und seine Mitschüler sie als etwas ganz Selbstverständliches angesehen und den Eindruck empfangen hatten, daß es nicht zehn, sondern zwanzig Gebote gäbe.

Die Behandlung des Rektors war daher ebenso kurz wie einfach, dahin zielend: Wir heiligen den Feiertag, also insbesondere den Sonntag, wenn wir in diesem Tage die Predigt und Gottes Wort nicht verachten, sondern beides heilig halten, gerne hören und lernen. Auf tiefere Erklärungen ließ er sich nicht ein, stellte das Ganze aber unter den Spruch: „Selig sind, die Gottes Wort hören und bewahren." Am Schluß berührte er die Frage der Sonntagsarbeit und lehrte, daß das Arbeiten am Sonntag im biblischen Sinne keine Sünde, wohl aber im rein menschlichen Sinne eine Torheit sei, es sei denn, daß Not oder Pflicht zur Arbeit zwänge. In diesem Falle sei die Sonntagsarbeit auch keine Torheit, kein Unrecht mehr, sondern sie sei erlaubt, ja geboten.

Vom Besuche der Kirche an einem Feiertage sprach er überhaupt nicht.

Als er fertig war, verließ der Pastor den Unterricht.

Nach Schluß desselben suchte er den Rektor in seinem Amtszimmer auf und sagte ziemlich barsch: „Ihre Katechese über das dritte Gebot, Herr Rektor, hat mir heute sehr mißfallen. Wo bleiben denn die Worte der Heiligen Schrift: ‚Sechs Tage sollst du arbeiten und alle deine Dinge beschicken; aber am siebenten Tage ist der Sabbat des Herrn, deines Gottes, da sollst du kein Werk tun . . .', wenn Sie lehren, daß das Arbeiten an einem Sonntage keine Sünde sei? Ich befürchte, daß Sie mit dieser Art der Katechismusauslegung hier viel Unheil anstiften werden."

Etwas erregt erwiderte der Rektor: „Das Bibelwort, das Sie da anführen, Herr Pastor, gilt vom jüdischen Sabbat, nicht aber vom christlichen Feiertag. Der Sabbat und seine rituelle Ordnung hat für uns Christen nur noch einen historischen, nicht aber einen dogmatischen Wert. Christus hat uns freigemacht vom Sabbat, also auch von der Sabbatordnung." Er wollte noch weitersprechen, aber der Pastor schlug mit der Faust auf den Tisch und schrie brüsk: „So werden Sie mir, Herr Rektor, bald die letzten Kirchengänger aus der Kirche treiben. Das werde ich nicht dulden."

Damit verließ er das Zimmer, den Rektor in sehr erregter Stimmung zurücklassend. Er fühlte, das Tischtuch zwischen ihm und seinem Vorgesetzten war zerschnitten; aber was konnte der Pastor ihm tun, wenn er nur seine Pflicht tat? Und er war überdies mit seiner Auslegung im Recht, wie er das aus guten Lehrbüchern jederzeit nachweisen zu können glaubte.

Aber immerhin, er war doch über den Zusammenstoß tief verstimmt, und das Mittagessen wollte ihm heute nicht schmecken.

Etwa acht Tage danach, an einem unterrichtsfreien Nachmittag beschloß er, einen Besuch im Lehrerhause zu Neuhütte zu machen, und sich zunächst dem Lehrer, dessen Vorgesetzter er geworden war, vorzustellen, und seine Familie und das Äußere der Schule kennen zu lernen. Eine Revision des Unterrichtsbetriebes wollte er sich für eine spätere Zeit vorbehalten.

* * *

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Gerd / Roman von Minna von Heide

2. Fortsetzung.

Christian mußte es fühlen, und wenn es auch wohl keiner dachte und beabsichtigte, es tat ihm wohl. Er hätte um sich schlagen mögen, wenn einer es hätte versuchen wollen, ihn zu trösten und wehleidig um ihn zu tun. Mochten sie ruhig die Peitschen nehmen, es verlangte seinem Fell danach, um der Gerechtigkeit willen, die letzten Endes so laut zum Himmel schreit, daß sie nichts anderes mehr gelten läßt.

Erst jetzt, wo seine Doris die Erde deckte, war sie ihm ganz und vollends gestorben, und erst jetzt fing er an, innerlich auszuschreiten, weil mit den Beinen nichts mehr einzuholen war. —

Im Dämmern schlich er sich noch einmal zu Doris zurück, hielt ihr durch die dicke Sandschicht die Hand hin und sagte ihr nun gar so spät, wie lieb er sie gehabt, und nicht nur mit den Sinnen.

Und der Herrgott sah, daß es dem Schwankenden Ernst war, und gab ihm heimlich mehr Rückgrat und nahm mit einem bloßen Anticken seines Fingers die ganze Erdschicht fort, so daß eine pure, glühende Wehmut an den Schlacken sengen konnte, die hier zwischen Tod und Leben lagen.

Lange stand Christian und umfing seine tote Frau immer lebendiger mit seinen Gedanken, um schließlich mit lauter gutem, reinem Willen zu seinen Kindern zu gehen und ihnen ein Versprechen zu halten, von dem er gar nicht erst Worte machte.

* * *

Gerd stand im Regen auf dem Heider Bahnhof und wartete seinen Anschluß nach Husum ab. Er hatte noch eine ganze Stunde Zeit und wußte sie nicht von sich abzutun. Schließlich ging er langsam den Landweg rauf bis an den Ziegelhof.

Überall vor den Häusern und auf den Alleewegen zu beiden Seiten der Straße spielten und tummelten sich Kinder, und die Sperlinge machten sich so fröhlich breit und ungeniert auf der Straße, daß sie nur so lange Platz machten, als gerade mal ein Bauer mit seinem Gefährt nach Nordhastedt oder Holm zurückfuhr. In Heide war Wochenmarkt, es war Sonnabend.

Gerd hätte über das friedliche und freundliche Bild weinen mögen. Und obschon er gut und gerne noch ein Stück nach der Schanze hätte zugehen können, kehrte er doch lieber wieder um und blieb auf dem Bahnhof stehen, um mit dem nackten Gefühl der Fremdheit andere Vorstellungen zu verscheuchen.

Endlich konnte Gerd einsteigen, und bis zu den ersten Stationen hatte er viel Gesellschaft. Die Landleute fuhren vom Markt zurück und brachten ein jeder ihre Art mit in den kleinen Holzkasten.

Allmählich leerte sich der kleine Raum, und von Friedrichstadt bis Husum saß Gerd allein. Allein, das heißt ein Gast stieg mit ihm aus dem Wagen, den Agathe am meisten gefürchtet hatte.

Sie hatte sich sonst auf dem Wege nach dem Bahnhof so fest wie nur möglich in die Hand genommen und wollte gar nichts von einem Ahnen oder Wissen an sich merken lassen, bis sie zu einem ruhigen und ungestörten Aussprechen kommen konnten. Und wo sie den kräftig entwickelt gewesenen Gerhard nun vom Trittbrett steigen sah, so blaß und nur lang aufgeschossen, wie sie meinte, und mit so viel unausgesprochener Anklage in den weit über seinen Jahren liegenden versonnenen und verquälten Augen, da blieb nichts mehr in ihr, womit sie sich wieder in die Gewalt hätte kriegen können.

Sie sagten sich denn auch nur obenher, was man sich so zu sagen pflegt nach der ersten Begrüßung und gingen sich sonst von beiden Seiten vorsichtig aus dem Weg. Und beide waren froh, daß sie die ganze lange Straße vom Bahnhof bis in die Stadt achtgeben und ausweichen mußten, weil unaufhörlich Herden von Schlachtvieh an ihnen vorbeigetrieben wurden, die zur Verladung kamen. Junge, starke Prachttiere waren darunter, strotzend von Leben. —

Großvater Iwersen hatte es noch viel tiefer getroffen, als die beiden Frauen bisher empfunden hatten. Er bot dem Jungen freundlich die Hand und sagte ihm den Tagesgruß dazu, sah ihn aber zugleich auf eine so tiefergreifende Art an, daß Gerd sich nicht zu helfen wußte und den Kopf abwandte.

Bei Tisch wurde denn auch gar nicht daran gerührt, zu welchem Zweck Gerhard gekommen

Digitized by Google

war, und daß er nun ins Leben ging. Sie sprachen von Hanne und Bernhard und auch von den beiden kleinen Mädchen, Agathe und Ieken. Gerd erzählte, daß Ieken den Keuchhusten habe, und daß das ohnehin zarte Kind recht davon mitgenommen würde, und Großmutter und Agathe dauerten sehr um die Kleine.

Großvater aß wenig und hörte nur zu, selbst sprach er kein Wort, und als kaum die letzten Schüsseln vom Tisch getragen waren, setzte er sich in seinen Lehnstuhl, der am Fenster stand, und ließ die Lider über die Augen gleiten.

Es bedrückte Hanne-Großmutter sehr. Sie sah immer wieder verstohlen nach dem Enkel und atmete auf, daß Gerd sich so gleich blieb. Schließlich faßte sie ihn heimlich bei der Hand und zog ihn mit sich in das einfenstrige Stübchen nebenan, das von jeher ihr alleiniges, kleines Reich gewesen war, wenn es Arbeit gab, die nicht so schnell aus der Hand zu schaffen war. Jetzt freilich stand die große Trittmaschine schon lange still, und über den oberen Leib war der blankpolierte Kasten gestülpt.

Großmutter zog Gerd neben sich auf das breite, geschweifte Sofa, von dem sie das Gestell noch aus dem eigenen Elternhause zu ehren hatte. Zu der Zeit, wo die Kinder klein waren, hatte sie es dann der Dauerhaftigkeit halber mit rotem Schusterplüsch beziehen lassen, und Gerds Mutter pflegte von diesem Sofa zu sagen, daß es lächeln könne wie eine gütige, alte Frau.

Gerd mußte daran denken, als die Federn so willig nachgaben, und als er wie selbstverständlich gleich tief in die eine Ecke sank, ohne erst lange nach einem Stützpunkt suchen zu müssen. Der schmiegte sich ihm von selbst in den Rücken. Und wie gerne hätte Gerd dann wie Großvater über allen Dingen die Augen zugemacht, als er voll warmer Zärtlichkeit Großmutters Hand hin und her über seine Haare streichen fühlte, die sich in ihrer reichen, weichen Fülle nicht legen wollten.

„Laß sie doch aufstehen wie sie wollen und möchten, deine schönen Haare", sagte die alte Frau. „Vater hat sie ja auch immer so getragen, mein Jung. Trägt sie ja noch so, wenn sie auch grau geworden sind. Was du ihm ähnlich siehst, Gerd! Nur voller mag dein Vater gewesen sein, als er deine Jahre hatte."

„Ja, das mag er wohl."

„Bist ja so still und gedrückt, mein Jung. Das kommt natürlich vom Großvater, weil er alles wegschweigt, nicht? Aber du mußt es ihm nicht nachtragen, mein Gerd, er kann sich da noch nicht reindenken."

„Ich weiß wohl, Großmutter, und trage es ihm gewiß nicht nach. Ich bin selbst lange genug mit mir zu Rate gegangen, und ging immer wieder dagegen an, aber das hat alles nichts genützt. Die Gedanken, die mich hin haben wollten, kamen immer wieder. Ich meine, es wäre doch auch ein achtbares Brot."

„Ganz gewiß." Großmutter sprach leise und streichelte weiter. „Ich mag Großvater es ja nicht antun und es offen zeigen, aber ganz heimlich in meinem Herzen bin ich stolz darauf, mein Jung. Gebe Gott, daß wir es noch erleben möchten, dich einmal von der Kanzel herunter zu hören. Und gar erst vor dem Altar!"

Gerd fühlte lauter Liebe und Herzensgüte aus den beiden welken Frauenhänden in sich hinübergleiten und mußte plötzlich mit so viel Innigkeit an seine Mutter denken, daß er, wie er es oft tat, beide Arme um den Hals der alten Frau legte.

„Ach, ach!" sagte Hanne-Großmutter, und sagte es so voll glücklicher Dankbarkeit, daß der Junge ihr überwältigt auch noch den Kopf gegen die flachgewordene Brust drückte. —

Agathe ließ sich am ersten Tag wenig blicken, kaum, daß sie die Kaffeestunde mit durchhielt. Sie müsse backen und vorrichten für den Sonntag, sagte sie. Aber auch als der Sonntag da war, wußte Gathe es einzurichten, daß sie nicht einen Augenblick mit Gerd allein war, und er es somit gar nicht nötig hatte, ihr aus dem Weg zu gehen.

Erst Montag, kurz vor Tisch, als Gerhard bei Großvater saß und ihm aus der Zeitung vorlas, kam Agathe von draußen mit Hut und Jacke in die Stube. „Es ist eine Lust mit dem Wetter", sagte sie. „Gerd, gestern und vorgestern bin ich ganz zurückgetreten und habe Großvater und Großmutter das Vorrecht gelassen, heute mußt du nun mir einen Nachmittag angehören. Wir wollen mal einen tüchtigen Gang aus der Stadt machen, besser könnten wir es keinen Tag treffen."

Gerhard war die Farbe aus dem Gesicht getreten, aber an Widerstand war gar nicht zu den-

Digitized by Google

ken. Und Agathe mußte sich wundern, wie ruhig seine Worte äußerlich klangen: „Wenn es Großvater und Großmutter recht ist. Aber was wollen wir aus der Stadt raus, wo wir den schönen Schloßgarten so in der Nähe haben."

„Nein," sagte Agathe, und eine ganz bestimmte Absicht war in keiner Weise zu verkennen, „um diese Zeit der ersten wirklich schönen und warmen Tage ist nichts als Störung im Schloßgarten, dann können wir alle paar Schritte stehenbleiben und uns ansprechen lassen, oder aus Höflichkeit selbst mitreden, das ist mir nicht nach dem Sinn für den Gang mit dir."

Auch Großmutter meinte arglos: „Nein, mein Jung, wenn ihr euch mal recht miteinander allein haben wollt, dann geht man aus der Stadt, wir haben ja die schönen, klaren Chausseewege."

Und dabei blieb es natürlich.

Es war in der Tat, als ob es schon um Pfingsten sei, und war doch noch Wochen bis dahin.

Agathe und Gerhard schritten rüstig aus, und beide bemühten sich, einander möglichst wenig von ihrem Unbehagen zu zeigen. Als aber links und rechts kein Haus und rückwärts und geradeaus kein Mensch mehr zu entdecken war, sagte Agathe: „Das wird nun doch wohl für beide Teile das Beste sein, Gerhard, daß wir freie Bahn zwischen uns kriegen."

„Ja, Tante Agathe", sagte Gerd, und es war verwunderlich genug, mit welcher Festigkeit nun auf einmal seine Worte fielen. Als hätte er den Augenblick selbst an den Haaren herbeigezogen, in den er doch höchst unfreiwillig hineingezogen war. Und als sei es dem Auge längst sichtbar gewesen, was da gänzlich verschwiegen und verborgen seine Wege gemacht hatte.

Agathe war es bitter. „Ganz klar ist es mir ja nicht, wie sich das da zwischen uns beide geschoben hat," sagte sie, „aber dasselbe wird wohl zwischen dir und deinem Vater liegen."

Gerhard schlug eine Flamme ins Gesicht.

Agathe blieb sehr ruhig. Sie hatte all die letzte Zeit darüber nachgedacht, ob in ihrem eigenen oder in Bernhards Benehmen bis auf jenes eine einzige Mal für andere sichtbar irgend etwas gewesen war, was der feinfühlige Junge hätte durchmerken müssen, war aber zu dem Resultat gekommen, daß das nicht sein konnte. Es war nicht anders möglich, als daß der Zufall die Hand im Spiel gehabt haben mußte. Irgend etwas mußte den Jungen zum Vater geführt haben in jenem unglückseligen Augenblick. Daß sie ihn überhört und übersehen hatten, war leicht begreiflich, das fühlte Agathe noch heute aus der Erregung jenes Augenblicks heraus.

Nächtelang hatte Agathe über die Stunde bei Peter nachgesonnen. Peter Feddersen hatte nur den Brief angefaßt, und vom selben Augenblick hatte lauter Wesenloses Gestalt angenommen. Es lohnte sich wahrhaftig nicht, gar noch freiwillig Umwege zu machen, und so sagte sie gerade heraus: „Und wenn es noch so hart ist für alle Teile, daran läßt sich ja nun nichts mehr ändern — du hast deinen Vater und mich damals, als eure kleine Ise angekommen war, in Vaters Stube gesehen."

„Ich seh' euch heute noch!" sagte Gerd, und flog und zitterte am ganzen Leibe.

Agathe hatte den Kopf auf die Brust gleiten lassen und ging still vor sich hin.

„Zweimal hatte ich schon angeklopft, und nichts rührte sich da drinnen. Es war mir wichtig, was ich Vater sage wollte —"

„Gerd," sagte Agathe bittend und wollte ihm nach der Hand fassen, „ich kann es verstehen, wenn du mich nicht mehr liebhaben konntest und wolltest, aber Gerechtigkeit mußt du mir nun doch widerfahren lassen —"

Agathe brach ab, Gerd hatte ihr seine Hand verweigert. „Es ist ja nun Jahre her, Tante Agathe, wir wollen uns nicht so quälen, aber gerade jetzt mußt du mir nicht nach der Hand fassen, darum bitte ich dich, um Mutters willen!"

Agathe war stehengeblieben und faßte nach ihrem Herzen. In ihren Lippen war kein Blutstropfen mehr. „Es ist gut, Gerhard," sagte sie langsam und mit Mühe, „jeder von uns Menschen muß sein Los tragen. Aber wissen sollst du, wie weit deine Verdammnis über mich gehen darf!"

„Nein, nein!" rief der junge Mensch verzweifelt aus und griff flehend und abwehrend mit beiden Händen aus. „Hab' doch Erbarmen mit mir, Tante Agathe!"

Aber da richtete Agathe sich stolz auf, und aus ihren müde gewordenen Augen sprühte es. Ihr ganzes Wesen war verändert. „Meinst du denn, Gerd, daß ein junger und unreifer Mensch, der vom Leben nichts weiß und nichts kennt, und

Digitized by Google

den der Zufall in ein unglückseliges Wissen trieb, nur einfach anklagen und richten darf, ohne auch nur das Ohr für eine Erklärung, für ein einziges Wort der Verteidigung zu öffnen! Mag deine berechtigte Empörung auch den edelsten Beweggründen entspringen, die in dir liegen, das eine mußt und sollst du hören: Niemals zuvor und nie nachher haben deines Vaters Hände wie damals auf mir gelegen! Und was sie für den geringsten Bruchteil eines langen Lebens trieb, das lag über der Gewalt unseres freien, menschlichen Willens. Weiter kein Wort darüber. Auch keine Bitte mehr. Erst geh ins Leben hinaus und sieh mittenhinein, und dann bringe mehr Steine hierher!"

In Gerd war alles in Aufruhr. Mit jedem Wort, das seine Tante sprach, ging eine neue Welle in ihm hoch, aber auch wieder sah er in ihrem Zorn eine Heiligkeit, daß er in lauter Qual hervorstieß: „Tante Agathe, Tante Agathe, ich kann es ja nicht mehr tragen all das Weh! Ich habe dich doch früher so lieb gehabt und meinen Vater, der wie auf einem Thron saß in meiner Brust. Nächte und Nächte habe ich gelegen und habe meinen Kopf festgehalten. Draußen hinter Bewermanns Koppel habe ich mich auf die Erde geworfen, mitten in der Winterkälte. Alles Gute wollte absterben aus mir. Immer nur der Gedanke an Mutter hat mich wieder hochgebracht und hat mir langsam einen Glauben wiedergegeben. Aber den Kopf habe ich nicht wieder hoch gekriegt, und die Augen nicht mehr richtig frei. Nur noch, wenn ich bei Mutter war. Und nichts mehr hat mir Freude gemacht, immer nur die Gedanken habe ich brennen und suchen lassen nach einem Weg. — Vielleicht habe ich mit meinem Weg auf die Kanzel einen gefunden", fügte er so erschütternd hinzu, daß Agathe laut um Hilfe vor sich selber hätte schreien mögen.

Aber sie ging weiter lose neben ihm her und versuchte es nicht noch einmal, seine Hand zu ergreifen. „Verzeih mir die harten Worte, Gerd", sagte sie demütig. „Keins scheint mir recht und billig mehr davon. Ich bin dir schon dankbar, wenn du mich weiter so aus der Ferne mit zur Familie stehen läßt. Der andern wegen. Und wo wir nun keine Gelegenheit wieder finden werden, einander ein gutes oder ehrliches Wort zu sagen, so sage ich dir in diesem Augenblick: Kein Beruf kann höher und heiliger sein als der, auf dem einer mit all seinem besten Wollen und Vermögen nach einer Klärung aus der Wirrnis sucht, die in unserer eigenen Menschlichkeit liegt." —

Mit diesen Worten war es Agathes heiliger Ernst gewesen. Was uns so aus der Not über Berge und Berge zutiefst aus der Brust kommt, das ist nicht nur echt, das hält auch auf die Dauer.

Auf dem großen, runden Mahagonitisch, der in Agathes Stube stand, lag die gewaltig dicke Bilderbibel aufgeschlagen. Das Familienerbstück mit dem schweren, silbernen Beschlag und den zahllosen Halbedelsteinen, die in wunderlicher Buntheit in den Beschlag eingelassen waren. Die Bibel war von außen noch prächtig erhalten. Innen war schon an vielen Stellen ein Wurm an der Arbeit gewesen, aber er hatte sich vorsichtig um die Buchstaben herumgefressen, die ganze Schrift stand noch.

Durch den ausgefransten, grünen Seidenschirm, der über der dickbauchigen Petroleumlampe hing, fiel ein mildes Licht auf die großen, festen Buchstaben und blieb anschmiegend darauf liegen.

Draußen war es längst still geworden, es hatte schon zu Mitternacht ausgeholt vom Turm, und so konnte die schöne, ruhevolle Nacht immer inniger an das Wort Gottes heran.

Agathe hatte ihren Kopf gegen eine der Ohrenklappen gelegt, die den altmodischen Stuhl zierten, in dem sie saß. Ihre Hände hatte sie gefaltet im Schoß liegen.

Gegen Abend hatte sie Gerhard an die Bahn gebracht, weil sich das nicht anders tun ließ, und sobald sie nun die Augen zumachte, sah sie ihn immer noch hinter den Scheiben stehen mit abgezogenem Hut und einem so hilflos guten Willen, daß sie sich nichts wünschte, als daß der Zug sich je eher je lieber in Bewegung setzen möchte.

Aber der Druck war geblieben, als der Zug dann außer Sicht war, und erst, als der Abend kam und sie ihre eigene Stubentür hinter sich zuziehen konnte, begann er vor und nach sachte zu weichen.

Nicht durch das Lesen und Suchen in der Bibel, in der man erst zu Hause sein muß, um einen brauchbaren Trost aus ihr zu schöpfen, sondern lediglich durch die Ehrlichkeit und Wahr-

Digitized by Google

haftigkeit, mit der Agathe hier zu sich selbst gekommen war.

Agathe las schon längst nicht mehr, als sie wieder ein Blatt nach dem andern wandte. Auch nach den Bildern saßten ihre Augen nur noch ohne ihr Wissen, und doch traf sie das einzig Richtige, als sie leise vor sich hinsagte: „Religion haben, heißt gut sein sein wollen. Ach ja, Gerd", wiederholte sie dann noch einmal nach einer Weile, „gut sein wollen!"

Von ganzer Seele und von ganzem Herzen wollte Agathe gut sein. Sie war jetzt meist der Einsamkeit verfallen, und einsam sein, heißt an sich schon eigentlich religiös sein, und zwar im besten Sinne. Einsam sein heißt: Sich in sich selbst widerspiegeln. Nach Gott suchen. Der Einsame steht nicht in dem Sinne über den Dingen, daß er sich nun mit seiner Menschlichkeit abgefunden hat und erhaben dem Tode entgegenschreitet, sondern gerade der Einsame ist der Schrei nach Gott, ist das Ausrufungszeichen unter der Menschheit. Gerade der Einsame ist der Pfeiler an sich selbst, um sich eingedenk des Wortes: „Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn", nicht allzusehr schämen zu müssen. Gerade der Einsame ist es, der mit der Handvoll Buchstaben nicht zufrieden ist, sondern ausschlüpfen möchte in die Erkenntnis, und zwar durch sich selbst. Nur daß der Weg durch die eigene Brust den größten Mut erfordert! Denn was irgend man in der Welt zu fürchten hat, das hat der Mensch insgesamt in erster Linie in sich selbst zu fürchten, ob es gleich niemals durch die einzelnen Reibungen nach außen gekehrt wird! Wer nur die stillen Überwinder fragen möchte! Mögen sie doch richten die Gerechten, der Einsame richtet nicht oder zunächst sich selbst. Der Einsame hat keinen Stein mehr, mit dem er werfen möchte, es sei denn gegen die eigene Brust. —

Agathe lag noch lange wach, nachdem sie sich endlich ins Bett gelegt hatte. Sich zu peinigen, hatte sie aufgehört, sie lag nun und spann. Und dabei fielen ihr die Worte ein, die Tramm so bewegt zu ihr gesprochen hatte, daß der Sinn des Lebens viel tiefer säße. Und war der alte Mann ein Wichtigmacher oder Feierlichtuer? Gewiß nicht! Ein Ernsthafter war er, und mit klarem Kopf ein Ernsthafter. Und Peter Feddersen? Wenn er auch aus dem Amt gegangen war, weil ihm die Form nicht paßte, den Inhalt hatte er sich mit ins eigene Weiterleben genommen. „Um Theologe zu sein, sind Gaben doch nicht von Überfluß!" Und wie er das gesagt hatte! Aus einer Gewißheit heraus, die gleich mit der Wurzel in den andern Boden faßert.

Und wenn da etwas nisten möchte, wie unendlich ist der Raum in einer Menschenbrust! Wir zweifeln und zweifeln und zweifeln und tragen doch jeder ein All in unserer engen Brust.

Gerd konnte nicht lange an sich denken, als er nach Hause kam. Mit seinem Schwesterchen war es Ernst geworden. Die ganzen Nächte fand Ise vor dem bösen Husten keinen Schlaf. Er tobte und wütete in der kleinen Brust wie der Sturm im Meer, und etwas Ärgeres hätte der Herrgott Hanne gar nicht antun können.

Sie ging überhaupt nicht mehr ins Bett, und auch als langsam Besserung bei Iseken eintrat, hing sie mit dem Ohr immer nur nach dem Kinde hin. Sie trug eine unaussprechliche Angst in ihrem hellhörigen Herzen und wollte sich von den beschwichtigenden Worten des Arztes nicht trösten lassen. Immer wieder lehnte sie Nacht um Nacht über der Traillenkante von Isekens Bett und netzte ihrem Liebling lindernd die heißen, trockenen Lippen.

Und so kam es, daß Hanne eines Nachts einen wehen Laut vernahm, der nicht von Iseken herrührte.

„Gerd!" rief sie flüsternd und angstvoll an des Jungen Tür.

Erschreckt war Gerd aus dem Bett gesprungen und an die Tür geeilt. „Ist etwas mit Iseken, Mutter?!"

„Leg' dich erst wieder hin, mein Gerd", sagte Hanne. „Mit Iseken ist nichts, sie schläft ganz fest. Besser als alle Nächte zuvor. Aber du hast dich hier oben gerührt, Gerd. Dir ist was, ich habe es ganz deutlich gehört."

„Mutter, das ist deine Sorge und Unruhe um Ise, ich lag ja ganz still."

„Und hast doch nicht geschlafen", sagte seine Mutter, „dich drückt etwas, du hast es schon mit aus Husum gebracht."

„Liebe, liebe Mutter, wenn du dir doch um mich keine Sorge machen wolltest! Manchmal sitze ich ein bißchen voll Gedanken, und das will

Digitized by Google

mich dann gelegentlich nicht schlafen lassen. So geht es wohl jedem Menschen mal."

„Und ich fürchtete schon, Großvater hätte dir vielleicht wehgetan", sagte Hanne betrübt.

„Nein, gewiß nicht. Er muß sich natürlich erst damit abfinden." Gerd griff nach den Händen seiner Mutter und legte durstig seine Lippen darauf. „Und ich, liebe Mutter, ich muß mich ja auch noch besser zurechtfinden mit mancherlei, das mit meinem künftigen Beruf zusammenhängt."

„Ja, mein guter, guter Junge, du nimmst es ernst und heilig, ich weiß es." Sie neigte sich über ihn und flüsterte: „Da ist so viel, was schwer zu verstehen ist. Sieh, mein Gerd, wenn mir unsere kleine Ise vom Herzen genommen würde, das könnte ich nicht verstehen und müßte doch stillhalten."

„Mutter, Mutter! Iseken ist doch sonst gesund, und den Keuchhusten kriegen die meisten Kinder."

Hanne sagte nichts mehr, sah ihren Gerd nur an und küßte ihn auf seine klare Stirn. Aber als sie schon an der Tür war, kam sie noch einmal zurück: „Daß ich dich auch damit beschwert habe, mein Gerd! Aber es drückte mich so, nun ist es mir entglitten." —

Gerd war gerade dabei gewesen, mit all seiner von der Mutter geerbten Herzensgüte nach Möglichkeiten zu suchen, die seinen Vater und Tante Agathe entlasten und ihn selbst wieder freier machen sollten, aber er brauchte nur unterzutauchen in das größte und schönste und reichste Wunder, in die Liebe seiner Mutter, und alles war wieder aus.

Die Mondscheibe stand auf voll und gab so reichlich von ihrem friedlichen, stillen Licht, daß jeder Gegenstand sich bis zu klarer Kenntlichkeit daraus abhob. Erst recht das weiße Marmorkreuz mit dem darangeschlagenen Heiland, das auf der Kommode stand, und ein Konfirmationsgeschenk von Großmutter Iwersen war. Aber gerade dieses Kreuz konnte und wollte Gerd jetzt nicht sehen. Er legte sich beide Hände vors Gesicht und drückte den Kopf fest ins Kissen.

Der Mond jedoch schien ruhig weiter auf den geduldigen Leider für die Menschheit und spendete unentwegt, ob man sie wollte oder nicht, seine nie versiegende, allerbarmende Milde. —

Gerds Abschied von seiner Mutter ging ruhiger und glatter von statten, als man sich hätte denken sollen. Die große, natürliche Liebe zwischen den beiden war andererseits so gesund und sich aus sich selbst verstehend, daß man um Notwendigkeiten keinerlei Getue machte. Gerd gehörte auf seinen Weg, und vor allen Dingen und in erster Linie auf seinen Weg, das lag von vornherein in Hanne fest, und auch Gerd wußte, daß er seiner Mutter nicht an der Schürze hängen bleiben konnte. Nur auf die Bahn ging Hanne nicht mit, auch nicht einmal durch den Vorgarten, weil sie nicht wollte, daß ihr ein fremdes Auge dazwischen fallen sollte.

Bernhard und Gathchen gingen schon langsam vorauf, und Mutter und Sohn standen immer noch hinter der Haustür und hielten sich an den Händen und in den Augen. Und erst, als ihr Gerd zwischen Vater und Schwester um die Wegbiegung schritt, ohne sich noch einmal umzusehen, ging Hanne in die leergewordene Stube ihres Jungen und bangte sich in die ganze unabwendbare Tragik hinein, die nun einmal die Grundfarbe allen Lebens ist und in die die vielen helleren und hellsten Farben nur spielerisch und abwechslungsreich hineintönen.

Wer wollte Worte dafür finden, was Hanne in jenen Augenblicken empfand! Das wäre Verwegenheit. So wuchtig und so zart zugleich kann nie ein Dichter sprechen. Das kann in abgewandten Stunden nur der Heimliche, der Große, der Unauffindbare mit seinen rätselvollen Schriftzeichen an die unsichtbare Tafel schreiben, die wir weder sehen noch greifen können, und in deren Sinn und Bedeutung wir gleichermaßen liegen wie das Gelbe im Weißen vom Ei. —

Gerd hätte so gern mit sich allein gesessen und hätte dann in die blühende Landschaft gesehen, aber es waren so viele Marner mit im Wagen, daß er natürlich nicht zwischen ihnen hindurch kam. Eine kleine Stadt ist wie ein Ring, aus dem einmal herausgeschlüpft, man unwillkürlich wieder zueinanderrinnt. Das war ein Gefrage und ein Beraten und Tun, daß Gerd froh war, von St. Michaelisdonn aus eine Ecke zu finden, in der er niemanden mehr etwas anging.

Es war bis Itzehoe der Hamburger Zug, unter dem die Räder erheblich schneller liefen, als unter dem kleinen Zweigzug von Marne, und die Felder und Koppeln huschten lustig an Gerds Augen vorbei. Die Vögel flogen teils mit, teils

Digitized by Google

auch wieder auf Marne zu, auf jeden Fall fingen sie plötzlich alle von Hoffnung zu schwirren an, und auch der blaue Himmel lachte in den Tag hinein und tat, als ob das Leben eine pure Spielerei sei.

Gerd konnte wirklich nicht umhin, so viel Wehmut auch anfangs mit ihm über die Trittbretter steigen wollte, er atmete tief und beinahe freudig auf. Mochte er die Dinge auch allezeit noch so schwer genommen haben und in Zukunft vielleicht wieder nehmen, vorläufig war nun doch noch etwas da, das alles trug wie das Wasser ein Schiff, und das waren seine neunzehn Jahre. Und während die ganz leise einmal versuchten, auf ihr gutes Recht zu pochen, sagte der einzige, noch übriggebliebene Reisegefährte dicht vor Itzehoe zu Gerd: „Laufen Sie nur nicht zu weit mit Ihren Augen hinter den Vögeln her, junger Mann, die können Sie doch nicht greifen. Wo soll die Reise denn hingehen?"

„Nach Kiel", sagte Gerd mechanisch.

„So," sagte der Alte, dem kein Haar mehr auf dem Kopf stand, „dann geben Sie nur gut Obacht. Kiel kenn ich, da witscht einem sowieso manches Jahr durch die Finger. Von da gehen sie in die weite Welt, und kommen sie aus der weiten Welt, und was bei solchem Gehen und Kommen zurückbleibt, das werden Sie auch noch kennen lernen. Wenn Sie Obacht geben natürlicherweise. Denn fliegen wollen Sie wohl doch nicht?"

Gerd wußte kaum wie er dem fremden Mann gegenüber zu seiner Antwort kam. Jedenfalls sagte er: „Nein, fliegen will ich nicht, ich will Theologie studieren."

„Das habe ich ungefähr taxiert", sagte der Alte. Und während er jetzt ausstieg — der Zug hielt — reichte er Gerd mit einem Lächeln, das nach beiden Seiten zu deuten war, die Hand hin und fügte hinzu: „Denn stemmen Sie sich nur feste gegen, und wenn Sie keinen Schmand dabei fischen, Setzmilch ist auch nicht zu verachten und verdaut obendrein besser."

Gerd wußte nicht, was er damit sollte, aber die Hand nahm er an, und er sah, daß sie schmal war und keine Arbeitshand. Und während er gleich nach der andern Seite des Bahnsteigs hinüberging, wo der Zug nach Wrist schon hielt, sah er sich noch ein paarmal nach dem absonderlichen Fahrgefährten um, der aber keine Notiz mehr von ihm nahm und in dem Durchgang des Stationsgebäudes verschwand.

Was der wunderliche Alte gesagt hatte, verschwand aber nicht ohne weiteres aus Gerd. Das müssen wir uns ja alle gefallen lassen, daß irgendwer plötzlich eine Handvoll Saat in unsern Acker wirft, damit wir sie mit zur Frucht treiben. —

Gerd mußte noch zweimal umsteigen, in Wrist und in Neumünster. Und das Gehaste und Gewoge nahm ihn mit und gab ihm das Geleit bis Kiel.

Dort angelangt, sah er Fräulein Johannsen schon hinter der Sperre stehen und mit der Hand winken. Das alte Fräulein war ganz stolz auf den ranken, jungen Menschen, als sie mit ihm durch die Straßen schritt.

Dörte war übriggeblieben, und sicher nicht wegen eines armen Herzens. Sie zog den linken Fuß stark nach, den sie als Kind unglücklich gebrochen hatte, und außerdem war ihr Vater — einstmals ein vermögender Getreidehändler — durch große Verluste zum Trinker geworden und hatte seine Frau und seine Tochter nach seinem Tode in dürftigen Verhältnissen zurückgelassen. Die beiden Frauen waren dann nach Kiel gezogen, um sich durch Abvermieten zuzuverdienen, was ihnen zu den kargen Zinspfennigen am Lebensunterhalt fehlte.

„Sie können sich nicht denken, wie sehr Mutter sich gefreut hat", sagte Dörte. „Das Vertrauen, das Ihre Eltern uns entgegenbrachten mit ihrer Anfrage, ob wir Sie bei uns aufnehmen wollten, hat sie ordentlich glücklich gemacht. ‚Dörte,' sagte sie zu mir, ‚mir ist gerade, als ob ein Stück Heimat hier zu uns in die Fremde zöge.'"

Gerd war ehrlich gerührt. „Und meine Mutter hat ganz auf dieselbe Art gedacht", sagte er. „Als alles feststand, daß ich nach Kiel sollte, war es Mutters erstes, daß sie von Ihnen sprach. ‚Ach, was trifft sich das gut, daß Frau und Fräulein Johannsen in Kiel sind', sagte sie. ‚Ich muß doch gleich mal schreiben, ob sie dich wohl unterbringen können, dann bist du mitten in Kiel doch auch ein klein wenig in unserm lieben, traulichen Marne.'"

Dörte sah Gerd dankbar an. „Gut sollen Sie es haben, Herr Karstens, darauf können Sie und Ihre Eltern sich verlassen. So gut, als Men-

Digitized by Google

schen es machen können, die ja doch immerhin nicht die Angehörigen sind."

Dörte brauchte nur den Mund aufzumachen, und alles, was äußerlich vielleicht ein bißchen jüngferlich an ihr war, war verschwunden. Die schmalschultrige und flachbrüstige Dörte hatte in ihrem Sprechen eine Fraulichkeit, als hätte sie Gott weiß wieviele Kinder zu beschwichtigen. Und sie hätte denn auch am liebsten den großen, und etwas zagen Gerd bei der Hand genommen, um ihn fühlen zu lassen, wie treu und doch wie behutsam sie für ihn sorgen würde. —

Frau Johannsen war auch nur eine schmächtige Person, aber trotzdem kernig und von Grund auf gesund. Von vielen Worten war sie nicht, eher von festem Zufassen, und was sie für den Ankömmling parat gestellt hatte, sah in keiner Weise nach einem Kosthaus aus, sondern nach einem echten Dithmarscher Tisch.

„Nun zeigen Sie uns gleich mal, was Sie können, Karstens", sagte sie zu Gerd und schob ihm einen Stuhl unter. „Wer tüchtig was essen mag, der kann nachher auch auf seine Knochen zählen."

„Die werde ich wohl wenig genug brauchen hier", meinte Gerd lächelnd und freute sich im stillen, daß die noch reichlichen und in der Farbe gebliebenen Haare der alten Frau wie abgezählt nach beiden Seiten lagen. Das war er von Mutter her gewöhnt und hing ziemlich verläßlich mit einer peinlichen Sauberkeit zusammen.

Die alte Johannsen strich sich über die Schürze: „Das will ich nun doch nicht sagen. Auch der Verstandskasten ist schließlich man von Knochen und braucht seine Kost."

Da mußte Gerd fröhlich lachen, und er langte ungeniert und mit gutem Appetit zu. „Wenn es so ist," sagte er, „will ich die Sache auch gleich von vornherein richtig anfassen."

Das war nach dem Sinn der beiden Frauen, und Gerd seinerseits staunte, wie gut die beiden mit dem Leben fertig wurden, das schon hart genug für sie gewesen war.

„Wir haben uns hier die ersten Jahre tüchtig plagen müssen," sagte Frau Johannsen, „und Dörte hat mitunter die ganzen Nächte durch gestickt, weil wir nicht gleich Kostgänger fanden. Und was haben wir dann schon unterm Dach gehabt! Es war ein Glück, daß ich mich meiner Haut zu wehren wußte. Und jetzt können Sie sich verlassen, setze ich erst gehörig die Brille auf. Das heißt, ich werde es hoffentlich so bald nicht mehr nötig haben, denn ausnahmsweise haben wir einmal Glück gehabt. Seit zwei Monaten wohnt ein Junggeselle bei uns, ein wunderlicher, alter Mann, der tüchtig Geld hat, und uns unsere drei Vorderstuben in eins so nobel bezahlt, daß wir keine Ausschau weiter halten brauchen. Außer nach Ihnen, Karstens, aber wir Marner rechnen uns ja nicht fremd untereinander." —

Es wäre Gerd niemals eingefallen, weiter nach dem Menschen zu forschen, mit dem er nun unter demselben Dach wohnen sollte, aber ist denn etwas wunderreicher als der sogenannte Zufall?! Einen Zug später kam sein Reisegefährte von Wilster nach Itzehoe an, und als die beiden sich ins Gesicht sahen, stand Gerd ganz verkattert, während der Weißbart den Finger an die Nase legte und zweimal hintereinander „Ei, er!" sagte, als ob er irgendeines Räffels Lösung gefunden hätte.

Dörte kam auch gerade über den Flur und fragte Gerd hinterher verwundert: „Kennen Sie zwei sich denn?"

„Das gerade nicht," sagte Gerd noch ganz benommen, „aber wir fuhren von Wilster bis Itzehoe in demselben Abteil." Daß sie miteinander gesprochen hatten, fügte er aber nicht hinzu, sondern fragte statt dessen: „Was betreibt der Mann denn?"

„Mutter und ich sind noch nicht recht klug geworden daraus. Die eine Stube hat er ganz voll Flaschen und Gläser. Und sonst nichts als Bücher und Bücher und Bücher."

Auf die Bücher hörte Gerd kaum hin. „Flaschen und Gläser?" fragte er voll Staunen.

„Na," sagte Dörte mit gutmütiger Nachsicht, „Sie kennen doch den alten Justizrat Paulsen bei uns in Marne? So auf die Art, wissen Sie. Sammelkrank."

„Ach so", sagte Gerd, und es hörte sich beinahe nach Erleichterung an.

Dann fragte er nichts mehr, sondern ging in seiner schmucken, sauberen Stube noch mancherlei Gedanken nach. Und lag auch abends noch lange mit wachen Augen, bevor er in den ersten Morgen seines neuen Lebens hinüberschlief. —

„Ach ja, das Kiel, das war wahrhaftig etwas anderes als Marne! Erst recht für Gerd. Denn

Digitized by Google

man muß sich nur einmal für einen sowieso sinnenden Menschen den Kontrast vorstellen zwischen dem Studium der Theologie und den vielen Kolossen von Kriegsschiffen, die der schöne, große Hafen trägt, und die dem Grundwort der Schrift „Liebet euch untereinander!" grellen Hohn ins Gesicht lachen.

Stunden hintereinander konnte Gerd oben bei Bellevue am Hafen sitzen und mit den Augen und den Gedanken über das Wasser laufen wie einer, der schließlich nirgends mehr einen Durchweg weiß.

Und wenn er dann langsam den Strandweg entlang zurückging und wieder in die Stadt kam, hätte er manchmal stehenbleiben und den Kopf schütteln mögen. Gewiß, in Marne ging auch jeder seinem Brot nach, aber gemach, und man konnte ganz deutlich den Sinn fassen. Hier in Kiel ließen die Leute sich ja nicht einmal zum Verpusten Zeit, und das jagte hintereinander her, als würde das Jahr gleich vorweg in Minuten eingeteilt, statt erst gebührlich in Monate, Wochen, Tage und Stunden.

An seine Eltern schrieb Gerd darüber: „Nicht einmal in Hamburg ist es mir früher aufgefallen, daß alles immer nur in Hast nach dem größten Stück läuft. Vielleicht, weil man für Tage genug auf sich selbst aufzupassen hat in dem Gewühl. Erst jetzt, wo ich hier in solchem Großstadtbetrieb zur Gewöhnung komme, werde ich richtig gewahr, wie sie das Leben hier anfassen. Man könnte den Schwindel kriegen, wenn man nur sieht und die Ohren zuhält, und könnte leicht denken, daß man selbst wie ein kleines Boot über ein großes Wasser getrieben wird." —

Und doch trieb das kleine Boot auf die Dauer nicht ganz allein. Unter all den vielen jungen Menschen, mit denen Gerhard jetzt täglich in Berührung kam, fand sich — freilich erst nach Monaten — einer heraus, der hin und wieder gegen ihn antrieb, obschon seine Natur von Grund auf eine andere und viel lebendigere war.

Klaus Holm war auch Dithmarscher. Ein Dorfjunge und nur kleiner Leute Kind. Sein Vater war Flickschuster und hatte bei seinen neun Kindern natürlich durchaus nicht die Mittel, seinen Ältesten studieren zu lassen, aber der Bengel ließ nicht nach. Er biß sich beim Lehrer und beim Herrn Pastor durch, und als man denn auch richtig die Stipendien auf den Haufen hatte, entschied sich Klaus für Naturwissenschaften statt für Theologie. Herr Pastor Petersen war sehr böse, aber das half nun nicht, und Klausens Dankbarkeit war trotzdem echt.

„Ich sollte ja eigentlich auch Pastor werden", sagte Klaus zu Gerd, „und ich bin nicht ganz ehrlich auf meinen Weg gekommen, aber ich fasse meine Sache nun um so reeller an."

Sie wichen in so manchen Teilen voneinander ab die beiden und kamen sich in ihrem innersten Wesen doch immer näher.

Die Gebiete hielt Klaus vorsichtig auseinander. Er hatte nicht das Verlangen, ihre Gegensätzlichkeiten zu berühren. Er selbst saß in seinem Fach wie ein guter Reiter in seinem Sattel. Immer gewärtig, daß das Tier auch einmal Mücken und das Bestreben haben kann, seinen Bändiger hinterrücks abzuwerfen. Er hielt die Hände in richtigem Griff um die Zügel. Und was seine Freundschaft mit Gerd anbelangte, so hatte seine im Kern echte Dithmarscher Natur an dem zeitweilig sehr schweigsamen, aber gänzlich zuverlässigen Gerd gerade das Richtige. Stundenlang konnten die beiden zuzeiten wandern, ohne daß einer den andern aus seinen Gedanken aufgeschreckt hätte.

Aber auf die Dauer war Gerd das vollständige Hinweggehen über das gegenseitige Studium doch nicht recht. Er war ja im Grunde nicht aus dem Wunsche herausgewachsen, das Wort Gottes zu verkünden, er war eher von außen hineingewachsen und saß nun drin wie die Perle in der Muschel, nach der man sucht, um sie ans Licht zu bringen.

„Holm," sagte er, als sie einmal im Düsternbrooker Gehölz umherwanderten, „wir halten nun schon Monate zusammen und gehen immer an unserm Fach vorbei, als ob keiner von uns eins hätte."

„Ja," sagte Klaus, „weil einer diesseits sitzt und einer jenseits. Wir wollen uns das gute Einvernehmen nicht stören, Karstens, denn das käme doch nur dabei heraus. Auf ein Stück können wir nicht kommen, das wissen wir im voraus, allemal müßte einer dem andern etwas nehmen."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

Mutterlied

Nun weiß ich, daß ich niemals sterben werde,
Seit deine Liebe meine tief gestillt,
Wie lenzesfrüh in heiliger Muttererde
Des Samenkornes junger Keim erquillt

Und zaghaft scheu die zarten Blättersprossen
Zum Lichte aufhebt, das es trinken will,
So reift in mir ein neues Leben still,
Des Adern sind von meinem Blut durchflossen.

Einst wird es groß sein und die Züge tragen,
Die lebensfroh mein eigen Antlitz trug,
Da mich dein Herz um meine Liebe frug.

Voll Kraft wird es durch seine Tage gehen,
Dem Baume gleich in Duft und Sonne stehen,
Und meine Pulse in ihm weiterschlagen.

Hellmuth Unger.

Ein Versprechen / Novellette von Franz Wichmann

Die Nachmittagsschwüle wirkte einschläfernd.

Richard Rumelius nahm alle Willenskraft zusammen, der Müdigkeit nicht zu erliegen. Noch wußte niemand die Stunde des Aufbruchs. Aber schon morgen konnte sie schlagen, und vorher wollte er noch die Skizze vollendet haben. Köstliche Erinnerungen waren es ja, die sie festhalten sollte, — die letzten schönen Friedenstage vor blutigem Waffengang.

Der Stift glitt über das Papier. Dort an dem Wohnhaus des Ziegeleibesitzers galt es noch, einen Schatten aufzusetzen. Die zwei auf den Garten blickenden Fenster seines behaglichen Quartiers mußten schärfer hervortreten. Auch die zackigen Blätter an der Laube von wildem Wein waren noch nicht ausgeführt, und an dem schmalen, zu ihr hinführenden Wege fehlten sogar noch die Blumen. Wie war es möglich gewesen, die zu vergessen. Eva Illing hatte sie doch täglich begossen!

Eine Weile zeichnete der Oberleutnant eifrig. Dann wurde die Hand lahm und lässig, immer langsamer bewegten sich die Finger, der Stift rollte zu Boden, und von neuem fielen ihm die Augen zu. Gegen die Gartenbank zurückgelehnt, das Skizzenbuch auf den Knien, begann er zu träumen.

Seit man von der Hauptstadt ausgerückt, zog alles wieder an seinem Geiste vorüber, bunte Bilder militärischen Lebens, Tage voll Schweiß und Mühe, Stunden beseligender Ruhe. In Reisemärschen hatte man das Städtchen erreicht. Nur eine Stunde entfernt davon lag der große Truppenübungsplatz, auf dem das neue Reserve-Armeekorps zusammengestellt ward. Sein Regiment, das in der Mehrzahl aus jungen Kriegsfreiwilligen bestand, hatte schwere Tage hinter sich. Anstrengende Felddienstübungen, Biwaks in kühlen, regnerischen Nächten, Gewaltmärsche auf schlechtgehaltenen Wegen sollten die Tüchtigkeit und Leistungsfähigkeit der Infanterie erproben. Dann war zum Schluß eine große Parade vor dem kommandierenden General, verbunden mit der feierlichen Weihe der vom Landesherrn verliehenen neuen Fahnen gekommen, und nun gab es endlich noch einige Rasttage, die letzten friedlichen in der Heimat. Die Truppen sollten die Zeit benützen, sich für den Ausmarsch vorzubereiten und für ihre Bedürfnisse zu sorgen.

Im Städtchen hatte man die einquartierten Vaterlandsverteidiger aufs liebevollste aufgenommen. In ihren Reihen standen ja auch Hunderte seiner eigenen Söhne, und die Bürgerschaft, die freigebig Küche und Keller öffnete, bemühte sich in aufopfernder Weise, den Soldaten das eigene Heim zu ersetzen.

Im Hause des reichen Ziegeleibesitzers Illing hatte sich Oberleutnant Rumelius wirklich wie in einem solchen gefühlt. Nicht wenig mochten dazu die warmen, braunen Augen von Fräulein Eva beigetragen haben. Schon zu Beginn des Krieges hatte der Vater die einzige Tochter, die bei Verwandten in der Hauptstadt geweilt, heimgerufen, und gleich beim ersten Anblick hatte das junge, lebensfrohe Mädchen einen tiefen Eindruck auf das bisher unempfänglich gebliebene Herz des ganz in seinem Berufe aufgegangenen Kriegers gemacht. Keine liebere Erholung wußte er sich, als heimlich von den Fenstern seines Quartiers der hohen, schlanken Erscheinung zuzuschauen, wenn sie mit schwebenden Schritten durch den Garten ging.

Digitized by Google

zierliche Anmut in jeder Bewegung, und wie ein liebendes Mütterlein seine Kinder, ihre bunten Schützlinge, die Blumen, pflegte.

Im Gegensatz zu seinen Kameraden wenig weltgewandt im Umgang mit dem weiblichen Geschlechte, war Rumelius aus seiner bewundernden Zurückhaltung nicht herausgetreten. Aber um so schärfer beobachtend, war es ihm nicht entgangen, daß Eva ihn oft heimlich betrachtete, ja manchmal schien es ihm, als habe sie etwas auf dem Herzen, das sie sich nicht zu sagen getraue.

Die Gewißheit, daß das schöne Mädchen in Gedanken sich mit seiner Person beschäftigte, vielleicht für sein Leben bangte, schmeichelte ihm und erfüllte seine Brust mit stillem Glück. Weiter darüber hinauszudenken, wagte er nicht. Aber die Träume des schmülen Sommernachmittags waren kühner, gaukelnd führten sie ihn über Raum und Zeit hinweg ans Ziel noch unbewußter Wünsche.

Eine weiche Kühle, wie in eines Tempels Innerem, umwehte ihn. Er glaubte sich in einer Kirche zu sehen, — um ihn sang und klang es im hohen Raum, Weihrauch duftete, und feierliche Glocken ertönten, — er aber kniete vor dem Altar und an seiner Seite die hold geschmückte Braut.

„Teufel, da ist sie ja!"

Jähes Erwachen zur Wirklichkeit entreißt ihm den unzarten Fluch. Statt Weihrauchs duften wieder die Nelken vom Blumenbeet, der Glockenklang wird zum Bienengesumm.

„Fräulein Illing, — Verzeihung, — wenn, ich Sie erschreckt habe."

Die Gerufene ist eben im Begriff, zum Hause zurückzukehren. Aber so rasch wendet sie sich um, als habe sie nur darauf gewartet. „Sie mich erschreckt?" kämpfte sie mit dem Lachen. „Aber sie haben ja geschlafen."

Rumelius sieht das an den Boden geglittene Skizzenbuch und wird rot wie ein Mädchen. „Ich dachte nur, stotterte er, — weil, — weil —"

Sie macht seiner Verlegenheit ein Ende. Mögen Sie auch in den kommenden Tagen immer so fest und ruhig schlafen, Herr Oberleutnant. Aber das wird wohl ein frommer Wunsch sein. Mein Gott, wenn ich an die Gefahren denke, denen Sie entgegengehen —"

Angst und Sorge sprechen aus ihrer Stimme und machen sein Herz klopfen. Fieberhaft drängen sich die Gedanken in seinem Kopfe. Ist sie mit Absicht in den Garten gekommen, wollte sie die Gelegenheit benützen, mit ihm allein zu sein? Mühsam seine Unruhe verbergend, rückt er an das äußerste Ende der Bank.

„Wollen Sie sich nicht setzen, Fräulein Illing?"

„Danke. Aber es ist so sonnig da."

„So kommen Sie in die Laube. Die ist kühl und schattig." Beinahe erschrickt er über die Kühnheit seines Vorschlags. Um so größer wirkt die Überraschung, ihn befolgt zu sehen.

Während er die Ranken des wilden Weines zur Seite biegt, tritt Eva nach einem letzten, kurzen Zögern ein. Dann sitzen sie sich am Tische gegenüber, und eine lange Pause tritt ein.

„Man sollte glauben, ein Gewitter käme", beginnt er endlich.

„Ja, es liegt so etwas in der Luft —"

„Das nach Entladung drängt —"

Wiederum Schweigen. Den Oberleutnant ist es, als sei er zu deutlich geworden. Ihre Finger spielen auf der Tischplatte. Ein irrender Sonnenstrahl, durch Blättergerank gebrochen, macht ihr Goldhaar aufleuchten und tänzelt über den weißen Hals. Unter der feinen Haut pulsiert das Blut, und ein Seufzer scheint die junge Brust zu heben. Plötzlich faßt sich das Mädchen ein Herz, ihre braunen Augen richten sich mit banger Frage auf den Offizier.

„Ist es denn wirklich möglich, daß Sie schon morgen fort müssen, Herr Oberleutnant?"

„Lange wird es jedenfalls nicht mehr dauern. Man braucht frische Kräfte an der Front. Aber warum fragen Sie?" fügt er mit stockendem Atem hinzu.

„Ich — ich — habe —" es scheint ihr schwer zu werden, aber jetzt kann sie nicht mehr zurück, „ich habe in Ihrem Zuge einen Bekannten —"

Rumelius zuckt enttäuscht zusammen. Einer kaltfeuchten Schlange gleich kriecht der Argwohn ihn an.

„Einen guten Bekannten?" stößt er hervor.

Eva neigt hastig bejahend das Haupt, und heiße Verwirrung spiegelt sich in ihren Zügen. „Paul Reiter heißt er", sagte sie leise, „Sie werden den Namen ja wissen. Er studiert noch, — hat sich freiwillig gemeldet."

„Paul Reiter?" wiederholte Rumelius, keines anderen Wortes fähig.

Sie hört etwas aus seiner Stimme, das sie ängstigt. „Ich will ganz offen sein, Herr Oberleutnant. Ich habe ihn in der Stadt kennen gelernt. Wir sind verlobt, — heimlich einstweilen. Ich fürchte, der Vater sähe es nicht gern, — er liebt die Studierten nicht, und dann, weil Paul doch eigentlich noch nichts ist."

„Warum sagen Sie mir das alles, Fräulein Illing", unterbricht sie Rumelius, den schmerzlichen Sturm seiner Gefühle unter dem schroffen Ton der Frage verbergend.

Eingeschüchtert blickt sie zu ihm auf. „Ach Gott, seien Sie mir nicht böse, Herr Oberleutnant. Aber ich hatte solches Vertrauen zu ihnen, — ich —"

„Bitte, sprechen Sie nur", bezwingt er sich und steht langsam vom Tisch auf. Seine Stimme klingt mitleidig, wie erfüllt von väterlicher Güte. „Also Sie fürchten für ihn? Die Braut eines Soldaten sollte keine Furcht kennen."

„Es ist auch nicht das," verwirrt sie sich, „man kann ja tapfer, furchtlos sein, — ohne leichtsinnig, unbesonnen zu handeln. Aber Paul hat immer die

Digitized by Google

Abenteuer mehr geliebt als die Wissenschaft. Er ist tollkühn, verwegen, — aus Übermut sucht er unnötig die Gefahr. Darum zittere ich für sein Leben, darum hatte ich schon lange vor,, mich an Sie zu wenden, und wagte es nur nicht."

„Was kann ich tun?" sagte er und starrte mit abgewandtem Blick ins Leere.

Um ihre schmalen Lippen zuckte es, ihre Augen feuchteten sich von Tränen. „Oh, viel," antwortete sie mit zum Flüstern gedämpfter Stimme, „wenn Sie ein wenig acht auf ihn geben wollten. Er ist doch immer unter Ihren Augen. Sie könnten ihn der schlimmsten Gefahr entreißen. Ach — nicht wahr, Herr Oberleutnant, das versprechen Sie einem von Angst gequälten Mädchen?"

Bebend vor Erregung steht die schlanke Gestalt vor ihm, das Gesicht dem seinen ganz nahe, die warmen, braunen Augen in banger Erwartung auf seinen Mund gerichtet.

Rumelius kann den Tränen, die darin blinken, nicht widerstehen.

„Ich verspreche es Ihnen, Fräulein Illing, ich will tun, was ich kann, um Ihretwillen."

Sie versteht nicht, was alles in diesem Zusatz liegt. Aber ihre Blicke leuchten in heißer Freude auf, und unwillkürlich ergreift sie seine Hand. „Sie haben mir meine Ruhe wiedergegeben, Herr Oberleutnant. Ich werde Ihnen ewig dankbar sein."

Wie betäubt blickt Rumelius dem schönen Mädchen nach. Seine Hand fühlt noch die ihre, die er so anders zu drücken gehofft.

Nicht dem Hause wendet sich Eva zu. Durch die hintere Pforte verläßt sie den Garten, dort, wo ein Fußweg zur Kirche hinüberführt. Will sie Gott danken, daß er ihr die Sorge vom Herzen genommen?

Mit Gewalt zieht es ihn an die Hecke nach. Ihr dichtes, beschnittenes Gestrüpp gestattet nur mühsam einen Durchblick. Aber Rumelius sieht genug. Eva ist nicht mehr allein. Ein Mann seiner eigenen Kompagnie steht bei ihr. Paul Reiter!

Wie er den Menschen, der ihm bisher so gleichgültig gewesen, beneidet! Gleichgültig, nein. Vielleicht hat seine Seele unbewußt die Wahrheit geahnt. Nur weil er ihm unsympathisch war, hat er sich um Paul Reiter am wenigsten gekümmert. Sein keckes, selbstbewußtes Wesen, die affektierte Pflege seines Äußeren, die hohle Prahlerei seiner Reden hat ihn abgestoßen. Nicht Begeisterung, nicht wahre, tiefe Vaterlandsliebe hat ihn freiwillig zur Fahne getrieben, nur Eitelkeit oder Abenteuerlust vielleicht, wie Eva es nennt. Und gerade der hat ihm zuvorkommen, ihm diesen Edelstein vorwegnehmen, gerade auf ihn hat die Wahl ihres kindlich reinen Herzens fallen müssen!

In grauen Leinenkitteln kommt über die Wiese ein Trupp Infanteristen daher. Ein Unteroffizier führt sie vom Baden zurück. Das Paar muß beiseite treten, um den Vorbeimarschierenden Platz zu machen.

Da wendet im letzten Gliede sich einer um, ein junger, hübscher Bursche, dessen frisches, mit kleinem schwarzen Schnurrbart geschmücktes Gesicht eine Narbe über dem linken Auge zeigt. Genauer nach den beiden hinsehend, zuckt er zusammen. Die eben noch freundlichen Züge verzerren sich zum Ausdruck grimmigen Hasses und ein finster drohender Blick streift die Gestalt Paul Reiters.

Der Kriegsfreiwillige bemerkt es nicht. Er hat den Arm um den Nacken der Geliebten gelegt und drückt einen raschen Kuß auf ihre Lippen.

Oberleutnant Rumelius tritt von der Hecke zurück, ihm ist es, als fahre ein kaltes Eisen in seine Brust. Paul Reiter scheint schlimmere Feinde zu haben, als einen unglücklichen Nebenbuhler.

Aber er hat ja versprochen, ihn vor jeder Gefahr zu behüten!

„Sind Sie toll, Reiter! Nieder mit dem Kopf, oder Sie haben eine englische Kugel drin."

Rumelius ist ernstlich böse auf den Leichtsinnigen, der sich halben Leibes aus dem Acker erhebt, um nach dem Feinde zu sehen.

Vor wenigen Tagen erst hat er eine Feldpostkarte mit Worten voll warmen, innigen Dankes, die ersten Zeilen von Evas Hand, erhalten. Sie haben die Antwort auf sein Schreiben gebildet, in dem er gemeldet, daß man in Belgien von Sieg zu Sieg geschritten. Sei man auch jetzt vor Ypern auf eine eiserne Mauer von Briten und Franzosen gestoßen, bald werde es wieder vorwärts gehen — nach Paris. Er hoffe, daß Paul Reiter so wohlbehalten dort einziehen werde, wie er bisher geblieben.

So leicht aber, wie der Oberleutnant im ersten Siegesrausche gehofft, haben sich die Dinge nicht gestaltet. Zumal der Franzose, den Untergang seines Landes vor Augen sehend, verteidigt sich mit dem wilden Mut der Verzweiflung, und seit Tagen prallen alle Stürme der Deutschen an den furchtbaren Feldbefestigungen der Verbündeten ab.

Zum drittenmal schon ringt man um ein größeres Waldstück, das zweimal gewonnen, zweimal wieder verloren wurde. Jetzt, nachdem die Artillerie stundenlang vorgearbeitet, ist die ganze Brigade zum Sturm angesetzt.

„Sprung auf, marsch marsch!" ruft Rumelius, den gegebenen Befehl wiederholend.

Signale gellen, grau wächst es empor aus grauem Boden, jeder Busch, jede Mulde und Ackerfurche speit Kämpfer aus, und weithin fluten die Schützenschwärme übers Feld. Im Laufschritt rücken dunkle Kolonnen nach, einzelne Züge stürzen vor, mitten in das Artilleriefeuer hinein, das mit seinen Geschossen die Luft peitscht.

Lücken klaffen auf, die grauen Massen werfen sich abermals nieder, scheinen mit dem Erdboden zusammenzufließen. Aber man hat Terrain gewonnnen, ein gut Stück ist man dem Walde nähergekommen.

Digitized by Google

Einzelne Pferde, zum Teil reiterlos geworden, jagen noch herum, Kommandorufe tönen, ununterbrochen knattert das Schützenfeuer. Minutenlang erscheint das Schlachtfeld leer. Aber der Tod findet seine versteckte Beute, bei Freund und Feind hält er reiche Ernte.

Die englischen Kanonen haben sich eingeschossen. Kaum 200 Meter entfernt schlägt eine ganze Granatensalve ein. Gleich darauf eine zweite, und schon um die Hälfte näher fliegen die schwarzen Schlammsäulen empor.

Durch den bläulichen Dampf, der die Schützenlinie mit beißendem Geruch erfüllt, blickt der Oberleutnant, dem das Pferd unter dem Leibe erschossen ist, zur Seite. Paul Reiter liegt noch da, auf dem Bauche ausgestreckt, das Gewehr an der Wange, Patrone um Patrone verfeuernd. Aber die nächste Salve wird weder er noch ein anderer des Zuges überleben. Legen die feindlichen Kanoniere noch einmal vor wie bisher, so ist die ganze Mannschaft aus der Liste der Lebenden getilgt.

(Schluß folgt.)

*

Akazienblüten

Weiße Akazienblüten im Wind.
Weiches Wiegen in zartjungen Kronen. —
Kinder, die noch nicht geboren sind,
Die noch im Atem der Liebe wohnen!

Frühlingstage voll Blütengeleucht.
Nächte voll Duft und dürstendem Wehen;
Gärten der Sehnsucht, im Frühtau feucht.
Menschen zu zwei'n, die voll Wunder gehen . .

Karl Pries.

*

Der schüchterne Heinrich / Skizze von Cl. von Peßler

„Sie glauben gar nicht, wieviel Sorge ich mir schon um meinen Jungen gemacht habe," klagte die Frau Postrat ihrem Besuche, „ich fürchte, er hat meine große Schüchternheit geerbt." Das schmächtige, kleine Fräulein Reimers betrachtete belustigt die stattliche Erscheinung ihrer Freundin, die in ihrer stark entwickelten Körperfülle so energisch und selbstbewußt wirkte. Die fing den Blick auf. „Freilich, wer mich so sieht, denkt gewiß nicht, daß es mich Überwindung kostet, mit Fremden zu reden," seufzte sie, „und dem Heini geht's, glaube ich, genau so. Wer weiß, wie er von seinen Kameraden unterdrückt und ausgenützt wird, wenn er sich nicht ordentlich zu antworten traut. Mit meinen Bekannten habe ich ihn noch nie mehr als ein paar Worte reden hören, dann sah ich ihn rot werden und verstummen. Ach, nicht mal seinem Vater gegenüber kommt er recht zu Worte."

Über das schmale Gesicht der Freundin huschte ein vergnügtes Lächeln. Sie dachte: Das geht nun manchem so, seit der gute Postrat pensioniert ist, spricht er unaufhörlich.

Die besorgte Mutter klagte weiter: „Dabei ist der Junge in der letzten Zeit so verschlossen, daß ich nicht mal herausbekomme, ob er unter dem Gefühl seiner Schüchternheit leidet, nur neulich ist er sehr aus sich herausgegangen, als er mir erklärte, ich dürfe ihn nicht mehr Heini nennen, sein Schulkamerad, der Sohn des Majors von nebenan, würde auch stets Heinrich genannt. Auf den, mit seinem dunklen Zigeuneraussehen, würde die Bezeichnung Heini auch nicht passen."

Die Unterhaltung wurde von dem Postrat unterbrochen, der jetzt ins Zimmer trat und die Freundin seiner Frau begrüßte. Seinen wortreichen, pausenlosen Betrachtungen über ihr gutes Aussehen, über die Pflege von Blattpflanzen im Winter und das Gemütliche eines guten Kachelofens schloß er die Frage an: „Ist denn der Heini noch nicht da, ich habe Hunger. Die Schule muß doch längst aus sein."

Da sah die Frau Postrat ihren Jungen um die Straßenecke biegen. Keck saß die rote Mütze auf seinem leuchtenden Blondhaar, mit seinem Bücherpack trug er einen zweiten, neben ihm ging seine Tanzstundendame. Die Studienanstalt lag dem Gymnasium schräggegenüber.

Lilli von Velden sprach lebhaft auf ihren schweigenden Begleiter ein, mit Mund, Augen und Händen schien sie ihn zu etwas überreden zu wollen, selbst ihre braunen Zöpfe mit den leuchtendroten Schleifen, die bei jeder Kopfbewegung hin und her tanzten, schienen sich an diesen Bitten zu beteiligen. Ernst, gesetzt und zurückhaltend schritt würdevoll der junge Primaner durch den mittägigen Wintersonnenschein, nur das Rot auf seinen Wangen kam und ging, und seine guten, blauen Augen wurden ganz dunkel im Schmerz, seiner geliebten Lilli etwas abschlagen zu sollen. Nun standen sie vor dem Hause still, durch die klare Luft hörte man deutlich die helle Mädchenstimme: „So habe ich Sie also endlich überzeugt und Sie willigen ein. Es ist ganz furchtbar nett von Ihnen, ich freue mich entsetzlich. Das wird einfach himmlisch werden." Sie drückte ihm ein dünnes Büchlein in die Hand, nahm mit kurzem Dank ihre Mappe und tänzelte weiter.

Er blieb stehen und sah verzückt hinter ihr her. Der ganze Glanz erster, keuscher Liebe lag auf seinem offenen Gesicht. Da flog sein Blick zufällig hinauf zum Fenster, drei Köpfe türmten sich da übereinander, drei Augenpaare spähten, bohrten

Digitized by Google

herab; lag nicht sogar eine Hand an einer Ohrmuschel, die förmlich zu wachsen schien. Heinrichs Fuß schob eine im Weg liegende Glasscherbe hin und her. „Herr Gott," seufzte er innerlich, „nun wird das Gefrage wieder losgehen." Mit verschlossenem, gleichgültigem Gesicht öffnete er die Gartentür.

„Haben Sie nun gesehen, wie steif er ist," wandte sich die Mutter an die Freundin, „keine drei Worte hat er geredet."

Die lächelte listig und vielsagend. „Vielleicht spricht er mit ihr durch die Blume; sie bedankte sich ja so vielmals."

„Ich habe aber keinen Strauß gesehen. Meinen Sie, daß er ihr Blumen geschenkt hat."

„Ich weiß nur, daß er in der Hofgärtnerei an der Ecke jeden Mittwoch ein Sträußchen für sie kauft für eine Mark, immer mit einer Rose."

„Ach wirklich? Davon hat er kein Wort erzählt! Sonst ist er geizig, jeden Gang, den er für mich besorgt, läßt er sich bezahlen."

„Den Schaffnern gegenüber scheint er aber sehr nobel zu sein", bemerkte Fräulein Reimers dagegen. „Vergangenen Freitag saß er mir in der Gelben gegenüber, er kam mit seiner Dame augenscheinlich von der Schlittschuhbahn und gab dem Schaffner zehn Pfennig Trinkgeld. Ich hätte gern mal zugehört, was er so mit seiner Dame sprach, aber er sah nur immer mit einem eigentümlichen Blick zu mir herüber und tat den Mund nicht auf. Sie sprach um so lebhafter."

Die Mutter seufzte, der Vater lachte. Die Tür ging auf, und der Besprochene trat herein und wurde freundlich von allen begrüßt. Aber die Frau Postrat konnte ihre Neugierde nicht bezähmen.

„Für was hat sich Fräulein Lilli denn so eifrig bedankt?" fragte sie hastig.

„Bedankt?" verblüfft sah er die Mutter an, „ja, woher weißt du denn das nun schon wieder." Dann, nach kurzem Zögern, warf er sich in die Brust und sagte großartig: „Ich habe ihr versprochen, mit ihr Theater zu spielen."

„Heinichen, mein Junge, nur das nicht," schrie die Mutter entsetzt, „das gibt ein Unglück. Du kannst doch höchstens fünf Worte sprechen, und da versprichst du dich noch, wenn dich jemand ansieht."

„Na, vielleicht handelt es sich nur um fünf Worte", meinte der Vater begütigend, und der Primaner atmete auf. Ihm war selbst etwas bänglich zumute, seit Lilli sein langes Überlegen, wie er nein sagen sollte, für Zustimmung genommen hatte.

„Allerdings, Vater!" Die Röte schoß ihm bis unter die Haarwurzeln, er zögerte, suchte nach Worten, und als der Postrat einen langen Vortrag über das Theaterspielen im allgemeinen und das der Tanzstundengesellschaften im besonderen begann, ging er plötzlich mit einem grimmigen Blick in das gespannt beobachtende, spöttisch lächelnde Gesicht des alten Fräuleins mit kurzem Gruß hinaus.

Er vergaß sein Rollenbüchlein, und die Freundin bemerkte es mit ihren scharfen Luchsaugen sofort. „Da hat Herr Heinrich", ein wenig ironisch betonte sie den Namen, „sein Buch liegen gelassen." Sie nahm es auf. „Wie drollig! Das Stück heißt: ‚Fünf Worte'. Da, Fräulein Lilli hat natürlich die Hauptrolle als Fräulein von Gleichen. Der Liebhaber ist ein Baron Röder. Dahinter steht der Name Heinrich. Das war ja vorauszusehen, daß er der Partner seiner Auserwählten sein würde. Dann stehen noch Herr und Frau von Gleichen, ein Major Burgstett und ein Diener im Personenverzeichnis. Da hat Ihr Sohn von den Herren also die Hauptrolle, ich gratuliere schon im voraus zu seinem Erfolg." Heimlich dachte sie: Na, das kann gut werden! Sie blätterte im Buch und fand die Worte unterstrichen: „So lieb hab' ich dich!" „Das muß reizend klingen, wenn er ihr das sagt", spöttelte sie. Da wurde die Tür hastig wieder geöffnet, Heinrich trat ein, sah das Buch in ihrer Hand, nahm's und verschwand wieder mit kurzer Verbeugung. Betroffen verabschiedete sich die Freundin.

Beim Essen machte die Mutter ihrem Jungen sanfte Vorwürfe, daß er ihr nie etwas erzähle. „Ich erfahre rein gar nichts von dir; wer weiß, ob du von dem Theaterspielen von selbst etwas erwähnt hättest", schloß sie ahnungsvoll ihre Rede.

„Natürlich nicht," stimmte er zu, „aber diese Riemer schnüffelt ja alles aus, die beneide ich um ihre Ohren."

Der Vater hatte bedächtig seinen Braten verzehrt, nun räusperte er sich. „Weißt du, mein Sohn, ich bin auch dafür, daß man gegen Niedere freundlich und freigebig sein soll," meinte er, „aber immerhin haben die Schaffner doch ein genügendes Einkommen," er rechnete Frau und Sohn bis ins kleinste aus, was ein Schaffner tagsüber verdiene, und schloß schließlich, „da tun es fünf Pfennig Trinkgeld also auch."

„Ich gebe überhaupt keins", äußerte Heinrich harmlos.

„Erlaube mal, mein lieber Sohn," fiel der Vater lebhaft ein, „neulich hast du sogar zehn Pfennig gegeben, du mußt doch besser auf deine Ausgaben achten!"

„Und sieh mal, lieber Heini," zärtlich streichelte die Mutter die Hand ihres einzigen, „jede Woche eine Mark für ein Sträußchen ist doch auch ein bißchen viel; nimm doch mal eine Nelke statt einer Rose."

„Das hat euch wohl die Riemer alles gepetzt," fuhr Heinrich errötend und ärgerlich auf, „und da klagt ihr noch, daß ihr nichts von mir wüßtet!"

Am Nachmittag trieb ihn sein schlechtes Gewissen ins Zimmer der Mutter. Sie saß am Schreibtisch und kramte im aufgezogenen Schubfach, sie winkte ihn eifrig herbei und bot ihm auf der Handfläche eine alte Photographie; die zeigte zwei Köpfe, den der Mutter als junge Frau und

Digitized by Google

seinen eigenen als Dreijährigen. „Talergroß und ein Monstrum an Häßlichkeit", kritisierte er kaltblütig.

„Ich habe das Bildchen sehr, sehr lieb", entgegnete die Mutter, „und wünsche es mir von dir zu meinem Geburtstag eingerahmt."

„Na gut, ich werde dir einen schönen Rahmen schnitzen," stimmte er zu, „und dann stell's irgend wohin, wo's niemand sieht."

„Nicht doch, Heini, ich will's ja tragen, ich meine, als Medaillon gefaßt."

„Auch das noch! Na, meinetwegen, dann will ich um sechs gleich mal damit zum Goldschmied Meinecke gehen."

Zu seiner Verwunderung waren Mutter und Vater um sechs Uhr auch zum Ausgehen bereit. „Wir werden dich doch nicht allein gehen lassen," antwortete die Mutter entrüstet auf seine Frage, „wo du so schüchtern bist und so wenig redest, würden sie dich doch übervorteilen." Heinrich wehrte heftig, aber vergeblich ab. So trat er mit mürrischer Miene hinter seinen Eltern in den Laden.

„Unser Sohn will etwas bestellen," sagte würdevoll der Vater.

„Nun werd' nur nicht schon wieder rot", flüsterte vernehmlich die Mutter.

Mit einem Gesicht, in dem die Nasenspitze trotz der herrschenden Kälte noch das Weißeste war, erklärte Heinrich kurz, knapp und sachlich, dabei das Bild vorzeigend, was er wolle. Der Goldschmied zeigte einige vorrätige Sachen und Zeichnungen zur Auswahl.

Die Mutter begann stockend, mit verschämtem Lächeln. „Ich wollte nur noch sagen, das Bildchen, ja, ich meine —"

„Würdevoll fiel der Vater ein: „Meine Frau meint, daß das Bildchen ihr sehr teuer ist, weil soviel Erinnerungen daran haften." Er erzählte, daß der Knabe sich kurz vorher das Bein gebrochen habe und bald danach an Scharlach erkrankt sei. Heinrich stand wie auf glühenden Kohlen; er sah, daß der Goldschmied keine Zeit hatte und wunderte sich nicht, daß er schließlich leise mit einem Gehilfen sprach, und nur ab und zu „Ach was" und „So, so" äußerte. Die Mutter sah sich im Laden um und freute sich beim Anblick einiger kostbarer Leuchter."

Die sind gerade wie die, die ich von meiner guten Mutter geerbt habe. Das doch alles wieder modern wird!"

Schließlich fuhr der Junge mit harter, trotz mehrfachen Räusperns verschleierter Stimme dazwischen: „Also, Herr Meineke, ich nehme diese Einfassung."

„Nur langsam, nicht alles übers Knie brechen," mahnte der Postrat, „erstmal: wieviel kostet denn die Sache?"

„Zwölf Mark."

„Was, so viel? Ist das der äußerste Preis? Ja, mein Lieber, dann ist nichts zu machen. Für das alte Dings da werde ich meinen Sohn doch so viel Geld ausgeben lassen!" Entrüstet wickelte er das Bild wieder ein und stampfte mit harten Schritten aus dem Laden, die Mutter trippelte hinterher, und als letzter folgte Heinrich stolpernd und wütend.

„Das ist ja die richtige Räuberbande da drin," schalt der Vater, „so halte doch mal das Bild, Heinrich, daß ich meinen Rock zuknöpfen kann. Da hält einen der Mensch für nichts und wieder nichts so lange auf. Wir sollen wohl in seinem Laden Staffage bilden und Kunden anlocken. So, jetzt gehen wir hinüber zu seinem Konkurrenten, und dieses Mal machst du deine Sache besser, Heini; gleich zuerst wird nach dem Preis gefragt. Verstanden?" Zornig sah er sich um, da der Junge nicht antwortete, und da sah er ihn gerade noch um die nächste Straßenecke verschwinden. „Aus dem wird nie was," sagte er ärgerlich hinter ihm her, „der traut sich ja nicht den Mund aufzumachen, lieber bezahlt er das Blaue vom Himmel herunter. Und der will Komödie spielen. Na, Servus!"

(Schluß folgt.)

Am 6. Februar fiel im Kampfe gegen Rußland Herr Dipl.-Ingenieur

Gerhard Janke

Leutnant der Feldartillerie, Ritter des Eisernen Kreuzes,

einziger Sohn des verstorbenen Verlagsbuchhändlers Richard Janke, früheren Teilhabers der Firma Otto Janke. Ehre seinem Andenken!

Verlag und Leitung der „Deutschen Romanzeitung".

Inhalt des Heftes 22: Aus dem Leben eines preußischen Volksschullehrers. Von E. R. Gregorovius. — Gerd. Roman von Minna von Heide. — **Beiblatt:** Mutterlied. Gedicht von Hellmuth Unger. — Ein Versprechen. Novellette von Franz Wichmann. — Akazienblüten. Gedicht von Karl Pries. — Der schüchterne Heinrich. Skizze von Cl. von Peßler.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin; Verlag v. Otto Janke. Ausgegeben am 27. Februar 1915. — Druck von A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek

1915 Heft 23

Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Aus dem Leben eines preußischen Volksschullehrers

Von R. E. Gregorovius

4. Fortsetzung.

Der Lehrer Müller in Neuhütte war vor mehr als einem Vierteljahrhundert als junger Lehrer in das kleine Dorf gekommen. Er hatte sich eine einfache, wenig gebildete, aber arbeitsame Frau mitgebracht. Beide hatten mit vielem guten Wollen, aber mit sehr geringem Einkommen ihren Ehestand begonnen. Es wäre vielleicht, wenn auch mit Mühe und unter Entbehrungen, gegangen, vielleicht auch gut gegangen, wenn die Nahrungssorgen nicht beiden Eheleuten über den Kopf gewachsen wären. Kind auf Kind kam und ging. Einige blieben am Leben, einige nahm der Tod hinweg. Schließlich waren doch sechs übriggeblieben, und das ganze, einfache Leben im Schulhause drehte sich allgemach lediglich um die Frage, wie alle acht Personen des Hausstandes täglich dreimal satt zu machen wären. Die ganze Erziehung wurde ausschließlich eine Magenfrage. In den ersten Jahren hatte die gnädige Frau vom Gute, zu dem die Schule gehörte, die Kuh des Lehrers mit auf die Gutsweide gehen lassen, hatte wohl auch gelegentlich einmal ausgeholfen, wenn die Not an des Lehrers Türe klopfte; aber nach und nach hatte sie ihre Hand von dem Lehrer zurückgezogen und ihn und die Seinigen ihrem Schicksal überlassen. Ein Schulgarten und ein recht versandeter Schulacker mußten herausgeben, was sie vermochten, aber beide, der Garten und der Acker, wollten zunächst auch leben, bevor sie gaben, und in den dürftigen Boden mußte viel hineingesteckt werden, wenn er etwas geben sollte, und das Hineinstecken in den Boden verlangte Geld und vor allem Fleiß. An letzterem ließen die beiden, der Lehrer und seine Frau, es anfangs nicht fehlen; allmählich aber erlahmten die Kräfte der Frau über der Arbeit, die ihr die eigenen Kinder machten, und die Kraft des Lehrers erlahmte allgemach auch, denn er hatte nicht die Kraft zum Entbehren und Entsagen gehabt, und hatte sich schon frühzeitig, wenn der Sorgen zu viele wurden, einen Sorgenbrecher angeschafft. — Er war nach und nach ein Trinker geworden. — Anfangs blieb die Schnapsflasche noch außer dem Hause, dann wurde sie eine böse, verderbliche Hausgenossin, anfangs merkte seine Frau nicht viel, nach und nach aber merkte sie alles, und schon wenige Jahre nach der Eheschließung sah das arme Weib mit steigendem Entsetzen, daß sie einen Trinker zum Manne, und daß er eine Bahn beschritten habe, die sie alle abseits und aus der Ehrlichkeit der Not in die Unehrlichkeit des Elends führen mußte. Er hatte zwar versucht, eine besser besoldete Stelle zu erhalten, das war ihm aber niemals geglückt, denn seine Leistungen als Lehrer, die nie besonders gewesen waren, waren nach und nach gesunken, und schließlich schlecht und immer schlechter geworden. Seine Vorgesetzten, der Kreisschulinspektor in der Kreisstadt und der Ortsschulinspektor in Kurschitten hatten es wohl an Ermahnungen nicht fehlen lassen, sie hatten oft mit Worten zu helfen versucht, als ob Worte helfen könnten da, wo die Krankheit nach einem Arzte schreit. Schließlich hatten ihn beide liegen gelassen. Der Kreisschulinspektor mußte freilich pflichtmäßig jährlich einmal kommen und die Schule revidieren und mußte über den Befund seiner Re-

Digitized by Google

vision an die Regierung berichten. Diese Revisionen fielen von Jahr zu Jahr dürftiger aus. Die an sie sich anschließenden Berichte des Kreisschulinspektors, der dem Manne nicht den Hals brechen wollte, sagten nicht offen die Wahrheit, sie waren ganz farblos gehalten. Wer zwischen den Zeilen zu lesen verstand, mußte merken, daß in der Schule in Neuhütte allerlei unschön und brüchig war. Oft sagte sich der Kreisschulinspektor bei Absendung seines Berichts: „Jetzt muß doch die Regierung etwas merken und ihren Regierungsschulrat herschicken — ach käme er doch! — damit ich auf seine Schultern die Verantwortung abladen kann.“ Aber es schien, als ob die Regierung nichts merkte. Der zuständige Regierungsschulrat, der die Berichte zu bearbeiten hatte, war kränklich. Sein Gesundheitszustand gebot es ihm, jede nicht durchaus notwendige Dienstreise zu unterlassen. So schrieb er Jahr um Jahr die Berichte zu den Akten, sich wohl im stillen damit tröstend, daß diese einen offenen Tadel nicht enthielten, und daß die Verantwortung für den Lehrer in erster Linie doch der Kreisschulinspektor trüge.

Auch die Nachbarkollegen hatten sich im Laufe der Jahre nach und nach von dem Lehrer zurückgezogen, der nun schon seit Jahren mit den Seinigen völlig vereinsamt ein elendes Leben führte. Eine Angst erfüllte das ganze Häuschen, daß die Regierung schließlich doch die Wahrheit über den Lehrer und die Schule erfahren könnte, daß ein Regierungsschulrat eines Tages kommen könnte, und daß dann der Zusammenbruch des alten, nur künstlich zusammengehaltenen Lehrerlebens erfolgen und daß der Lehrer wegen Trunkenheit sein Amt verlieren müßte.

Der Lehrer Müller hatte sich nicht ohne Kampf dem Teufel des Alkohols übergeben. Er hatte immer und immer wieder versucht, von ihm loszukommen. Oft war ihm das wochen-, ja monatelang gelungen. Da hatte er sich gehalten, und stets war in sein armes Haus, in das Herz seines armen Weibes die Hoffnung eingezogen, es könnte doch noch einmal besser werden. Oh, über diese furchtbaren Tage der Hoffnung, auf deren Grunde doch stets die Angst vor dem Rückfall schlummerte, der denn auch immer und immer wieder kam, und Verzweiflung und Jammer an die Stelle der Hoffnung setzte! Oh, jene langen, bangen Angstnächte, wenn der Mann fortgegangen war und bald wiederkommen wollte und dann doch nicht kam! Wie die Minuten sich in qualvoller Ungewißheit, in sich steigender Angst dehnten, wie lang, ach, wie lang die Nacht wurde, wie die krähenden Hähne schon den nahen Morgen ankündeten, wenn er dann endlich schwer betrunken angetaumelt kam, wie er dann, sinnlos zusammenbrach und von ihr ins Bett geschleppt werden mußte, wie sie dann die Kinder in der Schule stundenlang beschäftigen mußte: „Seid hübsch still! Der Herr Lehrer kann heute nicht kommen, der ist krank.“ Ach, wie oft hatte sie diese Qualstunden durchmachen müssen, wie oft, zu jeder Zeit, im Winter wie im Sommer! Wenn dann der Mann von seinem Rausche erwachte und sie sich zu ihm setzte, von Ekel erfüllt durch den stinkenden Atem, der von ihm ausging, durch den Schnapsgeruch, der das Schlafzimmer durchdrang, wenn sie ihn dann unter heißen Tränen, die ihr über die abgezehrten Wangen rollten, anflehte, doch aufzuhören, doch um der Kinder willen der Flasche zu fliehen, dann kam jedesmal über den Unglücklichen das grausige Elend, dann weinte er oft stundenlang wie ein Kind und versprach und schwur mit heiligen Eiden Änderung und Besserung. Alles vergebens! Nach und nach verlor er den letzten Rest der Willenskraft und verlor das Gefühl für das Unglück, das um ihn her lebte. Er konnte nicht mehr wollen, und mit dem Willen erlosch auch das Gefühl. Er sah nicht mehr die von Tränen gerötenten Wangen seines unglücklichen Weibes, die zitternd fragenden Augen seiner Kinder, er sah nicht mehr den Verfall seines Hauses, nicht mehr den Verfall seiner Schule, ach, der Alkohol vollendete an ihm sein furchtbares Werk, wie er es an tausend Menschen vollendet hat und immer wieder vollenden wird bei denen, die ihn zu ihrem Herrn machen: er zerstörte langsam aber sicher das Willens- und Gefühlsleben zugleich. Nein, zu retten war der Mann nicht mehr!

Einmal vor Jahren hatte es geschienen, als sei er genesen. Er hatte ein halbes Jahr lang keinen Schnaps, kein Bier angerührt. Er wurde wieder jung, die Augen erhielten wieder ihren gesunden Glanz, die Glieder streckten sich in verjüngter Kraft, sein bis dahin schleichender Schritt wurde wieder elastisch, den Kopf trug er

Digitized by Google

wieder hoch wie in den Tagen seiner Jugend. Da wurde bei beiden Eheleuten aus der Hoffnung auf Genesung der Glaube an Genesung. Dann kam ein heißer Sommertag. Um neun Uhr war der Unterricht bereits beendet. Im Garten und auf dem Acker, auch im Hause gab es nichts zu tun. Er stand am Fenster und sah auf die Sandfläche hin, die sich vor ihm ausbreitete. Über ihr schien die Hitze des Tages zu fiebern. Im Garten summten die Bienen, im Hause die Fliegen. Er wollte ein Buch zur Hand nehmen, aber das Lesen und Denken widerten ihn an, er wollte mit seinen Kindern spielen, aber heute hielt er es nur eine kurze Zeit aus — da plötzlich packte es ihn. Ohne zu wissen, was er wollte, ohne zu wissen, wohin, stülpte er sich seine Mütze auf und lief aus dem Hause. Seiner Frau, die ihn fortgehen sah, rief er zu, daß er am Mittag zurück sein würde, er müsse in Schulangelegenheiten mit einem Nachbarkollegen Rücksprache nehmen, dann rannte er, während der Schweiß ihm von der Stirne tropfte, bis zur nächsten Waldschenke und begann zu trinken, langsam, erst langsam, dann schneller und immer schneller Bier und Schnaps, wie der alle Zeit gefällige Wirt es ihm brachte. Zu Hause begannen indes wieder die qualvollen Stunden, als die Mittagszeit vorüber und der Lehrer noch nicht zurückgekehrt war. Wieder war die Hoffnung vernichtet. Durch die von der funkelnden Sonne durchglühten Sommerluft grinste das Entsetzen der Hoffnungslosigkeit durch die Fenster. Da schrie das Weib, das längst nicht mehr beten konnte, zu Gott: „Mach' ein Ende! Laß ihn umkommen! Besser ein Ende mit Schrecken als ein Schrecken ohne Ende! Laß ihn umkommen, den Elenden!"

Nun fing sie an, ihn zu hassen, ihn, den sie einst geliebt hatte.

Am Abend war er zurück; diesmal brachten ihn mitleidige Tagelöhner, die ihn im Chausseegraben schlafend gefunden hatten, ins Haus.

Mit einem Fluch, fast mit einer Gotteslästerung stieß sie den Bewußtlosen ins Bett.

Nun ging das elende Leben weiter. Wieder Vorsätze zur Besserung, wieder Gelöbnisse, dann wieder der Rückfall, bis schließlich die ersteren ganz aufhörten und nur die Rückfälle blieben, bald in längeren, bald in kürzeren Pausen.

Nein, es gab für dieses Haus keine Rettung!

Auf diesem Boden, den die Sorge und die Not düngten, war eine schöne Blume aufgesprossen — Else, die älteste Tochter des Lehrers, ein blühendes, kräftiges Mädchen, deren Leib und deren Seele gesund und rein geblieben waren in allem Schmutz, der sie umgab. Sie hatte eine traurige, einsame Kindheit und Jugend verlebt. Schon früh hatten die zarten Kinderfinger der Mutter im Haus und Garten helfen müssen, früh hatte sie arbeiten gelernt, und ihr junges Leben war fast nur Arbeit gewesen. Von den Freuden, wie sie die Jugend liebt und wie sie die Jugend haben muß, erfuhr sie so gut wie nichts. Sie hatte keinen Umgang. Weil ihr Elternhaus gemieden wurde, fand sich zu ihr keine gleichalterige Gespielin. Sie kannte nur die Tagelöhnerfamilien des Dorfes und die gnädige Frau vom Gutshofe, die sie aber nur selten sah, und die geringe Dienerschaft des Gutshauses. In die nahe Stadt kam sie öfter, wenn sie Einkäufe zu machen oder die geringen Erzeugnisse des Gartens und Ackers zu Geld zu machen hatte. Dann wich sie jedem Umgange, ja, jedem Gespräch aus, denn auf ihr ruhte von dem Tage an, an welchem sie denken gelernt hatte, die furchtbare Not des Hauses, die sie scheu und gedrückt machte, und für sie eine Not um so furchtbarer, als sie ihren elenden, dahinsiechenden Vater liebte. Seine Gutmütigkeit — die Gutmütigkeit des Trunkenbolds — wirkte auf sie mit der Gewalt der Herzensgüte, und während die Mutter begann, ihn zu hassen, paarte sich mit ihrer kindlichen Liebe das tiefste Mitgefühl mit dem Sinkenden.

Ganz freudlos war ihr junges Leben dahingegangen, bis sie in jenem Gewittersturm am Arme des Mannes geruht hatte, der ihr in dem dämmerigen Laubwalde wie ein Retter erschienen war. Wie ein erfrischender Regen ein dürstendes Ackerfeld segnet, so war es ihr gegangen, seit sie ihn gesehen hatte. Die Erinnerung an jenen Gewittersturm blieb in ihr lebendig und wich nicht von ihr, und mit ihr das Bild des jungen, schönen Mannes, der ihr so freundlich begegnet war. Und wenn sein Bild in ihr aufstieg, war es ihr, als ob etwas nie Gekanntes, etwas ganz Unverstandenes in ihr aufblühte. Mit Staunen gewahrte sie, daß das Leben ihr

Digitized by Google

Freude machte. Zum ersten Male seit Jahren, vielleicht zum ersten Male in ihrem Leben überhaupt, freute sie sich über die Blumen, die am Fenster blühten, freute sich über die Sonne, wenn sie ihre Strahlen in die arme Wohnung sandte, sah staunend am Himmel die Wolken ziehen, und in der Dunkelheit die Sterne leuchten. Was war das nur? Sie wußte es nicht, sie forschte auch nicht, sie grübelte auch nicht. Nur eins ahnte sie: ein neues, ganz neues Leben, ein ganz wunderbares Leben begann sich in ihr zu regen. Sie hatte bei ihren Gängen in der Stadt wohl erfahren, daß ein junger Rektor eingezogen sei und Wohnung genommen habe; auch daß er unverheiratet und ein schöner Mann sei, hatte man ihr gesagt, aber gesehen hatte sie ihn nicht. Oft aber, besonders des Abends, wenn sie müde ihr Nachtlager aufsuchte, hatte sie sich gesagt: „Ob er's wohl sein mag, unser guter Retter im Walde?" Sie wußte nicht, ob sie es wünschen sollte oder nicht, dachte sich aber doch den Augenblick sehr schön, wenn sie einmal dem neuen Rektor in den Straßen der Stadt begegnen sollte, und wenn er's dann wirklich war, der alle ihre Gedanken nun schon seit Wochen beschäftigte. Sie hatte ihn aber, wie gesagt, nicht wiedergesehen.

* * *

Einige Zeit nach dem Mittagessen machte sich der Rektor auf den Weg nach Neuhütte. Er durchschritt einen Wiesenpfad und fand bald das Dorf, das sich mit seinem stattlichen Gutshause weithin bemerklich machte. Als er zu dem Schulhause kam, das als solches an einem an der Straße stehenden zerbrochenen Reck und einem zerbrochenen Barren kenntlich war, tat er zunächst über den Zaun einen Blick in den Hof und erschrak, als er am Brunnen dort das Mädchen stehen sah, das er vor Wochen im Walde beim Gewittersturm mit seiner Schwester getroffen hatte. Er erschrak, aber es war ein freudiger Schreck, und sein Herz fing an zu schlagen, je länger er zu ihr hinsah. Sie hatte sich hoch aufgeschürzt, über der Brust hing ihr lose ein leinenes Hemd, das nur oberflächlich geknüpft war; mit beiden Hände spülte sie Wäsche. Sie ahnte nichts von seiner Nähe und fuhr erschrocken auf, als seine Stimme über den Zaun hinweg: „Guten Tag, liebes Fräulein!" rief, und alles Blut wich aus ihren Wangen, als sie sich zu ihm wandte und ihn erkannte. Sie stand keines Wortes mächtig da, und ein Bündel nasser Wäsche entglitt ihren Händen. „Ja, kennen Sie mich denn nicht mehr, liebes Fräulein?", rief er, „vor einigen Wochen haben wir uns doch im Buchenwalde beim Gewitter kennen gelernt! Ich bin der neue Rektor von Kurschitten und möchte gern den Herrn Lehrer sprechen."

Nun schien sie sich von ihrem Schrecken zu erholen. Sie stammelte: „O ja! Ich kenne Sie noch. Sie waren ja damals so freundlich zu uns", dann mit einem Blick auf ihr halb geöffnetes Kleid und auf ihr geschürztes Gewand, fuhr sie auf und lief ins Haus hinein mit den Worten: „Ich werde es gleich dem Vater sagen, daß Sie da sind."

Er sah ihr nach, wie sie im Hause verschwand. Was für ein liebes Gesicht, was für einen hübschen Mund, wie reizend sah sie aus! Und die sollte die Tochter eines Mannes sein, der in keinem guten Ruf zu stehen schien! Ein so liebes Kind konnte doch nur einen guten Vater haben!

Gleich darauf erschien der Lehrer, sehr erstaunt über den Besuch, an den er nicht gedacht hatte. Er bot dem Rektor ein Willkommen und bat ihn, einzutreten. Er hatte seinen guten Tag. Schon seit Wochen war er wieder einmal frei vom Alkohol; aber die aufgezehrte, gebückt gehende Gestalt, die gedunsenen Backen, die blöden Augen und die zitternden Hände verrieten, daß das Zerstörungswerk des Fusels im vollen Gange war. Er reckte sich ordentlich auf, daß der neue Kollege, und nun gar der Rektor der Stadtschule, ihm, dem Gemiedenen, halb Verfehmten einen Besuch machte, und Stolz und Freude hätten ihn erfüllt, wenn er zu beiden noch fähig gewesen wäre.

Als beide Männer das überaus ärmliche, aber sauber gehaltene Wohnzimmer betraten, trat die Lehrerfrau ein. Sie war ebenfalls erstaunt, daß ihrem Hause ein Besuch zuteil wurde, was seit Jahren nicht mehr geschehen war, und da der Tag ein guter war, so gab sie sich der Freude hin und war freundlicher, als es sonst ihre Art war. Die Freude der beiden erhielt aber einen Riß, als sie erfuhren, daß sie in dem Besuch nicht nur den Kollegen, sondern auch den Ortsschulinspektor, ihren Vorgesetzten, zu erblicken hätten; sie beruhigten sich aber, da der

Digitized by Google

Rektor sehr freundlich, gar nicht wie ein Vorgesetzter, sondern nur wie einer ihresgleichen zu ihnen redete und trösteten sich, daß sie fürs erste von ihm ja auch nichts zu befürchten hätten, denn er hatte ihnen gleich gesagt, daß er ihn nur kennen lernen wolle und an eine Revision seiner Schule vorläufig noch nicht dächte. Vielleicht wußte er auch von dem häuslichen Leide, in dem sie im Schulhause lebten, noch nicht viel oder doch nicht alles.

Die Lehrerfrau lud ihren Gast zum Kaffee ein und ging, als er die Einladung mit freundlichen Worten angenommen hatte, ganz beglückt, daß sie nun auch einmal Gastfreundschaft üben könnte, in die Küche, um das Notwendigste herzustellen.

Während die Männer nun auf dem Sofa saßen und miteinander plauderten, öffnete sich die Tür, und die älteste Tochter mit ihrem Schwesterchen betrat das Zimmer. Sie hatte ihren Arbeitsrock abgelegt und trug das Kleid, in welchem sie ihn zum ersten Male gesehen hatte. Er war ja in ihren Augen ein vornehmer Gast, vor dem man sich im Arbeitsgewand nicht zeigen konnte. Das Kind schien seinen Beschützer aus dem Walde sofort wiederzuerkennen, es eilte mit den Worten: „Lieber Onkel, guten Tag, lieber Onkel!" auf ihn zu und umschloß seine Knie. Als nun auch die Tochter dem Gaste die Hand wie einem Bekannten reichte, sah der Lehrer, daß seine Kinder ihn kennen mußten, und erfuhr nun aus dem Munde seiner Tochter das kleine Abenteuer im Walde. Als er nun doch erstaunt war und sich wunderte, davon erst jetzt zu hören, sagte die Tochter: „Das habe ich dir doch, lieber Vater, schon vor Wochen erzählt, das hast du nur vergessen." Währenddes trat die Mutter mit dem Kaffee ein, und da sie die Angabe ihrer Tochter nur bestätigen konnte, dachte er nicht weiter über den Vorfall nach, dem er sowieso keine Bedeutung beimessen konnte.

Nun blieb der Rektor bei ihnen wohl eine Stunde sitzen, und je länger er mit dem Lehrer plauderte, um so gewisser wurde es ihm, daß er ein völlig verbrauchter, völlig gebrochener Mann sei. Er hörte aber voll Teilnahme seine Klagen an und ließ sich dabei von dem ungünstigen Eindruck, den er von ihm empfing, nichts merken. Der Tochter, die still am Tische saß und den Gast bediente, warf er verstohlene Blicke zu. Es schien ihm, als ob auf ihrem Gesicht ein tiefes Leid schlummere, dessen Ursache er glaubte erraten zu können, wenn er auf den Vater blickte. Die Kinder des Lehrers, zum Teil aus den ersten Kinderschuhen heraus, wurden ihm gezeigt; sie waren alle nur notdürftig bekleidet und gingen, es war ja auch ein heißer Tag, halb nackend, waren aber sonst nicht unreinlich. Er hatte für jedes ein freundliches Wort, erzählte ihnen, daß er ihr Schwesterchen schon im Walde kennen gelernt habe, nannte sich ihren Gewitteronkel und hatte schließlich alle Herzen gewonnen, als er nach einer Stunde Abschied nahm.

„Viel ist hier", sagte er sich beim Abschiede, „wohl nicht mehr zu helfen, aber das Wenige, was noch Hilfe bringen kann, will ich tun."

Besonders herzlich drückte er seiner Waldgefährtin die Hand.

Beide aber wagten nicht, sich in die Augen zu sehen.

Es war, als hätten sie Furcht voreinander.

Als der junge Rektor nach einer unruhigen Nacht, die diesem Tage folgte, erwachte, lächelte er still vor sich: Sollte das die Liebe sein? Wenn sie das ist, dann ist sie sicher etwas Schönes.

Und als sie nach einer fast schlaflos zugebrachten Nacht früh mit dem Aufgang der Sonne an ihre Arbeit ging, seufzte sie: „Wenn das die Liebe ist, dann ist sie etwas Schreckliches."

* * *

Der Pastor hatte sich am Tage nach dem Zusammenstoß mit dem Rektor zu einer längeren Reise nach der Hauptstadt der Provinz aufgemacht. Ihn trieb nicht nur die in seinen Augen verunglückte Katechese des Rektors zu dem zuständigen Regierungsschulrat, bei dem er des Rektors baldige Versetzung zu erwirken hoffte, sondern auch oder vielmehr wohl hauptsächlich die Sorge, daß der jüngere Mann ihm bei der Lehrerin den Rang ablaufen könnte. Er gehörte zu den Leuten, die die Wahrheit sich selbst gegenüber nicht kennen; er redete sich vor, daß nur die Sorge, seine Pfarrkinder könnten irre geführt werden, ihn zu diesem Schritte veranlaßten. Im übrigen wollte er dem jungen Rektor nicht schaden, ja, er wollte sich sogar freuen, wenn ihm seine Versetzung in eine größere Stadt gelänge.

Digitized by Google

Der Regierungsschulrat, der die Schule seines Städtchens bearbeitete, war ein verhältnismäßig noch junger Mann. Er war erst wenige Monate in seinem neuen Amte, in welchem ihm sein kranker und müde gewordener Amtsvorgänger durch seine Pensionierung Platz gemacht hatte. Dem trug der Pastor seine Bitte um Versetzung des Rektors vor.

„Und warum wünschen Sie, Herr Pastor, seine Versetzung?" fragte der Schulrat. „Der Rektor ist doch erst wenige Wochen dort. Ich kenne ihn noch nicht, habe aber aus seinen Noten ersehen, daß er ein tüchtiger Lehrer ist."

„Ich will, Herr Regierungsschulrat, seine Tüchtigkeit auch nicht bezweifeln," erwiderte der Pastor, „aber für unsere Verhältnisse in Kurschitten ist er nicht der richtige Mann. Wir leben in stiller Abgeschiedenheit ein arbeitsames Leben. Unsere Leute sind schlichte, fromme Menschen, denen Gottes Wort schlicht und einfach ausgelegt werden muß. Alles Neuere, Gelehrte, wenn auch an sich vielleicht Richtige, alles rein Theologische muß von ihnen ferngehalten werden, in der Kirche wie in der Schule. Wir brauchen einfache, fromme Lehrer, nicht solche, die die schlichten Köpfe verwirren können. Bitte, setzen Sie den jungen Lehrer in eine größere Stadt; dort wird er mehr am Platze sein und auch wohl mit Segen wirken können."

„Aber ich kann", entgegnete der Schulrat, „doch seine Versetzung nicht ohne weiteres bewirken, wenigstens nicht gegen den Wunsch des Rektors, den ich doch auch erst hören müßte. Können Sie, Herr Pastor, mir nicht einen bestimmten Fall angeben, der Ihnen Veranlassung zu Ihrem Wunsche gibt?"

„Der Rektor", gab der Pastor zur Antwort, „hat erst jüngst in meiner Gegenwart das dritte Gebot in seiner ersten Klasse so ausgelegt, daß ich seine Auslegung als geradezu mit den Lehren unserer Kirche für unvereinbar halten muß. Er hat gelehrt, daß das Arbeiten an einem Sonntage keine Sünde, und daß das Kirchengehen Sonntags überflüssig sei."

Der Schulrat erwiderte: „Wenn ein Lehrer das ohne weiteres seinen Kindern lehrt, dann kann er kein Religionslehrer sein. Können Sie mir die Worte wiedergeben, die der Rektor gebraucht hat?"

„Das gerade nicht! Ich will auch nicht sagen, daß er das Kirchengehen geradezu als etwas Überflüssiges bezeichnet hat, aber aus seiner ganzen Behandlung des dritten Gebots mußte ich entnehmen, daß die Kinder ihn so verstanden haben. Tuen Sie, Herr Regierungsschulrat, es mir persönlich zur Liebe", fuhr er ängstlich fort, „und versetzen Sie den Mann. Mein Kirchenbesuch ist sowieso nicht der beste. Ich befürchte, meine Kirche bleibt ganz leer, wenn das so weitergeht."

Der Schulrat stand auf, um damit das Zeichen für das Ende der Unterredung zu geben. „Ich kann Ihnen, Herr Pastor", sagte er, während er ihn zur Tür begleitete, „nichts versprechen; aber ich will, sobald es geht, zu Ihnen kommen und mir den Rektor genau ansehen. Von dem Ergebnis meiner Prüfung werde ich dann der Regierung Kenntnis geben, die dann das Erforderliche beschließen wird."

Damit war der Pastor entlassen, der zwar betrübt, daß er keine bestimmte Zusage erhalten hatte, aber doch nicht ohne Hoffnung nach Kurschitten zurückkehrte, und nicht ohne vorher das Bier der Hauptstadt auf seine Güte hin gründlich geprüft zu haben.

* * *

Die junge Lehrerin Fräulein von Hübner hatte ihre Bemühungen um Versetzung von Kurschitten eingestellt. Sie hatte sie auch nur mit Rücksicht auf den Pastor betrieben, der sich ihr anfangs schüchtern, dann mehr und mehr drängend zu nähern versuchte und sie deutlich hatte merken lassen, daß er sie zu seiner Frau begehrte. Das war für das junge Mädchen kein Freudentag gewesen, als sie diese Erkenntnis gewann, und sie hatte versucht, durch ihren Weggang von Kurschitten auf dem Wege der Versetzung der Sache ein Ende zu machen. Der Pastor gefiel ihr seines Alters und seiner Gestalt wegen gar nicht. Zwar hatte sie Mitleid mit ihm, wenn sie an sein vereinsamtes Leben dachte, wie nach dem Tode der Frau unter der Leitung einer Hausmagd alles zurückging. Keins von den Kindern war so weit, daß es dem Vater irgendeine Stütze sein konnte. Das älteste — der Pastor hatte spät geheiratet — zehn, das jüngste erst zwei Jahre alt. — Der Kinderlärm, der oft aus dem Pfarrhause auf die Straße

Digitized by Google

drang, bewies, auch ohne daß man einen Blick in die Wohnung tat, daß dort alles drunter und drüber ging. Sie hatte, wie gesagt, Mitleid mit dem Manne und verzieh ihm seinen häufigen Wirtshausbesuch und fand auch für seine inhaltslosen Predigten, auf die er wenig Arbeit verwandte, eine genügende Entschuldigung — aber heiraten mochte sie ihn deswegen doch nicht. Zwar, wenn sie sich die Sache ruhig überlegte, kam sie zu der Ansicht, daß die Partie nach Lage ihrer Verhältnisse doch nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen sei. Denn was hatte sie von der Zukunft zu erwarten? Schwerlich etwas anderes als das Gewand einer alten Jungfer. Sie war arm und hatte von ihrem Vater nicht viel, kaum eine leidliche Ausstattung zu erwarten. Ihre Brüder waren zum Teil Offiziere, zum Teil noch im Studium begriffen. Ob die neue Ehe des Vaters den an sich schon großen Familienkreis noch vergrößern würde, ließ sich zurzeit noch nicht beurteilen; aber so oder so, es war keine Aussicht vorhanden, daß das Elternhaus ihr eine Stütze sein würde, jedenfalls keine Stütze für das Leben. Die Ehe mit dem Pastor hatte doch den Vorzug, daß sie versorgt war, und zwar mit einem zwar unbedeutenden, aber gutmütigen Mann, der sie gewiß nicht schlecht behandeln würde; aber gleichwohl, seine Frau werden, sich in ihrer Jugend schon an all die schweren Pflichten binden, die ihrer warten würden, das hätte sie doch nicht vermocht. Also fort von Kurschitten! Vielleicht blühte ihr an einer anderen Stelle ein glücklicheres Los!

Aber, wie gesagt, ihre Bemühungen um eine Versetzung von Kurschitten hatte sie eingestellt.

Der junge Rektor gefiel ihr von Tag zu Tag mehr. Sein bestimmtes, ruhiges und doch freundliches Wesen tat ihr, wie den Lehrern der Schule, wohl, und sein häusliches, zurückgezogenes Leben gefiel ihr. Er machte ganz den Eindruck, als würde er ein vorzüglicher Ehemann werden. Außerdem war er jung, stand eigentlich erst am Anfang seiner Laufbahn. Der tüchtige Mann würde sein Leben schwerlich in Kurschitten beschließen. Wer weiß, welche hohe Stellung seiner noch in seinem Berufe wartete. Sie begann, sich viel innerlich mit ihm zu beschäftigen und, wenn sie ihn mit dem Pastor verglich, dann wurde der Entschluß, die Ehe mit diesem, wenn sie ihr angetragen würde, abzulehnen, von Tag zu Tag fester, und ebenso der Wunsch, daß der andere sie ihr anbieten möge.

Noch war das aber nicht so weit! Noch bemerkte der Rektor nichts von der Flamme, die er ohne Absicht entzündet hatte, und deren Feuer er täglich, ebenfalls ohne Absicht, vermehrte. Er ging ruhig seinen Weg und vermied ängstlich alles, was ihn in bezug auf die junge Lehrerin in einen falschen Ruf bringen könnte.

Schon am Tage nach dem Besuch in Neuhütte geriet er auf einem Spaziergang, der dem nahen Walde gelten sollte, auf den Weg, der nach Neuhütte führte. Es war, als ob ihn eine heimliche Gewalt dorthin zöge. Eigentlich hatte er jetzt dort nichts zu tun. Eine Schulrevision war nicht möglich, denn der Nachmittag war unterrichtsfrei, Schulkinder waren in der Schule also nicht zu finden; überdies hatte er erst gestern dem Lehrer gesagt, daß er vorläufig nicht zur Revision kommen würde. Was wollte er also heute wieder im Schulhause? Und doch trieb's ihn hin; aber je näher er dem Dorfe kam, um so mehr verlangsamte er seine Schritte, denn es war doch wirklich unmöglich, daß er heute dort schon wieder erschien.

Aber die Liebenden — denn daß der junge Rektor das war, wenn er sich dessen auch noch nicht völlig bewußt war, stand fest — haben Glück, oft mehr, als ihnen gut ist; denn die Lehrerstochter kam ihm dicht vor dem Schuldorfe entgegen. Sie trug einen Korb am rechten Arm und wollte gewiß nach der Stadt.

Als beide sich sahen, ging wie gestern ein freudiger Schreck durch ihre Glieder, obwohl sie nicht zu erschrecken brauchten, denn zu fürchten war da nichts. Beide zitterten, als sie aufeinander zugingen. Mit etwas belegter Stimme begrüßte er sie und sprach ihr seine Freude aus, sie wiederzusehen. Dann, als er sich gefaßt hatte, bot er ihr seine Begleitung in die Stadt an. Sein Spaziergang sei zu Ende, er hätte sowieso die Absicht gehabt, jetzt umzukehren. Als sie beharrlich schwieg, sah er sie an und gewahrte, wie die Tränen ihr von den Wangen liefen. Sie wollte sie unterdrücken, aber es gelang ihr nicht, und schluchzend blieb sie schließlich bei ihm stehen.

„Was fehlt Ihnen, liebes Fräulein, bitte, sagen Sie mir, was fehlt Ihnen?"

„Ach," weinte sie, „ich . . . wir . . . . sind sehr unglücklich."

Digitized by Google

„Was ist es?" drang er in sie, „kann ich Ihnen helfen? Gewiß werde ich es tun."

„Uns kann niemand helfen," erwiderte sie mit zitternder Stimme, „mein Vater ist wieder sehr krank."

Er schwieg, denn er ahnte, was vorgekommen war. Endlich sagte er:

„Ist es seine alte Krankheit, die ihn wieder befallen hat?"

„Wußten Sie von seiner Krankheit, wußten Sie von unserem Elend?"

„Ich habe nichts Bestimmtes gewußt, wohl aber geahnt. Seit gestern, seit ich Ihren Vater kennen gelernt habe, glaube ich zu wissen, woran er leidet."

„Und Sie verachten ihn deshalb nicht? Sie verachten uns nicht, die wir die Gefährten seines Elends sind?"

„Wie sollte ich ihn verachten, für den ich nur das tiefste Mitleid empfinden kann? Und wie sollte ich Sie verachten, Sie, liebes Fräulein, die Sie mir wie ein gütiger Engel erscheinen, den Gott geschaffen hat, die Nacht des Elternhauses zu erhellen? Ich Sie verachten?"

Beide schwiegen; sie aber sah einen Augenblick zu ihm auf mit einem Blick so voller Liebe, Sehnsucht und Dankbarkeit, daß er auf das tiefste erschüttert ward. Er wollte etwas sagen, aber er brachte kein Wort hervor.

Als sie nun eine Zeitlang schweigend nebeneinander hergingen, rief plötzlich aus einem nahen Gebüsch eine Frauenstimme: „Guten Tag, Herr Rektor!", und die Lehrerin von Hübner trat mit einer Handvoll Blumen, die sie gepflückt hatte, auf sie beide zu.

Das war ihnen keine angenehme Unterbrechung ihres Schweigens. Aber was wollten sie machen? Es blieb nichts anderes übrig, als daß der Rektor beide jungen Mädchen miteinander bekannt machte. Die Lehrerin wunderte sich zwar sehr, ihren jungen Vorgesetzten mit der Tochter des Lehrers von Neuhütte mutterseelenallein auf dem Landwege zu finden, aber sie sagte nichts; doch sah sie mit dem Auge, das die Liebe scharf macht, an der Befangenheit der beiden, daß da nicht alles in Ordnung war, und ein bitteres Gefühl der Eifersucht stieg in ihr auf. In schleppendem, nichtssagenden Gespräch erreichten die drei die Stadt und trennten sich auf dem Marktplatz voneinander. „Ich komme nächstens zu Ihnen, Fräulein. Bitte, grüßen Sie bis dahin Ihre Eltern!" Mit diesen Worten verabschiedete sich der Rektor von der Lehrerstochter und schritt seiner Wohnung zu. Er hatte sie noch nicht erreicht, als ihn Fräulein von Hübner einholte. „Bitte, ein Wort, Herr Rektor!" Und als er erwartungsvoll stehenblieb, „ich halte es doch für meine Pflicht, Ihnen zu sagen, daß das Fräulein aus Neuhütte die Tochter des Mannes ist, der hier allgemein der Schnapsmüller von Neuhütte genannt wird, Sie scheinen das nicht zu wissen. Deshalb sage ich es Ihnen."

Das war kein schönes Wort und war auch der, die es sprach, nicht würdig, und oft genug hat sie in ihrem späteren Leben es bereut, dies häßliche Wort gesprochen zu haben; aber jetzt blieb sie vor ihm stehen, als erwarte sie eine Antwort, die ihr gefiel, und sah ihn mit gerötetem Antlitz an.

„Schnapsmüller?" erwiderte er in gedehntem Tone, „was hat denn das gute Fräulein mit dem Schnapsmüller zu tun! Daß sie sein Kind ist, verdient doch unser aller Mitleid, nicht wahr, Fräulein von Hübner, doch nur unser aller Mitleid."

Er griff an seine Mütze und trat in sein Haus.

Also wußte hier jedermann von dem Elend des Lehrerhauses in Neuhütte! Also war auch das Kind des kranken Mannes hier in den Bann getan! Man wollte ihn vor ihr warnen, vor dem Hause, als ginge eine ansteckende Krankheit von ihm aus!

Tieftraurig ging er in seinem Zimmer auf und ab, vergeblich nach Ruhe suchend. „Ja, ich liebe dich!" das kam dem ruhelos hin und her Wandernden immer wieder über die Lippen, „Ja, ich liebe dich! Du oder keine mehr auf Erden! Ich liebe dich!"

Doch, was sollte daraus werden? Er wurde allgemach etwas ruhiger und fing an zu überlegen. Heiraten konnte er; jeden Augenblick konnte er einen Hausstand gründen. Er war in geachteter Lebensstellung, hatte ein, wenigstens für die nächsten Jahre, ausreichendes Gehalt, hatte keine Schulden, und war von keinem Menschen, dessen Beistimmung er zur Eheschließung bedurft hätte, abhängig. Aber freilich, anders hatte er sich das Glück doch gedacht! Sie war

Digitized by Google

arm, blutarm, arm wie eine Bettlerin; doch das drückte ihn nicht, das sollte ihn niemals drücken; aber ihr Vater, verloren im Sumpf einer unheilbaren Leidenschaft, eine starre, gebeugte, verbitterte Mutter, fünf unerzogene Geschwister, wo blieben die alle, wenn der Zusammenbruch, der ihm jetzt unvermeidlich erschien, erfolgte! Wer sollte die Unglücklichen ernähren, wenn der Vater sein Amt verlor! Wer? Er, der der Ernährer seiner Familie sein mußte, zu jeder Arbeit ganz unfähig, die müde Mutter, kaum noch kräftig genug, die notwendigen Arbeiten des Haushalts zu verrichten, geschweige denn, das zum Unterhalt Notwendige zu erarbeiten! Noch mußten Jahre vergehen, bevor die Kinder auf eigenen Füßen stehen konnten. Was würde aus allen werden, wenn er das älteste Kind, die Stütze des Hauses, fortnehmen würde? Sie müßten ohne ihre Hilfe alle als Dorfarme das Hungerbrot der Gemeinde essen oder elend verkommen. Das würde das liebe Kind nun und nimmermehr ertragen! Sie würde an seiner Seite nun und nimmermehr Glück und Frieden finden, während die Ihrigen im Schlamm versänken. Nein, das nicht, das würde sie nicht ertragen! Also müßte er, wenn er sie haben wollte, für ihre Eltern und ihre Geschwister sorgen, sie alle am besten mit in sein Haus, in dem sich das junge Eheglück aufbauen sollte, nehmen und das ganze Elend des Neuhütter Lehrerhauses in sein junges Eheleben übertragen. Anders ginge es nicht, anders nicht! So, und nur so könnten dann alle, die Eltern, ihre fünf Geschwister, sie, sein Weib, und er selbst, satt werden, freilich, nur satt werden. Das Wie könnte nicht in Frage kommen.

Er geriet immer tiefer in diese Betrachtungen hinein, die ihn allgemach in eine hoffnungslose Stimmung versetzten. Er durchwachte fast die ganze Nacht, ohne einen Ausweg zu finden, denn „die, oder keine auf Erden!", damit war ihm und ihr nicht geholfen.

Er war recht unglücklich.

Ruhelos verging auch die Nacht dem Gegenstand seiner Liebe. Sie war doch erheblich unglücklicher als er. Er wußte oder glaubte es wenigstens zu wissen, daß sie ihn lieb habe. Ihr Blick, den sie heute aus dankerfülltem Herzen ihm zugesandt hatte, hatte es ihm gezeigt; aber sie! Sie wußte nur, daß sie selbst ihn liebte, grenzenlos wie nichts auf Erden und im Himmel, das wußte sie, als sie heute müde und elend nach Hause gekommen war, das wußte sie, da war jetzt kein Zweifel mehr möglich, kein Zweifel! Aber er? Hatte er sie denn lieb? Noch hatte er nichts gesagt, ja nicht einmal ihr etwas Besonderes gezeigt, das sie zu ihren Gunsten hätte deuten können; denn, daß er lieb und gut zu ihr gewesen, das war er doch auch zu allen, zu ihrem Vater, ihrer Mutter, ihren Geschwistern, gewesen! Nein, ihr selbst hatte er nichts Besonderes gezeigt. Hat er dich lieb, oder bist du ihm wie jede andere? Sie fand keine Antwort, und in ihrer Seele, die von Kindheit an an Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung gewöhnt war, wollte die beglückende Hoffnung nicht aufkommen. Er hat dich nicht lieb, er kann dich nicht lieb haben, das ist unmöglich! Damit schlossen stets ihre Gedanken, und ihr Hoffen versank.

Und dann, wenn sie an ihr äußeres Leben, an ihr ganzes Lebensschicksal dachte, wie wäre es denn möglich, daß sie, die ganz Arme, die in ihren Augen nicht einmal den Reiz der Schönheit besaß, ihn fesseln könnte! Sie, die Arme und, ach, auch die Elende! Auf ihr ruhte die Schmach des Elternhauses. Die war nicht abzuwischen! Und wenn auch das Unerhörte, das große, große Sonnenglück möglich wurde, daß er sie lieb habe, daß er ihr das sagen, daß er sie um ihre Hand bitten würde, — sie konnte doch nicht die Seine werden. Sollte sie alle ihre Lieben im Stich lassen, alle, Vater, Mutter und Geschwister in der Not lassen, von der sie bisher das Äußerste abgewendet hatte, und die sie allein, das wußte sie, zu lindern imstande war? Nein, sie loszulösen von ihrem Elend, das ging nicht; hier mußte sie bleiben und ausharren, auch wenn er käme und sie loslösen wollte.

Ach, er würde nie kommen!

So verstrich auch ihr die Nacht schlaflos und voller Kummer.

Ach, daß er doch käme!

Auch die Lehrerin Fräulein von Hübner schlief in dieser Nacht nicht gut.

Sie schämte sich.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Gerd / Roman von Minna von Heide

8. Fortsetzung.

Gerd taten die Worte weh. „Das wäre ja nicht nötig," sagte er, „Streitnaturen sind wir beide nicht. Warum könnten wir uns einander nicht ganz ruhig und sachlich einmal aussprechen?"

Klaus war stehengeblieben. Unweit von ihnen stand etwas abseits eine Bank. „Wenn es Ihnen recht ist, setzen wir uns hierher," schlug er vor, „man ist dann mehr für sich allein und wird durch nichts abgelenkt." Und gleich nachdem sie saßen, fuhr er fort: „Wortkarg sind wir zu vielen Zeiten beide, das hat uns vielleicht nicht zuletzt zusammengezogen. Denken Sie nur mal nach, Karstens, wie oft sind wir den ganzen Hafen entlang gegangen bis weit hinter Bellevue und wieder zurück, ohne vielleicht mehr als hier und dort einmal ein Wort fallen zu lassen."

Gerd fiel das erst ein, wo Klaus jetzt daran rührte.

„Natürlich ist dann jeder in seinem Fach," sagte Klaus, „und niemals hat es den andern gestört. Sollte das uns nicht Beweis genug sei, wie gut wir miteinander ankern können? Unsere Wege laufen erst auseinander, wenn wir mit dem Wortwerk anfangen."

„Liegt denn nun da ein Sinn drin?!" sagte Gerd bitter. „Jeder könnte dann ebensogut für sich gehen."

„Ganz und gar nicht!" sagte Klaus eifrig. „Ich muß mich wundern, daß Sie mich nicht besser verstanden haben. Miteinander und gegeneinander reden können auch die ärgsten Widersacher, aber miteinander und gegeneinander schweigen, das können sie nicht, da laufen sie schon nach wenigen Minuten, so weit sie können, in eine andere Richtung. Nein, Karstens, einen besseren Beweis von Zugehörigkeit gibt es nicht, als friedlich und wortlos nebeneinander durch die eigenen Gedanken laufen."

„Und wenn ich das nun gleich als einen Beweis für mich nehme, Holm? Daß eben mehr Dinge sind zwischen Himmel und Erde!"

„Natürlich sind mehr Dinge zwischen Himmel und Erde, wenn es sich hier auch einfach um Schwingungen handelt, durch die in uns verträglich mitklingende Töne erzeugt werden. Aber es ist gut, Karstens, wenn Sie es eben wollen, müssen wir jetzt anfangen zu zupfen und zerren, wobei freilich in den seltensten Fällen etwas herauskommt. Vorläufig kommt es jetzt nur erstmals darauf an, wie Sie zu Ihrem Fach stehen. Wie ich zu meinem stehe, ist leicht erklärt, wenn ich Ihnen sage, daß ich schon als Junge mit jedem Sechser, wo ich irgend die Gelegenheit dazu hatte, die Straßenkarren nach geeigneter Kost für mich durchschnüffelte. Und machte ich einen Fang, dann kroch ich durch die Bodenluke und tat so vernünftig damit, wie ein Kind mit seiner Puppe. Na, und das ist auch so das Verhältnis. Sie wissen ja, die meisten kleinen Mädchen sind ihrer Sache ziemlich gewiß."

Gerd blieb eine Weile still und nachdenklich sitzen. Dann fragte er betrübt: „Sie denken wohl sehr gering von der Theologie, Holm?"

„Gar nicht. Es gibt heute im Gegenteil Männer, deren Theologie ein Segen für die ganze Menschheit sein könnte."

Gerd tat einen tiefen Seufzer und stand auf. „Damit haben Sie mir nun schon gleich auf einen Schlag ziemlich viel gesagt. Lassen Sie uns nur weitergehen, Holm. So wie Sie bin ich noch nicht in meine Sache gewachsen. Ich komme von selbst wieder, wenn ich mehr Ordnung in all die neuen Gedanken gebracht habe."

Sie gingen wieder nach Kiel zu und waren beide froh, daß sie sogleich durch einen Gruß abgelenkt wurden.

„Kennen Sie den Herrn, Karstens?" fragte Klaus erstaunt.

„Weiter nicht. Er lief mal abends kurz vor der Universität gegen mich an und verlor sein Glas dabei. Da blieb ich unwillkürlich stehen und bückte mich auch. Das Glas war heil geblieben, aber der Herr dankte nicht einmal, als er es aus meiner Hand entgegennahm. Erst als ich stillschweigend meinen Hut lüftete und weiterging, nahm er seinen auch kurz hoch und sagte: ‚Danke!'. Seitdem ist der Gruß zwischen uns beigeblieben."

„Zufällig kenne ich den Mann. Das heißt ich hörte von ihm. Er steht hier im letzten Semester und gilt für den größten Sonderling an der Universität. Viele halten ihn sogar für stumm, weil er mit keinem Menschen spricht. Es ist ein Herr von Hamkens, und er hatte alles,

Digitized by Google

was ein Mensch sich wünschen und ausdenken kann, und da kommt ein Sandkorn her und nimmt ihm auf dem rechten Auge das Licht."

„Da sieht man wieder, was wir Menschen sind", sagte Gerd.

„Ja," sagte Klaus Holm und hielt Gerd die Hand hin, „ein Sandkorn kann mehr sein."

Es war inzwischen dämmerig geworden, aber Gerd machte sich noch nicht gleich Licht in seiner Stube, sondern setzte sich in einen Korbstuhl am Fenster und spann. Draußen vor seinen Fenstern bewegte der Wind ganz sachte die Zweige einer Linde, und die Linde stand so dicht, daß die Blätter hin und wieder im Spiel gegen die Scheiben gleiten konnten. Zu Hause standen zwei Kastanienbäume unter den Fenstern, und er konnte sich nichts Lieberes denken, als dieses trauliche Blättergewisper.

Gerd saß so gern im Dämmern, und hier in Kiel machte er dann gewöhnlich die Reise nach Marne.

Diesmal blieb er in Kiel. Aber sonderbarerweise nicht etwa bei dem Gespräch mit Klaus, um tiefer in sich herumzustöbern, sondern erst stellte er sich mit Wehmut den schlanken, eleganten Herrn vor, der nur ein Auge hatte, und dann, ohne selbst von der Verbindung etwas zu wissen, ging er krampfhaft dem alten Mann nach, mit dem er hier unter demselben Dach saß. Die Wochen und die Monate gingen hin, und nie mehr hatte der Weißbart sich um ihn gekümmert oder bei Gelegenheit mehr Worte an ihn gerichtet, als den Tagesgruß, während ihn, Gerd, manchmal brennend nach einem Näherkommen verlangt hatte. Es zog ihn zu dem Alten mit einer Gewalt, die ihm selbst nicht klar werden wollte. Jedenfalls war keine flache Neugier dabei, im Gegenteil, eine reine Witterung. Immer wieder fragte sich Gerd, warum der Alte, der alle Menschen so gleichmütig ihre Wege gehen ließ, gerade ihm im Zuge die paar Worte gesagt hatte, während er jetzt, wo sie dauernd zwischen denselben Wänden saßen, sich scheinbar bei jedem zufälligen Sehen erst zurückerinnern mußte, daß er überhaupt einen Wohngefährten hatte.

Und während Gerd diesem Gedanken einmal wieder mit beinahe fieberhafter Zähigkeit nachhing, klopfte jemand an seine Tür. Und mag es klingen wie der Onkel aus Amerika — Gerd schnellte auf und wußte, wer auf sein Herein eintreten würde.

Der Alte stand denn auch wirklich in der Tür. Er hatte bootgroße Filzschuhe an, mitten im Sommer, aber sonst war er ohne Weste und hatte am Hals das Hemd weit zurückgeschlagen, daß man die bloße Brust sehen konnte.

Auffallend groß war seine Nase, und sehr buschig die Augenbrauen, aber Gerd sah nur das Lächeln, das ihm um den Mund lief wie ein Kind, dem eine große Überraschung geglückt ist.

„Sehen Sie, junger Mann! Und nun sagen Sie mal, Sie wußten es schon beim Klopfen, daß ich es war?"

Gerd mußte es bejahen, und hätte in seiner Verwirrung nicht einmal daran gedacht, den seltenen Gast zum Sitzen zu nötigen, der sich aber, als ob er hier täglich aus und ein ginge, schon selbst einen Stuhl ans Fenster zog.

„Licht brauchen Sie meinetwegen nicht zu machen", sagte er, und wehrte Gerd auch, ihm den Korbstuhl unterzuschieben. „Nein, danke vielmals, meine Knochen wissen mit mir Bescheid, sitzen Sie Ihren Stuhl nur weiter warm. Also nun passen Sie mal auf: Wir zwei können nicht aneinander vorbeikommen."

Gerd brachte kein Wort heraus.

„Sie haben hier so hartnäckig an mich gedacht, daß ich es drüben nicht mehr aushalten konnte!" rief der Alte beinahe unwirsch aus.

Da war Gerd ganz fassungslos.

Aber nun lächelte der Alte wieder. „So schlimm ist es ja nicht", sagte er beschwichtigend. „Ich weiß es doch längst, daß man sich nicht wehren kann. Nicht einmal, wenn man sich einmauern würde! Unser Fleisch ist doch nichts, unsere Gedanken sind alles. — Als ich noch in die Schule ging, hieß es, ich sei nicht ganz normal, und meine eigenen Eltern haben mich einmal in eine Heilanstalt geschickt. Bis ich mich dennoch durchsetzte und bewies, daß ich durchaus friedlich bin."

„Und als wir uns hier dann so plötzlich gegenüberstanden?"

„Da dachte ich gar nichts, da fühlte ich nur etwas, und das hätte ich schnell greifen und besehen mögen."

Der Alte lachte glücklich auf. „Sehen Sie mal," sagte er und schlug Gerd auf die Schulter, „was sitzen Ihre zehn Finger prächtig zu Griff!

Digitized by Google

Werden Sie nur ganz getrost Theologe." Und er lachte weiter, so fröhlich und sorglos wie ein Kind, hätte man sagen können.

Aber über Gerds Gesicht hatte sich blitzschnell ein tiefer Ernst gelagert. „Sagen Sie mir doch, von welcher Seite Sie das meinen", bat er eindringlich.

Und da wurde der Alte auch ernst. „Ich will Ihnen zuvor etwas anderes sagen", lenkte er ein. „Ich studiere nämlich eigentlich selbst Theologie. Nicht auf der Universität und nicht für andere, nur so für mich. Und ich mache es unglaublich einfach. Ich nehme zum Beispiel eine Handvoll weißen Sand und meinen zahmen Kanarienvogel, und dann muß der Matz die Körner zählen. Verstehen Sie?"

„Nein", sagte Gerd verstimmt, als ob er gefoppt werden sollte.

Aber den Alten störte es nicht. Er drang mit seinen Augen immer tiefer in Gerd, und nach Fopperei hörte es sich nicht mehr an, was er sagte. „Tatsächlich, junger Mann, Sie dürfen sich ruhig die Mühe geben, ein Verkünder zu werden, das Zeug haben Sie dazu. Nur wenn ich Ihnen raten darf, grabbeln Sie nicht an jedem Buchstaben herum. Buchstaben sind Striche, und Striche sind gar nichts. Gehen Sie ruhig jeden Tag in Ihren großen, schönen, gelehrten Steinkasten da unten am Wasser, und halten Sie Ihre Schaumlöffel wacker offen, aber seien Sie eingedenk, daß dem Kopf ebensowenig alles bekommt als dem Magen. Verlangen Sie vor allen Dingen keine Tatsachen. Tatsachen sind es auch, wenn der Schuster Ihnen ein Paar neue Sohlen unter die Schuhe schlägt, oder der Schneider setzt Ihnen einen Flicken in den Hosenboden. Das ist ganz gleich, ob da einer auf dem Kopf durch die Luft fliegt oder ob man nur einen Fuß vor den andern setzt, denn was der Mensch erst sehen kann, das ist für ihn abgetan. Nein, mit Tatsachen haben wir nichts zu schaffen, aber was ist das, daß ich hier bei Ihnen sitze, daß ich zu Ihnen mußte, ohne daß ich es gewollt habe?! Sehen Sie, das ist keine Tatsache, das ist ein Ewigkeitsding. Das ist etwas aus der Substanz, aus der wir hervorgegangen sind und in die wir zurückkehren werden. Sympathie, pah, was ist Sympathie? Die ist auch nur aus Buchstaben gemacht. So machen es die Menschen eben, schlagen ein Wort herum und lassen alles laufen. Ach, Sie Stieg Jahre Sie, lassen Sie sich nur nicht so schnell ins Bockshorn jagen. Sie wissen alle viel, und keiner weiß was. Erstmal die Augen von der andern Seite aufschlagen, hinter dem Sargdeckel, wissen Sie, und die Schaumlöffel gefälligst hier lassen. Inzwischen soll sich jeder seine Zeichen und Wunder selbst machen, denn die haben wir nun mal nötig. Ich spiele damit wie ein Kind mit bunten Glasperlen. Und meine Wunder sind obendrein wirklich von Glas. Sie sollen das noch einmal sehen! Jahrhunderte spiegeln sich darin und gleiten durch die schlanken, gewundenen Leiber wie Hieroglyphen aus der Hand des Ewigen selbst." —

Gerd hielt sich mit beiden Händen den Kopf fest, weil er ihn schmerzte. Ohne sich zu verabschieden, ohne ein richtiges Ende zu machen, war der Alte gegangen, wie er gekommen war, und Gerd wehrte sich herum mit zweierlei Empfindungen. Einesteils fühlte er sich an- und hingezogen trotz aller Absonderlichkeiten des alten Mannes, und anderenteils mußte er an die schlichte, nüchterne, klare Frau Johannsen denken, die mit ehrlichem Bedauern den Finger leicht gegen die Stirn legte und dazu sagte: „'n Kleinen hat er weg."

Gerd sann und sann. Ob wirklich der Alte seine rufenden Gedanken gehört hatte, ob er hatte kommen müssen, oder hatte der alte Sonderling einmal wieder mit einem Experiment Glück gehabt? Und warum mußte gerade er, Gerd, mit diesem Weisen oder Narren Wand an Wand sein!

Hatte wohl wirklich alles und jedes im Leben seinen Sinn und Zweck, und legte die dirigierende Hand jedem und jedem die Einzelheiten seines Loses parat?

Aber da mußte Gerd plötzlich an seinen Vater und seine Tante denken, und er wurde noch ratloser. Bis er die Hände inandernahm und sich zu Hanne flüchtete. Mit einem Weh und einer Sehnsucht, daß er meinte, seine Mutter mußte es bis Marne fühlen. —

Und wer weiß denn, ob Hanne es nicht fühlte! Jedenfalls ließ sie zur selben Stunde alle Arbeit liegen und schrieb an ihren Gerd:

„Mein lieber, guter Junge, mein Gerd!

Ich habe heute so viel an Dich gedacht, und schließlich wollte es mit der Arbeit nicht mehr

Digitized by Google

gehen, ich mußte erst an Dich schreiben und Dir erzählen.

Als ich heute morgen nach den Hühnern wollte, lag unser treuer, alter Hektor tot vor dem Stall. Er hat sicher noch von seiner Hütte bis ans Haus laufen wollen und ist nicht mehr so weit gekommen. Ich habe lange bei ihm gesessen und ihn gestreichelt, und Dir will ich es nur sagen, mein Gerd, ich habe ihn auch um Verzeihung gebeten. Jetzt, wo er tot ist, sehe ich es ein, daß er lange den Gnadenschuß hätte haben müssen, und daß es nicht recht von mir war, Vater mit meinen Bitten immer wieder davon abzuhalten. Wer weiß, was er in seiner Hilflosigkeit und halben Blindheit alles gelitten hat! Ich mußte den ganzen Tag darüber nachdenken, und schließlich kamen mir immer größere Bedenken, und die gingen Dich an, mein Gerd. Ob ich Dir wohl nicht allzuviel von meiner Weichmütigkeit mitgegeben habe, und ob sie wohl nicht manchmal weiter nichts ist als Schwäche? Mir wird ordentlich bange zumute, wenn ich mir jetzt ausdenke, von wievielen Seiten es jetzt gegen Dich an- und auf Dich zukommt. Ich habe es so gut gemeint und es mir wohl doch zu bequem gemacht. Bin immer nur dem Herzen nachgegangen, ohne den Verstand viel zu fragen. Für Gathe und Ise mochte es ja auch gut sein, die bleiben ja sozusagen unter Dach, aber ein Junge, der ins Leben hinaus muß, dem muß man doch wohl eigentlich schon rechtzeitig ein festes Zufassen beibringen. Das werfe ich mir nun vor. —

Die Sorge, die manche Mutter um ihre Söhne hat, die hab' ich nicht. Ich weiß, daß Du rein bist, mein Gerd. Ich habe sogar eher die Sorge, daß du es zu ernst und zu genau nimmst. Jung sein, heißt doch vor allen Dingen sich seines Lebens freuen und mit der Sonne laufen. Wenn schöne Tage sind, dann laß nur alle Bücher liegen und trink Dir die Lungen voll frische Luft. Die schönen Tage werden bald knapper, aber die Bücher bleiben Dir. —

Wieviel Zeit ist nun schon hingegangen, daß Du nicht mehr bei uns bist! Vater und ich wußten ja von vornherein, daß es so der Welt Lauf ist, aber Gathchen und Iseken dauern noch alle Tage darum. Wie sehr haben Dich Deine beiden Schwestern lieb, mein großer Junge! Daß es eine Lust zu fühlen ist für mein Mutterherz. So weit könnte die Welt nicht sein, daß ich nicht dächte, ich hätte euch wie ein kleines Dreiblatt mit einem Griff wieder unter meinem Herzen, ob ihr auch diesseits und jenseits wärt. In der Liebe hört alle Entfernung auf, was sich lieb hat, das ist mit- und ineinander wie die Tropfen im Glas. —

Nebenan ist Iseken am Singen! Du glaubst nicht, was die kleine Deern für eine Stimme kriegt! Den ganzen Tag ist sie am Zwitschern wie ein Vögelchen, und die kleinen Finger fangen schon mit richtigem Musikverstand an über die Tasten zu krabbeln. Süß ist unsere kleine Ise. So'n richtiges kleines Häuflein pure Lust. Und weißt Du noch, was ich schon für Angst um sie ausgestanden habe? Jetzt ist sie lebendiger als ein Fischlein im Wasser und weiß mitunter nicht, wo sie all ihr junges Leben lassen soll. —"

* * *

Und doch hatte Hanne richtig verstanden mit ihrem hellhörigen Herzen. Damals in der Nacht, als sie an Gerds Tür stand und sich mit ihrer Sorge noch zu ihm setzte. Denn plötzlich, dicht vor Weihnachten, kam ein böser Rückfall mit dem Husten, und die kleine Ise mußte ringen, als ob sie ersticken sollte. Nicht mit anzusehen war es.

Hanne schrieb in ihrer hellen Angst an Agathe. „Geh zu unserm alten Tramm, Gathe," hieß es in dem Brief, „und er möchte mir doch die Liebe tun und gleich mal mit Dir rüberkommen. Wenn Menschenhände noch etwas vermögen, dann sind es seine Hände."

Der Sanitätsrat hatte selbst erst eine hartnäckige Influenza hinter sich, aber er besann sich keinen Augenblick. Morgens ganz früh fuhr er mit Agathe vom Staatsbahnhof. Und der alte Herr hatte es sich nicht nehmen lassen, Agathe zuvor abzuholen, trotzdem das Iwersensche Haus ihm ganz aus der Richtung lag.

Es hatte die Nacht über geschneit, nicht viel, aber doch so, daß eine feine, dichte Decke über dem ganzen Boden lag. Und als Tramm und Agathe so nebeneinander herschritten, war es ihnen beiden, als stände da etwas geschrieben in der weißen, glimmernden Decke.

Viel sagten sie sich nicht auf dem Weg nach dem Bahnhof, und als sie im Zug saßen, meinte Tramm: „Wenn ich mal nicht zurecht-

Digitized by Google

kommen kann, steh' ich morgens ganz früh auf und bin zuzeiten schon eine Meile weit aus Husum gelaufen. Und ich denke dann nicht, wie machst du es jetzt, und wie fängst du es an, sondern ich lüfte mir nur den Kopf gründlich aus und werde mir klar, wie sinnig da draußen alles seinen Weg geht. Und wenn ich dann zurückkomme, dann weiß ich allermeistens Bescheid, Fräulein Agathe. Und wenn nun gar ein Morgen so rein und klar ist wie der heutige, ich meine, dann könnte er die Unwahrheit überhaupt nicht sagen."

„Das kommt so ohne Hoffnung raus, Herr Sanitätsrat."

„So schwer es mir wird, Fräulein Agathe, ich habe keine."

„Aber Sie haben unsere kleine Ise noch nicht einmal gesehen, Sie wissen nur, daß Hanne in Angst ist."

„In einer Angst, die mir wie eine Flamme nach dem Herzen schlug. Ich wäre selbst als Kranker zu Ihrer Schwester nach Marne gefahren, wenn ich auch nicht glaube, helfen zu können."

„Als ich das letztemal in Marne war", sagte Agathe mit tiefer Traurigkeit, „gab meine Schwester mir das Kind noch kurz vor der Abreise auf den Schoß. ‚Fühl mal, Agathe,' sagte sie, ‚die paar Pfund! Nein nichts mehr ist unsere süße, kleine Deern. Nun will ich sie aber päppeln und päppeln, und wenn du dann wiederkommst! —' — Ach, Herr Sanitätsrat, ich kann und will und mag es ja nicht glauben."

„Wir können und mögen und wollen so vieles nicht. Aber werden wir denn gefragt, Fräulein Agathe? Werden wir gefragt? Wieviele Jahre laufe ich nun mit dem bißchen Medizinverstand umher, und wie manches liebe Mal mußte ich unverrichteter Sache abziehen. Und wenn ich für mein Leben gern dazwischen gegriffen hätte! Bis man dann zuguterletzt wieder zum schlichten Heilgehilfen wird und dem Herrn Professor bescheiden seine Handlangerdienste tut."

Agathe konnte nicht umhin, sie faßte nach der Hand, die trotz ihres Alters noch so hell und klar geblieben war, und drückte sie und hielt sie fest.

Hanne kam ihrer Schwester und dem Sanitätsrat schon durch den Vorgarten entgegen und entschuldigte ihren Mann, daß er nicht nach der Bahn gekommen sei, aber die Kleine wolle kaum seine Hand loslassen.

Bernhard stand am Bett und hatte die heiße, kleine Hand in seiner liegen. Sonst lag Ise und rührte sich nicht. Das Köpfchen war glühend, aber die Sinne schienen klar.

Ohne einen Laut der Klage von sich zu geben, ließ Ise sich von dem guten, alten Onkel Doktor die kleine Lebensuhr abhören, und fast schien es, als merke das Kind ebenso gut, daß das alte, längst abgelaufene Gehwerk selbst zu keinem vernünftigen Schlag dabei kommen konnte, denn als Tramm Iseken mit so rührender Behutsamkeit drehte und wand, legte die liebewarme, kleine Deern plötzlich die heißen Lippen auf die bebenden Finger.

Und in der Tat, so gut Tramm sich sonst in der Hand hatte — ein Kind konnte er nicht sterben sehen, so alt er nun geworden war, da mußte er schnell ein Ende machen mit seiner Untersuchung, damit er ein braver Heilgehilfe blieb und keine Dummheiten machte.

Erst als er einen Augenblick allein in der Wohnstube am Fenster stand, holte er sich verlegen hinten aus der Rocktasche sein großes, seidenes Taschentuch und wischte verstohlen einmal über die Augen. Dann nickte der brave, alte Tramm aus Husum: „Natürlich, irgendwie wird es schon seine Richtigkeit haben." —

Als Bernhard eintrat, sagte er gleich selbst: „Es ist wohl keine Hilfe mehr, Herr Sanitätsrat? Meine Frau wollte so gern, daß Sie noch kämen, sonst Doktor Paulsen hatte mir schon reinen Wein eingeschenkt. Es sei nicht nur das Brust- und Rippenfell, sondern die Lunge selbst."

„Ja," sagte Tramm jetzt ganz ruhig, „die ganze kleine Brust tut es nicht mehr. Das Fieber wird leider auch noch weiter steigen, und was wir Menschen noch ausrichten können, ist nicht mehr genug. Sagen Sie von Glück, daß Sie noch zwei Kinder haben! Ich habe nie eins besessen." —

* * *

Und nun lag sie da, die kleine Ise. Rings mit kleinen Zweigen von Tannengrün geschmückt, weil es um die Zeit des Christkindes hatte sein müssen. —

Digitized by Google

Gerd war wie mit der Keule geschlagen. Er hatte noch Puppen eingekauft und allerlei lustigen, bunten Tand, und dann mußte er mit einem Kranz nach Marne fahren.

Der trauernde, junge Mensch lief durch die Straßen seines Heimatstädtchens, als müsse er sein Elternhaus erst wiedersuchen.

Auf halbem Wege kam ihm sein Vater entgegen, und als die beiden Männer sich sahen, stürzte ihnen das Wasser aus den Augen.

Und beim Anblick der Mutter blieben Gerds Augen trocken. Hanne saß an dem leeren Kinderbett und schien sich kaum bewußt, daß ihr Gerd von außerhalb kam. Sie ließ es ruhig geschehen, daß er seine Arme um sie legte, ohne sich selbst zu rühren. Nur als Gerd an ihr niederglitt und seinen Kopf auf ihren Schoß legte, streichelte sie sein Haar und küßte es schließlich. —

Bernhard Karstens war geachtet in der Stadt, es war ein großes Gefolge für eine Kinderleiche, und der Geistliche gab sich große Mühe mit einer rührsamen Rede.

Ernst standen die Männer im Kreise und sahen in ihre Hüte, und konnten doch die richtige Andacht nicht beisammenbringen. Immer wieder lief Gerds Blick zu seinem Vater hinüber, und jedesmal fühlte er, wie auch sein Vater mit seinen Augen zu ihm kam. Als sei es eine Not, hier unter den vielen Leuten zu stehen. Ganz deutlich ging das reine Weh über die Außenteilnahme ineinander, und die Worte des Geistlichen liefen wie leerer Schall zwischen beiden hindurch. —

Auf dem Rückwege sagte Gerd nach langem Stillschweigen zu seinem Vater: „Wenn ich einmal einem Menschen die letzten Worte nachzusprechen habe, so werden sie nicht sein, Vater."

„Das habe ich gefühlt".

Und nachdem sie wieder ein Stück Weges schweigend zurückgelegt hatten, fügte Bernhard hinzu: „Ich bin überhaupt ganz einig mit mir, was dein Studium anbelangt. Wenn du es selbst nur erst wärest."

„Ja, Vater."

„Du bist jung und im Eifer, und gleichzeitig ernsthaft, und dann nichts als Berge vor sich, das ist nicht leicht."

„Nein, Vater."

„Aber es sind wenigstens Berge da."

Da sah Gerd auf, und sein Vater fing den Blick auf und hielt ihn fest.

Die Menschen bauen Kanäle, Schächte, Tunnel, Tausende von Händen, Jahre und Jahre, und nach der Vollendung stehen wir und bestaunen das Werk. Aber staunen wir noch, wenn eine einzige Sekunde eine Brücke schlägt von einem Auge ins andere, die eine Wortfracht trägt, daß ein Turm nach dem andern uns in die Erkenntnis ragt?! —

* * *

Agathe wollte schon vor Gerd abreisen. Hanne bat jedoch so sehr um ihr Bleiben, daß sie noch um einige Tage nach Husum schrieben.

Vereinzelt waren immer noch Blumen für die kleine Ise angekommen, und jetzt kam nach zwei Wochen noch ein allerliebstes Kreuz, aus Immortellen geflochten. „Es kommt so spät, ich war verreist," schrieb die Spenderin, eine Jugendfreundin von Hanne Karstens, „aber nun habe ich es Deinem Kinde selbst geflochten, liebe, gute Hanne."

Hanne hielt es auf den Knien und liebkoste es. „Ich habe diese letzten Tage schon alles durchgesucht nach einem Wort von Annemarie, nun hat sie doch noch an Iseken und mich gedacht. Bitte, liebe Gathe, bring' es Iseken noch vor dem Dämmern hin, ich bitte dich herzlich darum." —

Als Agathe bei Ise ankam, stand Bernhard hinter dem Gitter. Er nahm ihr das Kreuz aus den Händen ohne weiter zu fragen und legte es zumitten auf den Hügel. Und als er sah, daß Agathe ihre Augen über ihre gefalteten Hände hielt, nahm er seinen Hut vom Kopf und blieb still neben ihr stehen.

„Ich glaube, Agathe," sagte er, als sie ihre Hände sinken ließ, „daß ich hier zum erstenmal in meinem Leben einen Menschen wirklich beten sah."

„Ich habe nur gesagt: Liebe, liebe, kleine Ise. Liebe, glückliche, kleine Ise, nun schlafe recht wohl."

„Nun schlafe recht wohl", sagte Bernhard.

Es war kalt, aber die Luft war von einer köstlichen Klarheit. Alles bis auf den Grund aus- und durchgefroren.

Digitized by Google

Bernhard und Agathe waren noch nicht in die Stadt zurückgegangen, sie hatten einen Chausseeweg in die Kööge eingeschlagen.

„Es ist sonderbar," sagte Bernhard, „mit der kleinen Ise ist es mir immer gewesen, als ob sie mir ein Kind von dir sei, Agathe."

„Und nun hat sie sterben müssen", sagte Agathe.

„Deinem Beten nach ist sie ja glücklich geworden." Bernhard sah seine Schwägerin an. „Muß es denn sein, Agathe, daß man sich gar mit Gewalt noch Gewalt antut! Ich habe dich nicht gesucht auf dem Kirchhof, bin einfach zu meinem toten Kinde gegangen. Wer hat dich geschickt, Agathe, der Zufall, oder am Ende der Herrgott selbst, um mich in eine neue Versuchung zu führen?"

„Hanne hat mich geschickt."

„Um so besser. Ich fühle mich nicht mehr schuldig vor Hanne. Was haben wir Hanne denn getan! Wir haben nur uns selbst was getan und leider Gottes dem Jungen."

Agathe hatte erschreckt aufgesehen.

Bernhard hielt ihren Blick fest. „Meinst du denn, Agathe, daß ich nichts als ein Narr und ein Blinder bin? Wenn ein Junge, wie Gerd, es auch lange genug glauben konnte. Mit dir scheint er ja seinem damaligen Benehmen nach in Husum darüber gesprochen zu haben, und ich kann mir denken, was das gegeben hat. Na, da kannst du dir wohl vorstellen, daß mir die Sache auch nicht einerlei gewesen ist. Da ist der Teufel am Reiten gewesen."

„Ihr Frauen seid so," sagte Bernhard finster, „wenn ihr eine Wunde habt, nehmt ihr ein Marterinstrument und bohrt obendrein darin herum. Je länger und schmerzhafter, desto besser. Wir wollen das alles nun doch ruhen lassen. Und wenn es dir eine Genugtuung sein sollte, will ich dir heute gerne bekennen, daß ich dir Dank weiß. Wenn du mir nicht so tapfer aus dem Wege gegangen wärst, hätte es noch ganz anders kommen können. — Es ist ein eigen Ding, wenn man ein Kind sterben sieht."

Agathe überließ sich ihren schmerzlichen Gedanken.

„Agathe," sagte Bernhard nach einer Weile leise, „wir haben es doch nicht gesucht damals, es ist von selbst zu uns gekommen. Wo fängt nun unsere Schuld an?"

Agathe antwortete nicht.

„Laß mir nun einmal deine Hand", bat Bernhard. „Ich will sie nur in meiner halten. Das Leben hat nichts mehr zu wollen, und obendrein kommen wir vom Kirchhof."

Agathe gab die Hand.

„Ich danke dir, Agathe. Und ich verspreche dir, ich will mich jeden Tag um Hanne kümmern. Ich weiß, wie nötig sie es hat. Und weiß auch, Agathe, daß kein Opfer so groß ist, daß Hanne es nicht wert wäre."

Da ließ Agathe ihrem Schwager ihre Hand bis dicht vor Marne und fühlte sich befreit, daß sie so ruhig neben ihm herschritt.

Es war inzwischen vollständig dunkel geworden, und Hanne stand schon voll Sorge am Fenster und hielt die Hände hohl gegen die Scheiben. „Gott sei Dank!" sagte sie dann, als sie die beiden durch die Pforte treten und ins Haus kommen sah. „Wenn ich gewußt hätte, daß Bernhard bei dir war, hätte ich mir keine Sorge um dich gemacht, Gathe." —

Seit der Rückkehr von dem Begräbnis seiner kleinen Schwester hatte sich Gerds Freundschaft mit Klaus noch inniger gestaltet. Klaus riß den Freund aus seiner Trauer, wo er nur konnte. Er hatte doch selbst eine ganze Reihe von Geschwistern, und wäre sicher ehrlich betrübt gewesen, wenn ein Glied davon genommen wäre, aber so etwas mit dem Gerd, der starb ja reineweg hinterher. „Ich kann so etwas nicht verstehen, Gerd," sagte er, „willst von einem ewigen Leben predigen und hast selbst nicht den geringsten Trost davon."

Das war die richtige Art, darüber kam Gerd zum Nachdenken, und er wurde dann schneller wieder freier, als Klaus sich das gedacht hatte.

Eben saß Gerd auch bei Klaus in dessen bescheidenem Stübchen und wartete geduldig, bis Klaus den letzten Federstrich machen würde. Aber ein Blatt nach dem andern füllte sich, ohne daß Klaus sich überhaupt rührte, es sah eher aus, als hätte er des Freundes Gegenwart längst vergessen.

Gerd hatte schon einigemale auf die Uhr gesehen und stand nun endlich auf: „Ich kann gerade noch den Dampfer kriegen," sagte er, „ich will denn nur allein fahren. Ich hab es mal im Kopf heute und will gern noch bis Stein

Digitized by Google

raus. Sonst geht noch eine Stunde herum, und dann ist es wieder mal zu spät."

Klaus klappte seine Bücher zu, daß es knallte. „Du bist viel zu gut und geduldig für mich, Gerd! Ein anderes Mal nimm deine beste Hacke und tritt mir auf den linken Fuß, so in die Gegend der mittleren Zehe, und du sollst einmal sehen, wie ich in die Höhe komme!" —

Sie kriegten noch eben und eben einen Platz, mußten aber stehen. Hin und her an der Föhrde entlang waren die Dampfer so voll, als hätte auf einmal in Kiel kein Mensch etwas anderes zu tun, als sich auf dem Hafen zu vergnügen. Und zwar mit einer Geschäftigkeit, als ob auch dabei noch Brot zu verdienen wäre.

Wo Gerd und Klaus standen, drängten sich ein paar junge Mädchen in weißen Kleidern mit Klappstühlen durch und sahen zur Seite und lachten, und zeigten durch ihre roten Lippen schimmernde, weiße Zähne. Da nahm Klaus ihnen die Stühle aus der Hand und lachte wieder und trug ihnen die kleinen Gestelle mit dem buntgestreiften Leinenbezug hin, wo sie sie hinhaben wollten.

Gerd war steif wie ein Brett stehengeblieben und sah ihnen unwillig nach, und als er später, als Klaus wieder bei ihm stand, ein lustiges Spielen mit den Augen hinüber und herüber gewahr wurde, schlug ihm das Blut ins Gesicht.

Klaus tat, als merke er es nicht, und ließ sich gar nicht stören. Erst als sie im Laboe an Land gingen und immer dem Wasser entlang auf Stein zugingen, griff er Gerd unter den Arm. „Nun haben wir nichts mehr vor uns als Himmel und Wasser, nun laß nur wieder Gnade vor Recht ergehen."

Aber Gerd ging in sich gekehrt weiter und wischte nichts aus von dem bitteren Ernst auf seinem Gesicht.

Klaus blieb um so frischer: „Da kann ich mir nun nicht helfen," sagte er, „wer ja sagt, der muß auch Amen sagen, und wer den Rumpf nimmt, der kriegt den Stiel mit. Du hast eingeschlagen, und nun mußt du mich nehmen, wie ich bin. Das kannst du nicht verlangen, daß jeder eine Mädchenangst haben soll wie du! Ich habe keine. Und Schlimmes war nicht dabei vorhin auf dem Schiff."

„Schlimmes, nein, gewiß nicht," sagte Gerd, „aber Sinn und Zweck hat es doch auch nicht."

Klaus lachte hell aus sich heraus. „Gleich, wenn wir wieder nach Hause kommen, dann gehe ich mit auf deine Bude, mein zahmer, alter Junge, und dann mußt du mir erst einmal auf deiner Karte zeigen, wo eigentlich Marne liegt! Sinn und Zweck? Junge, Mensch, Gerd, sind wir hier unter deines Herrgotts freiem Himmel oder sitzen wir hinter dem Mauerwerk unserer ehrsamen, alten Universität?! Sinn und Zweck? Den will ich dir sagen: Wenn ich zwei blanke Mädchenaugen sehe und noch zwei rosige Bäckchen dazu, das ist mir gerade, als wenn ich als Junge in einen festen, echten Borsdorfer biß. Und die Äpfel waren rar bei uns zu Hause, kann ich dir sagen!" Lauter fröhliche Lebenslust sprang aus Klaus Holms hellen Blauaugen, und das geradewegs gegen Gerhard Karstens an.

Aber Gerd wehrte sich tüchtig gegen alles Junge in sich, und Klaus mußte wieder einmal einsehen, was für ein wunder Punkt hier bei dem Freunde lag. Und da er von Grund seiner Natur zartsinnig und feinfühlig war, hörte er auf eine nicht allzu merkliche Art auf mit den Neckereien und fing von der Schönheit und Größe zu sprechen an, die in der Abgeschiedenheit mit der Natur liegt. „Hier ist etwas, Gerd, das auch mich immer wieder unterkriegt. Wenn die Sonne so voll vom Himmel niederscheint und ein Spielen mit dem Wasser anfängt, trau ich mich nicht raus mit meiner Welteroberungscourage. Erst vorgestern lag ich hier im Sand und hatte Bücher und Hefte mitgenommen, um recht in Freiheit und ungestört mit all meiner aufgepackten Weisheit abzusegeln. Aber du hättest nur einmal die Ausbeute sehen müssen! Das war zum Lachen, Gerd, und ich kam doch frisch und fröhlich in meine schrägwinkelige Residenz zurück, durchaus nicht, als ob ich Zeit verloren oder verschwendet hätte. Ein Ohr im Sand und eins gegen die Sonne, und spielend zwischen den Fingern den kantigen Bleistift. So muß es kommen! Dann braucht der Mensch keine Weisheit mehr. Man könnte sich gerade so gut eine Tüte drehen, um den ganzen Strand darin mit nach Hause zu nehmen. — Ich meine, hier ungefähr müßte es gewesen sein, ich hör' mal hin." Und da lag Klaus denn auch schon wühlend und sich streckend in dem dicken, weichen, weißlichen Sand.

Klaus hörte ihn nicht.

Digitized by Google

In weichem Gleitfluge schwebten die Möwen auf das Wasser hernieder, in einer Vollkommenheit und Schlichtheit die Schönheit verkörpernd, daß selbst die Sonne ihr Wohlgefallen daran hatte und nicht müde wurde, die Pracht ihres Lichtes immer mannigfaltiger über die wundervollen Vogelleiber auszuteilen. —

„Klaus," sagte Gerd überwältigt, „Klaus, ich bin dir so dankbar!"

Klaus mußte sich erst besinnen. „Du mir dankbar?" fragte er verwundert. „Ich weiß da gar keinen Zusammenhang. Eher bist ja du selbst immer mit beiden Händen am Geben!"

Ja, Gerd war ganz wie Hanne. „Ich?" sagte er und lächelte unendlich schmerzlich, was sollte ich wohl zu geben haben, Klaus! Aber es tut mir so wohl, daß du dir an dem Bitterwenigen genügen läßt. Es ist manchmal so eine tödliche Einsamkeit in mir."

Und um die beiden Freunde ging es her und über sie hin und löste aus ihnen und versenkte in sie, daß nur der verstehen kann, wie dies gemeint ist, der selbst einmal in Wahrhaftigkeit eine reine, tiefe Freundschaft empfunden hat. —

Als Gerd nach Hause kam, sagte Fräulein Johannsen mit einem wichtigen Lächeln: „Es ist ein Paket für Sie angekommen, Herr Karstens."

Frau Johannsen kam auch aus der Küche, und jetzt sah Gerd erst, daß beide Frauen in Schwarz waren. „Sie sind doch nicht in Trauer gekommen?" fragte er teilnehmend.

„Nein," sagte Frau Johannsen, „das ist schon eine alte Trauer. Heute ist der Sterbetag von Johannsen."

„Ja," sagte Gerd, „er hat viel zu früh sterben müssen."

Aber die resolute und gerade Frau Johannsen sagte rein heraus: „Durchaus nicht, Karstens. Es war im Gegenteil noch eben zur rechten Zeit. Besser hätte es noch ein Jahr früher sein können. Wir haben früher ja soweit ganz verträglich gelebt, aber wenn der Alkohol erst dazwischen kommt, dann ist alles aus. Ganz und gar, und gründlich. Der läßt keinen Frieden und keine Ruhe mehr neben sich aufkommen."

Gerd war in Verlegenheit geraten, und Frau Johannsen sah es. „Sie haben es gut gemeint, Gerd Karstens, das weiß ich, und wie Sie sehen, ehre ich meinen Toten jetzt auch wieder. Ich binde Johannsen jedes Jahr selbst einen Kranz, und Dörte bringt ihn nach Marne und sieht auf der Grabstätte nach dem Rechten. Hat sie morgen was zu bestellen bei Vater und Mutter?"

Gerd ging noch einen Augenblick mit in die Wohnstube und sprach mit den beiden Frauen über Dörtes Fahrt nach Marne und trug Dörte Grüße und kleine Bestellungen für die Seinen auf. Aber so sehr ihn das sonst auch in Anspruch genommen hätte, jetzt mußte er zwischendurch immer wieder an das Paket denken. Von zu Hause konnte es nicht sein, weil seine Mutter erst ganz kürzlich geschickt hatte, und wer sollte ihn sonst bedenken!

Agathe war es gewesen. Ein sauber verschnürtes Päckchen lag auf dem Tisch, und man sah ihm schon von außen an, daß es ein Buch enthielt.

Irgendein Begleitwort fand sich nicht in dem Paket. Auch in dem Buch selbst nicht, da mochte Gerd es wenden, wie er wollte. Nicht einmal ein Wort oder ein Gruß auf dem Postabschnitt. Nur einfach der Name der Absenderin.

„Erlebtes" stand auf dem Büchlein, und in anspruchsloser Schrift darunter „von Peter Feddersen".

Ungefähr in der Mitte des Büchleins lag ein weißes Blatt Papier, und Peter Feddersen sagte an der Stelle:

Als ich noch ein Junge war, durfte ich einmal zu der Schwester meines Vaters eine weite Reise machen. Bis in das Rheinland. Ich weiß es noch wie heute. Es war schon Herbst und doch die Pracht in der Natur noch überall so groß, daß von mir selbst nichts nachblieb als das Staunen. Und als meine Tante den ersten Sonntag zu mir sagte: „Peter, heute geht es in die Kirche", da stellte es sich heraus, daß sogar meine Dankbarkeit mit weg war. Ganz bestürzt und enttäuscht gab ich zur Antwort: „Tante Miete, so bist du doch sonst gar nicht. Lauter Sonnenschein und all die Luft hier draußen, und denn in die stickige Kirche!"

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

Das Glücksschiff

Am Felsen meines Seins die Sorgen branden.
Wie soll mein Glücksschiff in dem Hafen landen?

Wie soll sein leichter Anker von den Winden,
Den Grund des aufgepeitschten Meeres finden?

So seh ich seufzend unter ersten Sternen,
Das Schiff sich wenden und von mir entfernen

Und sich im Grau des Horizonts verlieren,
Und seine Fracht zu andern Ufern führen. . . .

Leo Heller.

Ein Versprechen / Novellette von Franz Wichmann (Schluß.)

Aus dem Schützengraben der Engländer kracht es heftiger, kurze, scharfe, bösartige Knalle. So pfeifen und zischen die Dum-Dum-Geschosse. Mit tausend Toden ist die Luft erfüllt, und mitten unter dem schauerlich wilden Singen der Geschosse glaubt Rumelius Evas Stimme zu hören, ihr Bild zu sehen, wie es oft nachts im Traume vor ihn tritt, mit bleichen Wangen und nassen Augen, die Arme sehnend ausgestreckt nach dem fernen Geliebten.

„Auf!"

Die Linie schnellt empor. Alle haben begriffen. Es gibt nur einen Weg. Über den englischen Schützengraben zum schützenden Walde. Wer Glück hat, kann ihn erreichen. Hier aber ist sicheres Verderben.

Unter den vordersten ist Paul Reiter. Der Oberleutnant springt mit gezogenem Degen an die Seite des Verwegenen. Er kennt seinen Ehrgeiz. Das Eiserne Kreuz möchte er heimbringen, und in diesem Bestreben stürzt er sich blind in jede Gefahr.

„Zu Boden, Reiter!" Wie Angst klingt es durch den rauhen Befehl.

Aber der Angerufene hört nicht, sieht nicht die von Rumelius entdeckte Gefahr. Hinter dem Gebüsch zur Linken haben sich englische Söldner zu halbem Leib in die Erde gegraben. Drei Büchsen strecken sich drohend aus der Grube, alle auf den Vorstürmenden gerichtet, der seinen Lauf eben von einem Graben gehemmt sieht.

Einen Anlauf nehmend will er ihn überspringen. Im gleichen Augenblick ist der Oberleutnant neben ihm, faßt seine Schulter und sucht ihn zu Boden zu drücken. Wie ein Schild deckt der Körper des Vorgesetzten den Soldaten, während die Kugeln um beide gleich einem Bienenschwarm summen und singen.

Aber noch ehe jener begreift, um was es sich handelt, taumelt Rumelius mit schrillem Aufschrei zurück. Ein Geschoß hat ihm den linken Oberarm zerschmettert, und blutüberströmt bricht er zur Erde.

Einen Moment zögert Reiter, ob er dem Verwundeten Beistand leisten soll. Aber hinter ihm kommen ja andere, die sich seiner annehmen werden, und vor ihm winkt der feindliche Schützengraben. Dort ist das Eiserne Kreuz sicherer zu holen als bei einem Samariterdienst.

Auch zur Rechten krachen jetzt Schüsse. Es ist das Nachbarregiment, das dem gleichen Ziele zustürmt. Einzelne der ausgeschwärmten Schützen sind schon ganz nahe gekommen, und eben, da er von neuem zum Sprunge ansetzen will, trifft sein Blick auf ein von Blut und Ruß entstelltes Gesicht, aus dem zwei zornfunkelnde Augen blitzen.

Ein Schauder überläuft ihn, der Fuß versagt, und ehe er sich von der schrecklichen Überraschung erholen kann, trifft es mit furchtbarem Stoß seinen Rücken und schleudert ihn nach vorn. Das Gleichgewicht verlierend, stolpert er und stürzt schwer neben seinem Oberleutnant zu Boden.

* * *

Als Rumelius aus seiner Ohnmacht wieder erwacht, ist es Morgen geworden.

Beim Versuche, sich zu erheben, fühlt er eine zweite Wunde. Während er dalag, hat eine Schrapnellkugel seinen Fuß getroffen und macht jede Fortbewegung unmöglich.

Ist das Gebüsch am Grabenrand schuld, daß er unverbunden geblieben, daß ihn die Krankenträger nicht gefunden haben? Nein, viel Schrecklicheres ist der Grund. Auge und Ohr sagen es ihm. Der Angriff ist gescheitert, und jetzt befindet er sich zwischen zwei Fronten. Vorn, in bedrohlicher Nähe liegt der englische Schützengraben, und hinter ihm, um mehr als das Dreifache entfernt, haben sich die Deutschen festgesetzt.

Herüber und hinnüber rollt das Feuer, dicht über seinem Kopfe weg sausen die Infanteriekugeln, und jetzt beginnt auch die eigene Artillerie die feindliche Stellung zu beschießen. Fällt nur ein einziges Geschoß zu kurz, so ist er verloren, und ehe

Digitized by Google

nicht eine Partei die andere vertrieben, ist es unmöglich, daß sich ein Sanitäter in diese Hölle wagt.

Ein qualvolles Stöhnen läßt ihn zur Seite blicken. Da liegt noch einer, der nicht sterben kann. Einen Leidensgefährten wenigstens hat er in dieser schauerlichen Lage. Aber wie jetzt der Schwerverwundete mühsam das Gesicht nach ihm wendet, entfährt Rumelius ein Aufschrei schreckhafter Überraschung.

„Reiter, Sie?"

Mit verzerrten Zügen preßt der Freiwillige die Hand auf die blutende Brust. „Mit mir ist's aus, Herr Oberleutnant, ich fühl's."

„Sie müssen leben, für Eva Illing."

Reiter sieht ihn mit scheuem Blick an. „Sie wissen?"

„Ich hab' es Ihrer Braut versprochen, Sie zu schützen, so gut ich es vermöchte. Um ihretwillen schmerzt es mich, Sie verwundet zu sehen. Glaubte ich doch, die auf Sie gezielte Kugel habe mich getroffen."

Reiter zuckt zusammen. „Darum suchten Sie mich niederzuziehen, deckten mich mit Ihrem Körper, Herr Oberleutnant?" staunte er. „Oh, Sie haben das Eiserne Kreuz verdient, nach dem ich strebte. Aber die andere Kugel konnten Sie nicht auffangen, die mußte mich treffen."

„Die andere, ich verstehe nicht. Sie sind im Rücken verwundet?"

„Von einem deutschen Geschoß."

„Ein unglücklicher Zufall —"

„Nein, Wille einer höheren Macht und Strafe. Ich hab' sie verdient. Jetzt, da es zu Ende geht, seh' ich's ein. Ich war Evas nicht würdig."

In schmerzlicher Überraschung erhebt sich Rumelius halben Leibes, auf den gesunden Arm gestützt, und blickt in das fahle Gesicht des Leidenden. Deutlich genug steht darauf geschrieben, daß er nicht lange mehr zu leben hat. „Was sagen Sie?"

Paul Reiter kann nicht antworten. Die Zähne zusammenbeißend, ringt er mit wütenden Schmerzen, bäumt sich in krampfiger Bewegung auf und fällt dann schwer zurück wie ein Toter.

Rumelius ergreift seine Hand. „Um Gottes willen, sterben Sie nicht."

Reiter kommt noch einmal zu sich. „Nein, nicht jetzt," preßt er mühsam hervor, „erst muß es herunter, es erleichtert mich, wenn Sie wissen, daß ich ihm vergebe, wie mir Eva verzeihen möge. Um die Fanny Loth ist's geschehen. In einem Sommerkurort lernte ich sie kennen, sie und ihren Bruder Ludwig —"

„Bevor Sie mit Fräulein Illing —" unterbrach ihn der Oberleutnant mit stockender Stimme.

„Nein, wir waren schon heimlich versprochen. Aber ich sollte warten, Gott weiß wie lange, des Alten wegen, und die Fanny war schön. Ihre Liebe schmeichelte meiner Eitelkeit, sie wurde mein. Aber arm, wie sie war, konnte ich sie nicht heiraten, und dann, als sie erfuhr, daß ich schon gebunden war, ging sie ins Wasser. Ihr Bruder hat geschworen, sie zu rächen. Überall verfolgte er mich. Um ihm zu entgehen, meldete ich mich als Freiwilliger. Aber auch da sah ich ihn wieder, beim Regiment Riegler."

„Das hinter uns dreinstürmte?"

„Ja — und da —", keucht Reiter mit letzter Anstrengung, „da hat er die Gelegenheit benützt."

„Unseliger!" Die Stimme des Oberleutnants bebt. Vor seinem Geist steht der Mann mit dem finster drohenden Blick, den er durch die Hecke des Illingschen Gartens gesehen. Der muß es gewesen sein, der die Ehre seiner Schwester gerächt hat.

„Jetzt ist's gesühnt!" stöhnt Reiter noch einmal auf und blickt mit starren Augen zum Himmel. Sie schließen sich nicht mehr. Blut bricht aus dem röchelnden Munde, seine Hände krampfen sich zusammen, und der Körper streckt sich. Er hat vollendet.

In dumpfes Brüten versunken verrinnen Rumelius die Stunden. Wenn Eva die Wahrheit geahnt hätte! muß er immer wieder denken. Aber es ist besser, sie erfährt es nie, nie — daß sie einen Unwürdigen geliebt. Warum einem Toten die Ehre rauben, die er in ihren Augen besessen, warum eine Wunde noch schmerzlicher machen, ehe die Zeit sie heilt.

Wieder wird es Abend. Vom Fieber gequält, vom Hunger entkräftet, drohen dem Oberleutnant die Sinne zu schwinden. Da rüttelt sie der brüllende Lärm eines neuen Sturmangriffes noch einmal wach.

Unwiderstehlich rücken die Deutschen gegen die englische Stellung vor. Ein kurzes, furchtbares Ringen um den Schützengraben. Der britische Söldner ist zäh, wie mit dem Boden verwachsen, aber das Bajonett wirft ihn von seinem hartnäckig behaupteten Platze, und der Sieger macht sich zum Herrn des vielumstrittenen Waldes.

Hinter den Kämpfern kommt, sich rings über das Feld zerstreuend, mit Bahren und Karren die Sanitätsmannschaft. Zwei Krankenträger finden den ganz erschöpften Oberleutnant und legen ihm den ersten Verband an. Der Verwundete ist noch unfähig, zu sprechen. Kaum aber haben sie ihn hundert Schritte weit getragen, gibt er einen stummen Wink. Die Gefallenen des Regiments Riegler liegen hier.

„Die Kameraden haben schon alles abgesucht, es kann kein Lebender mehr darunter sein", bemerkte der eine der Sanitäter.

Rumelius schüttelt den Kopf. Sein Blick ist auf ein starres Gesicht gefallen, von dessen fahler Weiße der schwarze Schnurrbart seltsam absticht. „Der dort", deutet seine Hand.

Der Träger schreitet zu dem Körper hin. Nichts zu machen, sagte seine Gebärde, der Mann ist tot. Und um seine Behauptung zu bekräftigen,

Digitized by Google

hebt er ein wenig das schwer hintenübergesunkene Haupt des Soldaten. Da wird neben dem linken Auge eine Narbe sichtbar, unter der die tödliche Kugel eingedrungen ist.

Rumelius hat sich nicht getäuscht. „Der Rächer seiner Schwester," murmeln, den andern unverständlich, seine Lippen, „auch er hat gesühnt."

Es ist das letzte Bild, das er vom Schlachtfeld mit fortnimmt. Die Augen schließend, läßt er sich weiter zum Hauptverbandplatz tragen.

* * *

Monate sind vergangen. Die schwere Verwundung des Oberleutnants hat lange keinen Transport in die Heimat zugelassen. Immer wieder haben die Ärzte geglaubt, den Arm retten zu können. Schließlich aber haben sie sich zur Abnahme entschließen müssen, da die furchtbare Zersplitterung des Knochens jede Heilung ausschließt. Auch mit der Schrapnellverwundung am Fuße geht es nur langsam vorwärts.

Es ist schon das dritte Lazarett, in dem er jetzt liegt, ein Benediktinerkloster im deutschen Mittelgebirge, malerisch auf einem Hügel gelegen, rings von schattigen Wäldern umgeben. Bejahrte barmherzige Schwestern, von ein paar jüngeren Novizinnen unterstützt, besorgen in aufopfernder Weise die Pflege.

Des Kranken Blick ist unverwandt durch das Fenster gerichtet. Kahle Baumkronen ragen über hohe, graue Mauern. Der Klostergarten steht entlaubt. Mitten drin spiegelt sich der rötlich-goldene Schein der Abendsonne in einem kleinen Weiher, dessen künstliche Insel einen Schwanenhaus trägt. Dort muß sie vorüberkommen.

Er denkt an den anderen Garten zurück, in dem er sie zum erstenmal gesehen. Welch wunderliche Schicksalsfügung, daß er Eva hier hat wiederfinden müssen! Nicht von ihm, aus der Verlustliste hat sie den Tod Paul Reikers erfahren. Der Schmerz über den Verlust des Geliebten hat ihr alle Freude am Leben genommen, hat sie zu dem Entschluß getrieben, den Schleier zu nehmen. Aber noch ist es nicht geschehen, noch kann die Novize der Barmherzigen Schwestern zurücktreten.

Tiefer, heiliger Friede ringsum. Hat er auch recht getan, neuen Kampf in die junge, entsagende Brust zu säen, ihr den Weg zurück zu zeigen in diese Welt der Täuschung und des Scheins, um eigener, selbstsüchtiger Wünsche willen?

Ohne das überraschende Wiedersehen, ohne Evas Absicht, ins Kloster zu treten, wäre er seinem Vorhaben treu geblieben. Nie hätte sie aus seinem Munde die Wahrheit erfahren. Aber mit einer Lüge ihr täglich in die treuen, traurigen Augen zu sehen, das überstieg seine Kraft. Zu schön, zu beglückend für andere war sie geschaffen, um eines Unwürdigen wegen allen Freuden des Lebens zu entsagen. Wollte sie bei ihrem frommen Entschlusse bleiben, so durfte er nicht aus einer Selbsttäuschung heraus gefaßt werden. Darum sagte er ihr's heute, während die neben ihm Liegenden schlummerten und sie allein an seinem Lager stand. Alles sagte er, was er für Paul Reiker getan, wie der junge Mensch reuig gestorben, und dann — vielleicht mehr noch, als es in seiner Absicht gelegen. Wenigstens erraten mußte sie seine Gefühle haben, denn die Tränen, die in ihren Augen aufquollen, verrieten noch anderes, als die schmerzliche Enttäuschung. „Wollte Gott, ich könnte alle Ihre Wunden heilen, Herr Oberleutnant," hatte sie gesagt, und dann, wie erschrocken über ihre eigenen Worte, war sie verstummt.

„Werden Sie jetzt noch bei Ihrem Entschlusse beharren?" fragte er. Da sah er, wie ein Kampf sich in ihren Mienen widerspiegelte, wie die kleinen Hände sich über der weißen Schürze verkrampften, und hörte ihre zwischen Leid und Hoffnung schwankende Stimme: „Ich weiß es nicht, aber ich werde mit mir zu Rate gehen. Und heute abend will ich es Ihnen sagen."

Nun war es Abend, und vom anderen Flügel des Klosters, in dem die verwundeten Belgier und Franzosen lagen, würde sie durch den Garten, an dem Schwanenweiher vorüber, zurückkommen.

Aber er täuschte sich, es mußte noch einen anderen Weg durch die Innenräume des Klosters geben, denn wie eine Feenerscheinung aus dem Märchen stand sie plötzlich vor ihm.

„Herr Oberleutnant, ich bringe frohe Kunde."

Die Sonne, die draußen niedersank, ging neu in seinen Augen auf.

„Sie haben sich entschlossen, Sie wollen —"

„Nicht mich, Sie meinte ich", unterbrach sie ihn. „Soeben habe ich den Chefarzt gesprochen. Morgen dürfen Sie zum erstenmal das Lager verlassen."

„Das danke ich Ihnen, Fräulein Eva."

„Sprechen Sie nicht von Dank," erwiderte sie, während ihre Wangen eine leichte Röte überflog, „Sie mahnen mich an Schuld."

„Schulden soll man tilgen", flüsterte er, aus dem Klang ihrer Stimme, aus dem warmen Glanz ihrer braunen Augen eine beseligende Hoffnung schöpfend.

„Ich will es, will mein Versprechen halten, so gut wie Sie es taten."

„Welches Versprechen", bebte es von seinen Lippen.

„Ihnen ewig dankbar zu sein. Ich kann es nicht anders erfüllen, als indem ich Ihrem Rate folge, mit Ihnen zu dem zurückzukehren, was die Welt das Leben nennt."

Heiße Freude glühte in seinem Gesichte auf. Er ergriff ihre schmale Hand und preßte sie. „Und noch etwas anderes erfüllt sich, Eva," flüsterte er, „Ihr Wunsch, alle meine Wunden zu heilen."

Digitized by Google

Der schüchterne Heinrich / Skizze von Cl. von Peßler

(Schluß.)

Als Frau Postrat sich am nächsten Tage nach der Photographie erkundigte, erklärte Heinrich, er habe sie verloren; aber eine leise Unsicherheit in seiner Stimme ließ sie an der Wahrheit der Antwort zweifeln, sie hoffte, daß er sie an ihrem Geburtstag mit dem Medaillon doppelt überraschen wollte, und bald versanken auch alle anderen Gedanken vor dem einen, martemden, wie nur sollte ihr schüchterner Junge seine Rolle spielen. Die Angst quälte sie Tag und Nacht. Wenn sie wenigstens etwas Näheres über die Sache wüßte! Da aus dem Jungen im Guten wie im Bösen nichts herauszubringen war, entschloß sie sich endlich, sich an Lilli zu wenden, und paßte ihr auf der Straße auf, als sie aus der Klavierstunde kam. „Nun, Fräulein Lilli, was macht denn die Aufführung?"

„Ach, Frau Postrat, die Proben sind wundervoll, wir haben immer einen Riesenspaß!"

„Wie macht's denn mein Sohn?"

„Ei, sehr nett, nur verspricht er sich immer. Du liebes Gottchen, was haben wir schon über ihn gelacht."

Herzloses Ding, auch noch auslachen, dachte Frau Postrat entrüstet. Laut sagte sie: „Ich hätte wohl Lust, auch mal eine solche Probe mitanzuhören. Könnte die nächste nicht bei uns sein?"

„Gewiß, das paßt herrlich! Wir haben uns schon den Kopf zerbrochen, bei wem sie nächsten Mittwoch sein sollte. Meine Freundin wäre an der Reihe, aber deren Mutter ist erkrankt."

Am Abend fragte Frau Postrat ihren Sohn: „Bei wem ist die nächste Probe?" Er sah sie lächelnd an und spottete gutmütig: „Aber, Mutting: du weißt doch sonst alles, was mich betrifft, so genau!"

„Ich weiß es auch jetzt," triumphierte sie, „bei uns!" Sie weidete sich an seiner Überraschung und erzählte ihm von ihrer Abmachung mit Lilli.

„Du willst nur zuhören," errief er, „aber daraus wird nichts! Ich würde in fortwährender Angst schweben, daß du hineinsprechen und mich lächerlich machen würdest; du behandelst mich stets noch wie so'n ganz kleinen Dreikäsehoch. Überhaupt, in welchem Zimmer sollten wir proben, meine Bude ist doch zu klein."

„Ich dachte, im Salon. Natürlich lasse ich die Kappen über den Sesseln. Na, meinetwegen will ich sie dir zur Liebe auch abtun lassen."

Heinrich besänftigte sich. Das Heiligtum der Mutter, der Salon mit seinen alten, kostbaren Empiremöbeln, war der Stolz sämtlicher posträtlicher Familienmitglieder. Was würde Lilli zu diesen echten, wertvollen Prachtstücken sagen? „Du mußt aber zum Kaffee sehr viel Schlagsahne geben und Königskuchen, den liebt Lilli am meisten," stellte er die Friedensbedingungen, „und auf keinen Fall darfst du, während wir spielen, im Zimmer anwesend sein."

Die Mutter bewilligte alles, in Gedanken an den großen, breiten Spalt in der Tür zwischen dem Salon und dem anstoßenden, kleinen Zimmer und forderte nur: „Daß es sich aber keiner deiner Jungen etwa einfallen läßt, in meinem Salon zu rauchen."

Der Mittwochnachmittag kam heran. Frau Postrat begrüßte ihre Gäste und schlich sich dann, wohleingewickelt in ihr dickes, graues Umschlagtuch, denn um keinen Verdacht zu erwecken, hatte sie im kleinen Zimmer nicht heizen lassen, auf ihren Beobachtungsposten, den vor dem breiten Türspalt bereitgestellten Sessel. Aus dem Eßzimmer klang vergnügtes Stimmengewirr, dann Stühlerücken. Die Gesellschaft kam herüber in den Salon und fing an, die Möbel für das Stück zurechtzustellen. Die jungen Herren gingen dabei ziemlich gewalttätig zu Werke. Frau Postrat mußte sich Zwang antun, nicht ins Zimmer zu stürzen, als mit lautem Krach einer ihrer sorgsam gehüteten Sessel umfiel. Dann hörte sie eine lachende Stimme: „Du, Heinrich, als Strauß können wir wohl dies Zeugs hier nehmen. Du meine Güte, sind das unmoderne Blümchen, sind's eigentlich Fuchsien oder Rosen?" Und sie sah, wie eine kecke Hand die Blumen aus dem altmodischen Körbchen riß, die ihr ihr lieber Oskar einst als Bräutigam verehrt, und die sie selbst immer so pietätvoll behandelt hatte. Auf einmal blähten sich ihre Nasenflügel. Kam da nicht ein feiner Zigarettendunst durchs Schlüsselloch? Wagte es doch einer, zu rauchen? Sie legte ihr Auge ganz dicht an den Türspalt und erblickte Fräulein Lilli, die mit spitzbübischem Lächeln die geschmähten Blümchen bewunderte und in der Hand eine glimmende Zigarette hielt, achtlos, daß gleich ein glühender Aschenregen auf den Teppich oder gar auf die Tischdecke fallen mußte. Ein leiser Schreckensschrei entfuhr ihren Lippen. Plötzlich streiften Heinrichs Augen den Türspalt. Mit zwei Schritten war er an der Tür, riß sie auf und stand vor der zu einem Klümpchen Unglück zusammengesunkenen Ertappten.

„Aber Mutter! Ich kann kein Wort sprechen, wenn du hier bist. Das ist gerade so gut, als wärst du im Salon selbst."

In ihr Wortgefecht hinein klang die Vorsaalklingel. „Gut, daß ich dem Mädchen gesagt habe, ich sei nicht zu Hause", schloß sie. Er aber schoß hinaus und kam gerade noch zurecht, die Frau Geheime Oberpostrat vom Weggehen zurückzuhalten.

„Ein Versehen des Mädchens, Mutter würde untröstlich sein. Es ist allerdings ein wenig unruhig in der Wohnung, wir proben. Aber hier,

Digitized by Google

Mutters Zimmer ist ganz ruhig und weitab vom Kriegsschauplatz", sagte er befriedigt.

Nun kam die Mutter auch, und die Lobpreisung, die der Besuch ihrem Sohne hielt, besänftigte sie rasch. Er ist so gefällig und freundlich, und daß er als Erster in der Klasse auch noch Zeit hat, Theater zu spielen, ist doch viel."

Diese rühmenden Worte klangen tagelang im Herzen der Frau Postrat fort. Der Stolz auf ihren Sohn stieg immer höher in ihrer Brust, und zugleich mit dem sehnlichen Wunsch auf einen glänzenden Erfolg wuchs das Verlangen, etwas Näheres über sein Spiel zu erfahren. Neulich bei der Probe in ihrem Hause hatte sie gar nichts erreicht. Traurig und empört dachte sie an den Schnurrbart, den einer der Herren heimlich ihrer marmornen Flora angemalt hatte und das beim Aufräumen des Salons zerbrochene, riesige Uhrglas. Heinrich war schweigsamer denn je, so blieb ihr wieder nur Lilli zum Ausfragen.

In grimmiger Kälte patrouillierte sie fast eine halbe Stunde vor dem Hause des Klavierlehrers auf und ab und blieb zuweilen vor einer Auslage stehen. Schlag vier Uhr sah sie plötzlich ihren Heinrich vor der Haustür stehen, Lilli kam die Stufen herabgehüpft, gab ihm ihre Noten zum Tragen, und die beiden begannen, quer über die Straße biegend, vergnügt zusammen ihren Abendbummel.

Aber einige Tage später hatte sie mehr Glück; als sie beim Konditor die Schlagsahne und den Königskuchen bezahlte, trat Lilli plötzlich in den Laden, begrüßte sie zutraulich und fragte: „Was sagen Sie dazu, daß wir nun sogar für einen wohltätigen Zweck um Geld spielen. Die Eintrittskarte kostet eine Mark. Wir machen unsere Sache aber auch tadellos."

„Und Heinrich?" fragte die Mutter erschrocken.

„Ach, die vierte Szene die hapert noch etwas. Das heißt, er spricht sehr schön, so klar und deutlich, nur die Bewegungen sind so'n bißchen steif noch. Aber im großen und ganzen ist wirklich alles großartig."

Beseligt ging die Frau Postrat nach Hause. Ihr Sohn sprach großartig, so klar und deutlich! Nur die Bewegungen waren etwas steif, wie konnte sie da helfen? Zu Hause versuchte sie, ihn zu bewegen, seine Rolle vorzuspielen. Alle Überredungskünste ließ sie spielen, aber sie erreichte schließlich nur durch die Bewilligung eines Theaterbillets, daß er ihr das Buch holte.

„Vierte Szene", sagte er ihr beim Geben. Sie schlug sie auf und las.

Ein Diener brachte einen Brief herein, der die Aufklärung der Irrtümer zwischen den beiden Hauptdarstellern brachte. Aha, bei der nun folgenden Liebeserklärung waren seine Bewegungen nicht lebhaft und feurig genug.

Auch der Postrat war hereingekommen, um sich am Zureden und Zusehen zu beteiligen, er mahnte: „Nun fange an!"

„Lieber spiele ich vor einem ganzen Saal fremder Menschen wie vor euch zweien," weigerte er sich, „ihr würdet mir doch an jedem Wort herumkritteln."

Da nahm der Vater das Buch und sprach, um ihm Mut zu machen, die ersten Worte; die Mutter riß es ihm aus der Hand und übernahm die weibliche Rolle.

So flog das Büchlein von Hand zu Hand hin und zurück, und die beiden alten Leutchen spielten immer eifriger.

Der Junge saß in der Sofaecke, sah zu und schmunzelte von einem Ohr zum andern. Zwischendurch sagte der eine oder andere zu ihm: „Nun spiele du mal, das Zusehen allein nützt nichts."

Er schüttelte den Kopf. „Doch, es nützt mir sehr viel, ihr könnt's fein!"

Die beiden spielten immer lebhafter, sie übertrieben etwas in Bewegung und Ausdruck, um den schüchternen Jungen zu ermutigen.

Die Mutter sah in ihrem Hauskleidchen mit dem etwas gelockerten Haar und den vom Eifer roten Backen ordentlich jugendlich aus, und der Vater in Pantoffeln und Schlafrock umtänzelte sie zierlich, kniete schließlich vor ihr nieder, küßte ihr die Hand und rief ausdrucksvoll: „Ich hab' dich so lieb!"

Verschämt lächelte sie auf ihn herab.

Da stand in der Tür der Herr Meier, der Apotheker und gefürchtetste Witzereißer der Stadt. „Mein Gott, wie rührend. Ja, ja, alte Liebe rostet nicht. Aber, lieber Postrat, könnten Sie diese Liebeserklärungen nicht 'n andermal machen, heute ist doch unser Skatabend."

Der Tag der Aufführung kam immer näher. Schon fanden die letzten Proben im großen Konzertsaal statt, „und ich habe ihn noch immer nicht spielen sehen", klagte die Mutter ihrer Freundin. „Alle Bekannte und Freunde wollen Karten nehmen; wenn der Junge dann steckenbleibt! Meinem Manne darf ich von der ganzen Angelegenheit nicht mehr sprechen, seit ihn der Apotheker und der Stammtisch mit seinem Kniefall vor mir aufzieht. Gestern habe ich versucht, mich zum Zuhören in den Zuschauerraum zu schleichen, aber der Kellner darf niemanden hineinlassen."

„Sie sind zu zaghaft," entgegnete Fräulein Reimers, „morgen gehe ich mit."

Aber auch ihrer Zungengeläufigkeit gelang es nicht, Einlaß zu erzwingen.

Schließlich lockte ein gutes Trinkgeld die Bemerkung aus dem Kellner heraus: „Gehen Sie doch auf die Galerie. Den Gang hier hinunter, dann links um die Ecke das enge Treppchen hinauf, durch die Herrengarderobe."

Die Worte „enge Treppchen" machten der Frau Postrat Herzbeklemmungen, zaghaft flüsterte sie: „Es wird doch gehen."

Der Kellner sah sie prüfend an. „Gerade knapp noch", nickte er.

Digitized by Google

Nun hallten ihre Schritte den langen, düsteren Gang hinunter. Plötzlich schrie Fräulein Reimers auf: „Dort, eine Ratte — oder ein Igel, nein, der Kopf eines Menschen!"

„Ich werd' doch noch die Wasseruhr kontrollieren dürfen", knurrte eine tiefe Stimme, und der Kopf verschwand.

Nun hasteten sie das enge, wacklige Treppchen hinauf und kamen atemlos in das Stübchen, in dem die Herren sich umgezogen hatten, dann traten sie hinaus auf die Galerie. Unten lag dunkel der Konzertsaal, aber die Bühne war erleuchtet.

Die Spieler boten ein reizendes Bild; sie waren alle in Rokokotracht.

„Das ist schon der Schluß der dritten Szene," unterrichtete Frau Postrat, „ich kenne das Stück fast auswendig." Sie war halb tot vor Aufregung, jetzt, jetzt gleich mußte ihre Junge wieder drankommen, sie war doch auch unendlich stolz auf ihn, wie würde er der Reimers, die immer eine heimliche Pike auf ihn hatte, imponieren. Endlich ging der Vorhang wieder auf. Fräulein Lilli war wirklich ein reizendes Rokokodämchen, nur die zur Probe noch nicht gepuderten Haare störten etwas. Nun kam ihr Partner: Heinrich.

Die Mutter beugte sich weit vor und flüsterte entzückt: „Wie laut er spricht und wie hübsch er aussieht, nur so ganz verändert durch die Perücke, und die Stimme hat ordentlich einen anderen Klang, und — ach und, du lieber Gott, das ist ja gar nicht mein lieber Heini, das ist der Heinrich, der Sohn Major Ullrichs," Sie knickte ganz betäubt und fassungslos auf ihrer Bank zusammen.

Jetzt stolperte der Diener herein und verkündete mit großem Stimmaufwand: „Der Brief wurde soeben abgegeben."

„Genau fünf Worte," konstatierte Fräulein Reimers.

Und die Posträtin wiederholte: „Fünf Worte, und wegen denen all die Aufregung und Angst. Das kommt aber davon, daß der Junge nichts spricht. Mein Gott, wie soll der nur mal im Lebenskampfe durchkommen, wo man doch reden und sich seiner Haut wehren muß."

Zwei Tränen rollten über ihr Gesicht, Tränen der Sorge und auch der Enttäuschung. Was würde die Frau Geheime Oberpostrat sagen? Ach, und sie hatte ihr Taschentuch vergessen.

Sie ging hinüber in das kleine Zimmer, wo Heinrich seinen Anzug hingehängt hatte, und durchsuchte seine Taschen nach einem Tuch, dabei kam ihr das vermißte, altmodische Bildchen in die Hände. Die Treppe herauf hörte sie ein grollendes Getöse, das Stück war aus, und die jungen Herren kamen, um sich umzuziehen. Schnell trat sie wieder auf die Galerie hinaus, das Bildchen noch immer in der Hand.

„Wir sitzen hier in der Mausefalle," sagte Fräulein Reimers, „drüben die Tür zur Haupttreppe ist von außen verschlossen. Hoffentlich machen die jungen Herren nicht zu lange."

„Plötzlich erhob sich drinnen über das allgemeine Stimmengewirr und Gelächter eine herrische Stimme, der die Frau Postrat nie einen so harten Klang zugetraut hätte. „Wer hat sich denn hier einen dummen Witz erlaubt und mir aus der Tasche eine Photographie genommen? Sie ist zwar scheußlich häßlich, ich hab' 'ne Karpfenschnauze, und der Mutter Augen sind nur zwei Nadelspitzen, aber deshalb hat noch keiner das Recht, das kleine Monstrum wegzunehmen. Meiner Mutter ist es lieb und wert als Erinnerung, und darum mir auch. Überhaupt muß ich's heute noch dem Goldschmied bringen, bei dem ich mir die Einfassung schon ausgesucht habe, also her mit dem Bilde, sonst kommt mir keiner hier aus dem Zimmer. Hertel, du machst gern so alberne Späße, hast du's?"

Frau Postrat hörte mit verklärter Miene den Zornausbruch ihres Jungen. Wie er reden konnte, wie er schreien konnte, und keiner widersprach!

Drinnen hörte man eifriges Herumsuchen und begütigendes Zureden, nur Heinrich konnte sich nicht beruhigen und schimpfte unaufhörlich weiter wie ein Rohrspatz.

„Er spricht wie ein Buch, wie ein General," bewunderte die Mutter hinter der Tür, „hier könnte ich stundenlang stehen und zuhören!"

„Aber ich nicht", zischte die Freundin erbost, nahm das Bildchen und ließ es vorsichtig durch den Türspalt ins Zimmer rollen.

Im allgemeinen Trubel merkte es niemand gleich, erst nach einem Weilchen verkündete lautes Hallo, daß es gefunden worden sei.

Nun gab Heinrich den Ausgang frei und verließ als letzter den Kampfplatz, er versuchte, die Tür zur Garderobe abzuschließen, aber zum Glück war der Schlüssel verrostet.

„Sonst hätten wir noch wie zwei gefangene Mäuse da oben verhungern können, wegen der großen Rolle Ihres Sohnes", ärgerte sich die Freundin. Frau Postrat aber war sehr befriedigt von dem, was sie gehört hatte.

„Du willst zwar von der Aufführung kein Wort mehr hören," sagte sie zu Hause zu ihrem Manne, „aber das muß ich dir doch sagen: Unser Junge wird mal seine Rolle im Leben wundervoll spielen, der traut sich schon den Mund aufzumachen, und über einen Wortreichtum verfügt er, einfach fabelhaft!"

Inhalt des Heftes 23: Aus dem Leben eines preußischen Volksschullehrers. Von R. E. Gregorovius. — Gerd. Roman von Minna von Heide. **Beiblatt:** Das Glücksschiff. Gedicht von Leo Heller. — Ein Versprechen. Novellette von Franz Wichmann (Schluß). — Der schüchterne Heinrich. Skizze von El. von Peßler (Schluß).

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Janke's Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin; Verlag v. Otto Janke. Ausgegeben am 6. März 1915. — Druck von A. Gehbel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek
1915 Heft 24
Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Aus dem Leben eines preußischen Volksschullehrers

Von R. E. Gregorovius

5. Fortsetzung.

Schneller, als zu erwarten war, und früher, als der Rektor gedacht, war der Regierungsschulrat nach Kurschitten gekommen. Eine plötzliche Dienstreise nach der Kreisstadt war notwendig geworden. Damit ließ sich ein Abstecher nach dem Fischerstädtchen verbinden. Der Schulrat hatte in der Kreisstadt mit dem Landrat und dem Kreisschulinspektor konferiert, in der Stadt übernachtet und war in der ersten Frühe des Sommertages nach Kurschitten gefahren, wo er schon um acht Uhr früh anlangte. Er holte den Pastor ab, der sich weidlich wunderte, daß der Regierungsschulrat schon wenige Tage nach seinem Besuch bei ihm die Reise nach Kurschitten möglich gemacht hatte. Beide Männer begaben sich zur Schulrevision ins Schulhaus.

Eine Revision durch den Regierungsschulrat ist für den Lehrer, dem die Revision gilt, immer ein Ereignis von Bedeutung. Er muß Rechenschaft von seinem Tun und Können ablegen, und zwar vor den Augen eines Fachmannes, der nur schwer zu täuschen ist. In gewissem Sinne ist das Urteil dieses Fachmannes das letzte und höchste, das der Lehrer über sich erwarten kann. Es kann wohl auch noch ein über dem Schulrat stehender höherer Staatsbeamte eines Lehrers amtliche Tätigkeit revidieren, das kommt aber sehr selten vor, und nur wenige Lehrer haben diese Art der Revision erfahren. Der Bericht, den der Regierungsschulrat über die von ihm abgehaltene Revision erstattet, bedeutet für den Lehrer das letzte, man kann wohl sagen, das Endurteil über sein Wirken und Können. Auf Grund dieses Berichts erfolgen unter Umständen Beförderungen, Versetzungen, Pensionierungen, Belohnungen und auch Strafen. Kein Wunder, daß jeder Lehrer einer Prüfung von dieser Seite mit einer gewissen Sorge entgegensieht. Auch wenn er seine Schuldigkeit getan hat, es kann doch „schief gehen", er kann doch „seinen schlechten Tag" haben, er kann doch „schlecht abschneiden". Ein gewissenhafter Schulrat wird, bevor er seinen für den Lehrer und der Lehrerin auf und ab gingen, und suchen, um zu einer objektiven Klarheit über den Lehrer und sein Wirken zu kommen, er wird sich redlich Mühe geben, ihm kein Unrecht zu tun. Wenn er einen ungünstigen Eindruck über die Arbeit des Lehrers empfangen hat, wird er ermitteln, ob hieran sein Fleiß oder seine Gaben die Schuld tragen. Besonders wird er seine Familienverhältnisse zu erforschen versuchen, und findet er, daß häusliche Sorgen, Gram oder Kummer den Lehrer müde gemacht haben und seinen Fleiß und seine Pflichttreue haben erlahmen lassen, so wird er das bei seiner Beurteilung über den Lehrer mitwirken lassen; jedenfalls aber, wenn sein Bericht ungünstig ausfällt, alles das in ihn mit aufnehmen, was den Lehrer aus menschlichen Rücksichten entschuldbar erscheinen lassen kann. Vor Übergriffen und falschen Beurteilungen seitens des Schulrats ist aber jeder Lehrer geschützt; er erhält Abschrift des Berichts, den der Regierungsschulrat über ihn an die Regierung erstattet hat, und kann dagegen, wenn er glaubt, daß ihm Unrecht geschieht, vorstellig wer-

Digitized by Google

den bis zum Minister hinauf. Sein Recht wird ihm werden, kein Unrecht.

Aber immerhin: die Revision einer Schule durch den Regierungsschulrat ist ein Akt von Bedeutung für den Lehrer, wie für seine Schule.

Erklärlich ist es daher auch, daß es wie eine Bombe ins Schulhaus zu Kurschitten einschlug, als der Pastor mit dem fremden, allen unbekannten Herrn den Schulhof betrat, auf dem — es war gerade Pause — der Rektor mit dem Lehrer und der Lehrerin auf und ab gingen, und als der fremde Herr sich als der Regierungsschulrat vorstellte, der im Auftrage der Regierung käme, die Schule zu revidieren.

Er wandte sich dann an den Rektor, gab ihm mit kurzen Worten den Gang der Revision an, die sich bis gegen ein Uhr erstrecken würde, und forderte ihn auf, die hierzu notwendigen Anordnungen zu treffen.

Als dies geschehen war, begaben sich beide Männer in das erste Klassenzimmer, in welchem mit der Revision der Anfang gemacht werden sollte.

Nachdem der Rektor die Tageslektion erteilt und der Schulrat, an diese anknüpfend, einige Fragen an die Kinder gestellt hatte, wandte er sich an den Rektor: „Sie haben, Herr Rektor, wie ich aus dem Fortschrittsbuch ersehe, im Katechismusunterricht bisher die ersten Gebote behandelt. Bitte, wiederholen Sie die Lektion über das dritte Gebot. Tun Sie so, als ob der Stoff den Kindern noch neu ist, und behandeln Sie insbesondere die Fragen von der Arbeit an einem Sonntag und dem Kirchengehen an einem Sonntag nach der Lehre unserer Kirche."

Der Rektor hatte schon Tage gehabt, an denen ihm eine Schulrevision erwünschter gewesen wäre als heute. Er hatte eine fast schlaflose Nacht verbracht und war, wir wissen warum, innerlich ganz durchwühlt zur Schule gekommen. Hätte er sich nicht jedesmal auf jede Stunde des Unterrichts sorgfältig vorbereitet, so hätte es ihm an diesem Tage nicht gut gehen können; aber er hatte es an gewissenhafter Vorbereitung nie fehlen lassen, daher war ihm auch der Gang, den die Katechese nehmen mußte, völlig im Kopf, und mit der Sicherheit, die er dem Stoff gegenüber hatte, kam ihm auch die Klarheit im Gedankenaufbau.

Nachdem er kurz aus der Erklärung Luthers die Bedeutung des Gebots: „Du sollst den Feiertag heiligen!" gewonnen hatte, lehrte er, aber nicht ausschließlich in vortragender Form, sondern vielfach auch in der der Frage und Antwort folgendes:

Der Sonntag, der erste Tag in der Woche, ist ein christlicher Feiertag. Der Sabbat, der letzte Tag in der Woche, ist ein jüdischer Feiertag. Der Sonntag ist als Feiertag in der allerältesten Zeit des Christentums dadurch entstanden, daß man an diesem Tage besonders der Auferstehung Christi gedachte, er wurde ein wöchentliches Auferstehungsfest, man kann sagen ein wöchentliches Osterfest. Man nannte diesen Tag, weil er der Erinnerung an den Herrn gehörte, den „Tag des Herrn". Nichts weiß die Heilige Schrift davon, daß an diesem Tage Ruhe von der Arbeit herrschen, daß also an ihm nicht gearbeitet werden sollte. Wer also an einem Sonntage arbeitet, vergeht sich nicht gegen ein Gebot der Heiligen Schrift, er begeht keine Sünde.

Anders steht es mit dem Sabbat. Der jüdische Sabbat ist ein Tag der Ruhe. An ihm mußte der rechtgläubige Jude ruhen, er durfte an diesem Tage nicht arbeiten. Diese Ruhe, also die Sabbatruhe, wurde durch das mosaische Gesetz gefordert, das gebietet: „Sechs Tage sollst du arbeiten und alle deine Dinge beschicken, aber am siebenten Tage ist der Sabbat des Herrn, deines Gottes, da sollst du kein Werk tun." Wer gegen dies Gesetz der Sabbatruhe fehlte, wer also an diesem Tage, auch wenn es noch so wenig war, arbeitete, der beging als Jude eine große Sünde. Dies Gesetz nannte man die Sabbatordnung. Wir Christen haben mit dem Sabbat und seiner Sabbatordnung nichts mehr zu tun. Von dem allen hat uns Christus frei gemacht. Er ist ein Herr des Sabbats geworden, und somit auch ein Herr der Sabbatordnung. Sie gilt nicht mehr für uns. Das Arbeiten auch an diesem Tage wäre für uns also ebensowenig eine Sünde, wie es am Sonntag keine Sünde ist.

Und doch ist das Arbeiten an einem Sonntage — freilich nicht jedes Arbeiten — ein Unrecht, ein Unrecht gegen die menschliche Natur. Wir Menschen brauchen einen Tag in der Woche, an dem wir ausruhen können von der Arbeit, von allem Mühen und Schaffen des All-

Digitized by Google

tags. Täten wir das nicht, machten wir also den Sonntag gleich dem Werktage zu einem Arbeitstage, dann würde unser Leben arm werden, denn die Ruhe nach der Arbeit ist eine Freude, ja sie ist ein Glück für den, der die Woche hindurch seine Hände in fleißiger Arbeit hat regen müssen. Freilich gibt es Arbeiten genug, die auch an einem Sonntage verrichtet werden müssen, das sind die Arbeiten der Liebe, die Arbeiten der Not und auch die Arbeiten der Pflicht. Wen aber die Liebe nicht zur Arbeit zwingt, wen die Not nicht zur Arbeit treibt, wen die Pflicht nicht zur Arbeit ruft, der soll nicht arbeiten, der soll ruhen.

Aber es ist nicht nur die Rücksicht auf die menschliche Natur, die uns zur Ruhe mahnt, sondern es ist auch die Pflicht, unsere Gedanken einmal von dem Irdischen auf das Himmlische hinzulenken, die die Ruhe fordert. Der liebe Gott kann nicht verlangen, und verlangt es auch nicht, daß wir Menschen uns wochentags Stunde um Stunde, Tag um Tag mit ihm beschäftigen. Dazu haben wir keine Zeit. Wir sind zur Arbeit geboren, sollen täglich fleißig arbeiten und in der Arbeit unsere Lebensaufgabe und unser Lebensglück finden. Wenn wir nur stets in der rechten Gebetsstimmung sind, dann ist unser Gott gewiß mit uns zufrieden. Aber ein Tag muß für den lieben Gott frei bleiben, einen Ruhetag müssen wir haben, an dem wir unsere Seele zu unserem himmlischen Vater hinlenken, an diesem Tage sollen wir Zeit finden, was wir wochentags nicht können, uns mit Gott zu beschäftigen, über seinen Willen nachzudenken und die Fragen der Ewigkeit auf uns wirken zu lassen.

Und damit hängt nun eng das Kirchengehen an einem Sonntag zusammen. Wenn Luther sagt, wir sollen die Predigt gerne hören, so meint er damit, daß wir den Gotesdienst aufsuchen, also Sonntags zur Kirche gehen sollen; denn das ist der Ort, wo wir am besten die Predigt und Gottes Wort hören und lernen können. Wenn's geht, wenn's möglich zu machen ist, soll der Christ am Sonntag den Gottsdienst besuchen. Es wird nicht immer gehen, es wird nicht immer möglich sein, das tut nichts. Geht's nicht an diesem Sonntag, nun gut, dann muß es am nächsten Sonntag gehen. Ein rechter Christ muß es sich zum Gesetz machen, Sonntags zur Kirche zu gehen. Wenn er das tut, dann wird ihm der Besuch des Gotteshauses an den Sonntagen bald eine liebe Gewohnheit werden, dann wird er, auch wenn ihm die Predigt nicht immer gefallen mag, doch Freude und Erholung in der Gemeinschaft der Andacht mit seinen Mitmenschen finden; dann wird er schließlich dahin kommen, daß er mit David sprechen kann: „Herr, ich habe lieb die Stätte deines Hauses!"

Der Schulrat hatte während der ganzen Ausführungen des Rektors geschwiegen. Es war ihm nicht anzumerken, ob er sie billige oder mißbillige. Als gegen ein Uhr die Revision der Schule zu Ende war, bat er den Pastor, mit ihm allein ins Amtszimmer des Rektors zu kommen. Dort sagte er ihm: „Ich kann Ihrem Urteil, Herr Pastor, über den Rektor nicht beipflichten. Was er in der Religion heute gelehrt hat, war mit den Lehren unserer Kirche durchaus übereinstimmend, richtig und anregend. Seine Ausführungen zum dritten Gebot sind nicht zu widerlegen. Wenn alle Ihre Pfarrkinder, Herr Pastor, den Sonntag so heiligen, wie er nach der Lehre des Rektors vom heutigen Morgen zu heiligen ist, dann glaube ich, können Sie als Seelsorger zufrieden sein."

Als der Pastor, dessen roter Kopf bei diesen Worten noch röter wurde, schwieg, fuhr der Schulrat fort: „Gleichwohl wird die Versetzung des Rektors von hier demnächst erfolgen aus Gründen, die Sie sofort hören mögen."

Er rief den Rektor in sein Amtszimmer und sagte: „Die Hauptstadt unserer Provinz eröffnet in einigen Monaten ein neues, großes Schulsystem. Sie wünscht für dasselbe einen jungen, tüchtigen Rektor und hat mich gebeten, ihr ein solchen vorzuschlagen. Wenn Sie, Herr Rektor, mir versprechen können, bescheiden zu bleiben, wie Sie bisher gewesen sind, dann will ich Ihnen sagen, daß ich Sie auf Grund der heutigen Revision, die mir in allen ihren Teilen wohlgefallen hat, für tüchtig und für den geeigneten Mann zur Leitung einer großen Schule halte. Sie bekämen eine schöne Dienstwohnung mit einem Garten und das Doppelte Ihres hiesigen Diensteinkommens. Wenn Sie bereit sind, zu kommen, dann werde ich dafür sorgen, daß Ihre Berufung nach der Hauptstadt binnen kurzem erfolgt. Wollen Sie annehmen?"

Ihm wurde bei diesen Worten seines Vor-

Digitized by Google

gesetzten etwas schwindlich zumute. Das war ein Sprung vorwärts, wie er ihn sich nie hatte träumen lassen, und der Gedanke blitzte ihm durch den Kopf: Jetzt kannst du dein Mädchen nehmen und für sie alle in Neuhütte sorgen. Jetzt kann's so schlimm nicht werden.

Man wird es verstehen, daß er mit fröhlichem „Ja, Herr Schulrat!" in die ihm entgegengestreckte Hand desselben einschlug.

„Also abgemacht, Herr Rektor," sagte der Schulrat, „jetzt gehen Sie zu Tisch. Ich will das gleiche tun. Um zwei Uhr kommen Sie zu mir nach dem Gasthause und holen mich ab. Ich habe noch einen Gang mit Ihnen abzumachen."

Damit verließ er das Schulhaus.

* * *

Mit etwas bangem Herzen ging pünktlich um zwei Uhr der junge Rektor nach dem Gasthause, um den Regierungsschulrat abzuholen. Er wußte zwar nicht, wohin er mit ihm gehen wollte, aber eine dunkle Ahnung sagte ihm, daß es Neuhütte wäre. Wenn das der Fall sein sollte, dann müßte er die Absicht des Schulrats zu hintertreiben versuchen, denn den Lehrer würde er schwerlich heute nüchtern treffen, jedenfalls aber vom gestrigen Anfall noch elend genug aussehend.

Er traf den Schulrat schon auf der Straße auf und ab gehend. Als sich beide begrüßt hatten, fragte der Schulrat: „Wo geht der Weg nach Neuhütte hin? Sie sind ja erst kurze Zeit Ortsschulinspektor von Neuhütte und werden die Schule noch nicht kennen; aber den Weg kennen Sie wohl? Oder kennen Sie auch schon die Schule?"

„Nein, ich habe die Schule noch nicht revidiert", war die Antwort.

Schweigend gingen sie durch das Städtchen und erreichten bald den Wiesenpfad, der nach Neuhütte führte.

Der Rektor mußte jetzt einen Versuch machen, den Besuch der Schule durch den Schulrat zu hintertreiben, denn wenn der die Wahrheit erführe, und das mußte er, dann war es nach des Rektors Ansicht um den Lehrer geschehen, dann mußte er sein Amt verlieren, und der Bettelstab war ihm gewiß. Er faßte sich also ein Herz und begann:

„Ich mache Sie, Herr Schulrat, darauf aufmerksam, daß nachmittags in Neuhütte im Sommer keine Schule ist. Sie werden also im Schulhause Schulkinder nicht vorfinden."

„Das weiß ich; das tut aber nichts. Wir lassen die Kinder zusammenholen. Die werden in wenigen Minuten zur Stelle sein."

„Aber ich glaube, die sind alle bei den Eltern auf den Feldern."

„Jetzt auf den Feldern? Die Wiesen haben den ersten Schnitt schon hinter sich, und das Korn und die Kartoffeln sind noch nicht erntereif. Jetzt ist auf dem Lande Ruhezeit. Wissen Sie das nicht?"

Der Rektor stammelte etwas von seiner mangelhaften Kenntnis der ländlichen Verhältnisse, aber der Schulrat unterbrach ihn freundlich:

„Das tut nichts. Die lernen Sie schon noch kennen, und da Sie ja nächstens doch in die große Stadt ziehen müssen, wird Ihnen die mangelhafte Kenntnis der ländlichen Verhältnisse nicht viel schaden. Aber" — und er blieb stehen und blickte dem Rektor, wie es diesem schien, ernst ins Auge — „wenn Sie auch nicht die Schule kennen, kennen Sie schon den Lehrer Müller und seine Familienverhältnisse?"

„Ja", erwiderte er.

„Wie urteilen Sie über den Mann? Ich möchte aber nur eine Antwort, wenn Sie ihn selbst gesehen und gesprochen haben, also soweit das möglich ist, ein eigenes Urteil, nicht das seiner Mitmenschen."

Die Angst schnürte ihm die Kehle zu. Was sollte er tun? Die Unwahrheit sagen? Nein, das ging nicht! Das nicht! Und was würde die Unwahrheit auch nützen? In einer halben Stunde sah der Schulrat doch mit eigenen Augen die Wahrheit.

Er stammelte: „Ja, ich kenne ihn; aber, bitte, erlassen Sie mir, Ihnen weiter zu antworten. Ich . . . ich . . ." Er kam nicht weiter und hob wie flehend die Hand zu seinem Vorgesetzten auf, als könne er ihm helfen.

Daß da ein Bittender vor ihm stand, das sah der gereifte Mann; er konnte sich aber das Verhalten des Rektors nicht erklären; doch sagte er ihm:

„Ich habe gestern vom Landrat und dem Kreisschulinspektor erfahren, daß der Lehrer Müller in Neuhütte seit Jahren schon ein Trunkenbold ist, daß er unheilbar der Trunksucht verfallen, daß sein Leben schon längst ein öffent-

Digitized by Google

liches Ärgernis ist, und daß die Schule so herunter ist, daß sie tiefer nicht mehr sinken kann, als sie gesunken ist. Ich will und muß pflichtmäßig selbst sehen und prüfen, bevor ich . . ."

Er wurde vom Rektor unterbrochen, der mit banger Stimme rief: „Herr Schulrat, ich habe ihn gesehen. Der Mann ist verloren, wenn Sie ihn in seiner Wirksamkeit kennen lernen. Haben Sie Erbarmen, wenn nicht mit ihm, so doch mit seiner Frau und seinen Kindern, die alle dem Elend preisgegeben sind, wenn die Regierung den Mann wegjagt. Ach, das wird sie gewiß tun", und in tiefster Seelennot ergriffen, konnte er seine Tränen nicht zurückhalten und begann zu schluchzen.

Erstaunt sah ihn der Schulrat an; aber er war ein Menschenkenner. Da konnte nichts anderes als die Liebe zu jener Tochter des Lehrers dahinterstecken, von der ihm die beiden Herren in der Kreisstadt gestern berichtet hatten, daß sie ein braves Mädchen wäre, daß sie in dem ganzen trostlosen Haushalte des Lehrers Halt und Stütze sei und die größte Achtung verdiene.

Einige Augenblicke schwieg er, dann aber sagte er mit freundlicher Stimme: „Woher wissen Sie denn, daß die Regierung den Mann wegjagen wird? Glauben Sie denn, daß es die Aufgabe der Königlichen Regierung ist, unglückliche Lehrer wegzujagen? Das tut sie nicht! Sie sieht Lehrer, die der Trunksucht verfallen sind, als arme, unglückliche Menschen an. Ich komme jetzt zu dem Ärmsten, nicht, um ihn zu opfern, auch nicht, um ihn zu retten; denn Rettung ist nach allem, was ich gehört habe, wohl nicht mehr möglich; aber ich werde versuchen, ihn zu bewegen, seine Pensionierung zu beantragen. Tut er das, und nimmt die Regierung die Pensionierung an, was sie zweifellos auf meinen Vortrag hin tun wird, dann ist ihm die Pension gerettet, und nach seinem Tode die Pension für seine Witwe und die Erziehungsgelder für seine Kinder. Aber ich muß den Lehrer in seiner Tätigkeit sehen, um ihm dann das Zeugnis dauernder Dienstunfähigkeit, das für seine Pensionierung unerläßlich ist, ausstellen zu können. Und das werde ich", setzte er hinzu, „nach allem, was ich nun gehört habe, nach Pflicht und Gewissen wohl tun können. Also kommen Sie, Herr Rektor, wir werden die Kinder schon zusammenbringen."

Alles, was der Liebende seit dem gestrigen Tage durchgemacht hatte, die Sorge um sie, die er liebte, die Hoffnungslosigkeit, sie zu erringen, die schlaflose Nacht, die Aufregung des Vormittags und die Unruhe der Schulrevision — und nun plötzlich die Aussicht, daß alles gut werden könnte, soweit Menschen es gut machen könnten, und die Möglichkeit, sie nun doch zu gewinnen —, alles das stürmte auf den jungen Mann ein. Er war keines Wortes mächtig, ergriff aber die Hand des Schulrats, schüttelte sie und ließ sie nicht los, als wäre das nicht sein Schulrat, sondern sein guter Kamerad.

Und der „gute Kamerad" lächelte und glaubte, genug zu wissen, schwieg aber und betrat mit dem Rektor das Schulhaus.

Sie fanden niemand im Hause. Die Lehrerfrau war mit der ältesten Tochter im Garten beschäftigt, und die Kinder lagen oder spielten auf dem Hofe. Auf das Rufen und Klopfen des Rektors erschien endlich der Lehrer. Er war nüchtern, sah aber in seinem durch den gestrigen Rausch verwüsteten Zustand erbärmlich aus. Der Regierungsschulrat stellte sich ihm vor und befahl ihm, die Kinder seiner Schule zusammenrufen zu lassen. Dies geschah, und in wenigen Minuten war die Mehrzahl der Schulkinder in der Schule anwesend. Der Lehrer sollte nun mit den Kindern die deutsche Lektion, die er am Vormittage erteilt hatte, wiederholen, aber brachte kein Wort hervor. Stumpfsinnig, mit halb blöden, halb erloschenen Augen blickte er wie hilfeflehend zum Schulrat hin. Dieser sah die Not und die Unfähigkeit des Mannes, bat ihn freundlich, sich zu setzen, und als dies geschehen war, übernahm er selbst die Prüfung, während der Lehrer weinend auf dem Stuhle saß. Schon nach einer halben Stunde hatte er genug gesehen. Tiefer konnte die Schule nicht mehr sinken, das sah der Schulrat ein, schloß mit einem kurzen Gebet die Prüfung und entließ die Kinder.

Dann bat er den Rektor, die Frau des Lehrers zu holen. Der traf die Mutter und die Tochter in der Küche, beide mit blassem Antlitz. Während die Mutter die Hände rang, saß ihr Kind in sich gesunken da. Beide glaubten, daß ihrer aller Schicksalsstunde jetzt geschlagen habe. Der Rektor, bei dem Anblick seiner Liebe aufs tiefste erschüttert, bat die Frau, ihm zu folgen;

Digitized by Google

an der Tür aber wandte er sich um und sagte: „Seien Sie, liebes Fräulein, ohne Sorge! Heute wird alles gut, heute wird für uns alle der Tag ein Tag des Glückes werden."

Sie sah mit flehenden Augen zu ihm empor, erwiderte aber nichts.

In der Schulstube gelang es dem Schulrat ohne Mühe, den Lehrer zu bestimmen, seine Pensionierung zu beantragen. Als das hierzu nötige Schriftstück aufgesetzt war, wandte er sich an die weinende Lehrerfrau und sagte: „Weinen Sie nicht! Ich glaube, Ihnen versprechen zu können, daß die Pensionierung Ihres Mannes bald erfolgen wird. Bis dahin", wandte er sich an den Lehrer, „dispensiere ich Sie vom Unterricht. Der Herr Rektor wird durch die Lehrer von Kurschiften für Ihre Vertretung Sorge tragen."

Als er sich verabschiedete, ergriff die weinende Frau, ehe er es verhindern konnte, seine Hand und küßte sie. Sie konnte nichts anderes als die Worte stammeln: „Gott segne Sie! Gott segne Sie!"

Bewegt verließ der Schulrat mit dem Rektor das Schulhaus.

* * *

Am Abend dieses Tages schrieb der Rektor einen Brief an Fräulein Else Müller im Schulhause zu Neuhütte mit folgendem Wortlaut:

„Liebes Fräulein!

Sie wissen nun wohl, daß die Pensionierung Ihres armen, kranken Vaters erfolgen wird. Er erhält etwa die Hälfte seines bisherigen Diensteinkommens, und wenn er stirbt, erhält seine Witwe Pension und Erziehungsgelder für Ihre Geschwister.

Die größte Not wird also seiner Schwelle fernbleiben.

Ich selbst gehe in einigen Wochen nach der Provinzialhauptstadt als Rektor eines großen Schulsystems, das mir außer einer Dienstwohnung das doppelte Einkommen von dem gewährt, das ich bisher hier bezogen habe. Von diesem werde ich Ihren Eltern, solange sie leben, so viel geben, daß sie, wenn sie ihre Pension hinzunehmen, vor jeder Not geschützt sind.

Ihre beiden ältesten Brüder, die nun eine gute Schule besuchen müssen, nehme ich, wenn Ihre Eltern einverstanden sind, mit mir in mein neues Heim und will sie nach bestem Können erziehen, ohne daß Ihre lieben Eltern weiter um sie zu sorgen brauchen.

Aber, mein herzinnig geliebtes Fräulein, das tue ich alles nur, wenn Sie mir bei der Erziehung helfen wollen und zu mir kommen wollen als meine geliebte Frau.

Ich bitte Sie heute um Ihre Hand, wohl wissend, daß ich Ihrer nicht wert bin, aber mit dem festen Vorsatz, mich Ihrer wert zu machen.

Ach, bitte, sagen Sie Ja! Ich habe Sie ja so lieb, so lieb, wie Sie kein Mensch auf Erden lieb hat.

Dieser Brief ist morgen früh gegen acht Uhr in Ihren Händen. Um zwölf Uhr komme ich nach Neuhütte, um mir Ihr Jawort zu holen.

Ach, bitte, sagen Sie nicht Nein! Ich will alles halten, was ich versprochen habe, Ihnen aber verspreche ich Liebe und Treue bis zum Tode.

In tiefster Liebe und Verehrung

Ihr . . . . . ."

Diesen Brief gab er spät am Abend zur Post. Dann ging er heim und legte sich schlafen, und schlief diese Nacht fest und traumlos bis zum Morgen.

Am anderen Tage, am Schluß des Vormittagsunterrichts, ging er um zwölf Uhr nach Neuhütte. Er hatte sich so geputzt und schön gemacht wie noch nie in seinem Leben. Voller Hoffnung, aber doch nicht ohne Zweifel, ob seine Brautfahrt gelingen würde, ging er klopfenden Herzens den Wiesenpfad entlang. Da sah er sie auf sich zukommen. Als sich beide aus der Ferne erkannten, beschleunigten sie ihre Schritte. Dann begannen sie zu laufen, und in wenigen Minuten lagen sie sich atemlos in den Armen.

Keines von ihnen sprach ein Wort.

Als die Sonne an diesem Tage ins Meer sank, den Planeten, dem sie Licht und Wärme spendet, der finsteren Nacht überlassend, lächelte sie und sagte — wer die Sonnensprache versteht, konnte es ganz gut hören —: „Ich habe doch auf diesem kleinen Planeten schon manchen glücklichen Menschen gesehen, heute aber habe ich wohl die allerglücklichsten beschienen."

Es gibt nur wenig glückliche Ehen, und dauernd glückliche Ehe gibt's so selten wie weiße Raben. Das ist nun einmal Menschenlos, daß das Glück selten zu uns kommt, daß es, wenn es kommt, nicht festgehalten wird, und daß es,

Digitized by Google

wenn es doch festgehalten wird, allmählich seinen Reiz und seine Kraft verliert. Auch das höchste Glück, das Liebesglück, und wenn es ein Sonnenglück ist, verliert allmählich seinen ersten Glanz und seine volle Wärme. Es kann ein Gast, der alltäglich zu uns kommt, nicht mehr ein Festtagsgast sein. Eine Flamme braucht deshalb noch nicht zu erlöschen, wenn sie aus turmhoher Glut zu einem stillen Feuer wird. Wenn das nur so leise weiterglimmt und brennt, wenn es die, in deren Herzen es lebt, immer noch erwärmt, auch dann noch, wenn der Schnee des Alters auf ihren Häuptern ruht, wenn er am Abend seines Lebens sagen kann: „Ich habe nur ihr allein gehört", wenn sie am Abend ihres Lebens sagen kann: „Ich habe nur ihm allein gehört", dann kann man schließlich doch sagen: „Es war eine sehr glückliche Ehe", oder doch zum mindesten: „Es war eine glückliche Ehe". Wenn's mit der Flamme aber nichts mehr ist, wenn's dann nur noch ein Flämmchen ist, wenn's auch nicht mehr glüht und wärmt, aber doch noch ein bißchen leuchtet, dann kann man sagen: „Es war eine erträgliche Ehe."

Und die ist immer noch besser als gar keine.

Unglücklich aber ist die Ehe, in der jede Wärme und jeder Glanz erloschen ist, in der es kalt und dunkel ist, und immer kälter und dunkler wird, und eins Gott dankt, wenn das andere fortgeht. Da wäre es besser gewesen, diese Ehe wäre nie geschlossen worden. Die ist schlechter als gar keine. Gar keine ist dann besser.

Der Rektor und die Frau Rektor sind sehr glückliche Eheleute geworden und sind es auch geblieben, als er längst nicht mehr Rektor war, sondern in einer höheren Staatsstellung in einem kleineren Bundesstaate das gesamte Volksschulwesen als Hofrat leitete.

Er hat gehalten, was er versprochen hatte, und die Brüder und Schwestern seiner Frau haben ihm tausendfach gedankt, was er an ihnen getan hat.

Am meisten aber hat es ihm seine Frau durch ihre unwandelbare Liebe und treueste Hingebung gedankt. Eine Frau, wenn sie liebt, vermag dem, den sie liebt, viel, unendlich viel zu geben, und sie hatte ihn lieb, dauernd lieb, wie wir sagen würden „über die Maßen lieb". Und deshalb gab sie ihm viel, dauernd viel und „über die Maßen viel".

Der alte Lehrer ist bald nach der Hochzeit des jungen Paares — die Nieren wollten nicht mehr arbeiten — an Entkräftung gestorben.

Seine Witwe aber hat ihn noch lange Jahre überlebt.

Die Lehrerin Fräulein von Hübner ist die Frau des Pastors geworden.

Sie hat eine erträgliche Ehe geführt.

Besser die als gar keine!

Zum vierten Gebot:

Wir sollen unseren Eltern gehorchen.

Vor dem Professor Reinhardt, dem berühmten Spezialisten für Augenkunde, einer Zierde der Hauptstadt, stand der Briefträger Werner.

„Ist keine Hoffnung, Herr Professor, daß mein Kind das Licht seiner Augen behält? Bitte, sagen Sie mir die Wahrheit. Ich will sie tragen, auch wenn sie schwer ist."

„Keine", entgegnete der Gelehrte. „Das Scharlachfieber hat dem Mädchen den Sehnerv halb zerstört. Seine völlige Zerstörung muß binnen Jahresfrist erfolgen, wahrscheinlich schon nach einigen Monaten."

„Und könnte eine Operation nicht Rettung bringen?"

„Nein! Nach dem Befunde der Untersuchung ist eine Operation zwecklos; aber, wenn Ihr Töchterchen in reiner Landluft leben könnte, ließe sich der Zerstörungsprozeß etwas hinhalten, wenn auch nicht aufhalten. Einige Monate, vielleicht auch ein Jahr könnten die Sehnerven dann noch ihre Kraft behalten, über diesen Zeitraum hinaus nicht."

„Also Nacht soll es für mein gutes Kind werden, das noch am Anfang seines Lebens steht, ewige Nacht! Es soll", lispelten seine Lippen, „die Sonne nicht mehr scheinen, die Blumen nicht mehr blühen sehen! Ewige Nacht! Und ihr Lebensfrühling hat doch erst begonnen!"

Er blieb einen Augenblick stehen, seufzte tief auf, dann sagte er: „Soll ich's ihr sagen? Soll sie jetzt schon alles wissen? Wissen, daß sie hoffnungslos der Finsternis entgegengeht?"

„Nein," entgegnete der Gelehrte, „das Leid, das ihrer wartet, erfährt sie noch früh genug. Lassen Sie Ihrem Kinde die Hoffnung, und ver-

Digitized by Google

suchen Sie, es nach und nach an den schweren Verlust zu gewöhnen, der ihr droht. Noch wird sie vielleicht monatelang, wie ich schon sagte, ihr Licht behalten können. Diese kurze Zeit trüben Sie ihr nicht durch die Erkenntnis der Wahrheit. Das Schönste, das wir Menschen haben, ist die Hoffnung."

„Was habe ich zu zahlen, Herr Professor?"

„Nichts," entgegnete freundlich der Gelehrte. „Danken Sie mir nicht," wehrte er ab, als der Briefträger danken wollte, „ich wollte, ich hätte Ihnen bessere Aussichten machen können."

Er winkte ihm gütig mit der Hand und verließ das Zimmer mit den Worten: „Also, wenn's geht, bald hinaus aus der Stadt! Landluft!"

Der Vater blieb noch eine Zeitlang stehen, als wollte er Kräfte sammeln für die schweren Stunden, denen er entgegenging. Endlich richtete er sich auf und betrat das Vorzimmer.

Dort saß in der Nähe des Fensters auf einem Stuhl sein Kind Elsbeth, ein Mädchen von siebzehn Jahren, halb noch ein Kind, halb eine schon erblühte Jungfrau. Sie war sehr ärmlich gekleidet. Auf einer schlanken, aber mageren Gestalt saß ein Kopf von fast vollendeter Schönheit. Große, tiefdunkle Augen, die hinter langen, schwarzen Wimpern sich bargen, gaben dem feinen, blassen, von schwarzen Locken umrahmten Gesicht einen wunderbaren Reiz. Das Mädchen machte auf jeden, der es sah, den Eindruck von etwas Ungewöhnlichem. Sie hatte erst vor kurzem ein schweres Scharlachfieber überstanden, das eine Schwächung ihres Augenlichtes zurückgelassen hatte. Ihre Augen blickten zuweilen nicht mehr klar, verschwommen und undeutlich empfingen sie oft die Eindrücke der Außenwelt; aber meistens sahen sie noch gut, und die Farbenwelt des Lebens war ihr noch nicht verschlossen. Daß ihr Augenlicht nicht so gesund war, wie sie es in den Jahren vor dem Scharlachfieber gekannt hatte, das wußte sie wohl, aber an eine Erblindung hatte sie bisher noch nicht gedacht. Man hatte ihr gesagt, daß die Schwächung ihres Augenlichts eine vorübergehende sei und mit ihrem Wachstum zusammenhänge. Wenn dieses in Jahr und Tag beendet sein würde, würde die Schwäche schwinden, und sie würde dann wieder im Besitz ihrer alten Sehkraft sein. Sie glaubte es, sie hoffte es. Die entscheidende Untersuchung durch den berühmten Augenarzt sollte ihr, so erwartete sie zuversichtlich, die Gewißheit der Wiedergenesung bringen.

Als der Vater auf sie zutrat, erhob sie sich mit geröteten Wangen, die die Erwartung ihr gefärbt hatten, sah ihn voll Spannung an und lächelte glücklich, als sie auf dem Antlitz des Vaters ein Lächeln erblickte, das der müde Mann fertigbrachte.

„Nun, mein Kind, sei nur froh und glücklich! Der Professor hält deinen Zustand für heilbar; doch wünscht er, daß du vorläufig aus der Luft der Großstadt hinauskommst und einen längeren Landaufhalt nimmst. Dann wirst du auch mit dem fortschreitenden Wachstum das Licht deiner Augen völlig wiedererhalten."

Sie merkte seiner Stimme das Zittern nicht an. Das Glück der gewissen Genesung überwältigte sie. Sie fiel ihrem Vater um den Hals und küßte ihn mit heißen Dankestränen.

Dann verließen beide die ärztliche Klinik.

Während sie durch das Gewühl der Straßen langsam ihrer Wohnung zuschritten, begann der Vater:

„Aufs Land, mein Kind, werden wir dich schicken können den ganzen Frühling und den ganzen Sommer hindurch. Deine Mutter wird gewiß ihren Bruder um deine Aufnahme in sein Haus bitten, wenn ihr das auch schwer werden mag; denn, wie du weißt, besteht zwischen den beiden nicht das beste Einvernehmen. Aber, soweit ich deinen Onkel und deine Tante kenne, werden sie dich gern aufnehmen. In ihrem schönen Garten kannst du dann täglich ruhen und frisch und fröhlich werden, und auf die Kost kann es ihnen nicht ankommen, denn, wie du weißt, befinden sie sich in guten Verhältnissen. Du gehst doch auch gern dorthin?"

„Wohin du mich schickst, liebster Vater, gehe ich gern, und ich bin ja gesund und kann mich im Hause des Onkels auch nützlich machen, und da ich nun weiß, daß die Trübung meines Augenlichts nur eine vorübergehende ist, werde ich doppelt freudig und doppelt kräftig die Arbeiten verrichten, welche man mir auftragen wird. Ach, wie freue ich mich auf den Garten mit seinen Bäumen und Blumen! Oh, wie bin ich glücklich!"

Digitized by Google

Inzwischen waren die beiden in die Nähe ihrer Wohnung angelangt. Sie lag im vierten Stock des Hinterhauses einer der Querstraßen, welche die Hauptverkehrsader der Hauptstadt durchschneidet. Dreiundsiebzig Stufen mußten die Mieter steigen, wenn sie ihre Wohnung erreichen wollten. Dafür war dort oben aber kein Mangel an Licht und Luft, und die Zimmer waren groß und geräumig. Im Winter ließ es sich da oben wohnen, im Sommer — jetzt hatte ein außergewöhnlich warmer Frühling begonnen — war es heiß, oft erstickend heiß. Bäume, Sträucher und Blumen gab es da nicht zu sehen, geschweige denn grünende Wiesen und wogende Ährenfelder. Links, am Eingange des Vorderhauses, lag eine Destille. Es war eine schmutzige Kneipe, wie denn überhaupt das ganze Vorder- und Hinterhaus Reinlichkeit und Ordnung sehr vermissen ließen. Treppen und Flure hatten die Handwerker schon seit Jahren nicht mehr gesehen, und der Vizewirt ließ alle Mieter tun und lassen, was sie wollten, wenn sie nur pünktlich ihren Mietzins bezahlten. Die ganze, große Mietkaserne, in der wohl ein halbes Hundert Familien wohnte, gehörte einem tief verschuldeten Baron, der es einst gegen das schöne Gut, das er von seinen Vorfahren geerbt, eingetauscht hatte, um Geld in die Finger zu bekommen. Jetzt saß auf dem köstlichen Waldschloß ein reicher Kommerzienrat, und der Baron, der sich, Gott weiß wo, in der Welt umhertrieb, war zufrieden, wenn der große Schmutzkasten, wie er seinen Besitz nannte, ihm wenigstens noch ein gut Stück Geld abwarf, das es ihm möglich machte, seine vornehmen Passionen beibehalten zu können.

Der Vater blieb im Hausflur stehen und sagte seinem Kinde, daß es zur Mutter hinaufgehen und sie von der frohen Botschaft in Kenntnis setzen sollte, er würde bald nachkommen. Dann betrat er die schmutzige Destille. Seine Kräfte drohten ihn zu verlassen. Er war körperlich und seelisch tief erschöpft und wollte sich durch einen Schnaps neue Kräfte holen; denn er mußte jetzt mit seiner Frau über ihres Kindes nächste Zukunft sprechen, und das war, wie er aus Erfahrung wußte, mit großen Aufregungen verbunden. Die Wahrheit durfte er ihr noch weniger sagen als seinem Kinde. Sie hätte sie mit Würde niemals ertragen, das wußte er, und hätte das Herzeleid, das ihn drückte, nur noch größer gemacht.

Der Briefträger blieb länger fort, als es seine Gewohnheit war. Der Wirt der Destille hatte sich zu ihm gesetzt. Dem hatte er von seinem Herzeleid zwar nichts mitgeteilt, aber der sah seinem gedrückten Wesen und seiner gramdurchfurchten Miene an, daß er in Kummer war. Er kannte ihn als einen rechtschaffenen Mann, und von Mitleid ergriffen, schenkte er ihm einige Schnäpse ein, nicht zum Vorteil des Briefträgers, der, als er nach einer halben Stunde hinaustrat, seiner Füße nicht mehr sicher war. Langsam schritt er über den in der Mittagshitze glühenden Hof nach dem Hinterhause, dessen dunkle und dumpfige Treppenstiege er langsam emporklomm. Endlich hatte er seine Wohnung erreicht und blieb, um Atem zu schöpfen, an der Eingangstür stehen.

Wir wollen ihn dort einen Augenblick stehenlassen, um einen Blick in sein vergangenes Leben zu tun.

Der Briefträger Werner war ein verhältnismäßig noch junger Mann. Er war erst 45 Jahre alt, sah aber wie ein Sechziger aus. Sein Haupthaar und sein Bart waren ergraut, seine Haltung war die eines müden Mannes, dem man ansah, daß er vom Leben nicht mehr viel erwartete. Er war zwar körperlich gesund, aber schon seit langen Jahren zehrte ein unglückliches Eheleben mit seiner Frau an seiner Lebenskraft. Jetzt, wo er seine geliebte Tochter, von sieben Kindern das älteste, in der Gefahr, in der sicheren Gefahr der Erblindung wußte, schien ihm das Unglück, das er bisher getragen hatte, nichts gegen das Elend zu sein, das seiner nun mit der geliebten Tochter wartete. Ihm bot das Leben keine Freuden mehr.

Was war aus dem Manne geworden!

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Gerd / Roman von Minna von Heide

4. Fortsetzung.

Da sagte die Tante: „Ja, Peter", und weiter nichts. Aber sie legte in die Bestimmtheit und Kürze der Antwort so viel hinein, daß ich sie mitten aus meinem fröhlichen Jungentum verwundert ansah. Und dabei entdeckte ich nun etwas, das ich sonst niemals bei Tante Miete gewahr geworden war. Daß nämlich hinter ihrem hellen, ansteckenden Lachen ein solch tiefer, feierlicher Ernst saß, daß ich mich bis in die Seele hinein daran erschreckte. „Komm nur, mein Junge", sagte sie nun plötzlich wieder ganz weich und nahm meinen Kopf zwischen ihre Hände und streichelte an mir herum. „Man kann es nicht wissen, woran du dich später lieber erinnern wirst, an die Weinberge, die schon voll Frucht hängen und die vor lauter Sonne lachen, oder an den Mann, den du heute auf der Kanzel hören wirst, und der eine Stimme hat, daß man wirklich gar nicht hinzuhören braucht, sie kommt von selbst zu einem."

Ach ja, das tat sie. Sie kam von selbst zu einem, diese Stimme. Ganz tief und weich war sie, und so voll, daß sie sich über die ganze Kirche ausbreitete wie ein Eiderdaunenbett, in dem man lag. Wie ein Wunder war es mit der Stimme. Sie glitt herab und tauchte alles in sich unter, wie das Abendrot vom Himmel gleitet und den schläfrigen Tag in sich hüllt. Als ob man in lauter Verklärtheit seine Ruhe finden müßte. —

„Was hast du denn nun behalten von der Predigt, Peter?" fragte Tante Miete mich am Abend, und zu meinem eigenen, maßlosen Erstaunen wußte ich nur noch das Textwort: ‚Kommet zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid.' „Ich bin aber wirklich niemals andächtiger gewesen, Tante Miete", sagte ich.

„Das glaube ich dir ohne weiteres", sagte meine Tante und sah mich auf eine ganz eigene Weise an. „Die Worte spielen ja auch nicht die Hauptrolle, und der Sinn wird dir sowieso nachträglich noch wieder munter werden."

Es blieb ganz still im Zimmer. Anstatt diesen wunderlichen Worten weiter nachzufragen, suchte ich mir krampfhaft die alte, fröhliche Tante Miete in Erinnerung zu rufen. Die so prall voll Leben und Lachen gesessen hatte, daß kein Mensch sie für eine Lehrerin hielt, der es nicht zufällig wußte. Jetzt sähe sie sich schon eher danach an, dachte ich gerade, als sie mir unvermittelt mit der Frage zwischen meine Gedanken kam: „Möchtest du wohl auch einmal auf die Kanzel, Peter?"

„Nie und nimmer!" rief ich aus und sprang so erschreckt auf, als ob ich mich augenblicklich wehren müßte.

„Nun bleib' doch nur ruhig sitzen," sagte Tante Miete beschwichtigend, „kein Mensch wird dir je einen Zwang auferlegen. Trotzdem ist es meine feste Überzeugung, daß du einmal Pastor werden wirst, Peter."

Sie sagte das mit einer Sicherheit und Überzeugtheit, daß ich fassungslos war. Aber schon im nächsten Augenblick lachte ich fröhlich und unbekümmert aus mir heraus. „Eher würde ich noch auf eine Bühne springen und Faxen machen oder sonst für Geld etwas tun, wozu ich all meine Lebendigkeit brauchen kann!" sagte ich, und hob meine Brust und meine Arme und streckte alles, was in und an mir war, dem Leben und der Luft entgegen.

Meine Tante blieb unentwegt ernsthaft. „Dazu fehlte dir freilich auch das Zeug nicht", meinte sie. „Nur weißt du mit deinen vierzehn Jahren noch nicht, was das Leben für ein wunderliches Ding ist. Übrigens ist ein fröhlicher Sinn zu keinem Ding vom Übel."

Ich sah mit Scheuheit in das mir unverständlich bewegte Gesicht und wünschte mich tausend Meilen fort. „Noch immer höre ich, wie du früher mit deiner Lustigkeit bei uns das ganze Haus ansteckte st, Tante Miete", sagte ich schließlich gedrückt. „Nun bist du es gar nicht mehr."

„Nein, Peter, ich bin es gar nicht mehr. Und um dir mehr darüber zu sagen, bist du noch viel zu jung. Ein einzelner Mensch tut übrigens mit seinem Lose nicht einmal etwas zur Sache, aber die ganze Welt sitzt dick voll Kreuz und Leid, und die Menschen wissen zu wenig davon, wie man die Bürden leichter trägt. Da können gar nicht genug kommen, die es verstehen, auf die richtige Art und Weise eine Gemeinschaft herzustellen."

Ich fing laut an zu weinen vor lauter wunderlichem Weh.

Digitized by Google

Tante Miete schien jetzt selbst unendlich traurig. „Mein armer Junge," sagte sie, „so wahr ich nur das Gute möchte, ich habe dies alles nicht hindern können. Es war schon alles bestimmt und abgemacht, ich wollte reisen in diesen Ferien, hatte sogar von Wichtigkeit etwas zu erledigen, und da kam mir der Gedanke an dich. Immer wieder, mit einer ganz ungewöhnlichen Hartnäckigkeit. Du weißt, ich habe dich immer lieb gehabt, dich vor allen anderen. Bist ja auch als kleiner Knirps beinahe mein Junge mit gewesen, und nun sahen mich, wo ich ging und stand, deine großen, blinkenden Augen an. Und das kam wie ein Fingerzeig über mich, daß ich noch etwas zu tun hätte, ehe ich fortginge —"

„Ehe du fortgingst?" fragte ich gepreßt.

„In die Mission, ja, Peter —"

Ach, wie lange ist das nun her, und wie gegenwärtig empfinde ich es noch heute, wie wir uns plötzlich unter heißen Tränen umfangen hielten, als müßte einer dem andern helfen vor sich selbst. —

Als Tante Miete uns den letzten Gruß aus dem Vaterland ins Haus schickte, brach ich noch einmal in Tränen aus und atmete doch zugleich auf, wie von einem schweren Druck befreit.

„Das setzt noch allem die Krone auf," hörte ich am Abend, als ich schon im Bett lag, meinen Vater zu meiner Mutter sagen, „nun noch unter die Wilden zu gehen. Die Geschichte hat sie ganz verrückt gemacht." —

Was für eine Geschichte, das habe ich nie erfahren, und habe nie daran gerührt. Auf jeden Fall, ich wurde wieder ganz der muntere Draufgänger von früher.

Und dennoch hatte Tante Miete recht behalten. Ich bin Pastor geworden. Bin Pastor geworden nach so viel Kampf und Gegenstreben, wie wohl kaum einer. Und wenn ich es rein herausjagen soll — es war im Anfang nichts als eine Stimme. Immer wieder legte ich mich in die weichen, tiefen, vollen, beschwichtigenden Klänge, bis ich — so unglaubhaft es klingen mag — ganze Sätze und Abschnitte aus der längst entschwundenen und mir bewußt niemals richtig erfaßten Predigt wieder einfing. Als sei das Ohr nichts weiter als ein Trichter, und die Empfindung in Gemeinschaft mit dem Verständnis nur ein Behälter, auf den man nicht mal aufzupassen braucht. Der dasteht, wie der Tisch dasteht, wenn man sich hinsetzen will, um an ihm zu essen. Wer aber stand denn nun immer zur Sichtung und immer mit dem Schlüssel parat?

In der ersten Zeit konnte ich mich ganz leicht beruhigen. Ich sagte mir, das sind eben Sinne, die uns Menschen noch nicht bis ins Bewußtsein gedrungen sind, und die dessenungeachtet ihres Amtes walten. Und mit einem Feuereifer machte ich mich hinter die Entwicklungsgeschichte her, um möglicherweise gar von da ab weiter vorzudringen. Und das setzte sich so fest, daß ich darauf studieren wollte. Was sage ich, studieren! Verfressen wollte ich mich darin. Mit einem Hunger war ich hinter meiner Sache her, daß ich zuweilen ganz schlaff und hinfällig wurde. Und obendrein blendete mich der scharfe Verstand einzelner derart, daß ich mir schmerzend Augen und Ohren zuhielt. Immer fester preßte ich die Hände dann gegen die hämmernden Schläfen und fühlte nur um so deutlicher mit einer dumpfen Trostlosigkeit die eigenen Grenzen. So deutlich, daß ich sie hätte fassen und mit dem Kopf dagegen stoßen können.

Meinen Eltern bereitete mein unstetes und umschlägiges Wesen viel Kümmernis. Ich rückte immer weiter aus dem Kreise ihres Verständnisses heraus, und als ich in den letzten Ferien vor dem Abschluß der Oberprima nach Hause kam und darum bat, statt Philosophie Theologie studieren zu dürfen, schüttelte mein Vater nur resigniert mit dem Kopf. Aber meine Mutter streichelte mich. —

Nun bin ich schon Pastor gewesen. Aber Theologe bin ich noch, werde ich immer bleiben, und suche in aller Stille weiter. Und da ich auf meinem Schild nicht mehr das stolze Wort zu stehen habe: „Mein Feld ist die Welt", sondern nur das ganz bescheidene: „Mein Feld bin ich selbst", komme ich mit jedem Spatenstich langsam einen Schritt weiter. Genau, als wenn ich ein abgegrenztes Stück Land umzugraben hätte, damit nun wieder etwas wachsen kann.

Wie manches Stück Land liegt da brach! Und dem es gehört, der weiß nichts davon. Der Boden ist hart, daß kein Spaten ihm mehr beikommen kann. Und doch, was könnten noch für Blumen wachsen! Was für Frucht und was für Wunderdinge! „Nun aber bleiben Glaube, Liebe, Hoffnung, diese drei, aber die Liebe ist die größeste unter ihnen!"

Digitized by Google

Gerd lag mit dem Kopf auf dem Tisch, das ganze Gesicht war ihm naß. Und während ihm das Wasser noch immer aus den Augen lief, schrieb er nach Husum an Peter Feddersen:

„Ich danke Ihnen von ganzem, ganzem Herzen. Gerhard Karstens."

Nicht wofür und nicht warum, das stand nicht dabei, aber es tat für den Empfänger auch nichts zur Sache. —

Agathe wurde dabei vergessen. An sie kamen einige Dankeszeilen erst viel später, aber selbst damit hatte sie nicht einmal gerechnet. —

In Husum hatten sie eine schwere Zeit. Gerd Iwersen lag im Sterben und setzte sich gegen den Tod zur Wehr, daß alle, die es sahen, ein Grauen davon überlief.

Der alte Mann war erst ganz gleichmütig auf sein letztes Ende zugegangen, als ob er sich redlich müde gelebt hätte. Erst an der letzten Wegbiegung setzte er sich plötzlich auf und bot dem Mann mit der letzten und radikalsten Zähigkeit einen Trotz, daß der Tod tatsächlich einige Tage verwundert stehenblieb.

Aber dann holte er doch heimlich wieder aus mit der Axt, und es schien, als ob Gerd Iwersen jetzt willig den Kopf ducke. So ruhig lag er nun wieder und ließ den Atem gehen, wie er wollte.

Agathe brachte es angesichts dieser Ruhe fertig, daß Mutter sich einmal einige Stunden hinlegte und der Tochter für die eine Nacht die Wache allein überließ.

Beide Hände leer im Schoß saß Agathe an ihres Vaters Bett und ging mit ihren Augen hin und her in seinem Gesicht, als müßte sie nach Wegen suchen, über die sie ins Dasein getreten war. Aber dabei wurde ihr nur trübseliger zu Sinn, und sie hatte ein Gefühl, als ob sich ein breiter, schwerer, tiefer Schatten auf sie herabsenke. Dabei sah sie ganz deutlich, wie willig Vater jetzt nachgab. Gerd Iwersen lag im Augenblick schier in lauter Erwartung ergebungsvoll da.

Agathe lehnte ihren Kopf gegen das Lehnstuhlpolster. Sie hörte draußen schon das erste frühe Rühren des Tages beginnen. Bäckerkarren wurden durch die Straßen geschoben, und ab und zu holperte auch schwerfällig ein Wagen über das Kopfsteinpflaster. Nur der Tag selbst konnte sich noch nicht durch den Nebel beißen.

Da wurde mit Vorsicht die Tür aufgemacht: „Schläft er noch immer, Gathe?"

„Ja, Mutter! Und du solltest auch noch wenigstens ein paar Stunden liegen. Du hast es jetzt bald mehr nötig als Vater."

„Die Nacht ist mir so schon so lang geworden, Gathe. Wenn der liebe Gott ihn mir nur noch mal wieder ein paar Jahre lassen möchte!"

Die alte Frau sah selbst mehr nach Sterben als nach Leben aus und trug so viel Hoffen in sich, daß es sie wie eine Festung umgab, durch die von dem Rauschen des dumpfen Flügelschlages noch nichts zu vernehmen war.

Hanne Iwersen ließ denn auch keine Ruhe, bis jetzt Agathe sich hinlegte und ihr den Platz am Sterbebett überließ. Aber Agathe hatte sich in ihrem Zimmer kaum das Kleid abgeworfen, als es von der Treppe her durchs ganze Haus raufschallte: „Agathe!!!"

Das war schon nicht mehr Mutters Stimme. Das waren sechs Buchstaben, die gegen Türen und Wände liefen und sie aus Grund und Angeln hoben.

„Gathe!!! — — —"

„Ja, Mutter — — —"

Zu fünf Mann hielten sie Gerd Iwersen, und nun mußte es sich ja zeigen, wer der Stärkere war. Gegen die zehn Fäuste kam Gerd immer wieder einen Augenblick an, und das Haar stand ihm wie weißer Schaum auf dem Kopf. Aber plötzlich hatte es ihn im Nacken, daß er den Kopf hintenübersinken ließ, und schreckhaft war es, wie Gerd dabei um den letzten Schrei rang. Denn ist es schon eine Not, wenn ein Kind den Schrei ins Leben nicht tun kann, sind es hundert Nöte, wenn ein Sterbender nach dem letzten Laut ringt, um wieder hinauszukommen.

Und ist es dann plötzlich trotzdem und ohne den Laut vorbei, dann liegen Tod und Leben einen Augenblick nebeneinander, daß es ein Grausen ist. Für die, die es verstehen, und sogar für alle, die es nicht verstehen. Denn so ein Nebeneinanderliegen von Tod und Leben, das sind die beiden Füße das Ganzen, von denen einer diesseits und einer jenseits steht, und das menschliche Auge kann einen Herzschlag lang nach innen über die Grenze eilen, ohne aber die Sinne mitnehmen zu dürfen. —

Digitized by Google

Tramm hielt Frau Iwersen beide Hände fest. Er wußte, wie ratlos und leer die alte Frau Hanne nun in ihrem Hause umherlaufen mußte. Gerd Iwersens Leben war die letzten Monate nicht nur halb das Leben eines Kindes gewesen, sondern er hatte seine Frau auch sonst schon lange auf mancherlei Art in die beschwerliche Kunst der Geduld eingeweiht. Für wen sollte sie nun sorgen und dulden, die alte Frau, die von sich selbst am wenigsten wußte! —

Zu Agathe sagte Tramm: „Wenn wir nicht genug Mann gewesen wären, ihn zu halten, würde Ihr Vater durchs Fenster gegangen sein und hätte sich über einen Haufen Holz gelegt, um zu sterben. Er hat mehr gelitten, als irgendeiner von uns sich das gedacht hat. Jetzt wollen wir ihm seine Ruhe gönnen."

„Ich gönne sie ihm gewiß", sagte Agathe, und ihre Augen fügten noch etwas hinzu.

Aber Tramm schüttelte den Kopf: „Jetzt ist Mutter an der Reihe, und ich glaube, sie braucht bis dahin noch manches tröstliche Wort, Fräulein Agathe." —

Ja, das brauchte Großmutter Hanne. Sie stand am Wohnstubenfenster, als man ihren Mann in dem schweren Eichensarg durch die Haustür mühte, und wehrte sogar ihrer Tochter, die den Arm um sie legen wollte. „Nein, jetzt laß mich, Gathe." Und sie klammerte sich mit den Augen an den Sarg, als müßten sie den schmächtigen Körper ohne weiteres mit sich ziehen. —

Gerhard ging mit seinem Vater dicht hinter dem Sarg. Es war Regenwetter und so trübe in der Luft, daß die Leichengänger den rechten Gefährten hatten.

„Junge Leute können sterben, und alte Leute müssen sterben", sagte der Geistliche und machte auch sonst nicht viel überflüssige Worte. Ruhig und mit Selbstverstand fiel die Erde auf den Sargdeckel, und keiner der Anwesenden dachte sich bei dem hohlen Aufschlagen etwas sonderlich Wehmütiges.

Auch Bernhard Karstens und seinem Sohn tat das Herz denselben Schlag. Großvater sollte nur schlafen. Das war ein anderes Begräbnis als damals mit der kleinen Ise.

Gerd sprach auf dem Rückweg mit seinem Vater von Kiel und über sein Studium, und sie machten ab, daß sie gegen Abend wieder fahren wollten, und daß Gerd noch bis zum andern Tag mit nach Marne fahren sollte, um seine Mutter zu begrüßen, die wegen einer starken Erkältung nicht hatte mitfahren können.

Es war in jeder Hinsicht freier und wärmer zwischen Vater und Sohn geworden durch das dauernde Getrenntsein, und erst, als die beiden später mit Agathe allein in der großen, behaglichen Iwersenschen Wohnstube saßen, kam vorübergehend für alle drei der alte Druck.

Großmutter hatte sich hinlegen müssen. Sie hatte sich mit dem besten Willen nicht länger auf den Beinen halten können, so sorglich Agathe ihr die bequeme Sofaecke auch zurechtgemacht hatte mit allerlei Stützkissen.

„Ich laß sie die ersten Tage nach Möglichkeit allein", sagte Agathe zu Bernhard und Gerd. „Noch kann Mutter keinen Trost vertragen. Sie ist selbst wie abgestorben. ‚Grüß Bernhard und Gerd,' sagte sie, ‚und denn laßt mich nur ruhig liegen.'"

„Du kannst ihr auch unsere Grüße ausrichten, Agathe," sagte Bernhard, „wir wollen beide um sechs Uhr fahren. Auch Gerd. Er will noch bis morgen mit nach Marne und Hanne seinen Trost zusprechen."

„Das macht nur so", sagte Agathe, aber zu Gerd gewandt fügte sie noch hinzu: „Gar zu gern hätte Feddersen dich mal kennen gelernt. Er war hier und hat sich deine Adresse geholt. Nun wird er dir wohl schreiben."

Man merkte Gerd an, wie ihn das freute. „Das soll mein erster Gang sein, wenn ich mal wieder nach Husum komme", sagte er.

Neben dem stummen Diener hing über einer kleinen Spirituslampe ein blinkender, kupferner Kessel, der scheinbar nichts zu tun hatte, als das Wasser über der Flamme am Brodeln zu halten. Aber in Wirklichkeit tat er viel mehr. In Wirklichkeit holte er alles aus Agathe und Bernhard und Gerd heraus, was sie just am tiefsten in sich verstecken wollten, und summte und surrte und plauderte darüber, als handele es sich lediglich um eine Melodie, die jeder hören konnte und hören sollte. Bis Agathe aufstand und einen kleinen kupfernen Hut über die Flamme stülpte.

Gerd sah nach der Uhr. „Noch nicht halb fünf", sagte er. „Wer weiß, wann ich mal

Digitized by Google

wieder nach Husum komme! Wo wohnt Pastor Feddersen, Tante Agathe?"

Agathe bekam einen Schrecken. So hatte sie es nicht gemeint. „Die eine Stunde jetzt, das lohnt sich doch kaum, Gerd. Und vielleicht triffst du Feddersen nicht einmal an, er macht jeden Tag seine weiten Gänge."

„Hier sind die Wege ja nicht weit. Treff' ich ihn nicht, werf' ich ihm doch einen Gruß durch die Tür."

„Er wohnt auf der Norderstraße Nr. 27. Wenn du es denn doch versuchen willst, du kannst schließlich in fünf Minuten hin und auch schon wieder zurück sein."

Sie ließen ihn gehen. Bernhard hatte sowieso kein Wort dazu gesagt. Und Gerd kam nicht zurück nach fünf Minuten.

„Was ist das für ein Feddersen?" fragte Bernhard jetzt.

„Er hat Theologie studiert, ist aber freiwillig aus dem Amt getreten, weil er den Kern und die Schale nicht mehr zusammenhalten konnte."

„So", sagte Bernhard.

„Sein Brot verdient er sich jetzt mit Bücherschreiben, und ich glaube, sie nähren ihn ganz gut. Ich hatte Gerd mal ein kleines Buch von ihm geschickt, in dem er allerlei aus seinem eigenen Leben erzählt und auch von seinem wunderlichen Weg auf die Kanzel. Ich hatte das Gefühl, Gerd einen Dienst damit zu erweisen."

„Einen Dienst, wie meinst du das, Agathe?"

„Ich wollte ihm eine Hand zeigen, nach der er einmal fassen könnte in der Not."

„Dann will ich nur hoffen, daß es kein schlechter Dienst war. Wenn es einmal so weit ist — Gerd wird keine Bücher vollschreiben."

„Gewiß nicht. Niemals. Daran habe ich auch gar nicht gedacht. Obschon wir es ja beide nicht wissen könnten, denn die Stillen haben manchmal am meisten zu sagen. Aber davon ganz abgesehen, ich dachte an ganz anderes. Gerd ist zwar ein richtiger Träumer, aber man braucht ihn doch nur anzusehen, um zu gewahren, daß auch wieder viel Klarheit in dem Grund seiner Augen liegt. Und wenn ihm diese Klarheit eines Tages zur Not werden sollte, dann könnte Peter Feddersen ihm vielleicht helfen. Du kannst dich ganz auf mich verlassen, Bernhard."

Bernhard nahm sich Agathes Hände, hielt sie ganz fest und sagte: „Ja, Agathe, das weiß Gott, ich kann mich auf dich verlassen. Du hast mir bei aller Weigerung mehr gegeben, als ich hier rund und bar vor dir auf den Tisch legen könnte. Ich bin viel in mich gegangen, und als ich vorhin an dem offenen Grab stand, mußte ich unwillkürlich denken, wer weiß, wo so ein Faden hinläuft! Ich bückte mich vor allen andern und warf Vater die Handvoll Sand in die Grube.

Agathe weinte.

Bernhard drückte ihre Hände noch fester. „Ja," sagte er, „ja, auch für mich mit —" Aber da liefen ihm schon selbst die Tränen über die Backen. —

Peter Feddersen begrüßte Gerd, als ob ein guter, alter Freund zu ihm käme. „Ich habe Sie schon beim Begräbnis gesehen", sagte er, „und hätte Ihnen gern die Hand gedrückt, aber das war mir nicht recht genug, und für mehr schienen mir Ort und Zeit nicht geeignet. Nun freue ich mich, daß Sie zu mir gekommen sind. Bleiben Sie nur bis morgen hier?"

„Nur noch eine gute Stunde," sagte Gerd, „aber als Tante Agathe von Ihnen zu sprechen anfing, war es mir plötzlich, als hätte ich nicht abreisen können, ohne Sie gesehen und gesprochen zu haben. Es zieht mich ganz seltsam zu Ihnen, Herr Pastor."

„Oh!" sagte Peter Feddersen so recht aus seinem Herzen heraus. Bitte, sagen Sie einfach meinen Namen, ich bin ja nicht mehr Pastor."

„Wenn ich es dennoch sagen dürfte", bat Gerd. „Ich meine, ich müßte mich daran halten bei Ihnen."

Aber nun wollen wir die knappe Zeit schnell nützen. Nicht wahr das ist ein Kampf und eine Enge in der Brust! Wissen Sie, was ich tat? Ich fuhr bis Gremsmühlen und ging zum Uglei. Da waren noch wenig Menschen damals am Alltag, da traf ich den Herrgott dann selbst. Allerdings, es waren die letzten Semester, die ich in Kiel war", fügte Peter Feddersen nach einer kurzen Pause sinnend hinzu.

Gerd schlug es heiß aus den Augen. „Da trafen Sie den Herrgott dann selbst, Herr Pastor! — Aber in den letzten Semestern war es — da muß ich denn wohl noch lange warten?"

Digitized by Google

„Vielleicht noch länger, Gerhard Karstens," sagte Peter Feddersen langsam und legte dem jungen Berufsgenossen die Hand auf die Schulter. „Junge Jahre sind schlechte Bundesgenossen für den Weg durch uns selbst. Über uns hinweg wollen wir, und da liegt die Gefahr. Eine große, große Gefahr, denn da geht's mit dem breiten Strom. Überweg geht alles im Leben und hindurch kaum etwas. Es wäre ja mit wenigen Worten gesagt, wenn Sie es überhaupt selbst wissen: Wo stehen Sie wohl ungefähr jetzt? Ich habe schon mehr als einmal umkehren wollen."

„Sie sind ja auch noch jung genug."

Gerd schüttelte mit dem Kopf. „Ich muß nun nach dem gangbarsten Weg suchen. Ich dachte einmal an eine kleine Dorfpfarre, wo man ehrlich mit den Leuten gehen kann und auch ein Stück Natur behält."

„Wenn Sie daran festhalten könnten!" rief Peter Feddersen plötzlich ganz erfreut aus, und es kam ihm ordentlich nah und warm durch die Stimme und durch die Augen. „Wenn Sie daran festhalten könnten, dann wären Sie geborgen! Große Siege, mein lieber, junger Kamerad, wir wollen lieber nicht daran rühren. Das schäumt auf und vergeht wie alles, was von Menschen vergänglich ist. Unser Weg geht durch die Stille und in die Stille. Wenn wir Tausende und Abertausende mit der Gewalt unserer Rede zu uns herüberziehen können für den Augenblick, das bedeutet nicht so viel wie Schritt um Schritt um ein und dasselbe Menschenherz, wenn wir es dadurch ganz gewinnen. Nicht für uns selbst, und auch nicht einmal für unsere Sache oder für unsern Gottbegriff, ganz einfach nur für den Nächsten, von dem Gott gesagt hat, daß wir ihn lieben sollen wie uns selbst. Der Weg ist weit und unabsehbar, aber schließlich — wie sollten wir wohl je zu ein und demselben Vater gelangen, bevor wir uns alle als Bruder und Schwester anerkannt haben?!" —

„Und noch eins, Gerhard Karstens! Was uns am meisten vonnöten ist, das ist die Demut. Nicht die Demut, mit der man sich blind unter jeden Buchstaben wirft, ich meine die andere Demut, die zu dem schlichten Kleid eines wahren Priesters gehört, und die sich durch keinerlei Geringwertung treffen läßt. Die Spott und Hohn zu tragen weiß wie das Wasser ein Schiff, und die selbst dem ärgsten Gegner seine Freude gönnen muß, wenn er triumphierend etwas Greifbares in der Hand hält."

Peter gab das alles heraus wie etwa ein Handlanger, der stundenlang bei einem Bau mit schweren Steinen wirft und weiter die lustigsten Weisen dazu pfeift. Man würde nicht an geschundene Finger denken! —

Beinahe fröhlich kam Gerd von Husum nach Kiel zurück, und nicht, als ob er hinter einer Leiche hergegangen sei. Und als Frau Johannsen ihm sagte, daß Herr Nikolaus Kragenfurth nach ihm gefragt habe während seiner Abwesenheit, freute er sich wie ein Kind auf einen Schwatz mit dem alten Sonderling. Genau, als habe er keinerlei Versteckenspiels mehr zu fürchten.

Und doch war es ihm wieder höchst feierlich wie jedesmal, wenn er die etwas schlürfenden Schritte hörte, als zwei Tage später gegen Abend an seine Tür gepocht wurde.

Dörte hatte sich im Anfang eines leisen Lächelns nicht erwehren können bei dem Namen ihres seltsamen Mieters. Aber Frau Johannsen sagte, das sei ganz in der Ordnung, der Mann könne auch nicht Prien oder Witt oder sowas heißen.

Für Gerd stimmte es auch. Er klang ihm, als er ihn zum erstenmal hörte, nicht anders als Holm.

Er war aufgesprungen und kam dem Alten entgegen. „Ich habe mich schon gefreut und bin Ihnen dankbar, daß Sie mich nicht so lange warten lassen. Frau Johannsen hatte es mir nämlich schon gesagt, daß Sie nach mir gefragt hätten, Herr Kragenfurth."

„Wozu schmeißen Sie denn immer mit meinem Namen herum? Den weiß ich doch wahrhaftigen Gottes selbst!"

„Das tut man doch so, um es wärmer zu machen oder Anhänglichkeit zu zeigen", sagte Gerd betreten.

„Was ich am meisten verabscheue, Sie Kiekindiewelt, das ist ‚man', das können Sie sich bei der Gelegenheit gleich mal hinters Ohr schreiben. ‚Man' ist eine Hammelherde, ein Heuschreckenschwarm, eine Moskitoplage. Massenmord ist ‚man', verstehen Sie! Ich habe nichts mit ‚man' zu schaffen. Damit bleiben Sie mir gefälligst vom Halse. Natürlich, ich habe zwei

Digitized by Google

Beine wie andere und muß mich ihrer bedienen wie sie, aber übrigens bin ich unschuldig dran. Und nun raffen Sie Ihre Erkenntnis beieinander und kommen Sie mit zwischen meine Wände, und Sie sollen eine ausgetrocknete Wehleidigkeit sehen, daß auch Ihnen Ihr junges Herz vielleicht höher schlägt!"

Aber Gerd hatte zunächst nicht das geringste Verständnis für den kleinen, topfartigen Behälter, den Herr Nikolaus Kragenfurth ihm unter die Nase hielt. Er hatte Mühe und Not, gleichmäßig den Atem durchzuziehen, denn er fühlte sich von der fremden Fülle des Raumes so befangen und benommen, daß er sich lieber lose auf einen Rohrstuhl gesetzt hätte, statt daß er so tief hinter dem Tisch in der Sofaecke eingeklemmt saß, in die der Alte ihn gedrückt hatte.

„Also, nun lassen Sie die Leute reden von ihrer Vergänglichkeit. Wir haben im Augenblick nichts damit zu schaffen. Nur müssen Sie nicht denken, daß ich Sie gleich mästen will, ich gebe Ihnen vorläufig einen Teelöffel voll. Sehen Sie nur her!" Und Nikolaus hob das unscheinbare Ding, das er vor Gerd auf den Tisch gestellt hatte, bis gegen eine Blendlampe. „Es ist ein Tränenglas, und eins von allerseltenster Art. Nicht weit von Krefeld ist ein Bauer beim Graben eines Dungloches mit dem Spaten darauf gestoßen. Das ist schon an sich ein Wunder, weil er weiter nichts fand. Denken Sie mal, so ein winziger Gegenstand mitten in der Welt und seit Jahrhunderten! Ganz unversehrt. Und nun sehen Sie sich die Mischung an! Nicht Ton, nicht Glas, nicht durchsichtig und nicht blind. Ein Gebilde des einstigen Inhalts, gemischt mit der Sinnlosigkeit, die unverändert dieselbe blieb. Sie brauchen sie nur zu verfolgen diese Windungen im Stoff, wie die Zeit sie festgehalten hat. Hilflos und zwecklos mühen sie sich, herauszukommen aus der festen Masse und bleiben doch ewig am Rande ihrer kurzgesteckten Grenzen. Was sind das für Dokumente, junger Mann! Rund in der Hand, daß man alle fünf Finger herumschließen kann.

Und nicht wahr, welch ein Segen und welch weise Vorsehung, daß unsere hehre Zeit — sie sei hundertfach gepriesen! — aufgeräumt hat mit dem lächerlichen Brauch, noch Tränen aufzuheben! Müßte denn nicht späteren Jahrhunderten der Bauch vor Lachen platzen. Mögen sie nur ruhig in den Kadaver fließen, die Zähren einer Jungfrau, wenn ihr räudiger Liebling krepiert.

„Ja, junger Mann, Sie haben noch keine Ahnung, was es heißt, die Zeiten miteinander zu vergleichen! Ein Jahrhundert in der Hand zu halten wie einen Spielball, und den Inhalt zu fühlen wie einen Kruggriff. Das sind Ewigkeiten, sehen Sie, gleich mehr als eine.

Soll ich Ihnen sagen, aus der und der Zeit stammt das Glas, genau aufs Jahr, und in dem und dem Besitz war es vermutlich. Um Himmels willen, was sollten Sie damit! Ich will Ihnen ganz was anderes sagen." Und Nikolaus Kragenfurth holte ein gewaltiges Buch her. Es war in derbes Leder gebunden, sah grau aus wie Staub und trug ein schweres, silbernes Schild mit der Inschrift: Malte Timm Nikolaus Kragenfurth 1762.

„Dies ist mein Ahn, den ich am meisten lieb habe, weil er der Weiseste war", sagte Nikolaus. „Unzählige Gelehrte hätten vor Irrtümern bewahrt bleiben können, wenn sie dieses Buch eingesehen und danach gehandelt hätten, und Sie können es als einen Vorzug vor vielen andern betrachten, Sie junger Gottesgelehrter, daß ich es vor Ihren Augen aufschlage."

Allein Gerd, dem das Herz schon in hoher Erwartung schlug, war bitter enttäuscht, als er die vom Wurm durchnagten leeren Blätter sah.

Herr Nikolaus Kragenfurth jedoch kicherte befriedigt. „Wenn man selbst von der Tiefe der Weisheit in diesem Buch durchdrungen ist, macht es großen Spaß, plötzlich ein so langes Gesicht zu sehen, wie in diesem Augenblick das Ihre. Oder meinen Sie vielleicht, der Mann, dem dieses Buch gehörte und der mein lieber Ahn ist, der hätte nichts zu sagen gewußt! Oho, da können Sie sich ganz getrost von mir sagen lassen, daß man solche Bücher zu der damaligen Zeit noch nicht für Hanswürste binden ließ. Ganz abgesehen davon, daß in unserer Familienchronik ein Passus zu finden ist, in der von diesem gelehrten Mann gar mancherlei zu lesen steht.

Er hat sich auch mit der Gottesgelehrtheit befaßt wie Sie, junger Mann, und ich hatte mir sowieso vorgenommen, Ihnen einmal das Resultat zu zeigen."

Digitized by Google

Gerd, der noch ganz unter dem Einfluß von Peter Feddersen stand und in diesem Augenblick deutlich fühlte, wie kräftig Peter in ihm Wurzel geschlagen hatte, ging jetzt furchtlos unter die buschigen Brauen und sagte nur: „Gar so sehr kann mich das Resultat nicht schrecken."

„Das wäre!" sagte der Alte ehrlich erstaunt. „Dann haben Sie schon allerlei zugelernt hier in Kiel. Wissen Sie, damals im Zug hatten Sie noch sehr helle Federn an den Gelenken, und es dauerte mich um Sie armen Vogel, denn die meisten Menschen, die man zu sehen kriegt, kriechen auf dem Bauch. Nun habe ich mich also nicht getäuscht, daß Sie aufwärts wollen."

„Wenn Sie mir dazu ein Stück verhelfen könnten!" sagte Gerd mit einer Dringlichkeit, daß es ihm schwer wurde, nicht auch Herr Kragenfurth dazuzusetzen.

Der Alte trug das Buch wieder fort und fing kräftig aus einer Shagpfeife zu rauchen an. „Ich habe leise gefürchtet, daß Sie mir hier etwas in die Atmosphäre bringen könnten, daß ich in Zukunft doch lieber wieder zu Ihnen gekommen wäre, aber ich sehe, Sie haben Courage, junger Mann."

Wie ein warmer Ofen muß die Religion sein, mein Lieber. Wie ein offenes Herdfeuer mitten in der Welt, an dem sich jeder die Hände wärmen kann. So meinte es Jesus Christus auch, und die seine Jünger sein wollen, die sollen die Scheite zusammentragen, unermüdlich und aus jedem Herzen der einzelnen Gemeinden."

Gerd wurde es immer froher und freier zu Sinn. Das war doch Peter Feddersens Art. „Sie meinen, mit Gutsein und mit Nachsicht vorangehen!" sagte er begeistert.

Diesmal kicherte Nikolaus Kragenfurth nicht, es war ein wehes Lächeln, mit dem er seine Pfeife auf den Tisch legte. „Ach," sagte er, „Sie tun mir mit Ihrer reinen Unschuld in der Seele weh, ich will nur wünschen, daß das Leben Sie nicht eines Tages gar zu kahl rupft."

In diesem Augenblick wurde an die Tür geklopft. Die raschen Schritte zuvor, die durchs Haus gekommen waren, und die erst bis an Gerds Tür und dann bis nach der Johannsenschen Wohnstube gingen, hatten die beiden überhört. Aber auch auf das kräftige Klopfen rief Nikolaus nicht Herein. Und erst, als nochmals und stärker an die Tür gepocht wurde, stand er auf, öffnete selbst und schrie Klaus Holm an: „Wenn nicht Herein gerufen wird, soll doch der Klopfer draußen bleiben! Ich verstehe das Klopfen als eine Anfrage und das Stillschweigen als ein Nein!!"

Klaus hatte den Alten, von dem Gerd ihm natürlich erzählt hatte, längst gern einmal kennen lernen wollen, im Augenblick jedoch hatte er ganz andere Gedanken im Kopf gehabt und wurde erst durch die fesselnde Persönlichkeit des Alten wieder auf ihn hingelenkt. Aber im Gegensatz zu Gerds ehrerbietigem Wesen war Klaus keck, und ohne sich durch die barsche Zurechtweisung im geringsten schrecken zu lassen, sagte er: „Ich bitte um Entschuldigung, wenn ich gestört habe. Ich wollte zu meinem Freunde Karstens und hörte von Frau Johannsen, daß er hier bei Ihnen sei."

„Vielleicht hören Sie von Frau Johannsen noch mehr", sagte Nikolaus Kragenfurth und schlug Klaus Holm die Tür vor der Nase zu.

Gerd war wie gegen die Brust gestoßen und stand auf. „Das tut mir aber leid um meinen Freund", sagte er, oder stotterte er vielmehr heraus.

„Natürlich," sagte Nikolaus, „aber was geht der junge Mensch mich an! Seine Freunde hat jeder Mensch für sich allein. Bei mir hat keiner ungerufen gegen die Tür zu klopfen, was soll ich mich mit jedem Hans und Franz befassen!"

„Das ist Klaus Holm auch nicht. Jetzt, wo die Gelegenheit es bot, hätte ich so gern gesehen, wenn mein Freund Sie auch kennen lernen durfte."

„Gelegenheiten, junger Mann, machen meistens Diebe und nicht ehrliche Menschen. Haben Sie denn nicht gesehen, wie der junge Mensch dastand! Nach einem Maßkrug greift man, um einen Schluck zu nehmen, aber ein alter Mann, der sich so viele Umstände mit dem Leben gemacht hat wie ich, der ist nicht mehr dünnflüssig genug. Das können Sie Ihrem Klaus Holm nur sagen."

Gerd ging schwerbeladenen Herzens.

Aber Klaus saß mit übergeschlagenen und weit von sich gestreckten Beinen in Gerds Fensterstuhl und lachte. „Der ist ja mehr als fünfmal durchgedreht!" sagte er verächtlich.

Digitized by Google

Und das empörte Gerd noch mehr als die Rücksichtslosigkeit des Alten. „Das solltest du trotz allem nicht sagen, Klaus, und das sieht dir auch gar nicht ähnlich. Sonst urteilst du nicht über einen Menschen, bis du ihn gründlich kennst. Ich gebe zu, daß Herr Kragenfurth grob gegen dich war, aber du tatest auch, als ob du ein gutes Recht auf ihn hättest."

„Melodischer als Kragenfurth könnte ein Name an diesem Platz gar nicht passen", sagte Klaus trocken. „Allenfalls Kragenfort! Ich faßte bei so viel Halsfreiheit hinterher luftschnappend an meine acht Zentimeter."

„Wenn du den Mann kennen würdest, wie ich, würdest du ihn nicht verulken."

„Mag sein!" sagte Klaus ärgerlich und sprang auf. „Übrigens bin ich heute nicht zu dir gekommen, um mich mit dir über einen alten, wunderlichen Mann zu unterhalten, sondern um dir zu sagen, daß ich am liebsten in den Hafen springen möchte!"

Gerd fuhr zusammen.

„Ich bin in einem Zustand, sage ich dir," fuhr Klaus fort, „daß ich jedes Verbrechen begreifen könnte. Dein Herrgott hat Himmel und Hölle prächtig miteinander ins Verhältnis gesetzt!"

Gerd saß und hielt den Kopf geduckt, und als hätte Klaus ein Recht, Rechenschaft von ihm zu fordern. Als sei er eigens an seinen Platz gestellt, um aus derlei Wirrnis einen Ausweg zu finden. Als hätte der Herrgott gerade ihn ausersehen, Ordnung in das sechste Element zu bringen, das geheimnisvoll, milliardenfach in der Menschheit schlummerte.

Und Klaus, der ihn sah in seiner ganzen erbarmenheischenden Hilflosigkeit, wurde durch seinen Anblick noch mehr zu Verletzlichkeiten gereizt und faßte diese an Gerds peinlichster Stelle an. „Wenn es sich um irgendein Mädel handelte," warf er hin, „dann nähme ich es und rächte mich, aber es handelt sich für mich um mehr als um deinen Herrgott selbst!"

Gerd sah den Freund mit unendlicher Traurigkeit an. „Warum tust du mir so weh, Klaus?"

Klaus hatte sich aufs Sofa fallen lassen. „Ich weiß es selbst nicht," sagte er, „aber ich glaube, der Teufel sitzt in mir." Und nach einer kleinen Weile sagte er plötzlich weich und bittend: „Verzeih mir, mein guter, alter Gerd. Du bist, weiß Gott, der einzige Mensch, dem ich mehr vertraue als mir selbst. Nur bist du zu gut, Gerd, für das, was wir erbärmlichen Menschen hier Leben nennen. Mag der Himmel wissen, auf welchem Wege du ins Dasein geraten bist! — Nein, wende dich nicht ab, ich bin schon wieder zahm. Und glaube mir, du wahrer, bester Freund, wenn ich nicht ganz und gar aus den Fugen geraten wäre, würde ich mich nicht soweit vergessen. Ich kann dir sagen, mir kam das Leben die letzten Tage vor wie eine Pille, die der Satan mit dem Schwanz gedreht hat. Du weißt ja, wie es steht mit meinem Studium und daß ich mein Pensum zu liefern habe, der Stipendien wegen — sonst, wahrhaftig, würde ich einfach mal sumpfen und wegspülen, was noch wegzuspülen wäre!"

„Das sagst du auch nur in der Erregung", sagte Gerd.

Klaus achtete weiter nicht darauf, und fragte statt dessen: „Du hast natürlich nicht die leiseste Ahnung?"

Gerd schüttelte mit dem Kopf.

„Das konntest du auch kaum", sagte Klaus. „Womit ich dir gelegentlich Verdruß machte, war wirklich alles Flatterkram. Und daß mir das Herz schneller schlug, wenn Professor Westerlings Tochter an uns vorbeiritt, dann konnte es ja auch die weichgängige Stute sein, hinter der ich verstohlen hersah. — Ach Gerd, was das Leben wohl eigentlich von uns will! Setzt mich da ein Flickschuster in die Welt und bringt solche Wünsche in mich hinein!"

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

Unsere Offiziere

Sie haben in friedlichen Jahren
Nicht allemal gut getan.
Wein, Weiber und Karten brachten
Wohl manchen auf schlüpfrige Bahn;
Sie waren vielleicht ein wenig
Zu übermütig und stolz.
Doch der innerste Kern, der war immer
Von gutem und edelstem Holz!

Einst fragte ein Zweifler: „Wie mag es
Im künftigen Krieg uns geschehn?
Wir werden wohl nimmer ein Sedan,
Wir werden ein Jena wohl sehn!"
Du Zweifler, schon ward dir die Antwort:
„Ein Jena wird's nimmermehr!"
Und ward's noch kein Sedan — so liegt es
Gewiß nicht am preußischen Heer!

Die preußischen Offiziere,
Von unten bis oben — Respekt!
Die Stunde der Not hat in allen
Die schlummernden Kräfte geweckt!
In Gluten des Kampfes geschieden
Ward Schlacke und Edelmetall.
Der Leichtsinn und Dünkel vergessen —
Und Helden wurden sie all! —

Ihr Wein jetzt: Der Trunk der Begeisterung!
Ihre Karte: Den Schlachtplan zur Hand;
Im Herzen nur eine Liebe,
Die Liebe zum Vaterland! —
So stürmen sie vorwärts und fechten
Und fallen — die ersten im Feld!
Die preußischen Offiziere,
Wer macht sie uns nach in der Welt?

Florentine Gebhardt.

Der Krieg und die Literatur / Von Hanns Martin Elster

Der Krieg in seiner den Erscheinungen nach vielseitigen, dem Erlebnis nach aber einheitlichen Allheit und Größe vereinfacht das Verhältnis des Menschen zum Sein und zu allen Lebensfragen auf die gewaltigste, in jeder Hinsicht zwingende Weise. Eine universale Zweiheit offenbart sich durch ihn dem die Seeleninhalte musternden Blicke: das Sein oder Nichtsein des Vaterlandes, und damit allen seelisch, geschichtlich, völkisch, rassenhaft bestimmten Gemeinschaftslebens, rein individuell parallelisiert im persönlichen Kampf um Leben und Tod beim Krieger! Die Stellung zu diesem übermenschlich-menschlichen Dualismus enthüllt und erschöpft alles Erleben des einzelnen sowohl real wie auch symbolisch, all das Erleben, das der reinste Naturuntergrund des dichterischen Ausdrucks ist, und zugleich auch alle wirklich wertegebenden Kulturergebnisse in sich faßt. Weiter vermag der menschliche Blick nicht zu dringen, nicht hinaus über die Grenzen des sozialen, staatlichen, materiellen und des seelischen, ideellen, durch das Blut bestimmten Zusammenhanges, nicht hinaus über die dem menschlichen Ich und Sein gezogenen Grenzen: nur innerhalb dieses Bereiches ist das alle Kunst schaffende Erleben vorhanden, jenseits lauscht die phantastische Spekulation, der freie Müßiggang ungebundener, menschlicher Kräfte. Dies Schweifen über den menschlichen Bezirk hinaus, verbietet der Krieg aber: er nimmt die sämtlichen seelischen Möglichkeiten des Menschen und eines Volkes, insoweit sie an ihm unmittelbar beteiligt sind, so voll und restlos in Anspruch, daß keine wertvollen Energien mehr für müßige Phantasiespielereien bleiben. Der Krieg zwingt alles künstlerische, vor allem das dichterische Schaffen gewaltig und gewaltsam dazu, nur auf das reine Erleben zurückzugreifen, nur das Erlebnis als Quelle künstlerischer Produktion anzuerkennen. Damit schaltet er von

Digitized by Google

vornherein alle künstlichen Talente aus: dem Erlebnisansturme hält nur die gesunde Begabung stand, und sie wird das Erlebte auch offenbaren, sei es auch erst nach einer längeren Spanne Zeit. Alle krankhaften Talente aber erliegen der Erlebnisfülle, die der Krieg mit sich bringt, ohne weiteres. Eine Reinigung der Literatur *von ihrer Wurzel her* — das ist das Wichtige! — nicht von ihren Erscheinungen her, wie die Kritik es versucht, ist die erste Folge des Krieges für die Dichtkunst.

Die Literatur alles hüllenlosen Offenbarens, alles Erlebens kehrt somit heim zur Gestaltung der ewigen Menschlichkeitsfragen, aller Dinge des Einzel- und Gesamtlebens, Atmens und Sterbens, nach Erscheinung und Sinn. Nur die höchsten Aufgaben in aller Sachlichkeit behalten Geltung. Es versinken alle vor dem Kriege so vielfach zur Hauptsache erhobenen Nebenziele. Nicht die artistischen Werke herrschen mehr vor, nur die Lebenswerke! Wer ihnen nicht anhangen mag und anhangt, ist im wahrsten Sinne des Wortes ein seelisch Toter, hat keinen Anspruch mehr auf Beachtung in seinem Volke, in der Welt.

Diese literarisch-künstlerische Konstellation ist nicht nur in Deutschland vorhanden, sondern ebenso in Frankreich, England, Rußland, überall dort, wo der einzelne und mit ihm die Gemeinschaft im Kriege steht. Da die beteiligten Nationen zum Teil die geistige Elite der Welt darstellen, wird auch die Weltliteratur unmittelbar die innere und äußere Einwirkung des Krieges empfinden und einstmals dartun. Uns steht aber natürlich die deutsche Besonderheit am nächsten: die Ergebnisse, die der Einfluß des Krieges auf die Literatur zeitigt, werden enthüllen, ob die deutsche Kraft die Führung auch in der geistigen Welt behalten und noch weiter erobern, ob am deutschen Wesen die Welt genesen wird. Denn die Ergebnisse sind unmittelbare Offenbarungen des deutschen Wesens, mit ihm gezeugt in der heißesten Erlebnisstunde, in der tiefsten Not und der himmeljauchzenden Freude, in dem Augenblick, der lebenbejahend und -verneinend zugleich für den einzelnen und sein Volk ist. Verläßt der gestaltende Künstler nur im geringsten den Bereich des Erlebens und des deutschen Wesens, so erhält sein Werk den Stempel der inneren Unechtheit, wird seine Kunst Künstelei.

Der Krieg ruft also eine *innere* Reform der Literatur an Haupt und Gliedern hervor, bei den Deutschen wegen ihrer wesensimmanenten Wahrhaftigkeit in der selbstverständlichsten Weise, bei den anderen Völkern je nach dem Grade ihrer Aufrichtigkeit und je nach dem Grade ihrer Erlebnis- und Schaffenskraft. Wessen Erlebniskraft in diesen Monaten versagt, sich zu keinem Ausdruck — und sei es auch erst in Jahren und Jahrzehnten — hindurchschwingt, dessen Lebensenergie ist im Verfall. So wird die Literatur auch jetzt wieder als die höchste geistig-seelische Konzentration und Offenbarung zum Gradmesser der Lebensenergie eines Volkes, und diese wieder der Gradmesser der Kunst, denn je mehr Lebensenergie eine Kunst enthüllt, desto bedeutsamer ist ihr Wert, ihre Gesundheit und Schönheit.

Unser Blick gehört jetzt nur der deutschen Welt. Aller welthistorischer Zusammenhang ist ausgeschieden. Über die Notwendigkeit der Blickbegrenzung auf die deutsche Literatur darf man nur glücklich sein. Es war hoch an der Zeit, daß die allseitige Selbstbesinnung innerhalb unseres Volkes, unserer Kunst kam, und zugleich niemand ihr ausweichen darf. Denn wer ihr aus dem Wege geht, ist schwach und feige. Gilt es doch, mit den Grundfragen des Lebens wie der Kunst aufs neue und in einer noch nie dagewesenen Größe zu ringen!

Wie viele unter den Dichtern und Literaten glaubten diese Grundfragen für ihre Person und ihr Schaffen — ach! — schon so längst überwunden zu haben! Was war vielen der Tod und die Sonne des Lebens? Kein Erlebnis, ein Gedankenkomplex nur! Trat das Erleben an den einzelnen heran, so versagte alle Charakterkraft, Überzeugungsgröße und Weltanschauung, so verschanzte man sich hinter ästhetizistischen und anderen Theorien. Die Unerbittlichkeit, die die Blut- und Eisenkur des Krieges mit sich bringt, zwingt jetzt jedermann, den höchsten Fragen des Lebens Rede und Antwort zu stehen. Da wachsen deutsche Religiosität, reines Gottesempfinden, überirdisches Gottesbewußtsein wieder auf, erfolgt die Einkehr, die auch einen Goethe nie sein Menschentum vergessen ließ. Und weiter: was war den vielen, allzu vielen das Vaterland, unser wesenhaft bestimmtes Gemeinschaftsleben? Nichts als ein Kampfplatz politischer Parteien um wirtschaftliche, um Vorrang- und Machtinteressen, um oft so kleinliche Zwecke mit meist so unedlen Mitteln, von denen man sich angewidert abwandte, wenn man sich nicht einzelnen Parteien folgsam anhängte, nach Parteidogmen dichtete und krittelte, parteiisch bis in den letzten Blutstropfen hinein war. Jene universale, innere Freiheit der Klassikerzeit war vielfach dahin: anstatt, daß man sich um den alles Wahrhafte und Große schöpfenden Begriff des geistigen Deutschtums, um das erlebte deutsche Wesen scharte, sammelte man sich in Cliquen und Parteiverbänden, die außerkünstlerische, unwesenhafte „Ideale" und Interessen verfolgten, und verlegte das Wirken und Kämpfen um literarische Fragen auf das politische Tagesgebiet, vergaß vollständig jenes hohe Wort Wildenbruchs: „Die schlimmste Pest für ein Volk ist eine Literatur, die von anderen als wahrhaft freien Männern ausgeübt wird." Wie der Krieg nur die größte Freiheit auch der Welt, auch anderen Völkern gegenüber erringen soll, so wird er auch innerhalb der deutschen Grenzen der Literatur wieder die wahrhafte Freiheit, die Gewissensfreiheit zurückgewin-

Digitized by Google

nen, die den einzelnen allein seinem Volke gegenüberstellt als einen innerlich unabhängigen, nur den höchsten Idealen ergebenen Geistesmenschen und einen mit den reinsten Mitteln seinem geeinten Volke demütig dienenden Schöpfer ewiger Werte.

Wer an dies Erleben und an diese Erinnerung jetzt keinen Anschluß findet, ist dem Volke wie der wertschaffenden Literatur hoffnungslos verloren und gehört auch in Zukunft den vergangenen Zuständen an, deren Lokalflamme noch in der Gegenwart, bisweilen abscheuerregend emporzüngelt. Wie war unsere Literatur versunken in den Sümpfen einer durch einseitigen Materialismus hervorgerufenen Unlust, die jedes Regen und Sichbewegen neuer Kräfte hemmte und belächelte! Wie schwer mußte sich der deutsche Gedanke freiringen vom Einfluß der nationalen, parteipolitischen Phrase, um der nationalen Echtheit willen, wie heiß kämpfte eine gesunde, kraftgeschwellte, ihres Selbstgefühls frohe, ihrer sittlichen Pflichten bewußte Produktion gegen die ästhetizistische Knechtung freier, geistiger Entwicklung! Selbst in den aufstrebenden Elementen gewann bisweilen die Art der Übergangszeit die Oberhand, jene halbe Energie, die nur den Tag und seine Aufgaben, nicht aber das Ewige und seine Gebote anerkennt, und sich nur den halben Wahrheiten anvertraut, weil sie den Erfolg zu garantieren scheinen. Und um den Erfolg ging es in der Literatur zumeist mehr her als um das Schaffen neuer geistiger, neuer Gemütswerte, neuen Lebensgehaltes. Um des Erfolges willen schloß man sich zu Gruppen zusammen, in denen einer den andern hinauflobte, nicht um auf diese Weise seinem Volke mit dem höchsten und reinsten Kunstwerke zu dienen, sondern um allzu menschlicher Vorteile willen. Die Führer solcher Gruppen erhielten eine Bedeutung weit über den wirklichen Wert ihrer Leistungen; die Überschätzung aller Handlangerarbeit im Gebiete der Kunst war die Folge. Die literargeschichtliche Arbeit ward höher eingeschätzt als die Dichtung selbst, neue literargeschichtliche Forschungen wurden für ruhmvollere Taten erklärt und gehalten als die höchsten künstlerischen Leistungen, die Vergangenheit überflügelte die Gegenwart, der tote Dichter galt mehr als der lebende, die Wissenschaft mehr als die Kunst, die Schöpfung des ursprünglichen Erlebens weniger als die lernbare Verstandesarbeit; eine Literaturwissenschaft als allseitige Verwaltung des ganzen geistigen Besitzes unseres Volkes wurde in Acht und Bann getan: zu lebendig, zu lebensvoll war diese Aufgabe, man blieb nur im Bereiche exakter, historischer Disziplin und kam mit ihr über die Behandlung der Form im engeren und weiteren Sinne durch die philologische Methode nicht hinaus, niemals zur einzigen, sinnvollen Aufgabe aller Literaturwissenschaft: die Dichtung als Offenbarung des Lebens erlebbar zu erhalten und jedem erlebbar zu machen. Man nutzte sie aus zu politisch-parteiische Zwecke im Sinne von Adolf Bartels, oder betrachtete sie rein als Material für eine an sich reizvolle und der Forschung notwendige historisch-philologische Methode im Sinne von Schar und Erich Schmidt, die beide zwar kraft ihrer Persönlichkeit noch den Lebensgehalt berücksichtigten, was ihre Schüler bis auf wenige Ausnahmen, wie den allzu früh verstorbenen R. M. Meyer, aus innerem Unvermögen unterließen. So obsiegte der einseitig arbeitende Mensch in der Literatur über den allseitig erlebenden und schaffenden Menschen, so errang der „Intellektualismus" seinen undeutschen Vorrang über die Welten des Gefühls und des Gemüts, so ward das Publikum geschulmeistert, anstatt seinen angeborenen, wesenhaften Instinkten zu folgen, und so ward eine künstlich erzeugte Kunst — sei es innerhalb der Ästhetengemeinde, oder sei es im Gebiete lokalpatriotischer Heimatkunst — schließlich vielfach über die natürlich gewachsene Kunst gestellt.

Auch hier schafft der Krieg die radikalste Wandlung, die wir uns nur wünschen können: unser Volk wird, nachdem es im eigenen Innern das reichste und größte Erleben, das einem Volke werden kann, in der persönlichsten Weise erfahren hat, wieder mit vollem Selbstgefühl nur den wahrhaften Gehalten anhängen, dem, was deutsch ist, d. h. echt, innerlich und rein. Die auferstandene zentrale Willensmacht hat es erfahren, daß nur das Zurückgreifen auf die Wurzeln des deutschen Wesens zu den großen Taten führt, zu den großen Taten im Heldentum wie in der Kunst!

Schon einmal hatte unser Volk und seine Literatur diese Erneuerung von innen, aus seinen Tiefen heraus begonnen: durch das Kriegsleben von 1870-71, in den achtziger Jahren, da man in gewollter Annäherung an die Gegenwart nach sachlicher Wahrhaftigkeit strebte und den Sieg des Germanentums über den „oberherrlichen Romanismus, den andrängenden Slawismus" (Julius Hart) predigte. Aber die Formenentwicklung fand noch nicht die wesenhaften Ausdruckskräfte für den nationalen Gehalt. Man übernahm — von Zola — ein fremdes Formenideal, den Naturalismus. Solche Übernahme wird in Zukunft unmöglich sein. Denn die Erfahrung mit jenem Formenideal, der Verlauf der daraus hervorgehenden Entwicklung im ausgehenden 19. Jahrhundert, jenes „physiologisch-naturalistischen Impressionismus" und konsequenten Naturalismus sowie die literarische Lage vor dem jetzigen Kriege mit ihren neuromantischen, neuklassizistischen, neurologisch-erotisch-feministischen Bestrebungen macht es infolge der immer kräftiger erstarkten, im deutschen Wesen wurzelnden Entwicklungen (Eugen Diederichs!) innerlich unwahrscheinlich, daß man für den Ausdruck eigenen Wesens zu fremden Hüllen greifen muß. Wie im Kunstgewerbe die deutsche Form im Werden war und ist, so auch in der Literatur, gerade, weil der Krieg von 1870-71 mit seinen literarischen

Digitized by Google

Folgen das technische Können unserer Dichtkunst aufs höchste entwickelte, ja zu einer fast byzantinischen, ästhetischen Herrschaft brachte, so daß formale Dinge überschätzt wurden. Im Besitze einer ansehnlichen Formkraft wird alle geistige, seelische ansehnlichen technischen Formkraft wird alle geistige, seelische Energie auf den Gehalt konzentriert werden.

Den Gehalt aber bestimmt der Weltkrieg!

Der Krieg trifft die große Auslese. Er räumt auf mit der überflüssigen Ausländerei, ohne den Ausbau unserer universalen Anlagen zu behindern, ohne die Aufnahme und Anerkennung des Besten vom Besten in der Weltliteratur unter Goethes Vorantritt unmöglich zu machen. Er gebietet die Gestaltung dessen, was ethischen Wert verleiht, die Seele, das Innenleben bereichert und alle Äußerlichkeit verneint, den Zustand des jetzt heraufgeführten erhöhten Lebensgefühles bewahrt und fördert, alles dem Gehalte nach Lebendige pflegt, das Drama wieder zur höchsten geistig-sittlichen Selbstoffenbarung des Volkes erklärt. Er stellt ferner den engen Zusammenhang zwischen Literatur und Volk wieder her, wenn er auch bei einer materiell reichen Nation nicht verhindern kann, daß eine Literatur für die wirtschaftlich am besten gestellte Klasse vorhanden ist; aber die Leistungen und der Einfluß dieser Art Kunst werden für immer gekennzeichnet, mit geistigen Einschränkungen und Vorbehalten gewertet werden. Denn Geltung ins Große wird nur die Literatur haben, die im Wesen des deutschen Volkes wurzelt, nicht im Reichtum kleiner Kreise; und dies Wesen offenbart der Krieg in der ethischen Kraft, in jener Kraft, die jetzt alle imperialistischen Instinkte in die neue Aufwärtsentwicklung als gesund und fördernd aufnimmt, in jener Kraft, die die Werte der Abstammung und Erziehung, der Innerlichkeit und Geistigkeit, der Arbeit und der Kultur, der Wirklichkeitskenntnis und Idealität als ihre Erhalter und Förderer, als ihre konservativen und fortschrittlichen Grundelemente spürt, und sich schroff von aller zerfahrenen, zersplitterten Nervosität, weiblichen Konzentrationslosigkeit, hysterischen Dekadenz und Genilität, von allem anarchistischen Nihilismus und übertriebenen Skeptizismus, aller parteiisch-tendenziösen Verwertung der künstlerischen Produktion, aller gewollten Unehrlichkeit abwendet, allein die Sache als solche in voller Echtheit und Unbestechlichkeit haben will. Denn diese Kraft ist nicht bloß ein individueller Besitz, sondern lebt jetzt im ganzen Volke, ist das Element, das den einzelnen in die Gesamtheit einordnet und aus den vielen einzelnen eine ideale und reale Einheit bildet.

Dabei wird, wenn erst einmal wieder die zum künstlerischen Schaffen notwendige Stunde der Sammlung schlägt, der patriotische Stoff nicht einmal die Massenvorherrschaft übernehmen. Sondern wie die neudeutsche Seelenstimmung auf einem „Weltdeutschtum" infolge des Weltkrieges, auf der nationalen Universalität begründet ist, wird auch der literarische Stoff über Deutschlands Grenzen schweifen gemäß dem drängenden Willen: „Deutschland in der Welt voran." Alle weltliterarischen Beziehungen, die auf sachlichen Wert gestützt sind, werden also bleiben: eine innerlich starke, stets aber universal gesinnte Nationalliteratur ist die Aufgabe aller, die sich um unsere Kunst mühen. Innerhalb der Nationalliteratur ist die höchste und vornehmste Aufgabe aber die Gestaltung des patriotischen Stoffes: sie sollte nur von den größten Talenten, die die volle Verantwortung spüren, versucht werden, damit im Falle des Mißlingens nicht auch der vaterländische Gedanke Schaden erleide.

So bringt der Krieg für unsere Literatur nach jeder Richtung hin eine Läuterung der Gesinnung und eine Konzentrierung auf die großen Aufgaben. Die Überschätzung der Produktion geschichtlicher Zeiten, die Unterordnung der Gegegenwartsdichtung unter literargeschichtliche Vorurteile, die Politisierung des literarischen Lebens nach Parteitendenzen u. a. m. schwinden zusehends dahin. Und es bleibt der reine Geist, der reine deutsche Geist, der sich nicht ertöten läßt. Er wurzelt im deutschen Wesen, in der deutschen Gegenwart (die ja zum Teil Ergebnis der großen Vergangenheit), er schafft die Einheit zwischen Natur und Kultur mit einer neudeutschen Idealität und einer weltdeutschen Realität, jenen erhabene Synthese, die in der Lebensenergie wie in den geistigen, künstlerischen, sittlichen, wirtschaftlichen, wissenschaftlichen Großtaten unseres Volkes ein Abbild der Menschheit gibt, im deutschen Volkstum das ganze Menschentum.

Der Krieg fordert die höchste Anspannung aller geistigen und physischen Kräfte unseres Volkes. Solcher höchsten Anspannung entsprechen nur die höchsten Ziele. Wie sie politisch jetzt allein Geltung haben dürfen, so auch nur im Bereiche der Kunst, der Dichtung, die die Offenbarerin unseres Volkslebens ist. Damit ist der Literatur und Kunst die vornehmste Haltung und das reinste Streben zu den größten Zielen heiligste Pflicht, ist ihr selbst die Macht gegeben, ihr Urteil zu sprechen. Daß es zum besten ausfalle, dafür wirke jeder Berufene, solange der deutsche Tag leuchtet.

Digitized by Google

Großstadt

Ein Frühdunst, wie schmutziger Nebel geballt,
Liegt über dem Häusermeer festgekrallt;
Die Öfen flammen, die Dämpfe steigen,
Die Räder rattern — kein Ruhen, kein Schweigen.
Die Hämmer dröhnen mit schwerem Schlag:
Wieder ein Tag — wieder ein Tag!

Und dennoch, schau, aus dem tiefgrauen Flor
Reißt siegend sich Sonne — Sonne empor!
O goldenes Leuchten, o seliges Schweben,
Du Klingen in Lüften, du Sang vom Leben!
Wie Beben zittert der Herzen Schlag:
Wieder ein Tag — wieder ein Tag. . . .

Franz Lüdtke.

Schade! Von Rose Raunau

Wenn sie nur nicht immer zu zweien gehen wollten! Als ob es keine andere Art gäbe, das Leben erträglich zu leben! Er lebte doch auch so, und es ging, oder es mußte gehen. Und seine Freude an der Natur hier, die war sicher größer so und reiner.

Die andern da, die sehen ja nur den Menschen neben sich, oder noch schlimmer, wenn sie schlecht gepaart waren, hatten sie die Augen und die Gedanken nur auf Abenteuer aus, suchende Augen und suchende Gedanken.

Und es lohnte schon, hier den Frühling und nur den Frühling sehen zu wollen. Der Blick von den Bergen herunter hatte abgestuft jedes Grün, Grau und Braun, und hinten das verdämmernde Blau hatte alle Farben und Lichter des Frühlings in dem jungen Laube. Und unten der blanke Fluß in seinen Bogen und Krümmungen, die Boote mit ihren weißen Segeln, die so ruhig einherzogen! Und dahinter der weite See mit silbernen Wellen, auf denen die rotbestrahlten Wolken sich schaukelten, blauer Himmel darüber, in den die Sonne eben ihre letzte Schönheit verschwendete mit tausend roten Bündeln roter Rosen!

Absichtlich langsam schritt er die Wegreihe der weißen Birken am Abhang entlang und sah in das herabhängende, feine Geäst, das wie Frauenhaare, wie verwirrte, weiche Frauenhaare war.

Da kamen wieder zwei halb laufend an ihm vorüber. Sie hatten trotz des schwierigen Abstiegs die Arme wie Brezeln ineinander verschlungen. Wahrhaftig wie Brezeln. Wie lächerlich das aussah!

Und dann ertappte er sich doch dabei, daß er mit ein wenig Neid hinter ihnen herblickte. Vielleicht belog er sich selber. Wenn eine sich so voll Vertrauen auf ihn gestützt hätte im Leben, freudig würde er sie am Ende gehalten haben und kein Leid zu ihr gelassen haben. Ohne Leid hätte sie sein sollen, sie ganz allein ohne Leid inmitten dieser Welt, wo alles leidet!

Aber er war ja immer einsam, erbärmlich einsam gewesen. Und von seiner Kindheit an hatte er nur Männer um sich gehabt. Davon wohl war ihm diese Scheu, fast Angst vor Frauen geblieben. Dann auch, natürlich weil er wußte, wie häßlich er war, häßlicher als man sein durfte, wollte man an Liebe glauben.

Er besann sich noch heute auf den Schauer, der ihn überkommen, als eines Freundes Mutter, die wohl um sein Leben bei dem Sonderling Vater wußte, mit ihrer Frauenhand leise über sein kurzgeschnittenes Jungenhaar gestrichen hatte.

Er hätte vor ihr knien mögen und heulen, der neunjährige, hart erzogene Junge. Er liebte sie noch lange mit seiner ersten Liebe. Und sie war doch, wie er sich heute besann, nur eine kleine, farblose Frau mit einem gütigen, mütterlichen Gesicht gewesen. Noch ein anderes gütiges Gesicht fiel ihm jetzt ein, das manchmal — aber er wollte kein eingebildeter Narr sein —, das manchmal gütig und warm zu ihm gelächelt hatte.

Sie lächelte wohl zu allen gütig und warm, die junge, kleine Lehrerin, die an seiner Schule eine kurze Vertretungsstelle gehabt hatte, und die so ernsthaft ins Leben sah. Aber mehr als mit diesem Lächeln würde sie, die so voll mädchenhafter Scheu war, ihm nie entgegengegangen sein, auch wenn, auch wenn — — —

Gott, wie wundervoll müßte es sein, dieses Glück, von diesem Mädchen geliebt zu sein, nein, nur sie lieben zu dürfen!

Einen Menschen neben sich, eine Frau, die gedacht hatte, was man selber gedacht, die gelesen hatte, was man selber gelesen hatte, die lachte und traurig war bei allem, wo man selber lachte und traurig werden konnte. Einen Kameraden zur Frau die bewunderte und haßte, was man selber bewunderte und haßte, die um Ecken denken konnte, wie er das immer ausdrückte, die alles leitete, zu Hirn und zu Herzen leitete, was man nur berührte.

Tausend kleine Dinge fielen ihm ein. Er hatte im Hofe zwei Knirpsen, die ihre Schüler waren, zugehört. „Du, warum ärgerst du sie denn immer, daß sie erst kommen muß und deinen Kopf hoch-

Digitized by Google

nehmen? Sitz doch schon von selber gerade, wenn sie dich ruft."

„Ach, du, ich habe es zu gerne, wenn sie mich anfaßt!" Ja, das begriff er, das begriff er!

Lachend in der Erinnerung an diesen diplomatischen, kleinen, dicken Kerl schritt er weiter. Unten am See hatte der Wirt zum Frühlingsbeginn die Tischplatten und die Stuhllehnen und -sitze alle ockergelb gestrichen und alle Tisch- und Stuhlbeine mit dem grünsten Grün; das sah nun an der letzten, abschüssigen Wegbiegung von weitem drollig so aus, als ob lauter Riesenbutterblumen in einer grünen Wiese ständen, und in immer fröhlicherer Stimmung, froher, als er seit langem gewesen, lief er vorüber und der Dampferstelle zu.

Dort warteten, stehend und sitzend, schon zahllose Ausflüger auf das Motorboot, das sie über den See bringen sollte, und von einem Tische, an dem er vorüber wollte, riefen ihn ein Kollege und seine Frau.

Er setzte sich zu ihnen und freute sich an dem hellen, sonnigen Kindergesicht der jungen Frau, die einen ganzen Stoß Ansichtskarten in ihre Heimat geschrieben und neben sich aufgeschichtet hatte.

„Was für ein glücklicher Mensch müssen Sie sein!" sagte er. „Zu wissen, daß soviel Menschen auf einen Gruß von Ihnen warten!"

Er sagte das ganz ohne Ironie; wenn man sie ansah, glaubte man gern, daß alle Menschen sie lieben und sich über einen Gruß von ihr freuen mußten.

Sie nahm es auch so ernst, wie er es sagte, und dachte nur, es sei ein wenig Bitterkeit und Traurigkeit in des Doktors Worten gewesen.

„Ja, schreiben Sie denn nie Ansichtskarten?" fragte sie nur.

„Nein, nie!"

„Wie schade! Schatz, denk nur, der Herr Doktor schreibt nie Ansichtskarten!"

Eine Welt von Mitleid war in ihrer Stimme ob solchem Entbehren.

Und ganz aufgeregt und eifrig setzte sie ihm den Wert dieser Gewohnheit auseinander.

Da weiß doch jemand, daß man an ihn denkt," überstürzte sie sich, „und daß man gerne möchte, daß er auch da sein soll, wo man gerade ist, und daß man gerne möchte, er soll auch an einen denken, und daß er einen nicht vergessen darf, und überhaupt ist es furchtbar nett, wenn man wieder Ansichtskarten von anderswoher bekommt und womöglich unterschrieben von lauter Leuten, die man noch gar nicht kennt."

„Du wirbst auch alle Tage um welche", schaltete der Mann gutmütig ein und amüsiert von der drolligen Wichtigkeit, mit der sie die erprobte Lebensweisheit vorbrachte.

Gerade kam der mißgestaltete, hinkende Bursche, den alle hier kannten, heran, und bot mit dem Stammeln des Idioten die Karten auf seinem Ständer feil.

„Ich kann ja auch eine schreiben, gnädige Frau", und ein roter Schein ging über das Gesicht, das wie das Gesicht eines verlegenen Jungen wurde.

Und wie er aufsah von der kurzen Zeile, die er nur noch zu kritzeln Zeit gefunden hatte, weil es schon zur Abfahrt klingelte, da war sein Gesicht noch immer rot und bewegt und ganz verschönt, wie von einem stillen, ungewohnten Erlebnis.

Auf der Motorfahrt wurde er von dem jungen Paar getrennt, erst im Städtchen auf dem häßlichen Wege zur Bahn, in häßlichem, lärmendem Gewühl fand man sich wieder.

Am Bahnhof standen sie still, indes der Ehemann um einen Platz am Billettschalter kämpfte.

„Hier ist ein Briefkasten; die Karten müssen von hier abgestempelt sein. Sonst haben sie nicht den rechten Wert und Glauben. Ihre Karte nicht auch, Herr Doktor?"

Aber dessen Gesicht war schon wieder ein Alltagsgesicht geworden hier im Lärm der Straße. Er zog die bunte Karte aus der Tasche und sah sie eine Weile an, als ob er nichts mehr davon wisse.

„Es hat ja doch keinen Sinn", sagte er, und langsam zerriß er die Karte, auf der der Himmel so blau gewesen, daß es ihm noch in den Augen so weh tat, zerriß sie in lauter lächerlich kleine Stücke. Dabei bogen seine Lippenwinkel sich herunter und entstellten seinen Mund noch mehr. Dann knöpfte er bedächtig den Mantel zu. Es war plötzlich so kalt geworden.

Der jungen, immer lachenden Frau war es, als habe sie nie eine so trostlose, hoffnungslose Stimme gehört wie die, die eben so komisch gesagt hatte: „Es hat ja doch keinen Sinn."

„Wie schade", sagte sie nur.

Ihr Kinderhirn hatte seinen Gedankenweg nicht begriffen, aber der plaudernde Kindermund verstummte. „Es hat ja doch keinen Sinn", hörte sie immer noch.

Ganz, ganz fest hängte sie sich jetzt an den Arm ihres Mannes und ließ sich, von ihm behütet, durch das Menschengewühl führen.

Gott sei Dank, dachte sie nur leise, als sie vor dem sich füllenden Zuge den seltsamen Freund wieder verloren hatten.

Dazu lebt man doch nicht, meinte sie. Der konnte einen ja bloß unnötig traurig machen. Und helfen konnte man ihm doch nicht. Armer Mann!

Inhalt des Heftes 24: Aus dem Leben eines preußischen Volksschullehrers. Von E. R. Gregorovius. — Gerd. Roman von Minna von Heide. — Beiblatt: Unsere Offiziere. Gedicht von Florentine Gebhardt. — Der Krieg und die Literatur. Von Hanns Martin Elster. — Großstadt. Gedicht von Franz Lüdtke. — Schade! Von Rose Raunau.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin; Verlag v. Otto Janke. Ausgegeben am 13. März 1915. — Druck von A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek

1915 Heft 25

Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Aus dem Leben eines preußischen Volksschullehrers

Von R. E. Gregorovius

6. Fortsetzung.

Als Werner vor zwanzig Jahren als ein schmucker Unteroffizier, ein wirklich schöner, stattlicher Jüngling, die Tochter eines für wohlhabend geltenden Gutsbesitzers als seine Frau heimführte, hatte ihn jedermann glücklich gepriesen, und er selbst hatte sich dafür gehalten. Er hatte seine Frau bei Gelegenheit eines Manövers kennengelernt. Einige Tage hatte er als Quartiergast im Hause ihrer Eltern zugebracht. Die kurze Zeit hatte genügt, um in ihm und in der ältesten Tochter des Hauses die Flamme der Leidenschaft zu erwecken. Beide, er wie sie, waren schöne, blühende Menschen. Es kam über sie beide so gewaltig, daß sie nicht daran denken konnten, auch nur den Versuch eines Widerstandes gegen die große Liebesregung ihrer Herzen zu machen; sie waren sich beide bald einig und erzwangen, ja ertrotzten die Einwilligung der Eltern zu ihrer Eheschließung, die wenig beglückt über die in ihren Augen nicht standesgemäße Wahl ihres Kindes waren. Widerstand setzten sie ihrem Willen nicht entgegen, der Vater aber eröffnete dem jungen Paare vor seiner Eheschließung, daß es nur auf einen geringen Zuschuß zu rechnen und ein Vermögen später überhaupt nicht zu erwarten hätte. Er war tatsächlich ein verarmter Gutsbesitzer, der, als er seine Augen schloß, nichts als ein tief verschuldetes Gut zurückließ. Einem seiner Söhne gelang es, eine mit irdischen Gütern gesegnete Frau zu bekommen. Er übernahm das Gut für die auf ihm ruhenden Hypotheken, die er nach und nach mit dem Vermögen seiner Frau abstieß. Die Geschwister gingen bei der Erbschaftsregulierung leer aus, denn es war nichts zu erben. So sah sich die Frau des inzwischen zum Sergeanten beförderten Werner wenige Jahre nach ihrer Eheschließung der Not gegenüber, die zu überwinden sie ihrem Manne nicht mithelfen konnte; denn sie hatte nichts gelernt, um durch einen Nebenverdienst sein karges Einkommen etwas zu erhöhen. Da Kind auf Kind schnell hintereinander kam, ging es mit dem Hausstand bald bergab.

Etwas besser wurde es, als der Mann, vom Militär mit einem Zivilversorgungsschein entlassen, Briefträger wurde; aber viel besser wurde es auch nicht, denn die Kinder und die Eltern mußten, um zu leben, essen, trinken, sich kleiden und wohnen, und dazu reichte das Gehalt des Briefträgers nur notdürftig aus. Die Frau, die immer noch, trotz ihrer Sorgen und Arbeiten, eine schöne Frau genannt werden konnte, arbeitete Tag und Nacht und tat ihre Pflicht für alle in vollem Umfange, aber wehe dem Manne und wehe den Kindern, wenn sie nicht täglich Lob und Anerkennung spendeten! „Du bist nicht wert, daß ich mich für dich und die Kinder halb tot arbeite!" „Du weißt nicht oder willst nicht wissen, was du an mir hast!" „Du wärest ohne mich verloren!" „Ich könnte dich um mich beneiden!" So ging's jeden Tag, jedenfalls dann, wenn er mit Anerkennung sparsamer war. Das war aber noch zu ertragen; was aber die Ehe nach und nach zu einem wahren Zuchthause für den Mann machte, das waren der Eigensinn, die Rechthaberei und die rücksichtslose Herrschsucht

Digitized by Google

seines Weibes. Jeder, auch der geringste Widerspruch brachte sie auf, und dann ergoß sich über den Armen, der ihr zu widersprechen wagte, eine Zornesschale, die vollgefüllt war mit ironischen Bemerkungen, indirekten Verdächtigungen und Anklagen, und schließlich auch mit ordinären Schimpfworten. Dazu kam eine unheilvolle Gewohnheit der Frau, daß sie, wenn sie nicht wohl war oder, wenn sie irgendeine an sich harmlose Sache verstimmt hatte, ihren Unmut an ihre Umgebung und am liebsten an ihrem Mann ausließ. Es war ein Glück für den kleinen Hausstand, daß der Briefträger schließlich zu alle dem still und stiller wurde, kein Wort der Erwiderung mehr hatte und widerstandslos, man kann sagen niedergerungen, die Angriffe seiner Frau ertrug. Aber er „fraß" den Unmut, den Zorn über sie in sich hinein und verwünschte oft sein armseliges Leben. Zur Schnapsflasche, der betrügerischen Trösterin des Elends, griff er nicht. Er wußte, und einige Kollegen hatten ihm das gezeigt, daß sie ein Wegweiser zum schmählichen Ende war. Aber glücklich war er nicht, und eigentlich seit seiner Eheschließung nie gewesen; jetzt war er aber tief unglücklich durch den Verlust, der den Augen seines geliebten Kindes bevorstand. Und er mußte seinen Kummer allein tragen. Es ging nicht anders. Die, welche mit ihm zusammen die Last hätte tragen müssen, hätte sie ihm nur schwerer, nicht leichter gemacht. Er mußte allein weiter.

Sein der Erblindung verfallenes Kind war anders geartet als die Mutter. Still und bescheiden lebte es in dem armseligen, fast täglich von den Zornesausbrüchen der Mutter erfüllten Hause dahin, nach Kräften ihr in allen Geschäften des Haushalts zur Seite stehend. Sie war da, was man ein Sonnenkind nennt, ein Kind mit einem Herzen, das niemandem böse sein, geschweige denn jemandem Böses zufügen konnte, und auf dessen Antlitz, auch wenn es um sie her noch so trübe zuging, das sonnige Lächeln nicht erlosch. Sie hatte nach dem Besuch einer guten Volksschule die Schneiderei erlernt. Dann war sie an einem Scharlachfieber lange und schwer erkrankt gewesen. Als sie von ihrem Krankenlager aufstand, begann ihr Augenleiden, das sich von Woche zu verschlimmern schien. Die Untersuchung des berühmten Augenarztes hatte ihr, wie sie glaubte, Aussicht auf Genesung gemacht und ihr damit wieder Freude am Dasein zurückgegeben.

* * *

Als der Briefträger nach langem Zögern endlich seine Wohnung betrat, traf er seine Frau in der Küche am Waschfaß, neben ihr sein Töchterchen.

„Na," rief ihm seine Frau zu, „also hast du mal wieder alles schwarz gesehen und dem Kinde und mir nutzlose Sorgen gemacht. Hab' ich nicht immer gesagt, daß Elsbeth wieder gut wird sehen können, wenn sie erst größer und kräftiger geworden ist? Aber das ist deines Vaters Art," wandte sie sich zur Tochter, „immer gleich den Kopf hängen lassen, immer gleich die Ohren einziehen, wenn's mal ein bißchen donnert. Was sollte aus uns allen werden, wenn ich's ihm nachmachen würde? Na", rief sie höhnend aus, indem sie mit der Nase den Schnapsgeruch einsog, der von ihrem Manne ausging, „hat der gute Vater die Freudenbotschaft schon mit einem Schnäpschen gefeiert? Und wir können hier schwitzen und arbeiten und warten, bis es dem Herrn der Schöpfung gefällt, zum Essen zu kommen!" Der Briefträger biß die Lippen fest aufeinander und schwieg; er wußte, daß nur in seinem Schweigen die Möglichkeit lag, daß sein Weib sich beruhigen konnte. Er lehnte sich an den Küchentisch, denn er war todmüde und glaubte sich einer Ohnmacht nahe. Endlich sagte er:

„Hat die Elsbeth gesagt, daß der Professor dringend zu einem Aufenthalt auf dem Lande rät?"

„Ja," erwiderte sie, „der Kerl hat gut raten. Hat er dir ein Landgut geschenkt, auf das wir unser Kind schicken können? Ich habe keins. Hast du vielleicht eins?"

Er entgegnete: „Ich dachte, wenn du an deinen Bruder schriebst; er würde Elsbeth gewiß den Sommer hindurch in sein Haus nehmen."

„Ich", brauste sie auf, „soll an den Fettsack schreiben? Das tue ich nicht. Wenn du's tun willst, dann tu es. Mir ist's gleich. Elsbeth wird auch hier gesund werden können."

Sie schwieg endlich und nahm die Arbeit am Waschfaß wieder auf.

Noch am selben Tage schrieb der Briefträger an seinen Schwager und an seine Schwägerin. Er setzte ihnen auseinander, wie der Professor für ihr Kind dringend zu einem mehrmonatigen

Digitized by Google

Landaufenthalt geraten hätte, und bat beide inständig, den Streit zu vergessen, den seine Frau mit ihnen gehabt hätte, und seinem Kinde ein Plätzchen in ihrem Hause den Sommer hindurch zu gewähren.

Schon zwei Tage später traf die Antwort ein. Elsbeth sollte kommen; sie sollte in ihrem Hause ein gern gesehener Gast sein. Wenn sie sich in der Wirtschaft nützlich machen wollte, so könne sie es tun, sie könne es aber auch lassen und nur ihrer Gesundheit leben. Tag und Stunde ihres Eintreffens, auch die Benutzung der Eisenbahnzüge waren angegeben. Ein Wagen für sie würde rechtzeitig nach der eine Meile entfernten Bahnstation geschickt werden.

Mit Mühe brachte es der Briefträger dahin, seine Frau zu einem Dankesschreiben zu bewegen.

Acht Tage später fuhr Elsbeth Werner von der Hauptstadt ab. Der Vater war tief bewegt bei ihrem Abschiede; auch die Mutter hatte einige Tränen für ihr Kind, das sie trotz aller ihrer Charakterschwächen in ihrer Weise lieb hatte und nur ungern von sich ließ.

* * *

Das große Bauerndorf Brunnendorf, zu dessen Besitzern der wohlhabende Schwager gehörte, lag in der Nachbarprovinz. Es hatte eine landschaftlich schöne Lage. Ein großer Wald umkränzte nach der einen Seite hin das Dorf, das sich behaglich mit seinen stattlichen Wohnräumen, Stallungen und Scheunen ausbreitete, während es an der anderen Seite ein großer See mit waldigen Ufern begrenzte. Reich entwickelte Obstgärten, die das Dorf durchzogen und einschlossen, verliehen ihm, besonders zur Zeit der Baumblüte, einen lieblichen Reiz. Dann lag das Dorf wie eingebettet in einen Kranz weiß und rot blühender Fruchtbäume und glich einem Riesenbukett, das mit seiner Blütenpracht die Häuser und Stallungen zu erdrücken schien. In der Mitte des Dorfes lag die stattliche, erst jünst erbaute Kirche, neben ihr das Pfarrhaus und ihm gegenüber das Schulhaus. Beide waren mit Stroh bedeckte Häuser, traulich umfangen von alten Linden und Eichen. In beiden ließ sich gut wohnen, denn beide wurden von den Bauern, die etwas auf ihre Kirche und Schule hielten, in gutem Zustande erhalten, und zu beiden gehörte je ein schöner, großer Garten. Abgesehen von dem Lehrzimmer der Schule, hatten beide, der Pfarrer sowie der Lehrer, die gleichen Räume, und beide hatten reichlich Platz für sich und ihren Hausstand.

Der junge Pfarrer des Dorfes und Schulinspektor der Dorfschule Jaeger war erst seit etwa zwei Jahren in sein Amt gekommen. Es war sein erstes geistliches Amt und sein erstes Schulaufsichtsamt gewesen. Für sein geistliches Amt fühlte er sich durch sein Universitätsstudium genügend vorbereitet, nicht so für sein Schulaufsichtsamt. Er hatte zu seiner Bildung als Schulinspektor zwar den amtlicherseits vorgeschriebenen sechswöchigen Kandidatenbildungskursus an einem Lehrerseminar durchgemacht, aber er hatte es nicht gut mit der Bildungsanstalt getroffen. Der Direktor und das Lehrerkollegium des Seminars hatten sich nicht viel um die pädagogische Durchbildung der jungen Theologen gekümmert. Man hatte sie wenig geführt und sie meist sich selbst überlassen. Da hatten sie wenig gelernt und, abgesehen von den Kegelabenden, die sie mit den Lehrern zusammen abhielten, auch wenig persönliche Berührung mit ihnen gefunden. Die jungen Männer hatten wohl in der nicht unberechtigten Annahme, daß sie die ganze Pädagogik doch nicht in sechs Wochen begreifen könnten, das Seminar wenig besucht und die freie Zeit, die sie hatten, tüchtig durchbummelt. Das hatte nun zwar auch der Pastor Jaeger seinerzeit getan, aber er unterschied sich von seinen Amtsbrüdern, die mit ihm den Kursus durchmachten, doch dadurch, daß er wirklich etwas hatte lernen wollen. Vor allem war ihm darum zu tun, die Geheimnisse der Volksschulmethode, von denen er viel, aber nur Unklares gehört hatte, kennen und begreifen zu lernen. Das war ihm nicht gelungen, und die Folge davon war, daß er sein Amt als Schulinspektor mit dem Gefühl der Unsicherheit antrat und, als er das erstemal die Schulstube als Schulrevisor betrat, dies mit der Sorge tat, der Lehrer, der durch seinen Bildungsgang sicher in den Besitz der Geheimnisse gelangt sei, müsse sich ihm, seinem nicht fachlich ausgebildeten Vorgesetzten gegenüber, überlegen fühlen. Er war daher sehr auf seiner Hut, verhielt sich bei seinen Schulbesuchen in dem Lehrzimmer der Schule völlig schweigend und beschränkte sich darauf, den Leh-

Digitized by Google

rer und seine Lehrweise zu beobachten, um von diesem zunächst zu lernen.

Das letztere aber gelang ihm nicht und konnte ihm auch nicht gelingen, denn der alte Lehrer Wrengel, den er bei seinem Dienstantritt vorfand, war nicht im Besitze der Geheimnisse der Volksschulmethode, und war es niemals gewesen. Er war das, was man in der Lehrerwelt einen pädagogischen Schwätzer nennt. Sein Unterricht war nichts als wertlose „Salbaderei"; aber schlimmer war, daß er selbst keine Ahnung von der Armseligkeit seiner Schulmeisterei hatte. Sein Charakter war nicht der beste. Im Dorfe wurde er seiner bösen Zunge wegen gefürchtet. Er war für das öffentliche und private Leben des großen Bauerndorfes nicht ungefährlich, da er seinen Anhang hatte, nicht gerade eine Partei zum Schlechten, aber noch weniger eine zum Guten. Er trat zwar selbst wenig hervor, stand aber hinter seinen Leuten, deren Drahtzieher er war. Nicht wenig Schwierigkeiten waren der Gemeinde aus diesem Lehrerhause erwachsen.

Der junge Pastor fand in einigen Monaten, nachdem er wiederholt dem Unterricht des alten Lehrers beigewohnt hatte, daß dessen Lehrweise unmöglich die richtige sein könnte. Einmal hatte er vorsichtig einige mehr fragende als tadelnde Bemerkungen gemacht, war aber bei dem alten Herrn gehörig abgeblitzt, der ihm rundweg erklärte, er habe seine gute, alte Methode, in die er sich von niemand hineinreden ließe. Als der Pastor ihn bat, ihm doch das Wesen seiner Methode auseinanderzusetzen, gab er zur Antwort, dazu sei er nicht verpflichtet, er müsse es ein für allemal ablehnen, sich examinieren zu lassen. Da ließ der junge Pastor, der es wirklich ernst mit seinem Amte als Schulinspektor hatte nehmen wollen, den Mut sinken und betrat die Schulstube nicht mehr.

Aber das war zunächst auch nicht nötig; denn der über siebzig Jahre alte Mann wurde plötzlich in den Ruhestand versetzt. Die Ordensauszeichnung, die in solchen Fällen nicht auszubleiben pflegt, fiel aus, was den Pfarrer über die Wertschätzung, die der Lehrer höheren Orts genießen mußte, wohl aufklären konnte. Die Gemeinde aber veranstaltete dem alten Jubilar ein Abschiedsessen im Wirtshause und schenkte ihm einen Lehnstuhl und ein Bild, war im übrigen nicht glücklich darüber, daß der Alte seinen Plan, in die nächste Stadt zu ziehen, aufgab und im Dorfe wohnen blieb. Er hatte sich ein Häuschen erworben und wollte nun in ihm mit seinen drei unverheirateten Töchtern, deren jüngste die Vierzig bereits erreicht hatte, seinen Lebensabend beschließen.

Das war etwa ein Jahr nach dem Anzuge des Pfarrers geschehen, der sich zwar noch immer nicht im Besitze der Geheimnisse der Unterrichtsmethode der Volksschule befand, aber doch die Hoffnung nicht aufgab, sie zu gewinnen; denn da mußten sie sein, das stand bei ihm fest, und seine Amtsbrüder, mit denen er gelegentlich diese Frage besprach, stimmten ihm darin bei, daß sie da sein müßten. Nur hatte keiner von ihnen sie bisher gefunden.

Der Nachfolger des alten Wrengel war ein Mann von noch nicht dreißig Jahren, etwa so alt wie der Pastor. Er hieß Schröder und war unverheiratet. Mit dem traf es der Pastor noch schlechter als mit dem Lehrer Wrengel; denn hatte dieser keine Ahnung von einer gesunden Unterrichtsmethode gehabt, so hatte jener zu viel davon in sich aufgenommen, hatte sie völlig begriffen und war — er hielt sich wenigstens dafür — ein Meister in der Unterrichtsmethode der Volksschule. Das war nun freilich eine arge Überhebung, aber der Mann, der auf dem Seminar bescheiden gewesen war und einfach über sich und seine Gaben gedacht hatte, hatte keine Schuld daran, die Schuld trug vielmehr der pädagogische Weiterbildungskursus, den er in der Hauptstadt ein Jahr genossen und der ihm den einfachen Sinn verwirrt hatte. Diese Einrichtung, die den Namen „Wissenschaftlicher Fortbildungskurse für die Volksschullehrer" trug, hatte der Minister in der Absicht ins Leben gerufen, begabten und strebsamen Volksschullehrern die Möglichkeit der Weiterbildung zu geben und sich in ihnen einen Stamm für tüchtige Seminarlehrer und Schulaufsichtsbeamten zu erziehen. Er hatte durch die Bemerkung „nur Bildung macht bescheiden" die Volksvertreter für die Sache gewonnen und sie zur Bewilligung eines jährlichen außerordentlichen Zuschusses von 50 000 Mark bereit gemacht. Daß Bildung bescheiden macht, war eine an sich nicht einwandfreie Bemerkung gewesen, da bei dem Worte „Bildung" ein sehr wichtiges Beiwort fehlte; es fehlte das Wörtchen „gründliche".

Digitized by Google

Gründliche Bildung macht bescheiden, nicht die Bildung schlechtweg macht bescheiden. Aber der Weiterbildung, welche die jungen Lehrer genossen, konnte dieses Beiwort nicht erteilt werden.

Die Glücklichen, die zur Teilnahme zur dem Kursus bestimmt waren, kamen alle heißhungrig nach Wissen in die Hauptstadt, wurden aber enttäuscht, wenigstens einzelne von ihnen, da ihnen das nicht gegeben wurde, was man gründliche Bildung nennt. Es wurden ihnen von Professoren der Universität, von Direktoren höherer Lehranstalten, von Geheimräten des Unterrichtsministeriums Vorträge gehalten, die teilweise dem Bildungsniveau der jungen Männer nicht entsprachen, teilweise, gar zu populär gehalten, unter ihrem Bildungsniveau standen. Sie mußten Vorlesungen — so wurden die Vorträge genannt, um ihnen den Charakter der akademischen Wertung zu geben — hören über die Grundzüge der Ästhetik, über die Hauptgedanken der Kunstgeschichte der alten und der neuen Welt, über die Erscheinungen der Renaissance, über die Philosophie der Pädagogik, über die Grundzüge einer universellen Ethik und über dergleichen recht volltönende Namen mehr. Natürlich konnte nirgends etwas Ganzes, sondern es konnten nur Bruchstücke gegeben werden, nirgends konnten die jungen Männer tiefer in den Stoff hineingeführt werden, nirgends ihnen die Anregung zu einem selbständigen geistigen Arbeiten auf den verschiedenen Gebieten gegeben werden. Das Gesamtergebnis dieser aus einer an sich wohlwollenden Absicht für die Volksschullehrer entsprungenen Einrichtung war denn auch kein befriedigendes. Es war und blieb doch, wie manche der Kursisten dies auch empfanden, nur eine halbe Bildung, und, wenn es auch nicht richtig ist, daß eine halbe Bildung besser ist als gar keine Bildung, so hat und hatte sie doch eine unerwünschte Begleiterscheinung, nämlich die, daß die jungen Männer sich und ihr Können überschätzten und in ihr einfaches Lehramt zurückkehrten mit einer Meinung von ihrem Wissen, das der Wirklichkeit nicht entsprach. Und mit der Überschätzung verband sich dann naturgemäß die Unzufriedenheit mit ihrer in ihren Augen untergeordneten amtlichen Stellung.

Als sich nach dem Abgange des alten Lehrers Wrengel der Lehrer Schröder zum Dienstantritt bei seinem Pastor meldete, geschah dies mit der Überzeugung, daß er sich in ein seiner Bildung nicht entsprechendes Abhängigkeitsverhältnis begebe. Der Pastor stand als sein Vorgesetzter doch in seinen, des Lehrers, Augen tief unter ihm, wenigstens in allen Dingen, die die Schule betrafen. „Pah," sagte er sich, „was hat denn der Pastor durch seine Bildung voraus? Alte Sprachen. Die spricht ja heute kein Mensch mehr. Theologie, Gottesgelehrtheit? Na ja, darin mag er ja bescheid wissen. Wie steht's aber mit der Pädagogik, mit der Kunst des Erziehens und Unterrichtens? Davon hat er nichts gelernt, davon weiß er nichts, versteht er nichts, nein, nichts!"

Mit diesen Worten ließ er sich beim Pastor durch dessen Köchin anmelden und betrat sein Zimmer mit den Worten: „Gestatten Sie, daß ich mich Ihnen vorstelle. Ich bin der akademisch gebildete Lehrer Schröder, von der Regierung hierher als Lehrer der Schule berufen."

„Sie sind doch aber nicht auf der Universität, sondern auf dem Seminar ausgebildet?"

„Jawohl! Aber ich habe mit gutem Erfolge den wissenschaftlichen Fortbildungskursus für Lehrer durchgemacht und mir dadurch eine der Universitätsbildung gleichwertige Bildung erworben."

„Dann gehören Sie wohl auch nicht an eine einfache Dorfschule?"

Es lag etwas wie Hohn in dieser Frage, was der Lehrer aber nicht bemerkte. Er antwortete nur: „Das glaube ich auch nicht."

Die Regierung des Lehrers Schröder dauerte zum Glück für die Schule und für das Dorf nur kurze Zeit. Er erhielt bald, wie er es nannte, „einen Ruf" an die Volksschule einer größeren Stadt, wohin er sich beworben hatte. Er war auf Grund der Bescheinigung über die guten Erfolge seiner „Studien" in dem wissenschaftlichen Bildungskursus für Volksschullehrer zum Lehrer an einer Vorstadtschule gewählt worden; vielleicht hatte auch der Umstand, daß im Stadtverordnetenkollegium des Ortes ein Verwandter von ihm saß, etwas bei seiner Wahl mitgeholfen. Er ging, ohne ein Bedauern über sein Scheiden zu hinterlassen.

Digitized by Google

Nun sollte der junge Lehrer Kurt Willbald die Schule übernehmen. Sein Kommen stand jeden Tag zu erwarten, da der Lehrer Schröder den Schulort bereits verlassen hatte.

* * *

Elsbeth Werner traf in der Mittagsstunde eines warmen Maitages in der Bahnstation ein, von der aus der Weg nach Brunnendorf führte. Ein einfacher Einspänner, den ein alter Knecht lenkte, erwartete sie am Bahnhofe. Der Schnellzug, der, von der anderen Seite kommen, kurz zuvor hier gehalten hatte, hatte einen jungen Mann mitgebracht, der den Weg nach Brunnendorf rüstigen Schrittes einschlug. Es war der neue Lehrer Kurt Willbald, der von der Regierung mit der einstweiligen Verwaltung der Schule in Brunendorf beauftragt worden war, ein junger, frischer, aber noch sehr unerfahrener Mann, der vor nicht zu langer Zeit noch die Schulbank des Seminars gedrückt hatte. Er hatte bereits die Hälfte des Weges zurückgelegt, als ihn das Fuhrwerk, auf welchem Elsbeth Werner saß, einholte. Während es durch den Sand des Landweges langsam neben ihm herfuhr, erhob er seinen Blick und traf die Augen des jungen Mädchens, die ihn neugierig musterten.

„Wollen Sie mitfahren?" fragte der Kutscher, „steigen Sie auf, wenn Sie nach Brunnendorf wollen!" Er hielt das Pferdchen an, das sich die nicht vorgesehene Ruhepause gern gefallen ließ, denn es war kein stolzes Roß, sondern ein altes Arbeitspferd, dessen Dienstende nahe bevorzustehen schien.

Der junge Lehrer zog seinen Hut und stellte sich der Elsbeth Werner als der neue Lehrer von Brunnendorf vor, schwang sich dann auf den Sitz, auf dem sie saß, und dankte ihr für die Erlaubnis, ihr Mitreisender sein zu dürfen.

Eine Weile saßen beide schweigend nebeneinander, dann begann er:

„Sie sind, mein Fräulein, nicht aus Brunnendorf?"

„Nein, aber ich will mich dort den Sommer hindurch aufhalten bei meinem Onkel, dem dieser Wagen gehört."

„Dann sind Sie wohl aus der Hauptstadt?"

„Richtig geraten," antwortete sie lächelnd, „sehe ich denn wie ein Hauptstadtmädchen aus?"

„Das nicht; aber ich sah auf Ihrem Köfferchen, das da vorn liegt, den Namen der Hauptstadt stehen und nahm an, daß Sie von dort kommen. Darf ich fragen, was Sie so lange Zeit, den ganzen Sommer hindurch, in Brunnendorf treiben wollen?"

Vorläufig nichts, oder doch nicht viel. Ich bin lange Zeit sehr krank gewesen und habe ein Augenleiden bekommen, von dem der Arzt Heilung durch Landluft erwartet. Der gute Onkel will mir Aufnahme in sein Haus gewähren."

„Ist es mit Ihren Augen schlimm bestellt?"

„Sehen Sie mich einmal an und sagen Sie, ob Sie in meinen Augen etwas Schlimmes wahrnehmen?"

Sie hob den schmalen, blassen Kopf mit dem schwarzen, dichten Haupthaar nach ihm hin und sah ihn, indem sie die langen, schwarzen Wimpern aufschlug, fragend mit ihren dunklen Augen an.

Jetzt sah er, daß sie ein sehr schönes Antlitz besaß. Er blickte eine Zeitlang in ihre großen, mandelförmigen Augen, konnte aber nichts Krankhaftes in ihnen erblicken.

Endlich sagte er: „Ich bin zwar kein Augenkundiger, kann mir aber nicht denken, daß Ihre schönen Augen krank sein können."

Sie schmollte ein wenig, dann sagte sie: „Von meinen schönen Augen sollen Sie aber nichts sagen. Ich selbst hoffe, daß die Erscheinungen, die mich schon seit langer Zeit beunruhigen, vorübergehend sein werden. Oft, besonders des Morgens nach dem Erwachen, ist es, als sänke langsam ein dunkler Schatten auf meine Augensterne, der dunkler und dunkler wird, dann aber allmählich wieder verschwindet. Sonst aber kann ich die Erde mit allen ihren Schönheiten genau sehen. „Oh," rief sie aus, „sehen Sie doch, Herr Lehrer, die wunderschönen grünen Wiesen hier rechts und links und die Tannen dort mit ihren grünen Spitzen, und da," rief sie aus, sich an den Kutscher wendend und die Hand ausstreckend, „da, der Kirchturm, das ist wohl Brunnendorf?"

„Ja," gab er zur Antwort, „und in einer Viertelstunde sind wir zu Hause. Wo soll ich Sie absetzen, Herr Lehrer?"

„Dann bitte ich, bei dem Pfarrhause zu halten."

Digitized by Google

Je näher sie dem Dorfe kamen, um so schöner wurde das Bild, denn es war gerade die Zeit der Kirsch- und Apfelblüte, die mit ihren weißen und rötlichen Farben, während die Sonne auf sie herabschien, die ganze Gegend in einen Märchengarten verwandelte.

Beide waren von dem Eindruck ergriffen und schwiegen.

Als der Kutscher vor dem Pfarrhause haltmachte, schwang sich der Lehrer von dem Sitze zur Erde, gab seiner Begleiterin die Hand und dankte ihr für seine Mitnahme.

Dann fuhr sie tiefer in das Dorf hinein.

Er traf den jungen Pastor, seinen Vorgesetzten, zu Hause. Als er sich ihm vorstellte, war der Empfang seitens des Pastors etwas kühl. Er hatte nach den bisher gemachten Erfahrungen nicht viel Gutes von dem neuen Lehrer erwartet; aber dessen bescheidenes, etwas gedrücktes Wesen, das sehr günstig gegen das seiner beiden Amtsvorgänger abstach, gewann ihm seine Teilnahme. Er hieß ihn freundlich sich niedersetzen, ließ Kaffee bringen und bot ihm eine Zigarre an, die dankend angenommen wurde. Dann begann er: „Viel werde ich Ihnen über Ihren neuen Wirkungskreis nicht sagen. Sie werden ja selbst sehen und werden Ihre Erfahrungen sammeln. Ich glaube, die Schule ist nicht schlecht, die Kinder, glaube ich, sind leidlich gefördert. Ich sage ‚ich glaube', denn ich kann Bestimmtes nicht sagen, da ich fast ein halbes Jahr nicht in der Schule war, wozu ich meine Gründe hatte. Ihre Dienstwohnung ist groß und in Ordnung und für Sie, der Sie ja allein kommen, mehr als ausreichend. In der Gemeinde gibt es wie in allen Gemeinden gute und weniger gute Elemente. Die guten sind aber in der Mehrzahl. Wir haben eigentlich nur wohlhabende Bauern hier, die für ihre Schule ein Herz und einen nicht gar zu sehr zugeknöpften Geldbeutel haben. Unnötige Ausgaben für die Schule, das heißt diejenigen, die sie für unnötig halten, machen sie nicht gern. Das können Sie schon daraus entnehmen, daß sie immer noch nicht an die Anstellung eines zweiten Lehrers heranwollen. Freilich ist das auch nicht so einfach, denn da alsdann ein zweites Lehrzimmer gebaut werden muß und vielleicht auch das alte, aber noch brauchbare Schulhaus durch ein neues ersetzt werden müßte, so könnte es kommen, daß die Gemeinde mit der Anstellung eines zweiten Lehrers tief in den Geldbeutel greifen müßte. Fangen Sie also bei den Leuten nicht von einem zweiten Lehrer an. Sie wollen nichts, wenigstens zurzeit nichts davon wissen, und, da in den letzten Jahren nie mehr als achtzig bis neunzig Kinder in der Schule gewesen sind, haben sie mit ihrem Widerstande auch nicht so unrecht. Fast alle unsere Leute, die alten und auch die ältesten, sind hier in die Schule gegangen, und da sie alle etwas geworden sind, brauchen ihre Kinder auch nicht mehr zu lernen als sie gelernt haben. Sie lernen bei einem Lehrer genug, und ich glaube, sie haben daran auch nicht unrecht. Besuche bei den Bauern brauchen Sie nicht zu machen. Das wird hier auch nicht erwartet. Doch müssen Sie sich dem Gemeindevorsteher vorstellen. Ihre Sachen haben Sie wohl noch nicht mitgebracht?"

„Außer einem Rucksack mit der notwendigen Wäsche noch nichts."

„Dann gehen Sie bis zum Eintreffen Ihrer Möbel wohl am besten ins Gasthaus. Sie haben doch Möbel?"

„Ja", gab er etwas kleinlaut zur Antwort.

„Und nun kommen Sie. Ich will Ihnen das Schulhaus zeigen; es liegt gerade gegenüber meinem Pfarrhause."

Beide gingen über die Dorfstraße hinüber ins Schulhaus, das der Pfarrer öffnete.

Es war ein sehr altes, wie bereits gesagt, noch mit Stroh bedecktes Haus. Die Wohnräume waren niedrig, aber freundlich und gut erhalten. Gut erhalten und freundlich war auch das Lehrzimmer. Blühende Obstbäume guckten in die Fenster hinein, und da gerade die Sonne sich durch ihre Blüten in die Schulstube hineinstahl und deren Wände mit bunten Farbentönen bemalte, machte der Klassenraum einen recht einladenden Eindruck.

Nun verließ der Pastor den Lehrer, drückte ihm die Hand und wünschte ihm gute Tage und segensreiche Arbeit. An der Tür blieb er noch einmal stehen: „Ich möchte doch nicht unterlassen," sagte er, „Ihnen mitzuteilen, daß hier im Dorfe ein alter Amtsvorgänger von Ihnen wohnt, der Lehrer Wrengel; dem werden Sie wohl auch einen Besuch machen müssen."

Damit ging der Pastor, und auch der Lehrer verließ bald das Schulhaus und suchte das Gast-

Digitized by Google

haus auf, wo man ihm gern ein Zimmer für einige Zeit zur Verfügung stellte.

Dann nahm er Mütze und Stock, einen Spaziergang durch das Dorf zu machen, denn es war noch lichter Tag, und im Wirtshause sitzen und nichts tun, als Bier trinken und Zeitungen lesen, das konnte er noch genug am Abend machen.

Er ging langsam durch die breite Dorfstraße in der Richtung, in der er gekommen war, verließ sie aber bald und bog in eine Seitengasse ein, die in einen der Dorfausgänge mündete. An ihrem Ausgange, etwas abseits von der Straße, lag hinter einem großen Obst- und Gemüsegarten versteckt ein kleines Häuschen. Er war eben im Begriff, vorüberzugehen, als er einen alten, weißhaarigen Mann im Garten bemerkte, der, auf einen Spaten gestützt, von der Gartenarbeit auszuruhen schien. Er blieb stehen und fragte ihn, wohin er käme, wenn er hier seinen Weg fortsetze.

„Sie scheinen," gab der Alte zur Antwort, „junger Mann, nicht aus der hiesigen Gegend zu sein, sonst müßten sie wissen, daß gleich hinter jenem Höhenzuge unsere schöne Brunnendorfer Forst beginnt. Was führt Sie denn hierher?"

„Ich bin der neue Lehrer Willbald, der auftragsweise die Schule hier leiten soll."

„J, das ist mir ja eine angenehme Bekanntschaft", erwiderte der Alte, steckte seinen Spaten tiefer in die Erde und trat näher an den jungen Lehrer heran und schüttelte ihm kräftig die Hand. „Dann sollen Sie mir, lieber Kollege, willkommen sein. Bitte, treten Sie unter mein schlichtes Dach und lassen Sie heute Ihren Spaziergang beendet sein. Dazu ist später noch immer Zeit genug."

„Dann sind Sie wohl der alte Lehrer Wrengel?"

„Der bin ich. Und nun nochmals, lieber Kollege, herzlich willkommen."

Während sie den Garten durchschritten, plauderte er weiter:

„Haben Sie jemand mitgebracht? Aber nein, Sie sehen noch sehr unverheiratet aus. Haben Sie schon Bett und Tisch mitgebracht? Wo haben Sie Wohnung genommen?"

„Ich bin allein gekommen, habe weder Bett noch Tisch mitgebracht und werde vorläufig im Gasthause wohnen."

„Na, das wäre noch schöner," rief der Alte, „im Gasthause? Nein, das geht nicht. Ulrike, Friederike, Marieken!" so rief er ins Haus hinein, — „das sind nämlich meine Töchter, die sollen Ihnen unser Fremdenstübchen zurechtmachen. Es muß Ihnen schon eine Zeitlang bei uns gefallen."

Der junge Lehrer war über dieses ganz unerwartete, freundliche Anerbieten sowie über die ganze herzliche Art, mit der der Alte sich ihm, dem wohl fünfzig Jahre jüngeren Manne gegenüber verhielt, freudig überrascht. Er wollte eben mit einigen schönen Worten seinen Dank einkleiden, als die drei Töchter erschienen, die der Vater ihm vorstellte.

Es waren drei völlig verblühte Mädchen. Nur die eine, die jüngste, Marieken, war noch leidlich imstande. Sie hatte gelbe Haare, während die der beiden anderen Schwestern bereits anfingen zu ergrauen. Alle waren groß, schmal, mager und eckig gebaut. Und unter vierzig Jahren war keine.

Mit freundlichem Gruße hießen auch sie den jungen Lehrer willkommen, erboten sich sofort, das Fremdenstübchen instand zu setzen, und eine wollte ins Gasthaus gehen, das gemietete Zimmer abzubestellen und des Lehrers Rucksack herzusenden.

Als sie ins Haus gingen, wandte sich Ulrike dem Vater zu:

„Vater, bleibt es heute bei den Fischen?"

„Na, wie ist es mit Ihnen, lieber Kollege," fragte der Alte, „Fischfreund oder Fischfeind? Heute ist unser Fischabend; da bringt der Fischer von dem See gewöhnlich einen kleinen Fang."

„Ich bin ein guter Esser und habe in meiner Kindheit alles essen gelernt, was mir vorgesetzt wurde. Bitte, machen Sie um meinetwillen keine Umstände."

„Na, dann bleibt's also bei den Fischen."

Nun ging er voran und betrat mit seinem jungen Kollegen sein kleines Häuschen.

Es dauerte nicht lange, und der Alte hatte das Herz des jungen Lehrers, dessen Stärke die Menschenkenntnis nicht war, völlig gewonnen. Hier war Zuverlässigkeit, Menschengüte, reiche, durch das Alter gereifte Erfahrung, hier konnte er unbedenklich, was ihm auf dem Herzen lag, ausschütten. Und es lag etwas schwer auf ihm, das mitzuteilen er sich sehnte. Der Alte kam

Digitized by Google

ihm dabei entgegen. Als er sich seine Pfeife angezündet hatte, was das ehrwürdige Äußere, das das Alter ihm verlieh, nur erhöhte, begann er, nachdem er dem jungen Kollegen eine Zigarre angeboten hatte:

„Ich bin ein Mann, der überall und bei jedermann reinen Tisch liebt. Haben Sie schon Ihren Ortsschulinspektor, den Pastor, gesprochen?"

„Ich komme soeben von ihm; er hat mich zwar etwas kühl, aber doch nicht unfreundlich aufgenommen, und auf seinen Rat habe ich auch das Gasthaus aufgesucht."

„Das sieht ihm ähnlich! Der Gastwirt ist — etwas sehr Seltenes bei einem Gasthofbesitzer — ein fleißiger Kirchengänger, und da muß ihm alles zugewendet werden, was zahlen kann. Das war nicht gerade hübsch von dem Schwarzrock! Warum hat er selbst Sie nicht aufgenommen? Warum hat er Sie nicht zu mir geschickt?"

„Er hat mir aber gesagt, daß ich Ihnen einen Besuch machen soll."

„Aus Furcht, ich könnte es ihm übelnehmen, wenn ich erführe, daß er es nicht getan hätte. Ich habe dafür gesorgt," fuhr er fort, „als ich noch im Amte war, daß er mich in Ruhe ließ, und das habe ich nur dadurch erreicht, daß ich ihn furchtsam machte. Ich habe ihn wiederholt, als er in die Schulstube kam, wo er absolut nichts zu suchen hatte, gründlich angepfiffen. Da hatte ich Ruhe. Machen Sie es mir, lieber Kollege, nach! Nur gleich im Anfang fest auftreten! Nur sich nicht an den Wagen fahren lassen! Das beste ist, daß diese Herren Pastoren, die man uns fachgebildeten Lehrern zu Vorgesetzten gibt, von unserer Kunst des Unterrichtens nichts verstehen. Das macht sie blöde und zaghaft. Also mein Rat ist: Nichts auf sich sitzen lassen, immer fest widersprechen, gleichviel, was er sagt und was er will. Dann sind Sie ihn los."

Ganz war der junge Lehrer nicht überzeugt, aber er war doch nahezu überzeugt. Er versprach denn auch, er wolle den Rat des alten, würdigen Herrn nach Möglichkeit befolgen.

„Und was unsere Bauern anbetrifft," fuhr er fort, „so sind sie ebenso borniert wie die anderen auch. Sitzen auf ihren Geldsäcken, haben nichts gelernt als Säen und Ernten, können wohl addieren, aber nicht deklinieren, nicht konjugieren, und glauben, von der Schulmeisterei etwas zu verstehen, von der sie genau so viel verstehen wie der Esel vom Lauteschlagen. Wenn einer mal zu Ihnen kommt und Ihnen etwas vorgreint, weil Sie seinem Jungen den Rücken gestrichen haben, dann kurz angebunden! Kurz abgewiesen! Der Bauer verträgt keine sanfte Hand. Einige sind unter ihnen — die werde ich Ihnen gelegentlich noch nennen — da können Sie vertrauen, mit denen können Sie gehen; aber im großen und ganzen: lassen Sie sich mit den Vätern und Müttern Ihrer Kinder nicht ein! Das paßt sich nicht und führt nur zum Wurst- und Schinkenverhältnis, aus dem wir Lehrer, Gott sei Dank, heraus sind."

Der junge Lehrer hatte zwar etwas anderes auf dem Seminar gelernt: „Niemals, auch wenn's schwer fällt, die Fühlung mit dem Elternhause verlieren! Stets freundlich, gütig und entgegenkommend sein, auch wenn es die Eltern in der Form versehen! Wer um seines Kindes willen zum Lehrer kommt, muß seine Tür und sein Herz stets offen finden!" Das hatte er gelernt; aber er hatte auch gelernt: „Grau, Freund, ist alle Theorie, und grün des Lebens goldener Baum!" Und hier war keine Theorie, hier war der goldene Baum der praktischen Erfahrung eines langen, ehrenwerten Lehrerlebens, die zu ihm sprach. Die konnte er nicht zurückweisen.

Er erwiderte also, daß er seinem Rate gern folgen würde.

„Und nun," fuhr der Alte fort, „haben Sie etwas auf dem Herzen, junger Freund, dann heraus damit! Jugend pflegt keine Tugend zu haben, und manchmal gibt's Brüche schon in jungen Jahren. Ich helfe gern, wenn ich helfen kann. Also offenes Visier!"

Dabei reichte er ihm die Hand und schüttelte sie.

„Mich drückt freilich ein trauriges Verhältnis, und ich bitte, vertraulich aufzunehmen, was ich Ihnen sagen werde. Sie haben mir in den wenigen Augenblicken schon so viel Güte erwiesen und mir so viel Vertrauen gezeigt, daß ich mich Ihnen öffnen will." Er schwieg einen Augenblick, dann sagte er: „Es ist das traurige Verhältnis, in dem ich zu meinen Eltern stehe."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Gerd / Roman von Minna von Heide

5. Fortsetzung.

Gerd fand da in der Tat keine natürliche Brücke. Gertrud Westerling war nicht nur die Tochter des angesehensten Professors an der Universität, sondern gleichzeitig die am meisten umworbene junge Dame der Gesellschaft. Und nicht etwa nur wegen des Reichtums, der von ihrer Mutter herstammte, sondern mehr noch wegen ihrer eigenen Persönlichkeit, die den Reiz hatte, nicht nur ein lebhaftes Temperament mit einer klaren Auffassung zu vereinen, sondern die auch den seltsamen Kontrast in sich barg, modern und gleichzeitig anmutig zu sein. Bei allem, was die Frau für sich beansprucht, schritt Gertrud Westerling mit vorneweg, aber sie hatte geradezu eine gänzlich für sich hinnehmende Art, lächelnd rückwärts zu blicken, und plötzlich nach der Spitzenhaube einer Urahne zu greifen.

Klaus war wie alle Hörer Westerlings, mehrfach in das Haus des Professors eingeladen gewesen und stand auch mit Gertruds Bruder, mit Rolf Westerling, auf gutem Fuß. —

Bei Klaus hatte es inzwischen ein bißchen abgeebbt. „Das ist ja, um sich die Beine auszureißen", sagte er. „So etwas habe ich noch nicht mitgemacht. Daß ich es dir nur gestehe, Gerd, ich habe ein bißchen toll ausgeschlagen die letzte Zeit, aber von Herzen kam mir das nicht. Ich sprang einfach aus der eigenen Haut, wie ein junger Satan aus der Hölle springen mag, wenn es ihm mal gar zu heiß darin wird.

Hier liegt des Pudels Kern, Gerd, verlaß dich darauf. Alles andere ist Seifenblasenbetrieb! Auch die Studiererei! so leid es mir tut. Du hast ja früher gesehen, wie ernst ich es nahm und was ich der Welt für Lichter aufstecken wollte, und nun ist umgekehrt ein Schuh daraus geworden."

Gerd fragte nur: „Hast du Fräulein Westerling denn überhaupt jemals für dich allein gesprochen?"

„Das ist es ja gerade, und ich möchte es beinahe verfluchen. Ihr Bruder rief mich an, als sie zu zwei Parteien Tennis spielten. Das heißt Westerling spielte nicht mit, der war selbst später hinzugekommen und stand nur dabei. Und während wir uns gerade lebhaft über eine kleine Streitfrage unterhielten, kam das gnädige Fräulein und ließ sich durch ihren Bruder ablösen. ‚Einen Augenblick nur, Rolf,' sagte sie, ‚mir ist da etwas eingefallen, wonach ich Herrn Holm fragen möchte.'

‚Mich?' fragte ich, und wurde mit atemlos von dem Gespiel, das ihr Blut noch hinter ihrer durchsichtigen Haut trieb.

‚Ja, gerade Sie, Herr Holm!' lachte sie mich an, und ließ auf eine Art ihre Zähne dazu mitlachen, daß ich mir nichts Angenehmeres hätte wünschen können, als daß sie mich geradeswegs damit angebissen hätte. So kannibalisch dir das auch klingen mag. Aber sie tat es denn auch leider nicht, sondern deckte den lockenden Vorhang darüber und fragte höchst ernsthaft nach einigen Ideen, die sie aufgefangen hatte und die mir in jenem Augenblick so fern lagen, daß ich sie gar nicht fassen konnte, ganz einfach die Antwort schuldig blieb und die Augen seelenruhig weiter weiden ließ.

Daß es ihr ungemütlich wurde, merkte ich nicht, ich hörte nur, daß sie in verändertem Ton sagte: ‚Sie denken wohl, Herr Holm, daß wir weiblichen Wesen nicht vollgültig sind? Ich glaube gar, Sie haben nicht einmal zugehört!'

‚O doch,' sagte ich, ‚zugehört habe ich schon, aber gut genug, das glaube ich selbst nicht. Ich will Ihnen für die Antwort, die ich schuldig blieb, sagen was ich dachte. Ich dachte: Da sitzt man und brütet und brütet und tiftelt und möchte dem Leben ablauschen, was des Lebens ist, und plötzlich kommt es her und beweist glatt, was wir Menschen für Narren sind!' ‚Das verstehe ich nicht', sagte sie und trat einen Schritt zurück, und ich hätte deutlich genug fühlen müssen, wie erschreckt sie war, als sie jetzt recht gründlich mit ihrem Auge in meines traf, und doch hielt es mich nicht ab, zu sagen: ‚Ich verstehe es selbst kaum. Ich verstehe nur, daß für mich alle Fragen der Welt mit einem Schlage gelöst wären, wenn ich Sie jetzt hier an mich reißen dürfte und Sie küssen, bis Ihnen der Atem verginge!' —

Du kannst dir denken, Gerd, was das Mädchen für Augen gemacht hat. Als ob ich ins Tollhaus gehörte! Aber Lärm geschlagen hat Fräulein Westerling nicht, obwohl sie es doch wahrhaftig hätte tun können. Ich habe mir

Digitized by Google

hinterher nach dem Schädel gefaßt und nach dem Puls gefühlt, und ich stehe noch heute vor einem Rätsel. Mein Vater soll allerdings in seinen jungen Jahren ein ganz außergewöhnlich toller Kerl gewesen sein, aber das steht doch auch nicht in dem rechten Zusammenhang. Man hat doch Grenzen kennen und respektieren gelernt. Ich muß reineweg verrückt gewesen sein, und normal bin ich noch heute nicht wieder!"

Klaus rannte wieder im Zimmer hin und her, und Gerd sah nur seine Augen, die ihm erschienen wie vor so und so viel Jahren seines Vaters Augen. Er wußte zu Klausens Beruhigung nicht das geringste zu sagen, und Klaus erwartete es auch kaum. Er rannte noch einigemal hin und her und verabschiedete sich dann. Er habe Gerd eigentlich zu einem Spaziergang abholen wollen, sagte er, aber für heute sei es nun schon besser, er lüfte seinen Korpus solo aus, Gerd möge sich inzwischen nur keine Spinnen setzen.

Aber zunächst nahm es Gerd noch gehörig her. Immer wieder stellte er sich das ranke, hohe Fräulein Westerling vor, die Tochter aus vornehmem Hause, und dazu die Worte von Klaus! Das war doch — Gerds Blut schoß nur so durch ihn hin, daß es ihn verwirrte und durch einen Damm brechen wollte.

Erst ganz allmählich kam es wieder zu Ruhe und Ordnung in ihm, und da schlich er sich vorsichtig einmal hinüber auf die andere Seite seines Selbst. Und Gerd wunderte sich, schloß einen Augenblick die Augen und wurde von einem leichten Taumel erfaßt.

Schließlich ging er an seine Kommode und nahm sich sein Photographiealbum heraus.

Gerd holte sich die Seinen nicht oft hervor, weil sie ihn leicht wehmütig stimmten, aber heute sollten sie ihm aus der Wirrnis helfen. Und zwar ging Gerd zuerst zu Tante Agathe.

Das war nun ein Frauenbildnis, Agathe Iwersen, mit dem es uns ergehen kann wie mit einer Stadt, in der man niemals drin war, und die uns doch anheimelt und uns sogar an dieser oder jener Ecke vollständig bekannt und vertraut grüßt.

Agathe hatte ihre ganz besondere Weise, auf den Beschauer zu sehen. Im Leben und im Bilde auch. Es war, als mache sie einem Müden nach langem, beschwerlichem Wege schon freundlich die gastliche Tür auf und sagte: „Hier ist schon alles bereit."

Agathe sah die Menschen an, als sei sie auf jeden einzelnen schon vorbereitet gewesen und von vornherein gewillt, auch die Beiwacht mit in den Kauf zu nehmen.

Und ihre Stirn war ebenso bereit und klar. Das Haar war hoch daraus herausgenommen und wie zu einem kräftigen Halt in einer schweren Flechtenlast gegen den Hinterkopf gelegt. Ganz schmucklos. Und obschon man von dem Oberkörper nur noch Hals und Schultern sah, glitt man dennoch mit den Augen mühelos über die Pracht der ganzen Gestalt. Nur der Nacken hätte schließlich genügt, um die Vollendung des ganzen Körpers zu beweisen, weil die Natur eine Meisterin ist, die mit einem einzigen Grundstrich plastisch das ganze Gebilde in die Seele beizt.

Gerd sah seiner Tante lange in die Augen und über die Stirn und glitt dann auch scheu über ihren Hals und die Schultern hernieder, um dann die Augen wieder zu schließen und die Brust gegen die Tischplatte zu pressen.

Beinahe, als ob es heimlich geschehen müsse und als ob er ein Unrecht begehe, schlug Gerd dann vorsichtig die Blätter wieder zurück, bis er mit seinen Augen vor seinem Vater stand.

Bernhard hatte kein Photographiergesicht, man sah ohne weiteres, daß er zurechtgesetzt war. Es gab denn auch überhaupt nur dieses einzige Bild von Bernhard. Es war aus seiner Bräutigamszeit, und es war auf Hannes Wunsch gemacht.

Gerd war es, als hätte er nicht nötig zu wissen, daß sein Vater Eisen goß. Denn, obschon Bernhard nicht aus freien Stücken auf dem buntschnörkeligen Stuhl saß, saß er gleichwohl wie auf ihn hingeschmiedet. „Nun will ich es mal, und nun tu ich es."

Gerd hörte einen Hammer auf einen Amboß sausen und sagte halb widerstrebend, halb daß es ihn zwang: „Lieber Vater."

Aber gleich darauf lag er aufschluchzend an Hannes Brust. —

Hanne hielt ihren großen, kämpfenden Jungen fest umfaßt, und obgleich sie es nur im Bilde war, ihre Macht war groß. Sogar ins Blut den Trost zu sprechen, gelang ihr.

Gerd küßte das schon abgeblichene Braut-

Digitized by Google

bild seiner Mutter. Und küßte ihr auch die Stelle, wo er das Herz vermutete. Und immer wieder sah er Hanne lächelnd an, wie sie dasaß, die Taille so schlicht gerade über der Brust heruntergeknöpft und der zarten Rundung eine Keuschheit der Bestimmung gebend, daß Gerd das Bild ganz herausnahm und sich gegen seine Mutter schmiegte.

Alle Unruhe war verflogen. Pure Innigkeit war in dem jungen Menschen, und eine Fülle, sich seinerseits hinzugeben mit Leib und Seele, daß ihm die Tränen über die Backen liefen. —

Gerd hatte sich vollständig vergessen, und Dörte mußte ihn zum Abendbrot holen. Sie hatte ihm seine Butterbrote schon gestrichen und belegt und raunte ihm zu, daß sie noch Kartoffelpuffer für ihn in der Pfanne habe.

„Sie sind viel zu eifrig, Karstens," sagte Frau Johannsen, als Gerd eintrat, „inzwischen wird uns der Tee hier kalt."

Gerd war rot geworden und setzte sich an seinen Platz.

„Komm, Musch", lockte Dörte. Sie wollte die Katze hinter dem Ofen hervorholen, aber Musch ließ sich gar nicht stören und schnurrte unbekümmert weiter.

„Lassen Sie doch nur liegen", sagte Frau Johannsen. „Die ersten Heiztage ziehen so an, und wir wissen selbst warum. Sehen Sie sich einmal um, Karstens, das schöne schwarze, glänzende Fell. Sie ist so sauber, unsere Musch."

„Wir haben nie Katzen gehalten," sagte Gerd, „ich mag Hunde lieber."

„Ich auch", meinte Dörte.

„Ja, denken Sie sich nur, die Dörte freit weiß Gott nach einem Teckel", sagte Frau Johannsen eifrig. „Sie kann so einem Krummbein auf der Straße nachlaufen und ist ganz glücklich, wenn so'n Vieh es rauskriegt und sie ansieht."

Dörte wurde kein bißchen verlegen. „Das tu ich auch", sagte sie gleichmütig zu Gerd. „Ich weiß wohl, daß man uns Jungfern auslacht, aber das macht mir gar nichts aus. Mir ist ein Hund lieber als mancher Mensch, und vornehmlich die Teckel können einen ansehen, als wüßten sie so ziemlich von allen Teilen Bescheid."

Frau Johannsen lachte gutmütig. „Na, wir werden ja sehen, vielleicht erbarmt sich der Weihnachtsmann. Nun langen Sie aber zu, Karstens! Mir scheint, Sie sitzen mal wieder mit einem Bein noch in den Büchern."

Es wollte Gerd in der Tat nicht munden. Nicht einmal die prächtig duftenden Kartoffelpuffer, die Dörte eigens und mit vieler Sorgfalt für ihn zubereitet hatte. Er war froh, als er wieder hinter seiner behaglichen Schirmlampe mit sich allein saß.

Es drängte ihn, an Peter Feddersen einmal einen ausführlichen Brief zu schreiben. Einen Brief, in den man sich so recht eigentlich selbst hineinlegt, und der wie eine Bitte um ein Streicheln für die Seele ist. „Hier bin ich, ich habe alle Fäden zusammenlaufen lassen, und sie möchten sich um dich ringen und schlingen wie um eine Spule, Peter Feddersen, um auf einem möglichen Wege in das große Gewebe zu gelangen!"

Ach, es ist etwas Wunderbares um die ungeschriebenen Briefe! Um das gedankenverlorene, sehnsuchtsvolle Hinbrüten und Hinschmiegen an Abwesende, mit denen wir uns jeder Entfernung zum Trotz eins fühlen. Die uns mit Teilen ihres Wesens das noch so wenig erforschte Land in uns durchsickern und uns ein Ahnen geben von der Unendlichkeit, die nie mit Menschenwissen etwas gemein haben wird. Gerade darum ist sie ja so voll wunderlicher Wehmut und Süße zugleich die Einsamkeit, weil wir in ihr allein die Vereinigung mit unbekannten Zielen unseres Hangens und Bangens empfinden können, von denen jede Körperlichkeit ausgeschaltet bleibt.

Was soll uns da eine Weisheit, die von Menschen stammt! Jahrtausende sind vergangen und werden kommen, und turmhoch ragten einzelne darin unter der gesamten Menschheit hervor und werden weiter hoch über andere hinauswachsen. Aber wer sie einmal an dem heimlichen Auslug sehen könnte, von dem aus sie bis an fernere Grenzen als alle andern schauen können! Wer sie sehen könnte! —

Gerd sann und spann noch lange. Und dann schrieb er wirklich noch einen Brief, aber nicht an Peter Feddersen, sondern an seine Tante Agathe. Verwunderlicherweise.

Er lautete:

„Liebe Tante Agathe!

Es ist schon spät, meine Gedanken waren mit mir davongelaufen, und ich wollte eigentlich nicht

Digitized by Google

an Dich, sondern an Pastor Feddersen schreiben, aber noch bevor ich es selbst recht wußte, stand auf diesem Briefblatt ‚Liebe Tante Agathe!‘

Vielleicht habe ich Dir danken wollen, und halte ihn nun nicht auf den Dank. Dafür, daß Du mich an Feddersen gewiesen hast, an diesen für mich mit keinem andern zu vergleichenden Menschen. Ich weiß nicht, wir haben ja nur wenige Worte miteinander gewechselt, aber jedes davon lebt in mir fort.

Ich brauche nur an ihn zu denken, und gleich bin ich freier. Als ob ich teilhaben könnte an seiner Erkenntnis. Nicht an dem Wissen, das nun schon durch Jahrhunderte aufeinandergetragen wird, sondern nur an dem herzensguten Wollen, eine Einheit aus den Menschen zu machen.

Ein Mensch wie Peter Feddersen möchte ich werden, Tante Agathe, weiter nichts.

Ein Mensch, von dem ich mir nicht denken kann, daß er jemals anklagt oder richtet, der nur immer mit der gleichen Geduld der Spur nachläuft und sucht und sucht und sucht. —

Wenn Du es kannst, Tante Agathe, dann verzeihe mir, daß ich Dir einstmals meine Hand verweigerte. Du hast zwar recht, es ist und bleibt ein unglückseliges Wissen, in das mich der Zufall trieb, aber die Steine hat das Leben mir nun aus der Hand genommen, ich trage keine mehr nach Husum.

Es ist mir eine Erleichterung, Dir dieses zu sagen, Tante Agathe. Und wenn Du Dich nicht zu gut hältst, mir nun trotzdem noch eines Tages eine Aufklärung zu geben, jetzt würde ich Dich gewiß anhören.

Ich hoffe, Ihr seid gesund, Du und Großmutter. Ich bin es auch, wenn mich auch noch inwendige Schlacken genug drücken. Wie gern möchte ich einmal mit freier Stirn auf die Kanzel treten, und wenn ich nichts zu geben hätte als einen guten Willen, daß alle ihn fühlen müßten!

Ich bin mit herzlichen Grüßen für Euch beide Dein Gerd.“

* * *

Agathe konnte ihrer Bewegung lange Zeit nicht Herr werden. Bis zu körperlichem Schmerz fühlte sie sich zu dem herben Jungen hingezogen und fand erst Linderung, als sie in den klaren Herbsttag hinausging.

Und noch selbigen Tages schrieb sie Antwort nach Kiel:

„Lieber Gerd!

Ich habe Deine Hand lange festgehalten und bin den Weg gegangen, den wir beide niemals vergessen können, und doch ist nun der schlimmste Stachel fort. Auch wird die Zeit wohl kommen, wo wir uns in Ruhe bis zu Ende aussprechen können, und dann wirst auch Du erkennen, daß wir Menschen manchmal machtloser gegen einen Augenblick sind als sonst gegen Jahre. —

Ich lebe hier jetzt sehr stille Tage bei Mutter, die immer noch in einer Trauer vor sich hinsitzt, daß es einem nicht einfallen würde, mit einem Trostwort daran zu rühren. Für Deine Großmutter gibt es nur noch einen einzigen Trost, und der liegt in ihrem eigenen Sterben. Großvater ist die letzten Jahre nicht mehr recht umgänglich gewesen, aber Mutter ging so sehr in der Sorge um ihn auf, daß das Haus und die Welt ihr leer geworden sind. Und sie selbst fällt so zusammen, als ob alles, was sie ausfüllte, mit abgestorben sei.

Es ist trübselig genug anzusehen, lieber Gerd, aber ich muß mich darin finden. —

Wie sehr habe ich mich über jedes Wort von Dir über Feddersen gefreut. Daß ich es mit ihm bei Dir treffen würde, ist mir schon früher ein Trost gewesen, als Du es ahnen konntest. Ich habe nach und nach alles gelesen, was dieser Mensch geschrieben hat, und bald jedes war mir wie eine Linderung. Wir haben nun mal das Leben von der harten Seite kennen gelernt, und Feddersen kriegt es fertig, einem beizubringen, daß es das Schlimmste nicht ist. Er meint sogar stellenweise, daß wir den Lachenden gegenüber insofern einen Vorsprung haben, als wir nicht von heute auf morgen leben, sondern früh auf Vorrat sammeln.

Damit will ich nicht etwa Deine jungen Jahre trösten, lieber Gerd. Eher die späteren, denn ich bin gewiß, Du findest Dich noch besser ab und zurecht, als Du Dir das heute denkst, und als wenn Du beide Hände voll Lust und Lachen hättest. —“

Weiter kam Agathe vorläufig nicht mit ihrem Brief. Der, von dem sie soeben schrieb

Digitized by Google

und an den sie sinnend einen Augenblick gedacht hatte, war in ihr Haus getreten und hatte sie zu sprechen verlangt. Das Mädchen kam mit dem Bescheid herein, und gleich darauf trat Peter Feddersen in die Stube.

Agathe kam ihm schon entgegen und reichte ihm erfreut die Hand, aber indem er sie erfaßte, schien ihr, daß er etwas Fremdes mit sich brachte.

„Darf ich mich hier zu Ihnen hersetzen, Fräulein Iwersen?" fragte Peter inzwischen beinahe zaghaft. „Was Sie wohl sagen werden zu meinem heutigen Gang zu Ihnen!"

Sie ließen sich beide am Tisch nieder, und als müsse er um Verzeihung bitten, hub Peter nun an: „Ich hätte es selbst nicht gedacht, daß es noch einmal so weit mit mir kommen würde. Ich bin ja schon über und über grau, und doch habe ich es nicht überwunden, Sie zu fragen, Agathe, ob wir zwei das letzte Stück Weges nun wohl noch miteinander gehen könnten? —"

Agathe war es, als ob sie nicht recht gehört haben konnte.

„Ich verstehe es natürlich," fuhr Peter fort und sah Agathe treuherzig durch seine große, runde Nickelbrille an, „daß es Ihnen zuerst als gar nicht wahr klingen mag. Wir sind ja stets nur ruhige Kameraden gewesen, und doch — ich für meinen Teil habe mehr an Sie gedacht, als Sie das vermuten. Ich habe so manche Stunde, in der ich meine Hand einmal recht fest um eine andere schließen möchte! Um eine, auf die man sich mal ein bißchen ernsthaft verlassen kann."

Agathe war alles unklar und unwirklich zu Sinn. Sogar die Uhr tickte ihr, als ob das Gehwerk draußen stünde, und es machte ihr viele Mühe, endlich zu sagen: „Gerade Ihnen habe ich mich doch vor Jahren anvertraut, Herr Pastor, und Sie wissen, daß ich in dieser Richtung schon lange mit mir abgeschlossen habe."

„Ach, Fräulein Iwersen," sagte Peter Feddersen da, „eben weil Sie mir einmal Ihr ganzes Vertrauen schenkten, sollten Sie doch wissen, daß ich nichts erbitte, was Sie mir nicht geben könnten. Aber liegt unser Leben nicht so, Ihres und auch meines, daß ein gegenseitiges festes Zutrauen alles sonst ersetzen könnte? Bislang hatten Sie immer noch Ihr Elternhaus, aber seit Ihres Vaters Tod rüstet sich Ihre Mutter auch schon, das sehen Sie doch."

Ja, das sah Agathe. Und sie blickte über Peter Feddersen hinweg durchs Fenster und suchte mit sich zurechtzukommen. Dann meinte sie: „Ich glaube sogar, ich bin eine Reihe von Jahren älter als Sie."

Da stand Peter ruhig auf. „Ich sehe es," sagte er, „es kam Ihnen gar zu überraschend, sonst würden Sie solche Nebendinge nicht dazwischenbringen. Es mag schon sein, daß Sie um zwei oder drei Jahre älter sind, mehr können es nach meiner Schätzung nicht sein, obschon es mir da auf eine Zahl überhaupt nicht ankäme. Gehen Sie in Ruhe mit sich zu Rate und schreiben Sie mir dann Bescheid. Eile hat es nun auf einmal ja nicht mit uns. Nur eines müssen Sie mir versprechen, Fräulein Agathe," er hielt ihr die Hand hin, und Agathe legte ihre hinein, „ich warte auf ein Ja oder Nein von Ihnen, aber auch wenn es ein Nein sein sollte, müßten wir dieselben guten Freunde bleiben."

„Das vermöchte ich gar nicht anders." Agathe drückte die Hand wieder, die ihre fest umschlossen hielt. —

Es schien, als ob Frau Iwersen den Besuch überhaupt nicht gehört hatte. Aber als Agathe den Tee fertig gemacht hatte und mit ihrer Mutter bei dem gewohnten einfachen Abendbrot saß, fragte die alte Frau: „Was wollte Pastor Feddersen?"

Die unerwartete Frage verwirrte Agathe in keiner Weise. „Er möchte, daß ich seine Frau werde", sagte sie geradeheraus.

In all ihrer Trauer hatte Frau Iwersen wenig Tränen gehabt, jetzt liefen sie ihr über die Backen. Ihre belegte Stimme zitterte: „Wenn ich das noch erleben könnte, wieviel ruhiger würde ich sterben! Ein Mensch allein ist wie ein Haus ohne Dach."

Agathe stand auf und küßte ihrer Mutter die spärlichen, weißen Haare. Und die alte Frau legte ihren Kopf gegen ihre Tochter und sagte leise: „Du kommst spät hin, Gathe, aber wenn du nur noch hinkommst!"

„Wie meinst du das, Mutter?"

„Ach Kind, wir sind nicht eher zu Hause." —

Agathe mußte noch lange darüber nachdenken, wie Mutter es gesagt hatte! Als ob sie es für alle Frauen wüßte und gut wüßte.

Digitized by Google

Aber war es denn immer noch Zeit, und konnte man nicht zu spät kommen? —

Schon nach zwei Tagen erhielt Peter einen Brief von Agathe.

„Lieber Peter!

Mit dem vielen Überlegen ist es nichts. Je weniger ich über alles nachdenke, desto deutlicher sagt mein Gefühl auf Ihre Frage Ja. Wenn wir es denn versuchen wollen — ich bin für eine nähere Aussprache immer für Sie zu Hause.

Agathe Iwersen."

Und schon am selben Abend saßen sie zu dritt beisammen. Feddersen saß bei Großmutter Iwersen auf dem Sofa und war von ihrer ruhevollen Sterbensbereitschaft so ergriffen, daß er die schlichte Frau noch lange mit einer ehrlichen Sohnesliebe hätte überschütten mögen. Und wenn er auf Agathe sah, die auf den einmal beschrittenen Weg schon jetzt eine unverbrüchliche Sicherheit legte, hätte er sich zu ihr hinübersetzen mögen, um ihr die Hände zu streicheln und ihr zu sagen, daß sie ihm ein vieljähriges Heimwehgefühl gestillt habe.

Es wurde ein schöner Abend, und als Feddersen ging, sagte Agathe sich, daß sie sich gar nicht erst hätte besinnen brauchen.

Sie mußte sich wundern, wie wenig sie nun eigentlich dabei an Bernhard gedacht hatte. Und auch jetzt erwog sie ganz ruhig, was er wohl dazu sagen würde. Unruhiger wurde der Schlag ihres Herzens erst, als sie dann an Gerd dachte. Und an Hanne, die sich so arglos und herzlich freuen würde. —

Der erste, der zum Gratulieren kam, als das für Husum absonderliche Verlobungsgerücht durchsickerte, war Fritz Johannsen, Agathes einstiger, ausdauernder Bewerber.

Sie standen noch auf Du von den Schuljahren her, und Fritz meinte, er hätte eigentlich schon lange einmal kommen wollen nach Vaters Tod, und wie es denn nun mit dem Geschäft werden solle. Feddersen könne es doch nicht übernehmen. „Ich könnte das Lager bar auszahlen, Gathe," schloß er, und nach Dauerlichkeit oder trübseligen Erinnerungen hörte sich nichts an.

Fritz hatte inzwischen längst geheiratet. Eine Hofbesitzerstochter aus dem Eiderstädtschen, eine kernige, gesunde Frau, und die beiden hatten fünf wohlgeratene Kinder miteinander. Jetzt meinte Fritz ganz gemütlich: „Wenn ihr euch noch nicht gleich zum Verkauf entschließen könnt, Mutter und du — ich habe ja früh warten gelernt."

Agathe ging auf den Ton ein. „Ja," sagte sie, „und es ist schade gewesen um die Zeit, nicht Fritz? Man meint mit Gewalt der oder die müßte es sein, wenn man jung ist, und du zum Beispiel hast hinterher weiß Gott nicht ins Blaue getroffen. Ich freue mich allemal an deinen Kindern, wenn ich sie sehe."

Fritz hielt ihr treuherzig die Hand hin: „Trotz allem, Gathe — wir sind Dithmarscher und haben ein steifes Kreuz, hart genug bist du mir abgegangen! Aber wenn nun mal nichts zu machen ist, reineweg und mit Gewalt nichts, dann will man ja doch schließlich nicht so lose und leer weiterlaufen, das hält ein Mann auf die Dauer schlecht aus. Und gewiß, ich hab' es auch so noch ganz gut getroffen."

„Das hast du."

„Christine ist gesund, und die Alten saßen im Fett."

Nun mußte Agathe lachen. „Ist es das auch bei mir gewesen?" fragte sie.

Aber da sagte Fritz Johannsen: „Und wenn du kein Hemd überm Leib gehabt hättest, Gathe!!"

Es war ehrlich, das sah Agathe. Aber auch das war nun längst überstanden, und so lenkte sie geschwind wieder auf das Geschäftliche über: „Du kannst das Geschäft kriegen, Fritz. Wir können das in den nächsten Wochen noch weiter abwickeln. Mutter hat schon mehrmals davon gesprochen, und mir wird es auch zu viel mit dem großen Betrieb. Ich habe ja zwar zu Vaters Zeit die letzten Jahre die Hauptübersicht auch in der Hand gehalten, aber es sitzt eigentlich nicht in mir, mir fehlt die rechte Freude an so einem Betrieb nach außen, ich bin wohl zu sehr vom alten Schlag, wo die Frau ins Haus gehörte."

„Topp!" sagte Fritz, und dabei blinkerte es ihm im Auge. „Die Firma bezahl' ich dir auch gut, Gathe, wenn du selbst es auch nicht nötig hast."

„Das sollst du gar nicht."

„Deine Schwester hat doch Kinder", sagte Fritz ehrlich.

Digitized by Google

„Natürlich, mit Hanne und ihrem Mann sprech' ich erst noch über alles." —

Aber Agathe fuhr nicht gleich persönlich nach Marne. Sie schrieb erst.

Bernhard wollte gerade vespern, als der Brief kam, und nun wog er ihn in der Hand, und dann ließ er Hanne sagen, sie möge mit dem Kaffee nicht auf ihn warten, er habe noch einen Gang vor.

Öffnen mochte Bernhard Agathes Brief aber noch lange nicht. Er sah ihn weiter im Umschlag an und wunderte sich, daß er mit seinen groben Arbeitshänden so sicher durch eine geschlossene Briefdecke tasten konnte, oder woher kam die Unruhe sonst? Es war sicher etwas im Verzuge!

Wir Menschlein wir, wo Wunder sind, da sehen wir sie nicht, aber wo keine sind, da sehen wir welche! Wie sollte denn ein Stücklein Papier die Dinge zurückdrängen, die unserem Wesen von irgendwoher haushohe Wellen zutreiben! —

Bernhard hielt das endlich herausgenommene Briefblatt lange umschlossen und las den Inhalt vom ersten bis zum letzten Wort mehrere Male hintereinander.

Es war so einfach und so sachlich, was Bernhard hier in kleinen Strichen unter den Augen hin und her lief, bis er sich wirklich seinen Hut hervorholte zu dem wichtigen Gang über die Felder.

Bernhard hatte wohl selbst kaum gewußt, wie groß der Rest noch in ihm war. Es war doch auch in ihm stiller und stiller geworden, und er hatte langsam immer deutlicher die Wärme gespürt, die Hanne unermüdlich um ihn und die Kinder verbreitete, und nun auf einmal riß da etwas alles wieder um.

Schließlich stand Bernhard vor dem Grabhügel seiner kleinen Ise und sprach mit dem toten, kleinen Mädchen, wenn es ihm auch kaum bewußt war.

Rings um den kleinen Grabhügel zog sich ein wuchernder Immergrünkranz, und die Kleine stand wie sie leibte und lebte vor dem Vater.

Bernhard erschauerte und sah sich um.

Es war so friedlich. Nichts regte und rührte sich, nur Grabsteine ragten grüßend auf, und Eschen und Weiden hielten die Zweige gesenkt.

Bernhard faßte die Hände fest ineinander, er wollte sich so gerne zurechtfinden. Hatte er nicht rechtschaffen Weib und Kind zu Haus, und hatten die Seinen es je für ihn fehlen lassen? Was wollte er, und wen suchte er? Agathe? Er hatte sie nie besessen und wußte längst, daß er sie nie besitzen würde. Ob sie nun so spät noch einen anderen nahm, was konnte es ihm verschlagen!

Wir fragen es alle vergebens. In jedem von uns liegt ein Wittern über die Grenzpfähle hinaus, und wehe, wem der Anker vor dem Tor liegt!

Bernhard sagte zu der kleinen Toten, wenn sie nun beim Hergott sei, möge sie Fürsprache für ihn tun, dann ging er nach Hause zu den Seinen. —

Den Brief gab Bernhard Hanne erst abends und sagte dabei: „Du wirst dich wundern, ich habe ihn schon gelesen."

Hannes Augen wurden immer größer und blänker.

„Liebe Hanne, lieber Bernhard," schrieb Agathe, „wie es mich selbst überrascht hat, wird es auch Euch überraschen, was ich Euch heute zu schreiben habe: Peter Feddersen und ich wollen uns heiraten.

Ich wäre zwar niemals auf den Gedanken gekommen, daß Peter das im Sinn haben könnte, aber er sagte, er hat sich schon länger damit herumgetragen.

Wir kennen uns ja lange genug, über zwanzig Jahre, und sind in der Sorge um andere häufig genug zusammengekommen, und nun, nachdem wir das halbe Hundert schon hinter uns haben, legen wir unsere Wege noch so dicht nebeneinander.

Es soll auch mehr ein friedliches Gespann mit uns werden, wir sind ja alte Leute. Wo sollte ich hin, wenn Mutter mal die Augen zumacht! Und sie ist schon halb auf der Reise, das lest Ihr zwischen den Zeilen aus jedem Brief. Mutter ist über achtzig, ihr ihr Leben war Vater, sie würde aber schwerer sterben, wenn sie mich allein hätte zurücklassen müssen.

Was aber nicht heißen soll, daß Peter Feddersen mir gerade gut genug ist, mir die Angst vor mir selbst zu vertreiben, vor unserm bißchen Menschsein — er steht mir auch näher als irgendeiner, der sich je um meine Hand beworben hat. Wir haben mancherlei gleiche

Digitized by Google

Interessen und haben beide den ehrlichen Willen, so gut man es in aller Lebenswirrnis kann, mit uns selbst zurecht und zu Ruhe zu kommen.

Wir wollen in unserem kleinen Umkreis miteinander helfen, so viel wir irgend können, und Peter, der ja seine Gedanken sammelt und sichtet, meint, daß wir uns miteinander darüber aussprechen könnten, und daß ich es noch lernen würde, mit beizutragen. Und das glaube ich beinahe, Hanne und Bernhard, denn ich habe so viel mit mir allein gesessen und habe manchen Gedanken festgehalten und besehen. —

Nun ist Fritz Johannsen gestern bei uns gewesen und möchte das Geschäft kaufen, und da wäre wohl nichts im Wege. Mutter freut sich darüber und meint, es sei nach Vaters Sinn, daß nun alles weiter in Blüte bleibt. Fritz ist ja ein rühriger und auch tüchtiger Geschäftsmann, und wenn Vater es sich auch vor vielen Jahren anders gedacht hat, wie die beiden Betriebe zusammenkommen sollten, wird die Hand doch jetzt dieselbe sein.

Am besten ist wohl, wir sprechen uns über alles Weitere in dieser Angelegenheit persönlich aus, und ich hatte mir den nächsten Sonntag gedacht, auch wollte ich Peter fragen, ob er mitfahren möchte. Du, liebe Hanne, kennst ihn wenig, nur von Ansehen sozusagen, und Bernhard kennt ihn gar nicht.

Kämen wir Euch gelegen? Sonst könnt Ihr nur einen andern Tag bestimmen, nur möchte ich Mutter nicht länger als einen Tag allein lassen.

Grüßt Eure schmucke, kleine Gathe und sagt ihr, daß ich mich freue, sie wiederzusehen. Euch beide, liebe Hanne und lieber Bernhard, grüßen wir herzlichst, und wenn es nicht gar zu unbescheiden ist, füge ich noch eine Bitte an: Laßt auch Gerd kommen! Eure Agathe."

Hanne konnte sich vor freudiger Rührung gar nicht fassen. Er streichelte ihr übers Haar, wie er seiner Tochter zuweilen ihr flimmerblondes Haar streichelte. Und fragte dabei: „Und mit Gerd? Soll ich es ihm schreiben, oder willst du es tun?"

„Wie du es meinst, Bernhard."

Bernhard küßte seine Frau. „Dann will ich dich jetzt nur gleich allein lassen, damit du schreiben kannst, und gewiß kannst es kaum abwarten mit deinem vollen Herzen, bis Gathe nach Hause kommt, nicht Hanneken?"

Es war so viel ungewohnte Weichheit in Bernhards Stimme, und als er sich an der Tür noch einmal umdrehte und halb scherzend sagte: „Vergiß nun aber über die große Neuigkeit auch nicht die Grüße von mir!" Da kam Hanne noch einmal zu ihm und schmiegte sich in ihres Mannes Arm.

Das Haar der zarten Frau war noch von der üppigsten Fülle, und wenn sich durch das reine, klare Blond auch schon zahllose Silberfäden zogen, hatte es doch noch einen unvergleichlichen Schmelz, und vor allen Dingen von fürsorglichster Pflege einen Duft, daß Bernhard plötzlich mit einer Andacht seine Lippen darauf legte, als halte er eine Braut im Arm und nicht sein Weib, neben dem er seit vielen Jahren hergegangen war.

Hanne erschauerte ob der gänzlich ungewohnten Zärtlichkeit, und statt zu schreiben blieb sie mit gefalteten Händen am Tisch sitzen.

Was war das gewesen? —

Bernhard wußte es selbst nicht. Aber wenn er nicht gefürchtet hätte, sie zu erschrecken oder in allzu große Verwunderung zu versetzen — er hätte sein Weib vom Boden aufheben und an seine Brust drücken mögen, daß sie keinen Laut hätte von sich geben können.

Ach, wenn er einmal in seinem Leben hätte zufassen dürfen! — — — — — —

Gerd saß mit geschlossenen Augen in seiner Sofaecke. Den Kopf hatte er gegen die Polster gelehnt, Mutters Brief lose in der Hand.

„Mein lieber, lieber Junge," stand in dem Brief, „Sonntag mußt Du zu uns herüberkommen und ein großes Glück mit uns feiern. Deine Tante Agathe hat sich mit Pastor Feddersen verlobt, an dem Du mit so inniger Verehrung hängst, und Sonntag bringt sie ihn uns her, damit wir alle teilhaben.

Kannst Du es Dir vorstellen, mein Gerd, wie es mir ums Herz ist? Ich habe ja nur die eine Schwester, habe sie von Kindheit an lieb gehabt, wie man nur eine Schwester liebhaben kann, und habe vielleicht mehr als Tante Agathe selbst darunter gelitten, daß sie so arm durchs Leben gehen sollte.

Du wirst mich schon verstehen, mein Gerd, was ich mit dieser Armut meine. Großvater und Großmutter sind ja immer gut mit Tante Agathe gewesen, und alle, die sie kennen, haben

Digitized by Google

sie lieb, aber es wird schon mit Gottes Güte ein Tag kommen, an dem Du es begreifen lernst, was einzig für uns Menschen Reichtum ist.

Das Bangen in uns vor dem Ungeklärten und vor dem Sterben, das zu uns allen kommt, hört erst auf, wenn wir uns schon bei Lebzeiten in einem andern Wesen auflösen und uns hingeben mit der Zuversicht, daß Gott uns mit dieser schönen Bestimmung über alle Härten der Prüfung hinwegheben will.

Mein guter, reiner Junge, von dem ich weiß, daß er sich an dem Lautersten nicht unheilig machen wird, wie hoch wird deine junge Seele noch stürmen, wenn erst ein Herz eng gegen Deines schlägt und eine Hand treu und bereit in Deiner liegt, um jeden Weg mit Dir zu gehen. Du hast die schönsten Jahre jetzt, mein Gerd. So jung und doch auch wieder reif genug."

Gathchen macht hier jetzt wieder einen Tanzkursus mit, aber für derlei hast Du ja nie Sinn gehabt, trotzdem das Tanzen doch wirklich ein schönes Vergnügen ist. Ich weiß, Du magst es nun mal nicht, und ich sehe auch ein, daß es zu Deinem künftigen Beruf nicht sonderlich paßt, aber dann solltest Du es am Wintertag mit dem Eislauf halten und im Sommer die vielen schönen Sportspiele mitmachen, worin Ihr jungen Menschen jetzt eine so reiche Auswahl habt. Denke an diese Worte, mein Gerdjunge, sie liegen mir sehr am Herzen.

Tante Agathe und der zukünftige Onkel Peter kommen nun trotz allem um vieles zu spät. Das Schönste in der Ehe sind und bleiben die Kinder, und die werden nun fehlen.

Haben da all die Jahre in ein und demselben Ort gelebt, die beiden, und finden nun erst als alte Leute zusammen. Wie ist das nur begreiflich, mein Gerd! Das Leben ist ein einziges, großes Rätsel.

Schreib doch eine Karte, mein Junge, mit welchem Zuge Du kommst. Und wir grüßen Dich alle drei! Vater hat mir noch ganz besondere Grüße für Dich aufgetragen.

Es küßt Dich mit Innigkeit

Deine Mutter."

Gerd wäre sicher noch lange mit geschlossenen Augen sitzengeblieben, wenn Klaus nicht nach kurzem Klopfen eingetreten wäre. Ein Herein wartete Klaus in den seltensten Fällen ab. „Hast du am hellen Tage geschlafen?" begrüßte er den Freund beim Eintreten.

Gerd wurde rot wie ein Mädchen. „Ich hatte gerade einen Brief von meiner Mutter gelesen", sagte er und sprach dann von Agathes Verlobung mit Feddersen. Er hatte Klaus schon oft von Peter Feddersen gesprochen.

Klaus hatte keinerlei lustige Bemerkung über die späte Verlobung. Er sah eher aus, als ob er gar nicht zugehört hätte, und doch fing er jedes Wort auf wie einer, der einen andern trinken sieht und selbst schmählichen Durst leidet. Schließlich sagte er aber, ohne auf Gerds Worte irgendwie einzugehen: „Das wird 'n schönes Semester mit mir! Ich komme mir vor wie ein lahmer Ziegenbock."

Gerd hatte es früher nicht an Klaus gekannt, einfach beiseite geschoben zu werden. „Man weiß nicht mehr mit dir Bescheid", sagte er traurig.

„Ich habe sonst alles gehört, was du da eben erzählt hast", antwortete Klaus. „Und ich dachte, da sind nun zwei Menschen sinnlos durch ein langes Leben gelaufen und machen die Augen erst auf, wenn andere sie bald wieder zumachen."

„Die sind nicht sinnlos durchs Leben gelaufen", sagte Gerd hart. Und er dachte besonders an Peter.

Klaus sah den Freund mit einem sonderbaren Gemisch an. „Ich könnte dich beneiden, Gerd, wenn du mir nicht zugleich auch wieder leid täfest, denn manchmal kommst du mir vor, als ob du gegen einen Berg anläufst, auf dem du niemals oben sein wirst. So nicht und so nicht. Den Schweiß sieht man dir zwar nicht immer an, aber ich denke nur so an die Endstation."

„Wenn dich sonst nichts plagt!" sagte Gerd.

„Leider noch genug, nur daß wir jetzt bei dir waren. Aber ich sehe, du scheinst deiner Sache ja auf einmal mächtig sicher zu sein. Da will ich nur hoffen, daß dein Weizen sich richtig zwischen all das Stachelkrautzeug verkrümelt."

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

Ein Verwundeter im Lazarett spricht

Nur eins tut mir leid, daß ich den nie erblickt,
Der mir dieses Stückchen Eisen entsandte
Ins Fleisch, daß mich's erst so ein bißchen brannte,
Bis Blut kam und ich in die Knie jäh geknickt.

Wir lagen am Waldrand, in Knall und in Dampf
Gehüllt, zielten, schossen und luden wieder.
Keiner sah, ob irgendwo wer fiel nieder,
Als wär's im Manöver und gar nicht im Kampf.

Bis plötzlich mein Nachbar ein Loch in die Stirn
Bekam, die Augen zum Himmel fremd drehte.
Da war's, daß mich kalt ein Schauer umwehte.
Das ein Wort: Tod! schoß mir heiß durchs Gehirn.

Ich rief jeder Kugel noch Grüße laut nach,
Ich streichelte mein Gewehr, das so glühte.
Vor mir verwelkte rot Erikablüte.
Da kam das Brennen, das Blut, dann ward ich schwach.

Nun lieg' ich im Lazarett schon tagelang.
„Es macht sich!" sagte der Arzt zu mir gestern.
Das hoffe ich auch! Die Pflege der Schwestern
Ist um mich wie Träume und leiser Gesang.

Wann werde ich endlich im Feld wieder stehn!
Wann ist mir das Glück des Nahkampfs beschieden!
Das wünsch' ich mir heißer fast als den Frieden,
Dem wir mit Riesenschritten entgegengehn.

Ulrich Kerzka.

Lehrmeister Krieg / Skizze von Hans Friedrich

Die Küche war sauber und freundlich. Dem Geschirr und den übrigen Sachen merkte man an, daß sie noch nicht lange gebraucht wurden. Der Tisch war gedeckt. Erich und Rose Michaelis aßen gerade zu Abend.

Die Gaslampe gab nur schlechtes Licht, da der Glühstrumpf nicht mehr ganz war. Auf den Tellern lag Brot und für jeden um zwanzig Pfennig Aufschnitt. Die grüne Dose enthielt nur einen sparsamen Rest Butter.

Es war Sonntag. Werktags begnügte man sich ohne Butter und oft nur mit einem billigen Gebäck zum Tee. Das Bier hatte man sich abgewöhnt, da es teuer kam. Man mußte mit dem Kleinsten rechnen.

Erich hatte in der Propagandaabteilung einer Zeitschrift einen leitenden Posten gehabt. Aber als der Krieg ausbrach, wurde das Erscheinen des Blattes eingestellt. Er fand keinen anderen Platz, und so mußten sie nun von dem kleinen, ererbten Kapital leben, das er noch von seinen Eltern her besaß.

Es schmeckte ihnen trotz der erzwungenen Einfachheit.

„Diese Wurst hast du früher nie gemocht", erinnerte Erich.

„Und du glaubtest, ohne Bier nicht zu Abend essen zu können", lächelte seine Frau.

Sie sahen beide aus wie Leute, die gelernt haben, sich zu überwinden.

So ganz leicht war es ihnen nicht geworden. Rose kam zwar nicht aus glänzenden, aber doch sicheren Verhältnissen. Und er wuchs auch sorgenlos auf und war, seitdem er selber seinen Unterhalt verdiente, nie ohne Stellung gewesen.

Die ersten drei Jahre ihrer Ehe hatten sie ein wenig in den Tag hineingelebt. Er hatte im Büro angestrengt zu arbeiten, da wollte er in seinen Freistunden doch etwas vom Leben haben. Er war über dreißig und hatte sich vor seiner Verheiratung nicht viel gegönnt.

Man aß und trank gut. Rose hielt sich ein Dienstmädchen, das kochen konnte. Ihre Wohnung war nicht groß, aber sie lag in einer hübschen, feinen Gegend. Alles das kostete Geld.

Und Sonntags oder oft schon Sonnabends nachmittags fuhr man hinaus. Abends in der Woche hatte man oft Gesellschaft. Die beiden waren gast-

Digitized by Google

frei, und Rose ließ sich gern als geschickte Hausfrau bewundern. Der Tisch war mit Speisen immer voll besetzt. Da man wußte, daß man gut bei ihnen aß und trank, fehlte es auch nicht an Schmarotzern.

So wurde alles Gehalt verbraucht, und sogar außer den Zinsen ein Teil des ererbten Vermögens. Die beiden trösteten sich mit einer in baldiger Aussicht stehenden Aufbesserung des Gehalts. Aber es kam anders. Der Krieg brach aus. Alle ihre Hoffnungen wurden zu Wasser.

„Es ist heute schon recht kalt", meinte Erich.

„Ich mochte nichts mehr nachlegen."

„Nein, nein, wir müssen ja sparen!"

Wer ihnen das früher gesagt hätte! Sie waren beide nicht gewohnt, den größten Teil des Tages und die Abende in der Küche zu verbringen. Aber die Vorderzimmer waren so dem Wind ausgesetzt und brauchten viel Kohlen.

„Bist du sehr traurig?" fragte sie ihn.

„Worüber?"

„Daß wir jetzt so leben müssen."

„Daß du die früheren Jahre nicht mehr gespart hast." Eine leise Bitterkeit zitterte in seinen Worten, eine Erinnerung an einige heftige Szenen, die er ihr gemacht hatte. Er selber war immer sparsam gewesen. Aber sie hatte ihn durch ihre Lebensfreude in Ausgaben gestürzt, die für ihn zu hoch waren. Er hatte sie Verschwenderin gescholten, sie sich dagegen gewehrt. Sie habe nichts heimlich getan, von allem sei er unterrichtet gewesen. Da mußte er ihr recht geben. Diese ersten Jahre der Ehe war es wie ein Taumel über ihn hereingebrochen. Er hatte solange förmlich gehungert nach einem behaglichen Heim. Er hatte seine Beine solange unter Gasthaustische strecken müssen, daß er, als die Erfüllung seiner Wünsche da war, nicht kleinlich rechnen mochte. So waren sie beide nicht ohne Schuld. Er suchte ihr böse zu sein. Sie hatte sein Vertrauen, das er in sie als Hausfrau gesetzt hatte, schwer enttäuscht. Aber sie war eben an andere Verhältnisse gewöhnt. Und sie war trotz ihrer vierundzwanzig Jahre ein Kind.

Darum verscheuchte er schnell die Bitterkeit. Was half es auch, ihr nachzuhängen! Das Leben war jetzt schon an und für sich nicht sehr reizvoll. Viel leichter als vorhin fuhr er fort: „Ach, das ist ja vorbei. Wir müssen eben sehen, daß wir durchkommen."

„Es geht schon."

„Freilich. Es könnte viel schlimmer sein."

„So viele haben gar nichts. Wir brauchen doch wenigstens nicht zu hungern."

„Und die draußen in den Schützengräben liegen . . . in Schmutz und Schnee . . . und immer in Gefahr."

„Wie schrecklich, wenn ich dich so draußen wissen müßte!"

„Es müssen viele Frauen, Rose."

„Da dürfen *wir* noch gar nicht klagen."

„Das dürfen wir auch nicht. Denn schließlich, bin *ich* besser als die anderen?"

„Nein, nein," sagte sie eifrig. „Wir müssen ganz zufrieden sein, daß wir wenigstens uns haben."

„Das ist auch mehr, als viele heute sagen können."

„Lieber Erich!"

„Liebling!"

Sie hatten ihre Stühle ganz eng aneinander gerückt, nahe an den schon erkalteten Herd.

„Wir müssen eben durchhalten", tröstete er und rieb ihre kühle Hand.

„Wir *werden* durchhalten", bekräftigte sie. Und ihr sonst weiches Gesicht bekam einen energischen Ausdruck.

„*Wir* kämpfen ja auch einen Teil des Krieges hinter der Front."

„Und gehören mit zum Volk der Sieger."

„Der Sieger über halb Europa."

„Nach dem Kriege wollen wir unser Leben sparsamer einrichten."

„Man lernt viel in so harten Monaten."

Es lag keine Bitterkeit mehr in seinen Worten, sondern eine trotzige Erkenntnis. Er hielt Rose umfaßt, als wolle er sie schützen. Draußen heulte der Winterwind, und der Regen schlug an die Scheiben.

„Wie gut, zu wissen, daß man ein Dach überm Kopf hat", meinte sie erschauernd. Sie dachte an jene, die jetzt draußen sein mußten, damit die Städte und Dörfer im Reich Frieden hätten.

Eigentlich litten sie beide ja noch gar nicht unter dem Krieg.

Sie hatten ja noch sich und ihre Liebe. All die kleinen Entbehrungen und Unbequemlichkeiten waren ja nur *äußere* Dinge. Daß es im Grunde nur *unwichtige* äußere Dinge waren, hatten diese Monate sie gelehrt.

Der Krieg hatte ihr Leben tiefer gemacht. Und sie waren innerlich glücklicher geworden, weil sie äußerlich weniger begehrten. Dafür waren sie dankbar, trotz des bescheidenen Abendbrots und der fast kalten Küche.

Sie hatten ja auch noch ihre Betten.

Denn wie viele gab es, die schon monatelang in kein Bett, nicht einmal auf eine Schütte Stroh gekommen waren!

Das war der Vorzug dieser Zeit, daß sie früher selbstverständlichen Dingen Wert und stumpfem Alltag Glanz verlieh.

„Wir wollen uns nie mehr beklagen", sagte Erich schon im Bett. Denn sie pflegten, um Licht zu sparen, im Dunkeln immer noch ein wenig zu plaudern.

„Nein, nie mehr!" beteuerte Rose.

Und sie lächelte im Einschlafen. Sie war heute so glücklich wie lange nicht zuvor. —

Digitized by Google

Fahrt ins Feld

Märchen meiner zwanzig Jahre,
Das ich in den neuen, wilden
Kriegesfrühling lächelnd trage.
Abenteuerwünsche bilden
Nur die Träume dieser Tage,
Da ich — eine einz'ge Frage —
Zu den großen Schlachten fahre.
Hart ist meine junge Seele,
Manneshart . . . Nur manchmal quäle
Ich mich mit verhaltenen Tränen,
Wenn ich sehe, weit in Sehnen,
Mutters Augen, die süß-milden.

Fred Hein, freiw. Luftschiffer.

✱

Großmutter als Postillon / Von Anna Schwabacher

Zur Zeit, da es noch keine Eisenbahnen gab und man per Post oder, wenn's der Geldbeutel erlaubte, mit Extrapost fuhr, passierte in einem thüringischen Städtchen folgendes heitere Stücklein. Der Herr Posthalter, ein Mann hoch in den Sechzigern, besaß in seiner besseren Hälfte, der Heldin dieser Geschichte, die wir der Kürze wegen Großmutter titulieren wollen, einen guten Kameraden. Dem Herrn Gemahl hatte von jeher die Aufsicht über die Pferde, Postillone und Stallungen besser behagt, als der Bürodienst der Post. Und da war Großmutter schon in jungen Ehejahren helfend eingesprungen. Herz, Hand und Hirn saßen bei ihr auf dem rechten Fleck, so daß jeder des Lobes voll war und sie ihr Amt getrost behalten durfte. Aber die kluge Frau ging noch weiter. Sie übte auch ihre Töchter für den Dienst ein, und, als diese heirateten und wieder Töchter bekamen, die Enkelinnen. Alles saß traut und lieb beieinander in dem großen Hause, daß für alle Raum hatte. Inzwischen aber war Großvater etwas klapperig geworden, und ein Plauderstündchen bei den Gästen in der Wirtsstube gefiel ihm besser als das Herumkrauchen in den Ställen und das Kommandieren der Postillone. Und Großmutter beließ ihm gern seinen Platz auf der Ofenbank. Ei, wofür hatte sie sich denn die junge Brut angelernt? Und vor allen das Kätherle, ihr Herzblatt, das immer an Großmutters Schürze hing, obschon es bereits 18 Jahre alt war, und eigentlich somit kein Kätherle mehr war, sondern eine recht ausgewachsene, mit allem, was ein Mädchen ziert, von der Natur versehene Käthe, was Peter, des Gutsverwalters Sohn, mit tausend Eiden bekräftigt hätte, wenn er vor Gericht einem hochnotpeinlichen Verhör dieserhalb unterworfen worden wäre.

Nun war eines Tages Kirmes in den umliegenden Dörfern. Das will in Thüringen besagen, daß alles, was Beine zum Klettern und Tanzen hat, tagsüber hinauszieht in den lieben Thüringer Wald, mit schmetternden Liedern, und abends bei Rostbratwürsteln und Hellem einen vergnügten Dreher riskiert. Mit diesem alten Brauch ward auch in unserer Posthalterei nicht gebrochen. Nur Großmutter hatte sich nichts gegönnt als eine extragute Biersuppe früh, mit einem selbstgebackenen Käsekeilchen, und hierauf einen Kirchgang in goldgestickter Haube mit langhinwallenden Bändern, Schnallenschuhen und weitem Tuchmantel. Wer die jugendliche Matrone so dahinschreiten sah, hätte es ihr nicht geglaubt, daß ihre jüngste Enkeltochter bereits achtzehn Jahre alt war.

Mittags, nachdem alles im Hause Großmutters Hammelbraten mit rohen Kartoffelklößen alle erdenkliche Ehre angetan, zogen Männlein und Weiblein, die Postillone und Mägde inbegriffen, hinaus auf die Vogelwiese. Das brave Kätherle aber blieb bei Großmutter, trotzdem diese gar heftig opponierte, denn der Postdienst war für heute besorgt, und niemand würde Großmutter aus dem Hause tragen. Großvater blieb ja auch da zu einem Plausch. Aber Kätherle sagte ihrem Burschen für heute ab. Morgen, ja morgen. Da blieb die ältere Schwester daheim, und sie ging. So gehörte sich's. Und er folgte und ging nun auch nicht. Der Tag würde auch herumgehen.

Und er flog, auch im Posthalterhause, pfeilschnell von dannen. Schon läuteten die Abendglocken und Großmutter schließt die Laden, zündet Licht an und legt den Strickstrumpf und Gellerts Fabeln zurecht für ein Feierstündchen nach der Abendsuppe, welche eben das Kätherle draußen kocht, dabei den Großvater unterhaltend.

Da plötzlich — was ist das? Durch das tiefe, behagliche Schweigen klingt's mit einem Male hindurch wie ein fernes Blasen. Ein Posthorn, konstatiert Großmutters geübtes Ohr sofort. Es nähert sich. Wahrhaftig, eine Postkutsche, die sich dem Ort nicht in dem sonst beliebten Schneckentempo nähert, sondern in dem einer Extrapost, wie sie sich vornehme Leute allein gönnen können.

Eins, zwei drei, den Strickstrumpf beiseite. Die besten Pferde mußten da aus dem Stall, und der Klaus, der Matador aller Postillone, mußte die hohen Gäste fahren. Herrgott! der Klaus! Der tanzt ja in diesem Moment Menuett in einem der vielen Dörfer des Umkreises. Man kann ihn nicht einmal suchen gehen. Denn Extrapostgäste sind

Digitized by Google

immer sehr pressiert. Derweil tönt das Blasen des Schwagers immer näher.

Sowie er erst vor dem Hause hält, sind im nächsten Moment die Insassen in der Poststube, während draußen der Postillon seine ermüdeten Rosse abschirrte und sie, auf einem der beiden reitend, in seine Heimatstation zurückführt. So war es Brauch dazumal. Schon hört man das Getrappel der Pferde. Da stürzen das Kätherle und der Großvater herein: „Großmutter! Extrapostgäste. Und kein Mensch da, der sie fahren kann. Hättest du nur aus purer Gutmütigkeit nicht alle Postillone zum Tanz gelassen." Aber ruhig, fast heiter kommt die Erwiderung: „Jung Volk will sein Recht. Wurmt mich schon genug, daß du, Kätherle, wegen uns Alten daheimgeblieben. Und jetzt, Kätherle, leucht' mir mal rasch in den Stall. Und du, Alterle, hälst mir die Passagiere hübsch da in der Stube. Da hast den Speisekammerschlüssel. Komm, Mädele." Na, wenn Großmutter wieder wie ein Unteroffizier kommandierte, war ja alles im Lot. Großvater drehte seelenruhig seine Schürze auf die andere Seite, um die erlauchten Gäste gebührend zu empfangen. Die Enkeltochter aber leuchtete, ohne mehr zu fragen, der Posthalterin mit einer Stallaterne hinten hinaus in den Hof, wo sich die Stallungen befanden. Hier legte die resolute Frau den besten zwei Pferden das Staatsgeschirr an, dann hing sie den, dort seit langen Jahren als in den Ruhestand versetzt, aufbewahrten Kutschermantel ihres Mannes um, ergriff das Posthorn, setzte den Hut auf und sprach dann zu der vor Erstaunen fast versteinerten Käthe: „Daß du ja nichts verplapperst, Kind! Jetzt leucht' mir zum Anschirren. Eben reitet der andere weg. Komm! Dann die Laterne beiseit und in die Stube, den Gästen melden, daß es weitergehen kann. Aber dies erst, wenn ich das Zeichen geblasen habe."

Als sie mit dem Anschirren flink und sicher zustande gekommen, fügte sie noch hinzu, bevor das Kätherle ging: „In drei Stunden bin ich wieder da. Stell' mir eine däftige Biersuppe parat. Und" — dies kam ordentlich grimmig heraus — „morgen gehst mir unbedingt zur Kirmes mit deinem Schatz. Ist ja gegen alle Weltordnung sonst." Hierbei schwang sie sich auf den Bock mit einem Wuppdich wie der jüngste Postillon. Die Sache begann ihr jetzt selbst Spaß zu machen. Sie blies sehr energisch, zur Eile mahnend, das oft geübte Signal zum Einsteigen, worauf die Herrschaften, von Kätherle und dem Großvater zur Kutsche beklomplimentiert, Platz nahmen. Inzwischen hatte sich nächtliches Dunkel über die Landstraße gelagert, und da diese und die Stationen, die man passierte, sich keiner feenhaften Beleuchtung rühmen durften, so merkten die Insassen der Extrapost nicht, wer sie fuhr. Dem großmütterlichen Postillon droben auf seinem luftigen Sitze aber entging kein Stein des Anstoßes. Entdeckte ihr Falkenblick von fern ein Chausseehaus, so drückte sie, bevor der den Obulus einnehmende Beamte heraustrat, den Hut tief ins Gesicht und rückte unauffällig aus dem Bereich seines Laternchens.

Und als bei einer solchen Gelegenheit zum Anhalten einer der Insassen den Kopf aus dem Wagen steckte und dem „braven Schwager, der so rasch und ohne Neigung zum Stuckern oder gar Umwerfen fahre und, im Gegensatz zu anderen Postillonen, gar keinen Durst zu verspüren scheine, da er vor keinem Wirtshaus anhalte, sondern löblicherweise fahre wie der Teufel", solchermaßen eine Lobrede hielt, da lachte Großmutter hernach bei Fortsetzung der Fahrt vergnügt in sich hinein und beschloß, noch ein Extras zu tun. Fortan blies sie nicht nur bei der Durchfahrt durch ein im Schlummer liegendes Dörflein so, daß die schlafenden Einwohner in ihren Betten auffuhren, sondern sie ließ ihrem jugendlichen Übermut noch in allerlei zierlichen Trillern und Läufen die Zügel schießen, während sie die ihrer Rosse mit fester Hand lenkte. Endlich war man am Ziel. Großmutter erhielt einen Taler Trinkgeld und wurde noch einmal mit hohem Lobe bedacht. Dann traten die Herrschaften in die Wirtsstube. Mit rauher Stimme klang ihnen ein „Vergelt's Gott!" nach. Hierauf steckte der Postillon schmunzelnd den Taler ein — eine Verwendung war schon da —, schirrte die Pferde ab, dem Wortschwall des helfenwollenden Knechtes stumme Abwehr entgegensetzend, bis dieser brummend den „hochmütigen Schwager, dem das Lob und der Taler zu Kopf gestiegen" allein ließ, und führte dann ihre gut parierenden Gäule zum Städtele hinaus. Hier schwang sie sich von einem Chausseestein aus auf das Sattelpferd und ritt so, das Handpferd am Zügel führend, heim. Das Kätherle stand ängstlich lauschend schon am Tor. Großvater schlief wie ein Murmeltier. Großmutter aber setzte, nachdem die braven Pferde ihre Ordnung bekommen, sich vergnügt mit dem Kätherle — die andern waren noch beim Tanz — zu ihrer Biersuppe. Nachdem sie diese mit bestem Appetit ausgelöffelt, zog sie den Taler heraus und überreichte ihn dem Mädchen mit den Worten: „Da, nimm, Mädele. 's ist mein Trinkgeld dafür, daß ich unterwegs so brav war. Damit gehst mir morgen auf die Kirmes mit deinem Schatz. Verstanden? 's ist ja sonst gegen alle Weltordnung."

Digitized by Google

Warten

Hinter den nebelgrauen Feldern,
Hinter den stillen, entlaubten Wäldern
Wandert die Frage immerfort
Von Hütte zu Hütte, von Ort zu Ort:
Wie lang noch, wie lang?
Ist es ein Traum,
Daß in Friedenstagen, im Blütenbaum
Die Amsel sang?
Die Rosen welkten im Garten.
Wie im Sturme des Herbstes die Blätter,
Sanken Helden im Schlachtenwetter.
Wir andern warten . . .
Im fernsten Tal
Zittern Herzen in Angst und Qual
Und können nie mehr fröhlich sein —
Wann wehen die Siegesstandarten?
Wann läuten die Glocken den Frieden ein?
Warten . . . warten . . .

Karl Berner.

Bücherbesprechungen

Am Feinde. Im Laufe des verflossenen Kriegshalbjahres ist unsere Kriegsliteratur beträchtlich angeschwollen. Der Krieg, der Herrscher über die Zeit ist, beherrscht natürlich auch unser Schrifttum in seinen mannigfachen Ausstrahlungen. Ein Sichten und Sondern dessen, was bis heute von Wissenschaftlern, Dichtern, Schriftstellern und Schreibdilettanten zu Papier gebracht wurde, hält in Anbetracht der relativ kurzen Zeit, die seit Entstehung der Arbeiten bis zum heutigen Tag vergangen ist, schwer. Darum muß man sich, ob man will oder nicht, dem Zufall überlassen, der dazu bestimmt ist, dem Leser aus dem Wust des Minderwertigen, das Gute, Gehaltvolle und Bleibende in die Hand zu zaubern. Der Zufall wollte mir wohl, als ich zu Wilhelm Mießners Schilderungen des Augustfeldzuges in Ostpreußen gegriffen hatte. Was der bekannte Berliner Schriftsteller in seinem bei Eugen Salzer in Heilbronn erschienenen Büchlein „Am Feinde" bietet, bedeutet mehr, als wir bisher aus Feldpostbriefen usw. zu lesen bekamen. Denn die Urwüchsigkeit, Treuherzigkeit und Frische, die der Soldat in seinen Briefen aus dem Kriege äußerte, verbindet sich hier mit dem Ausdruck dichterischen und schriftstellerischen Könnens. Mießner ist ein feiner Selbstbeobachter, der sich über seine eigenen Stimmungen und Gefühle strenge Rechenschaft gibt. Demzufolge hat seine Arbeit neben dem Wert prächtiger Darstellung auch psychologischen Wert. Mannhaftigkeit, Tapferkeit und ein felsenfestes Vertrauen auf einen endlichen Sieg teilen sich in den Platz im Herzen des Verfassers, teilen sich in den Platz in den Herzen der Millionen, die draußen im Feld gegen den Feind stehen. Die teils tragischen, teils von einem biedern Humor getragenen Bilder aus dem ostpreußischen Augustfeldzug könnten neben dem Haupttitel „Am Feinde" ganz wohl den Untertitel „Psychologie des deutschen Soldaten" führen. Auf jeden Fall ein ganz ausgezeichnetes Buch, das sich überall, wo man unseren Soldaten mit Stolz und Liebe, vielleicht auch mit einem geheimen Neidgefühl nachsieht, selbst empfehlen wird.

Der wahrhafte Krieg. Es ist gewiß nicht verdienstlos, starke Stimmen, die einst in Zeiten der Gefahr ertönt haben, in den darauffolgenden friedlichen Zeiten aber nahezu verklungen sind, aufs neue aufleben zu lassen. Darum soll die Arbeit Karl Konstantin Loewensteins, die den Zweck hatte, Johann Gottlieb Fichtes drei Vorlesungen „Ueber den Begriff des wahrhaften Krieges" neu herauszugeben und einzuleiten, freundlich begrüßt werden. Loewenstein kommt denen, die aus Gründen der Bequemlichkeit, vielleicht auch aus Gründen anderer Natur, davor zurückschrecken, sich in Kants Vorlesungen zu vertiefen, dadurch in äußerst geschickter Weise entgegen, daß er in einer Einleitung, die klipp und klar gefaßt ist, in durchaus verständlicher Form auf den Inhalt der Abhandlung eingeht. Er versucht, zwischen dem Befreiungskrieg und dem Krieg von heute Beziehungen psychologischer Art anzuknüpfen, und findet, daß Deutschland und Oesterreich, wenn auch keinen Befreiungskrieg, so doch einen Freiheitskrieg, nach Fichte also einen „wahrhaften Krieg" führen. Loewenstein stellt eine Aehnlichkeit zwischen der Volksstimmung in Deutschland zu Beginn des gegenwärtigen Krieges und der, die dem Befreiungskrieg voranging, fest. So leitet der Herausgeber in durchaus sachlicher, dabei aber fesselnder Weise zu dem Hauptteil des Büchleins hinüber, das im Verlag der „Zeit im Bild" erschienen ist und das seinem Verleger ein ernstes, würdiges Gewand verdankt.

Leo Heller

Vermischtes

Die Münsterturmuhr von Basel. Auf dem altehrwürdigen Münster zu Basel, an dem bereits acht Jahrhunderte vorüberzogen, befindet sich eine Turmuhr, welche noch im 17. Jahrhundert immer eine Stunde früher zeigte, als es wirklich an der Zeit war, so daß es z. B. um die zwölfte Stunde eins schlug. Dies war ein Erinnerungszeichen an eine Verschwörung, deren Ausführung durch den Glockenschlag des Münsterturms vereitelt wurde. Als in den Kämpfen des Jahres 1338 die Bürgerschaft treulich zum Kaiser Ludwig dem Bayer hielt, verschwor sich eine Anzahl verwegener Gesellen, während einer nächtlichen Sitzung des Rates in das Beratungszimmer einzudringen und die kaiserlich gesinnten Ratsherren niederzumachen. Das Zeichen der Ausführung der schwarzen Tat sollte der Glockenschlag der zwölften Stunde sein. Als nun die an verschiedenen Orten postierten Verschwörer den Schlag der zwölften Stunde erwarteten, schlug es zu ihrem Entsetzen auf dem Münsterturm eins, und auf allen Türmen der Stadt geschah dasselbe. Hierdurch entstand unter den Verschworenen Verwirrung, denn sie meinten, es müsse ein Geisterspuk oder Gottes Hand im Spiele sein. Sie wurden einzeln ergriffen und

Digitized by Google

hingerichtet; doch erfuhren sie noch vor ihrem Tode, daß einer der Ihrigen zum Verräter geworden und kurz vor dem beabsichtigten Ueberfall dem Rat das Mordgeheimnis entdeckt hatte. Der Rat beschloß in aller Eile jene Maßregel mit dem falschen Glockenschlag, welche länger als drei Jahrhunderte in Basel durch die Uhr des Münsterturms in Angedenken erhalten wurde.

Preisausschreiben über die weibliche Dienstpflicht. Das tiefste Sehnen der deutschen Frauenwelt geht jetzt dahin, hinter den in Heer und Marine für das Vaterland tätigen Männern nicht zurückzubleiben. Die Hingabe der deutschen Frauen in Arbeit und Opfern für die Krieger im Felde und die Verwundeten ist über alles Lob erhaben. Aber das genügt unsern Frauen selber nicht; sie erkennen, daß ihnen im Großen die unpersönliche, sachliche Einordnung in das Ganze noch fehlt, und empfinden es schmerzlich, daß trotz aller Aufforderungen der Behörden und der Presse, den englischen Aushungerungsplan durch Sparsamkeit in der Wirtschaftsführung zuschanden zu machen, schließlich doch die behördliche Beschlagnahme des Brotgetreides zur Sicherung der Volksernährung notwendig geworden ist. Das ist unsern denkenden Frauen ein Beweis für den großen Schaden, den die Gesamtheit dadurch erleidet, daß in der Erziehung unserer Frauenwelt ein Gegenstück zu der großartigen Volkserziehungsanstalt noch fehlt, die unsere deutschen Männer am Heeresdienst besitzen.

Schon seit mehr als 100 Jahren ist von den verschiedensten Seiten immer wieder ein öffentliches Frauendienstjahr vorgeschlagen worden, und wenigstens in der Krankenpflege ist ein freiwilliges Dienstjahr für Töchter gebildeter Stände bereits seit 20 Jahren verwirklicht. Aber die jetzige Notlage zeigt deutlich, daß bei einem Frauendienst für das öffentliche Wohl außer der Erziehung zum Gemeinsinn und zur freudigen Hingabe an das Ganze die Sorge für die Volksernährung in den Mittelpunkt des öffentlichen Frauendienstes treten muß, und sie beweist zugleich, daß die bisherigen praktischen Maßnahmen zur sozialen Erziehung und wirtschaftlichen Ausbildung der weiblichen Jugend der höheren Stände nicht entfernt ausreichen, daß vielmehr das bisher vereinzelt durchgeführte freiwillige Dienstjahr für Frauen der gebildeten Stände eine die Standesunterschiede überbrückende, die gesamte weibliche Jugend umfassende Dienstpflicht werden muß. Wie vor hundert Jahren der das Vaterland bedrohende Waffenkrieg die allgemeine Dienstpflicht der Männer geschaffen hat, so fordert der gegenwärtige Aushungerungskrieg gebieterisch die allgemeine Dienstpflicht der Frauen.

In Erkenntnis der Notwendigkeit, den beteiligten Behörden rasch durchführbare Vorschläge zur gesetzlichen Einführung der Dienstpflicht der weiblichen Jugend zu unterbreiten, erläßt die Mathilde-Zimmer-Stiftung e. V. in Berlin-Zehlendorf (Kurator: Professor D. Dr. Zimmer, daselbst), die seit ihrer Begründung den Gedanken eines Frauendienstes durch Wort und Tat (Töchterheime und Schwesternschaften, Frauendienstjahrverband und Schwesternschaft deutscher Frauendienst) vertreten hat, hiermit ein Preisausschreiben über die Frage: „Wie ist eine dem Heeresdienst der Männer entsprechende öffentliche Dienstpflicht der weiblichen Jugend einzurichten?"

In der Bearbeitung dieser Preisfrage ist möglichst die in Broschüren und Zeitschriftsaufsätzen zerstreute Literatur zu benutzen; bereits durchgeführte Versuche zur Verwirklichung des Frauendienstjahres sind zu beachten und deren sowie die Eingliederung der Schulen, einschließlich der Haushalts-, Fortbildungs- und Frauenschulen, der bestehenden Krankenpflegeorganisationen, der Pfadfinderinnen usw. in die neu zu schaffende Frauendiensteinrichtung zu bedenken und die Grundlage für eine gesetzliche Regelung der weiblichen Dienstpflicht festzulegen, wobei mit der Finanzlage zu rechnen ist, die sich aus der starken Verschuldung aller kriegführenden Staaten, auch in dem zu erwartenden Falle unseres Sieges, ergeben wird.

Die in deutscher Sprache aufzufassenden Preisarbeiten werden in der üblichen Weise ohne Namen des Verfassers, mit einem Kennwort versehen, das gleichlautend auf einem den Verfassernamen enthaltenden Briefumschlag angebracht ist, bis zum 20. Oktober ds. Js. an die Mathilde-Zimmer-Stiftung e. V. in Berlin-Zehlendorf erbeten. Für die beste brauchbare Arbeit, deren zweckmäßige Verbreitung die Stiftung übernimmt, wird ein Preis von 2000 Mk. ausgesetzt. Die Zusammensetzung des Preisgerichtes wird noch bekanntgegeben werden.

Die Schriftleitung der Romanzeitung ist gern bereit, Aufsätze aus dem Kreise unserer Leserinnen, die obige Frage behandeln und geeignete Vorschläge enthalten, zum Abdruck zu bringen. Die Bogen der Handschriften müssen einseitig beschrieben sein. Honorar wird für diese Aufsätze nicht gewährt.

Vorbildliches Kaufmannsdeutsch. Vorbildliches Kaufmannsdeutsch bringt der Bericht der Zuckerraffinerie Tangermünde, wie die Zeitschrift des Sprachvereins kürzlich berichten konnte. Man hat uns früher wieder und wieder versichert, daß das kaufmännische Leben ohne einen ganzen Sack voll fremder und den meisten Nichtkaufleuten unverständlicher Wörter gar nicht auskommen könne. Aber wie schon andere große Werke das Gegenteil schlagend bewiesen haben, so zeigt jetzt auch die Zuckerraffinerie Tangermünde, daß ein kaufmännisches Schriftstück durchaus gemeinverständlich gehalten werden kann. Ein Nachteil ist das ganz gewiß nicht. Jedermann versteht, was mit der „Vermögensaufstellung am 15. September 1912" gemeint ist. Links stehen die „Bestände", rechts die „Verpflichtungen". Nicht minder deutlich ist die „Gewinn- und Verlustrechnung am 15. September 1912". Links steht das „Soll", rechts das „Haben". Alle einzelnen Angaben sind gleich verständlich: Abgang, Abschreibung, Zugang, Wertpapiere, Hinterlegungen, Anteile, Bankguthaben, gesetzliche Rücklage, Arbeiter-Hilfsschatz, Beamten-Hilfsschatz, Aufgeld, Tilgung, Bürgschaften, Rückstellung, Zinsscheine, Gewinn aus Verschiedenem. Ob wohl wirklich jemand z. B. Reservefonds, Depositenkonto, Amortisation, Hilfsfonds, Diverses, Aktiva und Passiva vermißt oder für deutlicher und für allgemeinverständlicher hält? — Nicht zu ihrem Vorteil sticht davon die kurze Bemerkung der Deutschen Treuhand-Gesellschaft ab, die die „vorstehende Bilanz . . . . per 15. September 1912" geprüft hat und die Richtigkeit bestätigt.

Briefkasten

R. L. Ich habe alles vernichtet.

Zur gefälligen Beachtung! Herr Dr. Erich Janke ist dieser Tage als Freiwilliger beim Roten Kreuz ins Feld ausgerückt. Die Redaktion des Beiblattes wird während seiner Abwesenheit von Herrn Dr. Hans Janke ausgeübt.

Inhalt des Heftes 25: Aus dem Leben eines preußischen Volksschullehrers. Von R. E. Gregorovius. — Gerd. Roman von Minna von Heide. **Beiblatt:** Ein Verwundeter im Lazarett spricht. Gedicht von Ulrich Kerzka. — Lehrmeister Krieg. Skizze von Hans Friedrich. — Fahrt ins Feld. Gedicht von Fred Heyn. — Großmutter als Postillon. Von Anna Schwabacher. — Warten. Gedicht von Karl Berner. — Bücherbesprechungen. — Vermischtes. — Briefkasten.

Verantwortlich für die Zeitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin; Vertretungsweise Dr. Hans Janke. Verlag von Otto Janke. Ausgegeben am 20. März 1915. — Druck von A. Gehdel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek

1915 Heft 26

Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Aus dem Leben eines preußischen Volksschullehrers

Von R. E. Gregorovius

7. Fortsetzung.

Der Alte hatte schon, als er das Wort „Verhältnis" hörte, begonnen, ein langes Gesicht zu machen. Teufel auch! Wen hatte er sich am Ende da aufgeladen? Aber er wurde wieder ruhig und winkte den jungen Mann väterlich gütig zu, ihm weitere Mitteilungen zu machen.

Der begann: „Meine Sohnespflicht verbietet es mir, von meinen Eltern Schlechtes zu sagen, und dies darf ich um so weniger tun, als sie gewiß nicht schlecht, jedenfalls mehr unglücklich als schlecht sind. Von vielen Kindern bin ich das einzige am Leben geblieben. Mein Vater war von Hause aus Schuhmacher. Das Handwerk aber ging nicht, es ernährte ihn und seine Familie schließlich, als er zum Flickschuster hinabsank, nicht mehr. Dann gelang es ihm, eine Portierstelle zu erhalten, aber die behielt er nicht lange, weil er sich, und ich muß von der Mutter dasselbe sagen, mit niemand im Hause vertragen konnte. Das war überhaupt der schwere Fehler beider Eltern, daß sie zwar untereinander leidlich in Frieden lebten, aber sonst mit keinem Menschen dauernd Frieden halten konnten, deshalb, weil sie sich — ich muß das unschöne Wort gebrauchen — mit jedermann in Grund und Boden verklatschten. Da das tägliche Brot erworben werden mußte, ging der Vater in den städtischen Dienst als Arbeitsmann, die Mutter ging in die Privathäuser und besorgte Aufwartung und Wäsche. Aber weder in der einen noch in der anderen Stellung war ein längeres Bleiben möglich. Der Klatsch und der Zank brachen immer wieder bald aus berechtigtem, bald aus unberechtigtem Grunde aus. Die Eltern konnten ihren Fehler nicht ablegen, sie sahen an jedem ihrer Mitmenschen nur Böses, an sich selbst nur Gutes, und so gerieten sie mehr und mehr in ein von Haß erfülltes Leben hinein, aus dem sie nicht mehr herauszufinden vermochten. Die Quelle ihrer Klatschsucht und Unverträglichkeit war — und das hat mich als Kind oft betrübt und unglücklich gemacht — war der Neid, der mit seinen Giftstrahlen jeden Menschen aus ihrer Umgebung traf, dem es nur einigermaßen besser ging, als ihnen selbst. Unter diesen Umständen sahen sich die Eltern schließlich von jedermann gemieden und befanden sich vor etwa einem halben Jahre, als ich das Seminar verließ, der bittersten Not gegenüber. Ich versprach, ihnen zu helfen, sobald ich selbständig geworden wäre, und ich habe mit dem Wenigen, das ich als junger Lehrer bekam, geholfen, die äußerste Not von ihnen fernzuhalten. Jetzt, wo ich nun in den Besitz einer Dienstwohnung gelangt bin, fordern sie, daß ich sie zu mir nehme. Sie denken sich ein gemeinsames Leben mit mir als ein sorgenloses und erwarten, daß ich jetzt all das, was sie glauben, an mir getan zu haben, durch Dienstfertigkeit und Gehorsam abtragen werde. Ich konnte ihrem Wunsche keinen Widerstand entgegensetzen; es war ja auch meine Kindespflicht, zu helfen, wo sie ohne meine Hilfe in die tiefste Not geraten wären; aber ich muß gestehen, ich tue es nicht gern, denn ich befürchte, der Unfriede wird mit dem Eintritt meiner Eltern im Schulhause und

Digitized by Google

auch im Dorfe seinen Einzug halten, und ich sehe schon jetzt meine Tage hier gezählt, da mir die Stelle hier nur auftragsweise übertragen worden ist und es wohl nur eines Wunsches des Schulvorstandes bedürfen würde, um die Regierung zu veranlassen, mir eine Stelle ohne Dienstwohnung zu überweisen."

„Wie ist denn das Verhalten Ihrer Eltern Ihnen gegenüber gewesen? Da Sie ihr einziges Kind geblieben sind, haben sie es doch an Liebe Ihnen gegenüber gewiß nicht fehlen lassen?"

„Wenn Liebe sich in Strenge äußert, dann habe ich genug Liebe von Vater und Mutter erhalten. Der Vater hat mich oft härter gezüchtigt, als wenn ich ein fremdes Kind gewesen wäre, und auch die Mutter hat den Stock nicht gespart. Das ist aber besser geworden, als ich durch Vermittlung eines mir wohlgesinnten Lehrers eine Freistelle in einem Seminar fand, und jetzt, wo ich nun ein Amt erhalten habe, ist, die Mutter wenigstens, meist gut zu mir, der Vater aber glaubt, immer noch seine Strenge mir gegenüber herauskehren zu müssen, und er hält es für seine Pflicht, mich auch jetzt noch zu erziehen, der ich nun selbst Kinder erziehen soll. In einigen Tagen kommen sie. Helfen kann mir wohl niemand. Ich muß mein Schicksal tragen."

„Ja," erwiderte der Alte, während er dicke Dampfwolken aus seiner Pfeife von sich blies, „mit dem vierten Gebot: ‚Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren', und nun gar erst mit der Lutherschen Erklärung: ‚Wir sollen unsere Eltern nicht verachten, noch erzürnen, sondern sie in Ehren halten, ihnen dienen, gehorchen, sie lieb und wert halten', ist das oft ein sehr schwieriges Ding. Oft wird es geradezu unmöglich, dieses Gebot und Luthers Erklärung zu befolgen. In glücklichen Lebensverhältnissen, bei guten, verständigen, liebevollen Eltern ist das leicht und brauchte eigentlich gar nicht erst als besonderer göttlicher Wille den Menschen eingeprägt zu werden; aber unter unglücklichen Lebensverhältnissen! Ich kann Ihnen, lieber Kollege, eigentlich nur einen Rat geben, der Sie aus Ihrer schwierigen Lage sicher herausführen kann, der Ihnen die Zustimmung Ihrer Eltern sichern wird und Sie selbst in die Lage setzen kann, ihnen mit Geld — ich will die Sache nur bei dem richtigen Namen nennen — zu dienen. Verachten und erzürnen werden Sie sie sowieso nicht, Ehrerbietung und Gehorsam wird von Ihnen dann, wenn Sie meinem Rate folgen, nicht mehr verlangt werden und sie lieb und wert halten — na, das wird sich dann ja auch in mäßigem Umfange machen lassen. Aber Sie brauchen meinen Rat ja nicht zu befolgen!"

„Aber wie sollte ich dem Rate eines so erfahrenen, so offenen und ehrlichen Mannes, wie Sie es sind, nicht folgen wollen? Ich kann es Ihnen ja niemals genug danken, daß Sie an mir, dem Ihnen ganz unbekannten Manne so warmen Anteil nahmen; ich werde es Ihnen gewiß niemals vergessen."

„Dann sage ich Ihnen, lieber Kollege, heiraten Sie! Und heiraten Sie ein Mädchen, das nicht ohne Mittel ist. Haben Sie schon eine Wahl getroffen?"

„Nein. Ich bin ganz frei; aber mit einundzwanzig Jahren kann ich doch nicht schon einen Hausstand gründen? Und die zweite Prüfung habe ich auch noch nicht gemacht!"

„Jung gefreit hat niemand gereut. Sehen Sie mich an. Ich habe mit zweiundzwanzig Jahren geheiratet und habe es nicht zu bereuen brauchen, und ich habe mit meiner Seligen manchen Taler sparen können, was man von einem Volksschullehrer, wie Sie wohl wissen, sonst nicht behaupten kann. Die zweite Prüfung müssen Sie freilich, und zwar so bald als möglich, ablegen; aber dazu hat ein Ehemann, den ein gutes Weib an das Haus fesselt, mehr Zeit, als ein unbeweibter Lehrer, dem das Wirtshaus so oft das Lebenshaus wird. Also heiraten!"

In diesem Augenblick öffnete sich die Tür, und Fräulein Mariechen erschien und bat in das nächste Zimmer zum Nachtessen.

* * *

Hatte schon die väterlich-gütige Art, mit der der alte Fuchs den jungen Lehrer, dem er den Mangel an Lebensweisheit und Menschenkenntnis bald genug angemerkt hatte, gefesselt und tief bewegt, so steigerte sich infolge des schmackhaft zubereiteten Fischessens und der sehr liebenswürdigen Behandlung der drei Tischdamen seine warme Empfindung für dieses würdige Lehrerhaus zur Begeisterung. Ihm erschien alles, was er hier sah, in einem wahrhaft idealen Lichte, und mit Worten tiefster Dankbarkeit nahm er nach einigen Stunden Abschied und zog sich auf sein kleines Zimmer zurück mit dem

Digitized by Google

Vorsatze, sich an dem alten, würdigen Ehrenmann ein Vorbild zu nehmen und seinen Ratschlägen jederzeit dankbar zu folgen.

Es war ein Glück für den guten Jungen, daß er der Unterhaltung nicht beiwohnte, die der Alte nach seinem Abgange mit seinen drei Töchtern hielt. Da hätte er hören können, daß in eingehendster Weise über sein späteres Schicksal entschieden wurde.

„Du, Marieken," hatte der Vater die lange Unterredung geschlossen, „du nimmst ihn! Du bist zwar zwanzig Jahre älter als er, dafür aber auch zwanzigmal verständiger und reifer." Keine der Töchter widersprach, auch Mariechen nicht, der der junge, frische und harmlos-gutmütige Mensch wohl gefallen hatte. Auch die beiden anderen Töchter hätten ihn gern gehabt, denn kein Mädchen, auch wenn es noch so alt ist, gibt die Hoffnung auf den Ehestand auf; indessen da war der Altersunterschied denn doch zu groß, und überdies verstand der gute Vater keinen Spaß. Was er anordnete, das mußte geschehen. In Frieden trennten sich alle voneinander, Marieken mit dem Herzen voller Hoffnung und dem festen Vorsatz, ihrerseits alles zu tun, den jungen Mann glücklich zu machen.

Der schlief zwar sehr glücklich über den ihm hier zuteil gewordenen Empfang ein, träumte aber nicht von Marieken, sondern von einem Paar wunderbar schwarzen Augen, die aus einem bleichen Mädchenantlitz heraus in sein Bett zu blicken schienen.

Mariekens Augen aber waren grün.

* * *

Der alte Lehrer hatte nicht nötig, seinem jungen Freunde allzu lange Gastfreundschaft zu gewähren; denn schon am dritten Tage nach dessen Ankunft in Brunnendorf traf sein Elternpaar ein, und mit ihm die ärmlichen Möbel. In wenigen Stunden war das Schulhaus eingerichtet, und der junge Lehrer konnte in sein eigenes Heim seinen Einzug halten. Er tat dies mit sehr gemischten Gefühlen; denn das patriarchalische Leben im Hause des alten, biederen Kollegen hatte ihm mehr und mehr gefallen, und die freundliche und aufmerksame Bedienung seitens seiner Töchter, besonders von Marieken, hatte ihm nicht minder wohlgetan. So gut wie dort, das mußte er sich gestehen, konnte er es im eigenen Heim unter der Leitung seiner Eltern nun und nimmermehr haben, und es ist begreiflich, daß er in den ersten Wochen manch sehnsüchtigen Blick nach dem Häuschen des alten Lehrers hinüberschweifen ließ. Ob damit Gedanken an die gute Ernährung oder an Marieken verbunden waren, das möge dahingestellt bleiben, da er sich aber eines guten, gesunden Appetits erfreute, so ist das erstere wahrscheinlicher als das letztere.

* * *

Einige Wochen vergingen, und das Leben im Schulhause begann sich in regelmäßigen Zügen abzuspielen. Der junge Lehrer hatte tüchtig in der Schule zu tun und machte sich täglich rechtschaffen müde in seinem Amte, und seine Eltern wirtschafteten im Hause und in dem großen Garten mit dem Behagen ländlicher Grundbesitzer. Schon wenige Stunden nach ihrem Einzuge war Marieken mit einem Strauß schöner Blumen und einem Gruß vom alten Lehrerhause erschienen, und hatte sich und ihre Schwestern als Hilfe für die erste Einrichtung angeboten. Das war zwar abgelehnt worden, aber der Schuster und seine Frau hatten es doch für angezeigt gehalten, dem Lehrer Wrengel einen Dankesbesuch zu machen. Sie waren sehr freundlich aufgenommen worden und kehrten ganz entzückt, wie auch ihr Sohn es gewesen war, von dem Besuche zurück. Zum ersten Male in ihrem Leben hatten die Schustersleute nichts zu tadeln gefunden. Sie konnten sich über das Wrengelsche Haus des Lobes nicht genug tun. Der alte Wrengel verstand es ja auch, als alter, würdiger Menschenfreund, die Menschen, die er nach seinem Willen lenken wollte, von sich einzunehmen. Wer ihn näher kannte, wußte, daß keine seiner sogenannten Guttaten und Liebenswürdigkeiten ohne Berechnung war. Der Sohn hatte ihm wirklich gut gefallen, die Schustersleute aber gefielen ihm gar nicht; aber zunächst mußte er sie an sich fesseln, und mit ihrer Hilfe sein Marieken an den Mann bringen. War dieses Ziel erreicht, dann etwas Geld in die Hand gedrückt, und dann hinaus mit der Schusterpackage aus der Schule und aus dem Dorfe! Aber erst den Jungen festhaben!

Das sollte dem Alten aber doch schwerer werden, als er sich's gedacht hatte.

* * *

Digitized by Google

Einige Wochen waren vergangen, als der junge Lehrer an einem Nachmittage sich aufmachte, endlich dem Gemeindevorsteher einen Besuch zu machen, was der alte Kollege zwar für höchst überflüssig gehalten, aber jedenfalls als eine Sache bezeichnet hatte, die gute Weile habe. Als er durch den Garten, der das Haus des Gemeindevorstehers von der Dorfstraße trennte, dem Wohnhause zuschritt, sah er in einer Hängematte, die zwischen zwei Kastanienbäumen befestigt war, das Mädchen liegen, mit dem er die Fahrt nach Brunnendorf gemacht hatte, und das ihm niemals aus dem Sinn gekommen war. Er blieb einen Augenblick stehen und betrachtete schweigend das Bild. Sie schien zu schlafen, jedenfalls hatte sie die Augen geschlossen; aber sie schlief nicht und blinzelte nur zwischen den halb geschlossenen Wimpern nach dem jungen Manne hin, den auch sie sofort wiedererkannte. Leise, um sie nicht zu wecken, wollte er bei ihr vorübergehen, als sie die Augen aufschlug, sich ein wenig emporrichtete und mit freundlichen Blicken „Guten Tag, Herr Lehrer!" rief, wobei ein Lächeln sie verschönte, als sie wahrnahm, daß er erstaunt und, wie es ihr schien, verwirrt stehenblieb. Er trat auf sie zu und reichte ihr die Hand zum Gruß. Dann fragte er, ob der Gemeindevorsteher, der hier wohne und zu dem er wolle, wohl zu Hause wäre.

„Mein Onkel", erwiderte sie, „ist nicht zu Hause. Er kommt erst zum Abend heim. Der ist, Herr Lehrer, schön böse auf Sie, daß Sie so lange mit Ihrem Besuch gezögert haben. Warum sind Sie denn nicht früher gekommen?"

„Ich wußte ja nicht," stammelte er, „daß Sie hier sind. Auch daß der Herr Gemeindevorsteher Ihr Onkel ist, habe ich nicht gewußt."

„Zu mir wären Sie also schon früher gekommen?" gab sie lächelnd zur Antwort. „Das ist aber hübsch von Ihnen! Dann haben Sie mich doch wohl nicht ganz vergessen, wie ich geglaubt habe?"

„Nein! Ich habe Sie gewiß nicht vergessen! Wie geht's nun aber mit Ihren Augen?"

Sie erwiderte fröhlich: „Es geht so gut, daß ich jetzt fast glaube, ich werde mein Augenlicht behalten. Noch nicht ein einziges Mal ist hier der Schatten vor meine Augen getreten. Und bei meinen Eltern geschah das so oft! Die Landluft und die gute Kost und die liebevolle Behandlung, die ich hier fortgesetzt erfahre, sind für mich gewiß die besten Arzneimittel. Aber", fuhr sie fort, indem sie zur Erde sprang, „ich muß heute noch meinen Spaziergang machen. Wollen Sie mich begleiten?"

„Sehr gern," entgegnete er, „wohin wollen Sie gehen?"

„Kennen Sie schon unseren schönen Brunnendorfer See? Dort ist es kühl und schattig. Da sitze ich jeden Tag stundenlang und tue nichts anderes als träumen; denn lesen soll ich nicht. Ich will erst der Tante sagen," rief sie, „daß ich fortgehe. Zum Abendessen bin ich zurück."

Sie eilte ins Wohnhaus und war nach wenigen Minuten an seiner Seite.

Während sie nun aus dem Dorfe hinausschritten, plauderte sie zu ihm wie zu einem alten Bekannten. „Der Onkel ist viel zu gut, um Ihnen, Herr Lehrer, böse sein zu können. Ich werde ihm heute erzählen, daß Sie dagewesen sind, dann wird er's Ihnen nicht nachtragen, daß Sie so lange mit Ihrem Besuch gewartet haben. Und die Tante ist so herzensgut wie ein Engel. Sie läßt mich, der ich etwas schaffen und im Hause mich nützlich machen wollte, nichts anrühren. Nicht zum Arbeiten sei ich da, sondern, um gesund zu werden, und alle sagen auch, daß ich schon rote Backen bekommen habe. Finden Sie das auch?"

Er fand das natürlich auch und versicherte sie, daß sie auch etwas gewachsen sein müsse.

„In vier Wochen? Nein, Herr Lehrer," lachte sie, „mit einem Menschen geht's nicht so schnell wie bei den Blumen. Aber stärker bin ich jedenfalls geworden. Ach, wie ist es doch auf dem Lande schön! Ich möchte niemals in die Stadt zurück."

Er gab lebhaft die Versicherung ab, daß es auf dem Lande sehr schön sei, viel schöner als in der Stadt.

Währenddes gelangten beide an das Wasser, das sich an das Nordende des Dorfes anlehnte. Er war ein großer, von Fichten und Laubbäumen umkränzter See, wohl eine halbe Meile lang und fast ebenso breit. An seinem stillen Ufer führte rings um ihn her ein schmaler Fußpfad, der an manchen Stellen sich im Walde verlor, aber leicht wiedergefunden werden konnte, denn die Oberfläche des Sees leuchtete an den kahlen

Digitized by Google

Stellen des Waldes durch die Bäume hindurch tief in den Wald hinein. Der See war Eigentum der Gemeinde, die in einer gemeinnützigen Anwandlung einige Bänke an seinem Ufer hatte aufstellen lassen, obwohl die Bauern selbst zu ihrer Erholung und Zerstreuung den See nicht aufzusuchen pflegten.

Die beiden jungen Leute nahmen nach einer kurzen Wanderung an dem Seeufer auf einer Bank Platz, von der man einen schönen Blick über die Oberfläche des Sees nach dem Dorfe hatte. Sein schlanker Kirchturm ragte aus dem Grün der Bäume hervor und nahm der einsamen Gegend den Charakter der Verlassenheit. Auf dem Wasser selbst war es still. Eine Schar wilder Enten löste sich, als sie die Annäherung der beiden bemerkte, von dem Schilf des Ufers los und flog in heftigen Schlägen über den Wasserspiegel an das andere Ufer hinüber. Ein leiser Wind zog über die Fläche und kräuselte sie zu kleinen Wellen, die in melodischem Rauschen an den Sand des Ufers rollten. Sonst herrschte überall Ruhe, nur die Kronen der alten Bäume rauschten geheimnisvoll, wenn der Wind mit seinen Flügeln über sie hinwegstrich. Alles lud zum Ruhen und zum Träumen ein. Dazu war auch heute noch Zeit genug, denn die Sonne stand noch hoch am blauen Himmel, und der Abend war noch fern.

Nach langem Schweigen begann das Mädchen: „Wie haben Sie, Herr Lehrer, nur so lange bei dem alten Wrengel bleiben können? Mein Onkel sagte, das sei kein Umgang für Sie. Dort könnten Sie nicht viel Gutes lernen."

Er war über die ganz unvermittelte Frage ebenso erstaunt wie über ihren Inhalt. Das war ihm niemals eingefallen, daß im Dorfe ein Mensch anders über den alten, würdigen Kollegen denken konnte, als er es tat. Gefragt hatte er freilich noch niemanden nach dem Lehrerhause. Aber es konnte doch unmöglich sein, daß man in diesem Hause etwas Schlechtes lernen könne. Er hatte vor seiner hübschen Nachbarin und auch vor ihrem Onkel, dem Gemeindevorsteher, zwar allen Respekt, glaubte es aber doch seinem Gewissen schuldig zu sein, für den Alten und für seine Töchter eintreten zu müssen.

Er sagte daher mit mehr Nachdruck, als er beabsichtigt: „Ihr Herr Onkel täuscht sich, wenn er über meinen alten, lieben Kollegen ungünstig urteilt. Ich habe ihn und seine Töchter genau kennen gelernt und kann Sie versichern, daß es gute, selbstlose Menschen sind. Aber woher weiß Ihr Onkel, daß ich dort tagelang die Gastfreundschaft genossen habe?"

„Nun," erwiderte sie, „er ist doch der Gemeindevorsteher, und der muß doch alles wissen, was im Dorfe passiert. Wrengels Töchter sollen ja nicht mehr jung sein."

„So jung wie Sie, mein Fräulein, sind sie freilich nicht; aber auch sie sind, wie der Vater, herzensgute Menschen, die mir nur Freundliches erwiesen haben."

„Sind sie denn hübsch?"

„Das weiß ich nicht; ich glaube aber nicht, daß sie häßlich sind. So hübsch wie Sie", fuhr es ihm mutig heraus, „sind sie freilich nicht. Aber . . ."

Er kam nicht weiter, denn seine Gefährtin erhob sich plötzlich, fuhr mit den Händen nach ihren Augen und sank dann mit einem tiefen Seufzer auf den Sitz zurück, während eine fahle Blässe ihr kindliches Antlitz bedeckte.

Erschrocken blickte er sie an. „Was ist Ihnen, liebes Fräulein, was ist Ihnen?"

Sie winkte mit der Hand, dann erhob sie sich wieder und sagte mit matter Stimme:

„Ist es wirklich schon Nacht? Soeben schien ja noch die Sonne! Oh, mein Augenlicht, mein Augenlicht ist fort! Lieber Herr Lehrer," bat sie mit zitternder Stimme, „bitte, helfen Sie mir doch, helfen Sie mir doch, daß ich nicht erblinde."

Er war aufs tiefste erschüttert. Ihm traten angesichts des Elends, das plötzlich inmitten der Sonnenpracht des Tages über das liebe Kind hereinbrach, die Tränen in die Augen.

„Aber das wird, liebes Fräulein, vorübergehen. Das haben Sie ja schon oft gehabt. Nur nicht verzagen, wenn die Heilung nicht gleich erfolgt. Nein! Nicht verzagen!"

Er ergriff ihre beiden Hände und schaute ihr ins Antlitz.

Sie schien ruhiger zu werden. „Ja," lispelte sie, „es wird wieder heller; es war wohl nur ein Anfall aus früheren Tagen. Ich habe zu früh gehofft, ich sei genesen . . . Nun muß ich wieder von vorn anfangen", und nach einem Weilchen: „Ja, es geht vorüber, jetzt sehe ich wieder die Sonne scheinen, jetzt, jetzt wird's schon wieder ganz hell. O lieber Gott," sprach sie, indem

Digitized by Google

sie die kleinen Hände faltete, „nur nicht ganz erblinden! Laß mich, lieber Gott, nicht ganz erblinden! Ich will auch stets fromm und gut sein."

Dann blickte sie den jungen Lehrer an und sagte mit einer Stimme, die wieder ihren alten Klang hatte: „Sie haben geweint; ich habe Sie gewiß erschreckt!"

Er konnte nur erwidern: „Ich bin so glücklich, daß der Anfall vorüber ist, oh, er wird gewiß nicht mehr wiederkommen."

„Ja, er wird gewiß nicht mehr wiederkommen!!!"

Lange noch saßen die beiden still nebeneinander; dann faßten sie sich bei der Hand, ohne daß eins das andere dazu aufgefordert hätte, sie, als suche sie Schutz bei ihm, er, als müsse er sie leiten.

So zogen sie schweigend zum Dorfe zurück.

Als sie sich voneinander trennten, sagte er: „Wann kann ich Sie wiedersehen?"

„Bald, bald", entgegnete sie. „Morgen schon! Wenn meine Augen nicht schlechter werden, will ich morgen wieder um die heutige Stunde auf der Bank am See auf Sie warten."

Er versprach, zu kommen.

Mit einem tiefen Seufzer gingen sie voneinander.

* * *

Als der junge Lehrer nach Hause kam, fand er seine Eltern in froher, redseliger Stimmung; aber er achtete wenig auf das, was sie sprachen und war auch bei dem folgenden Abendessen schweigsam und in sich gekehrt. Auf dem Tisch vor ihm auf seinen Teller legte die Mutter ein großes Bündel duftigen Spargels, den er, wie sie wußte, gern aß. Bisher hatte es Spargel auf dem Lehrertisch noch nicht gegeben, und, da der Lehrergarten kein Spargelbeet besaß, hätte dem jungen Manne die seltene Kost auffallen müssen. Das geschah aber nicht. Schweigend und ohne ein anerkennendes Wort für das reiche Abendessen verzehrte er sein Mahl. Seine Gedanken waren bei seiner kleinen Freundin, deren Geschick ihn tief beunruhigte. Er glaubte nicht an ihre Heilung.

„Du sagst ja nichts zu dem schönen Spargel, Kurt," unterbrach die Mutter das Schweigen, „ich glaube, wenn du wüßtest, von wem er ist, du würdest nicht ein so langweiliges Gesicht machen, wie du machst."

„Das ist mir gleichgültig, Mutter. Wo hast du ihn gekauft?"

„Gekauft? Für solch teure Ware hat deine Mutter kein Geld. Nein, ein sehr liebes Mädchen hat den Spargel gebracht und gleich die Bitte angeknüpft: ‚Nur für Ihren Herrn Sohn, den Herrn Lehrer!'"

„Na, sagen wir's ihm doch", unterbrach der Vater. „Wenn er sich's nicht denken kann, will ich's ihm sagen. Fräulein Marieken Wrengel hat ihn gebracht. Eine sehr liebe Dame, der du heute abend noch einen schönen Dank selbst sagen wirst."

„Heute abend gehe ich nicht mehr zu Wrengels. Dazu ist morgen auch noch Zeit", entgegnete der Sohn.

„Nein," rief der Schuster, dem die Erinnerung an die Zeit wieder aufstieg, in der er seinen Sohn, den „Herrn Lehrer" beliebig mit dem Knieriemen bearbeiten konnte, „nein, du gehst heute noch hin. Ich will's haben."

„Natürlich", fiel die Schustersfrau ein, „tust du, was der Vater befiehlt! Junge, merkst du nichts? Das wäre eine Frau für dich! Was, Vater?"

„Ein süßer Bissen, wie's keinen mehr für dich gibt. Und Geld hat der Alte! Und sie erbt mal alles! Auch die ollen Schwestern müssen ihr mal alles vermachen. Junge, schmiede das Eisen, solange es warm ist! So'n Eisen gibt's nicht mehr wieder. Marsch, die Mütze aufgesetzt, und daß du mir nicht zu früh heute nach Hause kommst!"

Dieses Heiratsprojekt kam dem jungen Mann völlig über den Hals. Mit keinem Gedanken war er bisher auf die Möglichkeit gekommen, das alte Mädchen heiraten zu können. Die Freundlichkeit, mit der ihn die drei Töchter, besonders Marieken, behandelt hatten, war ihm stets als der Ausdruck mütterlicher Neigung erschienen. Er machte daher zu den Ausführungen seiner Eltern kein sonderlich kluges Gesicht und lachte gezwungen auf und antwortete:

„Fräulein Marieken könnte ja meine Mutter sein. Sie ist ja zwanzig Jahre älter als ich. Nein, die nehme ich nicht! Die kann ich doch nicht heiraten?"

Digitized by Google

„Die wirst du heiraten", riefen Vater und Mutter fast gleichzeitig. „Ich befehle es", schrie der Vater, indem er mit der Faust auf den Tisch schlug. „Was! Du Knirps willst deinen Eltern, die so viel an dir gewandt haben, die ihr ganzes Leben sich in saurem Schweiß um dich müde gearbeitet haben, ungehorsam sein? Sollen wir etwa eine arme Schwiegertochter ins Haus nehmen? Und dann wieder Tag und Nacht sich tot schuften, bloß damit der Herr Sohn seinen Willen hat! Nein! Du nimmst Marieken Wrengel! Heute brauchst du ihr noch keinen Heiratsantrag zu machen, aber ein Anfang mit der Liebe muß jetzt gemacht werden. ‚Du sollst deinen Eltern gehorchen', das lernst du ja in der Schule deinen Kindern! Also tue nach deinen eigenen Worten!"

„Ja," fuhr die Mutter dazwischen, „und die Leute im Dorfe reden schon alle davon, daß aus euch beiden etwas wird. Erst heute morgen habe ich mit der Frau des Schmiedes darüber gesprochen; die ist auch der Ansicht, daß du jetzt Ernst machen mußt."

„Also das Gerede und das Geplantsche", rief der junge Lehrer, dem nun der Zorn über den unvermuteten Überfall seiner Eltern in den Kopf stieg, „geht auch hier wieder los. Das ist zum Verzweifeln. Haben die Leute über meine Wahl zu bestimmen oder ich? Ich denke, ich allein, sonst niemand."

Und hastig verließ er das Zimmer und eilte in den herabsinkenden Abend hinaus.

Die beiden Alten blieben allein zurück. Ihre Erregung legte sich bald. Sie glaubten, ihren weichen Jungen genugsam zu kennen, um sich der Hoffnung zu getrösten, daß er sich bald ihrem Willen fügen würde, und daß es, da er, wie sie zu wissen glaubten, keine andere „auf dem Kerbholz" hatte, nicht schwerfallen würde, seinen Widerstand zu brechen.

Müde und halb verzweifelt kam der junge Lehrer um Mitternacht nach Hause.

Bei Wrengels war er nicht gewesen.

* * *

Pünktlich fand sich der junge Lehrer wie am Tage zuvor an dem See ein und fand seine kleine Freundin schon auf der Bank sitzend und seiner wartend. Sie sah ihn von weitem kommen, erhob sich aber nicht von ihrem Sitze und winkte ihm auch nicht zu, wie er wohl erwartet hatte. Als er vor ihr stand und ihr zum Gruß die Hand reichte, sah er in ein tiefblasses Gesicht, über das die Tränen hinwegliefen. Er konnte sich denken, was geschehen war.

„Geht's heute noch nicht gut?" fragte er besorgt und sah sie voller Wehmut an.

Sie schüttelte traurig ihren hübschen Kopf: „Es ist heute morgen, als ich aufstehen wollte, wiedergekommen. Lange, lange, ach wohl eine Stunde war es Nacht um mich. Erst langsam wich die dunkle Hülle von meinen Augen. Jetzt geht's wieder gut. Aber in so langer, tiefer Nacht, wie heute morgen, habe ich mich noch niemals befunden. Ich glaube, das ist das Vorspiel zu der langen Nacht, die meiner jetzt wartet."

Er fand kein Wort auf diese Mitteilung. In tiefer Verstimmung, ja in halber Verzweiflung war er zu ihr gekommen; jetzt sah er, daß die vor ihm Sitzende doch viel elender, viel beklagenswerter war als er selbst. Er hatte sich vorgenommen, ihr sein Herz auszuschütten, der Eltern Wille bezüglich seiner Verheiratung ihr mitzuteilen, von ihr, dem unschuldigen und unerfahrenen Kinde wollte er sich Rat holen, wie er sich zu verhalten habe; aber angesichts ihrer Seelennot schwieg er. Wie klein kam ihm jetzt die eigene Herzensnot vor!

Sie unterbrach das lange Schweigen, beugte sich zu ihm, der neben ihr Platz genommen hatte, sah ihn mit ihren tiefen, dunklen Augen an und sagte: „Jetzt muß ich fragen, was Sie bekümmert, lieber Herr Lehrer, Sie sehen heute gar zu traurig aus. Nein, nein," fuhr sie lebhafter fort, als er erwiderte: „Ich sorge mich um Sie", „nein, nein, das kann's allein nicht sein. Das ist noch etwas anderes, was Sie betrübt. Wollen Sie's mir nicht sagen, oder können Sie's mir nicht sagen?"

Da fuhr er erregt von seinem Sitz auf: „Meine Eltern verlangen, daß ich Marieken Wrengel heirate, die mehr als zwanzig Jahre älter ist als ich, weil sie vermögend ist oder gar reich. Sie haben es mir gestern abend zur Pflicht gemacht, und heute morgen, als ich ihnen rundweg erklärte, ich würde ihnen in diesem Punkte nicht gehorchen, haben Vater und Mutter mir mit dem Fluche gedroht, wenn ich mich ihrem Willen widersetze. Ich weiß, sie meinen's gut mit mir und wollen mein Bestes, daß aber eine solche Ehe, wie sie sie mir aufzwingen wollen, kein

Digitized by Google

Glück, sondern nur Schmach und Unglück bringen kann, das ahnen sie nicht.

Raten Sie mir, liebste Freundin, was soll ich tun? Heiraten werde ich die Wrengel unter keinen Umständen. Aber was soll ich tun? Ich habe schon daran gedacht, mein Amt niederzulegen und in die weite Welt zu ziehen."

Damit fing der arme Junge an, bitterlich zu weinen.

Sie schwieg lange, sah ihn aber mit liebevollen Blicken an. Endlich sagte sie:

„Nun muß ich wohl Ihnen heute das sagen, was Sie mir gestern sagten: nicht den Mut verlieren, nicht gleich verzagen! Aber einen Rat kann ich Ihnen doch geben: Gehen Sie zu Fräulein Marieken, sagen Sie ihr, was Ihre Eltern wünschen und sagen Sie ihr, daß Sie sie nicht lieben und deshalb auch nicht heiraten könnten. Dann wird sie von selbst von Ihnen ablassen, und die Eltern werden dann gar nicht mehr in der Lage sein, Gehorsam von Ihnen zu fordern."

Es war, als ob mit diesen Worten ein Lichtstrahl in sein dunkles Gemüt fiel. Ja, das war ein Ausweg und für alle Teile die beste Lösung! Und noch heute wollte er zu ihr. Für den Spargel hatte er sich noch nicht bedankt. Da ließe sich eine Anknüpfung finden.

Er sprach ihr mit heißen Worten seinen Dank für ihren Rat aus und versicherte, daß er ihm folgen würde.

„Aber," fuhr er fort, „denken wir jetzt nicht an mich, denken wir an Sie! Soll ich einen Arzt aufsuchen oder soll ich an Ihre Eltern schreiben, oder soll ich zu Ihrem Onkel gehen? Vielleicht weiß der einen Rat."

„Keins von allen", entgegnete sie. „Wenn mir hier in der Landluft, und bei der guten Behandlung, die ich erfahre, die Natur nicht hilft, dann wird mir überhaupt keine Hilfe. Der berühmte Augenarzt hat nur die Landluft empfohlen. Dann sollte ich gesund werden. So wenigstens, behauptet der Vater, es vom Professor gehört zu haben. Ob der Vater mir die volle Wahrheit gesagt hat, weiß ich nicht; das aber weiß ich, daß ich jetzt mein Los abwarten und das Schicksal tragen muß, das Gott mir auferlegen wird."

Heiß wallte es in seinem Herzen empor, als er sie mit sanfter Stimme so reden hörte. Er drückte ihr die Hand, die sie ihm ließ. Dann saßen beide schweigend still nebeneinander, während die Sonne sich zum Untergang anschickte und die beiden Kinder — so konnte man sie wohl nennen — mit ihren goldenen Abschiedsstrahlen umleuchtete.

Sie gingen, wie am gestrigen Tage, Hand in Hand aus dem Walde hinaus.

Bevor er sich von ihr verabschiedete, sagte er: „Ich gehe jetzt zu meinem alten Kollegen. Mit dem werde ich zunächst reden. Der biedere Mann wird mich besser verstehen als meine Eltern. Morgen sehen wir uns wieder, und ich berichte Ihnen dann, was geschehen ist. Und bis dahin soll kein Schatten Ihre lieben Augen trüben!"

Sie drückte ihm freundlich lächelnd die Hand, und mit dem Wunsche, daß ihm alles wohlgelingen möge, betrat sie das Haus ihres Onkels.

* * *

Mit großen Schritten eilte er dem Häuschen seines alten Kollegen zu, aber je näher er kam, um so kleiner wurden sie. Das war doch eine recht bedenkliche Lage, in der er sich befand! Wie sollte er dem Alten alles beibringen? Zwar den Wunsch seiner Eltern konnte er ihm leicht mitteilen, aber er mußte doch hinzufügen, daß er diesen Wunsch nicht teile und auch niemals teilen könne. Aber, gleichviel, sein Entschluß war gefaßt. Jetzt galt es, ihn mit mutigem Sinn zur Ausführung zu bringen.

Er fand den alten Herrn in seinem Stübchen, seine lange Pfeife rauchend und die Zeitung lesend. In alter väterlicher Kollegialität hieß er ihn willkommen und ließ ihn Platz nehmen. Der Alte sah dem Jüngling sofort an, daß ihn etwas bewegte, und sein noch sehr scharfes Auge und seine nicht geringe Menschenkenntnis sagten ihm, daß es nichts Kleines sein könnte, was ihn heute zu ihm trieb. Sollte der schon so weit sein? Nun, wir werden ja hören, und freundlich drückte er dem Jüngeren die Hand und fragte, wie es ihm ginge.

Dem waren unterdessen echte Angstperlen auf die Stirn getreten; während er sie mit der Hand wegwischte, begann er: „Lieber Herr Kollege, Sie haben mir nun schon so viel Güte erwiesen, daß ich mir den Mut nehme, Sie um etwas Großes zu bitten . . . der Spargel . . ., den Ihr Fräulein Tochter Marieken gestern . . ."

Digitized by Google

„Aber nicht doch," fiel der Alte dem Stotternden in die Rede, „das ist ja nicht der Rede wert! Den hat Marieken selbst gestochen. Wenn er nur gut geschmeckt hat! Aber wenn Sie nun einmal dafür danken wollen, dann sagen Sie nur Ihren Dank meiner Tochter selbst, denn die hat die Mühe davon gehabt. Ich werde sie Ihnen gleich herschicken. Mich entschuldigen Sie wohl? Ich habe einen Augenblick bei meinen Bienen zu tun."

Damit verließ er den jungen Mann, der wie gebrochen sitzen blieb.

Das blieb ihm also nicht erspart; er mußte es ihr selbst sagen!

Gleich darauf öffnete sich die Tür, und Marieken trat ein. Auf ihrem Gesicht lag eine frohe Spannung und die Hoffnung, daß der Spargel sie schneller zum Ziele geführt hätte, als zu erwarten stand, belebte ihre Züge.

Langsam erhob sich der junge Lehrer, ging schleppenden Fußes auf sie zu und begann mit niedergeschlagenen Augen, vor ihr wie ein armer Sünder stehend, stotternd:

„Liebes Fräulein Marieken! . . . Der Spargel . . ."

„Das habe ich aber gern getan," unterbrach sie ihn, „sehr gern, daß Sie nicht zu danken brauchen. Ich habe Ihnen eine Freude machen wollen, und wenn mir das gelungen ist, dann müßte ich Ihnen danken, und nicht Sie mir", und als er schwieg, die Augen immer noch zur Erde gesenkt und die Backen vor Aufregung und Angst gerötet, schlug ihre Liebe zu dem Hilflosen zu hellen Flammen empor, und indem sie beschloß, das Geständnis ihm zu erleichtern, legte sie beide Hände auf die Schultern des Unglücklichen, der wie ein von Schuld beladener Verbrecher vor ihr stand, und sagte mit einer Stimme, deren Zittern sie vergeblich zu unterdrücken suchte: „Wissen Sie denn nicht, lieber Herr Willbald, wie glücklich es mich macht, wenn ich Ihnen eine Freude machen kann?" und leiser fügte sie hinzu: „Ich möchte Ihnen, lieber Kurt, so gern immer nur Freude machen."

Das war für den guten Jungen zu viel! Dieser Art von Angriff war er nicht gewachsen. Er vermochte nichts zu erwidern, ergriff seine Mütze und stürmte mit den Worten: „Sie sind viel zu gut, Fräulein Marieken, viel zu gut!" aus dem Zimmer.

„Was hat's denn gegeben?" fragte der Alte, als er zurückkehrte, „er rannte ja wie ein Besessener durch den Garten auf die Straße! Was hat er gesagt?"

„Oh, nichts," lächelte sie glückselig, „gesagt hat er nichts oder doch nicht viel. Aber, lieber Vater, ich glaube, du mußt bald die Hochzeit rüsten. Ich weiß jetzt, daß er mich liebt."

Darin irrte sie sich freilich.

* * *

Mit einem dicken Kopf, mit geröteten Wangen und fliegendem Atem, die Mütze tief in den Nacken geschoben, lief der Aufgeregte nach Hause. Als der Vater ihn kommen sah, ging er ihm entgegen und sagte: „Du hast doch bei Wrengels deinen Dank angebracht", und als er kurz „Ja, ja", erwiderte, fragte die Mutter, die inzwischen hinzugetreten war: „Na, wie war sie denn? Ist es nicht ein nettes, liebes Mädchen?" „Ja, ja", entgegnete er und lief auf sein Zimmer, das auf dem Boden lag und schloß sich ein; als die Schustersleute ihn zum Abendessen hinabriefen, gab er zur Antwort, er müsse heute arbeiten, er käme heute nicht mehr zu ihnen.

Da ließen die Eltern ihren Jungen in Ruhe, der Alte aber sagte zu seiner Frau: „Laß ihn jetzt! Ich glaube, es hat ihn nun gepackt. Er wäre ja auch ein Esel, wenn er sich nicht packen ließe."

Der Unterricht fiel am anderen Tage nicht gut aus, und beim Mittagessen war es zwischen den drei sehr still. Die Alten hatten sich vorgenommen, den Jungen heute in Ruhe zu lassen, um ihn in seinen Liebesabsichten nicht zu stören. Es gelang ihnen, zu schweigen. Als der Nachmittagsunterricht beendet war, eilte der junge Lehrer nach dem See, er wollte der Freundin sagen, daß er noch nichts ausgerichtet habe, und mit ihr beraten, was weiter zu geschehen habe. Aber er fand sie nicht. Vergebens wartete er Stunde um Stunde; als der Abend nicht mehr fern war und sie immer noch nicht erschien, geriet er in große Angst und Not und beschloß, sie im Hause des Onkels aufzusuchen.

Dort traf er den Gemeindevorsteher in seinem Garten und fragte nach ihr. Er war so verstört, daß er es unterließ, sich dem Gemeindegewaltigen vorzustellen und eine Entschuldigung um die verspätete Vorstellung beizufügen. Der aber schien ihm nicht böse zu sein, denn er er-

Digitized by Google

widerte, daß er ihn schon von den Mitteilungen seiner Nichte kenne, die ihm viel Gutes von ihm erzählt habe; sie selbst sei heute nicht wohl und befände sich in ihrem Stübchen. Wenn er sie sprechen wolle, sie wohne dort oben in dem Dachstübchen seines Hauses. Er führte ihn freundlich zu der Haustreppe, die in das Dachgeschoß führte und sagte: „Gleich zur linken Hand die Tür. Zu Hause ist sie, und auf ist sie auch, denn meine Frau hat ihr vor kurzem den Kaffee gebracht."

Er fand sie allein am Fenster stehend. Das Öffnen der Tür und seinen Eintritt hatte sie gehört. Sie wandte sich aber nicht um. Nach einigem Schweigen sagte er: „Guten Tag, liebes Fräulein! Wie geht's heute? Ich habe Sie vergeblich am See erwartet."

Sie wandte sich nach ihm hin und sagte mit leiser Stimme: „Ist es noch Tag, lieber Herr Lehrer? Seit heute morgen sehe ich nichts mehr. Ist es noch Tag?"

Er war aufs äußerste erschüttert, sank nieder, umfaßte ihre Knie und brach in lautes Schluchzen aus.

Eine Zeitlang ließ sie ihn gewähren, dann legte sie ihm die kleinen Hände aufs Haupt und sagte: „Nicht weinen, lieber, lieber Freund, nicht weinen! Gott hat mein Schicksal entschieden. Jetzt weiß ich's, daß ich erblinden muß", und mit einem tiefen Seufzer nach langem Zögern: „Ich muß es tragen, ich werde es tragen."

„Nein," rief er aus, „nicht Sie sollen es tragen, nicht Sie! Wir, wir wollen es tragen, zusammen wollen wir's tragen, du und ich! Du, als mein geliebtes Weib! Ich habe dich so lieb und bitte dich, daß du die Meine wirst."

Ein Zittern lief durch ihren Körper. Sie hob den Jüngling auf an ihre Brust, und in inniger Umarmung feierten die beiden guten Menschen die ersten seligen Augenblicke ihrer jungen Liebe.

„Ich schreibe heute noch an deine Eltern", sagte er, als der erste Sturm ihres Liebesglücks sich gelegt hatte, „und bitte um deine Hand. Wenn sie einwilligen, wollen wir gleich heiraten. Du darfst jetzt nicht allein sein. Das Alleinsein macht dich nur traurig, und es muß auch einer bei dir sein, der dich führt und hütet und schützt. Nicht wahr, von mir wirst du dir das gewiß lieber gefallen lassen als von einem anderen Menschen?"

Dem einfachen, bescheidenen Jüngling, der der Rede sonst nicht sonderlich gewachsen war, strömten im Rausche seiner Liebe die Worte förmlich von den Lippen, eine Beredsamkeit, die der Gegenstand der Neigung sich stets gefallen läßt.

(Fortsetzung folgt.)

★

Gerd / Roman von Minna von Heide

(Schluß.)

Gerd sah geradeswegs in den klaren Spott, und es war ihm sogar wohl dabei, einmal vor der offenen Farbe zu sitzen, als sich immer nur mit Gutmütigkeit beschwichtigen zu lassen. Er schien seiner Sache in diesem Augenblick wirklich sicher. „Klaus," sagte er nur, „ich glaube daran, daß ein wahrer Freund einem niemals verlustig gehen kann. Mögen unsere Wege sich also von außen ruhig einmal scheiden, innen ist es uns schon zu warm beieinander gewesen, als daß wir viel Frevel miteinander treiben könnten."

Klaus trat dicht vor den Freund hin, erfaßte ihn bei beiden Schultern und schüttelte den bedeutend schmächtigeren Gerd hin und her, als müßte er sich seiner erst vergewissern. „Wer hat uns zwei zusammengetrieben!" rief er aus. „Warum sehe ich dich an und suche beinahe mit einem Fieber, je weiter du dich in deine Grübelei verloren hast! Wo ist der Magnet, an dem du mich zappeln läßt, und der mich nicht loslassen will?!"

„Klaus!" rief Gerd mit unendlicher Betrübnis aus.

Klaus setzte sich neben ihn. Ach, mein Junge, ich will ja gar nicht los. Du wirst mir unter meinen Freunden der echteste und zugleich stets der liebste bleiben. Und wer weiß es denn, Gerd, wer von uns beiden den besseren Teil er-

Digitized by Google

wählte! Zwar wir fischen nicht ins Blaue hinein, sondern operieren alle Tage handfest mit Tatsachen, das weiß dein Herrgott! Aber — und das wird er auch wohl wissen — entweder sind sie so nackt, daß man ein Grausen kriegen könnte, oder sie sind so vieldeutig, daß man sie hundertmal ins Gegenteil verwandeln kann. Dessenungeachtet kriegt man mit Beweisen um die Ohren geschlagen, daß es einem grün und blau davon vor den Augen werden könnte.

In den ersten Semestern ist man noch am besten dran. Dann setzt man sich mitten auf sein Pferd und drückt ihm gelegentlich kräftig die Sporen in die Weichen, daß es hoch aufspringt und über alles wegkommt. Aber nur nicht in Trab fallen und in den Sand sehen statt gegen die Wolken. Verfällt man erst aufs Körnerzählen, kriegt man schon nach zwei Pferdelängen raus, daß jeder sich verzählt hat. Und bloß die Meilensteine an der Kante richtig im Gedächtnis zu behalten, dazu wäre die ganze Maschinerie kaum nötig. —

Ich habe vorhin von einem Ziegenbock gesprochen, Gerd, ich wollte, ich wäre einer!"

„Wie du nur manchmal sprechen kannst!"

„Ich spreche nicht nur so, ich denke es denn auch. Freilich, das ist so ein Gebiet, auf dem bist du nicht dreiundzwanzig, sondern eher dreiundsechzig Jahre alt. Und bist sonst doch gesund!"

Gerd schwieg, und Klaus verlor sich auch.

Endlich sagte Klaus: „Fräulein Westerling habe ich inzwischen auch wiedergesehen. Ich war bis dicht vor Wiek, und sie kam ganz allein den Forstweg lang. Zu Fuß. Kein Mensch war in der Nähe, und um sie nicht unnötig zu erschrecken, wollte ich abseits gehen, aber da hatte sie mich schon gesehen. Sie kam ganz ruhig weiter auf mich zu und dankte für meinen Gruß, und ich vergaß hinterher, den Hut wieder auf den Kopf zu setzen."

„Siehst du!" sagte Gerd.

„Wieso das?"

„Na, du hast dich doch eben noch beinahe mit einem Tier auf die gleiche Stufe gestellt."

„Und nun meinst du?"

„Daß du deinen Hut wohl wieder aufgesetzt hättest, wenn du dir was Geringes gedacht hättest."

Klaus war ernst geworden, „Weiß Gott, Gerd, es war nichts Geringes. Von allem Anfang an nicht. Nur müßte weniger Gewalt in diesem unerklärlichen Zustand sein, ich kann mir einfach nicht helfen. Schon nach dem ersten Sehen habe ich mir Fräulein Westerling immer wieder vorstellen müssen. Wenn du sie nur einmal sprechen und lachen hören könntest! Darin bin ich überhaupt ein Kauz gewesen mit der Stimme. Damit hast du es mir auch zuerst angetan."

Gerd mußte sofort an Peter Feddersens Erlebnis mit dem Geistlichen in der kleinen Kirche am Rhein denken.

„Das ist," fuhr Klaus fort, „als ob etwas Unsichtbares plötzlich greifbare Gestalt annimmt, langsam her und auf einen zukommt, einen anfaßt und einen bis zu gänzlichem Verschwinden in sich drückt."

Gerd lächelte glücklich. „Du bist auch nur ein Dithmarscher, Klaus", sagte er.

„Ja," sagte Klaus, „noch im stärksten Draufgängertum spürt man, daß das Blut im Grunde schwer ist. Daß es uns an die Mutterbrüste der Heimaterde zieht, mit der wir verankert sind und der wir mit gutgläubigen Säuglingslippen immer wieder abziehen, was uns zu ihr zurückführt. Man legt ihr die frierende Hand ans kernige Fleisch und will nicht nur Nahrung und Wärme, sondern in Wohligkeit einen Schlummer, der uns über das Leben hinwegtäuscht und uns in die Unendlichkeit zurückbringt."

„So meinte ich es nun eigentlich nicht", sagte Gerd.

„Eigentlich nicht und im Grunde doch, Gerd. Wir spielen eben mit zweierlei Wortwerk von Berufs wegen, aber ich freue mich, daß uns das in diesem Augenblick auch nicht um Haaresbreite kümmern kann. Sonderbar, ich muß an Jesus Christus denken. . . . ‚So ihr nicht werdet wie die Kinder . . .'

Draußen schlugen erst einzeln, dann immer heftiger Hagelkörner gegen die Scheiben, trotz Sonnenscheins.

„Oh," sagte Klaus und wandte sich gegen das Fenster, „so ist es recht, das macht uns nichts aus, und wenn ihr wie Buchweizenklöße kommt!"

Alles an Klaus Holm lachte wieder, und seine strotzende Jugend stand wie ein Flammenzeichen neben der wehmutsvollen Andacht von Gerds jungen Jahren.

* * *

Digitized by Google

Und nun war auch der Sonntag in Marne da. Nicht mit Sturm und einem richtigen Herbstpeitschenknall, sondern im Gegenteil lag das saubere Städtchen da in einem Sonntagsfrieden, als könnte von keiner Seite eine Unruhe hinein. Die Kinder liefen teils noch bloßbeinig über die Straßen, und unter den Kirchgängern waren noch alte Frauen mit Strohhüten und mit Umhängen, die schon nach Kampfer rochen und noch einmal aus der Lade genommen worden waren.

Breit und weich legte die Sonne sich gegen die Vorderseite der freundlichen, kleinen Kirche, deren Türen weit offen standen, so daß Gerds Augen, als er mit seinem Vater daran vorüberkam, durch den ganzen Mittelsteig bis gegen das Heiligenbild gleiten konnten, das über dem Altar hing: Maria mit dem Jesusknaben.

Das Rufen vom Turm hatte eben zuvor ausgesetzt, und die Stille, die dann dafür einsetzte und die im ersten Augenblick feierlicher wirkte als das Läuten selbst, gab Gerd ein eigen schweres Gefühl. Oder vielleicht ging da etwas von seinem Vater auf ihn über. Jedenfalls traten beide Männer ehrerbietig auf die Seite, als jetzt der Geistliche aus dem gegenüberliegenden Pastorat vor ihnen über den Weg schritt. Es war ein müder, alter Mann, an dem man die Gewohnheit treiben sah und der dennoch oder vielleicht gerade deshalb die Form und die Sache auseinanderhielt.

Sie hatten die Zeit gut abgepaßt, mit ihnen zugleich lief sozusagen der Zug ein.

Feddersen war ohne Brille, aber man sah, daß er sie lieber hätte aufbehalten sollen, denn er kastete sich vorsichtig aus dem allerdings unpraktischen, alten Wagen, an dem die Trittbretter viel zu weit von der Erde saßen. Dann reichte Peter fürsorglich Agathe die Hand hinauf, und Vater und Sohn, die ihnen schon entgegenkamen, hatten beide das gleiche Gefühl: Daß das, was mit diesen beiden Menschen in die Erscheinung trat, so lauter war, daß die Unklarheiten von selbst aufhörten. Mochte man mit sich und in sich verwickelt haben, was man wollte, das hier hatte nichts damit zu tun und war ausschließlich auf den Frieden gerichtet. Es genügte schon, daß Bernhard Peter einen Augenblick ins Auge sah, da hielt er Agathes Hand einen Augenblick länger fest, und keiner dachte sich was Arges dabei.

Dann gingen sie durch die stillen Straßen. Bernhard ging mit Peter und Gerd mit seiner Tante. Und während sie so hintereinander herschritten, sagte Gerd plötzlich: „Ich freue mich, wenn wir zu Haus und einen Augenblick allein sind, Tante Agathe, immer hintereinander möchte ich dir die Hand hinhalten."

Agathe sagte nichts dazu, aber manches ungesprochene Wort können wir vom Gesicht ablesen wie eine reife Frucht vom Baum.

Hanne ging schon im Vorgarten auf und ab und hatte auch schon nach Gathchen gerufen. Aber Gathchen stand in der Wohnstube hinter der Gardine und hinter ihrem eigen pochenden, kleinen Herzen. Sie war weich und reif wie eine Frühkirsche, das kleine Gathchen, aber bei aller Lebendigkeit im letzten Sinn doch von der Herbheit ihres Bruders. Worin andere Mädchen ihres Alters schon wie in Schrankfächern gekramt hatten, das lag bei ihr verstaut hinter dem reinen Schmelz ihres ganzen Wesens und scheute sich, jetzt mitten in die klare Herbstsonne hinauszutreten. Als aber Tante Agathe, ihre Gevatterin, und der neue Onkel Peter erst in Sicht waren und bei Mutter an der Pforte standen, da trat auch sie ohne Scheu durch die Haustür.

Hanne hielt Peters Hand noch fest, und ohne um das Du erst Worte zu verlieren, sagte sie, indem sie ihrem künftigen Schwager überglücklich und vertraut in die Augen sah: „Agathe meinte, ich kennte dich eigentlich nur vom Ansehen, und ich kenne dich schon so lange und so gut, Peter! Bei manchem Wort, was ich von dir gelesen habe, wußte ich nicht mehr, ob es zwischen den Buchblättern stand oder in meinem eigenen Herzen."

Peter küßte sie. Draußen an der Gartenpforte. Und davon waren sie dann beide so überrascht und verwirrt, daß Peter sich hinterher verlegen seine Brille aus der Rocktasche holte und sagte, als wenn er sich entschuldigen müßte und es doch nicht recht anzufangen wußte: „Ich habe nicht anders können. So jung du noch sein magst, Hanne, jünger als ich — ich mußte mit Gewalt an meine Mutter denken. Ich glaube, du bist allen Menschen ein Stück Mutter."

„Das ist sie", sagte Bernhard.

Digitized by Google

Und Agathe hatte ihr Patchen im Arm und sagte helfend und ablenkend zu Peter: „Und was ich hier habe, kann ich nicht stolz sein?"

Peter nahm Gathchens Hand behutsam in seine. „Oh," sagte er dabei, „es ist eine Lust, das pure, junge Leben zu sehen!"

Hinter des Mädchens flaumige, junge Haut fing das Blut an Trab zu laufen, und doch hielten die kristallklaren Fenster Peters tauchenden Augen ruhig stand, und die kleine Agathe spürte eine unendliche Wohligkeit, als der alternde Mann ihr einfach über die Schwelle schritt und ihr einem wahren Priester gleich Leben und Seligkeit verhieß.

Dann saßen sie alle beisammen in der großen Karstenschen Wohnstube, und Hanne meinte, sie hätten natürlich auch die beste Stube herrichten können. „Aber hier gehört ihr mehr zu uns", schloß sie.

Und das war so. Wenn einer im Holsteinischen in den alten Häusern die großen, viereckigen Wohnstuben kennt mit den vielen Blumen auf den Fensterbrettern und den großen, runden, schwerfüßigen Mahagonitischen, mit den schwarzen oder braunen und roten damastnen, ausgesessenen Lehnstühlen hinterm Kachelofen und den vielen Decken und Deckchen überall, auch auf dem Fußboden — der weiß, wie sich alles Leben gerade in dieser Stube festsetzt und wie es sich nach Absterben über und hinter der Haut anfühlt, wenn man von da über den blank geölten und gestrichenen Fußboden nach den grünen oder roten oder auch wohl mal blauen Plüschmöbeln stelzt.

Natürlich, wenn es Weihnachten ist, das ist dann eine Sache ganz für sich, in der die Tanne alles wieder gutmacht und auf ihre Art und mit ihrem Recht die ganze leere Stube füllt, aber sonst — wen man so recht in der Nähe und in Wärme bei sich haben will, der muß mit um den großen, runden, täglichen Tisch, zwischen den man nicht erst kahle, nackte Bretter zu schieben braucht.

Es sollte erst ein kleines Frühstück geben, und genau wie damals bei Agathe in Husum hing auch hier bei Hanne ein Kessel über der Spiritusflamme. Nur daß er nichts zu erzählen wußte wie damals nach Großvater Iwersens Begräbnis. Er sang nur leise und gleichmütig, beinahe fröhlich vor sich hin, und Peter Feddersen sagte: „So einen summenden und singenden Kessel möchte man manchmal streicheln. Es ist ja ein Schnack, und doch habe ich nie vergessen, was meine Großmutter von Mutters Seite her darüber sagte, an die ich mich noch außergewöhnlich lebhaft erinnere. Sie pflegte den Finger aufzuheben und ganz geheimnisvoll zuflüstern: ‚Hört, nun kommt da einer und kriecht durch uns alle hindurch und macht sich seinen Vers zurecht. Da hilft kein Vorhang!'"

Agathe, Bernhard und Gerd mochten wohl denken, daß es auch mehr als ein Schnack sein könnte, aber die Antwort ließen sie Hanne. Und Hanne sagte, indem sie schlicht und ohne Scheu an die heiligsten Dinge rührte: „Oh, wie ist das wahr, Peter! Aber am allerdeutlichsten fühlt man es, wenn man ein kleines Kind in den Armen hält. Dort in der Ofenecke, in dem dicken Polsterstuhl, wie manches liebe Mal habe ich da gesessen mit meinen kleinen Heiligtümern an der Brust! Allemal, ehe ich ihnen zu trinken gab, hing ich den Kessel über die Flamme. Das waren dann Wiegenlieder! Als ob die kleinen, hilflosen Wesen mit mir sprächen und mir mit ihrem süßen Gelall die Brust weiteten, damit ich an meiner eigenen Seligkeit nicht erstickte."

Gerd und Gathe küßten ihre Mutter mit den Augen, und Hanne umfing ihre Kinder mit ihrem Blick und führte sie eine kleine Spanne unter ihr Herz zurück, wo der Tempel stehenbleiben würde bis zum letztem Atemzug.

Später sagte Gerd zu seiner Tante, als sie einen Augenblick für sich gefunden hatten: „Ich gleiche mich jetzt allmählich über alles aus, aber wie es möglich sein konnte, daß Vater in seiner Brust neben Mutter Platz und Wünsche behielt, das werde ich bei allem besten Willen niemals in mir aufklären können." Dem jungen Menschen stand heißes Wasser in den Augen.

Agathe umspannte seine Hand, die in ihrer lag, noch fester. „Das kann ich dir nachfühlen, Gerd. Es gibt vielleicht auch kaum eine zweite Frau wie deine Mutter, aber dein Vater hatte früher die Ruhe nicht, auf die stille Tiefe deiner Mutter zu hören. Schon als Kind stellte deine Mutter sich abseits und sah zu, und dein Vater war in allem mitten drin."

„Aber sie sind doch zueinander gefunden, Tante Agathe."

„Sie haben sich auf einem Familienfest kennen gelernt. Ich war nicht mit dabei, ich war

Digitized by Google

auf Reisen, aber auf der Verlobung lernte ich deinen Vater dann auch kennen. Und wir mußten uns wehren gegeneinander, so strebten wir uns zu. Wir begriffen es beide nicht. Mit Wollen oder Nichtwollen hatte das gar nichts mehr zu tun, ganz einfach liefen die Gedanken und die Augen ineinander."

„Das hättet ihr Mutter doch sagen müssen!"

„Vielleicht, Gerd. Ich habe viele Jahre meines Lebens darüber nachgedacht und habe deinen Vater und mich feige gescholten, wenngleich wir damals lediglich gegen uns selbst gingen, um deiner Mutter nicht so großes Herzeleid zu bereiten. Heute muß ich sagen, ich bin froh, daß wir uns durchgekämpft haben. Deine Mutter hätte den Tod haben können von der bitteren Enttäuschung."

Gerd war das Herz zum Springen voll. „Ich bin auch feige, Tante Agathe, denn ich mag es nicht aussprechen, was ich jetzt denke", sagte er voll Qual.

Agathe sah ihn wehmütig, aber zugleich mit einer unendlichen Innigkeit an. „Feigheit und Mut liegen zuweilen dicht beieinander, Gerd. Ich spreche dich mutig, wenn du es für dich behältst, was du jetzt denkst. Manches Wort lassen wir besser in uns liegen, damit es sich langsam verkapselt und nicht erst Wellen schlägt. Die Augen helfen uns schon aus, und die sind viel verständiger und behutsamer als die Zunge. Und nun wollen wir wieder zu den andern gehen, bevor man uns sucht, die paar Stunden sind so schnell herum."

Aber Gerd hielt seine Tante noch zurück. „Du mußt mir noch etwas sagen, Tante Agathe."

Agathe sah ihn ruhig fragend an.

Und Gerd stieß hastig, ohne zu vollenden, „Feddersen ..." hervor.

„Der weiß alles, schon seit vielen Jahren."

Da warf Gerd sich seiner Tante an die Brust, umklammerte sie und stammelte: „Es soll nicht halb gut sein zwischen uns, alles, alles muß gut werden. Auch ich weiß nicht, was uns Menschen zueinanderzieht, aber alles, was gegen dich ging, ging mit Gewalt gegen dich, nicht aus freiem Willen!"

Agathe küßte ihm die nassen Augen. „Wenn es auch nicht immer da ist, das Gute, Gerd, gewollt habe ich es immer mit Ehrlichkeit und beinahe mit Leidenschaft. . . ."

Gerd schluchzte laut und wollte sie nicht lassen.

* * *

Die Hochzeit wurde bald und in aller Stille gefeiert. Großmutter Iwersen ließ keine Ruhe, sie wollte es noch mit eigenen Augen sehen, sagte sie. Und in der Tat schlief sie schon eine Woche später ein. Ohne daß der Tod mit ihr oder sie mit ihm Aufhebens gemacht hätte. Lauter Frieden und Stille im Gesicht lag sie morgens in ihrem Bett und hatte die Hände über der Brust gefaltet, als ob sie gut und fest schlief.

Tags zuvor hatte sie mit Gewalt noch nach dem Kirchhof gewollt. Es war aber eiskalte Luft, und auch fiel Schnee durch den Frost, so daß Agathe sagte: „Das geht doch nicht, Mutter, du bist nun viel zu lange nicht mehr draußen gewesen. Wir könnten zwar einen Wagen nehmen und bis ans Tor fahren, aber die Wege bis zu Vater rauf könnte der Wagen doch nicht mit."

„Aber die alte Frau ließ nicht nach. Sie sah auf Peter. „Nun habe ich all mein Leben nichts zu bitten gehabt, und die erste und die letzte wollt ihr mir abschlagen! Soll ich denn nicht sehen, wo ich zu liegen komme? Ich fühle doch, daß ich nun bald bei Vater sein werde!"

Da ging Peter zu Tramm. Und die beiden Alten verstanden sich gleich. Tramm wußte, daß Frau Iwersen ihres Mannes Grab noch nicht gesehen hatte und bis jetzt nicht hatte sehen wollen. „Natürlich sollen Sie Ihren Willen haben, Großmutter Iwersen!" sagte er ganz vergnügt, schon als er in die Stube trat.

Hanne-Großmutter hielt ihm ihre beiden zitternden Hände entgegen: „Peter hat es recht gemacht, Herr Sanitätsrat", sagte sie. „Wer die Menschen so gut kennt wie Sie, der weiß, was ihnen nottut. Ich muß doch sehen, wie sie Iwersen das Bett gemacht haben und ob es sich nun wohl zweischläfrig herrichten läßt auf des Herrgotts Feld."

„So ist es richtig," sagte der vertraute Freund des Hauses, „wir sind von der Sorte, Großmutter Iwersen, die nicht ins Gras beißen, sondern sich friedlich darin niederlegen. Ich geh auch von Zeit zu Zeit immer mal hin und stutz an den Weiden und seh zu, ob Mathilde das Warten nicht gar zu lange wird."

Digitized by Google

Der Sanitätsrat hatte seine Frau im ersten Wochenbett verloren, und er hatte sie, wie er sagte, so lieb gehabt, daß ihm die Brust bis an sein Ende voll davon bleiben würde. Trotzdem seine Frau die geschiedene Frau eines andern war.

„Eine wunderschöne Esche, Ihre Esche," sagte der alte Herr, „ein Staatsstück für unsern schmucken, kleinen Kirchhof. Ich habe noch Sonntag eine ganze Weile davor gestanden und habe gedacht, da sollen die beiden wohl ihre Ruhe finden."

Ach, was war das für eine schöne, verständliche Sprache! Es wurde Hanne ganz leicht und frei, und sie dachte nicht daran, einen Wagen zu nehmen. Von beiden Seiten hing sie sich in Agathes und in Peters Arm, und ihre Kurzatmigkeit war wie weggeblasen. „Seht ihr es nun," sagte sie, „der Riegel ist schon weg vorm Tor, der Herrgott läßt mich sacht aus Hanne Iwersen raustreten."

Peter hörte nicht auf, heimlich die welke Hand zu streicheln.

Der Weg war nicht weit, und bald schritten sie langsam und feierlich miteinander durch die eingedeckten Grabreihen, durch die nur noch der Efeu freundlich durchschimmerte.

Hanne wollte selbst die Pforte aufmachen an dem kunstvollen, schmiedeeisernen Gitter, und die beiden verstanden sie und blieben am Tor zurück. Und sie beteten, als sie sahen, daß die alte Frau leise mit dem Toten sprach.

Der Rückweg war dann etwas beschwerlicher, aber den ganzen Abend war Mutter aufgeräumt und beinahe heiter gesprächig. „Eigentlich möchte ich Hanne und Bernhard und die beiden Kinder nochmal um mich haben, aber ihr könnt bis morgen warten", sagte sie kurz vor dem Schlafengehen.

Agathe hatte aber eine große Unruhe, und sie trat kurz vor Mitternacht nochmal leise an Mutters Bett. Hanne Iwersen schlief ruhig und fest.

Und doch standen Agathe und Peter dann am nächsten Morgen vor der Toten. In tiefer Ergriffenheit und doch auch wieder in dem Gefühl noch engerer Zusammengehörigkeit. Peter hatte den Arm um seine Frau gelegt und zog sie zum erstenmal unter zartester Tröstung an sich.

Agathe fühlte sich seltsam geborgen und gab sich willig in das scheue Streicheln. Sie mußte unwillkürlich denken, daß ihrer Mutter letzter Wunsch eine schöne Erfüllung geworden sei.

Und das war wirklich Hanne Iwersens letzter Wunsch. Denn dieses „friedliche Gespann" wurde eine ganz ausnahmsweise weichgängige Ehe. Agathe und Peter bekamen ausbezahlt nach dem rechtlichen Kampf.

Zuweilen nahmen die beiden sich erstaunt bei der Hand und wunderten sich, wieviel mehr es noch bei ihnen geworden war als ein warmer Ofen bei Wintersturm. Es war ein Lauschen und Achtgeben geworden, das ihnen selbst erst langsam ins Bewußtsein drang und von dem sie sich gestehen mußten, daß bei aller Befriedigung in der Aufgängigkeit für andere der Mensch doch seinen schönsten Zweck darin sucht, sich in einem Einzelwesen ganz auflösen und sich darin zu verbergen vor sich selbst.

Das Wesen der beiden war eine lautere Dankbarkeit gegeneinander geworden.

Peter vor allen Dingen empfand es als eine nicht zu beschreibende Wohltat, daß er nun ein richtiges Zuhause hatte. Daß er von draußen in warmes Leben hineinkam und nicht mehr in vier leere Wände, die er immer selbst erst wieder langsam anfüllen und anwärmen mußte. „Gewiß," sagte er zu Agathe, „ich habe mich auch sonst ganz leidlich abgefunden und bin mit allem zurechtgekommen, aber wie oft schien ich mir doch ein Hühnerei, von dem die Glucke abgelaufen war. Als ob ich gar nicht erst richtig ins Leben reinsehen sollte. Was ich als junger Mensch vorübergehend in Wildheit empfunden habe, ist eine Beschämung dagegen."

„Ich kann mir gar nicht denken, daß du einmal wild gewesen sein sollst", meinte Agathe und hatte beinahe einen leisen Schelm in den Augen.

Peter saß ihr am Tisch gegenüber. Nun stand er auf, ging um den Tisch herum und legte Agathe mit so viel Andacht und Innigkeit die Lippen auf die Augen, daß Agathe sich gegen ihn lehnte und zu ihm sagte: „Ich glaube, Peter, solange wir jung sind, wissen wir überhaupt nicht, was irdisches Glück ist. Da suchen wir alle etwas, das ein Mensch dem andern gar nicht geben kann, und mancher krankt an seiner Ent-

Digitized by Google

täuschung sein Leben lang. Ich bin jetzt so wunschlos und zufrieden, daß ich mich hinsetzen könnte und Schneeflocken zählen, ohne dabei denken zu müssen, daß es Wichtigeres gibt, als mit der Zeit zu spielen."

Sie küßten sich und suchten einander in den Augen, und dann ging Peter an Agathes Flügel.

Er selbst hatte immer noch an seinem alten Tafelklavier gesessen, obschon er sich ja längst ein gutes Instrument hätte anschaffen können. Aber er hatte so viel in die alten Tasten gespielt und wieder aus ihnen heraus, daß er meinte, selbst dazwischengekommen zu sein.

Jetzt war das etwas ganz anderes. Jetzt lockte er an Agathes jüngeren Jahren und machte sich aus dem vielen verschlossenen und jetzt abgetanenen Kampf eine heilige, abgeglichene Erinnerung. Sich selbst und Agathe auch.

Der alte, große „Ibach" hatte viele Jahre unbenutzt gestanden. Agathe wußte gar nicht mehr, wann sie zuletzt eine Taste angerührt hatte, und sie meinte dazu: „Warum mir wohl die Musik nichts mehr gewesen ist? Ich habe sie doch so lieb gehabt von Kindheit an, und habe so lange auf den Flügel warten müssen, bis der Vater sich endlich dazu verstand, ihn mir anzuschaffen. Er konnte sich das viele Geld nicht für solch unnützes Stück Möbel denken, wie er sagte. Und vielleicht hat er gar recht gehabt damals, denn als er dann vor mir stand, saß ich ihm ratlos gegenüber. Ich griff mächtig aus in meinen jungen Jahren, Peter. Niemals konnte ich genug vom Leben zu fassen kriegen, an welcher Ecke es auch war, und so wollte ich wohl auch von der Musik mehr Zinsen haben, als ich Kapital hineinlegte. Ich war faul aufs Lernen."

„Wie ähnlich wir uns in mancher Weise gesehen haben!" sagte Peter glücklich. „Und sind nun beide noch so sinnig geworden. Jetzt fängst du an diesem schönen, schwarzen Riesen doch wieder zu lernen an, das ist gewiß."

„Was sollten meine grauen Haare dazu sagen!"

„Ach," sagte er, „die sitzen doch außen auf dem Kopf und nicht innen in der Brust! Graue Haare hatte ich auch schon, als ich wieder richtig damit anfing. Wir wollen ja niemandem etwas mehr vorspielen als uns selbst."

Und damit schmeichelten Peters Hände auch schon über die Tasten. Nicht um große, kühne, vielverschlungene Töne — um kleine, feine, sachte Weisen, die ihm unter den Fingern durchkrochen wie zahme Tauben, die man endlich so weit hat, daß sie spielend aus der Hand fressen.

Peter vergaß sich ganz und verlor sich in die vollen, weichen, gleitenden Klänge, daß er sich nicht wieder herausfinden konnte, und doch war es Agathe noch viel zu früh, als er endlich die Hände sinken ließ.

Es blieb noch lange still im Zimmer. Einer ließ dem andern freien Weg durch jeden von beiden.

Dann sagte Agathe ganz sachte: „So werde ich niemals spielen können, Peter."

„Sag das nicht, Gathe (es war etwas von dem warmen, sorglosen Klang ihrer Kinderjahre in diesem ‚Gathe', das Peters Frau unendlich wohltat), das hat mit Vielüberei und Technik nichts zu tun. Das ist pure Stimmung, die sich von selbst mit den Saiten einig wird, man muß es nur erst glauben können. Früher, gewiß, früher hat dir die Ruhe gefehlt wie mir auch, aber jetzt schlägt man ja nicht mehr in Hast ein Stündchen Zeit mit der Musik tot — man geht ihr heimlich bittend nach und erkennt bald, daß sie eine große Güte ist, die sich verschenken will, sobald man sie nur richtig erkannt hat. Und wie du sie erkennst, das fühle ich doch."

Und Peter hatte recht. Anfangs zwar faßte Agathe nur heimlich und zaghaft wieder in die Tasten, aber es dauerte nicht einmal sehr lange, bis die alternde Frau so leise und behutsam wie ihr Mann an die Töne rührte.

Sie spielten dann viel vierhändig zusammen und kamen einander dabei entgegen, daß Peter zuweilen Agathes Hände festhielt und sich über sie neigte.

Ihre Lippen fanden sich nur zu seltenen Malen. Und wenn es geschah, wußten sie es selbst erst kaum. Peters Zärtlichkeit für seine Frau und Agathes Hingeben war mehr eine Versonnenheit. Und doch schwangen die Sinne noch untergeben und den Kreislauf des Blutes sanft beschwichtigend mit.

Gerd spürte es oft durch die Briefe, was für ein feines und doch zugleich starkes Zusammengehen es noch mit dieser späten Vereinigung geworden war. Und er lag nach solchen Briefen abends lange wach in seinem Bett und verfiel immer noch in Grübeleien.

Digitized by Google

Der arme Gerd, er war und blieb das Opfer! Und auch Klaus riß ihn nur selten mehr aus seinem schwermütigen, schwerblütigen Wesen. Nur sein alter Freund, Herr Klagenfurth, dem auch schon junge Jahre etwas eingedrockt hatten, der holte sich ihn immer häufiger zwischen seine verflossenen und zukünftigen Jahrhunderte. Und es dauerte gar nicht mehr lange, da paßte Gerd bedeutend besser zu seinem alten als zu seinem jungen Freund. Denn wann immer er auch mit Klaus zusammentreffen mochte, der saß jetzt wieder dick voll Lachen und erklärte rund heraus in Bausch und Bogen, daß es nur eine Weisheit gäbe, und die bestünde in zwei Lippenpaaren.

Klaus hatte freilich gut reden. Der Flickschusterssohn und die Professorentochter hatten mit einem kühnen Griff alle Hindernisse aus dem Weg geräumt, und selbst der alte Herr nahm die Sache ungewöhnlich friedlich. Der Professor sagte zu Klaus, als er heftig klopfenden Herzens vor ihn hintrat: „So pausbackig wie Sie sich das denken, ist die Sache nun noch lange nicht, mein lieber Holm. Meine Tochter ist über die Maßen verwöhnt, leider. Da werden Sie Ihre liebe Not noch haben nach dem ersten Sturm. Ich bin wohl ein vermögender Mann, aber bei mir fehlt seit Jahren die Frau im Hause, und da ist schon viel draufgegangen."

Klaus war von der natürlichen, vornehmen und unerwartet entgegenkommenden Art seines künftigen Schwiegervaters so benommen, daß kein Zipfelchen von seiner Keckheit mehr zu sehen war. Er sah seinem verehrten Professor nur ins Gesicht, als wenn der ihm nun weiterhelfen müßte, und das tat Westerling auch. „Sie sind ja sonst ein tüchtiger Mensch, Holm," sagte er, „dagegen habe ich nichts einzuwenden, aber darüber sind Sie sich doch klar, daß die Sprossen unserer Leiter gar nicht abzusehen sind und daß die Trauben so hoch hängen, daß manches ernsthaft strebende Leben ohne einen Tropfen Saft zu Ende ging."

Klaus sah dem freundwilligen, alten Herrn mit einer glühenden Verehrung in die Augen. „Es ist beinahe Tollkühnheit, daß ich mit meinem Anliegen hier vor Ihnen stehe, Herr Professor! Nicht nur, daß ich von nichts her bin und nichts habe, ich habe mich obendrein eher im Sattel gelockert, als fester gesetzt. Ein Widerspruch stößt an den andern."

Der unermüdliche Gelehrte lächelte entsagungsvoll. „Widersprüchen, mein lieber Holm, bin ich in meinem Leben so oft und so viel begegnet, daß sie mir mit den Jahren das Vertrauteste geworden sind. Die brauchen wir ja gerade zu weiterem Kampf. Erst wo die Widersprüche aufhören, müßte eine große Mutlosigkeit einsetzen, das mag ich mir gar nicht vorstellen! Wenn alles klar und bündig wäre, womit sollten wir dann noch Köpfe und Bücher füllen! Nein, darüber beruhigen Sie sich nur, das schreckt mich weniger, als mich Ihre Ehrlichkeit freut. Zeigen Sie mir nur eines Tages, wie Sie sich in dem großen Wettlauf bewähren, dann soll Ihnen meine Tochter zu eigen gehören. Bis dahin mag Gertrud sich meinetwegen Ihre Braut nennen."

Da mag sich nur einer Klausens tollen Ansturm denken! Er nahm und griff und baute und brachte selbstverständlich Türme hoch wie andere. Und was die Hauptsache ist, dann hielt er das Leben selbst im Arm!

Gerd hielt es nie. Er, dessen ganzes Sein für einen zweiten Menschen die pure Erfüllung gewesen wäre, der nicht nur unter dem Herzen der mütterlichsten Frau gewachsen war, dessen Leben überhaupt aus einer einzigen Heilighaltung der obersten Bestimmung bestand, er ging mit leeren Händen und suchendem Herzen durch seine große, geräumige Pfarre und trug unbewußt weiter an den Folgen eines einzigen Augenblicks, an dem er obendrein so unschuldig wie möglich war.

Zuweilen, wenn er die Orgel gespielt hatte, setzte Gerd sich auf eine der Bänke, die am dichtesten bei dem Altar standen, und sah auf den gekreuzigten Heiland, mit dem er besonders gut Freund war. Beinahe als ob er ein lebendiger Heiland sei.

Die kleine Gemeinde hatte mit diesem Jesus einen guten Griff getan. Es war dem Bildner, vielleicht wider eigenes Wissen, etwas durch die Finger geraten, das Leben und Wärme hatte. Wenn die Sonne auf den vergoldeten Dornenkranz fiel, schaute eine solch tiefgreifende Wehmut darunter hervor, als sei die Last aller Dulder unter einer einzigen Leidenskrone vereint.

„So einen haben wir noch nicht gehabt", sagten die Leute im Dorf. Sogar die Kinder

Digitized by Google

vergaßen, daß es eigentlich der Herr Pastor sei, und liefen Gerd an der Hand ein Stück mit.

Gerds Mutter sah, wie man ihren Sohn liebte und verehrte, und doch war Hanne betrübt statt beglückt. „Sieh mal, mein Gerd," ermunterte sie ihn, „der schöne Garten, was könnte es für eine Lust sein, wenn eine Frau im Hause wäre! Ihr könntet euch Hühner und Tauben halten und was für eine Blumenpracht!"

„Ja, Mutter," sagte Gerd, „mit der Zeit bring ich schon alles besser auf die Reihe. Fritz Kock (das war der Küster) ist alt, und gehen lassen mag ich ihn doch nicht so ohne weiteres. Und für mich allein ist es noch ein bißchen viel, der Garten ist beinahe zu groß. Dennoch wird es hier nächsten Sommer schon aus ganz anderen Augen sehen, paß nur mal auf!"

„So meine ich es doch aber nicht", sagte Hanne leise und bat und bettelte mit den Augen weiter.

Gerd wich ihr aus. „Ich bin mir noch zu jung, Mutter."

„Du bist doch über dreißig, mein Gerd."

Wie unaussprechlich Gerd selbst sich sehnte, würde er seiner Mutter um keinen Preis gestanden haben. Er brauchte nur, um wieder in diese schwere Sehnsucht zu verfallen, an den Besuch seiner Schwester zu denken, die vier lachende Kinderaugen mitgebracht hatte.

Das entzückende, gertige Gathchen war mit einem jungen Arzt verheiratet und hatte, als ihr Mann eine militärische Übung machte, die paar Wochen bei Bruder Gerd in der Pfarre zugebracht mit ihren beiden kleinen Menschlein.

Stunden hintereinander hatte Gerd da hütend neben Agathes kleinem Mädchen sitzen können, das mäuschenstill im Garten in seinem Wagen lag, die Augen weit aufgeschlagen und um sich blickend. Oder die Kleine blieb auch wohl mit einem ganz entzückend verlorenen Lächeln in den ernsten Augen des Onkels hängen.

Und wenn Gathe sich nach ihrem Ausgang mit dem großen Bubi zu ihm setzte und mit der Reinheit, die Hannes Kindern eigen war, in seiner Gegenwart ihre junge, blühende Brust freilegte, um ihrem jüngsten Kinde unter Gottes freiem Himmel zu trinken zu geben, während der „Dicke" jauchzend im Gras wühlte, dann hätte Gerd vor heißem Weh beide Hände über die Augen decken mögen und sah doch entzückt zu und trank wie der Säugling die Milch die Offenbarung Gottes.

Ach, die unbeschreibliche Leere dann, als die drei abgereist waren! Und doch fühlte Gerd sein Jagen nur um so gewisser.

Da waren sonst zwei Mädchen, die wohl zu Gerd gepaßt hätten und von denen jedes mit Freuden ja gesagt hätte. Eins war die Enkelin eines ehrwürdigen Amtskollegen, und das andere war die Lehrertochter aus dem Ort. Ein sachtes, feingewachsenes Mädchen mit gesundem Sinn und gesundem Blut, mit dem Agathe und Peter sich anfreundeten, als sie einige Wochen in der Pfarre waren.

„Ich kann mir kein lieberes Mädchen denken als diese Grete Frahm", sagte Agathe, während Gerd an Rosenstauden stand und sie beschnitt.

Aber Gerd war nicht zu fassen. Erst als seine Tante deutlicher wurde, sagte er: „Ich will so lange warten, wie ihr gewartet habt, Tante Agathe."

Peter hörte es auch, und er ging zu seiner Frau hinüber, die sich in die Laube gesetzt hatte und den Kopf in der Hand gestützt hielt. „Wo bleibt da die Gerechtigkeit, Peter?!" sagte sie, als ihr Mann zu ihr trat.

„Ja," sagte Peter, „die suchen wir eben, und wir wollen nicht müde werden."

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

Das Bismarckjahr

Das neue Jahr, in Not und Schlacht erstanden,
Steht schwer und waffenklirrend in den Landen,
Wie heller Schwertruf seine Stimme spricht.
So schreibt bei Kampf und Kriegesdonnerwetter
Ins Buch der Zeiten ein mit Eisenlettern
Den neuen Namen voller Wucht und Licht.

Nennt es das Bismarckjahr, nur dieses kann uns frommen,
Sein Geist ist wieder in die Zeit gekommen,
Wie einst sein Leben vor Jahrhundertfrist.
Sein ist das Werk, das Waffen uns geschmiedet,
Sein ist die Tat, die eisern uns umfriedet,
Draus Heil und Segen uns erwachsen ist.

Dies Eisenjahr soll unsern Frieden bauen,
Wir fürchten niemand, gläubig in Vertrauen
Nur unsern Herrgott, der uns Helfer war.
So stehe flammend in des Volks Geschichte
Der große Spruch des Schwerts im Weltgerichte
In deinem Zeichen, heilig Bismarckjahr!

Hellmuth Unger.

★

Bismarck und wir / Von Dr. Hans Janke

Wir hatten uns dieses Jahr so anders gedacht, als es gekommen ist. Wir hatten Bismarck f e i e r n wollen und müssen jetzt selber an der Schmiede des Deutschen Reiches stehen, Tag und Nacht, wie unser großer Meister. Statt der Fackelzüge, die sonst in allen deutschen Gauen entflammt worden wären, bringt heute das deutsche Volk seinem Nationalhelden eine Huldigung, zu der ein Weltbrand leuchtet, aber die Huldigung ist imposant, sie ist eine Huldigung durch die Tat.

In keiner Weise können wir besser dem Andenken Bismarcks gerecht werden als durch Taten. Er war ein Mann, der nicht viel Worte zu machen pflegte; wenn er aber redete, so klang, was er sagte, wuchtig wie Hiebe; was er anpackte, das veränderte sich, seinem Wollen entsprechend, was er sich vornahm, führte er durch, bis es Wirklichkeit, bis es Gestalt hatte.

Wenn wir an dem glänzenden Beispiel Bismarcks für unser Leben und unsere Zukunft uns den Wert der Tatkraft aufs neue klarmachen und Bismarcks Art und Weise zur Nacheiferung empfehlen, so ist damit noch nicht viel geschehen; denn wir können seinem Beispiel nur folgen, wenn wir wirklich den Unterschied zwischen Wort und Tat, zwischen gut gemeinten und schön klingenden Ratschlägen und der wirklich vollbrachten Tat kennen. Dem ersten Anschein nach ist diese Kenntnisnahme sehr leicht; mancher würde antworten, daß in dem einen Fall eben geredet, im anderen gehandelt wird; aber ist nicht auch die Rede selbst eine Handlung; gehört nicht unter Umständen ein höchst energischer Mensch dazu, eine Ansicht durchzudrücken?

Fichtes Reden an die deutsche Nation haben doch gewiß nicht nur die Bedeutung glänzender Rhetorik; große wissenschaftliche Darlegungen, wie etwa die eines Kant, Schopenhauer oder Nietzsche, bedeutende Dichtungen, Malereien und Bildwerke nennt man nicht mit Unrecht Erscheinungen einer Kultur von greifbarem Werte. Trotzdem setzen sie sich nur aus Worten, Gedanken und Bildern zusammen und verschaffen uns nicht ohne weiteres die Empfindung großer Taten; viel eher sind wir geneigt, die Namen eines Alexander, eines Cäsar und eben eines Bismarck als Beispiele bedeutender Tatkraft anzuführen.

Was ist das Eigenartige bei diesen Tatenmenschen? Wodurch unterscheiden sie sich von den Vielzuvielen, die nie den toten Punkt ihres Lebens überwinden können, wodurch heben sich diese großen Männer über ihre Umgebung empor? Gibt es doch so manchen klugen Kopf, ohne daß die Welt gezwungen wird, von ihm Notiz zu nehmen. Die großen Helden der Weltgeschichte aber verstanden das, was sie sich ausgedacht hatten, auch in Wirklichkeiten umzusetzen.

Die Realisierung großer Ideen vollzieht sich regelmäßig in drei Abschnitten: der Gedankenarbeit,

Digitized by Google

der Zerstörung bestehender und des Aufbaues der gewollten Zustände. Die Gedankenarbeit, die Kritik der jeweiligen Gegegenwart, der Wunsch, umzuwerten und umzuschaffen, ist erst der Anfang zur Tat. Diese kann aus der Kritik entstehen, sie kann sich an sie unmittelbar anschließen, aber sie muß es nicht. Hier liegt Trennungsstelle zwischen dem bloßen Andershabenwollen und Andersmachen. Durch Kritik und bloße Wünsche, die noch so heiß sein können, wird nichts erreicht; sie sind nur eine schöne Pose für den Augenblick, aber zwecklos für die Zukunft; erst wenn man anfängt, die eigene, die persönliche Veränderung die Nachbarschaft fühlen zu lassen, beginnt im Gegensatz zum bloßen Besserwünschen die Organisation, die Tat. Naturgemäß versucht jedoch die Umgebung sich zunächst einer derartigen Beeinflussung zu widersetzen, da auch ein mangelhafter Zustand, der bekannt ist, für gewöhnlich einem unbekannten oder vorteilhafteren vorgezogen wird. Das kommt daher, weil niemand für den zukünftigen Vorteil garantieren kann, sondern derselbe erst ausprobiert werden muß. Wer organisiert, hat daher, besonders zuerst, sehr heftige Widerstände zu überwinden, und hierin liegt ein weiterer Unterschied der Tat vom Wunsch und Kritik; beide werden durch keine Gegenhandlung aufgehalten. Sind diese Widerstände zerstört, so ist damit das Alte zertrümmert, und der Organisator erteilt jetzt seiner Umgebung dieselbe Bewegungsrichtung, die er in sich verspürt, und hierin liegt der dritte Unterschied zwischen Anderswollen und Andershandeln.

Im Erfolge sind Wort und Tat daher auch grundverschieden, insofern, als nur durch Taten Zustände von Dauer geschaffen werden können, Zustände, die auch nach Ableben ihres Begründers mit einer selbständigen Existenz weiterleben.

Dabei tritt allerdings fast immer der Fall ein, daß das Werk, je stabiler es wird, um so mehr eine eigene Form annimmt, eine Form, die von dem ursprünglichen Plan des Organisators mehr oder weniger abweicht. Der Organisator erzielt also Erfolge, die er vielleicht zunächst gar nicht beabsichtigt hat, und muß auf andere verzichten, die er erlangen wollte. So zerfiel das Weltreich Alexanders sofort nach seinem Tode, aber es blieb die griechische Kultur in Kleinasien; Cäsar gelang es nicht, selbst Kaiser des römischen Reiches zu werden, aber trotzdem war er der Begründer des Imperialismus; das Werk Bismarcks dagegen steht fast unverändert da und führt uns in der Festigkeit seiner Organisation die ganze Größe dieses Mannes vor Augen. Wenn auf diese Weise die erzielte Dauer das hauptsächlichste Kriterium und das wesentlichste Charakteristikum der Tat ist, so sehen wir jetzt, wieso auch Werke der Kunst und Wissenschaft als Taten angesehen werden müssen. Dadurch, daß der Künstler und der Wissenschaftler seiner Schöpfung eine feste, allgemeingültige Form gibt, sichert er seinem Werke die Dauerwirkung. Wird es in Betracht gezogen, so werden Vergleiche der Umgebung mit dem betreffenden Werke angestellt, und das Werk, das bestimmte Ideen ausdrückt, wirkt in anregender, anspornender Art und Weise. So vollzieht es eine stille Organisationsarbeit, die aber trotzdem höchst nachdrücklich zu sein pflegt, und die nicht eher zum Stillstand kommt, als bis der Ideengehalt der Werke erschöpft ist.

Nach Betrachtung solcher hervorragender Beispiele ist es leicht, Rückschlüsse auf die Erscheinungsart und den Wert der Tat in unserem täglichen Leben zu machen. Weitaus die meisten Menschen begnügen sich ihr lebelang mehr oder weniger mit dem Wort, und die wenigsten kommen dazu, dem Wort die Tat folgen zu lassen. Es soll nicht unsere Absicht sein, über Lebensschicksale, die im durchschnittlichen Gleichmaß verlaufen, zu spotten; wer gerne verächtlich von „Philistern" spricht, gehört gewöhnlich selber zu ihnen; aber wir wollen uns doch daran erinnern, wie oft wir Menschen im gewöhnlichen Leben begegnet sind, die uns im eigentlichen Sinne als Philister erschienen, und über die sich unser abfälliges Urteil auch nicht änderte, wenn wir es absichtlich, ja gewaltsam bekämpften. Diese Leute gehörten nicht zum Durchschnitt der Berufsmenschen, nicht zu den stillen Alltagsarbeitern; sie hoben sich von diesem Niveau ab und bilden eine Gruppe für sich. Während die andern nach der Arbeit ruhten — redeten sie. Sie sprachen über alles, was in ihr Gesichtsfeld gekommen war, über Wirtschaft und Kunst, Politik und Recht; sie waren scharfe Kritiker; sie brachten die Welt in Unordnung und wieder in Ordnung und gingen schließlich ihrer Wege in dem festen und stolzen Glauben, die Kultur ein gutes Stück vorwärts gebracht zu haben; aber in Wirklichkeit hatten sie doch nur geredet.

Wenn ein Mensch große Gaben mit auf die Welt bringt und leidlich vom Glück begünstigt ist, so ist es nicht schwer für ihn, etwas Besonderes zu leisten. Er braucht nur dieselbe Energie aufwenden, die ein anderer im täglichen Leben verbraucht, und der Erfolg ist mit ihm. Die Welt ist ja so verschwenderisch mit Anerkennung von Leistungen, die sie wirklich bemerkt, weil sie nicht mißzuverstehen sind. Aber in demselben Maße, wie sie hier zu loben versteht, bleibt sie fremd und kalt bei Verdiensten, die minder glänzende Bahnen wandeln. Es gibt jedoch eine Anzahl von schöpferischen Kleinarbeiten, die für die Kultur von höherer Bedeutung sind, als manche große Würfe, die einzelnen Bevorzugten gelingen. In der Berufsarbeit von Millionen von Menschen sind diese scheinbar bedeutungslosen Kulturproduktionen enthalten; hier wirken sie, ohne daß an die große Glocke geschlagen wird. Hier hat jedermann Gelegenheit, im kleinen seine eigenen, neuen Wege zu gehen und etwas Neues zu schaffen, kurz, Taten zu vollbringen.

Wenn man diese in Betracht zieht, so muß man in gewissem Sinne geradezu eine Umwertung der öffentlichen Anerkennung ver-

Digitized by Google

langen. Das Lob, das manchen Tagesgrößen zuteil wird, ist sehr oft stark übertrieben und wird dem wirklichen Verdienst nicht gerecht. Gerade in Deutschland sollte die öffentliche Meinung sich in höherem Maße der treuen Kleinarbeit statt dem großen „Bluff" zuwenden; da wirkt so manches Genie im Verborgenen, ohne je durch Lob belohnt und ermuntert zu werden. Gehört nicht auch jeder der Tapferen, die draußen im Felde durch eine Unzahl von immer neuen Versuchen und Vorstößen dem Feinde Vorteile abringen, zu diesen schöpferischen Kleinarbeitern, die mehr wert sind als die Leute, die die große kritische Trompete blasen? Hoffentlich wird der Krieg auch die Wirkung haben, daß die Menschen einsehen, daß nicht jeder ein Künstler oder Gelehrter sein muß, um kulturfördernd zu wirken. Im Felde, wo nicht danach gefragt wird, welche „Neigungen" jemand hat, sondern wo die Forderungen des Augenblicks maßgebend sind, wird vielleicht so manchem die Einsicht aufgehen, daß alle großen Taten, mithin auch echte Kunst und Wissenschaft aus der Beschäftigung hervorgehen, zu der uns die Notwendigkeit bestimmt. An diesen „Alltags"beschäftigungen üben wir die Tat im kleinen; sie sind das Fundament, auf dem größere und ganz große sich aufbauen können. Dann werden uns keinerlei Beschäftigungen mehr verächtlich und untergeordnet dünken, und wir werden statt des Unterschiedes zwischen ehrenvoller und entehrender, lieber den zwischen zweckvoller und zweckloser Tätigkeit machen.

In friedvoller Zukunft wie heute im Kriege wird dann unser ganzes Volk, jeder an seinem Platze, wirklich handeln, kleine und große T a t e n vollbringen.

Mögen unsere Feinde, je länger je mehr r e d e n und lügen, wir werden des großen Tatbeispiels eines Bismarck eingedenk sein.

Dies können wir jedoch mit Stolz und mit einem Gefühl der Freiheit, die nicht durch die Erinnerungen an den großen Mann und an eine glänzende Zeit beeinträchtigt wird. Hoffen wir doch, uns Bismarcks würdig zu erweisen, denn im Osten und Westen, zu Land und zur See leben wir auch heute im Zeichen der, die die Welt umzugestalten versteht, im Zeichen der — T a t.

*

Wandlung

Wir waren so überkultiviert,
So über die Maßen differenziert,
Wir kannten uns selbst schon im eigenen Haus,
In Kopf und Herzen so recht nicht mehr aus.

Da warf uns Gott in den Tiegel hinein
Und schmolz uns am Feuer des Weltkrieges ein—
Und sieh: auf einmal wissen wir klar,
Was krumm, was grade, was falsch, was wahr!

Margarethe Vieth.

*

Der große Kanzler im deutschen Liede / Von Paul Pasig

Zum hundertjährigen Geburtstage. 1815 — 1. April — 1915.

Scheint's nicht eine wundersame Fügung des Schicksals, daß das entscheidungsreiche Jahr unseres heldenhaften Ringens um Sein und Nichtsein geradezu ein „B i s m a r c k j a h r" genannt werden kann, ein Jahr des lebhaftesten Gedenkens an den, dessen unübertroffener Staatskunst wir dies unser machtvolles Deutsches Reich verdanken, und der gerade um deswillen die Ehre gebührendsten Hasses bei unseren Feinden genoß? Am 1. April wird man, so weit Deutsche wohnen, den Tag feiern, der uns vor einem Jahrhundert den Reichsgründer schenkte, nachdem am 20. März ein Vierteljahrhundert seit seiner Entlassung aus seinen mit unvergleichlichem Ruhme und beispiellosem Erfolge verwalteten Ämtern verstrichen war. Der Ernst der Zeit verbietet laute und prunkvolle Jubelfeiern, weil sie wohl ursprünglich geplant waren, und auch die Denkmalsfeier auf der Elisenhöhe bei Bingen, und manche andere sind auf ruhigere Zeiten verschoben worden. Aber seinen Bismarck zu feiern, das läßt sich das dankbare deutsche Volk nicht nehmen. Und sei's auch nur, indem es das heilige Gelübde erneuert, im Bismarckschen Geiste, der „Gott, aber sonst nichts in der Welt" fürchtet, weiterzuschaffen an der großen, ihm von der Vorsehung übertragenen Aufgabe, bis zu deren glücklicher Lösung. Und Denkmäler? Bedarf denn der Gefeierte überhaupt noch solcher? Erz und Stein sind dem zerstörenden Einflusse der Zeit unterworfen.... Die D i c h t u n g aber hat ihm ein Denkmal gesetzt, dauernder als beide, und es lohnt sich wohl, gerade in diesem Bismarckjahre den Akkorden zu lauschen, in denen der Gewaltige gefeiert wird. Ist es doch, als sei in ihm ein Schicksalswillen erfüllt worden, von dem vorausahnend und prophetisch E m. G e i b e l einst sang:

„O Schicksal, gib uns einen, einen Mann!
Was frommt uns aller Witz der Zeitenkenner,
Was aller Dichter ungereimt Geplänkel,
Vom Sand der Nordsee bis zum wald'gen Brenner,
Mit eh'rner Faust beherrsch' und eh'rnem Schenkel."
Daß er die Zeit, den tollgewordenen Renner,
Mit eh'rner Faust beherrsch' und eh'rnen Schenkel."

Und dieser „Nibelungenenkel" war eben kein anderer als unser Bismarck, der einst von unserem deutschen Vaterland das Wort prägte: „Setzen wir

Digitized by Google

Deutschland nur in den Sattel, reiten wird es schon können!" Kühner Wagemut freilich gehörte dazu, und der war Bismarcks unveräußerliches Erbteil. Das zeigte sich namentlich schon während der Göttinger Studentenzeit, wo er, als Mitglied des Korps „Hannovera", den Beinamen „Achilleus, der Unverwundbare" sich erwarb. Von diesen Tagen freien, ungebundenen Jugendübermutes singt G. Schwetschke:

„Hört ihr dort den Schall der Waffen?
Hört ihr dort des Kampfes Tosen?
Hei, wie blitzen scharfe Klingen,
Hei, wie pfeifen Terz und Quarten,
Wie so mancher haut so manchen
Übers Maul und wird gehauen.
Und so schlang ein roter Faden
(Nämlich der von Blut und Eisen)
Damals schon durch unsres Burschen
Erdenwallen sich . . ."

Und als er 1849 als Abgeordneter zuerst statt des blitzenden Schlägers das scharfe Schwert schneidiger Rede führte, da rief „eine Preußin" ihm begeistert zu:

„Hui, Bismarck, wie klingt deine Rede so gut,
Hui, Bismarck, wie flammst du in Löwenmut!
Das Schwert deiner Rede es blitzet so frei,
Und der Sinn deiner Rede ist ewige Treu'!"

Ein Held, ein echter deutscher, in seinem Wollen, Wirken und — Leiden, blieb Bismarck sein Leben lang. Man erinnere sich nur der beispiellosen Kaltblütigkeit und kühnen Entschlossenheit, die er bei den gegen ihn verübten Attentaten bewies! Bei dem ersten, am 7. Mai 1866 Unter den Linden, warf er sich, obwohl angeschossen, dem Attentäter Blind, der aus unmittelbarster Nähe fünf Schüsse auf ihn abgefeuert hatte, selbst entgegen und hielt den Verbrecher so lange fest, bis Militär kam und diesen festnahm. Und als er verspätet im Kreise der Seinen zum Abendessen erschien, wo eine kleine Gesellschaft seiner harrte, trat er unbefangen auf seine Gemahlin zu, küßte sie liebevoll auf die Stirn und sprach: „Mein Kind, sie haben auf mich geschossen, aber es ist nichts!" G. Hesekiel deutete diese „fünf Schüsse" sinnbildlich:

„Wohlauf, mein Preußen, fasse du
Nur stark und fest wie Bismarck zu,
Ersticke kühn den glühenden Brand
Im Eisendrucke deiner Hand!
Voran, mein König, stolz und fest,
Die Dohlen stoßen aufs Adlernest!
Fünf Schüsse sind ein Zeichen fein:
Gott will auch fürder mit Preußen sein.
Die Klinge blank und die Kugel im Lauf:
Mein altes Preußen, mit Hurra drauf!"

Vor allem waren es die kriegerischen Ereignisse von 1866 und 1870-71, die Bismarck, den zwar so Vielgeschmähten, weil Vielverkannten, geradezu volkstümlich machten. Denn nun sah man, daß seine Politik nicht nur die richtige, sondern vor allem auch die für Preußens und Deutschlands Heil unbedingt nötige war. Als er siegreich von Böhmens blutgetränkten Gefilden heimkehrte, begrüßte Direktor Bonnele (vom Friedrich-Werderschen Gymnasium) den großen, ehemaligen Schüler, in einer schwungvollen Ode, in der es hieß:

„Jetzt kehrst du siegreich heim aus dem blut'gen Krieg,
Gefallen ist die Wand, die den Weg gehemmt,
Mit kühnem Schlag hast du zerschmettert,
Was in den Abgrund dich sollte stürzen.
Mit Staunen sieht erfüllet dein Seherwort
Das deutsche Volk, das jüngst es von dir vernahm:
Nicht Worte, Feste, Trinkgelage,
Kampf nur und Blut wird es einst vereinen!"

Und das glorreiche Jahr 1870-71 brachte die herrlichste Vollendung. Da ward unser Bismarck als der bekannt, als den ihn seither mancher Künstler verewigt hat: als der deutsche Reichsschmied. Von ihm sang der Schweizer K. F. Meyer:

„Am Ambos steht der alte Schmied
Und schwingt den Hammer und singt sein Lied.
Er steht, umlodert von Feuersglut,
Die Funken sprißen rein rotes Blut.
Hell klingt der Amboß, kurz der Spruch:
‚Drei Schläge tu' ich mit Segen und Fluch:
Der erste schmiedet den Teufel fest,
Daß er den Welschen nicht siegen läßt.
Den Erbfeind trifft der zweite Schlag,
Daß er sich nimmer rühren mag.
Der dritte Schlag ertöne rein,
Er soll für die deutsche Krone sein!'"

Krieg und Sieg von 1870-71 bildeten die Krönung von Bismarcks Lebenswerk, wie das die Gemäldeinschrift an der Akademie der Künste in Berlin beim feierlichen Truppeneinzug (16. Juni 1871) so kurz und treffend rühmte:

„Eisengeschmiedet erwuchs, mit Blut gekittet, die Einheit,
Trotzend den Stürmen der Zeit. Meister, du lösteſt dein Wort!"

Nun ward auch den anfangs Widerstrebenden klar, daß kein anderer als Otto von Bismarck der von der Vorsehung dem Vaterlande zur Errettung aus jahrhundertelanger Schmach und Erniedrigung erkorener Held sei, und unumwunden bekannte daher O. von Redwitz:

„Und furchtlos will ich's ehrlich eingestehen —
Denn nie bringt Schande die erkannte Wahrheit,
Doch schimpflich ist's, auf falschen Trotz zu pochen.
In anderm Licht konnt' ich die Welt besehen,
In manches dunkle Wirrsal kam mir Klarheit,
Manch hartes Wort — jetzt blieb es ungesprochen."

Wie ein jäher Blitz aus heiterem Himmel traf daher das deutsche Volk die Kunde von der Entlassung des Gefeierten, dem es sich in unveränderter,

Digitized by Google

ewiger Dankbarkeit verbunden fühlte. Ungezählte Tausende wallfahrteten hinaus zum stillen Sachsenwalde nach Friedrichsruh, wo der streitbare Recke noch in ungebrochener Kraft seines gottverliehenen Amtes, aber jetzt als getreuer Mentor seines geliebten deutschen Volkes waltete. Was begeisterte Studentenscharen damals draußen anstimmten, das war allen Deutschen aus der Seele gesungen:

Horch, Sturmesflügel rauschen,
Die deutschen Eichen lauschen!
Blinkender Schläger Klang
Mischt sich dem Chorgesang,
Hurra! . . .

Du Held vom Stamm der Eichen,
Du Ritter ohnegleichen,
Dein Haupt, so hochbetagt,
Ob dem Jahrhundert ragt,
Hurra!

Und noch einmal ergriff der namenlose, tiefe Schmerz das treue deutsche Herz: das war am 30. Juli 1898, als die düstere Kunde das Vaterland durcheilte, Bismarck, der 83jährige, den man fast für gefeit hielt gegen die Wechselfälle des irdischen Daseins, auch er habe der Sterblichkeit seinen Tribut zollen müssen! Anfangs wollte niemand die Trauerkunde glauben, denn man hielt es einfach für unmöglich! So innig, so unlösbar war eben Bismarck mit dem ganzen deutschen Fühlen und Denken, dem deutschen Sein und Wesen verknüpft! Aber doch war sie wahr, die Trauerkunde, und Frida Schanz sang's allen aus dem Herzen:

„Und er kam, der Schmerz der Schmerzen!
Und du mußt dich dran gewöhnen,
Deutsches Volk, durch alle Herzen
Geht ein tiefes Trauerdröhnen!

Höchsten Herrschers Rufe setzten
Still ein Ziel dem Hehren, Alten,
Der gewaltigsten, der letzten,
Der drei Ewigkeitsgestalten."

Heimgefahren, wie „Kladderadatsch" in seiner Trauernummer es so sinnig darstellte, war der Held nach Walhall, von dem die Wahrheit gilt:

„Wer von den Herrschern allen und Helden mag
Sich ihm vergleichen! Hat er den Deutschen nicht
Erkämpft das Höchste, dem der Besten
Sehnen gegolten seit alten Tagen?
Aus Schmach und Ohnmacht führt' er mit starker Hand
Sein Volk zur Macht und Größe, zu Glanz und Ruhm;
Das schon verloren schien für immer,
Gab er uns wieder, das Gut der Einheit."

Im stillen Sachsenwalde auf eichenumrauschter Höhe ruht er nun, wie er gewünscht, der „treue deutsche Diener Kaiser Wilhelms I.". Eine Wallfahrtsstätte ist die schlichte Grabkapelle dort für ungezählte Deutsche geworden, die hier, von Bismarcks unsterblichem Geiste umrauscht, sich aufs neue Lebens- und Schaffenskraft in Bismarckschem Geiste erflehen vom Lenker der Weltgeschicke. Und wenn unser Volk in fast übermenschlichem Ringen um seine nationale Ehre und Selbständigkeit, in das seine alten, neiderfüllten Feinde es verstrickten, sich seines Bismarcks erinnert, der es „Gott, sonst nichts auf der Welt" fürchten gelehrt hat, dann wird es auch der übermächtigsten Feinde Herr werden. Segnend und stärkend umweht es Bismarcks Geist, wie auf Frankreichs Schlachtfeldern, so im fernen Osten, wo der Gewaltige einst auch an seinem Lebenswerk geschaffen. Nicht tot ist er uns. Vielmehr gilt von ihm das Dichterwort:

„Ob auch am Steuer fehlt deine Hochgestalt,
Solang' dein Geist uns treibt zu entschlossener Tat,
Zwingt stolz des Reiches Schiff die Brandung,
Purpurne Zukunft in seinen Segeln."

*

Alldeutschlands Söhne

Sie zogen dahin, Alldeutschlands Kron',
Und alle geliebt, einer Mutter Sohn.

Sie zogen singend ins ferne Flandern,
Als gält' es, ins Tor des Lebens zu wandern.

Zum tückischen Sprung lag der Feind geduckt,
Sie haben nicht mit der Wimper gezuckt.

Im klirrenden Anstoß Mann gegen Mann,
So stürmte die siegende Jugend an.

„Deutschland über alles!" — braust's durch die Reih'n,
Da schlug der Tod mit der Sense hinein.

Alldeutschlands Söhne, Alldeutschlands Kraft,
Die Besten der Besten dahingerafft.

Und färbt auch ihr Blut die Erde rot,
Sie haben ein Lächeln in aller Not.

Denn ihrer der Kranz und ihrer die Kron',
Und jeder beweint, einer Mutter Sohn. —

O Deutschland, mein Deutschland, dir Ehr', dir Ruhm,
Deinen Söhnen unsterbliches Heldentum.

O Deutschland, mein Deutschland, dir Ehr', dir Preis,
Wo so sieghaft die Jugend zu sterben weiß.

O Deutschland, mein Deutschland, groß und stark,
Wo solches Reis sproßt aus deinem Mark.

Ein ewiger Frühling wird dich umblüh'n,
Die deutsche Volkskraft, jungstark und kühn.

Herta Rolin.

Digitized by Google

Bücherbesprechungen

Walther Freyer. **Im Kampf um den Ozean.** Dieterichsche Verlagsbuchhandlung (Theodor Weicher), Leipzig 1914.

Dieser ein halbes Tausend Seiten starke, mit erlesenem Geschmack gedruckte Seeroman ist ein Tendenzroman, zum Schluß eine Utopie. Nicht die bewegten Erlebnisse des haltlosen Leichtmatrosen oder die mit packender Anschaulichkeit geschilderten Schiffskatastrophen, nicht einmal das schmerzliche Geschick der schönen Frau des Generaldirektors Rebacher und seines skrupellosen Oberinspektors sind die Hauptsache in dem Werke, so sehr sie unsere lebhafte Teilnahme wecken, sondern im Mittelpunkte des Ganzen steht das gigantische Ringen um den Ozean, zwischen Hamburg und Bremen, zwischen Hamburg und England. Diesen gewaltigen Kampf mit voller Beherrschung alles Sachlichen, Technischen, Wirtschaftlichen in seiner ganzen Entwicklung kraftvoll geschildert zu haben, ist das hohe Verdienst des wertvollen Buches, das sich an den spannendsten Stellen auch zu prächtigem Schwung der Darstellung erhebt.

P. Maurus Carnot. **Gedichte.** Art. Institut Orell Füßli, Zürich. Preis 3,50 Mk.

Kein ganz ungewagtes Unternehmen, heute einen Band Gedichte von dreieinhalbhundert Seiten unter die Leute zu schicken! Sie sind nicht alle gleich wertvoll; eine strengere Auswahl wäre wohl am Platze gewesen, einzelnes mehr Anempfundene hätte ruhig wegbleiben dürfen. Aber dazwischen steckt auch viel Originales, viel Naturfinn, viel Verständnis für den Flug der Geschichte, vor allem tiefe, ernste Religiosität und die echt schweizerische Liebe zur Heimat. Eigenständige Bilder und Vergleiche, die nicht am Wegesrande gepflückt werden konnten, sind mir besonders aufgefallen.

Luise Reischauer. **Und wenn es köstlich gewesen ist . . .** Erzählung. Missionshandlung, Hermannsburg. Preis geb. 4,— Mk.

Ich will vorausschicken, was ich an diesem über 400 Seiten starken, gut ausgestatteten Buche anerkennen kann: Den Ernst, mit dem die Verfasserin manches Vernünftige über Arbeit, Selbstüberwindung, Lebenserfahrung usw. vorträgt, die geschickte Verwertung des Dialekts, die eingeflochtenen fesselnden, geschichtlichen Exkurse, die gelassene Schlichtheit und manchmal auch Behaglichkeit der Darstellungsweise. Das alles macht das Buch zu einer anregenden Lektüre für nachdenksame, freilich auch wohl etwas altmodische Leute. Wenn ich trotzdem das Werk grundsätzlich ablehnen muß, so geschieht es wegen der künstlerischen Unverhülltheit seiner Tendenzen. Es wird hier nicht ein religiöses Erlebnis künstlerisch geschildert, sondern es soll auf dem Umwege über den Roman unser religiöses Empfinden geweckt und gestärkt werden, und wenn das in dieser deutlich allzu deutlichen Form — am aufdringlichsten ist die Propaganda für die Mission — geschieht, so geschieht damit sowohl der Religion wie der Kunst ein Unrecht. Dr. Hans Zimmer.

L. Dill. **Der Tag in Nancy.** Erzählung. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart. Preis geh. 4,— Mk., geb. 5,— Mk.

Die Verfasserin dieser Erzählung ist den Lesern der Romanzeitung wohlbekannt durch ihren Roman „Most", der vor noch nicht langer Zeit in der Romanzeitung erschienen ist und großen Beifall fand. Auch dieses neue Buch der Verfasserin ist eine schöne, lesenswerte Arbeit. Die Novelle, nach der der Band benannt ist, ist schon vor Ausbruch des Krieges entstanden. In dieser und ebenso in den andern Novellen werden interessante gesellschaftliche Probleme mit Geschick behandelt. Aus der Darstellung der Menschen und ihrer Handlungen spricht eine umfangreiche Lebens- und Menschenkenntnis, die der Erfolg einer ausgezeichneten Beobachtungsgabe ist. Besonders in der Milieuschilderung ist L. Dill Meisterin; mit unbedeutenden, kleinen Zügen versteht sie immer, die Situation zu treffen, vermag sie den einzelnen Menschen, einen Haushalt, einen ganzen Stand zu kennzeichnen. Sie weiß anregend zu plaudern und ihre Leser zu unterhalten, aber sie besitzt auch genug Tiefe, um ernsten Naturen Stoff zum Nachdenken zu geben. So kann man das Buch warm empfehlen. Dr. H. Janke.

Briefkasten

M. B. Cl. Ihr freundlichst eingesandtes Manuskript ist für mich zum Abdruck nicht brauchbar, es ist Ihrem Wunsche gemäß vernichtet worden. Dr. H. J.

Zur freundlichen Beachtung!

Unseren verehrlichen Abonnenten zur gefälligen Nachricht, daß mit Heft 27 das dritte Vierteljahr des 52. Jahrgangs der „Deutschen Romanzeitung" beginnt.

Für das Frühlingsvierteljahr (April — Juni) sind unter anderem folgende neue Romane vorgesehen:

Freiherr von Schlicht: Weit vom Schuß,
Christine Luckwald: Die Herrin von Hellerbrunn,
Artur Babillotte: Straßen und Sessel.

Diese Autoren gehören zu den talentvollsten Schriftstellern der Gegenwart und haben sich bereits durch verschiedene Arbeiten einen Namen gemacht. Es freut uns aus diesem Grunde, unseren Lesern einige neuere Arbeiten bieten zu können.

Neu hinzutretenden Abonnenten werden die Nummern der bereits begonnenen Romane auf Wunsch kostenfrei nachgeliefert.

Verlag der Deutschen Romanzeitung.

Inhalt des Heftes 26: Aus dem Leben eines preußischen Volksschullehrers. Von E. R. Gregorovius. — Gerd. Roman von Minna von Heide (Schluß). — **Beiblatt:** Das Bismarckjahr. Gedicht von H. Unger. — Bismarck und wir. Von Dr. Hans Janke. — Wandlung. Gedicht von Margarethe Vieth. — Der große Kanzler im deutschen Liede. Von Paul Pasig. — Alldeutschlands Söhne. Gedicht von Herta Rolin. — Bücherbesprechungen. — Briefkasten.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin; Vertretungsweise Dr. Hans Janke. Verlag von Otto Janke. — Ausgegeben am 27. März 1915. — Druck von A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

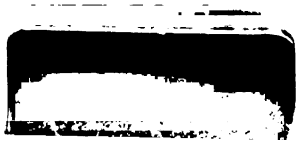
Digitized by Google

Digitized by Google

AP30
D378
52:1-2
1915

	DATE DUE		

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA
94305



Digitized by Google